<36613788500010

Mnemosyne.

Beiblatt

zur

Neuen Würzburger Zeitung.

Jahrgang 1861.

Würzburg.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 1. Mittwoch den 2. Januar **1861.**

Der Diebsbanner.

Eine Geschichte aus dem Wendischen Volksleben.

Von Eduard Ziehen.

I.

In einem großen Dorf auf dem linken Ufer der Niederelbe wohnte vor mehreren Decennien ein alter Hirt, der ungeachtet seiner untergeordneten Stellung und seiner Armuth bei allen Bewohnern des Ortes in einem ungewöhnlich hohen Ansehen stand, da man von ihm sagte, er kenne mancherlei geheimnißvolle Mittel, durch welche er etwas Gestohlenes wiederschaffen und den Dieb zu entdecken vermöge. Sein Aeußeres trug nicht wenig dazu bei, den Leuten Respekt vor ihm einzuflößen. Er war ein außerordentlich großer hagerer Mann von etwa fünfzig Jahren, mit grauem Haar, dunklen Augen und tiefgefurchtem bleichem Gesicht, das stets einen ungemein ernsten Ausdruck zeigte. Sein gewöhnlicher Anzug bestand in einer langen Jacke von blauem Tuch, kurzen leinenen oder manchesternen Beinkleidern, bis an's Knie reichenden Stulpstiefeln und einem runden schwarzbraunen Filzhut, auf welchem fast immer irgend eine Blume, ein Blätterbüschel, eine seltene Pflanze oder ein kleiner Zweig von einem wilden Strauch oder einem Waldbaum steckte.

Lassow — so hieß der alte Hirt — war aus einem Dorfe jenseits der Elbe gebürtig, hatte fünfzehn Jahre auf einem Gut in der Nachbarschaft als Schäfer gedient und endlich das Hirtenamt in Dambin angenommen, wo er sich durch seine Pflichttreue und tadellose Rechtschaffenheit sehr bald die allgemeine Achtung erworben hatte. Er lebte still für sich in dem kleinen Hirtenhäuschen am äußersten Ende des Dorfes; verheirathet war er nie gewesen; ein um fünf Jahre jüngerer Bruder — ein sogenannter Anbauer*) — in Dambin, dessen Frau und zwanzigjährige Tochter waren die Einzigen, welche ihm von allen seinen Angehörigen noch geblieben waren.

Da er sein ganzes Leben hindurch vom frühen Morgen bis zum späten Abend Felder und Wiesen, Wälder und Haiden durchzogen hatte, so hatte sich sein Blick für alle Erscheinungen in der Natur ungewöhnlich geschärft; in der Einsamkeit, welche ihn stets umgeben, hatte er über die Dinge in der Welt reiflich nachgedacht und dadurch manche eigenthümliche Ansichten gewonnen. Unter anderem war er der Meinung, daß sich für jede Krankheit der Menschen und Thiere auch ein Heilmittel in der Natur finde, und da er die letzteren in gesundem und krankem Zustand genau beobachtet hatte, so hatte er manche heilkräftige Kräuter und Stoffe entdeckt, die er häufig mit Erfolg zum Nutzen der Dorfbewohner anwendete. Wenn einem Bauern irgend ein Hausthier erkrankte, ward stets der alte Lassow gerufen, und der wußte für Alles Rath. Die Abergläubischen meinten, es genüge, wenn er das kranke Thier nur mit der Hand bestreiche und es „bespreche", und er ließ sie bei diesem Glauben.

Alles dieß würde ihm aber nicht das Ansehen verschafft haben, welches er genoß, wenn man ihm nicht jene oben erwähnte Kunst, Diebe zur Herausgabe des Gestohlenen zu zwingen, zugeschrieben hätte. Obgleich er selber niemals geradezu gesagt, daß er Diebe bannen könne, so hatte er sich doch jedesmal, wenn etwas gestohlen worden war, bereit finden lassen, sein Möglichstes zu thun, um das Entwendete wieder herbeizuschaffen. Dabei hatte er indessen stets erklärt, daß er über einen nicht im Dorfe wohnenden Dieb keine Macht besitze, und sich stets geweigert, den Dieb zu bezeichnen, falls dieser das Gestohlene zurückgebracht; nur einige Mal, als die entwendete Sache nicht wieder zum Vorschein gekommen war, hatte er sich bewegen lassen, den Namen des Schuldigen zu nennen, und dann auch stets den Rechten getroffen.

Einige behaupteten zwar, Lassow's Kunst habe sich in mehreren Fällen nicht bewährt; die meisten dagegen waren fast davon überzeugt, daß er gewisse geheime Mittel kenne, die ihm eine unbegränzte Macht über die Diebe gäben. Zum Beweis dafür beriefen sie sich auf das eigenthümliche Verfahren, welches er beobachtete, wenn irgend eine Sache entwendet worden war, und der Bestohlene die Hilfe des alten Hirten in Anspruch genommen hatte. Der Letztere pflegte nämlich in diesem Fall um die Mittagszeit, wenn Alle bei Tische saßen, in sämmtliche Häuser des Dorfes zu gehen und sich eine Schnitte Brod und etwas Salz von dem Hausherrn oder der Hausfrau geben zu lassen. Er sagte zwar niemals, zu welchem Zweck er komme, aber Jeder wußte, um was es sich handelte, wenn er zur genannten Zeit in's Zimmer trat und sich Brod und Salz erbat. Da er gewöhnlich erklärte, er bedürfe eine Frist von sieben bis acht Tagen, um den Dieb kennen zu lernen und das Gestohlene wieder zu schaffen, so stellte er sich außerdem an dem nächsten Sonntag kurz vor dem ersten Geläute dicht

*) Die vier Classen der Hofbesitzer im Wendlande sind: Vollhufner, Halbhufner, Kossater und Anbauer.

neben der großen Kirchenthür auf, so daß Alle, welche dem Gottesdienst beiwohnen wollten, neben ihm vorüberschreiten mußten. In derselben Weise ließ er nach dem Schluß der Predigt Alle zum zweiten Male an sich vorüberziehen: der Grund dieses Verfahrens war ebenfalls Niemandem unbekannt. Auch pflegte er im Lauf der entscheidenden Tage allabendlich in die Schenke zu gehen, die er sonst nur selten besuchte.

Eine Thatsache war es, daß in keinem Dorfe weit und breit so wenig Diebstähle und Veruntreuungen vorkamen wie in Dambin, weil die Gewissenlosen und Schlechten sich vor der geheimnißvollen Kunst des alten Hirten fürchteten.

Als Lassow eines Abends zu Anfang des Monats Juni zu seinem Bruder ging, fand er einen jungen Anbauer Namens Bellin dort, der sich vor einem Jahre von dem Gelde, welches ihm sein Vater hinterlassen, ein kleines Häuschen gebaut und einige Morgen Landes gekauft, und der, wie die Leute wissen wollten, ernstliche Absichten auf die blondhaarige, blauäugige Tochter des Anbauers Lassow hatte. Niemand zweifelte daran, daß der stattliche siebenundzwanzigjährige Bursche mit den frischen rothen Wangen, dem lockigen braunen Haar und den lebhaften dunklen Augen die hübsche Dorothea heimführen werde.

Der alte Hirt grüßte die Anwesenden in seiner gewohnten freundlich-ernsten Weise, setzte sich in den mit einem weichen Polster belegten großen Lehnstuhl, der im Winter wie im Sommer neben dem riesigen braunen Kachelofen stand, und begann ein Gespräch mit seiner Schwägerin, die in der Mitte des Zimmers saß und spann. Dorothea, die gleichfalls das Rad drehte, und Bellin saßen neben dem rothangestrichenen großen tannenen Tisch am Fenster und unterhielten sich von einer kürzlich im Dorf gefeierten Hochzeit, auf welcher Dorothea als Brautjungfer figurirt und wegen ihrer Schönheit Aufsehen erregt hatte. Der jüngere Lassow schritt, aus einer kurzen Pfeife rauchend, langsam im Zimmer auf und nieder und mischte sich bald hier und bald da in das Gespräch.

Bellin hoffte von einer Minute zur anderen, daß der alte Hirt aufbrechen werde; als dieß aber nach Verlauf einer Stunde noch nicht geschehen war, begab er sich selber hinweg, um den Rest des Abends in der Schenke zu verbringen. Zwischen Beiden bestand nämlich ein etwas gespanntes Verhältniß, weil der Greis ihm mehrmals öffentlich seinen Leichtsinn und sein prahlerisches Wesen vorgerückt hatte — ein Vorwurf, den Bellin in der That verdiente.

Als der letztere das Zimmer verlassen hatte und auch Dorothea fortgegangen war, um mehrere häusliche Arbeiten zu besorgen, fragte der alte Hirt seinen Bruder, ob das Gerede der Leute, daß Bellin sich um Dorothea beworben habe, wahr sey.

Der Anbauer schien durch diese Frage in einige Verlegenheit zu gerathen. Er schwieg eine Weile und erwiderte dann mit erheuchelter Gleichgiltigkeit:

„Nun — wenn es wahr wäre — — was würdest Du dazu sagen?"

„Ich sage, es würde ganz unverantwortlich von Dir seyn, wenn Du dem eingebildeten, prahlerischen und leichtsinnigen Burschen Deine Dorothea zur Frau gäbest," entgegnete der alte Hirt.

„Du urtheilst sehr strenge über ihn."

„Nicht strenger, als er es verdient. Er hat ein kleines hübsches Besitzthum; aber wenn er halbe Tage in der Schenke zecht und mehr an sein Vergnügen als an seine Arbeit denkt so wird er bald ein Bettler seyn. Halbverarmt ist er schon".

„Hast Du ihm denn unsere Dorothea schon zugesagt?" fragte die Frau Lassow ihren Mann erschrocken.

„Nein — noch nicht," erwiderte der letztere. „Bellin, scheint unsere Dorothea aber gewaltig lieb zu haben und fest darauf zu rechnen, daß wir sie ihm geben. Sie selbst hält auch große Stücke auf ihn."

„Wenn dem so ist, so mag er's zeigen und sich bessern", sagte der alte Hirt mit bestimmtem Ton. „Bevor dies nicht geschehen ist, kann meiner Meinung nach von einer Heirath zwischen ihm und Dorothea nicht die Rede sein."

„Ja das ist auch meine Meinung," fügte jene hinzu. „Gott hat uns nur das Eine Kind geschenkt — es wäre schrecklich, wenn es durch unsere Schuld unglücklich würde."

„Ich gehe nicht eher von hinnen, als bis Du mir die Hand darauf gegeben hast, daß Du Bellin mit seiner Bewerbung abweisen willst," sagte der ältere Bruder zu dem jüngeren.

Der letztere wollte noch einige Einwendungen machen, da aber auch seine Frau darauf bestand, daß er das geforderte Versprechen leisten sollte, so gab er zuletzt nach und gelobte beiden mit einem Handschlage, Bellins Bewerbungen nicht eher Gehör zu schenken, als bis dieser sich vollkommen gebessert habe.

Schon an einem der nächsten Tage bot sich dem Vater Dorothea's eine Gelegenheit dar, den leichtsinnigen Freier von diesem Beschluß in Kenntniß zu setzen. Als Bellin eines Abends wieder zu ihm kam, erklärte ihm Jener, daß er seine Tochter nicht Jemanden zur Frau geben könne, welcher in dem Rufe eines leichtsinnigen, arbeitsscheuen Menschen stehe.

„Wenn die Leute besser von Dir reden, können wir weiter über die Sache sprechen," fügte er hinzu. „Für jetzt mußt Du Dich zufrieden geben."

Bellin gerieth in einen maßlosen Zorn und verlangte von dem Vater Dorothea's, er solle ihm Diejenigen nennen, welche ihm Böses nachsagten; allein der letztere ließ sich darauf nicht ein, sondern bemerkte ganz ruhig, er habe selbst Augen: — sobald er die Ueberzeugung gewonnen, daß er und die Leute sich geirrt, werde er keinen Augenblick anstehen, sein Unrecht wieder gut zu machen.

Um es nicht mit dem Vater Dorothea's zu verderben, kämpfte der abgewiesene Freier seinen Grimm nieder und sagte beim Fortgehen, er wolle sich von jetzt an bemühen, den Leuten kein Aergerniß mehr zu geben; im Stillen aber faßte er den Vorsatz, sich für diese Zurückweisung zu rächen.

Einige Wochen später ward der Tochter des wohlhabenden Halbhufners Wenzin eines Nachmittags auf eine höchst freche Art ein paar Ohrringe gestohlen, die sie von ihrem Verlobten zum Geschenk erhalten hatte. Von einer Hochzeit in einem benachbarten Dorf zurückgekehrt, hatte sie die Ohrringe auf die Fensterbank in ihrer Kammer gelegt, und während sie in die Scheune gegangen war, um nachzusehen, ob dort Alles in guter Ordnung sei, waren dieselben gestohlen worden.

Ein Fremder hatte das Haus nicht betreten, wie der Halbhufner und der alte Knecht, die vor der Thüre und auf der Lehmdiele beschäftigt gewesen waren, mit der größten Bestimmtheit versicherten; es blieb daher nur übrig, anzunehmen, daß ein Vorübergehender die Ohrringe auf der Fen-

sterbank hatte liegen sehen, das Fenster von außen geöffnet und dieselben entwendet hatte.

Wer aber der Schuldige sein könne, darüber wagte kaum der Eine oder der Andere eine Vermuthung auszusprechen. Ein Nachbar Wenzin's sagte, er habe am Morgen des Tages, an welchem die Ohrringe entwendet worden, einen berüchtigten Bettler aus dem nächsten Kirchdorf durch Dambin schleichen sehen, und meinte, der habe den Diebstahl verübt; da Andere den Herumstreicher jedoch um die Nachmittagszeit im Feld getroffen hatten, so wollte Niemand den gegen den letzteren ausgesprochenen Verdacht begründet finden.

Der alte Johann, der Knecht Wenzin's, gab der Bestohlenen und ihrem Vater den Rath, dem Hirten Lassow den Vorfall mitzutheilen und ihn zu bitten, die Ohrringe wieder herbeizuschaffen, allein davon wollten die Beiden nichts wissen, da sie nicht an die Kunst des Greises glaubten. Wenn die Ohrringe wirklich entwendet seyen, meinten sie, so werde der Dieb sich durch keinen Hokuspokus bewegen lassen, dieselben herauszugeben. Dagegen versprach Wenzin Demjenigen, welcher sie ihm wiederbringe oder den Dieb genau bezeichnen könne, den vierfachen Werth der Ohrringe, weil seine Tochter über den Verlust des Geschenkes untröstlich war.

An demselben Abend waren mehrere ältere und jüngere Männer in der Schenke zu Dambin versammelt. Den Hauptgegenstand des Gesprächs bildete natürlich der mehrere Stunden zuvor verübte Diebstahl, und die Anwesenden, unter denen sich der alte Fischer Rasteimke, ein junger Kosak Namens Drewitz, der Anbauer Bellin und ein Pferdehändler aus einem entfernten Kirchspiel befanden, geriethen sehr bald in eine ziemlich hitzige Debatte über die Frage, ob der alte Hirte wirklich geheime Mittel kenne, die Diebe zur Herausgabe des Gestohlenen zu zwingen. Bei dieser Gelegenheit wurden gar seltsame und zum Theil abenteuerliche Dinge erzählt; namentlich wußten der Fischer und der Pferdehändler, der weit in der Welt herumgekommen war, mancherlei zu berichten, wovon die Uebrigen nie ein Wort gehört hatten.

„Als ich noch ein kleiner Knabe war," sagte Drewitz, „erzählte mir meine Großmutter oft, daß Jeder, der ein ererbtes Gesangbuch und einen ererbten Schlüssel besitze, durch diese beiden Dinge leicht erfahren könne, wer diese oder jene gestohlene Sache entwendet habe."

„Dann könnt' ich ja einen großen Hexenmeister abgeben!" rief der wohlgenährte, der Aufklärung huldigende Tolbitz, der Schenkwirth laut lachend. „Ich habe zwei Gesangbücher und ein halb Dutzend Schlüssel von meinem seligen Vater geerbt! Wie hab' ich's anzufangen, um einen Dieb damit zu entdecken?"

„Allein könnt Ihr's nicht," versetzte Drewitz; „es sind immer zwei dazu nöthig. Wenn z. B. eine Axt gestohlen ist, so schlägt der Eine das Gesangbuch, ohne irgend eine bestimmte Stelle im Auge zu haben, schweigend auf, legt den Schlüssel quer darüber und sagt: „der rothhaarige Barneik hat die Axt weggenommen." Der Andere antworte darauf: „Nein, er hat sie nicht gestohlen." Bewegt sich der Schlüssel bei diesen Worten, so hat der Genannte den Diebstahl verübt; bleibt er aber ruhig liegen, so ist die Axt von einem Andern entwendet worden, und man muß den Versuch so lange wiederholen, bis man alle irgendwie Verdächtigen genannt hat. Wenn der Schlüssel stets regungslos liegen geblieben ist, so ist die Axt entweder nur aus Versehen von Jemanden mitgenommen worden, oder der Dieb ist mit ihr schon über's Wasser gegangen und von Menschen nicht zu erreichen."

„Herr meines Lebens, was für Possen das sind!" rief Tolbitz, sich vor Lachen den runden Bauch haltend. „Aber des Spaßes halber wollen wir doch gleich einmal eine Probe machen und den Schlüssel fragen, wer die Ohrringe gestohlen hat."

Und ohne sich um das Durcheinanderschreien seiner theils abergläubischen, theils aufgeklärten Gäste zu bekümmern, lief er in's Nebenzimmer, holte eines der geerbten Gesangbücher und einen der geerbten Schlüssel herbei und bat den Anbauer Bellin, der sich ebenfalls über das von Drewitz angegebene Kunststück lustig gemacht hatte, mit ihm „das Possenspiel einmal aufzuführen."

Nachdem die lachenden und schreienden Gäste mit Mühe zur Ruhe gebracht worden waren, setzte sich der fette Schenkwirth mit der feierlichsten Miene von der Welt auf einen inmitten des Zimmers stehenden Stuhl, schlug das Buch auf, legte den Schlüssel darüber und sagte:

„Der dicke Tolbitz hat die Ohrringe gestohlen."

Ein schallendes Gelächter, in das alle Anwesenden außer dem etwas empfindlichen Drewitz einstimmten, unterbrach die eigenthümliche Ceremonie für einige Minuten; als sich der Sturm aber gelegt hatte, erwiderte Bellin nach Vorschrift:

„Nein, er hat sie nicht gestohlen."

Der Schlüssel rührte sich nicht von der Stelle, und alle Gäste riefen in jubelndem Chor:

„Nein, er hat sie nicht gestohlen!"

Das Kunststück ward noch fünf- bis sechsmal wiederholt; Tolbitz nannte bald diesen und bald jenen unerwarteten Namen, und jedesmal schrie der Chor der Gäste jauchzend:

„Nein, er hat sie nicht gestohlen!"

Als der runde Schenkwirth seine Lust gebüßt hatte, trug er Schlüssel und Buch wieder fort, und das Gespräch wandte sich wieder auf die angebliche Kunst des Hirten.

„Ihr mögt sagen was Ihr wollt," nahm der sehr abergläubische Fischer Rasteimke das Wort — „ich behaupte, der alte Lassow besitzt irgend Etwas, das seinen Augen eine wunderbare Stärke verleiht, so daß er auf der Stelle sieht, wo ein Diebstahl verübt worden ist, und wer denselben begangen hat."

„Vielleicht hat er eine sehr scharfe Brille von seiner Großmutter geerbt!" rief Bellin mit einem spöttischen Blick auf Drewitz.

„Von einer Brille ist hier nicht die Rede," versetzte der Fischer. „Habt Ihr nie von den Leuten aus Venedig gehört, die vor Zeiten nach dem Harzgebirge gekommen sind und dort Gold und Silber gesucht haben? Die sollen einen Zauberspiegel besessen haben, in den sie nur hineinzuschauen brauchten, um zu sehen, was in den Bergen und Steinen ringsumher enthalten war. Ebenso verstehen manche Leute die Kunst, mit einem gabelförmigen Haselnußzweig die Stelle zu entdecken, wo Geld vergraben liegt. Eine ganz besondere Stärke aber sollen die Augen Desjenigen besitzen, der ein in der Johannisnacht zwischen zwölf und ein Uhr gefundenes vierblätteriges Kleeblatt bei sich trägt. In meinem Geburtsort lebte vor Zeiten ein Mädchen, welches ein solches Kleeblatt besaß und vermittelst desselben alle bösen Anschläge nichtswürdiger Menschen durchschauen konnte. Es will mir so scheinen, als ob der alte

Passow ebenfalls ein solches Kleeblatt bei sich trage. Schon mehr als einmal haben ihn die Leute Nachts draußen herumstreifen sehen: — ich lasse mir's nicht ausreden, daß er dann allerhand Dinge sucht, deren Nutzen Anderen unbekannt ist."

„Wenn der alte Hirte wirklich Gestohlenes wiederschaffen und Diebe entdecken kann," sagte der Pferdehändler Gorneik, ein athletischer Fünfziger mit wettergebräuntem Gesicht und pechschwarzen Haaren, „so muß er auch irgend ein geheimes Mittel besitzen, das ihm Gewalt über die Diebe gibt. In meiner Heimath sagen die Leute, daß ein Dieb, welcher bei Nacht in ein Haus einbreche und ein Stückchen von dem Knochen eines armen Sünders bei sich trage, niemals Gefahr laufe, von den Bewohnern des Hauses gesehen zu werden, weil das Knochenstückchen das Aufwachen der Letzteren verhindere. Ich hab' nie d'ran glauben wollen — aber auffallend ist mir's doch gewesen, daß es Menschen gibt, die allen Schrecknissen Trotz bieten, um in den Besitz eines Armensünderknochens zu gelangen. Als ich im vorigen Jahre in einem kleinen Dorfe, hart an der Elbe, wo ich Pferde gekauft hatte, übernachtete, erzählte mir ein alter Bauer in der Schenke eine Geschichte, bei der mir die Haare zu Berge standen."

„Wie war sie — erzählt sie uns!" rief der neugierige Wirth, dem recht schaurige Geschichten besonders gefielen, da alles Andere seine fettumhüllten Nerven nicht im Geringsten afficirte.

„Ja, erzählt! erzählt!" hallte es von allen Seiten wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Treiben in den römischen Abruzzen.

Von einem deutschen Offizier.

Die Nord-Italiener, und besonders die Lombarden, Piemontesen und Parmesaner sind äußerst fleißig und betriebsam. Je weiter man aber nach dem Süden der italienischen Halbinsel reist, desto mehr verschwinden diese schätzenswerthen Eigenschaften des Volkes. Um einige charakteristische Bilder des Lebens in den römischen Abruzzen zu zeigen, will ich den Leser in ein kleines, abgelegenes Bergstädtchen unweit der neapolitanischen Grenze führen. Die Lage des Ortes ist ungemein prachtvoll, und ein Maler, der eine ächt süditalienische Landschaft auf die Leinwand übertragen wollte, fände hier eine reiche Auswahl der schönsten Ansichten. Zwar erheben sich die Kuppen der höchsten Berge nicht viel über 4000 Fuß, aber sie sind so zerrissen, so scharf gezackt und zerklüftet, und zeigen dabei so malerische Umrisse, daß sie sich dem Auge ungleich großartiger als manche höhere Gebirgszüge vorstellen. Wenn auch Forstkultur und Waldbau hier kaum dem Namen nach bekannt sind, so hat die unerschöpfliche Natur doch einen großen Theil der Bergabhänge mit dem schönsten und üppigsten Baumwuchs bekleidet. Man sieht besonders in den niedrigen Vorbergen wirklich prachtvolle Gruppen der mächtigsten Kastanien, Ahorn, Platanen und Pinien von einer solchen Fülle und Ueppigkeit des Wuchses, wie in einem minder begünstigten Klima selbst der eifrigste Fleiß des sorgsamsten Gärtners solchen nicht herzustellen vermag. Freilich wechseln kahle oder mit nutzlosem Gestrüpp bewachsene Stellen nur zu häufig mit diesen schönen Baumgruppen ab und zeigen deutlich, wie unverantwortlich hier die Waldverwüstung getrieben wird. Was die Natur nicht von selbst schafft, das unterbleibt auch sicherlich. Des Menschen Hand unterstützt und regelt ihre Kraft nicht durch eine Spur von Thätigkeit.

Auf der breiten Kuppe eines steil aus dem Thal hervorsteigenden Vorberges, hinter dem wieder höhere, vielfach zerrissene Felswände sich erheben, liegt das Städtchen. Wie freundlich und verlockend schimmern — aus der Ferne gesehen — die weißen Wände der Häuser und die halb zerfallene, aus silbergrauem Kalkstein erbaute Stadtmauer zwischen dem dunklen und hellen Grün des Laubes der Bäume hervor. Wie pittoresk ist auch die Lage des ruinenhaften Schlosses, das wie ein Adlerhorst dicht oberhalb des Ortes auf steiler Felskuppe vor manchen Jahrhunderten erbaut wurde, wie klar stürzt sich ein wildschäumender Gebirgsbach, einem breiten Silberbande gleich, in mehreren Fällen von der Höhe des Berges in das üppig grünende Thal hinab! Und nun dazu ein tiefblauer, wolkenloser süditalienischer Himmel, von einer Reinheit, wie Deutschland sie nicht kennt, sich über diese ganze anmuthige und dabei doch wieder ungemein großartige Landschaft wölbend.

Aber schon die ersten Menschen, denen der Wanderer zufällig begegnet, belehren ihn, wie wunderbar schön hier zwar die Natur, wie grausam vernachlässigt dagegen alles Uebrige ist. Es sind Ziegenhirten, die ihre zahlreichen Heerden in den Bergen hüten, ein Gewerbe, von dem in den Abruzzen ein nicht geringer Theil der niedern Bevölkerung lebt. Welche Gestalten sind dies aber — eher könnte man bei ihrem Anblick glauben, unter irgend einen wilden Volksstamm der Südsee als unter Europäer gerathen zu seyn. Weder Tuchmacher, Leinweber, Gerber, Schuhmacher noch Schneider sind bei der Anfertigung der Kleidungsstücke eines solchen Ziegenhirten der Abruzzen in Thätigkeit gewesen, sondern Alles von Oben bis zur Fußsohle ist von dem Träger selbst oder seiner Frau aus den eigenhändig roh gegerbten Fellen der Ziegen verfertigt. Ein Hemd gilt bei der gewöhnlichen Kleidung als leicht entbehrlicher Luxus und wird nur Sonn- und Festtags beim Besuch der Kirche angelegt, während sonst ein kurzes, plump gearbeitetes Wamms von Ziegenfellen, die rauhe Seite nach Außen gekehrt, dessen Stelle vertritt. Kurze, weite Hosen, ebenfalls aus derartig gearbeiteten Ziegenfellen zusammengenäht, bedecken die Schenkel und reichen bis an die offenen, tief dunkelbraun eingebrannten Knie. Eine breite grobe Wollenschärpe, deren ursprünglich scharlachrothe Farbe ganz beschmutzt oder ausgeblichen ist, hält, um den Leib geschlungen, Hose und Wamms zusammen. Ein scharfes, sehr breites Dolchmesser in einer Lederscheide, ein Tabaksbeutel und noch einige andere Kleinigkeiten sind in dieser Schärpe aufbewahrt, während häufig ein Beutel aus einer Blase verfertigt, in welchem der Hirt grobes Steinsalz zum Anlocken seiner Ziegen bewahrt, daran herunterbaumelt. Die Füße sind mit Sandalen, die durch Riemen angebunden werden, versehen und eine Art von Gamaschen, ebenfalls plump aus Ziegenfellen genäht, reichen bis zur Hälfte der Wade. Ein grober, breitränderiger Filzhut, der dergestalt von Wind und Wetter mitgenommen wurde, daß weder Farbe noch Form mehr daran zu erkennen sind, oder auch eine vor langen Jahren einmal scharlach gewesene

Zipfelmütze ist auf die tiefschwarzen Haare, die gewiß noch niemals ein Kamm berührt hat, gedrückt, während ein mächtiger, höchst zerzauster und struppiger Bart bis weit auf die dunkle, stark behaarte Brust herunterhängt. Ist das Wetter gar zu schlecht, so hüllt sich der Hirt in einen weiten Mantel, den ihm seine Gattin ebenfalls aus halbgegerbten Ziegenfellen, die rauhe Seite nach Außen gekehrt, zusammengenäht hat. So sieht ein solcher Mensch fast eben so rauh und behaart wie das Thier, welches er hütet, aus und man kann ihn in einiger Entfernung leicht für einen Ziegenbock, der zu seinem Vergnügen auf den Hinterfüßen umherwandelt, halten.

Solche Hirten sieht man in dieser wilden Gegend sehr häufig, andere Bewohner dagegen desto seltener. Zwar stehen alle diese Menschen mit den Räubern in mehr oder minder naher Verbindung, liefern denselben Lebensmittel und benachrichtigen sie, wenn die Carabinieri etwa größere Streifzüge anstellen wollen, sollen aber selbst so ziemlich ehrlich seyn, wenigstens nach römischen Begriffen, was freilich nicht viel sagen will.

Die sogenannte Straße, welche nach dem aus der Ferne so verlockend von seiner Höhe herniederschimmernden Städtchen führt, bereitet den Wanderer schon darauf vor, was seiner wartet, wenn er wirklich den Ort erreicht hat. In steilen, schlecht angelegten Windungen schlängelt sich dieselbe den schroffen Bergabhang hinauf, die Geleise sind tief ausgefahren, die Steine so locker, daß der schlechteste norddeutsche Knüppeldamm wie eine makadamische Chaussee dagegen erscheint. Von Straßenverbesserung, von irgend einer arbeitenden Hand, um die vielen Schäden nur einigermaßen wieder herzustellen, wird man keine Spur hier entdecken können. Zwar ist das beste Material, die zähesten Bäume und der leicht zu bearbeitende Feldstein in der unmittelbarsten Nähe. Wie fiele es aber einer römischen Gemeinde ein, etwas für Straßenbau oder überhaupt nur Verbesserung öffentlicher Anlagen zu thun! Ich glaube, man würde einen Menschen, der nur von der Möglichkeit einer solchen Zumuthung sprechen darf, ohne Weiteres für verrückt erklären. Wozu braucht es auch wohl einer halbwegs fahrbaren Straße, da die Bewohner des Städtchens doch nur in dem allernothdürftigsten Verkehr mit der übrigen Welt stehen. Um diesen aber zu vermitteln, bedient man sich der großen, plump gearbeiteten Ochsenkarren, der Uranfänge der Wagenbaukunst, oder des Reitens auf den kleinen, dauerhaften Eseln, die es überall in Menge gibt, und mit solchen Beförderungsmitteln und einer gehörigen Portion Zeit gelangt man endlich doch ans Ziel. An Zeit hat aber die gesammte Bevölkerung hier gar reichlichen Ueberfluß, und vom englischen Sprichwort: „Zeit ist Geld" würde ein Bewohner der römischen Abruzzen gar nicht einmal den Sinn erfassen. Ob aber das arme Zugvieh bei diesen entsetzlich schlechten Wegen auf das Aeußerste geplagt und über die Kräfte angestrengt wird, das kümmert die hiesigen Menschen äußerst wenig. Bei den Eseln und Ochsen wird auf demjenigen Theile des Körpers, der bei den Menschen zum Sitzen dient, absichtlich stets eine offene Wunden erhalten, und die Treiber stacheln mit ihren zugespitzten langen Treibstöcken so unbarmherzig darin, daß das Blut oft fließt und die gequälten Geschöpfe den letzten Hauch ihrer Kräfte aufopfern. Mitleid gegen Thiere kennt der Römer nicht.

Unter mannigfachen Mühseligkeiten, die bei der heißen italienischen Sonne nur viele Schweißtropfen hervorpressen, ist endlich das Städtchen auf steiler Berghöhe erklommen. Schon der Eingang zeigt, was man im Innern zu erwarten hat. Das Stadtthor, vor Hunderten von Jahren einst in fester Weise erbaut, ist jetzt eine Ruine, die sicherlich auseinanderfallen würde, wenn nicht der in südlicher Ueppigkeit überall emporschießende Epheu die Steine noch einigermaßen mit seinen grünen Ranken zusammenhielte. Schmutz, Unordnung und Verfall zeigen sich überall dem Auge, und hat man sich nun wirklich durch die dunkle Thurmöffnung in das Innere der langen, schmalen und krummen Gasse gewagt, so häuft sich der Unrath in so erschreckender Weise, daß man sich wirklich versucht fühlen könnte, auf der Stelle wieder umzukehren. Kein Haus ist in gutem, sorgfältig gehaltenem Stande, Verfall, Liederlichkeit und gänzliche Unterlassung auch der nothwendigsten Reparaturen ist überall vorhanden. Die Stufen zu den Thüren sind halb zerbröckelt, der Mörtel ist endlich durch den Zahn der Zeit gelockert und hier und da fehlt auch ein Stein gänzlich, so daß es förmlich einen Sprung gilt, um in die Hausthüre zu gelangen. Diese ist ebenfalls halb zerfallen, kein Fenster oft in einer ganzen Reihe von Häusern ist in heilem Zustande, und Bündel alter Lumpen und vorgeklebte Bogen von schmutzigem Papier ersetzen oft mehr als die Hälfte der fehlenden Fensterscheiben. In dem Mauerwerk klaffen lange Risse, die Dächer zeigen weite Löcher; kurz Alles und wieder Alles ist bei den meisten Häusern des ganzen Städtchens in dem Zustande der größtmöglichen Verwahrlosung. Wäre das Klima nicht so milde, gar manche dieser Spelunken könnten gar nicht mehr von Menschen bewohnt werden, so freien Zutritt gewähren sie jeglichem Wind und Wetter. Ein wirklich anständiges Wohnhaus, in welchem eine halbwegs wohlhabende Bürgerfamilie Norddeutschlands ohne Bedenken einziehen würde, möchte schwerlich in dem ganzen Städtchen gefunden werden. Selbst das große, weitläufig gebaute Kapuzinerkloster am Ende desselben sieht im höchsten Grade schmutzig und verwahrlost aus. Daß übrigens eine Straßenreinigung zu den hier gänzlich unbekannten Dingen gehört, hingegen Alt und Jung, Mann und Weib von jeher gewohnt sind, die engen Gassen auch zugleich als allgemeinen Dungplatz zu benützen, gewahrt man schon auf den ersten Schritten. Wessen Auge zu prüde ist oder wer gar etwas empfindliche Geruchsnerven hat, der vermeide es ja, eine Gebirgsstadt der römischen Abruzzen zu besuchen. Es ist nur ein Glück, daß die sehr warme und reine Luft hier alle Gegenstände ungemein schnell austrocknet, sonst wäre es in einem solchen Neste wirklich kaum auszuhalten.

Eben so schmutzig und verwahrlost wie die Häuser sehen auch größtentheils ihre Bewohner aus, die nach süditalienischer Sitte fast den ganzen Tag draußen vor der Thür ihre verschiedenen Beschäftigungen treiben, — ungleich häufiger jedoch noch sich dem beliebten „dolce far niente" hingeben. Auf einen halbwegs anständig gekleideten Menschen kommen mindestens immer drei mit beschmutzten und zerrissenen Kleidern. Nähnadeln und Faden zum Ausbessern der Löcher in den Kleidungsstücken von Mann und Kind fleißig handzuhaben, wie es bei uns jede ordentliche Hausfrau thut, verschmäht die Römerin, und wenn nach des Herrn v. Liebig Ausspruch „der Grad des Gebrauches von Seife auch den Kulturzustand eines Volkes bedingt", so muß die hiesige Bevölkerung mit auf der untersten Stufe stehen, denn bei der übergroßen Mehrzahl sieht man es zu deutlich, daß sowohl ihre Wäsche als auch Gesicht und Hände nur

in den allerseltensten Ausnahmsfällen mit der Seife in Berührung kommen. Die Natur hat aber hier solche Schöpfungskraft, daß trotz Schmutz und Armuth und schlechter Nahrung die Bevölkerung der Abruzzen sich im Allgemeinen durch große Schönheit auszeichnet. Die halb oder häufig dreiviertel nackt herumlaufenden Kinder strotzen förmlich von Gesundheit und Fülle und ihre lebendigen Augen verkünden schon ihr Wohlbefinden. Unter den jungen Mädchen findet man wahre Schönheiten, nicht selten von klassischer Körperform und einem edelgeformten Gesicht, in dem ein paar tiefdunkle Augen blitzen, während das blauschwarze, glänzende Haar von ungemeiner Ueppigkeit ist. Freilich wird der Eindruck dieser oft nicht gewöhnlichen Schönheiten durch die Unordnung ihres Anzuges sehr häufig nicht wenig beeinträchtigt. Auch die jungen Burschen und die Männer bis zum reiferen Mannesalter sind hochkräftig und dabei oft selbst schön gewachsen, ihre Haltung ist gerade, ihr Gang sicher und gewandt, der Schnitt ihres Gesichtes, dem eine krumm gebogene Nase ein besonderes Gepräge verleiht, edel geformt. So schöne Gestalten die Natur hier aber bei den Menschen beiderlei Geschlechts hervorbringt, so schnell läßt sie diese auch wieder vergehen. Ist die Jugend hier hübsch, so ist das Alter auch dafür desto häßlicher. Wenn ein Maler unter den jungen Mädchen leicht manche sehen wird, die nach vorhergegangener gründlicher Abwaschung die besten Modelle zu einer Juno, Diana oder sonst irgend einer klassischen Schönheit sein würden, so findet er unter den alten Weibern nur zu viele, die, ganz so wie sie sind, bessere Exemplare der Macbeth'schen Hexen zeigen, als nur die aufgeregteste Phantasie solche erfinden könnte. Besonders auch unter den Bettlern, die bei der seltenen Erscheinung eines anständig Gekleideten wie die Ameisen so zahlreich aus all' ihren Höhlen und Löchern hervorkriechen, sieht man so scheußliche Erscheinungen, daß man wirklich schwankt, ob das Mitleiden oder der Abscheu bei ihrem Anblick größer ist. Ein recht entstellendes Gebrechen, wenn nur keine körperlichen Schmerzen damit verbunden sind, gilt übrigens bei einem Bettler als großer Vorzug, um dessentwillen er von seinen Kameraden nicht wenig beneidet wird, da er hoffen kann, deshalb größere Almosen zu erhalten. Je scheußlicher ein Uebel ist, desto absichtlicher und mit wahrhaft berechneter Koketterie wird es sicherlich zur Schau getragen, um dadurch das Mitleiden desto mehr anzuregen.

In ein solches mit voller Naturtreue geschildertes Städtchen inmitten der Abruzzen wollen wir nun unsern Leser hier einführen, um ihm einige recht eigenthümliche Szenen, von denen wir durch Zufall Augenzeuge waren, zu zeigen. Eine große Aufregung herrschte an einem schönen klaren Junimorgen dieses Jahres daselbst, und Alt und Jung, Weib und Kind lief auf dem schiefen, wüst aussehenden Platz, der eine Art von Marktplatz hier vorstellen sollte, zusammen. Die Kunde war nämlich soeben in das Städtchen gekommen, daß eine Bande von zwölf bis fünfzehn bis an die Zähne bewaffneten Räubern in der letzten Nacht in ein reiches Kloster, das zwei Miglien unterhalb des Berges in einer fruchtbaren Ebene lag, eingebrochen sei. Auf sehr arge Weise hatten die Räuber aber bei diesem Raubanfalle gewüthet, zwei Mönche waren von ihnen so mißhandelt worden, daß sie schon an ihren Wunden erlegen sein sollten, der Klosterschatz war mitgenommen und auch die Kirche erbrochen und ihrer sehr kostbaren silbernen und goldenen Gefäße beraubt worden. Die Räuber, die ihre Beute auf zwei Eseln mit sich führten, sollten am frühen Morgen einen Fußweg, der unmittelbar an dem Städtchen vorbeiführt, benutzt und so ihren Rückweg in das höhere Gebirge angetreten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

|| Würzburg, den 31. Dez. Unsere Theaterdirektion hat sich vom alten Jahr mit ein paar Stücken verabschiedet, die schon längere Zeit hier nicht gesehen worden waren, „das Pfeffer-Rösel" und „der lange Israel". Wir können nicht sagen, daß ersteres nach unserem Geschmack wäre; indessen über den Geschmack läßt sich nicht streiten und wir wissen nur zu gut, daß die Theaterdirektion im Interesse ihrer Kasse sehr verschiedene Sorten von Geschmack berücksichtigen muß; doch gibt es glücklicherweise auch Stücke, die so ziemlich Allen zusagen und zu diesen dürfte wohl „der lange Israel" gehören, zumal wenn die Aufführung gut ist. Letzteres läßt sich nun nicht gerade durchweg behaupten (wir wollen als ein mißliebiges Beispiel nur Hrn. Denemy in der Parthie des Hauptmanns Billstein nennen); doch waren wenigstens die drei hervorragendsten Rollen, die des Atdorf (Hr. Ernst), des Stiefelputzers (Hr. Denzin) und des Marquis (Hr. Temmet) in guten Händen. Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns einen Punkt zu berühren, der nicht zu den Lichtseiten des diesjährigen Schauspiels gehört. Das Personal unserer Bühne genügt (mit anerkennenswerthen Ausnahmen) im Allgemeinen den Ansprüchen nicht, die man hier zu machen gewohnt und wohl auch berechtigt ist. Wir wollen nicht weiter zurückgehen, als bis auf das vorige Jahr, aber wir sagen wohl nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß das heurige Personal im Ganzen genommen mit dem vorjährigen den Vergleich nicht aushalten kann. Man tröstete sich hier, selbst wenn es an bedeutenden Kräften fehlte, doch immer damit, daß wenigstens Konversationsstücke, Lustspiele u. dgl. befriedigend gegeben werden konnten. Aber auch für diese Gattung von Dramen reichen die vorhandenen Kräfte dies Jahr nicht immer hin; wir erinnern beispielsweise nur an „das Gefängniß" und an „das Glas Wasser", und wenn wir nun nach dem Schauspiel und Trauerspiel uns umsehen, so finden wir als einzigen Nothhelfer den Herrn Köckert, der mehrere Wochen hier gastirt hat, aber den Helden und Liebhaber doch nicht auch abwesend ersetzen kann. Die Direktion hat das auch wohl gefühlt und deßhalb in seiner Abwesenheit darauf verzichtet, bedeutendere Dramen zur Aufführung zu bringen; aber wir möchten doch sehr bezweifeln, ob dem Publikum damit gedient ist, wenn es einmal auf kurze Zeit Gutes und dann Wochen lang nur Unbedeutendes zu sehen bekommt. Wem etwa diese Bemerkungen zu scharf dünken sollten, den erinnern wir daran, wie hoch bei Beginn der diesjährigen Spielzeit die Erwartungen des Publikums gesteigert wurden, ob mit oder ohne Zuthun der Direktion, wollen wir hier nicht untersuchen; wenn aber den so hoch gespannten Erwartungen der Erfolg so wenig entspricht, so ist's kein Wunder, wenn man nicht zur Nachsicht geneigt ist.

* * *

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhtmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 2. Sonntag den 6. Januar 1861.

Der Diebsbanner.

(Fortsetzung.)

Der Pferdehändler leerte sein Glas, ließ es sich von Neuem füllen und hob dann mit seiner kräftigen Baßstimme an:

„Als Wallin — so will ich den alten Bauern nennen — in seinen besten Jahren stand, sollte bei der Stadt, in deren Amtsbezirk sein Wohnort lag, ein Schreinergeselle gehangen werden, der seinen Meister auf eine freche Art zu wiederholten Malen bestohlen und ihn endlich, als er Gefahr lief, entdeckt zu werden, mit einem Beil niedergeschlagen hatte. Am Tage der Hinrichtung war eine zahllose Menschenmenge von nah und fern herbeigeströmt, um dem schrecklichen Schauspiel beizuwohnen. Doch als die Stunde erschien, wo die Hinrichtung vollzogen werden sollte, kam die Nachricht aus der Stadt, der Dieb und Mörder sey im Gefängniß gestorben und solle nun vom Scharfrichter unter dem Galgen begraben werden. Das geschah denn auch, und die gaffende Menge zerstreute sich wieder."

„Wallin, der sich ebenfalls unter der letzteren befunden, hatte mancherlei Geschäfte in der Stadt und kehrte dort in einem Wirthshaus ein, das von allerlei Leuten besucht wurde. Vom vielen Herumlaufen an dem heißen Sommertag ermüdet, legte er sich in dem großen Schenkzimmer auf eine Bank hinter den Ofen und schlief ein. Als er endlich wieder erwachte, war es bereits dämmerig geworden; da er sich indessen noch nicht recht ermuntern konnte, so blieb er noch eine Weile liegen. Ein halblautes Gespräch zwischen zwei wildaussehenden Kerlen, welche sich allein im Zimmer befanden und, den Rücken dem Ofen zugekehrt, zechend an einem Tische saßen und ihn nicht beachteten, verscheuchte aber bald all' seine Schläfrigkeit. Er hörte nämlich, wie der Eine zum Anderen sagte:

„Der lange Martin hat mir zwanzig Thaler geboten, wenn ich ihm einen Finger von dem heute unter dem Galgen begrabenen Schreinergesellen verschaffe; wenn Du Lust hast, schleichen wir uns um Mitternacht dorthin, graben die Leiche aus, hacken ihr einen Finger ab und scharren sie wieder ein."

„Ist der lange Martin denn auch solch ein Narr, daß er an den Unsinn glaubt, ein Armsünderknochen sey ein Schutzmittel für einen Dieb?" rief der Andere spöttisch. „Aber da er so viel für den Finger eines armen Sünders bezahlen will, so muß er wohl an die Brauchbarkeit desselben glauben, und ich bin gern bereit, Dir zu helfen, vorausgesetzt, daß ich die eine Hälfte des Geldes bekomme."

„Der Erste versprach ihm dies, und nachdem Beide noch eine Weile miteinander geredet, verließen sie das Zimmer. Ein Anderer würde Gott gedankt haben, daß er von den wilden Menschen nicht bemerkt worden war, allein Wallin war ein verwegener Geselle, der das Wort Furcht nicht kannte. Von Neugier getrieben, faßte er sogleich den Entschluß, kurz vor Mitternacht nach dem Hochgericht zu schleichen, um zu erfahren, ob Jene ihr Vorhaben wirklich ausführen würden.

„Er blieb demzufolge bis gegen 11 Uhr Abends in der Stadt, wanderte trotz eines im Anzug begriffenen Gewitters auf einem Umweg nach der Anhöhe, auf welcher der Galgen stand, und versteckte sich in der Nähe desselben in einem kleinen Gebüsch. Kaum war er dort angelangt, als auch das Unwetter losbrach. Der Regen stürzte in Strömen nieder, Blitz folgte auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag. Dem vorwitzigen Lauscher ward es jetzt etwas unheimlich zu Sinn; da er aber den Weg nicht um nichts und wieder nichts gemacht haben wollte, und so wie so keinen trocknen Faden behielt, so blieb er in seinem Versteck, um die Sache abzuwarten.

„Die beiden Bösewichter schienen sich um den Aufruhr aller Elemente nicht zu kümmern, denn gleich nach Mitternacht kamen sie halb berauscht, Hacke und Spaten auf der Schulter, rasch dahergestolpert und begannen sofort ihre entsetzliche Arbeit, zu der ihnen die Blitze leuchteten. Als Wallin die beiden verwilderten Kerle in dem Höllenwetter unter dem Galgen hantiren sah, konnte er sich trotz seiner Verwegenheit doch eines Schauers nicht erwehren und er bereute, daß er sich durch seine Neugier zu einem Schritt habe verleiten lassen, der ihm theuer zu stehen kommen konnte. Der strömende Regen hatte ihn so durchnäßt und durchkältet, daß alle seine Glieder zitterten; dessenungeachtet wagte er nicht, seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Hätte ein heller Blitz ihn den Fingerräubern verrathen, es würde ihm vielleicht schlecht ergangen seyn. Außerdem konnte er von dem Gebüsch aus nur wenig von dem sehen, was die Letzteren begannen, da das Gewitter allmälig fortzog, die Blitze immer schwächer wurden und nur noch dann und wann die rabenschwarze Finsterniß erhellten."

„Nach Verlauf einer guten halben Stunde, die dem armen Wallin eine Ewigkeit däuchte, waren die wilden Gesellen mit ihrem scheußlichen Geschäft zu Ende und stolperten dicht an seinem Versteck vorüber nach der Stadt zurück, — wäre es minder dunkel gewesen, sie würden ihn unfehlbar entdeckt haben. Ihre Schritte waren kaum in

der Ferne verhallt, als er mehr todt als lebend seinen Schlupfwinkel verließ und im schnellsten Laufe seinem Wohnort zueilte mit dem festen Vorsatz, in Zukunft weniger vorwitzig und neugierig zu seyn. Der anhaltenden raschen Bewegung und seiner guten Natur hatte er es zu verdanken, daß er mit einer kleinen Erkältung davon kam."

Hier machte der Pferdehändler eine kleine Pause und fuhr dann fort:

„Können sich die Diebe durch irgend etwas den Blicken der Leute entziehen, so sehe ich nicht ein, warum der alte Hirt nicht auch irgend ein Mittel besitzen sollte, das ihm Macht über dieselben gibt."

„Ach, wer wollte wohl an solche Possen glauben!" rief Bellin höhnisch lachend. „Der alte Lassow will sich nur wichtig machen — für seine Kunst gebe ich keinen Heller!"

„Ich sage ja nicht, daß ich daran glaube," erwiderte Gorneik ruhig; „wer aber weit in der Welt herum gekommen ist, der lernt gar Vieles, was Andere sich nicht erklären können. Vor mehreren Jahren sah ich einmal, wie ein eben nicht besonders starker Mann einen wilden Ochsen, den Niemand zu bändigen vermochte, plötzlich so sanft wie ein Lamm machte. Alle Leute waren außer sich vor Staunen und flüsterten sich zu, der Mann besitze irgend ein Zaubermittel — ich aber wußte recht gut, wie er die Sache angestellt, da ich sein Geheimniß kannte und selber mehrmals in Anwendung gebracht hatte. Ich will's Euch mittheilen, damit Ihr es selbst versuchen und Euch überzeugen könnt, wie wunderbar scheinende Dinge oft sehr natürlich zugehen."

„Die ganze Kunst besteht darin, daß man dem rasenden Thier mit aller Macht vermittelst des Daumens und Zeigefingers die Nüstern zusammenpreßt, die Angst und der Schmerz lähmen ihm dann plötzlich alle Glieder. Fragen die Neugierigen Jemanden, der dies Mittel kennt, wie er das wüthende Thier gebändigt habe, so antwortet er ihnen gewöhnlich, er habe dem letzteren zu dreien Malen einige Haare aus den Augenwimpern gerissen und sie zu sich gesteckt und Manche glauben es ihm; ich möchte es aber Keinem rathen, solch ein gefährliches Kunststück zu machen."

„Und wenn Ihr mir noch so viel Geschichten und Kunststücke erzählt", versetzte Bellin, „ich sage und sage es noch einmal, der alte Lassow kann die Ohrringe nicht wiederschaffen und ebenso wenig denjenigen bezeichnen, der sie weggenommen hat. Er mag Vieles, sehr Vieles verstehen — aber das kann er nicht!"

„Es käme auf einen Versuch an", meinte Drewitz, der nächst dem Fischer Rasteimke der abergläubischeste von allen Anwesenden war. „Da Lassow dem Anbauer Berese vor zwei Jahren seine verlorenen Geldbeutel und der Tochter des Schulzen Demmin ihre goldgestickte Mütze wieder verschafft hat, trotzdem daß Jeder vorher daran zweifelte, so wird er auch die Ohrringe dem Diebe abjagen können."

„Wie geht es denn zu, daß er dem Schulzen das Stück Leinen, welches ihm im vorigen Sommer gestohlen ward, nicht wieder herbeischaffen konnte?" fragte Bellin höhnisch.

„Du weißt recht gut, daß Lassow dazumal gar keinen Versuch mit seiner Kunst machte, sondern sagte, das Leinen sey von einer nicht in Dambin wohnenden Person gestohlen worden, über die er keine Macht habe", erwiderte Jener.

„Wenn du Courage hast, so laß uns einmal eine Wette eingehen", versetzte Bellin. „Ich wette zehn Thaler, daß Lassow die Ohrringe nicht wiederschaffen und denjenigen, der sie mitgenommen, nicht bezeichnen kann!"

„Topp, es gilt!" rief Drewitz. „Wenn er's kann, so bekomme ich zehn Thaler von dir; vermag er's nicht, so sind die zehn harten Thaler dein, die ich vorgestern für Korn in der Stadt eingenommen habe."

Sämmtliche Anwesende wurden zu Zeugen aufgerufen und nach einem Hin- und Herreden ward beschlossen, daß der Fischer Rasteimke sogleich zu dem alten Hirten gehen, ihn von der Wette in Kenntniß setzen und fragen sollte, ob er sich getraue, die Ohrringe wieder herbeizuschaffen.

Der Fischer machte sich sogleich auf den Weg. Als er in das kleine Häuschen des Hirten trat, hörte er in dem niedrigen Zimmer, welches dieser bewohnte, laut sprechen. Er näherte sich leisen Schrittes der Thür und lauschte, hörte aber nur Lassow's Stimme, der einen Psalm las, wie er es Abends oft zu thun pflegte, wenn sein Tagewerk vollbracht war und er allein daheim saß.

Rasteimke wartete ruhig, bis der Hirt zu Ende gelesen hatte, und trat dann mit freundlichem Gruß in das ärmlich möblirte, aber sehr sauber gehaltene Stübchen, das der Schein einer Lampe nur spärlich erhellte.

Lassow bewillkommnete den späten Ankömmling in seiner gewohnten Weise, rückte einen Stuhl an den rothangestrichenen großen Tisch, der neben dem Fenster stand, und fragte nach seinem Begehr.

Der Fischer erzählte ihm darauf, was in der Schenke vorgegangen war, und fragte ihn, ob er den Dieb zur Herausgabe der Ohrringe zu zwingen und ihn mit Namen zu nennen vermöge.

Der alte Hirt erwiderte Anfangs keine Sylbe; er senkte den Kopf und blickte grübelnd vor sich nieder, gleich als ob er erwäge, was in dem vorliegenden Fall zu thun sey. Plötzlich aber richtete er sich hoch empor und sagte mit bestimmtem Ton:

„Wenn der Dieb im Dorfe wohnt, so ist die Sache ein Kinderspiel. Laßt mir drei Tage und drei Nächte Zeit, damit ich das Haus Wenzin's in- und auswendig kennen lerne und möglicherweise noch eine Spur vom Diebe finden kann; ich gebe dann dem Diebe eine Frist von drei Tagen und drei Nächten, damit er Gelegenheit hat, die Ohrringe der Eigenthümerin wieder zuzustellen. Hat er das Gestohlene bis zum siebenten Tage Abends 7 Uhr nicht zurückgebracht, so werde ich ihn nennen, damit Wenzin ihn gerichtlich belangen kann; sollten sich die Ohrringe dagegen bis dahin vorgefunden haben, so verschweige ich seinen Namen, falls die Beiden, welche gewettet, nicht das Gegentheil fordern. Vor dem siebenten Tage Abends 7 Uhr dürfen aber Andere durchaus keine Nachforschungen nach dem Diebe anstellen und sich überhaupt nicht um die Sache kümmern; geschieht es dennoch, so bin ich nicht im Stande, das zu leisten, was von mir verlangt wird."

Mit diesem Bescheide kehrte der Fischer nach der Schenke zurück und theilte ihn Wort für Wort den Anwesenden mit, welche darin reichhaltigen Stoff zu neuen Gesprächen und Debatten fanden. Tolbitz und Bellin, die Ungläubigsten unter den Gästen, ergingen sich natürlich wieder in bitteren Spottreden über die Kunst des alten Hirten, und der letztere von beiden zählte in der festen Ueberzeugung, daß er die

Wette gewinnen werde, schon all' die schönen Sachen auf, welche er sich von den zehn Thalern zu kaufen gedachte.

Erst kurz vor Mitternacht verließen sämmtliche Gäste die Schenke, und Jeder sah erwartungsvoll der siebenten Stunde des siebenten Tages entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Treiben in den römischen Abruzzen.

(Fortsetzung.)

Räuber sind in den Abruzzen zwar keine Seltenheit, und Raubanfälle geschehen dort so häufig, daß ihre Kunde gerade keinen Zusammenlauf von Menschen herbeiführt. Die große Mehrzahl der Bewohner des Ortes war durch ihre Armuth schon gegen jeden Raubanfall geschützt, hingegen konnte man vermuthen, daß manche von ihnen mit diesen Räubern in mehr oder minder näherer Verbindung standen, auch wohl, wenn die Gelegenheit es so mit sich brachte, einen Streifzug mit der Bande des Carlo Tachi, der hier gerade sein Unwesen trieb, unternahmen.

Mit der Zungenlebendigkeit und dem großen Müssiggang einer süditalienischen städtischen Bevölkerung, die stets darauf bedacht ist, ihre Zeit recht geschäftslos zu verbringen, trieb sich die Volksmenge noch lärmend, schwatzend und gestikulirend auf dem Platze umher, als plötzlich eine Patrouille von 10 bis 12 berittenen Carabinieri, denen eben so viele Leute derselben Truppe zu Fuß folgten, angesprengt kam. Das Korps der an 5000 Mann starken römischen Carabinieri oder Gendarmen enthält gerade nicht immer lauter moralisch lobenswerthe, streng ehrenwerthe Männer, aber Muth und rücksichtslose Energie besitzen die Soldaten desselben durchgehends. Manche frühere Räuber und Schmuggler tragen später die stattliche Uniform der Carabinieri und verfolgen dann ihre früheren Genossen mit rastlosem Eifer, wie denn fast alle wilde verwegene Burschen des ganzen Kirchenstaates sich vorzugsweise unter diese Truppe aufnehmen lassen. Sollen diese Gendarmen Dienste verrichten, für welche sie keine besondere Bezahlung erhalten, so sind sie im höchsten Grade faul und nachläßig; wird ihnen aber für die Entdeckung eines Raubes, die Gefangennehmung einer Räuberbande oder auch nur für die Eskorte eines Reisewagens eine Belohnung ausgesetzt, so zeigen sie sich unabläßig thätig und scheuen weder Gefahren noch Strapatzen irgend einer Art. So war denn auch jetzt der Eifer dieser starken Patrouille durch die ansehnliche Belohnung, die auf die Ergreifung der Thäter des letzten Raubanfalles ausgesetzt wurde, nicht wenig angespornt. Für das Wiederbringen der geraubten Kirchengefäße waren 200 Scudi, für die Gefangennehmung oder Tödtung jedes Räubers 100, für die Ergreifung des Bandenführers aber 300 Scudi als Prämie ausgesetzt. So etwas reizte schon, und man konnte kaum eine thätigere, erfahrenere und energischer zu Werke gehende Polizeimannschaft sehen, als es die Carabinieri dieser Patrouille jetzt waren. Besonders der alte Lieutenant, der die Schaar führte, schien ganz zu diesem Posten geschaffen zu seyn. Schon seit 40 Jahren trug der Veteran die Carabinieri-Uniform, und diese ganze lange Zeit war sein Leben ein fast beständiger Kampf mit Räubern, bewaffneten Schmugglern oder auch Anhängern der geheimen Gesellschaften gewesen. Mehrfache Wunden aller Art bedeckten schon seinen Körper, und nur die unerschütterliche Kaltblütigkeit und die große Kraft und Gelenkigkeit seiner Glieder retteten sein Daseyn. Das von weißgrauem Bart umschlossene Gesicht des alten Gendarmerie-Offiziers drückt zwar Muth und Entschlossenheit, dabei aber auch große Herzlosigkeit aus, und man sieht es ihm deutlich an, daß edle und milde Gefühle in seiner Brust nicht viel Platz finden. Die Gestalt ist klein und untersetzt, dabei herkulisch gebaut und trotz seiner mehr als sechzig Jahre schwingt sich der Alte mit der Leichtigkeit eines vollendeten Voltigeurs aus dem hohen Bocksattel seines dampfenden Hengstes von ächt neapolitanischer Zucht.

Scheu weicht die Volksmenge bei dem Erscheinen der eben so gefürchteten wie bitter gehaßten Carabinieri zurück. „Corpo di Baccho", dieser „maledetto figlio d'un cane" (verfluchter Sohn einer Hündin) von Lieutenant befehligt selbst die Patrouille! Nun mag sich der Carlo Tachi nur in Acht nehmen; es gilt Wachsamkeit, und ein gutes Trinkgeld wäre zu verdienen, wenn wir ihn von der Gefahr benachrichtigten, flüsterte ein junger, zerlumpt und wüst aussehender Bursche seinem Gefährten zu, und Beide wollten sich heimlich und schnell entfernen. Der Falkenblick des Alten, der prüfend und musternd Alles, was rings um ihn vorging, beobachtete, hat die beiden Burschen aber schon bemerkt, und seine viel geübte Schlauheit läßt ihm ihr ganzes Benehmen höchst verdächtig erscheinen. „Halt, da sind ja ein Paar Vögel, die ich von früher her kenne und mir jetzt gern wieder näher ansehen möchte, holt sie mir mal." ruft er schnell einigen noch auf ihren Pferden sitzenden Carabinieri zu. Zwar suchen die Beiden, denen nicht im Mindesten nach einer nähern Bekanntschaft mit dem gefürchteten Offizier zu gelüsten scheint, jetzt in eiligster Flucht zu entrinnen, und ein großer Theil der Volksmasse, die im Kirchenstaat stets Partei gegen die Carabinieri zu nehmen pflegt, sucht ihre Flucht zu begünstigen. Die Carabinieri sind aber in solcher Verfolgung viel geübt. Einige Berittene suchen den Fliehenden den Weg abzuschneiden, wobei sie rücksichtslos mit ihren Rossen in die Menschenmasse hineinsprengen, andere Fußgendarmen sind ihnen aber noch geschwinder auf der Fährte. Letztere verstehen es sehr geschickt, die langen, schweren Bergstöcke, welche sie zur Erleichterung des Kletterns bei sich führen, den Fliehenden mit solcher Kraft zwischen die Beine zu werfen, daß die Getroffenen augenblicklich fallen, und so leicht gefangen genommen werden können.

Mit großer Ruhe hat der Lieutenant dieser Jagd zugesehen, denn er war ihres Erfolges schon im Voraus nur zu sicher. „Hoho, meine Burschen, warum lauft Ihr so eilig davon, wenn es mich nach einer kleinen freundschaftlichen Unterhaltung mit Euch gelüstet? Seht, die Beulen an dem Kopfe von dem harten Fall hättet Ihr sparen können, wenn Ihr sogleich zu mir gekommen wäret," spottete er die Beiden aus, die mit zurückgebundenen Händen von den Carbinieri vor ihn geführt wurden und ziemlich klägliche Gesichter schnitten. „Jetzt kommt zu einer kleinen Unterredung unter vier Augen," und damit befiehlt er seinen Leuten, die beiden Gefangenen in ein leeres Gemach eines alten Thurmes, der gewöhnlich als Gefängniß benutzt wird, zu führen. Unter der Volksmenge läßt sich bei diesem Befehl ein mißfälliges Gemurmel vernehmen, und einige

erle, wahrscheinlich Kameraden der beiden Verhafteten, wagen es sogar, mit drohenden Worten deren Freilassung zu verlangen.

Mit verächtlichem Blick mustert der Offizier diese Mißvergnügten, ruft dann: „Haltet das Maul und trollt Euch von dannen, auf die Ersten, die sich meiner Mannschaft bis auf zehn Schritte nähern, lasse ich scharf schießen." Bei diesen Worten machten die Soldaten von selbst schon die Karabiner schußfertig. Eingeschüchtert von solcher Drohung enthalten sich die schmähenden Burschen weiterer Thätlichkeiten.

Die beiden Gefangenen waren inzwischen in den Thurm gebracht worden, und mit großer Ruhe trat der alte Lieutenant zu ihnen und sprach dann zu dem ältesten derselben: „Du, Beppo, scheinst mir ein gescheidter Bursche zu sein, wir wollen uns verständigen." Schon im Voraus schienen die Carabinieri zu wissen, was es mit dergleichen Privatunterhaltungen ihres Anführers für eine Bewandtniß habe, denn lachend führten zwei von ihnen den Gefangenen in ein leeres Nebengemach, entkleideten ihn trotz alles Protestirens seiner zerlumpten Jacke und der Fetzen seines graugelben Hemdes, und schnürten ihn nun an starken Lederriemen mit beiden Händen an einen eisernen Ring an, der wahrscheinlich eigens zu diesem Zweck in Mannshöhe in die Wand eingelassen war. Nachdem diese Prozedur mit vielgeübter Schnelligkeit beendet war, holte ein Carabinier einen festen Steigbügelriemen von Büffelleder vom Sattel seines Pferdes und trat dann zu seinem Vorgesetzten hin, diesem zu melden, daß Alles zu der beabsichtigten Privatbesprechung mit Beppo in Ordnung sey.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, den 2. Jan. Ueber die heutige Wiederholung von „Figaro's Hochzeit" läßt sich in der Hauptsache dasselbe Urtheil fällen, wie über die erste Aufführung dieser Oper in der laufenden Saison. Wenn man die Verhältnisse der hiesigen Provinzialbühne und namentlich die Kräfte der diesjährigen Oper in Anschlag bringt, so kann man im Allgemeinen sich befriedigend aussprechen; wenn man aber näher auf die Anforderungen dieser Oper und auf die heutigen Leistungen eingehen will, so findet man nicht blos Mängel in der Besetzung, sondern auch Mängel in den Leistungen einzelner Rollen. Hr. Herrlich war der Rolle des Dr. Bartolo gar nicht gewachsen, und es ist zweifelhaft, ob es nicht besser gewesen wäre, auch seine Arie im 1. Akt: „Süße Rache", wegzulassen, wie auch von anderen Rollen Mehreres weggestrichen war, was vielleicht noch besser gesungen worden wäre, als diese Arie. Frl. Schütz sang mit ihrer schwachen Stimme ihre Partie recht gut; daß sie aber dennoch dieser Rolle nicht gewachsen ist, kann nicht ihr zur Last gelegt werden; sie muß eben in solchen Rollen nur aushelfen, weil für dergleichen Niemand engagirt ist. Hr. Ackermann hatte ein gutes Mienenspiel, doch war dadurch und durch sein übriges Spiel das schlaue, kriechende Wesen des „Basilio" nicht genügend ausgeprägt; so fehlte es auch Hrn. Büssel an Leichtigkeit und Gefälligkeit des „Figaro", und Hrn. Carlschulz an der Würde eines Grafen. Auch in dem Spiele der Frau Denemy-Rey vermißten wir heute das sichere Auftreten, während ihr Gesang, sowie der des Frl. Würth, und namentlich der Frau Leinauer recht befriedigend war. —C.—

Festprolog zur XVIII. Stiftungsfeier der Würzburger Liedertafel.

Des Liedes Zauberkraft zu allen Zeiten,
In Aller Herzen lebt es unbewußt,
So lang' die ewig stets mit sich entzweiten
Gefühle wandeln durch der Menschen Brust;
So lange Schmerz und Kummer nicht zu meiden,
So lang' ein Herz noch weint und lacht vor Lust: —
Zu Tönen werden die sonst kalten Worte,
Vereint zum seelenvollsten der Akkorde!

Und ob dem Reich der Töne, das erblühet,
Wölbt sich des Liederhimmels strahlend Licht,
An dem gleich Sternen Lied an Lied erglühet,
Und sich in tausendfachen Farben bricht;
Und wenn der gold'ne Funke auf uns sprühet,
Des Liedes Zauber uns zu Herzen spricht:
Dann tönt in unsrer Brust ein heimlich' Klingen,
Es ist, als müßten wir es laut uns singen!

Ein solcher Feuerfunke fiel hernieder,
Vor Achtzehn Jahren schlug er zündend ein:
Geschlossen ward im Zauberkreis der Lieder
Der Bund, dem wir uns heut' auf's Neue weih'n.
Der Funke brennt und sprüht nun selber wieder,
Und leuchten soll er hell wie Sonnenschein;
Ist auch der schönen Zeiten Stern gesunken: —
Nur desto heller sprüh'n des Liedes Funken!

Wie uns auf der Begeist'rung raschem Flügel
Das Lied in fern verklung'ne Zeiten trägt: —
So seh'n wir in der Zukunft reinem Spiegel,
Daß sich der Geist des Liedes mächtig regt!
Drum fester schließet jetzt des Bundes Siegel,
Wie auch der Zeiten wilde Welle schlägt.
Und wollet hoch des Lied's Panier entfalten,
Und innig stets, wie heute, daran halten!

Alex. Baldi.

Miscellen.

Weimar, 2. Januar. Die deutsche Schillerstiftung zählt gegenwärtig 21 Zweigstiftungen. Das Gesammtvermögen der deutschen Schillerstiftung mag sich jetzt ungefähr auf 120,000 fl. belaufen; von den Zinsen desselben stehen dem Verwaltungsrath zwei Drittel zur Verwendung, doch möchte dieser Betrag für jetzt, aus mancherlei Gründen, schwerlich 2000 fl. aufs Jahr erreichen. Statutenmäßig darf der Verwaltungsrath die Namen der Schriftsteller, die er unterstützt, nicht öffentlich nennen; doch kennt man die Namen allgemein. Es sind Leopold Schefer und Karl v. Holtei, denen Jahresgehalte zu Theil wurden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 3. Mittwoch den 9. Januar 1861.

Der Diebsbanner.

(Fortsetzung.)

Schon am nächsten Tage, als die Thurmuhr die Mittagsstunde verkündete und alle Leute bei Tische saßen, begann der alte Hirt seinen eigenthümlichen Rundgang, um sich Brod und Salz von dem Hausherrn oder der Hausfrau geben zu lassen. Die Wette war im ganzen Dorfe bekannt geworden, und daher empfingen ihn Alle mit neugierigen Mienen: — seit zwei Jahren war dies das erste Mal, daß er seine vielbesprochene Kunst wieder in Anwendung brachte. Da er wegen der ziemlich bedeutenden Zahl von Häusern nur ein Drittel derselben an einem Mittag besuchen konnte, so verweilte er in jedem fünf bis zehn Minuten und unterhielt sich mit den am Tische Sitzenden über Dies und Jenes, während er ein kleines Stückchen von dem ihm abgeschnittenen Brod mit Salz bestreute und verzehrte. Das Uebrige steckte er in seine Hirtentasche und nahm es mit sich.

Hie und da spielte wohl der Eine oder der Andere scherzend auf den Zweck seines Kommens an, die Meisten aber beobachteten in Bezug darauf eine ernste Zurückhaltung, weil sie eine Ceremonie sahen, deren Bedeutung für sie ein Geheimniß war. Der abergläubische Sinn der Wenden, der aus dem, was zu gewissen Zeiten und mit gewissen Formalitäten vorgenommen wird, die gewichtigsten und abenteuerlichsten Folgen herleitet, fand hier reichliche Nahrung.

Die Haltung Lassow's selbst war wie gewöhnlich ernst und ruhig, einem aufmerksamen Beobachter würde es jedoch nicht entgangen seyn, daß der alte Hirt die Bewohner jedes Hauses mit seinem durchdringenden Blick scharf musterte, und daß er mit jedem einige Worte zu wechseln suchte.

Als der Abend herbeikam, ging er in die Schenke, setzte sich mit der unbefangensten Miene an einen der großen Tische und unterhielt sich mit den anwesenden Gästen, als ob nichts vorgefallen sey.

An den beiden nächsten Tagen, einem Freitag und Sonnabend, verfuhr er ganz auf dieselbe Weise; als aber der Sonntag kam, schritt er kurz vor dem ersten Geläut, das die Andächtigen zum Gottesdienste rief, in seinen schwarzen Festtagskleidern von altmodischem Schnitt langsam der kleinen Kirche zu, welche im Schatten hoher Linden auf einer mäßigen Anhöhe vor dem Dorfe lag, und stellte sich neben der roth angestrichenen großen Bogenthür auf, durch welche sämmtliche Kirchgänger und Kirchgängerinnen eintreten mußten.

Es war ein klarer, sonniger Julimorgen. Ein leichter Hauch vom Süden kräuselte die üppigen Kornfelder, die sich bis zum fernsten Horizont gegen Norden ausdehnten, nur hie und da von einem kleinen Fichtengehölz oder einer Gruppe von Schlehen- und Brombeersträuchern unterbrochen. In den Zweigen der blühenden Linden, deren wonniger Duft das kleine altersgraue Gotteshaus umwallte, sangen und zwitscherten die Buchfinken, und aus der blauen Himmelsferne hallten die Jubellieder der Lerchen herab.

Jetzt ertönten die Glocken droben im Thurm; ihr Klang wehte weit über die Felder und Wiesen zu den fernen Dörfern hinüber, zwischen deren Baumgruppen bald einzelne sonntäglich geschmückte Männer und Frauen erschienen, die langsamen Schrittes der lindenumschatteten Höhe zuwanderten. Diesen folgten immer mehrere und mehrere, bis endlich die ganze einsame Runde der sommerlichen Gefilde von Kirchgängern und Kirchgängerinnen belebt war; von Männern, Frauen und jungen Burschen in dunkler Tracht, von Mädchen in farbenschimmernden Röcken, Miedern und Tüchern und in goldgestickten Mützen mit flatternden hellrothen Bändern.

An die graue Kirchenmauer gelehnt, schaute der alte Hirt ernst und still die Schaaren der Frommen an und ließ Alle an sich vorüberziehen, ohne eine Miene zu verändern.

Orgelklang und Chorgesang brausten bereits wie ein voller Strom durch das Gotteshaus — die weite Flur lag wieder einsam wie zuvor im goldenen Morgensonnenschein da — — der Greis aber stand noch immer regungslos neben der offenen hohen Kirchenthür; es war, wie wenn er noch Jemanden erwarte. Als er weit und breit kein menschliches Wesen gewahrte und Orgel und Gesang verstummten, trat er leisen Schrittes in die Kirche und nahm auf einer Bank unmittelbar neben dem Eingang Platz.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte er jedem Worte des Predigers und stimmte nach beendigtem Gottesdienst laut und kräftig in den Gesang der Gemeinde ein; sobald aber das Vaterunser gesprochen war, verließ er seinen Platz, stellte sich wieder neben der Thür auf, schaute die an ihm Vorüberziehenden wie zuvor ernst und ruhig an, und ging darauf langsamen Schrittes zum Dorf zurück.

Als er sein frugales Mittagsmahl beendet hatte, trat er nach seiner Gewohnheit eine Wanderung durch die Felder und Wiesen des Dorfes an und suchte seltene Pflanzen und Kräuter, sprach nach seiner Rückkehr in einigen Häusern vor und begab sich dann nach der Schenke, wo Musik und Tanz bereits begonnen hatten.

Er schaute sich das lustige Leben auf dem geräumigen Tanzboden eine Weile an, unterhielt sich mit einigen jungen

Burschen aus dem Dorfe und trat endlich in das Schenkzimmer im untern Stock, wo die älteren Männer rauchend und zechend beisammen saßen und theils Karten spielten, theils miteinander plauderten. Nur von Wenigen bemerkt, setzte er sich in eine Ecke, ließ sich ein Glas Bier geben und knüpfte mit einem Bauern aus einem benachbarten Dorf ein Gespräch an, gleich als ob er ganz darauf vergessen, daß er eine schwierige Aufgabe zu erfüllen habe, auf deren Lösung das ganze Dorf begierig war.

Der Wächter hatte schon die zehnte Stunde abgerufen, als er die Schenke verließ. Beim Heraustreten aus der Thür blickte er sich nach allen Seiten um und murmelte dann mit zufriedener Miene vor sich hin:

„Es müßte wunderbar kommen, wenn meine Kunst mich diesmal im Stiche ließe!"

In der Nacht vom Montag auf den Dinstag ereignete sich etwas, was im ganzen Dorfe großes Aufsehen erregte. Kurz vor Mitternacht ward nämlich der alte Knecht des Halbhufners Wenzin vom Schlage getroffen, und da jede Rettung unmöglich schien, so wurde schnell der Prediger herbeigerufen, der dem Sterbenden das heilige Abendmahl reichte und ihn auf den Tod vorbereitete. Der Unglückliche starb auch noch in derselben Nacht.

Obgleich der Hingeschiedene stets hinfällig und schwach gewesen war, so däuchte es doch Manchem sehr auffallend, daß sein Tod gerade innerhalb dieser Frist erfolgt war, binnen welcher es sich entscheiden sollte, wer die Ohrringe aus dem Hause Wenzin's entwendet hatte. Andere meinten zwar, der alte Knecht sey eine ehrliche Haut gewesen und Niemand könne ihm etwas Böses nachsagen; allein auch sie mußten gestehen, daß es besser für seinen Nachruf gewesen wäre, wenn er noch einige Tage gelebt hätte. Die Möglichkeit, daß er zu dem Schuldigen in irgend einer Beziehung stehe, und daß die Angst, als Mitwisser des Diebstahls genannt zu werden, seinen Tod herbeigeführt habe, konnte Niemand leugnen.

Der alte Hirt war der Einzige, der sein Urtheil über das plötzliche Hinscheiden des alten Knechts zurückhielt. Auf alle Fragen, welche die Leute in Bezug darauf an ihn richteten, erwiderte er achselzuckend:

„Man soll den Todten nichts Böses nachreden."

In der darauf folgenden Nacht kehrte einer der jungen Bauern aus Dambin von einer Wanderung nach dem nächsten Städtchen zurück, wo er mancherlei Bestellungen für den Prediger ausgerichtet hatte. Um sich einen Umweg zu ersparen, schlug er einige tausend Schritte vor Dambin einen schmalen Pfad ein, der von der breiten Landstraße quer durch die Felder hinlief und zu den Gärten führte, welche das Dorf rings umschlossen.

An der Umzäunung angelangt, die den Garten seines Vaters begränzte, glaubte er in dem nicht weit entfernten, aber hinter Bäumen gelegenen Häuschen des alten Hirten noch Licht zu bemerken. Anfangs meinte er, er täusche sich, denn es war lange, lange Mitternacht vorüber; als er aber näher hinzuging, sah er ganz deutlich, wie Lassow am Tische saß und las.

„Da möcht' ich wirklich wissen, was der Alte jetzt liest?" sprach der Bursche bei sich, indem er auf seines Vaters Haus zuschritt. „Er hat zwar Keinem auf der Welt etwas Böses zugefügt — aber wenn ich ihn anblicke, überkommt mich allemal eine heimliche Scheu — — ich meine immer, er müßte Einem bis auf den Grund des Herzens sehen können! Mich wundert's gar nicht so sehr, daß er Diebe und Betrüger unter Hunderten herausfindet. Den Ohrringendieb hat er wahrscheinlich schon längst entdeckt."

Endlich war die siebente Abendstunde des siebenten Tages herbeigekommen. Der alte Hirt hatte sich auf den Wunsch des Fischers Rasteimke bereit erklärt, gleich nach sieben Uhr in der Schenke zu erscheinen und vor allen den Gästen, welche am Mittwoch zuvor dort versammelt und Zeugen der Wette gewesen waren, das entscheidende Wort zu sprechen.

Natürlicherweise hatten sich außer den damals Anwesenden noch viele Andere eingefunden, die sämmtlich im höchsten Grade neugierig waren, wie die Sache ablaufen werde, und in der gespanntesten Erwartung dem Eintritt des alten Hirten entgegensahen.

Von den beiden Wettenden, Drewitz und Bellin, schien jeder die feste Ueberzeugung zu hegen, daß er den Sieg davon tragen werde; namentlich war der letztere ungemein zuversichtlich und lustig und rechnete dem wohlgenährten Tolbitz, der sich über die in Aussicht stehende ungewöhnlich starke Einnahme vergnügt die Hände rieb, lachend und scherzend vor, wie viele Gläser Bier und Rhum in den zehn Thalern steckten, welche er von Drewitz für die verlorene Wette erhalten werde.

Endlich erschien der alte Hirt. Augenblicklich verstummten das Plaudern, Lachen und Schreien, und Aller Augen richteten sich auf den Eintretenden, um in seiner Miene die Entscheidung zu lesen. Allein nicht der leiseste Zug in seinem tiefgefurchten bleichen Gesicht verrieth, was in seiner Seele vorging. Nachdem er Allen mit vernehmlicher Stimme „Guten Abend" gewünscht hatte, schritt er langsam und ohne irgend Jemanden besonders zu beachten, auf einen leeren Platz an dem Tische neben dem Fenster zu und bat den dicken Schenkwirth, ihm ein Glas Bier zu reichen.

Als dies geschehen war und der Greis sich durch einen Trunk gestärkt hatte, trat der Fischer auf ihn zu und fragte:

„Nun, wie steht's, Lassow? Die von Euch geforderte Frist ist vorüber — gebt uns jetzt Bescheid."

„Ich habe Wenzin's Haus seit acht Tagen nicht betreten und auch mit keinem seiner Bewohner gesprochen", erwiderte Jener. „Schickt Jemanden hin und laßt fragen, ob sich die Ohrringe gefunden haben."

Einer der anwesenden jungen Burschen lief sogleich dorthin und kehrte nach Verlauf von zehn Minuten so außer Athem zurück, daß er Anfangs kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Sie sind da! sie sind da!" rief er endlich.

„Wer hat dir's gesagt? Hast du die Ohrringe gesehen? Wann sind sie zurückgebracht worden? Wo haben sie gelegen?" rief es von allen Seiten.

„Ich habe Wenzin selbst gefragt", versetzte der Bursche. „Er sagte mir, seine Tochter habe die Ohrringe heute Morgen in aller Frühe auf der Schwelle der Gartenthür gefunden, und zur Bekräftigung seiner Worte ließ er sich dieselben bringen und zeigte sie mir."

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens folgte diesem Bericht. Die Meisten schauten den alten Hirten halb mit Bewunderung und halb mit Scheu an, gleich als ob sie ihm übernatürliche Kräfte zuschrieben; nur einige Wenige schüttelten zweifelnd den Kopf.

Lassow selbst saß so ruhig da, als gehe ihm die ganze Sache nichts an.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Treiben in den römischen Abruzzen.

(Fortsetzung.)

„Nun, so wollen wir denn solche beginnen. Habt nur gut Acht, daß ich nicht dabei gestört werde," befahl vergnüglich der Offizier, nahm dann den ihm dargereichten Riemen, zog ihn prüfend einige Mal durch die Finger, wobei er zufrieden mit dem Kopfe nickte, und begab sich dann zu seinem Gefangenen. Was zwischen Beiden in dem einsamen Gemache vorging, können wir unsern Lesern freilich nicht mittheilen. Aber ein baldiges Heulen und heftiges Schreien des Gefangenen und das Geräusch von Hieben ließ vermuthen, daß die Unterhaltung keine besonders freundschaftliche seyn könne. Nach einer kleinen Weile kam denn auch Beppo mit sehr verstimmtem Gesicht herausgeschlichen, und die Behutsamkeit, mit der er seine Jacke anzog, zeigte, daß sein Rücken sich in keinem recht tröstlichen Zustande befand.

„Nun bringt mir den zweiten Schelm, und gebt dann dem ersten so viel Wein, wie er trinken mag, worauf ihr ihn laufen lassen könnt," befahl der Carabinieri-Offizier. Der zweite Bursche schien aber keine Lust nach einer gleichen Unterhaltung, wie sein Kamerad sie eben gehabt hatte, zu fühlen. Er blieb nur wenige Augenblicke im Zwiegespräch mit dem Offizier, worauf er lustig wieder aus der Kammer kam und sich den Wein, den ihm und seinem Gefährten die lachenden und spottenden Carabinieri vorsetzten, recht gut schmecken ließ. Auch der Geprügelte schien seinen Schmerz ersäufen zu wollen, obgleich er häufig tückische Blicke auf die jetzt mit ihm trinkenden Gendarmen warf.

Zu seinem Korporal, ebenfalls ein lang gedienter Veteran, sprach aber, sich dabei behaglich die Hände reibend, der Lieutenant: „Luigi, jetzt weiß ich den Schlupfwinkel im Gebirge, wo der Carlo Tachi mit seiner Bande den letzten Raub verborgen hat. Um dem Beppo den Mund zu lösen, bedurfte es allerdings einiger zwanzig gut aufgezählter Hiebe mit dem Riemen; bei dem Jüngern that die Angst und das Versprechen von zwei Scudi das Gleiche. Die Angaben Beider lauten so übereinstimmend, daß sie richtig seyn werden, da sie sich nicht vorher darüber besprechen konnten. Mit der Madonna Hülfe wird es uns hoffentlich gelingen, den Räubern ihre Beute wieder abzujagen, die Prämien dafür und dazu noch eine Extra-Belohnung zu gewinnen. Da es hierbei einen harten Kampf geben kann, und auch die Mazzinisten herumspuken, so ist es doch besser, wenn ich um eine Kompagnie der neuen Truppen als Verstärkung bitte. Es sind zwar nur fremde Schweine, und ein rechtgläubiger Römer muß sich eigentlich schämen, mit solchen Kerlen in Berührung zu kommen. Doch ohne sichern Rückhalt läßt sich schlecht fechten."

So ritt denn bald ein Carabinier mit einer Meldung an das vier Miglien entfernt liegende päpstliche Fremden-Bataillon zurück, in der ersucht wurde, daß eilig ein Kommando von 60—80 Mann in das Städtchen gesandt werden möge, um nöthigenfalls den Carabinieri als Reserve zu dienen. Der Lieutenant ordnete dann seine Mannschaft, vertheilte sie mit großer Umsicht in zwei Hälften, von denen die eine er selbst, die andere aber der schon erwähnte alte Korporal befehligte, und brach alsbald in das höhere Gebirge auf. Mit verdrießlichen Blicken sahen die beiden jetzt entlassenen Gefangenen den abziehenden Carabinieri nach. „Daß der Schurke von Offizier zehntausend Mal verflucht seyn möge! Mein Rücken brennt wie höllisches Feuer," fluchte Beppo dem Lieutenant mit geballter Faust nach. — „Was fangen wir Beide aber nun an? Erfahren die Räuber, daß wir ihr Versteck verrathen haben, so ist unser Leben keine Stunde mehr sicher. Das Beste wird seyn, wir laufen nach Rieti, lassen uns dort unter die päpstlichen Jäger anwerben, und wenn wir das Handgeld haben, dann desertiren wir und lassen uns wieder drüben bei dem König von Neapel oder auch in Bologna nochmals anwerben," sprach er weiter, und fand sogleich die Zustimmung seines jüngern Kameraden. So machten sich denn beide Strolche, die an ihrem Gepäck nicht schwer zu tragen hatten, schleunigst auf den Weg, um die Heldenschaar der eingebornen päpstlichen Liniensoldaten um ein Paar höchst unzuverlässige Subjekte zu verstärken.

Die Einwohner des abgelegenen Gebirgsstädtchens sollten an diesem Tage gar nicht aus der Aufregung herauskommen, denn am Abend marschirten unter dem mißtönigem Geblase eines einzigen Signalhornisten und unter den zahllosen Verwünschungen der Mannschaft über den schlechten Weg, ein Kommando von sechzig Jägern eines päpstlichen Fremden-Bataillons ein. Von einem halbwegs freundlichen Empfang Seitens der Einwohnerschaft war, wie dies im Kirchenstaate auch nicht anders zu erwarten, nicht die geringste Spur zu entdecken. Schon das Gerücht, daß die „maledetti Tedeschi", wie die päpstlichen fremden Soldtruppen allgemein genannt wurden, einrücken würden, hatte Furcht, Entsetzen, Abscheu, hie und da auch sogar Haß und selbst Neigung zum bewaffneten Widerstande hervorgerufen. Manche Weiber wollten heulend und schreiend ihre Kinder verbergen, denn sie glaubten, diese Deutschen äßen in Ermangelung von Spanferkeln, am Bajonnet über dem Wachtfeuer gebratene Säuglinge als Lieblingsspeise. Andere schickten sich an, ihre geringen Habseligkeiten zu vergraben. Denn daß mit der Plünderung der Häuser der Anfang gemacht würde, schien das Mindeste zu seyn, wessen man sich versehen konnte. Nur ein paar hübsche Mädchen mit feurigen Blicken zwinkerten einander kichernd zu: die verrufenen Deutschen seyen lange nicht so schlimm, als man sie ausschreie, sie hätten in Ankona recht hübsche Burschen mit rothen Backen, blauen Augen und blondem Haar darunter gesehen." Freilich bedrohte ein altes Weib die Mädchen mit den heftigsten Verwünschungen, wenn sie es sich einfallen ließen, den Fremdlingen auch nur einen freundlichen Blick zuzuwerfen. Aber trotz alles nationalen Hasses erobern artige deutsche Soldaten, besonders wenn sie recht blond sind, was die Römerinnen vorzüglich reizend finden, die Herzen der schönen Italienerinnen.

Da im Orte keine Quartiere zu haben waren, so beschloß der Offizier, der dies Detachement befehligte, ein kleiner, munterer, rothhaariger, leberfleckiger Sohn Irlands, der früher im österreichischen Heere gedient, seine Mannschaft in einem großen leer stehenden Schuppen für die Nacht unter-

zubringen. Der Ortsvorsteher ward halb mit Güte, halb mit Gewalt gezwungen, einen genügenden Vorrath von Maisstroh zum Lager der Soldaten herzugeben. Brennholz, um hohe, hellflammende Wachtfeuer auf dem Platze vor dem Gebäude anzuzünden, ward ebenfalls herbeigeschafft, einige Ziegen mußten ihr Fleisch für die Kochkessel der Soldaten opfern, während saurer, trüber Rothwein in Menge wohlfeil zu bekommen war. So konnten die Soldaten ihre nothwendigsten Bedürfnisse befriedigt erhalten, ohne einzeln in irgendwie näheren Verkehr mit den Einwohnern zu treten. Auch war eine solche Fernhaltung der fremden Soldtruppen von den Bewohnern des Landes in den Abruzzen das einzige Mittel, um beständige ernsthafte Streitigkeiten, die dann leicht einen blutigen Ausgang nehmen, zu verhindern.

Ein ganz eigenthümliches Leben und Treiben entfaltete sich nun beim Einbruch der Dunkelheit in und vor dem Stalle, der den Soldaten zur Behausung diente. Einige Posten waren aufgestellt, die Umgebung von allen Einwohnern, die keine besonderen Geschäfte dort hatten, abgesperrt zu halten. Die übrigen Truppen kochten, tranken, plauderten, sangen, fluchten oder schliefen, kurz, verbrachten die Zeit nach Lust und Belieben und so gut sie konnten. Dort saß ein Kreis von Wallonen aus Belgien, deren viele in der päpstlichen Armee dienten, daneben sangen und jodelten einige Dutzend Oesterreicher und Tyroler. Etwas abseits von den Oesterreichern gruppirten sich acht bis zehn Norddeutsche, die ein böses Schicksal oder unverantwortlicher Leichtsinn, wenn nicht sogar etwas Schlimmeres, nach Italien verschlagen hat.

Einige Schweizer und Irländer, letztere lustige, aufgeweckte Jungen, die unaufhörlich lachen und allerlei Späße treiben und sich mit Jedermann in ihrem Dialekt zu unterhalten suchen, gleichviel, ob sie verstanden werden oder nicht, vollendeten die bunte Mischung der hier vereinten Soldaten. Um aber dem Ganzen ein möglichst buntscheckiges Ansehen zu geben, ist der Signalhornist der Abtheilung ein Neger von solcher Schwärze, wie je nur Afrika's heiße Sonne einen solchen färbte. Mit den französischen Truppen im vorigen Jahre nach Italien gekommen und von den Oesterreichern gefangen genommen, zog er es vor, sich in Triest anwerben zu lassen, statt in sein früheres Dienstverhältniß nach Algerien zurückzukehren. Der Neger, übrigens ein gutmüthiger Bursche, der den allgemeinen Spaßmacher oder, wie die französischen Truppen ihn nennen, den „Bruder Lustick“ der Kompagnie abgab, erregte bei den alten Weibern, ja selbst bei vielen Männern des Städtchens, die einen Schwarzen noch niemals gesehen hatten, ein abergläubisches Entsetzen.

„Seht ihr, diese verfluchten Fremden führen sogar einen „Sohn des Satans“ mit sich, der uns sicherlich Unglück bringen wird,“ flüsterten die Frauen, während Andere meinten, „der heilige Vater in Rom, der ja überhaupt von diesen Fremden stets um das schöne Geld, was ihm seine Unterthanen steuern, betrogen wird, könne es unmöglich wissen, daß selbst junge Teufel unter seinen Soldaten angeworben würden.“ Dabei bekreuzten sich die frommen Seelen zum Schutze gegen eine etwaige Verzauberung. Der Neger aber, ein durchtriebener Schelm, suchte den Glauben, daß er direkt aus der Hölle gekommen sey, durch allerlei Fazen zu befestigen.

Er mußte früher einmal bei irgend einer umherziehenden Gauklerbande gewesen seyn und dort verschiedene Kunststücke wie Feuerspeien und dergleichen gelernt haben, die er nun zum Ergötzen seiner Kameraden und zum Schrecken der Volksmenge zum Besten gab.

Während also die Jäger den Ort besetzt halten, sind die Carabinieri in das höhere Gebirge eingedrungen und haben das Versteck der Räuberbande erreicht. Der Lieutenant hatte als wohlerfahrener Praktikus in diesen Dingen seine Anstalten vortrefflich getroffen. Es liegt ihm besonders daran, der Bande den letzten Raub wieder abzujagen und vielleicht einige der Banditen dabei zu tödten oder gefangen zu nehmen. Die völlige Vernichtung derselben ist jedoch gar nicht sein Plan. Würden der Hauptmann und alle seine Genossen bei diesem Kampfe aufgerieben, so könnte sich vielleicht in langer Zeit keine neue Bande bilden; es geschähen dann keine Raubanfälle mehr und den Carabinieri entgingen die Prämien für die Entdeckung derselben und die Bezahlung der Eskorten.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

|| Würzburg, 8. Januar. Wir sahen in den letzten Tagen zwei auswärtige Komiker unmittelbar nacheinander auf unserer Bühne gastiren: die HH. Butterweck vom Hoftheater in Darmstadt und W. Eichenwald vom Viktoriatheater in Berlin. Ersterer ist aus früheren Zeiten, wo er Mitglied der Würzburger Bühne war und später auch noch als Gast hier auftrat, dem hiesigen Publikum wohl bekannt, und daß er bei demselben in gutem Andenken steht, bewies der warme Empfang, der ihm zu Theil wurde. Bedauern mußten wir jedoch um seinetwillen sowohl, als auch wegen der Benefiziantin Frln. Spitzeder, daß der Besuch an diesem Abend nicht zahlreicher war. Wir hätten wirklich gedacht, daß ein Name von so gutem Klang, wie der Butterweck's, mehr Zugkraft habe. Diejenigen, die den Künstler sahen, konnten sich überzeugen, daß er noch immer die Eigenschaften, die ihn als Komiker so schätzbar machen, in hohem Grade besitzt. Es ist da namentlich die Gewandtheit, Leichtigkeit und Beweglichkeit zu rühmen, die in Verbindung mit einem feinen, durchdachten und naturgetreuen Spiel und einer trefflichen Maske über sein ganzes Auftreten eine Munterkeit ausgießt, welche den Zuschauer unwillkürlich ansteckt und für Scherz und Witz empfänglich macht. Ein Komiker von ganz anderer Art zeigte sich uns in Hrn. Wilh. Eichenwald; was wir an ihm bewundern mußten, war vorzüglich die ungemeine Zungen- und Lungenfertigkeit, vermöge deren er den Zuhörer mit einem Redeschwall in der Art überschüttet, daß derselbe kaum zu sich kommen kann, und wobei er durch keckes Selbstvertrauen im Auftreten und eine siegesgewisse, wenn auch nicht stets gewinnende Nonchalance unterstützt wird. Feinheit müssen wir übrigens seinem Spiel durchaus absprechen. Er hat viel Routine und, soweit mit dieser auszureichen ist, geht es ganz gut, weiter aber nicht. Der Beifall, der ihm mehrmals zu Theil wurde, galt denn auch, wenn wir nicht sehr irren, mehr der Ausdauer seines Redestroms und der Kraft seiner Lunge als der Kunst seines Spiels.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 4. Sonntag den 13. Januar 1861.

Der Diebsbanner.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Hurrah! ich habe die Wette gewonnen!“ jubelte Drebitz.

„Keineswegs!“ rief Bellin. „Daß die Ohrringe wieder da sind, ist nicht genug. Kann Lassow nicht sagen, wer sie weggenommen hatte, so hast du die Wette verloren.“

„Ja — Bellin hat Recht“, bemerkte der Fischer. „Es ist ausdrücklich bedungen worden, daß Lassow den Dieb nenne — das haben wir Alle gehört. Kann er es nicht, so gilt meiner Meinung nach die Wette nicht.“

„Das ist wahr!“ riefen viele Stimmen. „Lassow muß den Dieb nennen!“

„Wißt Ihr, wer die Ohrringe entwendet hat, Lassow?“ fragte Rasteimke.

„Ja — ich weiß es“, erwiderte der Hirt mit der größten Ruhe.

„So nennt ihn, damit die Wette entschieden wird!“ sagte Jener.

Der Greis erwiderte keine Sylbe, sondern schaute ruhig vor sich nieder.

„Was kann Euch denn abhalten, den Dieb zu bezeichnen, wenn Ihr ihn kennt?“ fragte der Fischer.

Der alte Hirt verharrte in seinem Schweigen.

„Schenkt uns klaren Wein ein, lieber Lassow!“ rief der fröhliche Wirth. „Wer ist der Schuldige?“

„Wer ist der Schuldige? Wer ist der Dieb?“ rief es von allen Seiten. „Wir gehen nicht eher von dannen, als bis wir seinen Namen wissen.“

„Ah, Lassow sucht Ausflüchte!“ rief Bellin laut lachend mit spottendem Ton. „Die Ohrringe sind gewiß gar nicht gestohlen, sondern nur verlegt worden. Da kann er den Dieb natürlich nicht nennen!“

Als sich mehrere Andere in ähnlichem Sinn aussprachen, die Zweifel an der Kunst des alten Hirten immer stärker wurden und endlich Alle durcheinander schrieen, rief der Fischer mit lauter Stimme:

„Laßt mich einmal reden, liebe Leute! Ich hoffe, daß Lassow meinen Vorstellungen Gehör schenken und uns eine deutliche Erklärung geben wird.“

Nach diesen Worten wandte er sich zu dem noch immer ruhig, fast theilnahmslos dasitzenden Greise und sagte mit ernster Miene:

„Es handelt sich hier nicht nur darum, die Wette zu entscheiden und die Neugier der Anwesenden zu befriedigen, Lassow; wenn Ihr Euch länger weigert, den Schuldigen, den Ihr zu kennen vorgebt, zu nennen, so bringt Ihr den armen alten Johann, der in der Nacht vom Montag auf den Dienstag so plötzlich gestorben ist, bei allen Leuten in den Verdacht, daß er die Ohrringe gestohlen hat oder dem Dieb dabei behilflich gewesen ist. Ihr habt gewiß schon davon gehört, daß Mehrere über sein plötzliches Hinscheiden den Kopf geschüttelt haben; verschweigt Ihr den Namen des Diebes, so wird ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch stets im Ruf eines ehrlichen rechtschaffenen Menschen gestanden, noch im Grabe beschimpft. Sagt uns darum gerade heraus, kennt Ihr den Dieb oder nicht?“

Der alte Hirte schaute noch einige Augenblicke sinnend vor sich nieder, dann erhob er sich langsam und sagte mit bestimmtem Tone:

„Bellin hat die Ohrringe von der Fensterbank genommen und sie in der vorigen Nacht auf die Schwelle der Gartenthür gelegt.“

Ein allgemeiner Tumult folgte diesem Ausspruch und alle Blicke richteten sich auf Bellin, der keines Wortes mächtig dastand und den Greis todtenblaß und mit rollenden Augen anstarrte. Der letztere aber setzte sich ruhig wieder auf seinen Platz, ohne das Durcheinanderschreien der Gäste und die Bestürzung und Wuth Bellin's zu beachten.

Endlich faßte sich dieser, trat auf Lassow zu und rief in maßloser Erbitterung:

„Wie könnt Ihr Euch unterstehen, mich des Diebstahls zu beschuldigen?! Das sollt Ihr schwer büßen — morgen früh verklag' ich Euch beim Amte!“

„Ich habe Euch nicht des Diebstahls beschuldigt, sondern nur gesagt, daß Ihr die Ohrringe von der Fensterbank genommen und sie in der vorigen Nacht auf die Schwelle der Gartenthür gelegt habt“, versetzte der Greis mit der größten Gelassenheit. „Könnt Ihr beschwören, daß ich die Unwahrheit gesprochen habe?“

Bellin erwiderte keine Sylbe, und Lassow fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Wer ist derjenige gewesen, welcher in der vorigen Nacht zehn Minuten nach ein Uhr aus Eurem Hause getreten, den Zaun Eures Gartens entlang geschlichen, quer durch Rebbin's Garten gegangen, über den Zaun von Wenzin's Garten gesprungen, auf allen Vieren durch den letzteren nach Wenzin's Hause gekrochen ist, vor dessen Gartenthür einige Augenblicke verweilt hat und dann auf dieselbe Weise auf demselben Weg nach Eurem Hause zurückgeschlichen ist?“

Diese die kleinsten Einzelnheiten berührende Frage brachte eine plötzliche Umwandlung in der Haltung Bellin's hervor. Er schien einzusehen, daß es gerathener sey, wenn er ein offenes und ehrliches Bekenntniß ablege, und so erwiderte er denn nach einer Pause, zu allen Anwesenden gewendet:

„Ich bin zwar ein sehr leichtsinniger Mensch, aber wer da glaubt, daß ich jemals fähig wäre, einen Diebstahl zu begehen, der kennt mich nicht im Geringsten und es freut mich, daß Lassow ausdrücklich gesagt hat, er beschuldige mich dieses Verbrechens nicht. Es ist vollkommen wahr, daß ich die Ohrringe heimlich von der Fensterbank in Wenzin's Haus weggenommen habe, es geschah aber einzig und allein in der Absicht, Lassow um sein Ansehen zu bringen und lächerlich zu machen, weil er seinen Bruder bestimmt hatte, mich mit meiner Bewerbung um dessen Tochter Dorothea abzuweisen, wie mir die letztere, die das Gespräch belauscht, selbst erzählte. Da ich Wenzin's Haus am besten von Allen im Dorfe kannte und daher dort am leichtesten irgend eine Sache unbemerkt stibitzen konnte, so theilte ich dem alten Johann meinen Plan mit und bewog ihn durch ein Geschenk, mir zur Ausführung desselben behilflich zu seyn. Hatte ich meinen Zweck erreicht, hatte Lassow erklärt, er könne die Ohrringe nicht wieder schaffen, weil derjenige, welcher sie gestohlen, nicht im Dorfe wohne, so wollte ich sie der Tochter Wenzin's vor allen Leuten wieder zustellen und den alten Johann als Zeugen aufrufen, in welcher Absicht ich dieselben weggenommen. Der letztere verstand sich auch nach einigen Bedenken dazu, mir behilflich zu seyn, und als er an jenem Nachmittag allein auf der Hausflur arbeitete, schlüpfte ich rasch durch die Gartenthür in die Kammer, steckte die Ohrringe ein und ging dann in aller Ruhe, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, nach der Schenke, mit dem Vorsatz, dort so bald als möglich eine Wette zu dem obengenannten Zwecke einzugehen. Wie es gekommen ist, daß Lassow die Wahrheit entdeckt hat, weiß ich nicht; auf welche Art es aber auch geschehen seyn mag, ich habe die gerechte Strafe für meine Rachsucht und meinen Leichtsinn empfangen. Sollte Dieser und Jener meine Erklärung des Thatbestandes nicht für wahr halten, so kann ich nichts weiter thun, als mich mit meinem guten Gewissen trösten, da der Einzige, welcher weiß, wie die Sache zusammenhängt, todt ist. Die zehn Thaler, welche Du gewonnen hast, Drewitz, werde ich Dir morgen in aller Frühe bringen."

Als er dies gesagt, verließ er raschen Schrittes das Zimmer, um nicht Zeuge von dem Triumph des alten Hirten seyn zu müssen und den Spöttereien und Sticheleien seiner Feinde und Freunde zu entgehen.

Die Darlegung Bellin's war so natürlich und mit solcher Unbefangenheit und Sicherheit gegeben, daß fast alle derselben Glauben schenkten. Nur einige Wenige ließen Zweifel darin laut werden und meinten, es sey doch etwas verdächtig, daß gerade der Einzige, der außer Bellin Aufklärung über die Sache solle geben können, so plötzlich gestorben sey.

Lassow hatte während der Rede Bellin's durch keinen Blick und keine Miene verrathen, was in seiner Seele vorging; und auch jetzt saß er so ruhig da, als ob ihn die ganze Begebenheit nicht im Geringsten kümmere. Daß er nicht verrathen werde, auf welche Weise er hinter die Wahrheit gekommen, wußte Jedermann, und daher machte auch Keiner den Versuch, ihn auszufragen.

Das wilde Durcheinanderschreien der aufgeregten Gäste schien ihm jedoch beschwerlich zu fallen, denn nach Verlauf von fünfzehn bis zwanzig Minuten erhob er sich, wünschte Allen eine gute Nacht und begab sich auf den Heimweg.

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, wandte sich das Gespräch, das sich bis dahin ausschließlich um den leichtsinnigen Streich Bellin's und dessen Strafbarkeit gedreht, sogleich auf ihn selber und seine Kunst, die hier wieder einen großen Triumph gefeiert hatte. Außer dem korpulenten Wirthe, der seinen Verstand durchaus nicht gefangen geben wollte, wie er sagte, waren Alle fest davon überzeugt, daß Lassow im Besitz geheimnißvoller Mittel sey, und sprachen dies auch ganz offen aus. Die hitzigen Debatten über die Frage, welche Mittel der alte Hirt anwende, kamen einzig und allein dem ungläubigen Tolbitz zu Gute, da seine Gäste in Folge derselben einen ungewöhnlichen Durst verspürten, doppelt so viel tranken als sonst und erst um die Mitternachtsstunde heimgingen.

Der Vorfall hatte das Ansehen Lassow's im Dorf und in der Umgegend ungemein erhöht und den Glauben an seine Zaubermittel bei Allen befestigt. Hätten die Leute ihre Hausthüren bei Nacht offen gelassen, selbst der Verwegenste würde es nicht gewagt haben, Jemandem irgend etwas zu entwenden, aus Furcht, auf der Stelle von Lassow entdeckt zu werden.

Bellin dagegen nahm sich die Sache sehr zu Herzen. Obgleich er ein gutes Gewissen hatte und ihm von den meisten Dorfbewohnern die Versicherung gegeben worden war, daß sie seiner Erzählung von dem Hergang vollkommen Glauben schenkten, so peinigte ihn dennoch der Gedanke, daß Dieser oder Jener heimlich Mißtrauen und Verdacht gegen ihn hegen könne. Eine ganze Woche ging er wie ein Verurtheilter umher, mied alle Menschen und sah so bleich und gramvoll aus, daß Jedermann Mitleid mit ihm fühlte.

Da erschien eines Abends der Pfarrer in Bellin's Hause, reichte dem Bekümmerten die Hand und sagte nach freundlichem Gruß:

„Ich weiß Alles, was vorgefallen ist, Bellin, und komme jetzt, um Euch etwas mitzutheilen, was Euch gewiß erfreuen wird. Es wird Euch sicherlich bekannt seyn, daß ich einige Stunden vor dem Tode des alten Johann zu diesem gerufen wurde, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Gleich nach meiner Ankunft ersuchte er Alle, mich mit ihm allein zu lassen, erzählte mir, bei welchem Streich er Euch behülflich gewesen, und bat mich inständigst, seinen Herrn von dem, was er mir vertraut, später in Kenntniß zu setzen, damit nicht ein Unschuldiger in Verdacht komme, oder böser Verdacht auf Euch falle. Ich versprach ihm dies auch; als ich aber von dem Ausgang der Wette und von Eurer Niedergeschlagenheit hörte, glaubte ich, es könne nicht schaden, wenn Ihr für Euren unbesonnenen Streich ein bischen gestraft würdet, und schwieg bis heute. Laßt Euch diesen widrigen Vorfall eine heilsame Lehre seyn und legt Euren Leichtsinn ab — dann kann noch Alles gut werden. Ich bin auf dem Wege zu Wenzin, um diesem die Aussage des alten Johann mitzutheilen und ihn zu bitten, sie überall zu erzählen, damit jeder Argwohn gegen Euch aus den Herzen der Leute verschwindet."

Hocherfreut über den glücklichen Ausgang eines Handels, der ihm schlimm hätte zu stehen kommen können, gelobte Bellin dem Pfarrer feierlich, von jetzt an ein neues

Leben zu beginnen, und begab sich auf den Wunsch des Letztern auch zu dem alten Hirten und bat diesen wegen seines rachsüchtigen Benehmens um Verzeihung, die ihm Lassow denn auch von ganzem Herzen angedeihen ließ, ohne ihm jedoch irgend eine Aufklärung darüber zu geben, wie er seine Schliche entdeckt hatte.

Der Greis that jedoch noch mehr. Da der seinem Bruder ertheilte Rath die Veranlassung zu Bellin's unüberlegtem Streich gewesen war, und der alte Hirt die Hoffnung hegte, Bellin werde das dem Pfarrer und ihm gegebene Versprechen gewissenhaft erfüllen, so ging er zu seinem Bruder, dem Anbauer, und stimmte ihn und dessen Frau wieder so günstig für Bellin, daß sie einwilligten, diesem ihre Dorothea zu geben, falls er eine Prüfungszeit von sechs Monaten gut bestanden habe.

Die Hoffnung des Greises ging in Erfüllung. Aus dem leichtsinnigen Müßiggänger ward nach und nach ein thätiger, fleißiger Arbeiter, der hinter Keinem im Dorfe zurückblieb, und als die sechs Monate verflossen waren, ging Lassow selbst zu ihm, führte ihn zu seinem Bruder und trat bei diesem als Freiwerber für ihn auf, indem er scherzend sagte:

„Ich denke, wir können die Sache auch ohne den Schneider Stabbatz abmachen. Der kleine Kerl wird täglich unverschämter und habgieriger."

Der Anbauer und seine Frau waren derselben Ansicht, und noch in derselben Stunde ward die Verlobung zwischen ihrer Tochter und Bellin abgeschlossen.

Auf der Hochzeit, die drei Monate später stattfand, erschien auch der Pfarrer, und als Alle so recht aus Herzensgrund fröhlich waren, nahm der letztere den alten Hirten bei Seite und fragte ihn, auf welche Art und Weise er es dazumal herausgebracht habe, daß Bellin ihm den Possen habe spielen wollen, und wie er überhaupt in den Ruf eines Diebsbanners gekommen sey.

Der Greis schwieg eine Weile und versetzte dann mit Freimuth:

„Gegen Sie will ich ganz offen seyn, Herr Pastor — ich weiß, daß Sie mir wohl wollen und daß Sie dasjenige, was ich in guter Absicht gethan habe, nicht mißdeuten werden. Ich habe den Aberglauben der Leute dazu benutzt, um Gutes zu stiften und Diebstähle im Dorfe mehr und mehr zu verhüten, was mir auch in größerem Maße gelungen ist, als ich hoffen durfte. Meine ganze Kunst, von der die Leute so viel Aufhebens machen, beschränkt sich auf einige unschuldige oder wenigstens zu entschuldigende Mittel, die sich mit wenigen Worten sagen lassen."

„Ich erbat mir eine Frist von sieben oder acht Tagen, um Gelegenheit zu haben, alle Leute genau zu beobachten. Der Rundgang durch's Dorf, mein Stehen vor der Kirchenthür und mein Verweilen in der Schenke hatten einzig und allein den Zweck, jede Person so oft als möglich zu sehen, — war der Schuldige im Dorf, so mußte er mir nothwendiger Weise innerhalb der sieben Tage vor Augen kommen, wofern er mir nicht absichtlich auswich. War das Letztere der Fall, oder war Jemand nicht im Stande, mich unbefangen und offen anzuschauen oder trug er eine erzwungene Lustigkeit und Sorglosigkeit zur Schau, so schöpfte ich gleich Verdacht und beobachtete einen Solchen schärfer. Auf diese Weise bin ich noch immer auf die rechte Spur geleitet worden."

„Die Drohung, daß ich den Namen des Diebes nennen werde, falls dieser das Entwendete nicht zurückbringe, wirkte nach und nach so mächtig, daß ich nur selten dazu genöthigt wurde. Mit Ausnahme von zwei bis drei Fällen, wo ich den Vorwand brauchte, daß der Dieb nicht im Dorfe wohne, hab' ich stets den Schuldigen zur Herausgabe des Gestohlenen gezwungen. Ob ich aber selbst bei dem stärksten Verdacht jedes Mal die mir verdächtige Person als den Dieb bezeichnet haben würde, vermag ich nicht mit Gewißheit zu sagen."

„Bei dem Fall mit den Ohrringen handelte es sich um mein Ansehen, und darum bot ich Alles auf, um den Schuldigen ausfindig zu machen. Daß Bellin die Ohrringe weggenommen, um mir einen Possen zu spielen, brachte ich sehr bald heraus. Meine Nichte erzählte mir, daß er im höchsten Grad erbittert auf mich sey und mir Rache gedroht habe, weil ich seine Heirath mit Dorothea hintertrieben. Als ich dann hörte, daß er so steif und fest behaupte, ich könne die Ohrringe nicht wiederschaffen und eine Wette darauf eingegangen war, schöpfte ich sogleich Verdacht und beobachtete ihn aufs Genaueste. Und als ich dann bei dem Rundgang durch's Dorf in sein Haus kam, erheuchelte er eine auffallende Lustigkeit und überschüttete mich mit spöttischen Lobeserhebungen. Hernach wich er mir überall aus und ging am Sonntag auch nicht zur Kirche. Nach dem Tode des alten Johann aber war es mit seiner Lustigkeit plötzlich zu Ende, und als ich ihm am Dienstag zweimal begegnete, sah er blaß und verstört aus. Ich schloß aus dem Allen, daß er die Ohrringe im Einverständniß mit dem alten Johann weggenommen habe; daß er, nachdem dieser gestorben, in bösen Verdacht zu kommen fürchte und daß er darum die Ohrringe gewiß so bald als möglich zurückbringen werde. Da ihm dazu nur noch eine einzige Nacht übrig blieb, so setzte ich mit Sicherheit voraus, daß er im Laufe derselben nach Wenzin's Hause schleichen und sich der Ohrringe entledigen werde. Demnach ging ich zu meinem Bruder, theilte ihm meine Wahrnehmungen und Vermuthungen mit und bat ihn, mir Bellin's und Wenzin's Haus in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch genau beobachten zu helfen. Er war bereit dazu, und gleich nach ein Uhr sahen wir Bellin mit der größten Vorsicht und in lautloser Stille aus seinem Hause nach Wenzin's Gehöfte schleichen und wieder dahin zurückkehren. Da wir ihn an seiner Gestalt und an seinem Gang deutlich erkannt hatten, so verschwand jeder Zweifel bei mir, und am Mittwoch Abends sagte ich's ihm dreist in's Gesicht, daß er die Ohrringe weggenommen, und sie in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch auf die Schwelle der Gartenthür gelegt habe."

„Ich habe Ihnen nun Alles offen und ehrlich erzählt, Herr Pastor," schloß der alte Hirt seine Rede; „aber wie Sie meine Handlungsweise auch beurtheilen mögen, erweisen Sie mir den Gefallen, mein Geheimniß, durch das ich doch einiges Gute gestiftet habe, Andern so lange zu verschweigen, bis ich gestorben bin. Ich möchte das Ansehen, das ich mir im Lauf so vieler Jahre mühsam erworben habe, nicht noch am Ende meines Lebens verlieren."

Der Pfarrer versprach ihm dies mit einem Handschlag; erst mehrere Jahre nach dem Tod des Greises erfuhren die Leute in Dambin, auf welche Weise der Letztere die Diebe „gebannt" habe.

Der alte Hirt erlebte noch die Freude, daß Bellin von allen Dorfbewohnern einer der fleißigsten und rechtschaffensten Hauswirthe genannt wurde.

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, 10. Januar. „Dom Sebastian von Portugal", Oper in 5 Akten von Donizetti, wurde heute zum Benefiz für Frau Leinauer gegeben. Wie überhaupt der Karneval wegen der vielen, sich oft drängenden Unterhaltungen für Benefiz-Vorstellungen eine ungünstige Zeit ist, so war der heutige Abend, hiezu doppelt ungünstig gewählt, weil durch die Gastdarstellungen des Hrn. W. Eichenwald, Komikers von Berlin, und des Hrn. Richter, kgl. Hofschauspielers von München, ein Theil des Publikum sich lieber von der komischen Muse erheitern läßt, ein anderer Theil sich mehr zum Drama hingezogen fühlt. Ueberdies war auch die Wahl dieser Oper durchaus keine günstige, weil dieselbe dahier äußerst wenig, fast gar nicht bekannt ist, und bei Novitäten überhaupt das hiesige Publikum erst den Erfolg der ersten Aufführung abzuwarten gewohnt ist. So kam es, daß die heutige Oper nur wenig besucht war, obgleich der Benefiziantin eine recht große Theilnahme durch zahlreichen Besuch zu wünschen gewesen wäre, da sie durch ihre Leistungen auf unserer Bühne eine solche Berücksichtigung gewiß verdiente; denn wenn sie auch keine durchaus geschulte Sängerin, namentlich keine Coloratursängerin ist, und man ihr deßhalb nicht zu hoch anrechnen darf, wenn ihr manche Coloraturen, Passagen, chromatische Tonleiter, wie auch heute, mißglücken, so hat sie doch eine klangvolle, dabei angenehme, zarte und umfangreiche Stimme, die sie vorzüglich bei lyrischen Rollen recht wohl zu benützen weiß und auch heute besonders in ihrer Arie und in dem Duett des 2. Aktes und in dem nicht besonders dankbaren Duett des 5. Aktes zur Geltung brachte. Die ihr heute gespendeten Akklamationen und Kränze mögen sie den mittelmäßigen Besuch der heutigen Oper einigermaßen vergessen lassen. — Das Libretto der Oper beruht theilweise auf historischer Grundlage in dem räthselhaften Schicksale des Königs Sebastian von Portugal; allein die historische Grundlage ist durch poetische Licenzen, Anachronismen u. dgl. ziemlich verwischt und bühnenmäßig zugerichtet. Denn während nach den geschichtlichen Forschungen König Sebastian in einem fanatischen Kampfe gegen die Mauren umgekommen und sein Leichnam verstümmelt gefunden worden seyn soll, jedenfalls aber Keiner von Denjenigen, die sich nachher für den todtgeglaubten König Sebastian ausgaben, zum Throne gelangte, die Herrschaft vielmehr dem König Philipp II. von Spanien in die Hände gespielt wurde (welchen Plan auch gleich zu Anfang der Oper Dom Juan de Sylva zu erkennen gibt), läßt der Libretto-Dichter den König Sebastian in jenem Kampfe durch die Tochter des Statthalters von Fez retten, und theilweise durch deren Aussagen über diese Rettung, mehr aber noch durch einen von dem bekannten portugiesischen Dichter Camoenz zu seinen Gunsten erregten Aufruhr wieder seine Macht erlangen. — Die Musik hat einige recht gefällige, melodiöse Numern, aber bei weitem nicht den Melodienreichthum und die Klarheit, die man an anderen Opern Donizetti's schätzen muß. — Der Aufführung merkte man zu sehr das frische und ungenügende Einstudiren der Oper an, da nicht blos in einzelnen Rollen, sondern auch im Orchester bemerkbare Verstöße vorkamen. —C—

|| Würzburg, 12. Januar. Gestern trat wieder ein Gast auf unserer Bühne auf, Herr Richter vom Münchener Hoftheater, und seine Anwesenheit verschaffte uns den Genuß, wieder einmal ein klassisches Drama zu sehen — Schiller's „Kabale und Liebe". Die Aufführung war im Allgemeinen befriedigend, was nicht blos den Leistungen des Gastes, sondern in vollem Maß auch dem guten Spiel der hiesigen Bühnenmitglieder zugeschrieben werden muß — ein Lob, das wir nur auf Hrn. Denemy nicht ausdehnen können, wiewohl wir bezüglich seiner doch auch zugeben müssen, daß er den Präsidenten erträglicher gab, als wir erwartet hatten. Die Leistungen des gestrigen Abends ließen uns übrigens aufs Neue bedauern, daß die ungenügende Besetzung von ein paar Fächern auch die Kräfte des übrigen Personals theilweise brach legt und unsere Bühne, wenn sie etwas Bedeutenderes bringen will, von der immer sehr unsicheren Möglichkeit, einen Gast zur Aushülfe zu gewinnen, abhängig macht. Was nun Hrn. Richter anlangt, so hat sein gestriges Auftreten das Publikum hier entschieden günstig für ihn gestimmt. Anfangs zwar blieb dasselbe kalt, was zum Theil seinen Grund darin haben mag, daß Herr Richter auf dem ungewohnten Boden eine gewisse leicht erklärliche Befangenheit nicht sofort ganz bemeistern konnte, zum Theil auch darin, daß die Zuschauer sich an einige Eigenthümlichkeiten seines Spiels erst gewöhnen mußten, endlich auch darin, daß er zuerst mit seinen Stimm-Mitteln und seinem Gebärdenspiel etwas sparsam zu Werke ging, eine Oekonomie, die freilich um deßwillen wohl am Platze war, weil er die späteren, ununterbrochen sich folgenden Scenen tiefer Bewegung und leidenschaftlicher Erregung mit einem Kraft-Aufwand vortrug, welcher alle für ihn verfügbaren Mittel vollständig in Anspruch nahm. Seine Darstellung überhaupt gab Zeugniß von fleißigem, überlegtem Studium der Rolle und sorgfältiger Berechnung des Spiels; sein Vortrag insbesondere wurde durch den Ton inniger Ueberzeugung gehoben, den wir nur zu oft bei den Darstellern des Ferdinand vermissen, dagegen fehlte ihm das lebhafte Feuer der jugendlichen Liebe; er sprach so ruhig-verständig und oft so gemessen, daß man in die Versuchung kommen konnte, diesem Ferdinand anderthalb Dutzend Jahre mehr zu geben. Was ihn bei seinem Spiel noch besonders unterstützt, ist eine stattliche Figur und eine klangvolle Stimme.

Miscelle.

In Wien, wo wie bei uns die „Sitte" grassirt, jeden Menschen in einem leidlich anständigen Rock „Herr von" zu tituliren, haben die Stammgäste eines Gasthauses einen Verein gegründet, dessen Zweck ist, diesen Titel außer Gebrauch zu bringen. Jedes Vereinsmitglied, welches einen unächten „Herrn von" kreirt, bezahlt 40 kr. Strafe zum Besten der Armen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 5. Mittwoch den 16. Januar 1861.

Herfurt und Margret.

Erzählung

von

Wilhelm Genast.

(Aus der „Allgemeinen Moden-Zeitung“.)

I.

Der Streit-Gehren.

Unter dem Hauche lauer Westwinde war in wenigen Tagen die Schneedecke von den Feldern verschwunden bis auf einzelne graue Stücken und Streifen in Furchen, Gräben und Senkungen. Das frische Grün der Wintersaat grüßte nach den noch fahlen Wiesen im Grunde und den dunklen Fichtengehölzen auf mäßigen Höhen, hinter denen vom Süden herüber die schneebedeckten Berge des Frankenwaldes im Strahle der sinkenden Märzsonne glänzten. So hüben und drüben von allmälig ansteigenden Hügelreihen eingedämmt, breitet und senkt sich, östlich nach der Elster, westlich nach der Saale hin, ein furchtbarer Gau des Osterlandes; darin liegt das Dörfchen Wiesenborn. Es zählt kaum ein Dutzend Höfe, aber zu jedem gehört ein Bauerngut von beträchtlichem Umfange, das niemals getheilt, sondern, wenn mehrere Kinder vorhanden sind, immer auf den jüngsten Sohn vererbt wird. Die älteren Söhne bleiben als Knechte bei ihrem Bruder oder suchen auswärts ihr Glück, die Töchter werden bei der Verheirathung mit einer reichen Ausstattung an Weißzeug und einer geringen Mitgift an baarem Gelde abgefunden. So will es der uralte, aus den slavischen Zeiten überkommene Brauch des Landes und seine Herrschaft ist so fest gewurzelt, daß sie nicht von den Neigungen der Eltern, geschweige denn von den papiernen Gesetzen der Neuzeit hätte ausgerodet werden können. Freilich fehlt diesen Döfern, so reinlich, stattlich, ja vornehm sie auch sind, eines was den Schmutz und das Elend der nahen Fabrikorte vergessen läßt: das fröhliche Getümmel unzählbarer Kinderschwärme. Von solchem Lärm hallen die Straßen der reichen Dörfer nicht wider, das quillt und jauchzt und purzelt nicht aus der Schulthür in die Freiheit; die kleine Schaar theilt sich ehrbar und ernsthaft und selten gehen mehr als zwei Geschwister nach ihrem Vaterhause zurück. Dadurch verliert die eigenthümliche Sitte des Erbganges von ihrer Härte und es ereignet sich oft, daß ein älterer Sohn durch Heirath mit einer einzigen Tochter oder durch Ankauf eines ausgestorbenen Hofes zum Gutsbesitzer wird.

Für einen Landwirth kann es kaum ein lockenderes Besitzthum geben, als einen solchen Hof. Betrachten wir den, der linker Hand zuerst liegt, wenn man auf der wohlgehaltenen Kunststraße herabkommt, welche die Wiesenborner auf ihre Kosten gebaut haben, um das nächste Fabrikstädtchen und dort die Hauptstraße nach dem großen Fruchtmarkt bequem erreichen zu können. Die Gebäude — vorn das Wohnhaus mit seiner überbauten Thorfahrt, rechts und links Ställe und Böden, hinten quer vor die Scheune — umschließen in länglichem Viereck den saubern Hof und sind sämmtlich weiß getüncht, mit dem grauen glänzenden Schiefer aus den Brüchen der Elster gedeckt. Das Wohnhaus wird durch ein schmales Gärtchen, das im Sommer mit allerlei Blumen prangt und der Kleinodsgarten heißt, von der Straße getrennt; zu beiden Seiten schließt sich der Obst- und Grasgarten an. In den Ställen die Rinder von rehfarbiger fränkischer Zucht, feinwollige Schafe und ein Paar kräftige Rappen, die vor dem offenen Korbwagen oder zu Winterszeiten vor dem viersitzigen Staatsschlitten stolz und muthig wie Edelmannspferde traben, gleich hinter der Scheune erst die großen Wiesen mit ein Paar Karpfenteichen, über ihnen die fruchtbaren Felder, die sich weit ausgedehnt in zusammenhängenden Gebreiten bis zu dem Kamme der nördlichen Hügelkette, unter den Schutz einer auch noch zum Gute gehörigen Holzung von Birken und Fichten hinaufschieben: da kann der Bürgermeister Gottlob Hildbrand wohl dreißig Tausend Thaler fordern, und doch noch unter den Bietern die Auswahl haben, wenn er sein Anwesen einmal verkaufen will. Daran hätte Hildebrand früher freilich nie gedacht, jetzt aber war ihm Alles verleidet, er arbeitete nur noch, weil er sonst nicht gewußt hätte, seine Tage zu tragen, und weil die Ehre seines Standes von ihm verlangte, daß das Gut so trefflich im Stande bleibe, als er es von seinem Vater überkommen hatte — wenn er auch nicht mehr wußte, wessen Händen er es dereinst überliefern sollte; denn sein letztes Kind, ein herangewachsenes Mädchen, war vor wenigen Monaten gestorben.

So trat er jetzt aus der Scheune in das Freie, die Gestalt lang, hager und noch kräftig, den Kopf vorgebeugt und das Gepräge eines dumpfgewordenen Schmerzes in den tiefgefurchten harten Zügen. Es folgte ihm seine Frau, doch während er, ohne ein Wort des Abschiedes und ohne nur den Kopf nach ihr zu drehen, über seine Wiesen hinweg auf die Felder losschritt, wandte sie sich seitwärts und ging den hintern Dorfweg entlang nach dem Kirchhofe zu; aus den Falten ihres blauen Tuchmantels blickte das schwarze

Gesangbuch hervor. Beim Anblick der Wintersaaten wurde der Ausdruck in Hildebrand's Gesicht lebendiger, aber um so finstrer, besonders als er den einzigen mit Roggen bestellten an das Gut seines Nachbars Haberkorn grenzenden Acker kam. In den oft nassen Wintermonaten war von der jungen Saat so viel ausgefroren, daß selbst auf einen nur mittelmäßigen Ertrag kaum gehofft werden konnte. Gerade diese Stelle war ihm auch zu andern Zeiten die unliebste, denn die sonst schnurgerade Grenzlinie nahm hier unerwartet einen so eigensinnigen Lauf, daß sie ihm einen ansehnlichen Zwickel von seinem Grund und Boden ausschnitt, und ihn dadurch stets an den langwierigen, kostspieligen Rechtsstreit erinnerte, der von den Großvätern der jetzigen Nachbarn geführt und, wie die Hildebrands sich nicht nehmen ließen, durch Bestechung zu Gunsten der Haberkorns entschieden worden war. Der Zwickel blieb ein Pfahl im Fleische der Besiegten, er zwang sie, die schönen geraden Furchen über ihre Felder zu brechen, eine Vorarth um den Gehren herumzupflügen, er war die Ursache fortwährenden Haders und auch heute erregte er wieder den alten, im häuslichen Kummer bisher vergessenen Unmuth.

Im Rücken Hildebrands kam inzwischen auf der andern Seite der Grenze ein untersetzter, wohlbeleibter Mann herauf; so bedächtig auch sein Schritt und der Ausdruck seines fleischigen Gesichts war und wie gemessen er auch den Dampf aus seiner kurzen Pfeife mit dem braunen Maserkopfe zog, seine kleinen grauen Augen hatten doch einen schnellen und scharfen Blick und nahmen einen gar listigen Ausdruck an, als er den am Streitgehren Stehenden bemerkte. Dem Hildebrand war es sehr unlieb, von seinem Nachbar gerade hier getroffen zu werden, er rief ihm daher etwas verlegen entgegen: „Der Roggen steht schlecht, hüben und drüben!"

„Hat arg ausgewintert," war die Antwort.

„Morgen lasse ich das ganze Stück umreißen und werfe Gerste hinein."

„Da nimm nur meinen Gehren hübsch in Acht."

„Du willst also die kümmerliche Saat stehen lassen?"

„Hat mein Lebtag nicht gut gethan, wenn man umpflügt."

„Baust ja nicht so viel als du gesäet hast!"

„Wenn die Witterung gut wird, bestockt sich's tüchtig und schüttet desto mehr!" Das Alles sprach Haberkorn in so phlegmatischem Tone, und qualmte dazwischen so behaglich, daß dem Hildebrand die Absichtlichkeit dabei nicht entgehen konnte. Darum überwand er seine Heftigkeit, klopfte dem, der ihn gewiß aus irgend einem Grunde aufhalten wollte, auf die Schulter und sagte mit dem freundlichsten Gesicht: „Wie wär's Andres, wenn ich den Gehren von dir pachtete? nur zum Versuch auf dieses Jahr, ich zahle dir so viel, als du im besten Jahre davon ernten kannst."

Als auf seine Worte nur ein bedächtiges Kopfschütteln folgte, fuhr er dringender fort: „Nun, wenn du das nicht willst, so laß dir den Brocken Land feil machen; was du drauf baust, ist kaum der Rede werth; ich zahle dir, was du als rechtschaffener Mann dafür verlangen kannst, nur damit endlich Frieden wird!"

Haberkorn blieb bei seinem Kopfschütteln: „Ich kann den Gehren nicht verpachten und nicht verkaufen, mein seliger Vater hat mir noch auf dem Sterbebett gesagt: „„Andres, daß du mir den Streitzipfel festhältst, die beiden Güter haben vor Alters her zusammengehört und es hat Geld genung gekostet, nur das Stückchen wieder zu erstreiten, aber an dem Haken läßt sich doch noch ein Mal das Uebrige herüberziehn!""

Dem Hildebrand schwoll auf der Stirne die Zornader, er lachte höhnisch und rief: „So? mein Gut wollt Ihr mir abstreiten? Ei, so versucht's doch wieder, Advokaten und Gerichte zu schmieren, werdet schon erfahren, daß andere Zeiten sind, Zuchthaus steht auf sochen Schlichen."

Haberkorn erwiderte so kaltblütig als früher: „Ei, wer denkt denn an so etwas? Ich simulirte mir's damals so zusammen: der Gottlob hat einen Jungen, ich hab' ein Mädchen, da können die Höfe noch in eine Hand kommen. Dein Junge starb aber und da konnte nichts daraus werden. Jetzt, wo auch dein Märchen gestorben ist, hat sich das Blättchen wieder gewendet. Für was willst du denn noch Land kaufen? Wenn du die Augen zuthust, kommt ja doch Alles, wer weiß an wen, und endlich wird's in der Zeitung ausgeschrieben und versteigert — dann ist keiner, welcher mehr bieten könnte, als der Andreas Haberkorn."

„Da verschreib' ich's eher der Kirche oder der Schule!" preßte Hildebrand nur noch in halbem Zorne heraus. Die Angst vor der Versteigerung schnürte ihm fast die Kehle zusammen.

„Dann kann ich's am ehesten pachten!" versetzte Haberkorn mit unerschütterlichem Gleichmuthe. Als er sah, wie Hildebrand tief und mühsam athmete, suchte er einen Klang von Herzlichkeit in seine fette Stimme zu bringen. „He, Gottlob! ich meine es ja gut mir dir, du sollst den Streitgehren haben und noch dazu umsonst, wenn du mir auf den Tag deines Todes deinen Hof verkaufst. Ich zahle deiner Alten oder wen du sonst als Erben einsetzest, baare Zwanzigtausend Thaler, dann kommen die Güter doch wieder zusammen wie vor Alters und du brauchst dich nicht zu sorgen, ich will mir schon einen Tochtermann aussuchen, welcher sie ordentlich im Stande hält. Mach' es heut' Abend noch vor Zeugen und schriftlich mit mir ab, dann kannst du morgen meinetwegen den Gehren mit umpflügen!"

Haberkorn's Worte hatten dem Hildebrand mehr als einen Stich durch's Herz verursacht und eine Menge streitender Gefühle in ihm erweckt, aber das, was sich am raschesten verdrängte, war doch die Summe des Gebotes: „Baare Zwanzigtausend? Ei, da rechnest du wohl den Gehren so hoch als den ganzen Hof und noch dazu für die Paar Jahre, die ich ihn noch bewirthschaften kann?"

„Ja, du kannst noch zehn, zwanzig Jahre leben", erwiderte Haberkorn, „und wer weiß, wie der Grundbesitz dann im Werthe steht, aber Bieten und Handeln macht den Kaufmann, thu deine Forderung, Gottlob!"

Es war als ob der Gehren, den Hildebrand vor sich sah, noch eins so lang und spitz in die Felder einschnitte; ein Wort und er konnte die queren, trotzigen Furchen des Haderlandes auseinanderwerfen und sich zu eigen ackern, es zuckte ihm in der Hand, das Blut wallte ihm — aber da rief der alte pfiffige Bauer in ihm: aufgepaßt, Hildebrand! ruhig Blut beim Handel; wenn du rechnest, sollst du die Waare dir nicht in's Auge stechen lassen! Und er folgte dem alten Rathgeber, der ihm stets genützt hatte und drehte sich halb um. Da sah er seine Felder und Wiesen, seinen stattlichen Hof vor sich liegen, die untergehende Sonne ließ die blanken Fenster in hellgoldrigem Glanze blitzen. Das ehrbare Erbhaus sollte also zur Scheune des feindseligen Nachbars werden? und Hildebrands Vater, der die Bitten seines ältesten

Sohnes mit den Worten zurückgewiesen hatte: „Eher gäbe ich den Hof den Haberkorns, als daß ich ihn theilte; er muß ungetheilt auf den Jüngsten kommen, damit er Hildebrandisch bleibt!" und der Bruder, der zornig fortgegangen und nie wieder gekommen, sondern vor Jahren in der Fremde gestorben war — die Beiden würden im Grabe nicht mehr Ruhe haben. Das Alles zog dem Gottlob Hildebrand bei dem Anblicke seines Hauses durch die Seele und plötzlich blitzte ein eben so goldiger Strahl, wie da unten, in ihm auf: so Gott will, kann der Hof doch noch bei Hildebrands bleiben! Er verlautbarte aber nichts davon, sondern wendete sich freundlich zu dem Versucher neben ihm und sagte: „Na, Andres, gut Ding will Weile haben, ich muß mir den Handel erst noch überlegen und mit meiner Alten bereden. Ist ein alertes Mädchen, deine Christel, und gar zwei Güter an der Schürze, da wird's ihr an Freiern schon nicht fehlen. Adjes Nachbar!" Damit ging er nach seinem Hause zurück. Haberkorn sah ihm schmunzelnd nach und dachte: „der hat angebissen!" dann hielt er in behaglichster Stimmung noch einen Flurzug um seine Gränzen.

In seinem Hof sagte Hildebrand zu dem Großknechte Hannes: „Morgen mit dem frühesten ziehst du in den Acker und pflügst mir das Roggenstück am Streitgehren um."

„Hab's schon gestern zum Friede gesagt", antwortete der lange Hannes, „paß' auf, sagte ich, die Winterfrucht steht gar so erbärmiglich, der Herr läßt sie umreißen und schmeißt Wicken 'nein!"

„Gerste!"

„Oder Gerste, hab' ich zum Friede gesagt," verbesserte sich der kluge Knecht, „die Witterung hat abgeschlagen und bei der Luft . . ."

„Gehst mir einmal zum Herrn Kantor und sagst ihm einen schönen guten Abend von mir und wenn's ihm nicht ungelegen wäre . . ."

„Da könnten wir ihm sein Stück am Roßkopf auch gleich mit umreißen; weiß schon, hab's dem Friede gestern noch gesagt!"

„So möchte er mich heute noch besuchen. Du wirst mir gar zu klug, Hannes!"

„Nu, stehen bleiben kann dem Kantor sein Roggen doch nicht," brummte der Knecht, „und sein Arthmann seyd Ihr auch!" Damit schob er sich in die Stallthür, um seine Jacke anzuziehen und den Auftrag auszurichten.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Treiben in den römischen Abruzzen.

(Schluß.)

Ihren Raub aber pflegen die Räuber der Abruzzen nicht so leicht im Stich zu lassen, und so kam es denn frühmorgens des folgenden Tages zu einem blutigen Kampfe zwischen der in ihren Schlupfwinkeln überfallenen Bande und den Carabinieri. Letztere machten ihre Sache aber vortrefflich; es gelang ihnen denn auch, den größten Theil der bei der Klosterplünderung geraubten Sachen wieder zu erlangen und außerdem zwei Räuber zu tödten und vier, von denen zwei ziemlich bedeutend verwundet waren, gefangen zu nehmen. Von den Carabinieri war ein Mann erschossen und zwei waren verwundet worden; außerdem hatte der Lieutenant einen leichten Streifschuß in den linken Oberarm bekommen.

Die Nachricht von der Zerstreuung der Bande durch die Carabinieri, die am folgenden Nachmittage durch einen Ziegenhirten in das Städtchen gemeldet wurde, verbreitete theils Freude, theils Verdruß unter den Bewohnern desselben. Einzelne Bürger, besonders solche, die zu den wohlhabenderen gehörten, und daher einer Beraubung oder Brandschatzung durch die Räuber ausgesetzt waren, freuten sich, daß Letztere die schon längst verdiente Züchtigung erhalten hatten, und somit vorläufig wenigstens unschädlich gemacht seyen. Von den ärmeren Bewohnern, und diese bilden in einem derartigen Landstädtchen stets die große Mehrzahl, bedauerten jedoch viele aufrichtig das Mißgeschick der Räuber und verwünschten den Diensteifer der Carabinieri. Die verwundeten Räuber gerade waren meistens ursprünglich Söhne des Städtchens, und hatten noch zahlreiche Verwandte daselbst. Letztere jammerten und schluchzten nun laut, daß die braven Menschen, die von ihrem schwer verdienten Erwerb stets den armen Ihrigen so reichliche Gaben mitgetheilt hätten, jetzt auf eine so traurige Weise untergehen müßten.

Gegen Abend kam der Zug der Carabinieri mit den Gefangenen im Städtchen an. Unter den Bewohnern fehlte es diesen Hallunken nicht an Sympathien, und den mitleidigen Ausruf „ah il povereto" (ach der Arme) konnte man öfters vernehmen, dem auch wohl mitunter ein zorniges „maledetti Carabinieri" folgte. In der Regel Partei für die Räuber, stets aber Partei gegen die Carabinieri zu nehmen, das ist der Mehrzahl der Bevölkerung des Kirchenstaates, und vor Allem der der Abruzzen, nun schon zur zweiten Natur geworden.

Die verwundeten Carabinieri und Räuber waren einträchtig auf einen plumpen zweiräderigen Ochsenkarren gelegt, den zwei jener großhörnigen blaßgelben Ochsen, wie sie die Berggegend in seltener Vollkommenheit hervorbringt, in langsamem Schritt einherzogen. Die Carabinieri waren nur leicht verwundet, und auch von den Räubern hatte nur der eine lebensgefährliche Verletzungen erhalten. Man hätte übrigens nicht glauben sollen, daß diese Leute noch vor Kurzem in einem blutigen Handgemenge mit einander gestritten, so vertraulich schwatzten sie mit einander. Der Zufall wollte, daß ein Carabiniere und der eine Räuber Vettern waren, die aus einem Dorfe mit einander gebürtig, und sie theilten sich jetzt freundschaftlich ihre gegenseitigen Familienbeziehungen und verschiedenen abenteuerlichen Erlebnisse seit ihrer letzten Trennung mit. Auch der Offizier musterte den Gefangenen mit prüfenden Blicken, unterhielt sich längere Zeit insgeheim mit ihm und schien davon so befriedigt, daß er ihm sofortige Amnestie versprach, wenn er bei dem Bilde der heiligen Madonna Besserung und unbedingten Gehorsam als Carabiniere schwören und dann dem Bunde der Sanfedisten beitreten wolle. Und in der That ist der bekehrte Räuber nach der Heilung von seiner Wunde alsbald in das Korps der päpstlichen Gendarmerie getreten, und wird ohne Zweifel jetzt ein thätiger und entschlossener Soldat derselben seyn, ohne daß ihm sein früherer Stand weder bei seinen

nunmehrigen Kameraden noch bei seinen Vorgesetzten zur mindesten Unehre gereicht.

Ein anderer der verwundeten und gefangenen Räuber konnte freilich weder an der vergnüglichen Unterhaltung seiner Kameraden theilnehmen, noch hatten Versprechungen, die sich auf das Irdische bezogen, für ihn den geringsten Werth mehr. Eine Kugel war ihm durch die Brust gegangen, hatte edlere Theile verletzt, und er konnte ersichtlich sein Leben nur noch nach Stunden zählen. Da eine Entweichung von ihm nicht zu befürchten war, so ward er im Städtchen auf dem Platze vor dem Schuppen, in dem sich das Detachement der Fremdentruppen einquartiert hatte, vom Wagen gehoben und dort auf einen Bund Maisstroh gelegt. Die andern Gefangenen wurden vorläufig in dem alten Thurm, dessen wir schon früher erwähnten, untergebracht und ihre Wunden ebenso wie die der Carabinieri von dem Wundarzt des Detachements verbunden.

Mit schwacher Stimme verlangte der Räuber nach einem Priester, der ihm die Absolution ertheilen solle. Auf den Wunsch des Räubers war alsbald ein alter, bei dem Volke des Städtchens vorzugsweise beliebter Pater aus dem nahen Kapuzinerkloster herbeigeholt worden. Da es inzwischen schon finster geworden war, so hatte man nahe bei dem Lager des Räubers ein hellflammendes Feuer angezündet, damit bei dem Scheine desselben der Pater seine heilige Handlung vornehmen könne. Der Mönch, ein stattlicher Mann, dessen weißer Bart bis über den Leibgurt der Kutte reichte, kniete nieder und begann sein Gebet zu murmeln.

Sein Ohr dicht an den Mund des Sterbenden haltend, der nur noch langsam und mit Zwischenpausen sprechen konnte, hörte er dann die Beichte des Räubers, die ziemlich lange dauerte, während dem die gaffende Volksmenge in andächtigem Schweigen verharrte. Sowie der Kapuziner, dessen vom grellen Feuerschein hell beleuchtete Gestalt mit dem lang herunterwallenden Bart wirklich etwas Zauberhaftes hatte, zur Absolution überging, fiel die Volksmenge, Alt und Jung, Weib und Mann, auf die Knie nieder. Auch von den fremden Soldaten, unter denen die Mehrzahl Katholiken waren, folgten die meisten diesem Beispiele. Der Sterbende aber schien ersichtlich freier aufzuathmen, da er jetzt nicht ohne den Segen der Kirche aus dem Leben schied.

Noch in der Nacht ward die Leiche den Verwandten übergeben, um dieselbe morgen feierlich zu begraben, da der Verstorbene ja die letzten Tröstungen der Religion empfangen hatte. Am frühen Tage brachen dann die Carabinieri nach Rieti auf, der nächsten größern Stadt, wohin sie ihren Fang ablieferten. Bald darauf trat auch das Detachement der fremden Truppen den Rückmarsch nach dem Kantonnement seines Bataillons an. Der Neger entlockte seinem Instrumente die mißtönigsten Laute, die Soldaten fluchten in allen möglichen Mundarten Europa's über die Beschwerlichkeit des Weges, und die Einwohner des Städtchens höhnten und schimpften den Abziehenden nach. (Hamb. Nachr.)

Würzburger Stadttheater.

§ Würzburg, 15. Jan. Nachdem Hr. Richter auch in einem Schauspiel („Mutter und Sohn" von Ch. Birchpfeiffer) und in einem Lustspiel („Richard's Wanderleben") aufgetreten ist, und wir ihn nunmehr in verschiedenen Gattungen des Drama gesehen haben, können wir ihm wohl mit Recht das Zeugniß geben, daß er ein gediegener Künstler sey. Er gehört nicht zu jenen Schauspielern, die durch technische Kunstgriffe und sog. Coulissen-Reißereien rasch einen vorübergehenden Erfolg zu erzielen suchen, sondern zu jenen, welche durch Wahrheit, Treue und Natürlichkeit des Spiels eine tiefergehende, wenn auch im Augenblick weniger auffällige Wirkung hervorzubringen streben. Ja, wir gestehen, daß er uns anfangs weniger zusagte, aber, je öfter wir ihn sahen, uns um so besser gefiel; das wiederholte Auftreten nützte ihn nicht ab, sondern ließ seine Vorzüge erst recht hervortreten, und wie dies einerseits als Probirstein des ächten Künstlers mit Recht gelten mag, so läßt sich andrerseits daraus abnehmen, daß das, was zuerst Anstoß erregte, nicht die Hauptsache, sondern Nebendinge betraf. So wollte es uns in „Kabale und Liebe" bedünken, daß er in leidenschaftlichen Stellen einen gar zu großen Kraftaufwand mache, in „Mutter und Sohn", daß sein Pathos mitunter zu sentimental sey, in beiden, daß sein Spiel nicht ganz jenen leichten Fluß habe, der uns vergessen läßt, daß es überlegt, erdacht, angepaßt ist. Wir waren daher zweifelhaft, ob er im Lustspiel sich mit Glück bewegen werde, und wurden aufs angenehmste überrascht, als wir sahen, daß er gerade hier in vollem Maß jene leichte Beweglichkeit entfaltete, welche zur Rolle des „Richard Wanderer" unumgänglich gehört. Besonderes Lob aber verdient noch, daß er sich von jeder Uebertreibung fern hielt, wozu gerade diese Partie so leicht verleiten kann; um uns eine wahrhaft künstlerische Leistung vorzuführen, verzichtete er darauf, durch Karikiren einen vielleicht lauteren Beifall zu erringen, und das verdient um so mehr anerkannt zu werden, je seltener es geschieht und je schwerer es dem Schauspieler bei seinem Beruf wird. Wir sind überzeugt, das hiesige Publikum würde Hrn. Richter, wenn es ihn öfter sähe, auch mehr und mehr schätzen lernen und wir wünschten recht sehr, daß dasselbe die Gelegenheit hiezu bekäme.

Miscelle.

Einer genauen Berechnung zufolge hat sich Oesterreich seit dem Jahre 1600, also in ungefähr 260 Jahren, nur 100 Friedensjahre erfreut, während es 160 Jahre in 29 verschiedenen Kriegen zu kämpfen hatte. Von diesen Kriegen wurden geführt: 10 mit Frankreich, 6 mit der Türkei, 4 mit Preußen, 4 mit Spanien, 1 mit Holland, und 4 waren Erbfolge-Kriege. Ein Krieg dauerte 30 Jahre (von 1618 bis 1648), einer 16, einer 14, einer 13, einer 9 und drei 8 Jahre; die übrigen waren zwischen 6 Jahren und einigen Monaten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 6. Sonntag den 20. Januar 1861.

Herfurt und Margret.

(Fortsetzung.)

Die Leute haben den Winter das Befehlen gelernt, dachte Hildebrand, als er in die große Wohnstube im Erdgeschosse trat. Er zog den blauen Tuchrock aus und hing ihn neben der Thür an einen Haken. Unwillkürlich fielen seine Blicke auf die Zinnbuchstaben, mit denen in der obern Thürbekleidung der Spruch eingelegt war: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Die Worte sprachen ihm wunderbar kräftig zu, er las sie wiederholt halblaut und nickte mit dem Kopfe; sie waren ihm eine Mahnung, in seinem neuen Entschlusse zu beharren. Dann ging er nach dem großen Kochofen, an welchem seine wieder heimgekehrte Frau beschäftigt war, bot ihr einen guten Abend an und setzte sich in ihre Nähe auf die Bank. Die Frau that still vor sich hin; sie war nie selbständigen Willens gewesen, der Schmerz um den Verlust ihrer fröhlich und sicher schaltenden Tochter hatte sie ganz gebrochen. Jetzt noch kam es ihr vor, daß sie bei irgend einer häuslichen Arbeit sich rasch umwendete, als wolle sie wie sonst die kleine Rathgeberin fragen, dann erst besann sie sich, daß der heitere Mund stumm geworden war und sie mußte sich die Augen trocknen, um langsam weiter schaffen zu können. Ohne merkliche Theilnahme hörte sie jetzt an, was ihr Mann von dem Stand der Felder erzählte; als er aber auf die Unterredung mit Haberkorn und auf dessen Vorschläge zu sprechen kam, da rief sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit: „Dein Gut verkaufen? und noch dazu an den Andres, daß es die leichtfertige Christel zur Mitgift kriegt? wenn du das thust, bist du ein ungetreuer Verwalter, da lasse ich mich lieber gleich neben meiner Guntel einscharren!"

Der Mann sah mit Verwunderung auf seine sonst so unterwürfige Frau, aber es war ihm ihre Entschiedenheit ein neuer Fingerzeig und er erwiderte: „Du hast Recht, Frau; komm setz' dich zu mir, wir wollen uns berathen, wie wir den Hof beim Stamm erhalten." Er theilte ihr mit, wie ihm auf dem Felde plötzlich der Gedanke gekommen, daß sein älterer, als Hofmeister auf einem Rittergute verstorbener Bruder einen Sohn hinterlassen haben solle, der nunmehr wohl herangewachsen sey. Jedenfalls war dieser Sohn auch Landwirth geworden und Hildebrand wollte über ihn bei dem aus dortiger Gegend hieher versetzten Cantor Erkundigung einziehen, je nachdem den Steffen herkommen lassen. „Merken soll der Junge nicht, was ich mit ihm vorhabe, aber wenn er einschlägt und mir gefällt, dann halte ich mich an das Wort meines seligen Vaters und dann bekommt der jüngste Hildebrand den Hof."

Die Frau sann eine Weile nach, dann schien auch ihr ein kleiner Hoffnungsschimmer die Zukunft zu erhellen. „Du hast Recht, Gottlob, wir wollen uns der Waisen annehmen. Schreib du nach deinem Brudersohn, ich aber bin an Kopf und Gliedern schwach geworden, brauche in der Wirthschaft eine Hilfe und möchte Jemanden haben, der mir die Oede im Hause vertreibt. Darum laß mich meiner Schwester Tochter in Laubengrün antworten, daß sie nur kommen möchte."

Hildebrand machte ein grämliches Gesicht. „Deine Schwester hat Unehre in die Freundschaft gebracht und die Wollkämmerdirnen sind leichte Waare."

„Die Botenfrau sagt, daß die Margret ein braves Mädchen ist. Lies nur, wie beweglich sie von dem Elend ihrer Eltern schreibt, und daß ihres Vaters Bruder nun nach Amerika geht, daß sie aber nicht mit will und dann ganz verlassen auf der Welt steht." Frau Hildebrand langte ihrem Manne den Brief, der vor einigen Tagen gekommen war, vom Kannrückchen herunter, Hildebrand las ihn noch einmal bedächtig durch.

„Sie schreibt wie ein Schulmeister", sagte er, „nun, dir zu Liebe mag's seyn, thu ihr zu wissen, daß sie in Gottes Namen kommen könne, aber brav arbeiten muß sie und der Käte kündigst du dann den Dienst."

Der Cantor kam, die Auskunft, die er gab, war sehr befriedigend, es wurde das Nöthige verabredet und geschrieben, und am nächsten Tage ging ein Bote nach dem Rittergut im Lande, der andere nach dem Fabrikort im Gebirge.

II.

Hand in Hand.

Es war einige Wochen weiter hin und ein launischer Apriltag, da traten aus der Thür eines kleinen Hauses in dem Fabrikstädtchen ein lang aufgeschossener junger Mann und eine schlanke Bauerndirne. Der junge Mann mochte ein Weber sein, das verrieth die zusammengedrückte Brust, die bleichgelbe Farbe des Gesichts und der Hände, damit stimmte auch der weiche schlaffe Zug um die dünnen Lippen und der bald träumerisch matte, bald schwärmerisch glänzende Ausdruck seiner Augen überein. Er machte lange Schritte, um dem Mädchen an der Seite zu bleiben, das, ohne sich sonderlich um ihn zu kümmern, auf der Landstraße vorwärts eilte und die scharfe, aber schon nach Frühling witternde Luft mit Lust einzuathmen schien. Man hätte

sie wohl für die Tochter eines reichen Bauers halten mögen, denn Gang und Haltung waren so sicher, das volle mattblonde Haar sorgfältig gescheitelt, Gesicht und Hände wenig gebräunt und in dem Gesichte selbst mit seiner breiten hochgewölbten Stirne, der fein gebogenen Nase, den klaren Augen und den fest zusammengehaltenen vollen Lippen, verkündete kein Zug die Fügsamkeit einer an Dienstbarkeit Gewöhnten. Wo die Landstraße in einen weiten Bogen sich nach dem Thale zu senken beginnt, geht ein Fußsteig in den Wald ab. Hier blieb das Mädchen stehen und wendete sich mit den Worten zu ihrem Begleiter: „Jetzt kehre aber um, Jeremias, zu meiner Muhme kann ich dich doch nicht mitnehmen und den Weg will ich schon allein finden."

Jeremias sah das Mädchen tiefbekümmert an: „Willst du denn wirklich deinen Weg von dem meinen trennen, Margret? Jetzt ist es noch Zeit, geh noch ein Mal mit dir zu Rathe. Haben meine Eltern dich nicht gehalten wie eine Tochter? Betrübe nicht sie und mich dadurch, daß du dich von uns wendest, sondern ziehe mit uns in das gelobte Land über dem Meere zu der gottesfürchtigen Gemeine und laß uns dort zusammen einen Herd begründen."

„Ich sage dir's noch ein Mal rund heraus", erwiderte Margret scharf, „die Leute hier zu Lande sind mir fromm genug und ich will nicht mit euch auswandern!"

„So willst du lieber bei den hoffärtigen Reichen Magd, als bei uns die Tochter des Hauses seyn?"

„Ich plage mich lieber auf dem Felde, als hinter dem Webstuhl. Meiner Mutter ist das Herz abgedrückt worden durch die ewigen Bußpredigten und die stockige Stubenluft; mit mir habt ihr's wohl gut gemeint, aber wir passen nicht zu einander."

„Ja, du bist das leibhaftige Kind deiner Mutter," seufzte Jeremias, „der Herr erleuchte dich!"

„Wohl bin ich das," rief Margret zornig, „und freue mich, daß auch kein Tropfen Weberblut in mir ist, sondern nichts als Bauernblut; meiner Mutter habe ich mich nicht zu schämen!"

Jeremias erröthete für Margret und sagte halb leise: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren." Als Margret die Augen niederschlug, reichte er ihr die Hand und sprach in mildem Tone: „Laß uns nicht in Unfrieden scheiden, bist du mir doch lieber als eine Schwester; geh wohin dein Herz dich treibt, mir ahnet, daß Prüfung über dich verhängt ist, Gott behüte dich! und ehe wir ausziehen, frage ich noch einmal bei dir an, ob du deinen Sinn geändert hast."

Bei den letzten Worten lächelte Margret voll Zuversicht, doch nahm sie freundlich Abschied von ihrem Vetter, trug ihm Grüße an seine Eltern auf und schritt dann so leichtfüßig in den Wald hinein, wie Jemand, der eine drückende Last von sich geworfen hat.

Nur ihre Kindheit war glücklich gewesen. Die Mutter hatte mit Preisgebung ihres Rufes die Eltern gezwungen, ihre Verheirathung geschehen zu lassen, dadurch aber für immer von ihrer Familie sich losgesagt. Dem Vater ließ das Bestreben keine Ruhe, seiner Frau den verlornen Wohlstand zu ersetzen, so arbeitete er rastlos, spekulirte gewagt und es gelang ihm anfangs mit gutem Erfolge, vom Wollkämmer zum Wollhändler sich empor zu schwingen. In dieser Zeit seines Glückes kaufte und pachtete er einiges Feld, damit seine Frau ihre gewohnte Beschäftigung nicht länger entbehre, denn in das Fabrikleben konnte sie niemals eingewöhnen. Später aber kamen ungünstige Zeiten, alle Unternehmungen schlugen fehl, er gerieth in Vermögensverfall und starb. Sein Bruder, der Weber, nahm die Wittwe und die sechzehnjährige Tochter bereitwillig bei sich auf, aber die Mutter siechte am Kummer, wie an dem dumpfen kärglichen Leben, in trotzigem Widerstande gegen die frömmelnde Selbstüberhebung ihrer Verwandten dahin. Margrets kräftiges Wesen fühlte sich nun doppelt angewidert und erbittert, und als sie gar mit den Verwandten, die in ihrer methodistischen Richtung vom Staate sich bedrängt glaubten, auswandern und ihren Vetter Jeremias heirathen sollte, da bat sie ihrer Mutter Schwester um eine Zufluchtsstätte und trennte sich mit harter Entschiedenheit von den Menschen, denen sie doch zu großem Danke verpflichtet war und die mit wahrer Liebe an ihr hingen. Erst durch den Boten, der ihr aus Wiesenborn die Antwort brachte, hatte sie erfahren, daß Hildebrands einziges Kind gestorben sey. Jetzt konnte sie den Gedanken daran nicht los werden und wie sie auf dem weichen Waldmoose in der grünen Dämmerung ging, über ihrem Haupte die leise sich wiegenden, anmuthig rauschenden Wipfel der Fichten, umfangen von der belebenden Ausströmung des Harzes und des feuchten Bodens, stiegen auch immer freundlichere Bilder von der neuen, noch unbekannten Heimath in ihr auf und sie sah sich in derselben nicht als Magd, sondern als Tochter und bald als Herrin des Hauses.

Die bunten Fäden ihres Traumgespinnstes wurden durch eine kräftige Stimme zerrissen, die mit einem marschmäßigen Soldatenliede den Wiederhall des Waldes weckte. Der muntere Sänger kam hinter Margret hergeschritten und als er sie fast erreicht hatte, unterbrach er sein Lied und rief ihr zu: „He, Jungfer! ist das der Fußweg nach Wiesenborn?"

Margret nahm sich Zeit, den Fragenden zu betrachten, ehe sie eine kurzbejahende Antwort ertheilte. Es war ein hochgewachsener, kräftiger, junger Mann, dem die grüne Jacke etwas Bäuerisches, das kurzgeschnittene Haar, der kleine braune Schnurrbart und dazu der kecke Blick und die straffe Haltung noch mehr Soldatisches gab. Das Mädchen schien ihm zu gefallen, er blieb ihr zur Seite und fragte, ob sie auch nach Wiesenborn wolle und ob sie dort zu Hause sey? Die Laubengrüner Webergesellen, deren keinem es je gelungen war, andre als spitze und hoffärtige Reden von Margret einzutauschen, würden sich gewundert haben, wenn sie hätten hören können, wie Margret auf diese dreisten Fragen den leidlich freundlichen Bescheid gab, daß sie zu kinderlosen Verwandten gehe und bei ihnen bleiben solle. Der junge Bursche stutzte einen Augenblick, dann warf er aber leicht hin, er sey unten aus dem Lande und trete in Wiesenborn in Dienste. Er suchte auf schlaue Weise noch mehr von den Verhältnissen seiner Begleiterin zu erfahren; ob sie aber dies Bemühen übel vermerkte, oder ob sie sich enttäuscht sah, weil sie hinter dem schmucken Burschen mehr als einen Knecht vermuthet hatte: sie wurde sehr karg mit ihren Antworten und der listige Frager kam nicht zu seinem Ziele. Er gab sich den Anschein, als merke er dieses Ausweichen nicht, und begann offenherzig zu erzählen, daß er auf einem großen Gute bei der Hauptstadt aufgewachsen und der Liebling des Herrn gewesen sey, nach seines Vaters Tode habe er sogar den Verwalter gemacht, dann aber unter die Soldaten gemußt; am Feldzug in Schleswig-Holstein hatte er Theil genommen und es bis zum Korporal gebracht. Er wußte von Kriegsabenteuern viel zu erzählen, zumeist von

kalten Beiwachten auf nasser Erde, oder von guten Quartieren mit allerliebsten Wirthstöchtern — nur an die Haidegrütze habe er sich nicht gewöhnen können. Wenn Margret anfangs auch nur halb zuhörte und bei den Kriegsthaten ungläubig, bei dem Preise der schönen Schleswigerinnen aber recht spöttisch und wegwerfend lächelte, so wuchs doch ihr Antheil unwillkürlich und sie regte zuletzt durch manche Frage und Erkundigung ihren Begleiter zu neuen Schilderungen an.

So kamen die Beiden unvermerkt ein gut Stück Weges und auf eine kleine Lichtung des Waldes. Dort hatte vor langen Zeiten ein Kloster gestanden. Ein mäßig großer Platz war noch ziemlich eben, doch mit Heidelbeergesträuch und Waldgras dichtbewachsen, eine schilfbestandene, von Farrenkräutern überhangene und vom Waldsaum halbumzogene Senkung, jetzt durch eine spärlich sickernde Quelle versumpft, war wohl früher ein anmuthiger Weiher gewesen. Von der Kirche stand noch ein morsches Gemäuer rechtwinklich an einander, zusammengehalten von drei halb sichtbaren Pfeilern und schob den Ansatz einer Bogenwölbung wie ein Vordach keck in die Luft. Die Widerlage der Pfeiler und der selbst zu Stein gewordene Mörtel mochte die gewaltigen Werkstücke so weit überhängend erhalten haben, als die aufrührischen Bauern oder die Schweden mit der Zerstörung der nicht eingemauerten Pfeiler den größeren Theil des Gewölbes zum Sturze gebracht.

Ein junges eroberndes Geschlecht von Ebereschen und Fichten hatte auf der Mauer, über dem dreifach gebogten letzten Kirchenfenster, sich angepflanzt und festgewurzelt, hinter ihnen ragte eine Schaar ehrwürdiger Tannen empor und streckte schirmend ihre Zweige über die zerbröckelnden Trümmer, in deren Schutze sie selbst einst in die Höhe gewachsen waren.

„Das sieht recht liederlich aus und ist schade um die schönen Steine," äußerte der junge Mann, als er sich die Ruine betrachtet hatte. „Wenn ich da unten wohnte und bauen müßte, wollte ich mir hier schon einen Steinbruch anlegen!"

Margret nickte beifällig, sie hatte dem Gemäuer den Rücken zugewendet und schaute über einen jungen Schlag hinweg in das Thal hinab, das sich mit seinen grünen Wiesen und Feldern am Fuße des Waldberges hinzog. Nach Osten zu war der Himmel noch blau, und das ferne Land glänzte heiter im Sonnenschein, von Westen her jagte aber der Wind schieferfarbige Wolken und trieb einen tüchtigen Regenguß heran, der schon das Thal nach dieser Seite hin dicht verschleierte. Margret deutete auf das zunächst unter ihnen liegende Dörfchen und sagte: „das ist gewiß Wiesenborn; der erste Hof an der Straße gehört meiner Muhme."

„Das muß eine reiche Muhme seyn," äußerte der Steinbrecher, und mit der Hochachtung vor der Muhme wuchs auch sein Antheil an der hübschen Nichte. „Vielleicht gehört das große Haus daneben meinem Oheim."

„Ich denke, Sie gehen nach Wiesenborn in Dienst?" fragte Margret überrascht.

(Fortsetzung folgt.)

Geibel's „Brunhild".

München, 5. Jan. Der Münchener Dichterhof hat schon manchen bittern Spott über sich ergehen lassen müssen. Das Epigonenhafte seiner magern Produktion hat ihm viel Neider seiner äußern Stellung, wenig Bekenner des in ihm vertretenen Werthes, fast überall Verhöhnung seiner fraglichen Erfolge zugezogen. Und doch, blickt man um in der heutigen Poesie, so wird den hiesigen Dichtern ein gewisses Anrecht nicht streitig zu machen seyn; ein gewisses, ein einseitiges, aber doch ein Recht. Unter den Lyrikern, den Didaktikern unserer Tage sind wenige, die sich mit den bessern der hiesigen messen mögen. Aber es ist ein eigenthümliches Verhängniß, daß die Epiker und Dramatiker hier fehlen, und daß jene, sobald sie auf dieses Gebiet sich verirren, zu Schanden werden.

Geibel, der Lyriker par excellence, dem die Bühne schon zweimal ihren Lorbeer bestimmt verweigerte, hat aber endlich doch ihren Kranz sich errungen; seine Tragödie „Brunhild", die am 3. Jan. auf dem Hoftheater hier gegeben wurde, hat einen Erfolg gehabt, wie er wärmer und auszeichnender nicht gedacht werden kann, wie ihn ein Dramendichter von Handwerk, dessen Preistragödie zum Kopfschütteln und Gähnen der Zuschauer mühsam von Bühne zu Bühne sich schleppt, nimmermehr erreicht hat. Freilich war auch die Darstellung eine solche, wie wir sie hier seit Dingelstedt's Abgang nicht mehr gesehen haben, offenbar vom Dichter selbst beeinflußt; die gewöhnlichsten Schauspieler auf die Höhe eines poetischen Verständnisses gehoben — so vereinigte sich Beides, der Stoff und die Ausführung, die Zuschauer zu enthusiasmiren. Die „Brunhild" ist seit Jahren im Druck erschienen; ihre Vorzüge und Fehler sind bekannt und besprochen. Man hat es hervorgehoben, daß das Stück von großer poetischer Schönheit und einer hinreißenden Erhabenheit des Ausdrucks ist, daß es ihm aber am äußern dramatischen Leben fehlt, und es dem Dichter nicht gelungen ist, das Rohe, Wilde, unsern heutigen Sitten Widerstrebende, das dem Stoffe theilweise anklebt, und das nur in der mythischen Umgebung des alten Gedichts weniger hervortritt, zu verwischen und dadurch den Gegenstand selbst uns menschlich näher zu rücken. Allein die Wirkung, welche von der Bühne herab das Werk trotz aller übeln Prophezeihungen übte — wobei indeß zu bedenken, daß laut Theaterzettel „der Verfasser das Manuskript für die Aufführung einrichtete" — diese Wirkung muß jetzt als vollendete Thatsache konstatirt werden. Der 2. und 3. Akt versetzten die Zuschauer in eine Spannung, in ein Entzücken, wie es niemals einem der modernen Effektmacher, die doch auf Anreizung ohne tiefe Erregung sich verstehen, gelungen ist, und nach diesen beiden Aufzügen ruhte das Publikum nicht, bis Geibel, der hierbei allzulange auf sich warten ließ, vor dem Vorhang erschien. Der vierte und fünfte Aufzug erschienen etwas abgeblaßt. Die andauernden Wechselreden, ohne merklichen Fortgang der Handlung, wie schön sie an sich auch sind, ermüden, und die poetisch schönste Scene des ganzen Stücks, der Abschied Siegfried's von Chriemhilden, bedarf, um über dem Wasser sich zu erhalten, zweier ihrer Aufgabe völlig gewachsenen Künstler; hier ist sie durch die Prosa des Siegfried-Darstellers zu Grunde gegangen. Auch der Schluß des Stücks erscheint nicht klar und nicht imponirend genug. Nachdem die Hauptpersonen zum Schweigen gebracht, erhebt die Seherin ihre Stimme, den Ausblick er-

öffnend in die furchtbaren Rachegeschicke der Zukunft, die einst durch Chriemhilden's unversöhnlichen Zorn herbeigeführt werden sollten. Dieser Schluß stört. Man merkt es wohl, daß dem Publikum nicht geläufig ist, auf was die dunkeln, prophetischen Worte der Seherin zielen, und ohne Verständniß des Gesprochenen bleiben sie leere Phrasen. Wie aber immer, Geibel ist dramatischer Dichter geworden! Der Erfolg, nicht er sich selbst, hat ihn dazu gemacht. Auch der Münchener Dichterkreis hat jetzt einen vollgültigen Dramatiker, nicht einen von einem Komite, sondern einen vom Volk gekrönten.

(D. Allg. Ztg.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 19. Januar. Diese Woche brachte uns zwei Reprisen unseres bisherigen Opernrepertoir: am Mittwoch: „Dom Sebastian von Portugal" und am Freitag: „Der Wasserträger". Die Musik zu der erstgenannten Oper „Dom Sebastian" von Donizetti bietet nicht nur, wie bereits bei der kurz vorhergegangenen ersten Aufführung erwähnt, nicht den Melodienreichthum und die Klarheit, wie sie in anderen Opern dieses Meisters zu finden ist, sondern sie ist von seinen bekannteren Opern wesentlich verschieden und kommt uns vor, wie eine italienische Zukunftsmusik, in welcher der Komponist von dem in seinen früheren Opern beibehaltenen Genre abweichen wollte, sich aber über den einzuschlagenden Weg nicht vollkommen klar war, noch weniger einen bestimmten Weg konsequent verfolgte. Daß der Werth dieser Oper nicht besonders hoch anzuschlagen ist, zeigte namentlich eine Vergleichung mit der Musik zu dem „Wasserträger" von Cherubini, welche sich in einfachen, klaren und leicht verständlichen Sätzen und Motiven bewegt, dabei aber durch Anmuth und tiefes Gefühl dieser Motive, durch konsequente Durchführung derselben und durch eine herrliche, nicht überfüllte Instrumentirung so erhaben ist, daß dadurch dieser Oper, welcher nach dem Sujet und der inneren Anlage so Manches anklebt, was dem Geschmacke der Gegenwart nicht so ganz zusagen will, immer noch eine bleibende Stelle auf den Repertoiren unserer Theater gebührt. Aber auch einen Vergleich mit neueren Opern, z. B. mit der sog. Zukunftsmusik von R. Wagner in „Tannhäuser" und „Lohengrin", würde diese Oper („Dom Sebastian") nicht aushalten können, weil R. Wagner sich nicht nur über seinen Zweck und über den zur Erreichung seines Zweckes führenden Weg klar ist, sondern auch sich auf diesem Weg durchaus konsequent bleibt, wenn er auch manche Mittel 2c. anwendet, die nicht so ganz zu rechtfertigen sind. — Nach dem Besuche, welcher der zweimaligen Aufführung dieser Oper zu Theil wurde, scheint auch das Publikum keinen besonderen Anziehungspunkt in dieser Oper zu finden, und es möchte nach unserer Meinung sowohl zweckmäßiger für die Theaterkasse, als erfreulicher und befriedigender für das Publikum gewesen seyn, wenn man statt dieser Oper eine andere, sey es nun älterer oder neuerer Zeit, einstudirt und in Scene gesetzt hätte. — Die zweite Aufführung war, wie die erste, nicht sonderlich befriedigend, und beide zusammen gaben Zeugniß, daß man die Oper nicht genau und nicht sorgfältig genug eingeübt hat: in dem Orchester waren bei den beiden Aufführungen manche Stimmen nicht präzis, manchmal besonders bei der ersten Aufführung, wie man zu sagen pflegt, gar nicht dabei; und wenn auch dieses zum Theil auf Rechnung der betr. Musiker zu schreiben ist, so fällt doch ein Theil der Schuld auch auf den Hrn. Kapellmeister, der nicht mehr die Umsicht und den Eifer beim Einüben und Dirigiren der Opern aufzuwenden scheint, wie zu Anfang der Saison und bisher. Aber auch auf der Bühne war man nicht ganz sicher; die Chöre der Araber 2c. waren nicht klar und präzis, so auch manche Stellen einzelner Rollen; während auch nicht zu verkennen ist, daß andere Stellen recht gut gesungen wurden; so die Arie im Anfang des 2. Aktes von Frau Leinauer, das Duett zwischen ihr und Hrn. Dr. Liebert und der Anfang des 3. Aktes von Hrn. Dr. Liebert und Hrn. Carlschulz. — Die Aufführung des „Wasserträger" war durchaus besser, wiewohl auch hier zunächst der Dialog und das Spiel der Einzelnen Vieles zu wünschen übrig ließ, und man bei einigen Stellen auch eine Unsicherheit der bessern Kräfte bemerkte. Das Orchester war viel besser als in jener Oper, was übrigens auch bei der Klarheit der Musik und der schwachen Instrumentirung leicht erklärlich ist.

—C—

Literarische Notiz.

„Die deutsche National-Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" von Rudolph Gottschall (Verlag von Ed. Trewendt in Breslau) erscheint eben in 2. Auflage. Wir dürfen voraussetzen, daß Jenen, welche der neueren deutschen Literatur und ihrer Geschichte einige Aufmerksamkeit zuwenden, der Gesichtspunkt, aus welchem der Verfasser genannten Werkes sie beurtheilt, aus der vor etwa sechs Jahren erschienenen ersten Auflage desselben wohl schon bekannt sey. Er betrachtet sie mit wohlwollendem Auge und sein warm empfindendes Herz ist gerne bereit, ein dichterisches Talent da anzuerkennen, wo sich etwas Gutes findet, während Andere — und deren sind nicht wenige — unserer Zeit überhaupt die dichterische Schöpfungskraft abzusprechen geneigt sind. Dieser Gegensatz veranlaßt ihn in der Vorrede zu einer langen Polemik gegen den scharfsinnigen, nüchtern-verständigen Julian Schmidt, einen Hauptvertreter der letzteren Richtung: näher darauf einzugehen, dazu fehlt es uns hier an Raum. Anlaß zu der einen wie zu der andern Anschauung bietet unsere neuere Literatur, in welcher Gutes mit Schlechtem vielfach gemischt ist, zur Genüge, im Allgemeinen vielleicht mehr Anlaß zu Julian Schmidt's herberer Beurtheilung, denn des Schwächlichen, Erkünstelten, Manierirten ist wohl mehr da, als des Kräftigen, Natürlichen und Ursprünglichen. Ob nun unsere Literatur wirklich abwärts, ihrem Verfall mehr und mehr entgegen geht, oder ob sie nur in einen Uebergangszustand eingetreten ist, der sie zu neuer, schönerer Blüthe führt, das wird erst die Zukunft lehren; für jetzt müssen wir der einen wie der andern Ansicht das Wort lassen. — Die neue Auflage des Werks ist, abgesehen von weniger bedeutenden Veränderungen, durch einen Abschnitt über den Musenhof zu Weimar im Anfang dieses Jahrhunderts, sowie durch verschiedene weitere kulturgeschichtliche Abschnitte bereichert, verfolgt auch die Entwicklung der lebenden Dichter bis in die neueste Zeit und zieht endlich auch die inzwischen neu aufgetauchten Talente in den Kreis ihrer Besprechung. Das Werk zerfällt jetzt, wie die Vorrede besagt, in drei Bände; der erste, die klassische und romantische Literatur enthaltend, ist vollständig; von dem zweiten (die jungdeutsche Epoche) liegt uns die erste Lieferung vor.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 7. Mittwoch den 23. Januar 1861.

Herfurt und Margret.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann lächelte selbstgefällig und erwiderte: „Je nun, aus dem Knechte kann ein Herr werden; mein Großvater war der reichste Mann da unten im Dorfe, meines Vaters Bruder hat keine Kinder mehr, da wird er mich nicht umsonst beschieden haben. Der Hof ist immer bei den Hildebrands geblieben, und ich heiße Herfurt Hildebrand."

Wenn der Berg, auf dem sie standen, gewankt hätte, Margret würde nicht mehr erschrocken seyn, als bei diesen Worten, die alle ihre jungen Hoffnungen zerstörten. Das Blut wich aus ihren Wangen und der Schmerz unsäglich bitterer Täuschung durchschnitt ihr Herz. Mühsam sich beherrschend sagte sie: „Da brauchen Sie Ihr Erbe nicht weiter zu suchen; ich hab' es Ihnen schon gezeigt; Ihr Oheim ist der Mann von meiner Muhme!"

„Was? du bist aus der Freundschaft?" rief Herfurt freudig, „das ist ja herrlich! wie heißt du denn, du hübsches Bäschen?" und als Margret sich heftig von ihm abwendete, fuhr er in schmeichelndem Tone fort: „Ich soll wohl errathen, welcher Name schön genug für dich ist? Minchen? das klingt nicht vornehm genug. Kathrine? dafür bist du zu schlank..."

„Ich heiße Margret Rüdiger!" unterbrach sie ihn kurzweg, damit er nicht den ganzen Kalender durchriethe.

„Richtig, Margret! darauf wäre ich gewiß gleich gekommen. Nun Margret, wollen wir gute Freunde werden? dann mußt du mich auch freundlich ansehen; sonst denke ich, du bist mir böse, weil ich deinem Schatz in den Weg komme."

„Wer sagt dir, daß ich einen habe?" warf Margret ein und sah den unwillkommenen Vetter recht verächtlich an.

„Noch keinen Schatz?" rief Herfurt in übermüthiger Freude, nun trifft es erst, wie es muß; jetzt schau mich noch so finster an, es ist mir noch kein hübsches Mädchen bös geblieben. Du willst doch den Alten keinen Strich durch die Rechnung machen, oder räthst du nicht, wozu sie uns Beide kommen lassen?"

Das war zu viel für Margrets Geduld, ihre hellen Augen funkelten vor Zorn, „was bildest du dir ein, du eitler Narr? Meinst du, ein braves Mädchen würfe sich dir nur so an den Hals, wenn du auch zehn Höfe hättest? Jetzt bleibst du da und läßt mich allein hinunter gehen, sonst sage ich der Muhme, mit was für Gedanken du zu ihr in's Haus kommst!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie rasch an dem durch diese Abfertigung verdutzten Herfurt vorüber und wollte den Fußpfad weiter verfolgen, doch eben bogen sich die Wipfel der Bäume, die Regenwolken waren heran gekommen und sprengten die ersten schweren Tropfen vor sich her. Margret mußte eilig in der Ruine unter dem Dache des halben Bogens Schutz suchen; auch Herfurt fand keine andere Unterkunft, hielt sich aber so weit als möglich von dem Mädchen fern, das, ohne ihn zu beachten, finster schweigend in das tobende Wetter sah. Der Sturm trieb heulend in gewaltigen Stößen die berstenden Wolken und schüttelte die starken Bäume, daß sie ächzten; aus den Wäldern nah und fern dampften Nebel wie aus unsichtbaren Kratern, gleich riesigem Opferrauch empor und mischten sich, schwerfällig vor dem Winde treibend, in das Getümmel der Elemente. Das fallende Wasser schoß vor den Füßen der beiden Schützlinge der Ruine herunter, vereinigte sich aus hundert Rinnen und das Schilf des Sumpfes schwankte in der trüben schwellenden Fluth. Herfurt war kein Freund von reuigen oder träumerischen Betrachtungen, er blickte scharf aus nach dem Zuge des Wetters, nach den hie und da knickenden Bäumen, er sah befremdet, daß ein Paar Waldtauben, die jedenfalls in dem Buschwerk auf dem Gemäuer ihr Nest hatten, trotz des Unwetters umher flatterten und endlich blieb sein Auge an dem Schirmdache über ihm hängen. Als wieder ein mächtiger Windstoß heran brauste, umfaßte Herfurt plötzlich Margret und mit dem Rufe: „zurück!" drängte er sie und sich so dicht als möglich in den Winkel der aneinander stoßenden Mauern. Während dies geschah, neigte sich der äußerste Stein des Daches, löste sich langsam und fiel wuchtig herunter; prasselnd und mit dumpfem Donner unten aufschlagend, stürzte wohl die Hälfte des Bogens nach und die Quadern rollten in kurzen plumpen Sprüngen über den Abhang. Eine stickende Wolke von Staub verhüllte das in die Ecke geschmiegte Paar. Herfurt hatte sich vor Margret gestellt und mit angehaltenem Athem, starren Blickes nach oben, seine Arme über des Mädchens Haupt empor gestreckt. Doch der Pfeiler in der Ecke hielt noch das letzte Stück der Wölbung. „Jetzt hinaus!" rief Herfurt, umschlang die betäubte Margret und sprang mit ihr über die zerstreuten Trümmer hinweg in das triefende Waldgras. Tief aufathmend blieben sie unter einer mächtigen Tanne stehen und hielten sich noch fest umschlungen; auf dem Aste

über ihnen hatten auch die wilden Tauben Schutz gefunden und leise gurrend sich eng an einander geschmiegt.

„Nun möchte ich wissen, ob du auf den neuen Vetter noch böse bist!" sagte Herfurt mit innig bewegtem Tone und küßte die bebende Margret ein, zwei Mal auf den rothen Mund und würde es wohl noch öfter gethan haben, wenn Margret sich nicht von ihm losgemacht hätte. Das war aber kein gar zu hartes Zurückstoßen, und ob die Augen Anmuth verriethen, konnte man nicht sehen, denn sie waren niedergesenkt und darum durfte man auch nicht wagen, aus dem Erglühen der Wangen einen Schluß zu ziehen. Herfurt schien alle diese Zeichen sehr günstig für sich auszulegen, er reichte Margret die Hand hin und sagte: „So sind wir also gute Freunde?" und Margret legte ihre Hand in die seinige.

Wir haben schon gesagt, daß es ein recht launischer Apriltag war, eben noch hatte es gestürmt, als ob die Welt untergehen sollte und jetzt schien die Sonne wieder; der Westen funkelte im Schmuck der an Baum, Halm und Strauch hangenden Tropfen, nach Osten brauste das Wetter weiter. Herfurt und Margret traten unter der Tanne hervor und blickten auf Wiesenborn, das jetzt so freundlich ihnen zu Füßen lag. „Der Hof da unten soll unsre Heimath und unser Erbe werden!" sagte Herfurt zuversichtlich; dann stiegen Beide Hand in Hand in das Thal hinab.

III.

Ueber die Grenze.

Der Bürgermeister Hildebrand saß eben mit seiner Frau, seinen Knechten und Mägden bei Tische; er oben an, seine Frau ihm zur rechten, der Platz zur linken war leer und dann erst kam das Gesinde. Alle aßen schweigend und bedächtig eine standhafte wohlgeschmelzte Kartoffelsuppe, Käse und Brod, nur vor der Herrschaft stand auch Butter und Wurst. Da klopfte es und Herfurt trat mit Margret herein.

„Guten Abend Oheim und Muhme!" sagte er herzhaft und reichte dabei seinen Verwandten die Hand, während Margret beklommen in der Nähe der Thüre stehen blieb. Hildebrand sah seinen Neffen mit prüfendem, wohlgefällig werdendem Blicke an, hieß ihn schön willkommen und auf dem leeren Stuhle an seiner Seite Platz nehmen. Frau Hildebrand hatte kaum nach Margret ihre Augen gewendet, als sie mit dem Rufe: „Das ist ja die leibhaftige Lisbeth!" aufsprang, ihr sogleich die Hände reichte und sie herbeizog. „Sieh, Gottlob, das ist die Margret, gleicht sie nicht ihrer Mutter wie ein Wassertropfen dem andern? Heiße sie auch willkommen!"

Der alte Hildebrand war von vorn herein gegen seine Nichte eingenommen, denn er konnte nicht vergessen, daß ihre Mutter Unehre in die Familie gebracht hatte und den Erfahrungssatz, daß die Wollkämmerdirnen leichte Waare seyen, ließ er sich nicht nehmen. Margrets Schönheit, ihre bäuerliche Tracht und ihr galantes Wesen machte aber doch einen günstigen Eindruck auf ihn, so reichte er ihr, wenn auch zögernd die Hand und sprach: „Sey auch willkommen unter meinem Dache und halte dich brav." Dann wendete er sich wieder zu Herfurt, während seine Frau mit freundlicher Geschäftigkeit einen Stuhl neben sich für Margret und für beide Ankömmlinge frische Gedecke herbeischaffte. Wie die Freimaurer erkannten sich die beiden Männer schon an den ersten Fragen und Antworten über die Fruchtpreise und Erntehoffnungen als tüchtige Landwirthe. Das behagte dem alten Hildebrand über die Maßen, er begann eine förmliche Prüfung und seine grauen Augen, die sonst so scharf und finster unter den buschigen Brauen hervorlugten, blitzten bei jeder geschnitten, sichern Antwort seines Neffen freundlicher und heller. Endlich rief er: „He Alte! bring' ein Mal eine Flasche Würzburger herauf, gelb gesiegelten, du weißt schon, von der Sorte, bei der der Herr Pfarrer seine Studentengeschichten zu erzählen anfängt."

Frau Hildebrand nahm sich nicht Zeit zur Verwunderung, sondern stand augenblicklich auf und sagte: „Komm Margret, da kann ich dir gleich den Keller zeigen!" Nun erhoben sich endlich auch die Knechte und Mägde, die heute noch eins so langsam gegessen, die Ohren gespitzt und die Blicke oft genug über die Schüssel hinaus hatten schweifen lassen, und entfernten sich mit einem Gutenachtwunsch aus der Stube. Draußen im Stalle sagte aber der lange Hannes kopfschüttelnd zu seinem Trabanten dem kleinen Friede: „Paß' auf, Friede, das will ein neu Regiment werden, aber es hält nicht; unsern Alten lernt keiner aus und so ein Husar mit einem Schnauzbart gar nicht. Der soll mir kommen, da will ich ihm schon zeigen, was eine Harke ist."

Der kleine Friede wußte nun, woran er war und was er von einem Husaren zu halten hatte, darum nickte er mit dem Kopfe und sagte verächtlich: „Will ihm auch schon zeigen, was eine Harke ist!" Darauf streckten sich Beide in ihr Bett, von dem Hannes reichlich zwei Drittel einnahm und dem Friede den Rest wohlwollend gönnte. — In der Wohnstube war es aber heute ungewöhnlich lange lebendig; während die Männer am Tische bei einem Glas Wein zu gegenseitiger Zufriedenheit einander näher kamen, saßen Frau Hildebrand und Margret hinter dem Ofen und flüsterten von der Gundel und von Lisbeth. Endlich mahnte der Bürgermeister zum Aufbruch und geleitete seinen Neffen nach der Schlafkammer, welche er selbst vor langen Jahren mit Herfurts Vater gemeinschaftlich inne gehabt hatte, während Frau Hildebrand ihrer Nichte Gundels frühere Schlafstätte anwies.

Nun begann ein neues, frisches Leben auf dem Hofe. Herfurt griff tüchtig mit an und schaffte mehr als ein Knecht; er wußte die Pferde wie die Ochsen meisterlich zu lenken, er pflügte die Furchen so gewaltig und so schnurgerade, daß selbst der kluge Hannes nichts daran aussetzen konnte und die Vorstellung des kleinen Friede von den Eigenschaften der Husaren immer unklarer wurde; Herfurt wußte jede der hundertfältigen Arbeiten des Landmannes geschickt anzufassen, vor allem aber säete er mit so kundiger, wohlvertheilender Hand, Frucht, Boden, Wind und Wetter so klug berechnend, daß sein Oheim in freudiger Ueberraschung ausrief: „Junge, das hast du bei keinem andern gelernt, als bei deinem Vater!"

„Freilich, Ohm," erwiderte Herfurt, „er hat mir oft gesagt: wen dein Großvater in die Schule genommen hat, wie mich und den Gottlob, für den braucht keine Säemaschine erfunden zu sein!"

Der Alte schmunzelte und nickte: „Ja dein Großvater war ein ganzer Mann!" Zu seiner Frau und in der Schenke sagte er aber: „der Junge ist ein echter Hildebrand!"

Wenn es nur vom Eifer abgehangen hätte, würde Margret nicht weniger geleistet haben als Herfurt; sie war früh die erste, Abends die letzte, sie benutzte die Liebe, die

Frau Hildebrand ihr offen entgegentrug, und ergriff mit den Schlüsseln das Regiment in Küche, Keller, Milchkammer und Stall; doch fehlte ihr in vielen Dingen die Erfahrung, fast in allen das rechte Maß; bald hing ihr der körperliche Zuschnitt und die ängstliche Kleinlichkeit aus der Weberwirthschaft noch an, dann fühlte sie wieder das Unpassende dieser Weise und spendete überreichlich. Spitze Reden des Gesindes und herber Tadel des Hausherrn begegnete ihr dafür hier und dort, weil sie zu stolz und eigenwillig war, den Rath ihrer Muhme zu erbitten oder auf deren leise Andeutungen zu hören. Dieses Anstoßen machte sie zwar nicht wankend in dem festen Vorsatze zu herrschen, und da sie eingesehen hatte, daß man nur das mit Sicherheit befehlen kann, was man selbst tüchtig auszuführen versteht, lernte sie auch mit unablässiger Beharrlichkeit, aber sie setzte dem Mißmuthe des Oheims Trotz und der Widerspenstigkeit des Gesindes übermüthig herrisches Wesen entgegen.

So kam es, daß auf dem ganzen Hofe nur zwei Menschen zu ihr hielten: Herfurt und Frau Hildebrand, die sich durch Margrets schroffes, auch sie oft verletzendes Wesen nicht irre machen ließ, weil sie mit feinem Sinne das Tüchtige und Gute in ihrer Schwester Kinde herausfühlte; war doch Lisbeth oft ebenso gewesen. Gegen Herfurt war Margret scheu, that aber, was sie ihm an den Augen absehen konnte, und er war damit zufrieden, ohne daß er es jetzt schon zu einer Entscheidung hätte bringen mögen. Wenn er sah, wie ihm alles gelang, wie des Oheims Zuneigung zu ihm wuchs und das Gesinde an sein Uebergewicht sich gewöhnte, wie die Bauern anfingen, ihn als ihres Gleichen zu behandeln, wie sein Ansehen auf dem Tanzboden stieg und wie die Hübscheste von allen, sein trotziges Bäschen, für keinen andern als für ihn einen zärtlichen, wenn auch noch so verstohlnen und flüchtigen Blick hatte: da hätte er aus innerster Brust herausjubeln mögen — doch es war ihm eine noch größere Lust, vorsichtig zu sein und alle stolze Freude vor Jedem zu verbergen. Nur die stille Frau Hildebrand merkte, was in den jungen Leuten emporkeimte und war damit zufrieden.

Noch einen Zufriedenen gab es, zwar nicht vom Anfange an, aber er wurde es allmälig, und das war Nachbar Haberkorn. Anfangs hatte er kein Wort erwidert und ingrimmig sich eingequalmt, wenn Hildebrand des Sonntags in der Schenke seinen Neffen erwähnte; dann begann er wie ein recht geriebener Diplomat zu fühlen oder, wie ein Schiffer, der im Nebel fährt, zu peilen; er pries Margret, als ob er sie an den Mann bringen wollte. Als er bemerkte, daß Hildebrand nur sehr kühl in dieses Lob einstimmte, ging er getrost weiter und behauptete, Hildebrand hätte rechtes Glück, denn es könnten zwei Leutchen nicht besser für einander passen wie Herfurt und Margret. Je rauher und ungeduldiger dies Hildebrand von der Hand wies, desto behaglicher wurde es dem Haberkorn und am nächsten Sonntag hatte er mancherlei mit seinem Nachbar vertraulich zu flüstern, was in Wiesenborn Stoff genug zu allerhand Vermuthungen gab.

Andern Morgens suchte Hildebrand seinen Neffen und fand ihn auf der untersten Wiese bei den Nußbäumen am Teiche. Es war ein heißer prächtiger Junitag, die Sonne blitzte noch im reichlichen Thau der Halme, ein weicher, sachter Windhauch wühlte sich in das junge Laub der Bäume und in die üppig grünen Wogen der Wiese. „Gibt ein gutes Heu,“ sagte Hildebrand, „meinst du, daß wir auf die Woche anfangen zu hauen?“

„Laßt erst das nächste Gewitter sich ausregnen, die Sonne sticht. Aber, Oheim, es ist doch eine Schande, daß Ihr auf der schönen Wiese saures Gras wachsen laßt!“

„Nun, wie willst du's denn süß machen, du Tausendkünstler?“ fragte Hildebrand, ging mit seinem Neffen die Wiesen und Felder hinauf und hörte wohlgefällig auf die Vorlesung über den Vortheil der Dränage. Als sie am Streitgehren Halt machten, sagte er: „Das Ding ließe sich schon hören und es soll mir auf ein paar Thonröhren nicht ankommen. Hier gibt es aber einen schlimmern Uebelstand und wenn du mir den bei Seite schaffst, sollst du der Erbe meines Gutes werden!“

Herfurt horchte gespannt, als sein Oheim die Geschichte ihm erzählte und mit den Worten schloß: „Paß' auf, Junge! zu dem Zirkel gehören all die schönen Wiesen und Felder und das stattliche Haus da unten, das alles hängt einem hübschen Mädchen am Schürzenbande; wenn du es nur manierlich anfängst, wird sie nicht nein sagen!“

Herfurt konnte sich vor Staunen und Schreck kaum fassen: „aber — was wird denn aus Margret?“ brachte er mühsam hervor.

„Also daher kommt der Wind“, sagte Hildebrand rauh, „die hoffärtige Dirne schlag' dir nur aus dem Sinn, wenn du das Erbe haben willst. Sei vernünftig, dann will ich sie uns schon vom Halse schaffen. Ueberleg' dir's also!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dichterjubiläum.

Am 30. Dez. v. J. fand in Wien eine schöne und seltene Feier statt. Alle künstlerischen Notabilitäten der Hauptstadt hatten sich nämlich vereinigt, um ein Dichterjubiläum, den fünfundzwanzigsten Jahrestag der ersten Aufführung der „Griseldis“, festlich zu begehen, und legten dadurch ein schönes Zeugniß von der allgemeinen Liebe und Verehrung ab, deren Friedrich Halm (Baron Münch-Bellinghausen) sich erfreut. Es ist hier nicht der Ort, von seinem dichterischen Wirken überhaupt zu sprechen; auch bedarf er dessen nicht, denn seine Werke liegen vor. Namentlich seine zahlreichen Dramen haben dem Dichter im Norden und Süden die Herzen Vieler gewonnen, und drei derselben, „Griseldis“, „der Sohn der Wildniß“ und „der Fechter von Ravenna“, sind wie im Triumphzug über alle deutschen Bühnen gegangen. Wie auch die kritischen Meinungen darüber von einander abweichen mögen, — das Zeugniß wird wohl Keiner dem Dichterjubilar verweigern, daß er allezeit redlich im Dienst des Schönen geschaffen, dem Ideale nachgestrebt, in Gesinnung und Wort sich als ein deutscher Dichter bewährt hat. Wer ihm außerdem jemals persönlich näher getreten ist, wird die liebenswürdige Anspruchslosigkeit und warme Hingebung des edlen Mannes, seine Begeisterung für die Kunst und die fördernde Theilnahme, die er, unselbstisch wie selten Einer, jüngeren Talenten angedeihen läßt, in dankbarer und treuer Erinnerung bewahren. Allerorten werden Amtsjubiläen gefeiert; daß hier einmal ein Vierteljahrhundert poetischer Wirksamkeit, der unverdrossene und ruhmvolle Dienst der Musen, ein Menschenalter hindurch, festlich begangen wurde, ehrt eben-

so Die, von denen die Feier ausging, wie Den, dem sie galt.

Sie bestand, wie man sich denken kann, aus künstlerischen Darstellungen mannichfacher Art, womit man den Jubilar überraschte; Gelegenheitspoeme feierten den Tag, die hauptsächlichsten Gestalten seiner Dramen begrüßten den Dichter, lebende Bilder, seinen Dichtungen entnommen oder auf dieselben bezüglich, führten (unter Musikbegleitung) ihm in lebendigem Wechsel die schaffensreiche Vergangenheit vor. Daß die hervorragendsten Künstler des Hofburgtheaters, unter Laube's Leitung, an der Darstellung sich betheiligten, versteht sich von selbst; zahlreiche Privatpersonen schlossen sich ihnen an. Ueberwältigend für den Gefeierten war der Moment, wo Frau Rettig, welche bei der damaligen ersten Aufführung die Griseldis gespielt hatte, nun in demselben Kostüm vor ihn hintrat, um, als Erstgeborene aus der Schaar der poetischen Kinder Halms, ihn an jenen 30. Dezember 1835 zu mahnen, wo er seine dichterische Laufbahn begann. Im weiteren Verlauf des Festes wurde ihm sodann eine eigens zu diesem Tage geprägte Medaille (in Gold, Silber und Bronce) überreicht, die auf der Vorderseite den Kopf Halms, auf der Rückseite (nach der Antike) einen Amor, der den Löwen reitet, trägt; vorn unter dem Kopfe befinden sich Zweige von Lorbeer, Rosen und Eichenlaub, rückwärts im Kreis die Titel seiner Stücke. Die zahlreichen Toaste während des Festmahls, das den Abend beschloß, wurden noch durch Festgrüße aus andern Gegenden Deutschlands (u. a. durch ein von Gustav zu Putlitz eingesandtes Gedicht) vermehrt. Möge dem gefeierten trefflichen Manne noch eine fernere schöne Lebenszeit, in ungeschwächter Frische und Freude des Schaffens, zu Theil werden! (Nat.-Z.)

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.

(Dargestellt von H. Berlepsch. Illustrirt von E. Rittmeyer. Leipzig, H. Costenoble 1861.)

Das vorliegende Werk reiht sich nach Inhalt und Ausstattung an v. Tschudi's berühmtes Thierleben der Alpenwelt an. . Dem Verfasser steht eine genaue eigene Kenntniß der Hochalpen und eine gründliche Vertrautheit mit der Literatur zur Seite, und er liebt es, die einzelnen Bilder mit den Ergebnissen der Lektüre weiter zu erläutern. Mit besonderer Vorliebe verweilt er bei den Zügen von Kühnheit und Hochherzigkeit, zu welchen das Besteigen der erhabensten Alpenspitzen so häufig Veranlassung gibt. — Um dem Leser einen Begriff von dem Inhalt zu geben, wählen wir im Folgenden eine Zusammenstellung von Zügen aus der Geschichte der Ersteigung der höchsten Alpengipfel. Hugi war bei dem dritten Versuche der Ersteigung des Finsteraarhorns (13,160') am 10. Aug. 1829 bis auf den hangenden Hochfirn gekommen; um aber zu den Mittelfelsen in der obersten Ausspitzung des Firnes und des Hornes selbst zu gelangen, war eine im eigentlichen Sinne hängende Eisfläche zu passiren, was nur mittels eingehauener Tritte geschehen konnte. Die Führer Leuthold und Währen gingen sofort ans Werk, schlugen den Fuß fest in die eingehauene Stufe, ließen ihn etwas anfrieren, um fester zu stehen, und meißelten dann weiter. Es war ein halsbrechender Moment, sie an dieser Wand gleichsam hangend zu erblicken. Endlich war die gefährliche Arbeit vollendet, und die Ueberschreitung sollte vor sich gehen. Leuthold kam, um Professor Hugi zuerst herüber zu holen, erklärte ihm aber zugleich auf das Bestimmteste, daß, wenn er ausglitsche, Rettung unmöglich sey, und er, seiner eigenen Sicherheit wegen, nicht einmal den Versuch eines rettenden Handgriffs wagen werde. Das Ende vielfacher Versuche war, daß kein einziger Mann der ganzen Expedition, unter denen tüchtig bewährte Bergsteiger sich befanden, die Eishänge zu überschreiten wagte. Leuthold und Währen erklimmten einzig das schwindelhohe Ziel.

Gottlieb Studer hatte bei der Rückkehr von der Jungfrau seine Kopfbedeckung in einen tiefen Firnschlund fallen lassen, der stufenlos und jäh, wie das steilste Thurmdach, mit schiefer Eisfläche absank; gegen die Tiefe verengten sich die Gründe des Schlundes, während die entgegengesetzte Wand wie eine hohe lothrechte Wand mit vielen Eisnadeln aus dem nächtlichen Dunkel aufstieg. Der Führer Bannholzer, den der Verlust der Mütze ärgerte, rief rasch entschlossen, daß er nachsehen müsse, wo das Stück liege, und ließ, ungeachtet alles Abmahnens, das Seil um den Leib befestigt, sich in den grausigen Schlund hinabgleiten. In bedeutender Tiefe angekommen, wo er auf einem abgebrochenen, jeden Augenblick mit Einsturz bedrohten Eispfeiler Stützpunkte für den Fuß fand, sieht er die verlorene Kappe, — aber noch tiefer unter seinem Standorte, liegend. Der oben von zwei Männern gehaltene Strick reicht nicht mehr aus. Der tollkühne Bannholzer bindet sich los und steigt vollends in die eisige Grabesnacht hinab. Nach langer Pause ertönt sein jauchzender Ruf aus der Tiefe. Er hatte seine Beute erreicht und kam glücklich wieder ans Tageslicht. Trotzdem er in einer Tiefe von mindestens 100' war, setzte, nach seiner Versicherung, der Bergschlund noch in unergründliche Tiefen fort. Im Juli 1836 fiel der Führer Michael Devouasson auf dem Glacier du Talèvre, unweit des Jardin, in eine Spalte, arbeitete sich aber mit Hülfe seines Taschenmessers, mit dem er Tritte in die Eiswände grub, wieder mühsam hervor. Sein Tornister, den er dabei verloren, wurde 10 Jahre später stückweise, 4300' weiter unten, am Fuße des Couverele, vom Gletscher wieder ausgeworfen. In ähnlicher Weise rettete sich auf dem Rohegg-Gletscher am Bernina ein in eine Gletscherspalte gestürzter Gemsenjäger, der, weil die Wände der über 60' tiefen Spalte unten zu weit auseinander lagen, sich den Alpenstock an das eine Bein band, und so, die Kluft überspreizend, sich langsam hinaufarbeiten konnte. (Schw. M.)

Miscelle.

In Antwerpen wurden am 17. Januar drei Paare getraut: Wittwer* heirathete Wittwe**; letztere hat zwei Töchter, die mit zwei Söhnen des ersteren sich verheiratheten. Gewiß eine fest verbundene Familie!

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 8. Sonntag den 27. Januar 1861.

Herfurt und Margret.

(Fortsetzung.)

Hildebrand ging in Unmuth fort, Herfurt blieb unbeweglich auf dem Hügel und sah betäubt vor sich hin. Alles funkelte und leuchtete; der hellblaue Himmel über ihm, mit den jubilirenden Lerchen, der verjüngte Fichtenwald vor ihm, durchsprengt von dem hellen, lustig flatternden Birkenlaub, das Grün der Fluren um ihn, von den buntgeblümten, dunkelgrundigen Wiesen, über die einfarbigen, lichterschimmernden Saaten bis zum blendenden Gelb der blühenden Rapsfelder herauf, aus denen es um die Wette duftete und summte — das strahlte in Herfurt's Auge und klopfte an all seine Sinne, bis sie wieder lebendig wurden und auf das schwere, dumpfe Wesen wacker losstürmten. Da lachte sein Erbe ihn an und unwillkürlich streifte sein Blick über die Grenze dahin, wo das reiche Nachbargut ihm lockend entgegen winkte — beide zusammen waren an Werth und Umfang gewiß nicht geringer als das Rittergut, auf dem sein Vater gelebt hatte. Er mußte an seinen Vater denken, der trotz aller Tüchtigkeit, weil er arm war und ein armes Mädchen geheirathet hatte, es niemals zu einer eignen Pachtung hatte bringen können und in kümmerlicher Dienstbarkeit gestorben war.

Wenn der alte solche Grillen fing, pflegte er seinem Sohne zu sagen: Herfurt, nimm eine Reiche oder gar keine! Jetzt wagte sich schon das Bild der hübschen Nachbarstochter heran; sie war nicht groß, doch voll und reizend von Gestalt, ihre braunen Augen schauten munter, selbst etwas herausfordernd, umher; sie tanzte am allerbesten und wo sie unter den jungen Burschen und Mädchen war, ging es gewiß am lustigsten zu. Den Herfurt behandelte sie besonders freundlich und hatte ihn schon bei der ersten Begegnung auf dem Tanzboden über seinen Schnauzbart aufgezogen wie einen alten Bekannten.

Aus diesen wohlgefälligen Betrachtungen und Erinnerungen schrak er empor, denn eben trat aus der hintern Thür die hohe, schlanke Gestalt Margrets; er konnte ihr schönes, ernstes Gesicht erkennen, denn sie trug nur das dunkle Kopftuch anmuthig um ihr helles Haar geschlungen, in der rechten Hand hielt sie eine blitzende Sichel, mit der linken schirmte sie jetzt ihre Augen und blickte umher, bis sie Herfurt entdeckt hatte. Sie nickte ihm und ging dann eilig in anderer Richtung nach einem Kleestücke hin.

Und Margret! und Margret! rief es mit lauter Stimme in Herfurts Brust. Wie verfolgt von diesem Rufe, irrte er zwecklos oben zwischen den Feldern umher, verbarg sich im Dickicht des Fichtenwäldchens. Dort warf er sich hin, schlug die Hände vor's Gesicht und ließ in herber Qual die mahnende Stimme langsam in sich verklingen. — Erst zu Mittag kam er verstört nach Hause, er sprach fast kein Wort und in Margrets Nähe, bei ihrer Rede oder wenn er ihren ängstlichen Blick auf sich gerichtet fühlte, überlief ihn oft ein Zittern. Gewaltsam entschlossen stand er endlich auf, winkte seinen Oheim mit hinaus und gab ihm sein Versprechen.

Als die beiden Männer gleich nach dem Abendessen wieder das Haus verließen, erwiderte Frau Hildebrand auf Margrets unruhige Erkundigung in bekümmertem Tone: „Sie sind zum Nachbar Haberkorn gegangen."

IV.

In der Geduld.

In Haberkorns Hause wurden Oheim und Neffe gar freundlich aufgenommen. Es war dort viel prunkhafter, aber nicht so ordentlich und glänzend sauber als bei Hildebrands. Die Gäste mußten in ein kleineres Gemach neben der großen Unterstube treten; da standen polirte Tische, gepolsterte Stühle und ein neumodisches Sopha, das die Last des Hausherrn zu tragen vermochte, wenn er nach Tische oder vor Schlafengehen der Ruhe bedürftig war; das gewaltige Himmelbett füllte den Platz an der hintern Wand allein aus. Christel hatte, jedenfalls dem jüngeren Gaste zu Ehren, die Sonntagskette von rothen Perlen um ihren weißen Hals gelegt und die fest anliegende Schoßjacke von blauem Tuche, welche ihre vollen Formen anmuthig verrieth, oben ein kleinwenig aufgeheftelt, um das buntseidene Halstuch besser zu zeigen. Sie mischte geschäftig Punsch, trug Teller gehäuft voll Kuchen auf und ließ es weder an freundlichem Nöthigen noch an munteren Neckereien fehlen. Auf Herfurt hatte sie es augenscheinlich abgesehen und je stiller und verlegener er wurde, desto ausgelassener und herausfordernder wurde sie. Die beiden Alten schienen darauf keine Acht zu haben, sie sprachen dem Dargebotenen wacker zu und führten zwischendurch ihre alltägliche Unterhaltung. Als endlich Haberkorn bedeutsam zwinkerte, räusperte sich der Bürgermeister und begann:

„Wir werden nachgerade Beide alt, Andres; es ist wohl an der Zeit, daß wir unser Haus bestellen und uns zu Ruhe setzen; ich denke, die beiden jungen Leutchen da

schicken sich gut für einander. Die Christel kriegt dein Gut, der Herfurt meines — wie wär's Gevatter? schlag ein!"

Die beiden jungen Leute sahen stumm vor sich nieder, Haberkorn hatte behaglich schmunzelnd zugehört und mehrmals beifällig genickt. „Ich bin's zufrieden", erwiderte er, „ein Mann ein Wort; aber die Sache muß fest geleimt werden: wer von uns Beiden zurücktritt, zahlt dem andern ein Reugeld!"

„Auch das, wenn du es so haben willst", sagte Hildebrand, „wir setzen tausend Thaler!"

„Topp!" antwortete Haberkorn, und die beiden Nachbarn schüttelten sich die Hände.

„Wir Beide werden also gar nicht gefragt, ob's uns auch recht ist?" fragte Christel schelmisch.

„Das fehlte noch!" rief Haberkorn, „ihr habt weiter nichts zu thun, als euch zu bedanken und meinetwegen euch einen Kuß zu geben!"

Christel erwiederte lachend: „Nun ich bedanke mich, — wie ist's mit dir, Herfurt?" Dabei näherte sie ihre rothen Lippen einen Augenblick lang recht verführerisch ihrem peinlich verlegenen Bräutigam, doch ehe er zu einem Entschlusse kommen konnte, sprang sie schon mit den Worten: „Nein, ich fürchte mich vor seinem Barte!" zur Thür hinaus und kam nicht wieder zum Vorschein. Herfurt mußte für sein Zaudern noch manchen derben Scherz hinnehmen, bis das wiederholte Gähnen der Hausherren die Gäste zum Aufbruch mahnte und ihn von seiner Qual erlöste. Noch in der Thür sagte Andreas zu ihm: „Kannst nächster Tage ein Mal herüber kommen, ich will dir meine Wirthschaft zeigen."

Daheim war Margret noch wach. Das Benehmen Herfurts, der Gang zu Haberkorns und die Bekümmerniß der Muhme hatten ihr die Müdigkeit fern gehalten und während sie in der großen Stube bei einem schwachen Lampenflämmchen allein saß und nähte, konnte sie die Gedanken daran und an die Abneigung, die der Oheim ihr immer unverhohlner zeigte, nicht los werden. In wachsender Beängstigung war sie aufgestanden, hatte durch das offene Fenster eine Weile in die dunkle, schwüle Juninacht geschaut und den Entschluß gefaßt, Herfurt zu erwarten; sie wollte Gewißheit haben, darum bezwang sie sich, schob den Lampendocht höher und arbeitete emsig weiter. Als die Männer zurückkamen, schlug Herfurt die Augen nieder und wagte keinen Blick nach Margret, Hildebrand sagte aber: „Bist noch munter und verbrennst mehr Oel als deine Stichelei werth ist?" Dann wendete er sich zu Herfurt, der sich an das Fenster gestellt hatte und hinaus zu blicken schien. „Ich glaube gar, du schaust nach der Christel? Ja, das ist ein Blitzmädel und der ihre Augen können einem jungen Burschen schon warm machen; sie hat auch so was Freundliches und Manierliches an sich, gar nichts Hoffärtiges, ob ihr schon einmal der große Hof zufällt. Na, du kannst dir den Kuß morgen schon holen!

Margret hätte vor Schmerz und Zorn aufschreien mögen, doch sie hielt sich stolz zusammen, sie wehrte selbst dem Athem, ihre bedrängte Brust zu erleichtern, stand auf und ging aus der Stube, ohne Herfurt eines Blicks zu würdigen. Oben in ihrer Kammer warf sie sich auf das Bett und preßte den Mund in die Kissen, daß Niemand ihr Weinen und Schluchzen hören sollte. Herfurt konnte nur mit kaum hörbarer Stimme seinem Oheim eine gute Nacht bieten, die ihm selbst nicht zu Theil wurde, Hildebrand aber faßte den Entschluß, daß die hoffärtige Dirne je eher je lieber aus dem Hause müsse.

Ein Paar Tage lang war alle Rührigkeit von Herfurt gewichen, er mied Margrets Nähe mit ängstlicher Scheu und ging, zur Zufriedenheit seines Oheims, sehr häufig zu Haberkorns hinüber. Dort kam ihm das Gesinde schon so liebedienerisch entgegen, wie dem erklärten künftigen Herrn; nur der Großknecht Mathies — ein kräftiger blühender Bursche mit einem blonden Krauskopfe — zeigte ihm anfangs finster drohende Mienen, fluchte und hieb auf die Pferde los, oder warf wenigstens die Thüren, daß es krachte. Mathies hatte bisher für den Begünstigten der Tochter seines Herrn gegolten. Grade ihm suchte aber Herfurt, auf eine für die Andern unmerkliche Weise, näher zu kommen und als ihm das gelungen war, hatten sich die beiden jungen Männer bald verständigt. Mathies that als hätte er sich in das Unabwendliche gefügt und die Christel sich aus dem Sinne geschlagen, Herfurt wurde wieder frohen Muthes, er gewann vollständig die Kunst und das Vertrauen Haberkorns und seiner Verlobten gegenüber wußte er mit so viel Munterkeit auf alle Neckereien einzugehen, ohne irgend um Zärtlichkeit zu werben, solch eine Zuversicht an den Tag zu legen, daß an Christel die Reihe kam, verlegen zu werden, weil sie nicht mehr wußte, wie sie mit dem Bräutigam und wie sie mit dem Mathies daran war.

Um nichts klarer, aber um vieles unerquicklicher, ging es im Nachbarhause zu. Der Bürgermeister hielt sich still verschlossen, auf eine gute Gelegenheit lauernd, seinen Vorsatz auszuführen, seine Frau, die schon angefangen hatte, wieder aufzuleben, war kummervoll und schweigsam geworden wie vor dem Einzuge der jungen Leute, so oft sie konnte nahm sie das Gebetbuch und ging fort. Was hatte sie auch noch zu Hause? An Margret fand sie keinen Trost, die schien für nichts mehr Sinn zu haben, als vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht zu schaffen, wie Jemand, der quälenden Gedanken die Herrschaft entreißen will, dabei hielt sie die Zügel des Hausregiments noch eins so straff, führte sie aber auf einmal mit unfehlbarer Sicherheit, alles ungeschickte Schwanken hatte sie abgethan, als wollte sie zuletzt noch zeigen: ich bin berufen, zu befehlen! Sie stand immer wie auf der Hut, auch den leisesten Angriff zurückzuweisen, allen begegnete sie schroff, dem Oheim trotzig und schneidend und wenn Herfurt wagte, die Augen zu ihr emporzuheben, konnte er in ihrem Blicke nur Haß und Verachtung lesen. Frau Hildebrand zitterte oft vor Furcht und machte sich auf das Schlimmste gefaßt — aber ob dem alten Hildebrand die rücksichtslose Entschlossenheit des Mädchens Scheu einflößte oder welch ein anderer Grund es auch sein mochte, er verbiß immer seinen Groll. Herfurt fühlte sich beschämt und mußte doch mit Bewunderung auf die muthige Margret blicken. So war Margret gewappnet in Zorn gegen alle um sich, nur nicht gegen den gewaltigen Schmerz in ihr.

Am Sonntag war es, am Johannisfest. Herrschaft und Gesinde zog aus der Nachmittagskirche nach Hause, um die Gesangbücher abzulegen, Kaffee zu trinken und dann bei der Schenke sich wieder zu versammeln, vor der die Bursche den Pfingstbaum mit neuen Bändern und den Tanzplatz mit frischem Reisig geschmückt hatten. Heute wollte alles noch am fröhlichen Sommerfeste sich ergötzen, denn morgen sollte die heiße Arbeit der Heuernte beginnen. Als bei Hildebrands das Gesinde schon fortgegangen war, stand der

Bürgermeister auf, ging in seine Kammer und man hörte ihn mit Geld klimpern. Dann kam er wieder, stellte sich vor Margret und sagte: „Nun Margret, ich habe gesehen, daß du ein tüchtiges Mädchen bist, es hat mich nie gereut, dich in mein Haus genommen zu haben und wenn dir's recht ist, kannst du nächstes Jahr bei mir bleiben.“ Damit legte er einen blanken Thaler auf den Tische.

„Was soll's mit dem Gelde?“ fragte Margret.

„Nun das ist dein Miethgeld; ich will dich nicht verkürzen, du bekommst acht Gulden, eine Mandel Ellen Tuch und was sonst noch einer braven Magd zusteht.“

Margret erbleichte: „Habt Ihr mich als Magd gedingt, als ich über Eure Schwelle trat? Habt Ihr mich als Magd gehalten und habe ich als Magd geschaltet? Zeigt mir doch mein Dienstbuch, Bürgermeister. Ihr wollt mich los seyn und doch die üble Nachrede meiden, Ihr hättet das Kind von Eurer Frauen Schwester ohne Ursache aus dem Hause gewiesen. Schämt Euch solcher Arglist, aber sorgt nicht, ich mache schon von selbst der Christel Platz!“

So hatte wohl noch Niemand zu dem Bürgermeister gesprochen und doch konnte er keine Antwort geben. Margret ging hinaus, Heefurt sprang auf, um ihr zu folgen, Hildebrand rief ihm aber zu: „Wo willst du hin? Du hast nichts mehr mit ihr zu schaffen. Frau, daß du ihr nicht nachgehst, sie muß fort aus meinem Hause!“

„Wo soll sie denn hin, Gottlob?“

„Meinethalben mit ihrer Weberssippschaft über's Meer. Jetzt kommt ihr mit in die Schenke!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Einfluß der Nähmaschinen.

In welcher Ausdehnung die Nähmaschinen in der amerikanischen Industrie verwendet werden, stellte sich, wie wir bereits in einer früheren Nummer dieses Blattes mitgetheilt haben, bei Gelegenheit eines Patentstreites heraus, in welchem es sich darum handelte, den Werth des Howe'schen Patentes zu ermessen. Wir zitiren hier einige nähere Angaben der bei diesem Prozesse von der Patentkommission vernommenen Zeugen. Esra Baker führte an, daß in der Schuh- und Stiefelfabrikation in Massachusetts ein Kapital von 55,000,000 Dollars jährlich umgesetzt werde, wovon ungefähr die Hälfte auf Damenfußbedeckungen komme. Von diesen 55,000,000 Dollars werde circa $^1/_{11}$ für Näharbeit bezahlt, und es koste somit die Näharbeit für die Damenschuhe allein 2,500,000 Dollars; dieselbe würde aber viermal so viel kosten, wenn nicht Nähmaschinen hiefür verwendet würden. Es werden daher bei der Fabrikation von Damenschuhen in einem einzelnen Staate der Union 7 Mill. 500,000 Dollars erspart. Ueberdieß sey der Preis dieser Schuhe seit der Einführung von Nähmaschinen bei gleichem Preise des Materials auf die Hälfte herabgesetzt worden. Oliver F. Winchester von New-Haven, Conn., ein Fabrikant von Hemden, gab an, in seiner Fabrik würden ungefähr wöchentlich 800 Dutzend Hemden gefertigt; er verwende 400 Nähmaschinen, und eine einzelne Nähmaschine, von einer Person bedient, thue die Arbeit von wenigstens fünf Nähterinnen und liefere überdies bessere Arbeit. Der Wochenlohn, den er gegenwärtig einer Arbeiterin bezahle, betrage zum Wenigsten 4 Dollars; nehme man aber 3 Dollars (den vor Einführung der Nähmaschinen üblichen Wochenlohns an, so berechne sich für eine einzige Fabrik ein Ersparniß von jährlich 240,000 Dollars. James W. Miller, im Geschäfte von Gebrüder Brooks, Fabrikanten von Kleidungsstücken, versicherte, diese Firma allein setze jährlich mehr als 1,000,000 Dollars um, sie verwende in ihrem eigenen Lokal 20 Nähmaschinen und gebe überdieß noch viele Arbeiten Leuten in Auftrag, die sich ebenfalls der Nähmaschinen bedienen, so daß ungefähr $^3/_4$ der ganzen Näharbeit durch Maschinen ausgeführt werde. Sie bezahle für Näharbeit jährlich ungefähr 200,000 Dollars, und es habe sich hiebei durch die Anwendung von Nähmaschinen eine Ersparniß von 75,000 Dollars herausgestellt. Uebrigens repräsentirten die von den Gebrüdern Brooks mittelst Maschinen fabrizirten Kleidungsstücke nicht den hundertsten Theil der überhaupt in Newyork durch Maschinen erzeugten Kleidungsstücke. Wolle man aber dieses Verhältniß beibehalten, so würde das jährlich in Newyork in der Fabrikation von Kleidungsstücken umgesetzte Kapital sich auf 100,000,000 Dollars belaufen, und, nach demselben Maßstabe gerechnet, würden die Auslagen für Näharbeiten (selbst bei Verwendung von Nähmaschinen) in Newyork in der Kleiderindustrie allein eine Summe von 20,000,000 Dollars repräsentiren. Es komme daher eine Ersparniß von 75,000 für jede 200,000 Dollars, wie sie das Geschäft der Gebrüder Brooks aufweise, auf sämmtliche derartige Geschäfte Newyork's berechnet, einer Gesammtersparniß von 7,500,000 Dollars gleich. Das in der Kleiderindustrie Newyork's umgesetzte Kapital mache nun nach Mc. Calls Berechnung ungefähr $^1/_{10}$ des für diese Branche in den vereinigten Staaten überhaupt verwendeten Kapitals aus; werde somit die in Newyork jährlich für Näharbeit bezahlte Summe mit 10 multiplizirt, so ergebe sich für die vereinigten Staaten zusammengenommen eine jährliche Ausgabe von 200,000,000 Dollars, und vorausgesetzt, daß in andern Städten der Union die durch Maschinen ausgeführte Arbeit zur Handarbeit in demselben Verhältniß stehe, wie in Newyork, und für jede 200,000 Dollars eine Ersparniß von 75,000 Dollars an Arbeitslohn stattfinde, so betrage die jährliche Ersparniß in den vereinigten Staaten in der Kleiderindustrie allein 75,000,000 Doll. ($187^1/_2$ Millionen Gulden).

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 26. Jan. Diese Woche brachte uns wieder einmal drei Opern, während in der letzten Zeit unser Theaterrepertoir an Opern sehr arm war; am Montag wurde die neu einstudirte Oper von Donizetti „Dom Sebastian von Portugal“ in einem kurzen Zeitraume von zwölf Tagen zum dritten Male gegeben, offenbar nur als Lückenbüßer, weil man sich mit einer anderen Oper nicht hervortraute, und man vielleicht auch nicht die Zeit aufwenden mochte, eine andere Oper, die in dieser Saison schon einmal, aber vor längerer Zeit gegeben wurde, noch einmal zu probiren und zur Aufführung zu bringen. Es dürfte aber mehr Rücksicht auf das Theater-Publikum, na-

mentlich auf die Abonnenten genommen, und nicht ein und dasselbe Stück in so schneller Aufeinanderfolge zwei- oder dreimal gegeben werden, namentlich nicht ein Stück, das so wenig Anziehendes hat, wie diese Oper, über deren Werth wir uns bei den zwei vorausgegangenen Aufführungen bereits ausgesprochen haben. Die Wiederholung am vorigen Montag hatte aber das Gute, und entschädigte einigermaßen dadurch, daß sie besser war als die beiden vorhergegangenen Aufführungen; man zeigte im Orchester wie auf der Bühne eine größere Sicherheit, ein klareres Verständniß, ein pünktlicheres Zusammengreifen und Zusammenspiel der Einzelnen; und dadurch hat sich eben wieder bestätigt, was wir bei den vorausgegangenen Aufführungen hervorgehoben haben, daß diese Oper von vorn herein nicht genau eingeübt war, daß sie vielmehr erst allmählich durch die Wiederholungen auf der Bühne vollständig einstudirt wurde und zum klareren Verständniß der Einzelnen kam.

Eine glücklichere Wahl, als mit der eben erwähnten Oper „Dom Sebastian", scheint die Direktion mit der am Donnerstag zur Aufführung gebrachten Oper „Des Teufels Antheil" von Auber getroffen zu haben; denn wenn diese Oper einestheils durch die zwar leichte aber gefällige, an lieblichen Melodien reiche Musik, mit netter, charakteristischer Instrumentirung, anderntheils durch das liebliche, interessante, mitunter witzige Libretto, in welchem der berühmte italienische Sänger Carlo Farinelli (genannt Carlo Broschi) die Hauptperson spielt, schon anziehend ist, so war diese Anziehungskraft für das hiesige Publikum diesmal noch größer, weil diese sonst so beliebte Oper seit etwa 8 Jahren auf der hiesigen Bühne gar nicht mehr gegeben wurde. — Die Aufführung war, wenn auch nicht ganz abgerundet und tadellos, doch in der Hauptsache sowohl bei den Ensemble's wie in den einzelnen Rollen recht befriedigend. Ganz besonders verdienen die Leistungen der Frau Denemy-Ney hervorgehoben zu werden, welche die Rolle des Carlo Broschi ganz trefflich durchführte und nicht bloß die Coloraturen, sondern auch die mit Portamento vorzutragenden Stellen ausgezeichnet sang, und sowohl beim Gesang wie bei den Dialogen sich einer klaren, deutlichen und verständigen Aussprache befliß. Auch Herr Ackermann, zu dessen Benefiz die Oper gegeben wurde, befriedigte mehr als bei seinem gewöhnlichen Auftreten und sang mit Fräulein Würth namentlich die beiden Duette im zweiten und dritten Akt recht schön. Die drei Genannten, und unter ihnen besonders Frau Denemy-Ney, verdienten auch die ihnen gewordene Anerkennung des Hervorrufens.

Diesen beiden Opern folgte am Freitag eine dritte: „Don Juan" von Mozart, deren Aufführung im Allgemeinen etwas befriedigender war, als die erste Aufführung dieser Oper in der gegenwärtigen Saison. Hr. Carlschulz war der Titelrolle zwar nicht so gewachsen wie Hr. Pichler, obgleich sich dieser bei der vorigen Aufführung auch nicht in seinem vortheilhaftesten Lichte zeigte; doch bemerkte man bei Hrn. Carlschulz ein sehr anerkennenswerthes Bestreben, den Anforderungen des Publikum, soviel in seinen Kräften stand, gerecht zu werden, so daß er durchaus besser war, als man nach seinen bisherigen Leistungen für diese Rolle zu erwarten berechtigt war. Nur manchmal verfiel er dabei in seinen gewöhnlichen Fehler, daß er seine Stimme übertrieb, so z. B. gegen Ende des Champagnerliedes u. s. w. Auch Herr Büssel war diesmal ein weit besserer Leporello, als bei der vorigen Aufführung. — Im Uebrigen konnte man auch zufrieden seyn, wiewohl da und dort einige Fehler vorkamen, die hätten vermieden werden können. —C—

Literarische Notiz.

Corpus juris für Kaufleute. Die kaufmännische Rechtskunde mit vorzüglicher Berücksichtigung des **deutschen Wechselrechts. Deutsches Handels- und Wechselrecht,** mit besonderer Beziehung auf die speziellen handelsrechtlichen Bestimmungen **Oesterreichs, Preußens** und anderer deutschen Staaten 2c. 2c. **Praktisches Hülfsbuch** für angehende Juristen, Beamte, Kaufleute, insbesondere für Zöglinge von Handels-Lehranstalten. **Nebst einem Anhange.** Von Robert Fischer, Notar und Lehrer des Handels- und Wechselrechts an der Handelsschule zu Gera. Leipzig. Verlag von Otto Spamer, 1861. — Wenn man gegen dieses Corpus juris für Kaufleute etwas einwenden könnte, so wäre es die unselige Titelsucht, welche man bei dieser Verlagshandlung häufig antrifft. Vier Titel, welche alle fast dasselbe sagen! Mit Unrecht jedoch würde man hieraus auf die Weitschweifigkeit der ganzen Stoffbearbeitung schließen, indem namentlich die in andern Lehr- und Handbüchern angetroffenen Citate und Anmerkungen fast wegfallen. Der Verfasser wollte nämlich kein Buch für Rechts- oder Handelsgelehrte schreiben, sondern dem praktischen Verständnisse angehender Juristen, Handelsbeflissener und solcher Männer, welche sich mehr mit dem Leben als der Wissenschaft abgeben, hülfreiche Hand bieten. Die Darstellung ist erschöpfend und doch gedrängt, klar und dennoch zum Nachdenken reizend, einfach und in eine angenehme, fließende Sprache gekleidet, die Anordnung des Stoffes streng logisch. So erleichtert das Buch das Nachschlagen und dient auch vorzüglich dazu, dem nachdenkenden Leser ein geordnetes Gesammtbild des Handels- und Wechselrechts zu gewähren. Der Anhang enthält nebst der allgemeinen deutschen Wechselordnung die für kaufmännische Schriftstücke im Rechtsgebiete nöthigsten Formularien. Wir können die Schrift des geehrten Herrn Verfassers zum Selbstunterrichte, sowie für den Schulgebrauch bestens empfehlen. —ß.—

Miscelle.

Abraham a Sta. Clara" äußerte in seiner „Heerpredigt wider die Türken" über das Avancement in der Armee folgendermaßen: „Es ist unter Anderm sehr nothwendig im Krieg, daß man zu Chargen und Aemtern fein tapfere Soldaten auserwähle und einen jedweden nach Verdienst promovire. Zu glauben ist, daß mancher wackere Soldat sich wünschet, es möchte unter der Soldateska hergehen, wie im Himmel; denn allda belohnet man einen jeden nach seinen Meriten und Verdiensten. Nichts Schädlicheres ist in einem Kriegsheer, als wenn einem Denari und nicht Spadi, Geld und nicht Courage in den Stegreif hilft. Nichts Unglückseligeres in einem Kriegsheer, als wenn einen das Blut und nicht der Muth hinaufrückt. Wann das ist, so hätte Christus auch den h. Johannes in Uebertragung des Papstthums dem Petro vorziehen müssen, weil Johannes ein Vetter des Herrn war. Noa hat noch recht gethan, indem er in seiner Archen die Menschen umher logirte, Ochsen und Esel aber in den unteren Stock. Also ist es auch gebührend, daß unerfahrene Ochsenköpf nicht in die Höh gehören. Es gereicht demnach zum größten Heil und allzeit ersprießlichen Wohlstand einer Kriegsarmada, wann in selbiger die Charge nach der Elle der Verdienste gemessen wird."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 9. Mittwoch den 30. Januar 1861.

Herfurt und Margret.

(Fortsetzung.)

So gingen sie alle fort. Auch Margret litt es nicht länger zu Hause: sie hatte die reichgeschmückte Bändermütze, ein Erbstück von der Mutter, und die rothe Halskette in die Lade gelegt, dann ging sie aus der Hinterthür, langsam, sie wußte selbst nicht wohin, nur die Tanzmusik, die von der Schenke herüberschallte, trieb sie überall fort, selbst aus dem Fichtenwäldchen verscheuchten sie die lustigen Klänge, bei denen sie zu keinem andern Gedanken kommen konnte, als: jetzt tanzt er mit ihr, jetzt umschlingt er sie so fest, als dich am Kloster oben, jetzt kost er so freundlich mit ihr als sonst mit dir! Und immer wieder stieg der Wunsch in ihr auf: könntest du ihn mit dir nehmen arm und freudig wie er war und mit ihm in die weite Welt ziehen, er würde glücklicher als hier bei allem Reichthum! Mit Haß und Verachtung sah sie auf die Felder, die im rothen Glanze der sinkenden Sonne ihr zu Füßen üppig grünten, um derentwillen Herfurts Vater einst vertrieben worden war, wie sie nun ausgestoßen wurde und um derentwillen Herfurt die Treue verrathen hatte. Und Herfurt und alle, die da unten jubelten, um was Anderes tanzten sie, als um das goldne Kalb der Habgier und des Eigennutzes? Schon war Margret fertig mit dem schonungslosen Verdammungsurtheile, da fiel ihr Blick nach dem Klosterberge gegenüber und auf den Platz, von dem aus sie zuerst das Hildebrand'sche Haus gesehen hatte. Mit welchen Gedanken war sie selbst damals gekommen? Warum hatte sie in den ersten Minuten Herfurt gehaßt, als er sich ihr nannte? Warum hatte sie unablässig nach der Herrschaft im Hause gestrebt? Ihr Schritt wurde langsamer und der stolze Nacken beugte sich, als sie auf diese Fragen sich Antwort geben mußte. Sie war um kein Haar besser als alle, über die sie sich erheben wollte, und wäre ihr Plan gelungen, sie würde jetzt frohlockend mit ihnen tanzen. Ja, traf es sie denn unverdient, daß sie verstoßen wurde? Sie hatte nicht versucht, den Verwandten eine Tochter zu werden, sie hatte nicht um ihre Liebe geworben und die Liebe, welche die Muhme ihr entgegenbrachte, für ihre Herrschsucht ausgebeutet, durch Trotz und hochfahrendes Wesen die Gleichgültigkeit des Oheims in Abneigung verwandelt: wen konnte sie da anklagen als sich selbst? Margret fühlte sich wie zerbrochen. Sie bog vom Wiesenpfade ab, um nicht in das Haus zurückzukehren, und wandte sich nach den Nußbäumen auf dem hohen Rasendamme des Fischteiches. Hier pflegten, am Fuß der Bäume, in der doppelten Kühlung des Schattens und des Wassers, vom grünen Wall vor dem Winde geschützt und gegen den Fahrweg abgeschlossen, die Schnitter ihre Mittagsrast zu halten. Auch Margret rastete jetzt hier, abgeschieden von den Fröhlichen, über sich das leise flüsternde Laub, zu Füßen den klaren stillen Wasserspiegel, den das letzte Abendroth noch überhauchte. Jetzt erst fragte sie sich: wohin? Dort hatte sie sich losgerissen, hier war sie verstoßen und das Gefühl des selbstverschuldeten Verlassenseins von aller Welt kam so mächtig über sie, daß sie das Gesicht in den Händen barg und bitterlich weinte.

Sie mochte lange so gesessen haben, da rief es ängstlich ihren Namen und als sie geantwortet hatte, kam Frau Hildebrand in freudiger Hast auf sie zu, drückte und küßte sie. „Gott sei Lob und Dank, daß du lebst; ich hatte mich sobald es anging fortgemacht, aber im Hause warst du nicht, die Hinterthür stand offen und da glaubte ich, du hättest dir gar ein Leids angethan!"

Margret streichelte zärtlich die Hände ihrer Muhme und sah ihr schüchtern in die Augen. „Könnt ihr mich denn noch ein wenig lieb haben? ich verdiene es nicht, ich habe schlecht an euch gehandelt!"

„So lieb mir deine Mutter und fast so lieb mir meine Gundel. Die Beiden waren wohl auch zu Zeiten hoffärtig, dann aber wieder grad so gut als du jetzt bist."

So hatten sie die Herzen einander aufgeschlossen und saßen dicht beisammen, Hand in Hand, im Dunkel der Bäume. Vor ihnen war der Mond aufgegangen und glitzerte im Wasser, hinter ihnen zuckte am Himmel ein fernes Wetterleuchten; der Nachtwind rauschte bald schwächer, bald stärker durch das Laub und mit ihm tönten bald näher bald ferner die Klänge der Tanzmusik herüber. Die Frauen sprachen nur leise, Margret beichtete rückhaltlos all ihre Schuld und ihren Schmerz, Frau Hildebrand klagte über das Fehlschlagen ihrer innig gehegten Hoffnungen und daß sie den Einzug der Christel nicht erleben wolle. Jetzt schwiegen sie und lauschten, denn auf dem Fahrwege kam ein Liebespaar in halblautem zärtlichem Gespräch heran und stand an der entgegengesetzten Seite des Teichdammes still.

„Komm, wir wollen uns ein wenig unter die Nußbäume setzen!" bat der Bursche.

„Nein, da fürchte ich mich zu sehr", lautete die Antwort des Mädchens, „da sitzt gewiß die todte Gundel oder die Frau Hildebrand, die auch wie ein Gespenst aussieht."

„Nun, da gehn wir am Bache hin."

„Laß' uns lieber umkehren, wenn's mein Vater erführe oder Herfurt."

„Ach, was; der eine schläft und der andere kümmert sich nicht um dich; das wäre mir mein Bräutigam! Komm mit oder ich denke, du magst ihn doch lieber als mich und laufe morgen aus dem Dienst!"

„Da lauf ich dir nach", erwiderte das Mädchen. Beide gingen, treulich sich umfassend, im Mondschein weiter.

„O, über das schlechte Stück, die Christel!" rief Frau Hildebrand empört, „mit der bleib' ich keinen Tag unter einem Dache!"

„Wir müssen in Geduld ausharren," sagte Margret, „ihr dauert mich, Muhme, aber der arme Herfurt auch."

Es nahten sich jetzt rasche Männerschritte und hielten, wo der Schatten über dem Wege aufhörte; der neue Ankömmling sah dem im Mondenschein hinwandelnden Pärchen nach, bis es in dem Erlengehölz am Bache verschwand, dann lachte er recht zufrieden in sich hinein, drehte um und ging gelassen seines Weges zurück; als er am Hildebrandschen Hofe vorüber kam, rief er ganz leise: „Gute Nacht, Margret!"

„Klang das nicht wie Herfurts Stimme?" sprach Frau Hildebrand.

„Mir war es auch so," erwiderte Margret, „doch das kann unmöglich sein, so schlecht ist er nicht, daß er sich das gefallen ließe. Kommt, Muhme, wir thun besser, wenn wir nach Hause gehen!"

V.

Die Umkehr.

Kaum hatte das Frühroth seine Flügel über den grünen Bergen ausgebreitet, um zu dem Morgenstern empor zu fliegen, der noch als einzige Leuchte am Himmel stand, da rüsteten sich auch schon die Männer im Hildebrand'schen Hause. Sie tranken eilig ihren Kaffee, den Margret gekocht hatte, und standen auf, ihre Sensen zu holen. Der Bürgermeister sah noch einmal nach dem Himmel, dann sagte er zu seiner Frau: „Es ist ein gutes Heuwetter, die Mägde können schon um acht Uhr auf die Wiese kommen."

„Ich habe nur vier kriegen können, aber unsre beiden und die Margret."

„Die Margret auch?" fragte Hildebrand spöttisch, „ich dachte, die wollte keine Hand mehr für uns rühren!"

Margret trat hervor und sagte gelassen: „Erlaubt mir noch ein Paar Tage zu bleiben, bis ich einen Dienst gefunden habe; ich will so lange für euch arbeiten, wie bisher."

„Nun, mir soll's recht sein," antwortete der Bürgermeister und ging mit Herfurt, der heute so munter war, wie seit lange nicht, den Knechten nach. Die Männer zogen ohne Jacken, Strohhüte auf den Köpfen und die blitzenden Sensen auf den Schultern in den frischen Morgen hinaus.

Den Fischteich im Rücken stellten sie sich in einer schrägen Reihe in dem kniehohen, thauschweren Grase auf, vorn am linken Flügel der Bürgermeister, zunächst Herfurt, dann der lange Hannes und am meisten zurück der kleine Friede, dessen Gesicht man heute nur von der Nasenspitze abwärts sehen konnte, weil sein Strohhut gerade so groß war als der des Hannes. Wie auf Kommando erfaßten die Männer ihre Sensen, reckten sich, bogen sich weit ausholend nach rechts zurück, neigten sich dann nach links vornüber und in einem Schwunge rauschten die krummen Klingen hart über dem Boden hin durch das dichte Gras, daß es in regelrecht gebogten Schwaden zusammensank. Der alte Hildebrand hieb langsam und stetig vor sich hin und die andern mußten seinem Tempo folgen, damit sie in ihrer Reihe blieben, doch der lange Hannes raunte seinem kleinen Nachbar zu: „Paß' auf, daß wir dem Husaren vorkommen, er mag seine Beine in Acht nehmen!" und schwang seine Sense auf einmal so ungestüm und grimmig, daß Herfurt ihm lustig zurief: „Du denkst wohl noch daran, wie du gestern deinen Schatz herum schwenktest? Wir wollen sehen, wer heute das Tanzen länger aushalt. Oheim, laßt mich vor!" und dabei ließ er, schnurgerade vorwärts schreitend, seine Sense so flink und unermüdlich durch die Halme zischen, daß er die andern bald zurückließ und immer munter weiter hieb, als Hannes schon ermattet inne hielt und auf den kleinen Friede wartete, der unter seinem Strohdache mühsam herankeuchte, aber triumphirend ausrief: „Jetzt müssen wir ihm ein tüchtig Stück vor seyn!"

„Ja, wenn wir Kehrt machen!" antwortete Hannes mürrisch, „dort oben ist er schon, der Teufelskerl!"

Der kleine Friede reckte den Kopf in die Höhe und schaute wie versteinert nach Herfurt.

„Aber paß' auf, Friede!" fuhr Hannes beruhigend fort, „die Haberkorns Christel kriegt er doch nicht, eher schlägt ihm der Matthies Arm und Bein entzwei!"

Der alte Hildebrand blickte spöttisch nach den Beiden hinüber: „Ist Euch die Lust vergangen, mit dem da gleichen Schritt zu halten?" dann rief er aber Herfurt zu: „So! jetzt halt' an! das ist keine Art, hübsch neben einander geblieben!"

Die Sonne hatte schon den Thau verzehrt, als die Mägde auf die Wiese kamen, Margret an der Spitze; alle hatten, der Heuernte zu Ehren, rothe Röcke angezogen, darüber blaue Schürzen, auf den Köpfen trugen sie Strohhüte. Sie riefen den Männern manch scherzhaftes Lob zu über ihren Fleiß, dann stellte sich die bunte Schaar am Teiche in einer Reihe auf und begann, unter Geplauder und Gelächter, mit den Rechen die Schwaden auseinander zu zetteln. Sogar Margret wurde durch den allgemeinen Wetteifer, durch die lustige Arbeit im hellen Sonnenschein und den süßen Duft, der aus den Schwaden emporstieg, immer mehr angeregt, so daß sie sich wieder ganz heiter und heimisch fühlte. Herfurt ruhte aber jetzt je mehr desto lieber, denn er konnte sich nicht genug nach Margret umsehen.

Als Mittag nahe war und die Hauer eben einmal rasteten, trat Frau Hildebrand aus der hintern Thür und mit ihr Vetter Jeremias von Laubengrün. Sie winkte Margret, das Mädchen schrak zusammen und erblaßte, ging aber eilig von der Arbeit weg und mit der Muhme und dem Vetter in das Haus zurück. Hannes meinte, der Blaurock sähe ihm gerade aus wie ein Weber, Herfurt wurde unruhig, Hildebrand aber trieb, sie müßten machen, daß sie mit der Wiese vor Mittag fertig würden; kurze Zeit darauf sagte er jedoch, sie sollten zusehn, wie sie ohne ihn hinkämen, er hätte noch Schreiberei ins Amt. Damit ging er hinunter und vor der Stube trat ihm seine Frau weinend entgegen mit den Worten: „Gottlob, jetzt wird's Ernst; Margrets Vetter aus Laubengrün, der sie immer hat heirathen wollen, ist da; sie soll durchaus gleich mit fort nach Amerika!"

„Nun, was sagt sie denn dazu?"

„Sie schweigt mäuschenstill und sieht aus wie eine Leiche, ich weiß, daß sie keine Lust hat, was soll sie aber anfangen, das arme Kind?“

(Fortsetzung folgt.)

Bei dem Herzog von Koburg-Gotha.

Aus dem deutschen Museum.

Wer des Morgens von Dresden aus fährt, ist des Mittags um drei Uhr in Eisenach und gegen Abend in Koburg.

Ein lachendes Thal von hügeligem Grunde und mannigfach gestaltetem Horizonte, mit Fernblicken bis auf das Fichtelgebirg im Osten, den fränkischen Jura im Süden, den Steigerwald im Westen, das Rhöngebirge und den Thüringer Wald im Norden, erweitert sich vor unseren Blicken, und während Koburg, die Stadt, mit hohem stattlichen Kirchthurm aus dem Grün der umgebenden Anhöhen uns entgegenblickt, sehen wir links und rechts von der Bahn zwei Schlösser, eins höher als das andere, sich erheben.

Eine leichte Equipage führte mich die hohe Pappelallee entlang. Rechts oben auf der steilen Höhe die hochragende Burg wurde mir als die alte Veste Koburg erklärt. Der Thurm, der mit wehender Flagge dort links aus dem waldigen Hügel blickte, und darunter der freundlich behagliche, neugothische Bau, dessen Zinnen und Brustwehren man schon von Weitem es ansah, daß sie nicht für Krieg und Belagerung, nur zu künstlerischem Schmuck und stolzer Repräsentation geschaffen waren, das war Kallenberg, ein altes Stammschoß, schon jahrhundertelang dem Verfall überlassen, von den letzten Regenten zu heiterer Villeggiatur vollständig restaurirt. Dort wohnt der Herzog die ersten Monate des Sommers, während er im Herbst auf Reinhardsbrunn bei Gotha residirt. Hierher war der Verfasser dieser Zeilen durch fürstliche Einladung beschieden, um einige Tage daselbst als Gast zu weilen. Bei dem Freimuthe, mit welchem der Herzog, was er äußert, ohne Zurückhaltung für die Welt äußert, wird es uns sicher gestattet seyn, über anregende und aufklärende Gespräche, die der Einzelne dort vernehmen durfte, unbefangene Mittheilung dem Publikum zu machen.

Die literarischen Verhältnisse Deutschlands eröffneten die Unterhaltung. Der Herzog hatte tiefe Blicke in ihre Zustände, ihre Vorzüge und Mängel gethan und war mit ihren Persönlichkeiten und Beziehungen zu meinem höchsten Erstaunen so gut vertraut, wie es nur der gedienteste Publizist seyn könnte. Er klagte über die Abgeschlossenheit und schwere Umgänglichkeit der Deutschen im Allgemeinen, die sich auch in dem literarischen Leben kundgebe, indem entweder die Bestrebungen der Einzelnen alle für sich auseinander gingen oder, wo sie sich einigten, so exclusiv zusammenhielten, daß daraus auch wieder für das Allgemeine kein Gedeihen erwächst. „Ich habe mich bemüht, zu einigen und zu vermitteln, Manches ist mir gelungen“, sagte er und zählte die Verdienste auf, die er an der Entstehung und Beförderung hervorragender Werke der Gegenwart für sich beanspruchen darf. Er leugnete nicht, selbst gearbeitet und geschrieben zu haben, wie ja seine Mitwirkung an einzelnen politischen Veröffentlichungen von entscheidendem Erfolge, zur Zeit der Dresdener Konferenzen sowohl als im letzten ereignißreichen Jahre notorisch ist.

Am andern Morgen ward ich um 10 Uhr zum Frühstück beschieden. Mit fast bürgerlicher Einfachheit führen der Herzog und die Herzogin in solchem Landaufenthalt ein Leben, das, frei von aller Hofmäßigkeit, echt häuslich genannt zu werden verdient. Die Herzogin ist wohl eine Dame, die gerade in solchem die Vorzüge einer hohen Weiblichkeit zu entwickeln und, eine echt deutsche Frau, ihm die edelste Weihe des Hauses zu verleihen vermag. Ohne jeden weitern Hofstaat bringen die hohen Herrschaften, so weit nicht weitere Veranlassung es anders fordert, die Sommermonate zu, und für sie allein wird Tag für Tag zwei Mal der Tisch servirt.

Die Unterhaltungsweise des Herzogs ist lebendig und ungezwungen. Es ist das Wohlthuende im Umgange mit ihm, daß man hier einem Freimuthe begegnet, den wir im bürgerlichen Leben heute selten treffen, geschweige denn, daß wir an solcher Stelle ihn erwarten sollten. Auch wo der Herzog auf andere Meinung trifft, wird sein Freimuth Freimuth erwecken, und ohne daß man fürchten müßte, durch Widerspruch anzustoßen, Antipathie oder Ungunst zu erwecken, verkehrt sich mit diesem Fürsten vielleicht leichter und echt menschlicher, als wir in unseren öffentlichen Zuständen sonst mit solchen zu verkehren pflegen, die auf uns angewiesen und durch keine Schranke von uns getrennt sind.

Seine beredte Darstellung, ohne die schlichte, nie nach einem Effekt haschende Sprechweise je zu verlassen, gibt bisweilen Schilderungen von überraschender Anschaulichkeit.

Des Morgens in aller Frühe, der Gewohnheit gemäß, pflegt der Herzog in seinem Arbeitskabinet mit seinen beiden Kabinetsbeamten, unter denen sich Herr geheimer Kabinetsrath v. Meyern, der bekannte Dichter, befindet, zu arbeiten; nach dem Frühstück fährt er zu Geschäften mit den Behörden in die Stadt, um vom Diner ab wieder seiner Häuslichkeit zu gehören.

Diese Zwischenzeit wurde zu Ausflügen in die Umgegend benutzt, den ersten Tag nach der Rosenau, einem herzoglichen Schlößchen, ein Stündchen jenseits der Stadt im Thale gelegen, von Parkanlagen mit Kaskaden und Grotten umgeben, mit einer Einrichtung wohl vom Anfange dieses Jahrhunderts, deshalb, wenn auch größer, so doch an Karl Augusts Tiefurt bei Weimar erinnernd, — den andern Tag nach der Feste Koburg, 500 Fuß über dem Grunde der Stadt gelegen, stolz weit umher die Umgegend beherrschend.

Die politischen Ansichten des Fürsten, soweit er sie dem wißbegierigen Ohr eines ihm nicht nahestehenden Gastes anvertraute, sind, hervorgerufen durch seine innere Gesinnung sowohl, als durch seine territoriale Situation, echt deutsch, wie wir das Wort gebrauchen, wenn wir das Wesen unserer Nationalität in seiner eigensten Ursprünglichkeit gegenüber allen partikulären Interessen und allen speziell dynastischen Intentionen bezeichnen wollen.

Fiel der Blick auf die Gefahren, die dem Vaterlande von Außen drohen, auf die Isolirung, in der die deutsch-patriotischen Interessen im Konzert der europäischen Staaten sich finden, auf die zwiespältige Situation, von der eben diese Interessen in den entscheidendsten Momenten mit gleicher Innigkeit und gleicher Berechtigung nach entgegengesetzten Richtungen fortgerissen werden, so durfte wohl die Frage laut werden: Mit wem dürfen wir ein Bündniß schließen?“

„Mit dem Liberalismus,“ war des Herzogs entschiedene Erwiderung.

Robert Giesele.

Würzburger Stadttheater.

II.

Sonntag, 27. Januar. „Des Teufels Antheil" von Auber wurde heute wiederholt und fand von Seite des äußerst zahlreichen Publikum wieder eine sehr günstige Aufnahme. Man übersieht bei dem gefälligen Aeußeren dieser Oper, die ihren französischen Ursprung nicht zu verleugnen vermag, leicht die tiefer liegenden Blößen derselben, daß ein modernisirter Teufel in einer eigenthümlichen Weise auf der Bühne erscheint, auf der einen Seite zum Himmel und zur Madonna singt und, wie der leichtgläubige „Dom Rafael" sagt, „mehr Moral predigt, als sein alter Haushofmeister", auf der anderen Seite aber immerhin als Teufel, freilich als ein guter Teufel erscheint u. s. w. Die Musik enthält neben gefälligen lieblichen Melodien aber auch manche schwache, für Sänger und Sängerinnen undankbare Nummern. Was die Aufführung anlangt, so dürfen wir heute bei der Wiederholung der Oper schon etwas genauer und strenger als bei der ersten Aufführung urtheilen. Frau Denemy-Ney sang wieder nach ihren Kräften ausgezeichnet, ließ aber in ihrem Spiel mehrmals das mannhafte Auftreten vermissen. Frln. Würth war in den beiden Duetten im 1. Akt mit Frau Denemy-Ney, im 3. Akt mit Hrn. Ackermann recht gut, im Uebrigen, namentlich im 2. Akt heute etwas befangen. Wenn wir sagen, daß Frln. Schütz ihrer Rolle nicht gewachsen war, so ist dieses, wie wir bereits früher erwähnten, nur ein Vorwurf gegen die Direktion, welche ihr solche Rollen oktroyirt. Hr. Carlschulz ließ in seinem Spiele zu sehr den König vermissen, und wenn er auch den „Carlo Broschi" begünstigt und beschützt, so ist dies doch keine so innige Vertraulichkeit, wie sie Hr. Carlschulz darstellte. Hr. Ackermann spielte den leichtgläubigen, zum Theil leichtsinnigen Charakter des „Rafael" im Ganzen gut; was aber Singen anlangt, leistete er heute weniger, als bei der ersten Aufführung und seine Fisteltöne waren durchaus verunglückt und neben den übrigen zu schwach. Hr. Bierling hat wenig zu singen, hätte aber desto mehr spielen und das kriechende und schleichende Wesen des „Fray Antonio" besser auffassen und darstellen sollen. Das Orchester hätte heute auch sicherer und präziser, eine Posaune taktfester seyn dürfen. —C—

|| Würzburg, 29. Januar. Gestern wurde Brachvogels Trauerspiel „Mondecaus" hier zum ersten Mal gegeben. Dasselbe erinnert in mancher Hinsicht an desselben Verfassers „Narziß", vor Allem durch die Person des Helden. Hier wie dort ist es ein geistig hoch befähigter Mann, welchen widrige Verhältnisse in eine Lage versetzt haben, die ihm nicht erlaubt, seine Kräfte, sein Talent so geltend zu machen, wie er es wohl wünscht und verdient. Durch diese widrigen Verhältnisse geht er schließlich zu Grund, aber nicht im Kampf mit ihnen, sondern lediglich als ihr Opfer; denn um zu kämpfen, ist er — so wie ihn der Verfasser zeichnet — ein viel zu passiver Charakter — wieder ähnlich, wie Narziß. Diese letztere Eigenschaft aber macht ihn eben auch ungeeignet zum Helden einer Tragödie; das Interesse, das er uns noch einigermaßen einflößt, entspringt lediglich aus dem Gefühl des Bedauerns darüber, daß es ihm so herzlich schlecht geht. Von dem Helden eines Trauerspiels aber verlangen wir mehr, verlangen wir ein kräftiges Handeln, und das fehlt bei Mondecaus gänzlich; die intellektuelle Kraft, die ihm beigelegt wird, genügt durchaus nicht, dies zu ersetzen, um so weniger, als eben auch von dieser immer nur geredet, nie eine sichtbare, greifbare Bethätigung gegeben wird. Der hier gerügte Grundmangel zieht sich nun natürlich störend und lähmend durch das ganze Stück hindurch und läßt kein rechtes Leben aufkommen. Einzelne Scenen sind allerdings nicht ohne Geschick und mit einer gewissen Wirksamkeit komponirt, so namentlich die im 4. Akt, wo Bradamant dem Lord Worcester auflauert; in diesen ruht aber eigentlich auch Alles, was an dem Stück Gutes ist, und bei denselben muß man obendrein, wenn man ihrer froh werden soll, ihren Zusammenhang mit den übrigen Theilen vergessen, denn der ist meist herzlich schlecht motivirt, und ebenso muß man vergessen, was es für Leute sind, die man vor sich hat, sonst könnte man sich ärgern, daß solche Hallunken so schön und erhaben sprechen. Wie passen z. B. die Phrasen, mit denen Bradamant stirbt, zu seinem Charakter, oder wie kann man vernünftiger Weise die Schlußworte des letzten Akts dem Kardinal Richelieu in den Mund legen, der doch an dem Unglück des Mondecaus schuld ist? Unangenehm berührt es den Zuschauer auch, daß er fünf Akte hindurch eigentlich fast nur mit schlechten Streichen behelligt wird; Betrug, Hinterlist, Diebstahl, Mord u. dgl., das folgt sich ja Schlag auf Schlag, und die Personen, die da handelnd auftreten, sind solcher Streiche ganz würdig. Es ist eigentlich eine recht ordinäre Gesellschaft, in die man da versetzt wird, trotz Kardinal, Marquis und Lord, und wer einen feineren Ton gewohnt ist, muß sich da recht unbehaglich fühlen. Wenn einmal ein Mann, wie Kardinal Richelieu, auf die Bühne gebracht wird, so darf man doch erwarten, daß er auch als großer Mann erscheint, der er ja bei all' seinen Fehlern war, und man darf es um so mehr erwarten, als der Verfasser im Uebrigen mit der geschichtlichen Wahrheit sehr willkürlich umspringt; warum dann ohne Noth, ja zum Schaden des Stücks, diesen Mann so gering, so ordinär hinstellen? Es ließe sich noch Vieles über die Mängel dieses Stücks sagen; doch für heute sey's genug. Die Aufführung war im Ganzen nicht übel, wenn gleich im Einzelnen und namentlich in der Besetzung Manches anders zu wünschen gewesen wäre.

Literarische Notiz.

* Die Erzählungen des gemüthlichen und eben darum mit Recht beim lesenden Publikum so beliebten W. O. von Horn erscheinen gegenwärtig in einer neuen, wohlfeilen Ausgabe von 12 Bänden (mit 12 Bildern und dem Portrait des Verfassers) in J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M. Die Verlagshandlung verspricht, daß mit 50 Lieferungen, deren eine alle 14 Tage erscheinen soll, das Werk vollständig seyn werde. Die Vorzüge von Horn's volksthümlichen Erzählungen sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, weitere Worte darüber zu verlieren. Mögen sie durch diese neue, wohlfeile Ausgabe einem immer größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden.

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 10. Sonntag den 3. Februar 1861.

Herfurt und Margret.

(Fortsetzung.)

„Es ist gut, wenn sie mitgeht," versetzte der Bürgermeister nach kurzem Bedenken, „bei uns kann sie nicht länger bleiben."

„Gottlob!" bat die Frau, „laß die Margret nicht ziehen, sie ist fleißig wie keine, haushälterisch und treu wie Gold; mein ganzes Herz hängt an ihr."

„Als was soll sie bleiben? Magd will sie nicht seyn und wenn die Christel in das Haus kommt . ."

„Das leichtfertige Ding, das mit andern Burschen läuft und uns verspottet — ich habe es gestern mit eignen Ohren gehört, das wäre mein Tod. Sieh, Herfurt und Margret haben einander gern."

„Hör' auf mit deinem Geschwätz", unterbrach sie der Bürgermeister, „Herfurt heirathet die Christel, der Haberkorn hat mein Wort und wir haben tausend Thaler Reugeld darauf gesetzt!" Damit trat er in die Stube. Da saß Jeremias schon seit einer Viertelstunde und redete in Margret hinein, daß er und seine Eltern nicht von ihr lassen könnten; in vier Wochen zögen sieben gottesfürchtige Familien aus Laubengrün nach Bremen und träfen dort einen herrlichen Mann, den die Brüder ihnen entgegen gesandt, daß er auf der weiten Reise ihre Schritte lenke und ihre Seelen hüte. Jeremias ließ sich auch durch den Eintritt Hildebrands nicht stören, der Geist trieb ihn zu reden, seine Augen leuchteten und seine eingefallenen Wangen glühten: „So werden wir einträchtig hinüberziehen über das große Wasser mit dem Psalm Davids: der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln! Und in den grünen Thälern, da Ströme von Milch und Honig fließen, hat er uns eine feine liebliche Stätte bereitet, bei unsern Brüdern und Schwestern. Sieh, wie sie frohlockend uns entgegen ziehen in Feierkleidern und Oelzweige in den Händen und uns willkommen heißen mit dem Psalm: Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte? wer wird bleiben auf deinen heiligen Bergen? Tritt mit uns ein in die stille friedliche Gemeine, die fern sitzt von den Gottlosen, da nicht ist Herr und Knecht, Frau und Magd, sondern Bruder und Schwester. Hörst du? der gute Hirt rufet dich; mache dich auf und folge seiner Stimme!" Jeremias senkte den Kopf und faltete die Hände; so blieb er eine Zeit lang still sitzen. Margret fühlte ihr gepeinigtes Herz von der biblischen Idylle, die Jeremias mit so schwärmerischer Gluth ihr vorgemalt hatte, beängstigt und doch ergriffen. Er lockte sie nach den grünen Thälern, wo nicht Herr und nicht Knecht, nicht Frau und nicht Magd sein sollte, und doch mahnte in ihr eine Stimme nicht minder mächtig gegen diese Gelüste. Hilfe suchend blickte sie nach ihrem Oheim, der dem begeisterten Prediger nicht eben freundlich zugehört hatte, aber endlich sagte: „Nun, Margret, da wirst du's ja besser haben, als in meinem Hause, da drüben muß das gelobte Land sein."

„Ihr habt in meinem Sinne ein wahres Wort geredet," erwiderte Jeremias aufschauend, „und es ist ein neuer Fingerzeig, daß selbst Ihr die Zweiflerin mahnt zum Auszug nach Kanaan."

„Nun wohl," sagte Margret mit überwindender Entschlossenheit nach einem letzten schweren Kampfe, „ich habe es selbst verschuldet, daß meines Bleibens hier nicht seyn kann, so will ich mich denn in deren Willen fügen, die mich als Tochter zu sich rufen. Jeremias, wir gehen heute noch und sobald als möglich. Ich packe meine Sachen jetzt zusammen. Ihr schickt sie mir wohl nach?"

Hildebrand nickte.

„Nicht wahr, wir scheiden in Freundschaft, Oheim? Ich weiß, daß ich Euch durch Trotz und Hoffart viel gekränkt habe, das war sehr undankbar von mir und ich möchte es Euch jetzt von Herzen abbitten. Schweres Leid hat mir den eitlen Stolz brechen müssen, daß mir die Augen über meine Fehler aufgegangen sind. Ich will von nun an recht demüthig seyn und geduldig tragen, was mir beschieden ist. Aber ich kann nicht in Frieden von dannen ziehen, wenn Ihr mir nicht verzeiht."

Dem alten Hildebrand wurde ganz eigen um's Herz, als die stolze Margret sich so aufrichtig vor ihm demüthigte; ihre ganze tüchtige Natur wurde ihm jetzt auf ein Mal klar und ebenso alles Unrecht, das er, im Vorurtheil befangen, gegen sie verschuldet hatte, darum gab er ihr die Hand und sprach herzlich: „Du bist ein braves Mädchen, Margret, und du wirst in jeder Wirthschaft am rechten Platze sein; mit der Zeit wären wir auch noch gut Freund zu einander geworden. Wir scheiden im Frieden; Gott behüte deine Wege!"

Frau Hildebrand, die vor Thränen kein Wort sagen konnte, begleitete Margret in ihre Kammer. Hildebrand sah den innerlich frohlockenden Jeremias scharf und prüfend an: „Wenn Ihr einen guten Rath von mir hören wollt, so schlagt's Euch aus dem Sinne, das Mädchen zu freien. Ihr paßt nicht für einander."

„Warum denn?" fragte jener betroffen.

„Weil's nicht gut thut, wenn man ein rasches Pferd und einen Ochsen vor einen Pflug spannt."

Jeremias wandte sich verächtlich von dem groben Bauer ab. Jetzt kam Frau Hildebrand zurück, zog ihren Mann bei Seite und flüsterte ihm zu, Margret wolle nicht von Herfurt Abschied nehmen, sondern fortgehen, wenn er nach Tische wieder auf der Wiese sey!

„Sie ist eine wackere Dirne", erwiderte er, nahm seine Frau in die Kammer und gab ihr eine Rolle Geld, mit der Anweisung, dies heimlich in Margrets Lade zu legen, „daß sie nicht ganz abhängt von dem scheinheiligen Weberpack!"

Als die Männer und Frau.n zu Mittag von der Wiese heimkamen, suchten Herfurts Blicke vergeblich nach Margret und blieben immer argwöhnisch auf Jeremias haften. Endlich fragte er ihn: „Wollt Ihr heute noch zurück bis Laubengrün?"

„Wir werden wohl nicht so weit kommen; Margret hat noch mancherlei zu beschicken und ich muß ein wenig frische Kräfte sammeln, das Bergsteigen wird mir sauer."

„Das konnte ich mir fast denken!" erwiderte Herfurt, stand rasch auf, sagte: „Ich soll ein Mal zu Haberkorns kommen", und eilte davon.

Im Haberkorn'schen Hofe traf Herfurt den Matthies, der gerade mit dem übrigen Gesinde auf die Wiese wollte. Er hielt ihn auf, nahm ihn bei Seite und sprach eifrig in ihn hinein. Matthies lachte erst, dann wurde er unschlüssig und verlegen: „Nein, das kann ich nicht — er jagt mich aus dem Hause."

„Ei, du Narr!" erwiderte Herfurt, „wenn ich nicht da wäre! Kurz und gut, heute muß es seyn. Du gehst jetzt zum Alten, er ist noch nicht eingeschlafen, beichtest ihm alles frisch von der Leber weg; die Christel ist doch zu Hause?"

„Ja, sie ist in der Küche!"

„Gut, die schicke ich dir nach, ohne daß sie weiß, was es soll. Frisch drauf los, wenn dir's auch sauer ankommt; hast du das Herz auf dem rechten Flecke, kriegst du heute dein Mädchen und das Gut obendrein!"

Matthies seufzte schwer, als er zur Stubenthür hineingeschoben wurde, dann ging Herfurt in die Küche, sprach unbefangen mit der Christel, die bei seinem Anblick scharlachroth wurde und sagte dann, nach einigen Minuten, sie solle geschwind hineingehen, der Vater habe sie schon zwei Mal gerufen. Herfurt lauschte seelenvergnügt. Eine ganze Weile hörte man nichts aus dem kleinen Stübchen, plötzlich aber begann Haberkorn drinnen zu wettern und zu toben, die Thür wurde aufgerissen, Christel flüchtete und zog den Matthies mit sich auf die Hausflur, während Haberkorn, einen Stock schwingend, sie verfolgte. Herfurt vertrat ihm den Weg. „Guten Tag, Herr Nachbar, ich glaube gar, Ihr habt euch geärgert und noch dazu nach Tische. Ihr seht ja so kirschbraun aus, als wollte Euch eben der Schlag rühren!"

Das hatte dem armen Andreas noch gefehlt, daß jetzt gerade Herfurt kam. Er verbarg den Stock und ließ ihn so leise als möglich hinter die Thür fallen; als er aber gar vom Schlage hörte, überrieselte es ihn eiskalt und er mußte sich vor Schreck wieder auf das Sopha setzen. Herfurt reichte ihm die Pfeife vom Tische her und sagte: „Raucht nur gleich gelassen ein Paar Züge, das bringt Euch wieder in ruhigen Schritt!"

Haberkorn folgte dem guten Rathe halb mechanisch, starrte vor sich hin und sprach nach einer Weile: „Ja der Schlag könnte einen rühren." Dann fuhr er plötzlich wieder voll Wuth in die Höhe: „Der Hallunke! der."

Herfurt fragte: „Ihr meint wohl den Matthies, von wegen gestern Abend mit der Christel?"

„Was, das weißt du?" stöhnte Haberkorn und sank auf seinen Sitz zurück. Nun war alles hin!

„Seht, Nachbar, darum wollte ich ja mit Euch sprechen, aber erst müßt Ihr ganz ruhig werden, das Geblüt drückt Euch sonst das Herz ab." Herfurt begann nun mit Andreas zu verhandeln und wußte, theils durch überzeugende Gründe, theils durch das Versprechen, unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren, den Andreas zur Einwilligung in eine Heirath Christels mit Matthies zu bewegen. Das Liebespaar wurde herbeigerufen und ihm die väterliche Zustimmung, wenn auch nicht in sehr glimpflicher Form ertheilt.

„Aber halt!" rief Haberkorn, „wie soll's mit den tausend Thalern Reugeld werden? Die zahl' ich nicht, da mag's werden, wie es will."

„Das sollt Ihr auch nicht, wir bringen's dahin, daß mein Ohm sein Wort zurücknimmt, wenn Ihr ihm das Reugeld erlaßt."

„Du traust dir viel zu, er hat einen harten Kopf und wenn's mißglückt?"

„Das wäre freilich schlimm", erwiderte Herfurt, „dann bliebe nur übrig, daß wir ihm die Wahrheit sagten — oder daß ich die ganze Sache auf mich nähme und mich stellte, als wollte ich die Christel durchaus nicht nehmen, weil sie mir nicht gefiele!"

„Herfurt, wenn du das für mich thätest", rief Haberkorn hocherfreut.

„Ja, das kann mir aber den Hof kosten, darum thue ich's nur unter einer Bedingung: Ihr gebt mir den Streitgehren! Ich will ihn nicht umsonst, ich zahle Euch baare Hundert Thaler dafür; aber es wird auf der Stelle zwischen uns schriftlich gemacht und die Christel und Matthies unterschreibens mit."

Haberkorn drehte und wendete sich, verweigerte, drohte, bat, er hätte lieber seine rechte Hand verkauft, als das Stückchen Land, aber es half ihm alles nichts, Herfurt blieb unerbittlich, der Handschlag mußte gegeben, die Urkunde ausgestellt und unterschrieben werden, so kläglich Andreas auch dabei ächzte. „Das ist mir eine saubere Bescheerung zur Heuernte!" murmelte er und warf dem beschämten Liebespaare grimmige Blicke zu, während Herfurt die Urkunde nochmals überlas und sorgfältig in die Tasche steckte; „Soll ich nun meine Mittagsruhe haben, oder gibts noch was?"

„Freilich, Nachbar," erwiderte Herfurt, „jetzt gehen wir zu meinem Ohm und bringen die Sache vollends in Ordnung!"

„Meinetwegen!" murrte er im Fortgehen, „aber an den Tag will ich gedenken!"

Herfurt fand noch Zeit, der Christel zuzuflüstern: „auf deiner Hochzeit wollen wir lustig seyn und mehr miteinander tanzen als gestern!" doch sie hörte ihn nicht an und lief was sie konnte in die Küche, Matthies aber drückte ihm die Hände und rief im vollsten Glücke: „Das vergeß ich dir nicht, wir wollen unser Lebtag zusammen halten."

Der Bürgermeister war allein und sein Gesicht sehr finster als der Nachbar zu ihm in die Stube trat. Ha-

verloren begann so unbefangen als möglich, daß die Sache zwischen Herfurt und Christel einen guten Fortgang habe und daß ihn das sehr freue — dabei mußte er unwillkürlich tief seufzen — und weil er nun alt werde, wolle er seinen Hof an die jungen Leute abtreten. Hildebrand unterbrach ihn: „Soll das heißen, daß du den Herfurt zu dir hinüber nehmen willst?"

„Freilich, anders kriegt er mein Mädchen nicht."

„Nichts da! der Herfurt ist kein armer Schlucker, der sich von einer Schürze in den Hof hinein ziehen läßt, er bekommt mein Gut."

„Ja, wer weiß wann? Du scheinst mir noch keine Lust zu haben, dich zur Ruhe zu setzen."

„Doch, Andreas, wenn dir's nur darauf ankommt, so nehme ich morgen für mich und meine Frau das Altentheil."

„Und wenn auch," beharrte Andreas, „die junge Wirthschaft muß zu mir hinüber und für alle Zeiten in meinem Hause bleiben, das muß mit in die Dokumente!"

„Nein," rief der Bürgermeister in hellem Zorne, „mein Gut wird nun und nimmermehr Haberkornisch!"

„Und mein's nicht Hildebrandisch, basta!" entgegnete Andreas, der froh war, auch zum Zorne Gelegenheit zu finden und mit möglichst großen Schritten in der Stube auf und abging. „Weißt du was," hob er endlich wieder an, „du willst den Herfurt nicht hinüber, ich will mein Mädchen nicht herüber lassen, da heben wir das Reugeld gegen einander auf und machen einen Strich durch unsern ganzen Handel!"

„Aha!" versetzte der Bürgermeister, „daher pfeift also der Wind, die Christel hat vermuthlich einen Andern lieber und da thust du ihr auch den Willen und setzest mir den Stuhl vor die Thür. Nichts da, es bleibt bei der Verabredung oder du zahlst tausend Thaler Reugeld. Wenn die Beiden verheirathet sind, wird dir das Amt schon sagen, wohin die Frau gehört!"

Mochte Haberkorn auch hierauf vorbereitet seyn, die tausend Thaler jagten ihm doch einen übermächtigen Schrecken ein und er erwiderte ziemlich zaghaft: „Das möchte ich doch einmal sehen; da frage doch erst den Herfurt, ob's ihm recht ist. Du bist nicht sein Vormund!"

(Fortsetzung folgt.)

Fort Sumpter in Süd-Karolina.

Das Fort Sumpter, dessen sich der entschlossene amerikanische Major Anderson mit seiner kleinen Mannschaft bemächtigt hat, um die unionsfeindlichen Pläne der Bevölkerung von Süd-Karolina zu durchkreuzen, liegt ungefähr drei und eine halbe Meile von der aufrührerischen Stadt Charleston entfernt, auf einer künstlich geschaffenen Insel in der Mitte der eine und eine halbe Meile breiten Bay, unmittelbar an der Mündung derselben in den Ozean.

General Scott, die erste militärische Autorität Nordamerika's, erklärt es für das beste Festungswerk der vereinigten Staaten, ja selbst für das stärkste der Welt. Die künstliche Insel, auf welcher das Fort steht, ist von dem Steinschutt aus den Granitbrüchen Neu-Englands erbaut. Zehn Jahre lang ist daran mit einem Kostenaufwande von einer halben Million Dollars gearbeitet worden. Das Werk selbst ist in fünfeckiger Form, zumeist von Ziegelsteinen aufgeführt. Die Mauern, welche scheinen als ob sie sich direkt aus dem Wasser erhöben, sind fünfzig Fuß hoch und zehn Fuß dick; sie sind für drei über einander liegende Geschützreihen eingerichtet, von denen die beiden unteren sich in bombenfesten Kasematten befinden. Die obere ist offen. Das untere Stockwerk ist für 24pfündige Bombenkanonen (à la Paixhans), das zweite für 8- und 10zöllige Columbiaden, das obere für Mörser und 24 Pfünder bestimmt. Als Major Anderson das Fort besetzte, war es noch nicht zur vollen Ausrüstung gelangt, indeß darf man annehmen, daß die bereits vorhandenen Geschütze so weit hinreichen, um mit jedem Schuß mindestens 6000 Pfund Kugeln werfen zu können. Das Fort beherrscht vollständig die Stadt Charleston, die sich demselben gegenüber auf der Spitze einer Halbinsel erhebt, welche sich von Nord nach Süd erstreckt und im Osten von dem Fluß Cooper, sowie im Westen durch den Ashley begrenzt wird. Beide Flüsse vereinigt, erweitern sich zur Bay von Charleston, in welcher voraussichtlich das nächste Kriegsspiel der vereinigten Staaten stattfindet. Die Forts Pinkney und Moultrie, welches letztere Major Anderson eben verlassen, und die beide von den Sonderbündlern der amerikanischen Union, den treulosen Karolinern, nunmehr besetzt sind, liegen in dieser Bay auf den Schutes- und Sullivan-Eilands. Jeder Angriff von Seiten der Stadt ist unmöglich; alle Kanäle, welche vom Meere nach Charleston führen, können von dem Fort Sumpter aus bestrichen werden. Weit genug von den Ufern entfernt, kann es von den Landbatterien daselbst nicht erreicht werden, während die Schußweite der Kanonen von dem Fort drei englische Meilen beträgt.

Die einzigen Eingänge zum Fort sind die Schießscharten, durch welche immer nur ein Mann hindurch kriechen kann. Zwei Vertheidiger an jeder derselben können die größte Anzahl der Angreifer von Außen abhalten.

Die mit Major Anderson eingezogene Garnison besteht aus 9 Offizieren, einer Musikbande von 15 Mann und 55 Artilleristen. Die im Fort mit eingeschlossenen 170 Arbeiter, die seit einigen Wochen mit der Armirung und Vervollständigung der Festung beschäftigt waren, werden wahrscheinlich einexerzirt und für die Bedienung der Geschütze bald verwendet werden können. An Pulver und Munition ist ein großer Vorrath vorhanden, so daß die Festung eine Belagerung von länger als einem halben Jahre aushalten kann. Mit Proviant ist sie reichlich versehen. Künstliche Brunnen befinden sich innerhalb der Mauern, welche die Mannschaft mit hinlänglichem Wasser versorgen. Von der Seeseite her ist die einzige Möglichkeit vorhanden, das Fort vermittelst Kriegsschiffen zu nehmen, da aber das Reich der südlichen Feuerfresser solche zur Zeit noch nicht besitzt, so ist es nicht nöthig, dieserhalb sich Sorge zu machen.

Major Anderson wußte sehr wohl, als er Fort Moultrie mit seiner schwachen Besatzung verließ, daß er nicht im Stande sey, diesen zwar ziemlich stark befestigten, aber einem Angriff vom Lande leicht ausgesetzten Platz zu halten. Er überließ daher den Feuerrittern die den vereinigten Staaten weniger wichtige Veste Moultrie, sowie das der Stadt nahe gelegene Kastell Pinkney, welches als Fort unbedeutend ist und etwa nur zwanzig Kanonen kleinen Kalibers bergen mag. Er widersetzte sich dem (erst nach der Hand wieder zurückgenommenen) Befehle des Präsidenten Buchanan: „sich

defensiv auf dem Fort Moultrie zu verhalten", und rettete durch diese eben so eigenmächtige als ehrenvolle Handlung das sehr bedeutende Fort Sumpter für die amerikanische Union.

Tiedemann.

Dem „Schwäb. Merk." werden von einem Frankfurter folgende Züge aus dem Leben des kürzlich verstorbenen Geh. Raths Professor Tiedemann mitgetheilt. „Während Tiedemann die Professur in Landshut bekleidete, lag sein Wohnort auf der Kriegsstraße zwischen Frankreich und Oesterreich. 15,000 bei Austerlitz gefangene Russen wurden in der furchtbarsten Kälte ohne warme Kleidung in den Festungsgraben bei Brünn gesperrt und dann in einzelnen Transporten durch Bayern nach Frankreich geführt. In Landshut aßen sie auf den Straßen Kohlstrünke u. dgl., die Bewohner brachten ihnen Kübel voll Suppe. Der strengste Befehl war von Napoleon gegeben, keinen Lebenden zurück zu lassen, um die Verbreitung des Typhus zu hindern. Dieser Befehl wurde so ausgeführt, daß alle Kranken auf Leiterwagen den Kolonnen nachgeführt wurden, bis sie bei der strengen Kälte gestorben waren. Die Todten wurden dann in Straßengräben geworfen und von Bauern verscharrt. Tiedemann bekam die Leichen der in und bei Landshut Gestorbenen auf seine Anatomie. Ein junger Russe erwachte beim Abwaschen im Sektionssaale zum Leben, aber kein Mensch wollte ihn, jenem Befehl zu Folge, aufnehmen, und Tiedemann selbst wohnte damals noch im Gasthause. Endlich brachte er den Russen mit Mühe in einem Dachstübchen des Krankenhauses unter, wo er noch 14 Tage lebte. Bei dem zweiten österreichischen Feldzuge Napoleons wurde der Prinz Heinrich Viktor von Neuwied, welcher am Tage nach der Schlacht bei Eckmühl (22. April 1809) bei der Vertheidigung des Dorfes Weinting bei Regensburg im Kampfe mit zwei französischen Kürassieren schwer verwundet gefangen worden war, nach Landshut gebracht und von Tiedemann nicht nur behandelt, sondern als Freund gepflegt. Mir war diese Thatsache aus den unter dem seltsamen Titel: „Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer ritterlich gefallenen Prinzen", 1814, bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M., erschienenen Briefen des Prinzen bekannt; dem Greis war sie entfallen; die Erinnerung daran machte ihm große Freude. Endlich hat er mir ein historisches Räthsel gelöst. Die Verschonung einer durch französischen Machtspruch wegen Ermordung von Rheinbundstruppen zu Brand und Plünderung verurtheilten spanischen Stadt, durch den badischen Hauptmann v. Holzing (Tiedemanns Schwager), wird in vielen populären Schriften erzählt, ohne daß die Spezialgeschichten der Theilnahme deutscher Truppen am Kampfe gegen Spanien irgendwie dieses Ereignisses gedächten. Dagegen geben Herchenhohe, welcher die Geschichte der nassauischen, und Krieg und Rigel, welche die der badischen Truppen in Spanien geschrieben haben, eine Schilderung des Brandes und der Plünderung von Arenas mit so vielen Einzelnheiten, daß man sie für Augenzeugen halten sollte. Dennoch ist wahrscheinlich der ganze Brand mit allen Nebenumständen erdichtet, da der strenge Befehl des französischen Feldherrn nicht erlaubte, die edle That eines deutschen Kriegers zu erwähnen, und Holzing hat Arenas gerettet (vergl. z. B. der deutsche Soldat, von Bernhard. Stuttgart, Scheible, 1849. II. 156.)

Würzburger Stadttheater.

Freitag, 1. Februar. „Der Troubadour", v. Verdi. An der Aufführung dieser Oper merkte man heute, daß sie mit größerer Sorgfalt einstudirt und zur Aufführung gebracht worden war, als unsere Opern der letzteren Zeit; namentlich läßt sich dieses bezüglich des Orchesters und des Chorpersonals sagen. Das Orchester spielte, wenn auch in einzelnen Stimmen nicht ganz genau pausirt wurde, im Allgemeinen sicher und präcis zusammen und überschritt als Begleitung zum Gesang seine Grenzen nicht, wie in der letzteren Zeit so häufig zu beklagen war. Von dem Chorpersonale wurden namentlich die sehr unsangbaren und deshalb undankbaren Stellen: „Man sieht in den Nächten hoch auf den Dächern" u. s. w. im ersten, dann: „Nur still, verberget Euch" u. s. w. im zweiten Act, recht exact und mit der gehörigen Moderation gesungen; bei dem Zigeunerchor zu Anfang des zweiten Actes hätte mehr gesungen und weniger Ambos gespielt d. i. gehämmert werden sollen. Frau Denemy-Ney hatte die sehr schwierige Partie der Leonore auf eine anerkennenswerthe Weise einstudirt; allein mit den allzuhäufig wiederkehrenden Trillern und einigen halsbrecherischen Figuren konnte sie dennoch nicht fertig werden, was wir ihr übrigens auch eben so wenig verargen, wie daß sie die Stelle des zweiten Actes: „O Gott, ist's nur ein Traum!" u. s. w. verfehlte, weil diese Stelle schon in der Composition uns wenigstens verfehlt scheint, und kaum damit auszudrücken ist, was nach dem Libretto ausgedrückt werden soll. Im vierten Act aber bei der Stelle, die Maurico in seinem Kerker singt: „O Leonore! du all mein Glück" u. s. w. hätte sie Spiel entwickeln und darstellen müssen, daß diese Worte sie angehen. — Herr Dr. Liebert gefiel uns heute auch recht wohl, besonders zu Anfang, wo er hinter der Scene singt; am wenigsten aber bei dem Schlusse des dritten Actes: „Lodern zum Himmel", wo er sich zur Coulissenreißerei verleiten ließ, seine Stimme fast überbot, und doch die Leidenschaftlichkeit, die in dieser Stelle liegt und sich in einem gemischten Gefühle von ängstlicher Besorgniß für seine vermeintliche Mutter und zitternder Wuth über seine Feinde ausspricht, nicht hineinzulegen vermochte; seine Auffassung und Darstellung trug ihm übrigens beim großen Publikum mehr Beifall ein als bei uns. — Mit der Wahl des Tempo waren wir einigemal nicht einverstanden; die Stelle, die Hr. Dr. Liebert zu Anfang hinter der Scene singt, war zu schnell, die andere: „Lodern zum Himmel" ein wenig zu langsam; auch die Arie: „Ein unnennbares Sehnen" und andere Stellen in der Partie der Frau Denemy-Ney waren zu langsam. — Frau Leinauer befriedigte als Zigeunerin im Allgemeinen, Hr. Carlschulz sang wieder zu stark, dagegen wollen wir heute nicht versäumen, Hrn. Vierling zur Anerkennung und Aufmunterung besonders zu erwähnen, da er die zu Anfang der Oper ziemlich schwierige Partie des „Ferrando" recht rein und deutlich sang.

—C.—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 11. Mittwoch den 6. Februar 1861.

Herfurt und Margret.

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister warf einen spöttischen Blick auf seinen Widersacher, ging an die Thür und rief seinen Neffen, den er im Hofe stehen sah. Als Herfurt eintrat, setzte ihm sein Oheim den Streit kurz auseinander und fragte ihn: „Willst du in meinem Hause bleiben oder zum Andreas hinüber ziehen?“

Herfurt erwiderte entschlossen: „Ich wünsche mir nichts Besseres, als bei Euch zu bleiben, Oheim — aber nicht mit der Christel. Seyd nicht ungehalten, Ihr habt gesehen, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, Euch zu gehorchen, doch es geht nicht an, wir mögen einander nicht. Darum kann aus Eurem Handel auch nichts werden und Keiner ist schuldig, das Reugeld zu zahlen, denn ich nehme mein Wort zurück, ich will die Christel nicht zur Frau!“

Dem Andreas wurde es wieder ganz wohl zu Muthe, als die Tausendthalerlast ihm vom Herzen fiel, doch mußte er sich Mühe geben, bös zu scheinen; er ließ den Bürgermeister, in dessen Seele Staunen und Zorn noch mit einander kämpften, nicht zu Worte kommen und fuhr Herfurt an: „Was, du Hochmuthsprinz, du willst meiner Christel den Korb geben? Das sollst du mir nicht zweimal sagen, die hat die Auswahl unter den bravsten Burschen und nicht nöthig, auf dich zu warten! Ja, Gottlob,“ wendete er sich nun zu diesem, „da brauchten wir uns nicht zu streiten; wir wären gewiß noch einig geworden, aber die Jungen sind heutzutage klüger als die Alten und haben ihren eigenen Willen; wir können's nicht ändern, darum wollen wir's uns aus dem Sinne schlagen. Nun, adjes miteinander!“ Damit war er zur Thür hinaus und eilte, was er konnte, nach seinem Hofe zurück.

Der Bürgermeister hatte kerzengerade auf seinem Stuhle gesessen, keine Miene verzogen und nur unter seinen buschigen Brauen hervorstechende Blicke bald nach dem Einen, bald nach dem Andern gesendet. Jetzt stand er auf, ging gewichtig bis dicht an Herfurt heran und sagte mit einem Tone, der zwischen kalter Strenge und tief gekränkter Liebe schwebte: „Das war unter Euch abgekartet! Du hast ein falsches Spiel mit mir getrieben! Habe ich das um dich verdient?“

Dem Herfurt drang es bis in's Mark, er mußte beschämt die Augen niederschlagen. „Oheim,“ hob er endlich mühsam an, „darin thut Ihr mir Unrecht, ich bin, weiß Gott, nicht falsch gegen Euch gewesen; ich habe mich bezwingen wollen, Euch zu gehorchen, aber ich hab's nicht über mich vermocht, weil — ja, grad' heraus! weil ich von der Margret nicht lassen kann!“

„So, also die Margret?“ rief Hildebrand erbittert, „und da spinnt der junge Herr hinter meinem Rücken allerhand seine Ränke, bis er den dicken Esel im Garne hat? Ist das nicht falsch? Und nun glaubst du wohl gar, du hättest mich auch gefangen, ich müßte jetzt sagen: da nimm deinen Schatz und mein Gut obendrein? Da hast du dich verrechnet: Mein Gut gebe ich wem ich will, dich kann ich jede Stunde aus dem Hause weisen, wie ich's mit der Margret gethan habe.“

Dem Herfurt stieg auch das Blut zu Kopfe: „Ich habe mich nicht bei Euch eingedrängt, Ihr habt mich gerufen — ich bin Euch von ganzem Herzen zugethan, aber die Margret ist mir noch lieber und wir Beide lassen nun und nimmer von einander!“

„Ei! weißt du das so gewiß? du könntest die Rechnung auch hier ohne den Wirth gemacht haben!“ versetzte der Bürgermeister spöttisch; doch als er sah, wie Herfurt erbleichte und eine qualvolle Angst sich in seinen Zügen ausdrückte, fuhr er milder fort: „Sieh, ich habe die Margret nicht leiden mögen von wegen ihres Hochmuths und weil sie mir im Wege stand, aber ein braves, tüchtiges Mädchen ist sie und darum hat sie auch Vernunft angenommen und eingesehen, daß sie in mein Haus nicht paßt.“

„Oheim!“ unterbrach ihn Herfurt, „keine in der Welt wird Euch und die Muhme so lieben und pflegen, die Wirthschaft so in Ordnung halten als die Margret; ist das nicht mehr werth als Reichthum? gebt sie mir zur Frau, sie paßt in Euer Haus wie keine andere!“

„Das muß ich wissen, das ist meine Sache!“ sagte Hildebrand mit Nachdruck, indem er die Stimme, die jetzt auch in ihm für das Mädchen sprach, nicht hören wollte. „Du sollst nur eine freien, die mir recht ist, und darum sei so vernünftig, wie die Margret, schlag' sie dir aus dem Sinne!“

„Die Margret wollte mich vergessen?“

„Ja! sie ist fort mit ihrem Vetter, seit einer halben Stunde, sie geht mit ihm nach Amerika.“

„Was? Die Margret fort? Ohne Abschied von mir?“ rief Herfurt außer sich und eilte nach der Thür.

Hildebrand hielt ihn am Arme: „Wo willst du hin?“

„Mir meine Margret holen!“

„Halt Junge, zwingen sollst du mich nicht; jetzt hast du die Wahl: die Margret oder das Gut?“

„Die Margret! Gebt Euer Gut, wem Ihr wollt; ich ziehe mit der Margret über's Meer!" Damit machte Herfurt sich los und stürmte aus der Stube zum Hause hinaus.

Der Bürgermeister eilte ihm bis an die Thür nach und rief: „Herfurt!" doch umsonst; da ging er langsam zurück und setzte sich ermattet wieder hin. Jetzt war es aus mit all seinen schönen Hoffnungen, er war wieder so verlassen als damals und die Thränen liefen dem alten Manne über die gefurchten Wangen, denn er hatte den Herfurt lieb wie einen Sohn. — Plötzlich sprang er aber auf, richtete sich strack in die Höhe und die blitzenden Augen zeigten, daß er die Weichmüthigkeit überwunden und seinen Entschluß gefaßt habe. Er schritt rasch in den Hof hinaus, nach dem Pferdestalle zu, da sah er zu seiner Verwunderung den Hannes und den Friede durch die Scheuerthür hereinkommen. „Wer heißt denn euch von der Arbeit gehen?" rief er ihnen entgegen. Der lange Hannes, den im Grunde nur die Neugierde heimgetrieben hatte, verantwortete sich gar trotzig, daß sie mit der ersten Wiese fertig wären, aber kein Mensch käme und sagte ihnen, was sie nun vornehmen sollten.

„Auf der Bachwiese von Frischem anfangen," erwiderte Hildebrand, „das hättest du dir selbst sagen können, kluger Hannes! Da du nun einmal da bist, so zieh nur gleich den Korbwagen heraus und spann die Rappen ein und du, Friede, hilfst mir die Laden herunter schaffen!"

Des langen Hannes Gesicht glänzte in triumphirender Freude, er nahm sich kaum Zeit, hinter dem Rücken des Herrn durch ein stolz bewußtes Kopfnicken eine staunend bewundernde Erwiderung vom kleinen Friede als Tribut einzufordern, dann war er mit ein Paar Sprüngen in dem Schuppen, der schmucke Korbwagen rasselte an seiner Hand hervor, die Rappen trabten aus dem Stall heraus und waren schon halb eingespannt, als Hildebrand mit Friedes Hilfe Margrets Lade herunterbrachte und der Länge nach in den hintern Theil des Wagens hoben und schoben, daß sie noch unter die zweite Sitzbank reichte.

„Hat gerade noch eine daneben Platz!" konnte Hannes nicht unterdrücken schadenfroh zu äußern.

„Meinst du?" erwiderte der Bürgermeister, „nun unter zehn Malen triffst du's wohl auch ein Mal!"

Es wurde jetzt Herfurts Lade heruntergeschafft, aufgepackt, Hildebrand zog seinen Rock an, setzte sich auf den vorderen Sitz, nahm dem Hannes Peitsche und Zügel ab, rief: „Gegen Abend komme ich zurück", und rasselte durch die Thorfahrt, auf der Landstraße hin, nach dem Fabrikstädtchen zu. Kaum war er ein Stück vorwärts, so packte Hannes den Friede an den Schultern, drehte sich mit ihm ein Paar Mal herum und frohlockte: „Hab' ich dir's nicht gesagt, das Husaren-Regiment hat ein Ende? Hurrah!"

Und Margret! Wie anders war ihr Einzug gewesen als ihr Ausgang. So stolz und roth, so freudig zuversichtlich, das Herz gehoben vom ersten Liebesglück, war sie Hand in Hand mit Herfurt den Berg herunter gestiegen — und jetzt war sie über die Schwelle geschritten mit bleichen Wangen und ödem Herzen, das Haupt gesenkt, die fassungslose Muhme an der Hand haltend, die ihr noch das Geleite geben wollte. Jeremias aber trug den Kopf hoch und schritt siegreich voran. Wo der Fußweg von der Landstraße abgeht und in den dunkeln Fichtenwald hinaufsteigt, hielt Margret an, umarmte und küßte ihre Muhme leidenschaftlich und sagte: „Jetzt lebt wohl! Gott vergelt' Euch Eure Güte und Liebe, grüßt den Oheim tausend Mal und Herfurt auch — ich wünsche ihm alles Glück, an mich soll er nicht mehr gedenken; Ihr aber — vergeßt mich nicht!" Sie riß sich los und lief in den Wald. Jeremias holte sie kaum ein; er begann sie zu preisen, daß sie das bessere Theil erwählt und von den weltlichen unchristlichen Reichen zu denen sich zurückgewendet habe, die da arm und gottselig sind. Er merkte nicht, daß er tauben Ohren predigte, ließ sich auch dadurch nicht irre machen, daß Margret ihn widerwillig abschüttelte, als er im feurigen Eifer seine Hand auf ihre Schulter legte und fuhr, trotz des Bergsteigens, in seinen ihm höchst erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen fort, sehr zum Schaden seiner schwachen Lunge. Oben auf dem Berge blieb Margret unter der mächtigen Tanne stehen, die damals Schutz gewährt hatte; doch als sie das Gurren des jetzt hier angesiedelten Taubenpaars hörte, eilte sie über den Platz nach dem Kloster zu. Sie stieg über die umhergestreuten Steinwürfel und sank auf einen, der am weitesten nach der Ecke zu lag — vielleicht gerade da, wo sie gestanden hatte, ehe sie von Herfurt gerettet worden war. Hier brach ihre mühsame Fassung, sie barg ihr thränenüberströmtes Gesicht in den Händen und hatte keinen andern Wunsch, als daß die über ihrem Haupte noch ragenden Steine jetzt herniederstürzen möchten. Auch der erschöpfte Jeremias hatte sich einen Ruhesitz, doch in sicherer Entfernung, gewählt und blickte betroffen nach dem trostlosen Mädchen. Anfangs schwieg er, doch allmälig wurde ihm die Zeit lang, er begann wieder sein früheres Thema auszuführen; als er damit zu Ende war, wartete er eine Weile, doch das Mädchen blieb regungslos. Nun erinnerte er, daß der Weg noch weit sei, mühselig und schwer zu finden, dann mahnte er, mit steigendem Aerger, an die Sündhaftigkeit, so zu jammern um die Fleischtöpfe Aegyptens; endlich — da alles spurlos abglitt — wagte er sich näher und faßte eine von des Mädchens Händen. Margret hob einen Augenblick den Kopf und starrte den Mahner wie geistesabwesend an, doch als sie ihn erkannte, schauderte sie, stieß ihn gewaltsam von sich und schlug in neuem Schmerzensausbruch die Hände vor's Gesicht. Jeremias zog sich eilends auf seinen früheren Platz zurück und beschloß sich in Geduld zu fassen; er summte einen Psalm leise vor sich hin, dann blickte er nach dem Mädchen hinüber, doch als sie noch eben so in ihrem Gram versunken wie ein Steinbild zwischen dem düstern Gemäuer saß, schüttelte er den Kopf und seufzte.

Plötzlich hörte man aus dem Walde herauf eilige Schritte und mit dem Freudenrufe: „Margret! Margret!" stürmte Herfurt zu der Geliebten hin, hob sie empor in seine Arme, preßte sie fest an sich und jubelte: „Ich habe dich wieder, ich lasse dich nicht mehr, ich gebe alles hin um dich, ich ziehe mit dir nach Amerika, wohin du willst!"

Margret bebte in seinen Armen, überwältigt von der wonnevollen Ueberraschung, sie faßte seinen Kopf mit ihren beiden Händen, und sah ihm mit athemloser Angst, ungläubig zagend und bang flehend in die Augen, doch von der Glückseligkeit, die ihr von da entgegenstrahlte, zerstoben alle Zweifel: „Herfurt! mein Herfurt!" flüsterte sie nur, aber in dem einen Hauche aus der aufathmenden Brust jauchzte eine von unsäglicher Qual befreite Seele — und Mund an Mund hingen die Liebenden. Armer Jeremias, da hattest du ein schlimmes Zusehn! Sie hörten dich nicht, als du aufsprangst, als du zornig mit dem Stocke den Stein schlugest, darauf

du gesessen, selbst nicht als du mit scharfen Worten die Unzucht straftest und dann wieder lieblich lockend an die sieben Weberfamilien mahntest, ja sie blickten dir nicht ein Mal nach, als du im Innersten empört von dannen gingest.

Herfurt war es, der zuerst zu dem, was um sie war, zurückkehrte und Margret auf die Waldwiese führte: „Komm aus dem bröckligen Gemäuer unter das sichere Himmelsdach, komm, mein herzlieber Schatz! Sieh, da liegt der Hof wieder unter uns, den wir von hier zuerst gesehen haben; ich hätte gern mit dir bis an unser Ende darin gewaltet, aber nicht ohne dich und wenn er von eitel Gold und Silber wäre. Darum wende ich ihm jetzt getrost den Rücken und wir wandern arm, wie wir gekommen, aber Hand in Hand wie damals in die weite Welt!"

„Hand in Hand, Herfurt!" sagte Margret, „aber wohin? Wir können uns nicht wie die lieben wilden Tauben dort auf jedem Baume ein Nest bauen."

„Auf den Bäumen freilich nicht; aber unsre Herzen sind fröhlich, unsre Hände rüstig, eine kleine Summe habe ich geerbt und erspart, die reicht schon aus, daß wir nach Amerika kommen."

„Nur nicht mit den Webern", unterbrach ihn Margret.

„Nein, wir wollen uns für uns allein den eigenen Herd gründen. Wir gehen zuerst auf das Gut, wo ich früher gewesen bin, der Herr ist ein wackrer Mann und wird uns beistehen mit Rath und That. Von dort aus schreibe ich auch meinem Oheim; ich will nichts, gar nichts von ihm, als daß er mir verzeiht, was ich ihm Leids angethan, denn er hat es doch gut mit mir gemeint und ich habe ihn von Herzen lieb."

So gingen sie und ließen die Hände nicht von einander in den schattigen Wald, der heute sommerwürzig duftete und von Vogelsang schallte. Wie lieblich und wie heimlich plaudert sich's da, wie heiter und sonnig malten sie sich die Zukunft aus in den Wäldern über dem Meer und wie oft schwiegen sie auf ein Mal und schauten nur eins das andere glückselig an! Da standen sie unvermuthet am Ausgang des Waldes und konnten sich nicht genug verwundern, daß schon die Landstraße vor ihnen lag und weiter hin auf der Höhe die im Abendscheine dunkelrothen Dächer des Fabrikstädtchens.

„Ja dort werden wir wohl übernachten müssen," meinte Herfurt etwas verlegen, „aber Bekannte habe ich dort nicht — und Geld auch nicht."

Margret war darüber auch etwas betroffen, dann lachte sie aber herzlich: „Wir fangen schön an, künftig wird uns Niemand den Tisch decken, wenn wir's nicht selbst thun. Aber heute hat's noch keine Noth. Sieh, die gute Muhme hat mir den Kober vollgepackt, da gibt's zu essen reichlich, Brunnen gibt's auch — so wandern wir die schöne milde Nacht hindurch und kommen morgen auf das Gut."

„O du herzhafter Schatz!" rief Herfurt freudig, „wir haben gezeigt, wie wir für Andre arbeiten können, wie soll's erst von der Hand gehen, wenn wir's für einander thun! Also vorwärts, heute verdienen wir uns das Abendbrod nur mit Spazierengehen!"

(Schluß folgt.)

Das Lotto in Neapel.

Die Zeitungen melden, daß Scialoja durch einen Pöbelauflauf in Neapel genöthigt worden ist, sein Dekret wegen Aufhebung des Lotto zurückzunehmen. Anderwärts in Italien ist diese Aufhebung beim Beginn einer neuen Aera des Staatslebens ohne Schwierigkeit vollzogen worden, und wir begegnen hier abermals einer durchgreifenden Verschiedenheit im Nationalcharakter. K. A. Mayer (Neapel und die Neapolitaner. Oldenburg 1840. I. 240, 365) sagt darüber Folgendes: „Das Lottospiel, das vielleicht in keiner Stadt Italiens häufiger ist, als hier, wird von der Regierung, der es jährlich 2 Millionen Gulden reinen Gewinn bringt, zum Verderben der armen Klasse unterhalten, denn da der niedrigste Einsatz ganz unbedeutend ist, tragen die Armen ihre kleinen Ersparnisse dahin, und Handwerker, Lazzaroni und Bettler sind die eifrigsten Spieler. Sogar in den Dörfern locken überall Buden mit bunten Zetteln, auf denen große rothe Ziffern die Hauptgewinnste verkünden. Um Glückzahlen zu erfahren, fragt und bezahlt man Traumdeuter und Propheten, als welche hauptsächlich Geistliche auftreten, welche deßhalb dieß Spiel in Schutz nehmen." Die Ziehungen fanden, wenigstens früher, in einem der größten Säle des ehemaligen Königspalastes der Vicaria an Porta Capuana um 5 Uhr Samstag Nachmittags statt. Im Hintergrunde des Saales ist eine mit Wachen umstellte Tribüne errichtet, auf welcher die Beamten und Schreiber um einen runden Tisch sitzen; die Beamten tragen schwarze Talare und haben Beffchen vorgebunden; hinter ihnen erheben sich die Bildsäulen der Barmherzigkeit, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Im Saale stehen dichtgedrängt die Lazzaroni, barfuß, die rothe oder braune Schiffermütze auf dem Kopfe, den Zettel in der Hand; auch die Wachen haben neben den Flinten ihre Loose in den Händen. Neben den Lazzaroni zeigen sich auch Handwerker und Bauern, Geistliche und Soldaten, Weiber und Kinder, denn ganz Neapel nimmt Theil am Lotto. Wenn die Beamten erschienen sind, kann die Ziehung noch nicht beginnen; erst muß der Capo Lazzaro, das Haupt der Lazzaroni, sich eingefunden und seinen Platz hinter dem Sessel des Präsidenten eingenommen haben. Bei seinem Eintritt verwandelt sich das Summen und Murmeln der Menge in ein lautes Freudengeschrei, aber es erhebt sich ein Geschrei von furchtbarer Wildheit, sobald das zur Ziehung bestimmte Waisenkind, das im seidenen Röckchen wohl aufgeputzt ist, erschienen ist. Der Lärm steigt, wenn der Schreiber den Kasten emporgehoben und die darin befindlichen Nummern geschüttelt hat. Nur der Capo Lazzaro kann durch ein donnerndes Statevi zitto! (Schweigt stille!) die Ruhe herstellen. Unterdessen hat der Schreiber dem Kinde die Aermel aufgeschürzt; es erhebt die Arme, greift in den Kasten, zeigt der Versammlung die herausgezogene Nummer und überreicht sie dem Präsidenten. Dieser öffnet den Zettel, zeigt den Inhalt dem Beamten an seiner Seite und dann dem Capo Lazzaro, der mit Donnerstimme in neapolitanischem Dialekt die Nummer ausruft. So geht es unter wachsender Aufregung, unter Rufen der Freude und der schmerzlichen Enttäuschung fort, bis fünf Nummern gezogen sind und die Menge aus dem Saale sich verliert, um auf der Straße noch in lebhaftem Gespräch die eben erlebte Scene zu rekapituliren und von Neuem sich Loose zu besserem Glück bei der nächsten Ziehung zu kaufen.

Die deutsche Tonhalle in Mannheim

hat auf die Composition untenstehenden Gedichts für vierstimmigen Männer-Chor den Preis von Fünfzig Gulden rh. gesetzt und deutsche Tondichter zur Bewerbung eingeladen. Mit Ertheilung des Preises wird dieses Gedicht, wie seine Composition, Eigenthum des betreffenden Bewerbers; bis dahin aber bleibt es dem Verein allein zu eigen, und darf nur zu dieser Preis-Bewerbung benutzt werden. Die Bewerbungen sind im Mai d. J. frei an den Verein einzusenden, begleitet von einem Briefchen, in welchem der Einsender sich und seinen Wohnort nennt, und auf dem er denselben deutschen Spruch, welchen er seinem Werke vorgesetzt hat, nebst dem Namen desjenigen Tondichters anführt, welchen er zum Preisrichter wählt.

Deutscher Männer-Festgesang.

Laß schallen, deutscher Männerchor,
Gesang für's deutsche Vaterland!
Laß steigen ein Gebet empor
Zu Gott, wie reinen Opferbrand.
Auf Liedes Schwingen
Soll aufwärts dringen
Ein Ruf, aus tiefster Brust gesandt:
Ein einig starkes Vaterland!

Sind Deutschlands Glieder auch zertheilt,
Und winden sich zerstückt in Schmerz;
Es schlägt die Stunde, die sie heilt,
Ist doch gesund sein edles Herz.
Wir steh'n zusammen
In heil'gen Flammen,
Und heben hoch zum Schwur die Hand:
Ein einig starkes Vaterland!

Gebet und Schwur, o macht uns stark,
Zu opfern freudig Gut und Blut;
Füllt unsern Arm mit Heldenmark,
Stählt unsre Brust mit hohem Muth.
Mannhaftes Ringen
Muß Sieg uns bringen.
Dann Heil! Durch Volkes Kraft erstand
Ein einig starkes Vaterland!

M. X. Mayer.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 3. Februar. Was ein tüchtiger Mann wirken kann, wie er Andere mit sich fortzureißen und zu erheben vermag, wie er selbst minder Begabte zu ungewohnter Kraftentfaltung anspornt, das konnte man gestern recht deutlich an der Aufführung von Laube's „Essex" sehen. Die Vorstellung war eine der besten, vielleicht die beste, die wir in diesem Winter hier zu sehen bekamen, und das nicht bloß durch Emil Devrients Gastspiel, sondern auch weil die Mitglieder der hiesigen Bühne Alles aufboten, um neben dem gefeierten Künstler in Ehren zu bestehen, und im Verein mit ihm ein gelungenes Ganze zu Stande zu bringen. Das war denn auch in der That der Fall, und abgesehen von einigen kleinen Versehen und Mängeln, die dem Gesammteindruck kaum Abbruch thaten, können wir ihrem Spiel aus voller Ueberzeugung nur Lob ertheilen. Vor Allem verdienen Frau Ernst (Königin) und Frln. **Wulff** (Gräfin Rutland), sowie Hr. **Denzin** (Jonathan) und Hr. **Eichenwald** (Raleigh) erwähnt zu werden, obwohl, wie gesagt, auch die Uebrigen recht brav spielten. Um nun auf Herrn Emil **Devrient** zu kommen, so hatten wir zu unserer Freude Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß er trotz seiner Jahre die Spannkraft der Jugend und den Schmelz der Stimme sich in seltenem Maße bewahrt hat; und daß er, was ihm hieran etwa durch den Einfluß des Alters verloren gegangen ist, durch die Kunst fast vollständig zu ersetzen weiß. Wenn ein junger Mann den mannhaften, leichtbeweglichen, heißblütigen Essex darzustellen hat, so leistet ihm die Jugend einen wesentlichen Vorschub; um so größer erscheint die Kunst des Mannes, der im vorgerückten Alter uns den Essex mit all diesen Eigenschaften noch in voller Wahrheit und Natürlichkeit vorzuführen vermag. Das kann eben nur ein echter Künstler, der nicht bloß durch sinnliche, sondern vorzüglich auch durch geistige Mittel wirkt; diese letzteren bleiben ihm immer noch, wenn auch die ersteren schon nachzulassen beginnen. Aber auch dies Nachlassen ist, wie schon erwähnt, bei Hrn. Emil Devrient kaum bemerkbar, und wir dürfen darum hoffen, daß er noch manches Jahr jenen hohen Platz behaupten werde, welchen er auf dem Gebiete der deutschen Schauspielkunst einnimmt. Auf die Einzelnheiten seines Spieles einzugehen, erlaubt uns der Raum nicht, es genüge, zu sagen, daß es in allen Theilen gleich ausdrucksvoll und ästhetisch rein war; nur beispielsweise wollen wir auf die leidenschaftlichen Scenen am Schluß des 2. und 3. Aktes hinweisen und daneben auf die traute Unterhaltung mit Anna im ersten Theil des 2. Akts. Selten wird sich's finden, daß **ein** Schauspieler Gemüthsverfassungen von so grundverschiedener Art, wie diese da, mit gleicher Vollendung wiedergibt, und wer es leistet, der beweist damit eben, daß er kann, was nur Wenige können: ganz aus sich heraustreten, in den Geist einer vorgezeichneten Lage und Stimmung sich ganz versenken, denselben vollständig in sich aufnehmen und verarbeiten und ihn schließlich, als wäre es das Ergebniß des selbst in Wahrheit Gefühlten und Empfundenen in seinem Spiel niederlegen. Es leisten das auch Andere in manchen Rollen, die eben ihrer Individualität entsprechen: diese hilft ihnen dazu; wo aber dieselbe nicht mehr zu dem darzustellenden Verhältniß paßt, da wird ihr Spiel unwahr. Aber seine eigene Individualität abstreifen, und an ihre Stelle Charakter und Stimmung der darzustellenden Person setzen, das ist's, was nur der vollendete Künstler vermag.

Miscelle.

Dresden. Eduard Devrient erinnert im „D. Theater-Archiv" daran, daß **Sophie Schröder** am 1. März d. J. ihren achtzigsten Geburtstag begeht. Die große Künstlerin hat, wie Ed. Devrient schreibt, als neunjähriges Mädchen ihre Bühnenlaufbahn begonnen, und im November 1859 am Schillerfest noch einmal die Bühne betreten; sie repräsentirt somit einen fast siebenzigjährigen Antheil der ruhmvollsten Art am deutschen Bühnenleben. Devrient heißt durch diese Erinnerung die gesammte Theaterwelt zu Zeichen der Theilnahme und Verehrung für die achtzigjährige Kunst-Veteranin anzuregen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 12. Sonntag den 10. Februar **1861.**

Herfurt und Margret.

(Schluß.)

Kaum waren sie ein Paar hundert Schritte auf der Landstraße gegangen, als ein Wagen sie einholte und eine wohlbekannte Stimme ihnen zurief: „Wie weit soll die Reise heute noch gehen?"

Die jungen Leute drehten sich erstaunt um und Herfurt sagte: „Oheim — ja du mein Gott, woher kommt Ihr denn?"

Hildebrand hielt erst die Pferde an, die dem Herfurt munter zuwieherten, dann antwortete er: „Ich bleibe Niemandem gern etwas schuldig, darum habe ich deine Sachen aufgeladen mit der Margret ihren und bin dir nachgefahren, um mit dir abzurechnen."

„Oheim", unterbrach ihn Herfurt, „Ihr denkt doch nicht, daß ich von Euch einen Groschen nähme?"

„Das ist dann deine Sache, aufzwingen kann ich dir nichts. Nun, Margret, wo ist dein Vetter geblieben? Den hast du wohl laufen lassen, weil du wohl wußtest, es käme beßre Gesellschaft für dich? Da war's freilich nicht nöthig, daß du zu Hause Abschied von Herfurt nahmst?"

„Denkt nicht so schlecht von mir!" erwiderte Margret ohne Bitterkeit, mit der Ueberzeugskraft schlichter Wahrheit, „seht, ich hatte oben im Walde mich hingesetzt, weil ich nicht weiter konnte, das Herz müßte mir vor Kummer springen, meinte ich, daß ich den Herfurt nicht wieder sehen sollte; ich habe ihn ja von allem Anfang an so lieb gehabt. Wie lange ich da gesessen und in mich hineingejammert und immer nur gebetet habe: Gott, nimm mich zu dir! das weiß ich nicht. Aber auf ein Mal war der Herfurt bei mir und hatte mich im Arm und sagte, er könne auch nicht von mir lassen, er wolle mit mir nach Amerika. Da dachte ich, der liebe Gott hat unsre Herzen so aneinander geheftet, der wird auch ferner für uns sorgen — und so ziehen wir getrosten Muthes in die Welt!"

Der alte Hildebrand hatte vom Wagen herab das Mädchen fast unverwandt angesehen, der spöttische Ausdruck in seinen Zügen war verschwunden und als Margret geendigt hatte, senkte er den Kopf und schwieg eine Weile.

„Lieber Oheim," sprach Herfurt innig, „nicht wahr, Ihr seht jetzt ein, daß ich von meiner Margret nicht lassen kann? Darum verzeiht mir alle Kränkung, daß wir wissen, Ihr scheidet nicht in Groll von uns!"

„Nun, in Gottes Namen!" rief Hildebrand mit bewegter Stimme, „du hast mich schwer gekränkt, aber es sei vergessen und du, Margret, hast mir nichts abzubitten. Ich will Eure Sachen bis dort in die Stadt in den Gasthof fahren, daß Ihr sie abholen könnt. Wohin wollt Ihr denn zunächst?"

Herfurt nannte das Gut.

„Wohl," fuhr er fort, „da aber gerade noch Platz für Euch Zwei im Wagen ist — es ließe sich schlecht, wenn Ihr nebenher zu Fuße ginget, so steigt nur ein!"

Kaum hatte Herfurt und Margret bereitwillig auf der hintern Bank Platz genommen, als der Bürgermeister den Wagen rasch wendete, mit der Peitsche knallte und die Rappen austraben ließ, als ob Wiesenborn in Flammen stünde. Herfurt und Margret sahen einander staunend an, sie wußten nicht wie ihnen geschah.

„Oheim!" rief Herfurt durch das Gerassel, „Oheim! je um's Himmelswillen, wohin fahrt Ihr uns denn?" Doch der Bürgermeister wandte nur den Kopf ein wenig, warf auf die jungen Leute einen gar seltsamen Blick, dann schnalzte er mit der Zunge und rief den Rappen zu: „hie!" und sie jagten lustig wiehernd, daß Funken aus den Steinen stoben. Herfurt und Margret ahnten, was das bedeuten solle, doch keines wagte auch nur ein Wort zu sprechen, sie saßen wie im glücklichsten Traume dicht aneinander geschmiegt, lächelten und drückten sich die Hände. Endlich, als Wiesenborn schon im Abenddämmerlicht vor ihnen lag, ließ der Bürgermeister die Pferde langsam gehen und wendete sich zu dem jungen Paare: „Könnt Ihr Euch nun denken, was es soll? bei mir bleiben sollt Ihr und Euch heirathen — wenn Euch nicht etwa so eine Hütte in einem amerikanischen Sumpfloche lieber ist, als da das Haus und Gut, und wenn Ihr mich und meine Alte halten und pflegen wollt, wie christliche Kinder an ihren Eltern thun sollen!"

„Oheim!" jubelte Herfurt, „jetzt habe ich Euch fast so lieb als die Margret!"

„So? nun da kann ich schon zufrieden sein — und, du Margret?"

Margret faßte und küßte des Bürgermeisters Hand und sagte: „Ich will suchen, Euch die Gundel zu ersetzen!"

„Recht Kind!" antwortete er so weich, wie er noch nie zu ihr gesprochen hatte, „seit heute trau' ich dir's zu!"

„Oheim!" rief Herfurt außer sich vor Entzücken, „auf den Händen wollen wir Euch tragen — könnt ich's Euch nur gleich beweisen."

„Nimm dir nur Zeit," erwiderte der Alte lachend, „jetzt hat's noch keine Eile, sieh, ich kann noch meine eignen Füße gebrauchen!"

Sie waren an dem Hause angekommen, der Bürgermeister klatschte mit der Peitsche, daß das Thor geöffnet werde und sprang behend vom Wagen, Herfurt und Margret folgten ihm, aus der Unterstube kam Frau Hildebrand und schrie laut auf, als sie die Margret wiedersah. „Da hast du deine Tochter!“ sagte Hildebrand und führte ihr das Mädchen in die Arme. Jetzt öffneten sich knarrend die beiden Thorflügel und der lange Hannes und der kleine Friede traten heraus. „Spannt aus!“ rief ihnen der Bürgermeister zu, „und dann könnt ihr die Laden wieder hinauf schaffen!“

Die beiden Knechte sahen sich verdutzt an, während Hildebrand mit seinem Neffen den Frauen nach in das Haus ging.

„Da ist er ja wieder, der Husar!“ wagte Friede kleinlaut zu bemerken.

„Hab' ich's nicht —“ begann Hannes, unterbrach sich aber selbst mit einem Himmelkreuzdonnerwetter. „Friede, wenn du ein rechter Kerl bist, machst du's wie ich und kündigst den Dienst!“

„Ich mach's wie du und kündige den Dienst!“ erwiderte der kleine Friede und half die Pferde ausschirren.

Drinnen in der Stube begann aber ein Fragen und Erzählen zwischen der überglücklichen Frau Hildebrand, ihrem Mann und ihrer Nichte. Nur Herfurt stand da, wie der Hirt im Berge unter allen Schätzen und besann sich auf das Beste, das er nicht vergessen sollte; plötzlich sprang er auf seinem Oheim zu, fiel ihm um den Hals und rief: „Jetzt hab' ich's, Oheim — Ihr denkt, die Margret sey ein armes Mädchen? Da nehmt und les't, ob sie Euch nicht ein Stück Land zubringt, das Euch fast so viel gilt, als Euer ganzes Gut. Da habt Ihr den Streitgehren!“

Hildebrand las die ihm dargereichte Verschreibung, seine Hände zitterten, seine Augen funkelten in stolzer Freude. „Du Mordkerl, du!“ rief er und schleuderte seinen dreieckigen Hut gegen die Decke und jauchzte wie als junger Bursch auf dem Tanzboden und gab seinem Neffen einen gewaltigen Schlag auf die Schulter. „Alte! der Streitgehren ist mein, mein Vater seliger muß im Himmel droben lachen. Margret, es wäre mir nicht so lieb, wenn du mir ein ganzes Gut zugebracht hättest. Jetzt hört zu: nach der Ernte ziehe ich selbst die Furche, die mir den Haderzipfel zu eigen macht und das soll meine letzte Arbeit als Herr vom Hofe seyn, dann treten wir Euch jungem Volke die ganze Wirthschaft ab — und Gott gebe uns Allen seinen Segen dazu!“

Und es geschah nach Hildebrands Worten.

Die Ueberschwemmungen bei Emmerich.

Emmerich, 3. Febr. Auch die schlimmen Tage gehen vorüber, und eben so schnell, wie die guten. Das sagt man sich freilich nicht, während man sie erlebt, aber wenn sie vorüber sind, und die glücklich überstandene Noth und Gefahr läßt wohl gar ein gewisses Gefühl des Behagens zurück, das Behagen der Rettung, des Entronnenseins. In diesem Sinne deutete ich mir den Ausdruck der vielen Gesichter von Jungen und Alten, die Kopf an Kopf aus den Fenstern der oberen Stockwerke schauten, als wir gestern von der Eisenbahn in dem Wagen des holländischen Hotels in das überschwemmte Emmerich hinein fuhren.

Das Wasser war bereits gefallen und fiel weiter langsam aber stätig; einige höher gelegene Theile der Stadt waren bereits trocken, der Eisgang war vorüber, das Unglück, welches er angerichtet hatte, war wenigstens in der nächsten Nähe zu übersehen, und man sagte sich tröstend, daß es noch viel größer hätte seyn können; man tröstete sich auf gut deutsche Weise mit dem „Glück beim Unglück.“

So wenigstens erschien die Stimmung der Leute, mit denen ich ins Gespräch kam.

Und doch war Unglück genug geschehen, und es sah wild genug aus in der Stadt und noch wilder draußen am Rhein und über Rhein, denn von jenseits des Stromes konnte man kaum reden, da so weit man sah und scheinbar bis zu den fernen Hügeln hinter Cleve hin Alles eine Wasserfläche war, aus welcher Häuser und Bäume mehr oder weniger hoch hervorragten.

Wir fuhren bis über die Achsen des Wagens durch Wasser, bald etwas tiefer, bald etwas höher, wie das Niveau der Straßen war; die Feuchtigkeit der Mauern zeigte aber noch größere Höhe, auf welcher das Wasser gestanden. Schon war man hier und da beschäftigt, die nutzlosen Verdämmungen der Thüren zu beseitigen, die das Wasser doch nicht abgehalten hatten; fast alle Hausthüren waren offen, vielfach auch die Fenster der Erdgeschosse, und man konnte hineinsehen in die zerstörten Wohnräume, von denen die wenigsten ausgeräumt waren: häufig war auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers anderer Hausrath aufgepackt und, so gut es ging oder nicht ging, trocken gestellt.

Ueber den alten Markt quer war ein Damm gezogen, er hatte das Wasser abhalten sollen von der niedern Stadt, aber diesen Dienst schlecht erfüllt, denn gerade die abgesperrte niedere Stadt war unter Wasser, und der Raum, auf welchen man die Ueberschwemmung hatte beschränken wollen, gerade dieser Raum war beinahe schon ganz wasserfrei.

Auch die beste Vorsicht kann nicht gegen das Schicksal helfen.

Die Stadt Emmerich liegt nämlich eigenthümlich; hart am Rhein, ja, unmittelbar am Fluß ist der Boden erhöht; dieser schmale Theil der Stadt steht auf dem ursprünglichen später verbreiterten Rheindamme, auf angehöhtem und höherem Boden, als die übrige Stadt; alte Erfahrung nun hatte gelehrt, daß man das Wasser auf einem Theile dieses höheren Terrains beschränken könne durch verschiedene Dämme und Absperrungen; aber auch die Erfahrung kann trügen. Das ungewöhnlich hohe Wasser hatte oberwärts der Stadt eine Mauer, welche zu dem angedeuteten Absperrungssystem gehörte, umgeworfen und war nun von der entgegengesetzten Seite eingedrungen; daher die plötzliche und gänzlich überraschende Ueberschwemmung.

Im Hotel de Hollande war gar kein Wasser mehr, aber der ganze Haushalt war noch im obern Stock, wohin man sich geflüchtet, als das Wasser so plötzlich eindrang, daß es die Gäste an der Table d'hote überfallen hatte. Wirth und Kellner und Gäste machten unbehagliche Gesichter, es war Alles gestört, die ganze Disziplin des Gasthofes war desorganisirt; zum Glück waren nicht viel fremde Gäste da, welche Ansprüche an diese Disziplin machten.

Es war aber auch ein Zustand, welcher wohl geeignet war, die gewohnte Routine zu stören.

Hinter dem Hause lag hart an seiner Mauer ein Wall von gewaltigen Eisschollen, beinahe bis zur halben Höhe der Fenster; angetrieben vom hohen Wasser, hatte sich das Eis längs der ganzen Reihe der Häuser am Rhein zu einem mächtigen Damm empor gehäuft, jenseits dieses Dammes aber sauste der Strom mit den Resten des Eisganges in raschem Lauf vorbei. Das Wasser zwar war aus dem Hause fort, aber alle Räume waren noch naß, und Niemand konnte darin weilen und wohnen.

In den überschwemmten Straßen fuhr man umher auf Kähnen und auf improvisirten Fahrzeugen, oft der seltsamsten Art; zusammengebundene Fensterladen, Leitern mit Brettern, ausgehobene Hausthüren, ja, Backtröge und Kübel dienten zum Fahren von Haus zu Haus und von Straße in Straße. Jetzt war das alles schon halber Spaß, aber diese Fahrzeuge waren nicht zum Spaß entstanden. Seit Montag Mittags war die ganze Stadt unter Wasser; am Dinstag, als es am höchsten stieg, waren nur wenige Plätze in derselben nicht überschwemmt, und Niemand, oder nur Wenige waren auf eine solche Kalamität vorbereitet und eingerichtet gewesen. In den niedrigsten Theilen, wo meistens kleine Häuschen stehen, hatten die Leute sich auf die Böden und Dächer flüchten müssen, und mußten von dort mit den Fahrzeugen abgeholt werden, denn das Wasser stand vielfach mehr als mannshoch in den Straßen. Die Nacht vom Montag auf den Dinstag hatten manche Leute auf den Dächern ihrer kleinen Häuschen zubringen müssen, bis man sie am Morgen abholen konnte.

Diese nun hatte man in öffentlichen Gebäuden untergebracht. Zweihundert Menschen waren auf den oberen Sälen des Rathhauses einquartiert, andere in den Schulen. Um diese, die Armen der Stadt, zu beköstigen, hatte die Stadtbehörde den weniger bedrängten Bürgern auferlegt, für sie zu kochen, die Materialien dazu wurden geliefert; aber Alle waren mehr oder minder in Verlegenheit; kein Bäcker konnte backen, die Metzger nicht schlachten, die Läden waren voll Wassers, die Keller gänzlich unzugänglich. Diejenigen, welche die Ueberschwemmung erwartet, hatten sich, so gut es gehen mochte, in den oberen Hausräumen eingerichtet; aber gerade die untere Stadt, die am tiefsten im Wasser lag, hatte sich, wie schon gesagt, auf die allgemeinen Sicherheitsmaßregeln verlassen und war um so übler überrascht worden.

Unendliche Mühe hatte das Hausvieh verursacht. Pferde, Kühe und Schweine, welche in dem halb ländlichen Orte vielfach gehalten werden, waren, besonders die letzteren, gänzlich ungeberdig geworden, waren oft nur mit der größten Mühe aus den überschwemmten Ställen zu bringen gewesen, und ein paar Stück waren wirklich ersoffen.

Alles das und noch vieles Einzelne erzählte man mir und sich gegenseitig, denn die Kommunikation war allmählich hergestellt, und die Einzelnen suchten sich wieder auf und fanden sich wieder und theilten sich die Erlebnisse der angstvollen Tage mit.

Auch die Schoppengäste des Hotels fanden sich wieder ein, und halb holländisch, halb deutsch war die lebhafteste Konversation über das eine, allumfassende Ereigniß. In diesem Jahrhundert war nur ein einziges Mal eine solche Ueberschwemmung gewesen, 1809, und der gegenwärtige Wasserstand war noch um einen Fuß höher, als damals. In der St. Aldegundiskirche stand das Wasser mehrere Fuß hoch. Die alte Martinskirche, das Münster, war freilich trocken geblieben, aber man hatte nur über Wasser hineinkommen können; Kindtaufen und Begräbnisse hatten nicht stattfinden können, mehrere Leichen hatten in den Häusern bleiben müssen durch die ganze Woche, ein Brautzug nur hatte den Hindernissen getrotzt und war in Kähnen zur Kirche gefahren, wo der Pastor die Trauung verrichtet hatte.

Es war schauderhaft, wiederholte mir ein über das andere Mal ein derber Mann und legte einen besonders emphatischen Nachdruck auf das Wort, welches von seiner holländischen Sprache seltsam fremd abstach und um so nachdrücklicher klang.

Es mochte auch in der That ein schauderhafter Zustand gewesen sein, schauderhafter aber noch war es außer der Stadt, jenseit des Stromes, in den Niederungen, und schauderhafter noch dachte man sich es, weil man nichts Bestimmtes davon wußte und das Aergste vermuthen konnte. Schreckliche Hülferufe hatte man gehört, besonders in der Nacht vom Dinstag auf den Mittwoch, wo die Fluth am höchsten gestiegen und der Eisgang am wildesten war, und am Tage hatte man vom Thurme aus Leute auf den Dächern ihrer Häuser sitzen sehen, hülflos in der weiten Wasserwüste; Häuser waren verschwunden, man wußte nicht, ob mit ihren Einwohnern oder ob diese sich hatten retten können; denn der Eisgang und der gewaltige Strom hatten das Ueberfahren häufig unmöglich, immer aber lebensgefährlich gemacht.

Oberhalb und unterhalb waren Deiche gebrochen oder überschwemmt, gegenüber der Stadt waren die Sommerdeiche an drei Stellen gebrochen, und die reichen Wiesen und Felder lagen unter einer blanken Wasserfläche, tief und tiefer darin Gehöfte und Häuser; das ganze reiche Dorf Warbeyen stand bis an die Dächer im Wasser. Das alles konnte man vom Fenster aus sehen, besser noch von der Höhe des St. Martinsthurmes.

Wo der Eisgang gewirkt, hatten die Schollen dicke Bäume abgeschnitten, als ob es Schilfhalme wären und Häuser weggerissen vor den Augen der hülflosen Zuschauer.

Aber nicht immer waren die Zuschauer blos Zuschauer gewesen, es waren auch herrliche Rettungen gelungen und Thaten des Muthes und der Aufopferung geschehen, die nicht genug zu rühmen sind. Bürger's Lied vom braven Mann kann mit geringen Aenderungen auf mehrere brave Männer gesungen werden, die mit nicht geringem Muthe und nicht geringerer Opferwilligkeit ihr Leben für ihre Mitmenschen in die Schanze schlugen.

Zwei Fälle werden besonders genannt und verdienen den höchsten Ruhm; ein Häuschen wurde von den Eisschollen eingestoßen, die Wände stürzten, die drei Bewohner, welche sich nicht hatten flüchten können, waren auf's Dach gestiegen, aber auch dieses wankte und brach zusammen, und die Leute wären verloren gewesen, wenn nicht ein einzelner Schiffer sich mit einem Kahn durch den Eisgang gewagt hätte und sie gerettet — und das war in der Nacht.

Eine andere That ist vielleicht noch kühner; auf einer Insel oberhalb Emmerich waren dreizehn Personen in einem Hause von aller Hülfe abgeschnitten. Der Eisgang begann und drohte das Haus mit fortzureißen; da plötzlich staut sich das Eis wieder fest und umlagert das Haus in breiter Masse. Jeden Augenblick konnte der Strom diese Decke wieder heben, und dann nahm sie unzweifelhaft das Haus mit sich fort. Gegenüber aber auf dem Deich standen die Leute und jammerten dem Unglück und konnten nicht helfen.

Da entschlossen sich fünf Männer, brachten mit unendlicher Mühe einen Kahn in den Strom über das gehäufte Eis des Ufers, fuhren hinüber bis zu jener trügerischen Eisdecke und gelangten, indem sie zwei Bretter abwechselnd vor sich von Scholle zu Scholle legten, bis zu den Gefährdeten, brachten diese glücklich auf demselben Wege in den Kahn und herüber in Sicherheit. Und ein gütiger Gott gab, daß die Schollen zusammenhielten, bis die That gelungen war.

Und die Menschenmenge, welche vom Deiche aus mit lautloser Angst dem Wagniß zusah, brach, als es gelungen war, in ein lautes Hurrah aus, daß es weithin den Strom überschallte.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

|| Würzburg, 9. Februar. Hr. Emil Devrient hat sein Gastspiel in dieser Woche unter großer Theilnahme des Publikum hier fortgesetzt, obwohl seine Anwesenheit in eine ungünstige Zeit fiel. Die vielen Bälle xc., die sich unmittelbar vor Fastnacht drängen, sind immer eine gefährliche Konkurrenz für einen Gast, doch Hr. Devrient hat troß dieser Konkurrenz sich stets eines vollen, ja meistens übervollen Hauses zu erfreuen gehabt, ein Zeichen, daß das hiesige Publikum ächte Kunst wohl zu würdigen und anzuerkennen weiß. Und ächte Kunst in der That war es, die uns in seinem Spiel geboten wurde — ein Labsal für den guten Geschmack, der sich sonst leider nur zu oft durch unwahre, unschöne, übertriebene Darstellungen verletzt fühlt. Wie einfach, wie natürlich, wie leicht und abgerundet in allen Theilen war sein Spiel, wie durchdacht von Anfang bis zu Ende! Zugleich aber war das Ergebniß der Reflexion bei ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man im Augenblick, wo er spielte, gar nichts davon merkte, daß es überlegt und durch Kunst so gestaltet war; erst am Ende, wenn man ruhig urtheilend das Ganze überblickte, konnte man die Fülle der Kunst, die sich im Verlauf der Darstellung entfaltet hatte, recht erkennen und schätzen. Daß Devrient ächter Künstler ist, beweist auch die Wirkung seines Spiels; der Zuschauer wird von demselben unwillkürlich so gefesselt, daß er Alles um sich herum vergißt, der Handlung auf den Brettern ganz sich hingibt, und sie wie Wirklichkeit, wie ein in der That vorgehendes Ereigniß auf ihn einwirkt. Und dabei keine Uebertreibung, keine jener gewöhnlichen Coulissen-Reißereien, durch die so manche Schauspieler ersetzen wollen, was ihnen an wahrer Kunst abgeht! Wir wollen in dieser Hinsicht nur an eine Scene in „Lorbeerbaum und Bettelstab" erinnern, die, so klein sie ist, so unbedeutend sie Manchem vorkommen mag, so wenig Fleiß andere Schauspieler vielleicht ihr widmen würden, eben recht schlagend zeigte, wie sorgfältig Emil Devrient seine Rolle bis in die kleinsten Theile durcharbeitet und wie treu sein Spiel der Natur abgelauscht ist. Wir meinen die Scene im ersten Akt, wo Heinrich aus dem Haus des Geheimraths in seine dürftige Wohnung zurückkehrt. Er ist verstimmt; die Verstimmung richtig darzustellen, ist aber sehr schwierig, denn sie ist eine Gemüthsverfassung, welche nicht scharf ausgeprägt sich äußerlich kundgibt, und die darum auch nicht durch dies oder jenes besonders auffällige Mittel dem Zuschauer auf einen Schlag bemerkbar gemacht werden kann. Hier gilt es, in kleinen Zügen sein zu malen, und diese Züge, wenn sie in ihrer Verbindung den bezweckten Gesammteindruck machen sollen, müssen alle ganz wahr, jeder bis in's Kleinste treu nach der Natur kopirt, nicht zu stark aufgetragen, noch auch zu leise angedeutet seyn; sonst wird das Bild zur Karrikatur oder unkenntlich. Wenn wir nun darauf hinweisen, wie geschickt Devrient hier das rechte Maß zu halten, wie unverkennbar treffend er diese Verstimmung darzustellen wußte, so wollen wir hiemit hervorheben, daß er seine Rolle bis in die geringsten Theile mit gleicher Sorgfalt ausarbeitet, und eben dadurch von Anfang bis zu Ende einen gleich wohlthuenden Eindruck auf den Zuschauer macht. Ueberhaupt bot ihm die Partie des Heinrich in dem genannten Stück reichliche Gelegenheit, seine Kunst im Darstellen manigfacher Abstufungen der verschiedensten Gefühle, Stimmungen und Leidenschaften vielseitig zu bewähren. Nicht so war dies der Fall in der Rolle des Robert („Memoiren des Satans"), da diese über den Bereich mächtiger Gemüthsbewegungen nicht hinausgeht. Deßhalb nahm es uns auch Wunder, daß er dies unbedeutende Stück mit zu seinem Gastspiel wählte, zumal da gerade in dieser Rolle, die eigentlich einen jungen Darsteller verlangt, das höhere Alter weniger leicht durch Kunst und Beweglichkeit sich verdecken läßt. Diese sowie die Feinheit und Abrundung seines Spiels und seine meisterhafte Mimik in vollem Maß zur Geltung zu bringen, dazu war hingegen Scribe's Lustspiel „Ein Glas Wasser" wie gemacht. Das war ein Bolingbroke, wie er seyn soll — fein, gewandt, stets schlagfertig und vor Allem mit dem ausgestattet, was der Franzose esprit nennt. Mit Bedauern sehen wir Hrn. Devrient nach den genußreichen Abenden, die seine Anwesenheit uns verschafft hat, von hier scheiden, und von Herzen wünschen wir, daß die Angabe sich bewahrheiten möge, er werde demnächst zu einem zweiten Gastspiel hieher zurückkehren. — Bezüglich der hiesigen Bühnenmitglieder, welche bei den genannten Stücken mitwirkten, können wir mit Fug das neulich ausgesprochene Lob wiederholen. — In vergangener Woche traten auch zwei neue Schauspieler auf für das Fach des ersten und zweiten Liebhabers: Hr. Kowal als Lord Rochester in der „Waise von Lowood", Herr Flüggen als Masham in „Ein Glas Wasser." Wir können nicht sagen, daß sie einen besonders günstigen Eindruck gemacht hätten, wollen aber hiemit durchaus noch nicht über ihre Befähigung absprechen; denn einestheils waren sie gegenüber dem Urtheil der Zuschauer durch die gleichzeitige Anwesenheit Devrient's in eine besonders schwierige Lage versetzt; sodann mögen Beide in ihrem Auftreten vor einem ihnen unbekannten Publikum etwas befangen gewesen seyn, und endlich schien uns wenigstens für Hrn. Kowal gerade die Rolle des Rochester nicht eben günstig gewählt, um darin sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Warten wir also weitere Proben ab.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 13. Mittwoch den 13. Februar 1861.

Die Ueberschwemmungen bei Emmerich.

(Schluß.)

Solche rettende Thaten des Muthes kann Niemand belohnen; traurig, daß sie meistens weniger genannt und gerühmt werden, als andere zerstörende Thaten des Muthes! Und die sie vollbringen, vollbringen sie meistens in größter Einfachheit und ohne viel Aufhebens davon zu machen, wohl auch nicht viel Großes davon zu denken; haben doch in diesen Tagen häufig die Schiffer sich der augenscheinlichsten Todesgefahr ausgesetzt, um den jammernden Bauern ihr Vieh zu retten. Das Lied vom braven Mann ist noch lange nicht ausgesungen, es wird immer wieder neu!

Diese Thaten und Begebenheiten erfuhr man aus jedem Munde, und zu dem gewissen Schrecklichen vermuthete man noch Schrecklicheres.

Von den Gegenden umher aufwärts und abwärts berichtete man Schlimmes; Deichbrüche und gränzenlose Ueberfluthungen; bei Griethausen wäre große Gefahr, das Wasser stände dort 19 Zoll höher, als in dem denkwürdigen Jahre 1809, aber noch hatte der Deich gehalten; bei Till drohte das Wasser über den Deich zu laufen, und man wehrte ihm durch Auffätze von Brettern, Stroh und Mist, sogenannte Kahden; von jenseit des Rheines abwärts von Cleve wußte man nichts, denn es war noch keine Communikation versucht worden.

Unter so lugubren Berichten und Befürchtungen verging der Abend, aber das Wasser fiel immer noch, und man hoffte auf Besserung, die auch nicht ausblieb. Am nächsten Morgen wurden wir geweckt durch Böllerschüsse und sahen das Dampfschiff „Die Stadt Bonn" lustig vorbeidampfen; es hatte in Emmerich im Winterhafen gelegen, war jetzt herausgefahren und zog stromaufwärts; Eis ging nur wenig und das Wasser war über Nacht 5 Fuß gefallen. Auch von jenseits des Rheines kamen Nachrichten: es war besser gegangen, als man hatte erwarten dürfen; Menschenleben hatte man nicht zu beklagen, und auch das Vieh war fast alle gerettet worden. Dagegen aber kam später die Nachricht, die sich hoffentlich nicht in ihrer ganzen Schrecklichkeit bestätigen wird, daß bei Leeuwen in Holland ein ungeheurer Durchbruch stattgefunden habe und vierzig und mehr Menschen ertrunken wären. —

Auch die Straßen der Stadt waren mehr und mehr trocken geworden, überall lagen gestrandet die improvisirten Fahrzeuge und die Kähne, welche zur Kommunikation in der Stadt gedient hatten; man war beschäftigt, den verunglückten Damm auf dem Markte durchzugraben, um die Abzüge zu öffnen und das Wasser aus der niedern Stadt dem Rheine zuzuführen.

Die Rheinthore waren wasserfrei geworden, und man konnte auf und hinter dem mächtigen Eiswall hingehen, den der Rhein längs der Stadt hin aufgehäuft hatte, als ob er die Stadt damit vor seiner eigenen Wuth hätte schützen wollen. Die St.-Aldegundis-Kirche war wieder wasserfrei und übervoll von Andächtigen, eben so die alte Kirche zu St.-Martin, welche in sonderbar gefährlicher Lage hart am Ufer und fast in den Rhein hinein steht und gegen welche sich ebenfalls ein hoher Eiswall aufgethürmt hatte.

Ueberhaupt hatte das Eis sich mancher Orten schützend gestaltet, so war z. B. oberhalb der Stadt, außerhalb des äußern Hafendammes, ein ungeheurer Eiswall, welcher beinahe so hoch wie zwei kleine dort stehende sehr gefährdete Häuschen, diese wahrscheinlich mit geschützt hatte.

Vom Thurme der Martinskirche sahen wir weit über die Fläche, die von Wasser glänzte. Dämme und Deiche bezeichneten sich durch die weißen Eismassen, die überall auf diesen seichteren Stellen aufgefahren und sitzen geblieben waren; schon auch unterschied man hier und dort freier werdende höhere Stellen des Bodens. Die Gefahr ist vorüber, wenn nicht noch neue Wassermassen vom Oberrhein kommen. Einen eigenthümlichen Eindruck machte in der inzwischen leer gewordenen Kirche das Brausen und Rauschen des dicht daran vorbeifließenden Stromes, es klang, als ob das Wasser unter dem Boden des alten morschen Gebäudes herwühle und es herunterziehen wolle, wie es der Sage nach ihre zwei Thürme bereits in früheren Zeiten verschlungen hat.

In den Straßen begegneten sich erheiterte Gesichter, man hörte vielfach lustige und scherzhafte Begrüßungen. Der Mensch kann nicht ewig ernst bleiben, und auch Sorge und Kummer und Verdruß stumpfen sich endlich an sich selbst ab.

Jetzt hörte man seltsame Anekdoten, einzelne komische Züge, und manches Erlebniß erschien lächerlich, welches im Augenblick des Erlebens gewiß nicht eben lachen gemacht hatte. Da war ein kühner Wasserfahrer mit der Bütte umgeschlagen, zwei andere hatten sich um den Besitz eines Floßes gestritten und waren in diesem Streit endlich Beide bis über Kopf und Ohren in's Wasser gefallen, und was dergleichen Geschichtchen mehr, die bei solchen Gelegenheiten nicht ausbleiben können.

Von improvisirten Haus-Einrichtungen wurde erzählt und gezeigt: Kaufmann X. hatte sein Bureau zur Küche hergeben müssen; Herr Y. hatte seine zwei Kühe in seinem besten Empfangszimmer stehen, welches etwas erhöht lag; zwischen solchen tragikomischen Klagen tönten aber die ernsteren über Verluste an Waaren und Vorräthen. Bedeutende Tabakslager waren unter Wasser gesetzt, eben so Manufaktur-Gegenstände in den Läden und Magazinen; unter anderen Verlusten wurde auch der des ganzen Inhaltes des Salzmagazins genannt. Die ärmeren Leute hatten besonders an ihren Schweinen Noth und Schaden gelitten. Einige waren mit diesen Hausthieren auf die Hausböden geflüchtet, wo denn nachher das Futter gemangelt hatte und das werthe „Ferken" nothgedrungen vor der Zeit abgekehlt werden mußte, zu großem Verluste des armen Besitzers. Dabei erfuhr man denn Züge von fast rührender Sorgfalt für die Thiere und auch von wahrhaft bestialischer Rohheit gegen dieselben. Ueberhaupt wollte man die Masse des geringeren, armen Volkes nicht rühmen.

Die Einquartierung des Rathhauses hatte viel zu schaffen gemacht; die 200 Männer, Weiber und Kinder, welche dort zusammen hausten, hatten sich in den Raum getheilt, mit Kreide ihre Familiengebiete abgezeichnet und dann auch sofort Gränzkriege begonnen, welche eines Abends in eine solche Völkerschlacht ausgeartet waren, daß die löbliche Polizei einige handfeste Bürger zu Hülfe gerufen hatte, um mit Gewalt zu interveniren.

Die gute Polizei hatte überhaupt, wie immer in kritischen Zeiten, schweren Dienst gehabt, ja, ganz ungewöhnlichen und unerhörten; so war z. B. der Lärm der mit Holzschuhen im Rathhause auf- und ablaufenden Jugend ganz unerträglich geworden für die unten in den Bureaux Beschäftigten, und so hatte man die sämmtliche Jugend mit einem Polizeidiener auf den noch wasserfreien Platz vor dem Rathhause „spielen" geschickt — gewiß das erste Mal, daß einem Polizisten der Auftrag wurde, sich mit der Jugend kindlich zu belustigen.

Aber über diese heiteren Erzählungen, womit die aus langer Noth Befreiten in der Freude des besseren Augenblickes sich und den Fremden belustigten, wollen wir nicht vergessen, was Ernstes, Gutes und Muthiges geschehen und gethan war. Nicht genug kann man die Stadtbehörde rühmen und besonders den Bürgermeister, Herrn Franck, der, ein schon älterer Mann, überall gesorgt hatte und überall zugegen gewesen war, wo die Noth drängte.

Während der ersten Zeit der Ueberschwemmung war er persönlich im Kahn überall herumgefahren und hatte die Leute aus ihren Häuschen gerettet, oft mit vieler Mühe. Frauen in Geburtsnöthen, Wöchnerinnen, Kranke hatte man mit Mühe und Gefahr durch Fenster und über Dächer tragen müssen, und theilweise in der Nacht und im Finstern, weil die Gasleitungen vom Wasser zerstört worden waren. Dann hatte man für Lebensmittel sorgen und dieselben dahin vertheilen müssen, wo es nöthig war; überall waren die Leute herumgefahren, um zu fragen, was fehle, und hatten es gebracht; nur Brennmaterial hatte man nicht überall vertheilt, um bei den unter den Dächern sitzenden kleinen Familien die allerdings große Gefahr des Brandes zu vermeiden; zum Glück war es nicht kalt. Es bezeichnet die treffliche Verwaltung, daß auf die telegraphische Anfrage Seiner Majestät des Königs, womit der augenblicklichen Noth der Ueberschwemmten abzuhelfen sei, die Antwort gegeben werden konnte und gegeben ward: es sei für den Augenblick bereits für Alles gesorgt.

Von den Geflüchteten aus den überschwemmten Niederungen hörte ich erschütternde Scenen schildern. Das Wasser war immer mehr gestiegen; man hoffte bis zuletzt, ehe man Haus und Eigenthum verlassen mochte; Fahrzeuge waren nicht zur Hand, und wenn da, nicht immer ausreichend, besonders nicht für das Vieh, welches in diesen viehzüchtenden Gegenden das beste Besitzthum bildet. Die Kühe standen im Wasser; das Wasser stieg; die Thiere wurden ungeberdig und wild, tobten und wütheten, und wohin sollte man sie auch bringen? war doch ringsherum Alles ein See, ja, noch schlimmer, ein reißender Strom.

Die Leute stiegen auf die Söller, das Wasser stieg nach; und dann das Eis, Scholle auf Scholle; wo sie hinbringen konnten, stürzten die Häuser, wurden weggefegt widerstandslos. Die meisten Menschen hatten sich auf die Deiche und Dämme geflüchtet, aber an manchen Stellen war das Wasser mit denselben fast gleich, und unausgesetzte Arbeit nöthig, um das Ueberfluthen zu hemmen, das Brechen derselben vor der gewaltigen Wasserwucht zu vermeiden. Manche haben in dem grausigen sausenden Wasser die ganze lange Nacht hindurch auf dem Dache gesessen und nach Hülfe geschrien, die erst vielleicht der späte Morgen oder Tag brachte. Ehre den wackeren Schiffern, die überall hin Hülfe und Rettung brachten, oft und fast immer mit eigener Lebensgefahr!

Die schlimmsten Ereignisse aber wurden aus Holland berichtet. Schon nahe unterhalb Emmerich, bei Babberich, war der Deich durchbrochen, und die Wasserfluth hatte die Chaussee und den Eisenbahn-Damm weggespült; die Schienen hatten zusammengehalten und trugen die Schwellen, frei schwebend, — eine schwankende Brücke, welche Einzelnen einen gefährlichen Uebergang erlaubte. Die Kommunikation war unterbrochen, doch war der Schaden nicht bedeutend, und man hoffte, ihn in wenigen Tagen herstellen zu können.

Die Verluste müssen sehr groß seyn, — sie sind noch gar nicht zu übersehen, noch zu schätzen. Nicht überall läuft das Wasser aus den überschwemmten Polders (eingedeichtes Land, dem Strome abgewonnen) von selbst ab; es muß häufig ausgepumpt werden, und ein holländischer Wasserbau-Beamter führte unter Anderm einen Fall an, im Bommeler Waard, wo man gewiß ein Jahr, wenn nicht zwei, bedürfen würde, um das Wasser wieder auszupumpen, welches der Deichbruch eingelassen hat.

Und was ist nicht verdorben an Material, an Besitz, an Land und Häusern und Gebäuden! Wie viel von dem Vieh, dem besten Besitzthum des Bauers, mag noch nachträglich fallen in Folge der Näße und Kälte, wie viel Krankheit und Siechthum wird die Folge der übermäßigen Strapazen, Anstrengungen und Aufregungen seyn! Und wenn die Leute nun wieder die nassen Wohnungen beziehen, wie manche schwächliche Frau, wie manches arme Kind wird hinsiechen und sterben! Wohl ist es ein Glück, daß der direkte Verlust an Menschenleben so gering gewesen ist, aber von dem indirekten, der nachfolgt, erfährt man nichts, und diese Opfer des Unglücks werden nicht gezählt.

Es gehört wirklich die ruhige, unerschütterliche Natur, das Phlegma, ich möchte sagen: der natürliche Stoicismus, der Niederdeutschen dazu, um solche Kalamitäten, die unvermeidlich wiederkehren, mit der Ruhe und dem Gleichmuthe

zu ertragen und zu überwinden, womit sie ertragen und überwunden werden. Andere Völker und Stämme haben glänzendere Eigenschaften, als diese unsere Landsleute, aber in dieser einen Eigenschaft des ruhig ausdauernden Muthes und der muthigen Ruhe muß man sie bewundern. Es machte mir einen freudigen, erhebenden Eindruck, als ich heute Morgens die ganze große Menge, welche aus der Kirche an mir vorbeiströmte, beobachtete, diese gefaßten, stillen Gesichter zu sehen, sowohl der Männer, wie der Weiber: ein großes Unglück war geschehen, hatte fast Alle mitbetroffen; sie waren jetzt gerettet, hatten Gott dafür gedankt und gingen nun dahin so fest und gefaßt und gesammelt, daß man wohl sehen konnte, diese Leute sind es gewohnt, auch harte Tage zu überstehen, ohne zu klagen, ohne zu schreien, ohne den Gleichmuth zu verlieren.

Die Sonne scheint wieder, das Wasser wird wieder fallen, die Wiesen werden wieder grünen und die Felder reiche Ernte bringen — wer todt ist, nun, der ist todt, aber ein altes deutsches Sprüchwort sagt: der alte Gott lebt noch, und ein anderes behauptet, daß er keinen Deutschen im Stiche läßt, und so komm denn wieder, wüthendes Element, über kurz oder lang, und sie werden dich wieder bekämpfen, so lange sie können, sie sind darauf gefaßt. H. B.

Gaeta.

In einer Abhandlung von Alfred v. Reumont: „Gaeta. Erinnerungen aus dem Jahre 1849" in dem dritten Band seiner „Beiträge zur italienischen Geschichte," die zunächst durch des Papstes Aufenthalt hervorgerufen wurde, findet man folgende Beschreibung der Festung und der Stadt:

Von der hohen und steilen theilweise vulkanischen Berggruppe, welche man im Alterthum nach den Aurunkern nannte, und welche südlich an Anxur-Terracina's „fernhin weißleuchtende Steinmassen," die Gränze des Volskergebiets, sich anschließend bis zum Liris, dem heutigen Garigliano, sich erstreckt, läuft von dem Gebirgsknoten bei Itri und Fondi aus eine hügelige allmälig schmaler werdende Landzunge mit den Höhen Monte Cefalo, Monte Cristo und Monte della Catena nach dem Meere zu, die Richtung nach Südosten nehmend und, nachdem sie sich ganz verflacht, plötzlich wie mit letzter Kraftanstrengung zu einem von zwei senkrecht abfallenden kolossalen Felsenmassen gebildeten Vorgebirge sich erhebend. Gaeta liegt auf dieser Spitze, die ein Glied der Kette, welche die ligurisch-tyrrhenisch-latinisch-campanische Seite Italiens umschlingt und sichert, eine Kette gebildet durch das Vorgebirge der Spezia, das von Piombino, den riesigen Mont' Argentaro, Monte Circello hart an den Niederungen der pontinischen Sümpfe aufsteigend, und von allen Punkten beinahe als mächtiger Inselfels erscheinend, Cap Misen und Punta Campanella, welche Neapels wunderbaren Golf begränzen. Zwei Hauptmassen, durch einen schmalen, niedrigen sandigen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängend, bilden die ins Meer weitvorgeschobene Spitze Gaeta's: die äußerste, welche den größten Theil der Stadt und das alte Kastell trägt, die andere weit gewaltigere, welcher das Volk den Namen des Monte Orlando gegeben hat. Es gibt kaum einen eigenthümlich überraschenderen Anblick als den, welchen diese Massen von der Seeseite bieten. Schroff steigen sie, durch eine tiefe Einsattlung von einander getrennt, aus der an ihrem Fuße brandenden Fluth empor, die sie gleichsam überhangen; tief eindringende Spalten klüften die Kalkfelsen, welche von dunkler schwärzlich-brauner Färbung mit der weißschäumend in ihre Risse und Grotten dringenden Welle einen schlagenden Kontrast bilden. Ueber die halbe Höhe hinaus beginnen auf der größern der Massen die Festungswerke und umfangreichen Kasematten, welche sich um die Felsen nach der Landseite herumziehen, und Mauerlinien steigen aufwärts nach einem prächtigen Rundbau altrömischer Zeit, dessen ragende Lage die Gegenwart zu einem Telegraphen genutzt hat. Die niedrigere Kuppel jedoch ist auf der Seeseite bis zu ihrer von Kastell und Leuchtthurm überragten Spitze ohne Werke: die Natur ist hier der Kunst zuvorgekommen, indem sie einen festen Platz schuf, mit welchem, sieht man auf dieß Naturwirken, wenige sich messen dürfen.

Biegt man um die äußerste Felsenecke, deren Höhe Batterien und weiße Häuser trägt, wie verschieden ist da der Anblick! Vor sich hat man eine weite, im Halbkreis sich ausdehnende Bucht mit ruhigem Wasserspiegel, in der Tiefe von majestätischen Bergmassen begränzt, deren scharfe Kanten und nackte Abhänge ganz den südlichen Gebirgscharakter zeigen, an ihrem Fuß ein grüner Gürtel um das Meer geschlungen mit Gruppen und Reihen weithin glänzender Villen und Fischerwohnungen und Warthürme: so ernst das Gebirge wie anmuthig der Strand. Wir sind um die Spitze herum — das Fahrzeug biegt zur Linken, und der Hafen Gaeta's empfängt uns, nicht besonders groß, noch durch Menschenhand wesentlich vervollkommnet, aber doch einer der besten Italiens, ziemlich tief und vor dem Südwind, namentlich vor dem West geschützt. Mittelst einer Barke gelangen wir in ein paar Minuten an das von einem steinernen Kai eingefaßte Ufer, und treten in die Stadt.

Gaeta hat wahrscheinlich keinem Reisenden, kam er nicht direkt von der Barbareskenküste, einen angenehmen Eindruck gemacht. Die ganze Stadt besteht eigentlich aus einer einzigen, am Fuße der Felsenmassen sich hinziehenden, zu verschiedenen Plätzen sich erweiternden Straße, welche diesen Namen verdient, denn längs derselben steigt das Erdreich sogleich in die Höhe, und an einigen Stellen ist der Raum so beschränkt, daß nur auf der einen Seite Wohnungen stehen, während die andere nach dem Strande zu nichts als Mauer und Batterie hat. Auf der kleinern Kuppe jedoch, dem Haupttheil der alten eigentlichen Stadt, decken die Häuser die ganze Nordseite bis zur Spitze. Man steigt Gäßchen hinan, so enge, daß zu Zeiten zwei aneinander Vorübergehende nur mit Mühe Raum finden, theils aus ordentlichen Stufen gebildet, theils in den Felsen gehauen, häufig von Bogen überwölbt, durch welche die himmelhohen Mauern sich gegenseitig stützen, häufig von gewölbten Durchgängen überbrückt, unter denen die Hausthüren sich öffnen. Alles so schmal und winkelig, so verbaut und verzwickt, als wäre es die Absicht gewesen, das Tageslicht völlig auszuschließen. Es ist der entschieden maurische Charakter, wahrscheinlich durch die Aragonesen dahin verpflanzt, gefördert durch die Enge des Raums, bedingt durch die Eigenthümlichkeit des Terrains. Kaum begreift man, wie es möglich ist, in manchen dieser Häuser zu leben, in welche nie der Sonnenstrahl dringt, wenn man etwa die obersten Räume ausnimmt, zu denen einige Dutzend beschwerlich zu erklim-

mender Stufen hinaufführen. An vielen Stellen hat sich das Mauerwerk der Felswand vermählt: man kriecht wie durch eine Kluft, und eisig feuchte Luft erzeugt auch im höchsten Sommer ein Frösteln. Wenn man durch dieses Labyrinth von Gängen und Stufen hinaufgestiegen ist, bei denen man nicht an La Valetta's civilisirte wenn gleich ermüdende „cursed streets of stairs," selbst nicht einmal an die ungleich offneren und luftigen Gäßchen in griechischen und römischen kegelförmig sich erhebenden Gebirgsorten denken muß, an denen doch wahrlich nichts zu rühmen ist; wenn man mühsam die Höhe erreicht hat, wo der Leuchtthurm steht: so wird man von den dicht am Klippenrande hinlaufenden Pfaden durch die Aussicht auf das Meer in der Richtung nach Neapel belohnt, oder durch einige spärliche Reste mittelalterlicher Bauten, welche noch etwas bewahrt haben von architektonischer Eigenthümlichkeit.

So ist dieser obere Theil Gaeta's beschaffen, anders der untere. Nicht etwa, als fände an Straße und Gebäuden viel zu loben; aber es ist doch nicht mehr der eben geschilderte ausgesprochene Troglodyten-Charakter. Nie vielleicht, so lange es Hofstaat und diplomatisches Corps gibt, haben jener wie dieses mit so Wenigem verlieb nehmen müssen. Im Winter erfroren sie, im Sommer erstickten sie, und alle Sorge, welche der aufmerksame und gefällige General-Quartiermeister und Helfer in aller Noth, der neapolitanische Major de Jongh, seinen Pflegbefohlenen angedeihen ließ, vermochte die Wohnungen nicht zu bessern, die winterliche Feuchtigkeit nicht zu bannen, die Thüren und Fenster der italienischen Eigenthümlichkeit des Nichtschließens nicht zu entwöhnen, die Treppen nicht zu ebnen, noch den in solchen Standesverhältnissen gewöhnlichsten Comfort herbeizuschaffen. Das Mögliche geschah, wenn man die Hülfsmittel eines solchen Orts in Erwägung zieht, welchen der König nur gelegentlich zu militärischen Zwecken auf kurze Zeit besuchte, und wo Reisende einige Stunden zubrachten, die merkwürdige Lage und die berühmten Werke zu betrachten. Und nun plötzlich diese ganz unvorgesehene Ueberfluthung wie bei einem großen Staatenkongreß: päpstlicher und königlicher Hof, Kardinals-Kollegium, hohe Geistlichkeit, Botschafter und Gesandte, und was daran hängt — man denke sich die Verlegenheit und Noth! Doch kehren wir zurück zur Stadtbeschreibung. Einige wenige Gebäude machen mehr Ansprüche wenn nicht auf architektonisches Verdienst, doch auf eine gewisse Ansehnlichkeit. Dazu gehört vorerst der königl. Palast, wenn man der bescheidenen zweistöckigen Wohnung diesen Namen beilegen darf. Hier wohnte im zweiten mit einer Marmortreppe versehenen Stockwerk Papst Pius, neben ihm der Kardinal-Staatssekretär Antonelli; im ersten Stock der neapolitanische Gesandte bei Sr. Heiligkeit, Graf Ludolf, nebst Mehreren des Hofs. Das Haus liegt im schmalsten Theil der Stadt: vor sich hat es jenseits der Straße nur eine Batterie, und von Ballon und Fenstern des obern Geschosses, dessen Räume freundlich und wohnlich, überblickt man einen Theil des Golfs in nordöstlicher Richtung, während eine Terrasse auf der Bergseite, einen mit Bäumen bepflanzten beschränkten Raum überragend, Mittel zur Bewegung bietet. Dicht nebenan, an einem freien Platz, von wo man nach dem Castell hinaufsteigt, hielt König Ferdinand Hof in einem weißangestrichenen Haus mit breiten Bogenfenstern, welches ehemals zum Casino für die Offiziere der Garnison diente. Außer diesen beiden Gebäuden und einem neuen ziemlich freiliegenden Hause mit Gartenterrassen, welches der König für künftigen gelegentlichen Aufenthalt einrichten ließ, gibt es da nur noch etwa die Bischofswohnung, welche man mit dem in Italien bekanntlich sehr freigebig verschenkten Namen Palazzo bezeichnen dürfte. Einen Palazzo würde selbst in Süditalien keiner die Wohnung des Stadtkommandanten genannt haben, des Generals Groß, eines alten, braven Schweizeroffiziers, der bis zu dem Unglücksjahr 1807 im preußischen Dienst gestanden war und sich durch seine herzhafte, leider von andern Seiten weder unterstützte, noch benutzte Vertheidigung des Castellamare, des Fort von Palermo, im Januar 1848 einen Namen gemacht hatte. Eines der mindest schlechten Häuser war das, welches dem Grafen Spaur zur Wohnung anheimfiel, das Haus der Familie de Vio, welche den in der deutschen Reformationsgeschichte berühmt gewordenen Kardinal Cajetanus zu den Ihrigen zählt. Wie beschränkt, wie unansehnlich ist alles dies, denkt man selbst nicht im Entferntesten an Quirinal und Vatikan, an Caserthe und Neapels königliches Schloß. Es ist wahrlich ein Ort des Exils.

Ungefähr in der Mitte der eigentlichen Stadt erhebt sich die Kathedrale St. Erasmo, deren Gründung man, ich weiß nicht aus welchem Grund, auf Kaiser Friedrich den Rothbart zurückführt, während sie, nach der modernen Inschrift am Seiteneingang, schon im Februar 1106 von Papst Paschalis II. geweiht ward. Trotz dieses ganz respectablen Ursprungs ist vom Innern nichts zu sagen, denn sie ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts umgebaut worden, und man weiß, was es mit der Kirchenarchitektur des vorigen Jahrhunderts selbst in Hauptstädten auf sich hat. Eine geschichtliche Merkwürdigkeit aber ist Don Juan de Austria's Weihefahne, welche er dieser Kirche ließ, als er nach der Lepanto-Schlacht in Gaeta landete.

Neben der temporären Wohnung König Ferdinands, schräg der Hauptwache gegenüber, führt ein breiter Weg die Anhöhe hinan, links zum Castell, rechts zum sogenannten Orlandothurm. Das Castell bildet eine sehr malerische Gruppe von Gebäuden, deren Umfang und Zusammenhang man aber dann erst ermessen kann, wenn man den dasselbe beherrschenden Berg zur Rechten hinansteigt. Die Mauern und Wälle des ältesten Theils dieser Bauten ziehen sich hart auf dem schroffen Abhange der Felsen hin, an deren Fuß tief unten die mächtig andringende Fluth brandet, welche die zerrissenen Steinmassen mehr und mehr ausgehöhlt hat und bei hoher See schäumend durch die Spalten eindringt, so daß man in geklüfteter mit dem Meer unterirdisch zusammenhängender Höhle, neben der die niedere Einsattlung zwischen den beiden Bergmassen seewärts vertheidigenden Batterie, tief unter seinen Füßen den Donner vernimmt und den weißen Gischt hoch aufspritzen sieht. (Schl. f.)

Miscelle.

London, 6. Febr. Im Schlosse Blenheim bei Woodstock ist Feuer ausgebrochen, welches zwar im Palaste selbst wenig Schaden anrichtete, der Kunst aber einen unersetzlichen Verlust zufügte. Das Feuer ergriff den Tizian-Saal, worin die herrlichen Bilder hingen, die Viktor Amadeus dem Herzoge von Marlborough zum Geschenk gemacht hatte. Es waren einige der besten Schöpfungen Tizian's unter den zerstörten Gemälden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 14. Sonntag den 17. Februar **1861.**

Zwei Universitätsfreunde.

Erzählung.

I.

Im Jahre 1773 bezogen zwei junge Männer die einzigen bewohnbaren Zimmer der alten baufälligen Rektorei in Combe-Warleigh, in einem der wildesten Theile einer westlichen Grafschaft, die damals nur dadurch merkwürdig war, daß man meilenweit nichts als unbebaute Moore und Hügel fand. Der Zimmer waren nicht viele; die Wohnung bestand nur aus zwei elenden kleinen Schlaf- und einem winzigen Wohnzimmer. Ein kleines Gebäude, welches sich an die äußere Mauer lehnte, diente dem Etablissement als Küche; und die Köchin, eine alte Frau von sechzig Jahren, zog sich allabendlich zu einer von dem Pfarrhause eine Viertelmeile entfernten Hütte zurück, wo sie seit vielen Jahren eine Dachstube bewohnte. Das Haus war ursprünglich von Latten und Mörtel erbaut und zeigte an einigen Stellen die Grundmauern, von denen das Wetter die äußere Umkleidung genommen hatte, und dies gab dem Gebäude ein Aussehen von Zerstörung und Verlassenheit, welches wohl zur Düsterheit der es umgebenden Landschaft paßte. Mit Ausnahme des schon erwähnten Landhäuschens und einer Anzahl Hütten um das verlassene Schloß des Herrn des Gutes, waren keine Häuser in der Gemeinde. Wie diese je zu der Ehre gekommen war, eine Kirche und Rektorei zu besitzen, hat noch Niemand entdeckt, denn es existirten keine Sagen und Traditionen, daß sie je volkreicher oder wohlhabender gewesen sey; —, aber sie war auch in der That nur dem Namen nach eine Gemeinde, denn seit hundert Jahren hatte kein Geistlicher dort gewohnt.

Der glückliche Besitzer der Pfründe war Vikar in einer Entfernung von fünfzehn Meilen nördlich, und hatte mit allen Zehnten das stattliche Einkommen von fast neunzig Pfund Sterling. Kein Wunder, daß an der Rektorei keine Reparaturen vorgenommen wurden — kein Wunder, daß der Geistliche seinen Gemeindekindern wenig Besuche machte. Nur an dem ersten Sonntag jeden Monats ritt er hinüber von seinem Wohnorte und las das Evangelium den Wenigen, die sich erinnerten, daß es der Tag des Herrn war, oder die die Einladung der zerbrochenen Glocke verstanden, welche von dem betrunkenen Schuhmacher (der auch die Funktionen eines Glöckners hatte) hin und her geschwungen wurde, sobald er den Hut des Pfarrers auf dem Hügel erblickte. Groß war also auch die Ueberraschung der Bevölkerung, und angenehm berührt das Herz des Rektors, als zwei junge Herren aus Oxford die Zimmer, die ich beschrieb, mietheten — sie einigermaßen wohnlich machten durch einen Wagen voll Möbeln aus Hawsleigh und mittheilten, daß sie ihres Studiums wegen die langen Ferien in dieser ruhigen Nachbarschaft zubringen wollten. Auch widersprach ihr Betragen dieser Aussage nicht. Ihr Tisch war mit Büchern, Landkarten und Lexika bedeckt, und nach ihrem einfachen Frühstück widmeten sie den ganzen Tag der Lektüre. Es waren zwei hübsche, intelligent aussehende junge Leute; Beide ziemlich in demselben Alter und von derselben Größe; aber mit einem Kontrast in Aussehen und Temperament, welcher wahrscheinlich das erste Glied in der innigen Freundschaft bildete, die sie vereinigte.

Arthur Hayning, ein paar Monate älter, war von einer mehr sich selbst vertrauenden Natur und einem festen Charakter. In ununterbrochener Anstrengung verfolgte er sein Werk, nie aufblickend, nie eine Bemerkung machend, selten selbst auf eine Beobachtung seines Freundes antwortend. Aber wenn die zum Schlusse seiner Studien angesetzte Zeit heranrückte, änderte sich sein Betragen. Er war dann fröhlicher, thätiger und gesprächiger als sein flüchtiger Gefährte. Die Bücher wurden fortgeräumt, der Schreibtisch zugeschlossen; mit einem dicken Stocke in der Hand, einem starken Hammer in der Tasche und einer Botanisirbüchse brach er auf, um die benachbarten Hügel zu untersuchen; während Winnington Harvey, mit einem grünen Gazenetz und unzähligen Stecknadeln bewaffnet, ihn auf seinem Gange begleitete, ihn dann und wann verlassend, um Schmetterlinge zu verfolgen, welche er kunstgerecht auf die Blätter seines Taschenbuchs geheftet triumphirend zurückbrachte. Wenn sie nach Haus zurückkehrten, bestand ihre Nachmittagsbeschäftigung darin, daß sie ihre Ausbeute ordneten. Arthur breitete auf dem thönernen Fußboden des Durchgangs die Felsstücke aus, die er auf seinem Spaziergange gesammelt hatte. Er zerbrach sie in ganz kleine Theile, prüfte sie mittelst seines Vergrößerungsglases, lösete sie zuweilen in Scheidewasser auf, kostete sie, beroch sie, und warf sie endlich fort. Nicht so der glücklichere Naturforscher; bei ihm war schon das Erlangen ein Glück, und die unglücklichen Opfer seines Netzes waren ihm eine beständige Quelle der Freude. Er sammelte sie in einem Kasten, schrieb ihren Namen so zierlich als möglich auf kleine Stücke Papier und legte seinen Schatzkasten weg, als wären es die ausgesuchtesten Exemplare von Rubinen und Diamanten.

„Was du für eine langweilige Beschäftigung hast", sagte Winnington eines Abends, „mit der meinigen verglichen. Du häufst alte Steine zusammen und sammelst Thonstücke, wühlst immer in Staub und Sand und erhebst nie deine Augen von dieser schmutzigen Erde, während ich fröhlich über Thal und Hügel gehe, meine Augen offen haltend für das erste Flügelschlagen eines schönen Schmetterlings, ihm folge in seinem schwankenden, glücklichen Fluge . . . ."

„Und ihn tödtest in Folterqual", unterbrach Arthur kalt.

„Aber das geschieht der Wissenschaft wegen. Ja, da ich ein Arzt werden will, ist es vielleicht zu meinem Glück . . . ."

„Und das rechtfertigt dich, ihn zu tödten?"

„Da kommst du wieder mit deiner deutschen Philanthropie, obgleich, beiläufig, die Liebe zu einem Schmetterling kaum diesen Namen verdient. Aber denke an den Beweggrund, denke an den Ruhm, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, ob die Gelehrten ein Geschöpf richtig beschrieben haben; denke an die Interessen, um die es sich handelt, und vor allen Dingen, und das sollte für dich bestimmend seyn, denke an die Freude meiner Cousine Lucy, welche ihre Sammlung so sehr vergrößert, und wenn du mit ihr verheirathet bist . . . "

„Lieber Winnington, halt' deinen Mund. Wie kann ich in die ferne Zukunft blicken? Ich habe nur hundert Pfund jährlich. Sie hat Nichts." Arthur seufzte, als er sprach.

„Wie viel hast du nöthig? Wann erwartest du, reich genug zu sein?"

„Wenn ich das Dreifache meines jetzigen Vermögens habe — und wer kann sagen, wann das seyn wird? Ich kann plötzlich einen Schatz entdecken, dem Aladin's ähnlich, und dann, Winnington, wird mein Glück vollkommen seyn."

„Ich denke, dann hättest du erst mit dem Zauberer Bekanntschaft machen, oder selbst den Ring erlangen sollen, ehe du um ihre Hand warbst," sagte Winnington Harvey mit verändertem Tone; „sie ist das hübscheste Mädchen in der Welt, und liebt dich von ganzem Herzen; aber wenn du warten willst, bis der Reichthum kommt . . . ."

„Dann wird sie auch willig und gern warten, das hat sie mir gesagt. Ich liebe sie mit der Frische eines Herzens, welches vorher nie etwas Anderes geliebt hat. Ich liebe dich auch, Winnington, um ihretwillen; und wir sollen lieber nicht von dem Gegenstande sprechen, ich höre deine beständigen Einwände gegen meine Verlobung nicht gern."

Winnington unterwarf sich, wie gewöhnlich, der Ueberlegenheit seines Freundes und war zärtlicher als je gegen ihn, als wolle er die Erinnerung von dem, was er gesagt, in seinem Gedächtniß auslöschen. Sie arbeiteten schweigend weiter und untersuchten Steine und spießten Schmetterlinge bis spät Abends.

„Werde nicht besorgt, Winnington", sagte Arthur, als er seine Nachtlampe anzündete, „ich bin einundzwanzig, Lucy noch nicht neunzehn Jahre alt. Der Genius der Wunderlampe wird uns zu Gebote stehen, ehe wir sehr alt sind, und du sollst Zimmer in dem Palaste haben und Leibarzt der Prinzessin seyn."

„Mit einem Gehalt von zehntausend Pfund und freier Station."

„Und einem Sitze zu meiner Rechten, so oft ich mich zum Mahle niederlasse."

„Gut. Das ist abgemacht", sagte Winnington lachend. Und sie trennten sich für die Nacht.

Geologie war zu jener Zeit in England noch keine anerkannte Wissenschaft. Aber Arthur Hayning hatte mehrere Jahre in Deutschland gelebt, wo sie schon lange als ein Hauptzweig einer nützlichen Bildung galt. Da gab es Lehrstühle der Erdschichtenkunde, unterstützt durch Schenkungen der Regierung, Bergschulen, sowohl theoretisch als praktisch, wo nur die Natur des Bodens mineralischen Reichthum versprach. Hayning war eine Waise, der Sohn eines Dorfwundarztes, welcher die Summe von zweitausend Pfund erspart hatte. Er war der Vormundschaft eines Freundes seines Vaters überlassen, der im Handel nach Hamburg beschäftigt war, und dieser schickte ihn früh zu einem protestantischen Geistlichen in Preußen. Der Prediger sprach in seinen Briefen so viel von den außerordentlichen Talenten seines Zöglings, daß der Vormund sich entschloß, ihm ein besseres Feld zu ihrer Geltendmachung zu geben, als die Universität Jena ihm bieten konnte; er ward in eine der öffentlichen Schulen Englands gebracht, und von dort mit den höchsten Erwartungen seiner Freunde und Lehrer, zwei Jahre früher, als unsere Erzählung beginnt, nach **Kollege in Oxford gegangen. Hier machte er die Bekanntschaft von Winnington Harvey, und durch ihn hatte er, als er ihn zu Haus in Warwickshire besuchte, Lucy Mainfield, die einzige Tochter seiner verwittweten Tante, kennen gelernt, mit keinem Vermögen als ihrer unübertroffenen Schönheit und einem edeln, ehrlichen, offenen und liebenden Herzen, welches auf Arthur vielleicht deßhalb einen Eindruck machte, weil es mit dem seinigen in mancher Beziehung contrastirte.

Einige Wochen setzten die beiden jungen Männer ihre Lebensweise unverändert fort. Studium den ganzen Tag, Geologie und Naturgeschichte Abends. Ihr Weg führte sie sehr selten durch das Dorf von Combe-Warleigh; aber bei einer Gelegenheit, da sie sehr weit umhergestreift waren und sich verspätet hatten, schlugen sie einen nähern Heimweg ein und gingen vor dem Wohnhause des Squire vorüber. Es brannte ein Licht in dem Wohnzimmer, und der poetische Winnington ward durch den Anblick angezogen.

„Ich habe von Menschen gelesen", sagte er, „welche den Schatten eines schönen Mädchens am Vorhange sahen, und aus Liebe zu ihr starben, obgleich sie nie mehr von ihr kennen lernten — wäre es nicht seltsam, wenn Squire Warleigh zurückgekehrt wäre mit einer jungen und schönen Tochter und wenn ich ihre Gestalt deutlich wie ein Bild auf dem Vorhange zurückgeworfen sähe, und . . . ."

„Aber es ist kein Vorhang da", unterbrach Arthur, „komm!"

„Ha, warte", rief Winnington, seine Hand auf Arthur's Schulter legend, „sieh' dorthin!"

Sie blickten hin und sahen ein Mädchen, welches zwischen sie und das Licht trat; langes Haar fiel ihr auf die Schultern, sie hielt einen Strohhut in der Hand, ihr Kleid umschloß knapp die Gestalt.

„Wie schön!" sagte Winnington flüsternd. „Sie ist ausgewesen. Was thut sie? Wer ist sie? Wie heißt sie?"

Die Erscheinung wandte sich halb um und zeigte ihre Züge im Profil. Ihre Lippen schienen sich zu bewegen, sie lächelte sanft und verschwand plötzlich aus dem Gesichtskreise.

Winnington blieb mit offenem Munde stehen, seine weit geöffneten Augen starrten noch immer auf das Fenster.

„Ein ziemlich hübsches Mädchen," sagte Arthur kalt; „aber komm, die alte Frau möchte gewiß gern nach Hause gehen; überdieß bin ich auch hungrig."

„Ich will nie wieder hungrig werden," sagte Winnington, noch starr und unbeweglich. „Du kannst gehen, wenn du willst. Hier bleibe ich in Hoffnung auf einen zweiten solchen Anblick."

„Gute Nacht denn," erwiderte Arthur und ging schnell weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Gaeta.

(Schluß.)

Die äußeren Mauern der alten Veste nehmen schon ziemlich tief ihren Anfang: ein wie es scheint dem fünfzehnten Jahrhundert angehörendes Thor läßt in dieselbe ein, und ein stillansteigender Weg führt auf der Nordseite in die Höhe zwischen mittelalterlichen Mauern, von gewaltigen aus dem Felsen hervorwachsenden, nach oben stark sich verjüngenden Thürmen flankirt, mit Gitterfenstern und Vorsprüngen und von Gesträuch und wuchernden Pflanzen überhangen. Zwei große Quadrate mit inneren Höfen, auf verschiedenen Niveaux, bilden die Hauptwerke, das untere größtentheils aus der Zeit Alfon's von Aragon, das obere, von Karl V. von schlanken mit schönem Zinnenkranz versehenen runden Thürmen überragt, auf altem Unterbau, vielfach umgestaltet in neuerer Zeit. Nicht so spä en Jahren aber gehört die Anlage von Gaeta's Befestigung an. Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen baute hier eine feste Burg, von welcher aus er im Jahr 1229 sich gegen den Bann verwahrte, welchen Papst Gregor IX. über ihn ausgesprochen hatte. Diese Burg ward in dem Krieg zerstört, welcher zwischen Kaiser und Papst ausbrach, ein Krieg, in dessen Verlauf Gaeta's Bewohner ihrem Herrscher nicht Treue bewahrten, was von ihm geahndet ward, als er die Stadt von Neuem nahm. Die Anjous sodann mehrten die Befestigungswerke, bis Alfonso, Neapels erster König spanischen Stamms, die gegenwärtige Veste anlegte. . . .

Kaiser Karl V, zu Neapels ruhigem Besitz gelangt, mehrte die Werke bedeutend und legte, wohl einsehend, daß ohne die vollständige Befestigung des Monte Orlando von Vertheidigung gar nicht die Rede seyn könne, die regelmäßigen Werke an, welche die beiden Felsenmassen einschließen, und heute noch, nach vielen einzelnen Umänderungen und Zusätzen, der Hauptsache nach bestehen. „Die Mauern der Veste", sagt der General Pietro Colletta in seiner Geschichte Neapels unter den Bourbonen, „folgen dem Abhange des Terrains, und ziehen sich folglich stufenförmig und als Wehren auf beiden Seiten bis zu den äußersten Punkten, Basteien, Cortinen, vorspringende und zurücktretende Winkel bildend, so daß jede Stelle vertheidigt ist: die moderne Wissenschaft hat da gearbeitet, wenn gleich nicht ganz nach den Regeln, da die Beschaffenheit des Erdreichs ihr zu hinderlich war. Ich möchte diese Werke weder vollkommen noch verächtlich nennen: es gehört Kriegskunde dazu, sie zu vertheidigen wie sie zu erobern. Auf der Landseite verstärkt eine zweite Linie die erste, und zwei Gräben, zwei gedeckte Gänge, mehrere Waffenplätze schützen sie. Auf zwei Punkten bloß ist es leichter, der Veste beizukommen: an der sogenannten Citadella, Alfonso's Kastell, und bei der Breschbastei, die von ihrem Unglück den Namen erhalten. Der Rest der Umschließungswerke ist in harten Kalkfelsen gehauen."

Zwei Belagerungen in neuerer Zeit haben Gaeta als Festung Ruhm gebracht. Die erste vom Jahr 1734 in dem Kriege, welcher das Königreich beider Sizilien dem Infanten Don Carlos von Spanien, Philipps V. zweitem Sohn und Herzog von Parma, gab und so die gegenwärtige Bourbonische Dynastie begründete. Nur fünfzehnhundert Mann, theils Deutsche, theils Neapolitaner, unter dem Grafen v. Tattenbach lagen in der Veste: sechzehntausend Spanier unter dem Herzog v. Liria-Fitzjames, König Jakobs II. Stuart Enkel, unternahmen die Belagerung, welche später der Herzog von Montemar, endlich König Karl in Person leitete. Der Platz ergab sich, nachdem Bresche geschossen war. Viel bekannter aber ist die Belagerung vom Jahr 1806, als Joseph Napoleon dem König Ferdinand sein Reich zu entreißen kam, und inmitten der allgemeinen Entmuthigung nach wiederholten Niederlagen nur Landgraf Ludwig v. Hessen-Philippsthal mit etwa viertausend Mann Gaeta gegen Marschall Massena hielt. Von Anfang Februar bis zum 18. Juli währte die Einschließung, anfangs ohne großen Erfolg. „Denn," so erzählt Colletta, ein sicherer Gewährsmann, „die Belagerer mußten sich zugleich vor den Batterien der Basteien schützen und vor denen der Flotte, welche, vier englische Kriegsschiffe, sechs Fregatten, dreißig Kanonenboote zählend, längs der Küste segelnd Lager und Approchen in der Flanke bestrich. In der Stadt aber mehrte sich die Truppenzahl, war Ueberfluß an Kriegsbedarf und Lebensmitteln, brachten frische Schaaren Ersatz für ermüdete und kampfunfähige, boten sicilische und englische Fahrzeuge sichere Zuflucht. So litt die Besatzung nicht an den herkömmlichen Uebeln der Belagerungen: Mangel an Nahrung und Ruhe, Mangel an Vorsorge für Gesundheit und Leben. Und die Kraft der Truppen ward gewahrt durch die Entschlossenheit und Tapferkeit des Prinzen v. Philippsthal, der den Oberbefehl führte: wäre seinem kriegerischen Sinn die militärische Erfahrung gleichgekommen, so würde der Widerstand noch länger gewesen seyn und blutiger." Der Landgraf Ludwig war 1791, als der Revolutionskrieg schon Italien bedrohte, mit andern deutschen Prinzen in neapolitanische Dienste getreten. Mehrere Monate lang hielt er Gaeta ohne Wanken, bis eine tödtlich geglaubte Wunde ihn zwang, das Kommando abzugeben und sich wegbringen zu lassen. Der ihn ersetzende Oberst Sturz kapitulirte, nachdem achtzig schwere Geschütze zwölf Tage gebraucht hatten, an zwei Stellen praktikable Breschen zu schießen, und der Sturm beschlossen war. Die Besatzung, noch 3400 Mann, erlangte freien Abzug nach Sizilien. „Gaeta," bemerkt Colletta, „hätte sich ungeachtet der Gefahr seiner Lage sicherlich nicht ergeben, wenn der tapfere Philippsthal noch in der Veste war."

Hätte der Prinz von Hessen eines neuen Titels bedurft, der eines Herzogs von Gaeta wäre ihm mit anderm Recht zugekommen als dem Napoleonischen Finanzminister Gaudin. Er starb zu Neapel 1816 im 49. Jahre: ein Denkmal ward ihm in der Veste errichtet, an der Stelle, wo diese den feindlichen Geschossen am meisten ausgesetzt ge-

wesen war und er furchtlos ihnen sein Leben preisgegeben hatte. . . .

So weit Reumont, der noch eine Menge Untersuchungen über Kunst und Alterthum, sowie Details über den Besuch des Papstes anhängt. Bekanntlich hat Ferdinand II. die letzte Zeit seines Lebens viel in Gaeta zugebracht, und die dortigen Festungswerke noch sehr vermehrt. Für ihn zwar trat die Nothwendigkeit, dort eine Zuflucht zu suchen, nicht mehr ein, desto mehr aber für seinen jedenfalls an den Verwicklungen der letzten zwölf Jahre unschuldigen Sohn, der an der Seite seiner Gemahlin nun den Kampf um seinen Thron auf den Trümmern seines Reiches kämpft.

Würzburger Stadttheater.

Freitag, 15. Febr. Nachdem uns in dieser Saison mehrere Mal die Travestie „Tannhäuser und die Keilerei auf der Wartburg" mit der Binder'schen Musik vorgeführt wurde, brachte uns der heutige Abend die eigentliche Wagner'sche Oper: „Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg". Die Oper war recht fleißig einstudirt und wurde mit großer Sorgfalt aufgeführt; daß dessen ungeachtet noch manche Mängel hervortraten, hatte seinen Grund theils in den großen Schwierigkeiten, welche die Opposition im Allgemeinen wie im Einzelnen bietet, theils in der mangelhaften Besetzung. Wenn, um nur Einiges zu erwähnen, die Violinen immer nicht zahlreich genug besetzt sind, um dem in den neueren Opern massenhaft verwendeten schweren Geschütz der Posaunen und Bombardone ꝛc. gegenüber durchzudringen, so muß dieser Mangel in der heutigen Oper noch fühlbarer hervortreten, weil die geringe Anzahl häufig durch mehrstimmige Theilung noch mehr geschwächt ist. Die in der Ouverture und in der Oper häufig wiederkehrenden Violinfiguren sind zwar recht schwer und ermüdend, waren aber auch nicht gleichmäßig zusammengeübt; überdies wurde der Eine oder Andere bald müde und spielte statt der immer zum nächsten Tone abwärts geschliffenen Sechzehntel von Ton zu Ton abwärts nur Achtel, und dadurch wurde die Ungleichmäßigkeit in diesen Figuren noch größer. Im Uebrigen aber müssen wir, abgesehen davon, daß zu Anfang die Holzblasinstrumente nicht genau zusammenstimmten, dem ganzen Orchester und dem Hrn. Kapellmeister unsere volle Anerkennung aussprechen. Die Pilgerchöre gingen auch gut, wenigstens besser, als wir sie früher oft hören mußten; dagegen hätte der Chor der Sirenen in der Venusgrotte und später hinter der Scene besser seyn können; die ersten Stimmen konnten die Höhe nicht erreichen (so auch später Frl. Schwarzer in der Rolle des Hirten), und sangen deßhalb zu tief, und die Mittelstimmen falsch; namentlich kam es der dritten Stimme auf einen halben Ton gar nicht an, ob as oder a. Da man gerade diese Stelle: „Naht auch dem Lande" u. s. w. zur Erleichterung halb so langsam nahm, als vor und nachher das Orchester spielt, so hätte sie viel deutlicher und reiner gesungen werden können. — Die Ensemble's, besonders die Finale des ersten und zweiten Aktes, und die Hauptrollen waren sehr befriedigend; namentlich müssen wir erwähnen Frau Leinauer, die uns im zweiten Akt durch Kraft und Feuer, im dritten Akt durch Innigkeit und Zartheit ihres Gesanges besonders gefiel, Hrn. Carlschulz, welcher nicht blos das Lied an den Abendstern, sondern auch seine Rolle im zweiten Akt beim Sängerkrieg ganz befriedigend sang, und Hr. Dr. Liebert, welcher zwar einige Mal seine Stimme überbot, dagegen aber eine seltene Kraft und Ausdauer in der besonders anstrengenden Partie bewies und die Erzählung im dritten Akt sehr gut vortrug. —C.—

‖ Würzburg, 15. Febr. Würzburgs Bewohner haben dem gefeierten Künstler Emil Devrient durch den zahlreichen Besuch am vorigen Donnerstag auf's Neue bewiesen, wie hoch sie seine Vorzüge zu schätzen wissen, und gleichfalls hat sich hier auf's Neue der Satz bewährt, daß die wahre Kunst nichts verliert, wenn das Publikum mit ihren Schöpfungen vertrauter wird, sondern daß im Gegentheil sie erst in Folge davon recht anerkannt, in ihrem vollen Umfang gewürdigt wird. Als Rubens ließ uns Devrient wieder jenen edlen Anstand bewundern, den er namentlich als Essex gezeigt hatte, und der — ganz abgesehen von Spiel und Deklamation — seine Erscheinung an und für sich schon so ästhetisch wohlthuend macht. Die Doppelrolle, in der er auftrat, bot uns zugleich Gelegenheit, seine ausnehmende Geschicklichkeit in der Wahl der Maske und die Gewalt, die er über seine merkwürdig biegsame Stimme hat, sowie die Wahrheit und den Ausdruck seiner Mimik zu bewundern. Auch die Mitglieder der hiesigen Bühne gaben sich wieder alle Mühe, Gutes zu leisten, und in der That konnte man mit ihnen wohl zufrieden seyn. Namentlich verdient Frl. Wulff hervorgehoben zu werden, deren Spiel und Mimik den Kampf der Gefühle und den zu deren Bemeisterung nöthigen Kraft-Aufwand trefflich ausdrückten. Die beiden neuen Mitglieder unserer Bühne, die HH. Nowal und Flüggen, traten gestern zum zweiten Mal und nebeneinander auf, so daß man nicht nur weiteren Stoff zum Urtheil über ihre Fähigkeit, sondern auch eine gute Gelegenheit hatte, einen Vergleich zwischen ihnen anzustellen. Dieser fällt nun unseres Bedünkens zu Gunsten des Herrn Flüggen aus; sein Vortrag bekundete, daß er denkt, daß er in den Geist seiner Rolle eindringt, und wenn auch seinem Spiel noch die erforderliche Beweglichkeit, Leichtigkeit und Abrundung fehlt, so wird sich das durch Fleiß und Uebung allmälig wohl erwerben lassen. Hr. Nowal hingegen scheint uns schon Routine zu haben, aber eine Routine, die sich eben nur auf die Aeußerlichkeit beschränkt, die nur auf der Oberfläche haftet, nur angelernt ist, und welcher das wahre Verständniß des darzustellenden Charakters fremd bleibt. Wenn dies Urtheil etwa zu hart seyn sollte, wird es uns freuen, durch andere Leistungen Anlaß zu bekommen, es zu berichtigen.

Miscelle.

Von Emanuel Geibel's Gedichten ist jetzt die 51. Auflage erschienen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 15. Mittwoch den 20. Februar 1861.

Zwei Universitätsfreunde.

(Fortsetzung.)

Wie lange der erstaunte Winnington dort stehen blieb, kann ich nicht sagen. Es war spät, als er in der Rektorei ankam. Die alte Frau war, wie ihm Arthur gesagt, nach Hause gegangen, Arthur ließ ihn ein.

„Nun!“ fragte Arthur, „hast du die Unbekannte gefunden?“

„Ich weiß Alles, aber um's Himmels willen, etwas Brod und Käse. Ist noch welcher da?“

„Ich glaubte, du wolltest nie wieder hungrig werden.“

„Nur der Körper hat diese Bedürfnisse. Meine Seele ist für immer gesättigt. Diesen Trunk für Ellen Warleigh!“ und er leerte den Becher auf einen Zug.

„Des Squire's Tochter?“

„Sein einziges Kind. Sie sind einige Jahre auf dem Kontinent gewesen und vor vierzehn Tagen zurückgekehrt. Ihr Vater und sie leben in jenem verlassenen Hause.“

„Er wird es jetzt wohl ausbessern,“ sagte Arthur.

„Er kann's nicht. Er ist so arm wie wir. Und ich freue mich darüber,“ erwiderte Winnington und fuhr im Verspeisen seines Brodes mit Käse fort.

„Er hat ein ungeheures Gut,“ sagte Arthur fast zu sich selbst. „Combe-Warleigh muß aus Tausenden von Morgen bestehen.“

„Von Haide und Hügeln. Nicht 300 Pfund hat er jährlich. Ueberdies war er verschwenderisch in seiner Jugend. Ich traf den Schuhmacher am Thore und er theilte mir Alles mit. Ich möchte wohl wissen, ob sie die Schmetterlinge liebt,“ fügte er hinzu, „es müßte köstlich seyn, sie zusammen zu fangen.“

„Unsinn, Junge, beendige dein Abendessen und geh' zu Bett. Zerbrich dir den Kopf nicht, ob sich ein Mädchen für Schmetterlinge interessirt oder nicht, dessen Vater nur dreihundert Pfund jährlich hat, und früher verschwenderisch war.“

„Wie weise du für andere Leute bist!“ sagte Winnington. „Wie viel hundert Pfund hatte Lucy's Vater? Nichts als seine Pfarrstelle und die tausend Pfund, die er mit Tante Johanna bekam.“

„Aber Lucy liebt die Schmetterlinge sehr, wie du weißt, und das ist eine Entschädigung bei der Armuth,“ sagte Arthur lachend. „Das einzige Werthvolle, was ich an ihnen sehe, sind ihre goldenen Flügel.“

Die beiden Gefährten waren jetzt nicht mehr so beständig zusammen, als früher. Ihre Studien veränderten sich nicht, aber ihre Abendbeschäftigungen wurden verschieden. Der Geologe setzte seine Untersuchungen in den Bergen fort; der Naturalist schien zu glauben, daß der Schmetterling ein in Schaaren lebendes Insekt geworden sey und die Dörfer bewohne. Er schwieg über das Resultat seiner Ausflüge und brachte sehr wenig Exemplare heim. Aber seine Stimmung wurde sanfter als je; seine Güte gegen den betrunkenen Schuhmacher war außerordentlich. Seine Besuche bei verschiedenen alten Frauen im Dorfe waren häufig und lang. Was für ein guter junger Mann er war! — wie aufmerksam gegen die Kranken! — und erst einundzwanzig Jahre alt! — An dem ersten Sonntage des Monats wartete er an der Thür, um den Rektor zu empfangen. Er half ihm vom Pferde und führte das Thier in den Haufen Ruinen, welche man einen Stall nannte. Er ging mit ihm in die Kirche. Er sah während des ganzen Gottesdienstes nach dem Sitze des Squire's, aber er war leer. Er begleitete den Rektor durch's Dorf und erzählte ihm auf ganz unbefangene Weise von der Rückkehr der Familie.

„So weit bin ich,“ sagte er, als er spät Abends nach Haus kam. „Ich kenne sie beide. Der Vater ist ein herrlicher alter Mann. Er behielt mich und den Geistlichen zum Mittagessen — und Ellen! es gab nie vorher ein so reizendes Geschöpf, und, Arthur, sie liebt die Schmetterlinge und fängt sie in einem grünen Gaze-Netz, und hat eine sehr gute Sammlung, besonders Nachtfalter. Das ist der Grund, warum sie so spät aus war an jenem Abend, als wir sie am Fenster sahen. Sie waren sehr freundlich, sie wußten von unserm Hierseyn, und Ellen dankte mir für meine Güte gegen die armen Leute. Ich schämte mich ordentlich.“

Die Augen des jungen Mannes glänzten vor Entzücken; seine Stimme zitterte; er fühlte das kalte Auge seines Freundes auf sich geheftet und erröthete.

„Du siehst aus, als schämtest du dich,“ sagte Arthur, „und es thut mir leid, daß du ihre Bekanntschaft gemacht hast. Es wird dem Zwecke deines Hierseyns hinderlich seyn.“

„Ach, und ich sagte ihr, du seyest ein vollkommener Deutscher, sie versteht die Sprache, und ich sagte ihr, du würdest ihr von deinen Büchern leihen, welche sie wählen würde.“

„Was!“ rief Arthur, in plötzlichem Aerger aufspringend, „welches Recht hatten Sie, Sir, ein Anerbieten dieser Art zu machen? Ich würde ihr keinen Band leihen, um ihr

Leben, um deines, um irgend ein Leben der Welt zu retten. Sie soll keins haben — ich würde sie lieber verbrennen!"

„Arthur!" sagte Winnington erstaunt. „Was macht dich so zornig? Ich wollte dich gewiß nicht beleidigen. Ich will ihr sagen, daß du deine Bücher nicht gern verleihst; es thut mir leid, daß ich es gegen sie erwähnte, — aber ich will um Entschuldigung bitten und dich nie wieder darum ersuchen."

„Ich war thöricht, wegen einer Kleinigkeit so hitzig zu werden," sagte Arthur wieder gefaßt, „es thut mir leid, deiner Freundin nicht den Gefallen thun zu können, aber ich kann wirklich keinen einzigen Band entbehren; und überdieß," fügte er mit einem schwachen Lachen hinzu, „handeln sie auch alle von Metallurgie und Bergbau."

„Das sagte ich ihr", antwortete Winnington, „und sie ist sehr neugierig, sie zu sehen."

„Das thatest du?" rief Arthur, wieder glühend vor Zorn. „Du hast dich wie ein Narr oder Bösewicht betragen — eins oder das andere, es ist mir gleich welches. Du hättest wissen sollen, ohne daß ich es dir sagte, daß die Bücher heilig sind. Wenn das Mädchen Deutsch kann, so mag sie des alten Gottsched Schauspiele lesen. Sie soll keine Seite meiner Bücher sehen."

Winnington schwieg bei diesem Ausbruche, theils vor Erstaunen, theils vor Kummer, aber der Schmerz überwog.

„Ich habe dich zwei Jahre lang gekannt, Hayning", sagte er; „als wir uns zum ersten Mal sahen, liebte und bewunderte ich dich. Ich erkenne deine Ueberlegenheit in allen Dingen an, deine Energie, dein Talent, deine Kenntnisse. Ich fühlte Vergnügen, deine Größe zu fassen und war stolz, dein Freund zu seyn. Ich weiß, daß du mich verachtest, denn ich bin ein schwacher, sanguinischer, weibischer Bursche; — aber ich wußte nicht, daß du mich hassest. Morgen werde ich dich verlassen und wir werden uns nicht wieder sehen." Er wollte aus dem Zimmer gehen.

„Ich meinte nicht, was ich sagte", antwortete Arthur mit leiser Stimme, „ich verachte dich nicht. Ich hasse dich nicht. Ich bitte dich um Verzeihung — willst du mir vergeben, Winnington?"

„Ach, selbst wenn du mich tödtetest", schuchzte Winnington, Arthur's kaum ausgestreckte Hand ergreifend; „ich weiß, ich bin thöricht; aber ich liebe Ellen Warleigh und würde ihr Alles geben, was ich besitze."

„Das ist nicht viel", sagte Arthur, immer noch düster, „und wird nie viel seyn, wenn du dein Herz beständig auf dem Aermel trägst."

„Du vergißt, daß ich keinen eigenen Reichthum gebrauche", meinte Winnington fröhlich, „ich soll Arzt des Prinzen und der Prinzessin in Aladin's Palast werden und immer dir zur Rechten sitzen, wenn du den Adel bewirthest. So gib mir die Hand und schlaf wohl."

„Aber Ellen wird meine Bücher nicht bekommen", sagte Arthur, sich an den Tisch setzend und ein Buch vor sich hinlegend, „ich würde dich nicht auf eine Stunde verleihen", fügte er, als er allein war, hinzu, das Buch streichelnd, „nein, selbst nicht an Lucy Mainfield."

II.

August und September verflossen und der Oktober begann. Arthur vermied die Warleigh's so viel er konnte; Winnington war beständig in ihrem Hause. Die Freunde wurden sich fremder. Aber bei dem Jüngern machte diese Entfremdung keinen Unterschied in dem Gefühl der Zuneigung, welche er immer für Arthur empfunden hatte. Er ward indeß verletzt durch die Veränderung, die er in seinem Betragen bemerkte. Er war verletzt über seine auffallende Vermeidung des Squire und seiner Tochter. Er war auch verletzt über das tiefe Schweigen, welches Arthur jetzt in Bezug auf seine Cousine Lucy beobachtete. Er sah ihre Briefe zuweilen einen ganzen Tag uneröffnet liegen, statt daß sie sonst hastig und eifrig geöffnet wurden, wenn die unregelmäßige Post sie an der Thür abgab. Er war außerdem verletzt über viele andere Dinge, die zu unbedeutend waren, um erwähnt zu werden, zu unbedeutend, um ausgesprochen zu werden, aber alle fühlbar für sein empfindliches Freundesherz. Ohne irgend eine sichtbare Verbesserung in Arthur's Vermögen und Aussichten, war es doch augenscheinlich, daß seine Ansprüche immer mehr stiegen. Eine seltsame Verachtung der Armuth mischte sich in sein Streben nach Reichthum. Auf ein Einkommen, welches früher seine Wünsche befriedigt haben würde, sah er jetzt mit Verachtung und auf die Besitzer desselben fast mit Haß. Die letzten Worte, die Winnington in Bezug auf Lucy von ihm gehört, waren: daß eine Heirath unmöglich sey ohne tausend Pfund Einkommen. Und woher sollte die Summe kommen? Lucy hatte höchstens jährlich fünfzig Pfund zu erwarten, er hatte hundert Pfund — und doch verachtete er die Warleigh's, als wären sie Bettler; — obgleich sie in jenem billigen Lande und zu jener billigen Zeit von einem Einkommen von dreihundert Pfund bequem, ja fast mit Luxus lebten.

Winnington dachte nicht an den folgenden Tag, aber er liebte Ellen Warleigh, ohne zu bedenken, ob sie reich oder arm sey. Es ist wahrscheinlich, daß Ellen nicht mehr rechnete als Winnington, denn es ist gewiß, daß ihre Gefühle für ihn sich nicht nach seinem irdischen Vermögen richteten, — vielleicht kannte sie selbst ihre Gefühle für ihn nicht, aber sie fand ihn reizend und ging mit ihm, Schmetterlinge suchend, über die einsamen Haiden. Sie fanden sehr oft keinen auf ihren vierstündigen Ausflügen, und kehrten doch so zufrieden heim, als hätten sie die seltensten Exemplare auf jedem Busche gefunden. Getäuscht in ihren Bestrebungen durch die boshafte Abwesenheit aller Motten und Schmetterlinge, fingen sie an — um doch etwas zu thun zu haben — Botanik zu treiben. Die köstlichen Ausflüge, die sie machten, um eine besondere Art Haide zu finden! Die Freude, die sie erfüllte, wenn sie eine Gruppe wilder Blumen fanden, sie in ein Körbchen sammelten, sie mit nach Haus brachten und Mr. Warleigh mit dem Klange ihrer lateinischen Namen in Verwunderung setzten! Welche neue Würde die gewöhnlichsten Dinge unter dem Klange ihrer prachtvollen Namen erhielten! Wie respektabel die Nessel ward, wenn sie Urtica genannt wurde, und wie viel größer war noch das Glück, wenn eine Blume für eine Kryptogame erklärt werden konnte!

„Sieh', welch' sonderbare Wurzel dieser Ginster hat," sagte Winnington eines Abends, als er vom Schlosse zurückkehrte und die Pflanze auf den Tisch legte.

Arthur sah kaum von seinem Buche auf und gab eine kurze Antwort.

„Ellen und ich mußten zehn Minuten lang unsere ganze Kraft aufbieten, um sie mit den Wurzeln herauszuziehen. Wir hatten kein Messer, sonst hätte ich einfach den

Stiel abgeschnitten; aber sieh', jetzt, da das Licht darauf fällt, welch' sonderbar glänzende Erde es da wird; mit seltsamen kleinen Steinen zwischen den Adern! Sahst du je etwas Aehnliches?" Arthur hatte während dieser Rede seine Augen auf den Strauch geheftet — er streckte die Hand aus und berührte die Erde, die noch an den Wurzeln hing — er führte etwas davon an seine Lippen — sein Gesicht wurde todtenblaß.

„Wo fandest du das?" fragte er.

„Dort bei dem Wasserfall, nicht hundert Yards von hier."

„Auf wessen Lande? Auf dem des Squire?" fragte Arthur mit glühenden Lippen und noch auf den Ginster blickend. „Weiß Warleigh hievon?" fuhr er fort, „oder der Geistliche? Winnington! Niemand darf es erfahren, sage Ellen, daß sie schweigt, aber sie ahnt es vielleicht nicht. Ahnt sie?"

„Was? Was soll sie ahnen, lieber Arthur! — Glaubst du nicht, daß du zu viel arbeitest", fügte er hinzu, mitleidig auf das weit offene Auge und auf die bleiche Wange seines Freundes blickend, „du mußt deine Studien für ein paar Tage aufgeben. Komm mit uns morgen zu einem botanischen Ausflug; Mr. Warleigh geht auch mit."

„Um ihm die Früchte aller meiner Gelehrsamkeit zu geben", murmelte Arthur ärgerlich, „von Allem, was ich auf dem Harze lernte; um ihm zu sagen, wie er es machen soll, und selbst ein Bettler zu bleiben. — Nein!" sagte er laut, „ich will ihn nie sehen! Was dieses elende Kraut betrifft", fuhr er fort, den Ginster in Stücke reißend und diese verächtlich in's Feuer werfend, „es ist Nichts; du bist toll, deine Schmetterlinge aufgegeben und dich einem so lächerlichen Studium hingegeben zu haben. Geh' dort nicht mehr hin — da!" er stampfte ärgerlich mit dem Fuße darauf, „wie feucht es ist, das Feuer hat wenig Kraft!"

„Du interessirst dich nie für etwas, was ich treibe, Arthur. Ich weiß wahrhaftig nicht, womit ich dich beleidigt habe. Ich weiß, daß der Ginster nur ein unbedeutendes, gewöhnliches Gewächs ist, aber ich hielt die Art und Weise, wie seine Wurzeln beladen waren, für seltsam. Ellen wird vielleicht enttäuscht sein, denn wir beabsichtigten, ihn in ihrem Garten zu pflanzen, und ich bat sie nur, ihn dir zeigen zu dürfen, weil er mir auffiel. Komm, gib deine Bücher und dein Lernen für einen Tag auf. Wir müssen in einer Woche nach Oxford gehen, und ich möchte, daß du die Warleigh's erst genauer kennen lerntest."

„Ich gehe nicht nach Oxford zurück," sagte Arthur, „ich lasse meinen Namen aus den Büchern streichen."

Winnington war erstaunt und unangenehm berührt. „Wir versprachen, auf dem Rückwege meine Tante zu besuchen," antwortete er; „Lucy wird betrübt und enttäuscht seyn."

„Ich werde ihr schreiben und Alles erklären, ich bin ihr noch einen Brief schuldig."

„Hast du den Brief noch nicht beantwortet? Er kam vor einem Monate", fragte Winnington; „o, wenn Ellen Warleigh mir schreiben wollte, oder mir erlaubte, ihr zu schreiben, wie würde ich auf ihre Briefe warten, wie würde ich sie von früh bis spät beantworten!"

„Sie würde dich dann für einen etwas lästigen Korrespondenten halten", entgegnete Arthur, auf das Verschwinden des Ginsters wartend, dessen letzten Theile lustig knisternd zum Kamin hinausfuhren. „Lucy weiß, daß ich besser beschäftigt bin, als ihr wieder und immer wieder zu sagen, daß sie mir das Liebste ist auf der Welt — und daß ich mich nur nach Reichthum sehne, um sie mein nennen zu können. Ich werde bald reich seyn, sage ihr das. In drei Tagen werde ich mündig, dann kommt die elende Summe, welche mein Vormund jetzt verwaltet, in meine Hände; ich werde sie vertausendfachen, und dann . . ."

„Dann wird der Palast gebaut werden," sagte Winnington, welcher nicht lange ärgerlich seyn konnte, „und der Platz zu deiner Rechten wird für deinen Leibarzt bereitet werden — der dir indeß jetzt verordnet, ruhig zu Bette zu gehen, denn du hast deinen Geist überarbeitet, und deine Gesundheit, lieber Arthur, ist nicht ganz fest."

(Fortsetzung folgt.)

Garibaldi's Schädel nach Gall's System.

Ein italienischer Arzt Namens Riboli, eifriger Anhänger von Gall's Schädellehre, hat die bekannte Langmuth und Freundlichkeit Garibaldi's benutzt, um — ihm den Schädel zu untersuchen. Dieser Arzt veröffentlicht nun in einem sehr langen Bericht die Resultate seiner phrenologischen Untersuchung und gibt dabei auch einige nicht uninteressante Nachrichten über des Volkshelden Leben und Treiben auf der Insel Caprera. Der italienische Arzt begleitete Bixio, Deiveri, Berchi und einige andere Vertraute Garibaldi's am 23. Januar nach Caprera. Die Insel Maddalena, die nur eine gute Stunde von Caprera entfernt liegt, bildet jetzt den Sammelpunkt der Neugierigen, die Garibaldi sehen wollen. Der Phrenolog fand daselbst zwei englische Dampfer, die Touristen gebracht hatten, sowie die Dumas'sche Goelette Fuma. Auf Maddalena wohnt die Familie Susini, mit der Garibaldi sehr befreundet ist. Der alte Susini kaufte das „Gut" auf Caprera für Garibaldi für ganze 50 Lire. Caprera ist ein fast nackter Felsen. Der Phrenolog fand bei Garibaldi mehrere Engländer, darunter den Neffen des Lords Derby. Als die Engländer fort waren, fing Garibaldi wieder an Steine zu einer Mauer zu behauen, mit der er seinen Garten umgibt, während das junge Völkchen, voran Garibaldi's Tochter Teresita, in einem der sechs Zimmer des Hauses bei der Musik eines Klaviers tanzte. Das größte Zimmer und der gewöhnliche Sammel- und Speiseplatz ist die Küche, in der Garibaldi auch deshalb so gern sitzt, weil sie die Aussicht auf das Meer hat. Herr und Frau Deiveri, letztere führt den Haushalt, haben einiges Vermögen, 60,000 Lire etwa, und da sie kinderlos sind, ist von ihnen Teresita zu ihrer Erbin eingesetzt. Der Phrenolog untersuchte Garibaldi 25 Minuten lang und gibt ein genaues Maß von des Mannes Körperverhältnissen. Garibaldi ist 1 Meter 64 Centimeter hoch, sehr proportionirt, doch ungemein kräftig gebaut; sein Temperament ist „nervös-sanguinisch". Sein Kopf mißt vom Ohr bis zum Wirbel 20 Centimeter und hat eine „exceptionelle Organisation"; sein Schädel zeichnet sich durch ganz ungewöhnliche Harmonie aller Organe aus. Als Eigenschaften sind nach Gall's System folgende in eminentem Grade vertreten: „große Selbstüberwindung, Klugheit und Kaltblütigkeit, natürliche Anlage zu Sittenstrenge, fast fortwährende Gedankenarbeit, treffende, ernste Beredsamkeit, vorherrschende Ehrlich-

keit und Treue, unglaubliche Nachsicht und Geduld gegen seine Freunde, ungewöhnlicher Scharfblick, Menschen zu durchschauen." Dies das allgemeine Urtheil des Arztes, der außerdem noch einen wissenschaftlichen Bericht folgen lassen will. An Dienerschaft gibt es im Hause nur einen tauben Koch; im übrigen putzt jeder sich die Stiefel selbst, wenn er sie blank haben will. Garibaldi litt stark an Ohrenschmerzen, und der Arzt Riboli legte ihm ein Pflaster auf. Am andern Morgen aber stand Garibaldi nach wie vor um 5 Uhr auf und ging bald wieder an die Arbeit, an die Gartenmauer. Ein Maurer von Maddalena mauerte und Garibaldi fuhr auf einem Karren die Steine herbei. Während der vier Tage, wo Riboli in Garibaldi's Hause verweilte, ward kein Wort von Politik gesprochen. Die Post brachte viele Briefe, doch an Zeitungen nur den „Diritto", auf den Garibaldi abonnirt hat, und die Londoner „Illustr. Zeitung" mit Garibaldi's Porträt, das Riboli als durchaus nicht ähnlich bezeichnet.

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 17. Februar. Mit der heutigen Wiederholung der Verdi'schen Oper „Der Troubadour" konnte man im Allgemeinen wohl zufrieden seyn, obgleich die Aufführung nicht so gelungen war, als die erste; denn bezüglich des Orchesters müssen wir gerade das Gegentheil von dem sagen, was wir bei der ersten Aufführung erwähnten: es war nicht nur sehr oft in der Begleitung zu stark, sondern auch nicht präzis, namentlich bei einigen Recitativen, obgleich der Herr Kapellmeister bemüht war, dasselbe zu moderiren und in Präzision zu erhalten. Auch die Chöre waren nicht so sicher und präzis als das erste Mal, namentlich im 2. Akte die Stelle: „Nur still, verberget Euch" u. s. w. Die Träger der Hauptrollen fanden beim Publikum volle Anerkennung und wurden am Schlusse der Oper, und nebstdem Frau Denemy und Hr. Dr. Liebert auch während der Oper gerufen. Doch glauben wir bemerken zu dürfen, daß sie alle, besonders Hr. Carlschulz und Hr. Dr. Liebert, sich überboten und überschrieen, so daß Hr. Dr. Liebert fast nicht ausgereicht hätte; in der Stelle am Schlusse des 3. Aktes: „Lodern zum Himmel" gefiel er uns heute bei der Wiederholung besser als früher, indem sein Spiel entsprechender war, während er sich im Singen besonders bei dieser Stelle zu sehr forcirte. — Die Wahl der Tempo's war heute besser getroffen als bei der ersten Aufführung. —C.—

|| Würzburg, 19. Febr. Nachdem Hr. Devrient vorigen Samstag uns wieder gezeigt hatte, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit er sich auch auf dem Gebiet der komischen Muse bewegt, trat er gestern in einer tragischen Rolle auf, an welcher sich die hohe Kraft seiner Begabung in ihrem vollen Umfang bewähren konnte. Das war ein Hamlet! Von den ersten bittern Worten an: „Scheint, gnäd'ge Frau? Nein ist" ... bis zu dem letzten Seufzer: „Der Rest ist Schweigen" war Alles aus einem Guß. Tiefe Auffassung ging hier mit dem Talent der Darstellung fortwährend Hand in Hand. Manche vielleicht waren von der Art seiner Auffassung nicht ganz befriedigt; diese möchten wir daran erinnern, daß Hamlet ein bis jetzt noch von Keinem vollständig ergründetes psychologisches Problem ist, und daß man daher auch von keinem Darsteller erwarten darf, er werde und könne alle die tiefsinnigen Beziehungen, die hierin verschlossen liegen, zugleich und gleichmäßig im Spiel hervortreten lassen. Wer den Hamlet darstellt, wird mehr oder minder eine Seite dieses Charakters hervor-, die andere hingegen mehr zurücktreten lassen. So fanden wir es auch bei Devrient. Während andere Darsteller des Hamlet, wie z. B. Davison, mehr den Schmerz hervorheben, der ihn als Menschen erfüllt, und der in fieberhaften, konvulsivischen Ausbrüchen sich kund thut, behält Devrient bei seinem Spiel vor Allem den Prinzen im Auge, bei welchem die Etikette und die gewohnte Zurückhaltung des Hofmanns die Zerrissenheit des Gemüths immer noch einigermaßen verhüllt. Es ist natürlich, daß die erstere Art der Darstellung den Zuschauer mehr packt, seine Nerven mehr erschüttert, heftiger ergreift; aber eben so wahr ist es, daß Devrient's Auffassung die Darstellung wohlthuender macht, indem sie manche Schroffheiten, die bei der Aufführung mehr noch als beim Lesen sich fühlbar machen und den Zuschauer gar zu rauh berühren, etwas mildert. Das ist ja überhaupt der große Vorzug von Devrients Spiel, daß er stets Maß hält, daß er der Wahrheit und Treue der Darstellung nie die künstlerische Schönheit opfert. Andere mögen durch drastisches Spiel augenblicklich einen gewaltigeren Eindruck hervorbringen; ihm aber wird der Zuschauer dankbarer bleiben, weil er seinem Gefühl mehr wohlthat. Das Haus, voller als je seit Devrients Anwesenheit, bekundete ihm seine Anerkennung durch rauschenden Beifall und dreimaliges Hervorrufen nach jedem Akt. Auch mit den übrigen Mitwirkenden konnte man zufrieden seyn. Recht brav spielte Frl. Wulff, besonders in der Wahnsinns-Scene, ebenso Hr. Eichenwald als Geist des Königs; an seiner Statt hatte diesmal Hr. Kowal die Rolle des ersten Schauspielers übernommen, welche bei diesem Tausch freilich verlor; doch machte dies weniger, als wenn uns eine neue Auflage des Stölzel'schen Geistes von letzthin beschert worden wäre. Hr. Flüggen gab den Laertes nicht übel; auch Hr. Denemy den König etwas besser als neulich.

Miscelle.

In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Wien machte Bergrath Foetterle die Mittheilung, daß die Heuglin'sche Expedition, was den Geldpunkt betreffe, als gesichert zu betrachten sey. Es sind bis zur Zeit im Ganzen 15000 Thlr. beigesteuert worden. Die Expedition geht von Wien über Triest und Alexandrien nach Kairo, von da über das rothe Meer und Abyssinien nach Chartum, wo sie sich in vier Linien theilt, die in Chartum wieder zusammentreffen. Sodann theilt sich die Gesellschaft in sechs Linien, und geht bis an das südöstliche Afrika nach Quilmane und bis an die südwestlichen Seestädte. Der Rückweg wird über Chartum und durch die Wüste angetreten. Am 7. Februar reiste Hofrath v. Heuglin selbst von Wien ab; am 20. Februar folgen ihm Hansal, Dr. Steudner und Kingelbach. Die Zusammenkunft findet in Alexandrien statt. Dr. Munzinger befindet sich bereits in Abyssinien. Die Korrespondenzen werden mit dem Heuglin-Komite in Gotha und mit der geographischen Gesellschaft in Wien gepflogen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 16. Sonntag den 24. Februar 1861.

Zwei Universitätsfreunde.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick kam ein Strahl der früheren Güte in Arthur's Herz. Er schüttelte Winnington's Hand. „Ich danke dir, ich danke dir", sagte er, „ich will thun, wie du mir räthst. Deine Stimme ist der Lucy's sehr ähnlich und auch deine Augen — gute Nacht, lieber Winnington!" Und Winnington verließ das Zimmer; auch Arthur ging fort, aber nicht um zu Bette zu gehen. Kurze Zeit vorher war ein Packet von Hawsleigh angekommen und in einen dunkeln Verschlag unter der Treppe gethan. Er sah einen Augenblick hinaus in die Nacht. Der Mond war hinter einer Wolke und der Wind heulte mit traurigem Tone über die kahle Haide. Er nahm das Packet hervor und zog einen Spaten und eine Spitzaxt heraus, und dann, die Thür leise öffnend, ging er hinaus. Er ging schnell, bis er zu dem Wasserfall kam; dann sah er sich vorsichtig um und erblickte einige Ginsterbüsche. Der Boden bildete von diesem Punkte aus bis zur Rektorei einen sanften Abhang; wo der Fluß floß, waren steile Ufer, denn der Strom war noch nicht durch den Regen angeschwellt, er stieg in das Flußbeet hinab und untersuchte die entblößten Klippen. Dann eilte er zu den Ginsterbüschen und fing an zu graben. Er grub und schlug mit der Spitzaxt und lockerte den Boden — ihn wägend, riechend, schmeckend, als er tiefer hinein kam. Er grub ungefähr eine englische Elle tief. Dann sprang er in die Oeffnung und setzte sein Werk fort — athemlos, heiß, unermüdlich. Der Mond kam einen Augenblick aus den Wolken, welche ihn verdunkelten. Er benutzte sein Licht und hielt einen Theil des Bodens mit Steinen empor, es glitzerte einen Moment im Mondenstrahl. Mit einem fast hörbaren Schrei warf er die Erde zurück auf den Grund der Grube und wollte eben herausklimmen, als er eine Stimme hörte. Es war der betrunkene Schuhmacher, welcher von einem fernen Gelage zurückkehrte. Er legte sich in der Grube nieder und horchte auf die sich nähernden Schritte. In geringer Entfernung vom Wasserfall änderte der Sänger seinen Weg und ging auf's Dorf zu. Der Gesang erstarb in der Ferne.

„Die Gefahr ist vorüber", sagte Arthur, „sowohl für ihn, als auch für mich. Ich hätte ihn getödtet, wenn er näher gekommen wäre. Zurück, zurück", fuhr er fort, während er die Grube füllte, die er gemacht, sorgfältig die Erde glättend. „Kein Auge soll entdecken, daß du berührt worden bist." Er legte den Rasen wieder auf die Stelle, stampfte ihn mit dem Fuße fest und schlug ihn mit dem Spaten glatt. Und dann ging er heim.

„Holla! wer ist da?" rief Winnington, als er die Thür öffnen und schließen hörte. „Bist du das, Arthur?"

„Ja, schläfst du nicht?"

„Ich habe schon mehrere Stunden geschlafen. Wie spät du kommst! Bist du nicht eben draußen gewesen?"

„Mir war zu heiß und ich ging einen Augenblick hinaus, um den Mond zu sehen."

„Heiß?" antwortete Winnington. „Ich wollte, ich hätte noch eine Decke — gute Nacht!" Arthur ging in sein Zimmer.

„Wenn er seine Thür geöffnet hätte", sagte er, „und meine schmutzigen Kleider und Hände, diese gelben Flecken auf meinen Knieen gesehen hätte, was konnte ich thun?" Er sah in den Spiegel, als er dies sagte, es lag etwas in dem Ausdrucke seines Gesichts, das ihn beunruhigte. Er fuhr zurück. „Er ist Lucy sehr ähnlich", flüsterte er zu sich selbst, „und ich freue mich, daß er nicht aufstand."

Unterdeß träumte Winnington. Er war in einem kleinen Boot auf der Isis. Das Boot schien durch eigene Kraft vorwärts zu treiben, wie ein Silberschwan; und das Rauschen klang wie Musik, wie ein Ton seiner Jugend. Er saß neben Ellen Warleigh, ihre Hand in der seinen; und sie betrachteten die schöne Landschaft, durch welche das Boot dahin fuhr — an dem hübschen Cherwall vorbei, durch herrliche Wiesen, durch die Wälder von Neernham — und noch erklang die Melodie. Dann waren sie in einem Lande, das er nicht kannte; Zelte von glänzenden Farben schmückten die Küste; und Männer mit wilden Augen, Turbanen und losen Gewändern sahen auf sie. Einer kam an Bord; es war ein großer, dunkler Emir mit einem Schwert in goldener Scheide, welches klirrte, als er auf den Sitz trat. Winnington stand auf und fragte, was der Fremde verlange; der Häuptling antwortete arabisch, aber Winnington verstand ihn sehr gut. Er sagte, er sey gekommen, ihn zu tödten, weil er gewagt, auf seine Braut zu blicken. Er erfaßte ihn kräftig, als er sprach, und riß ihn von Ellen's Seite. In dem Kampfe fiel Winnington über Bord und befand sich plötzlich viele Fuß von dem Zauberboote. Der Arabee setzte sich neben Ellen und schlang den Arm um sie und nahm dann plötzlich die Gestalt von Arthur Hayning an. Das Boot schien seine Schwingen zu schütteln und rascher dahin zu fahren. Winnington versuchte an eine Seite zu schwimmen, aber er konnte es nicht. Das Boot kam näher, — sein blitzendes Bug glänzte vor seinen

Augen — sie berührten ihn — preßten ihn nieder, er fühlte, wie der Kiel über seinen Kopf fort fuhr; und tiefer, immer tiefer sank er, und als er aufsah, sah er Nichts als das Boot über seinem Kopfe; Alles war dunkel, wo er war, denn der Kiel schien beständig zwischen ihm und der Oberfläche zu seyn, und doch hörte er noch immer die alte Melodie. Es war eine Melodie, die Lucy gern spielte; aber endlich, als er tiefer hinabsank in das dunklere Wasser, hörte er nichts mehr. Alles war still. Die Musik war verklungen — plötzlich hörte er einen Schrei und sah Ellen im Wasser kämpfend. Er streckte ihr seine Arme entgegen — und warf das Licht um, welches er auf seinen Betttisch gestellt hatte.

III.

Winnington's Besuche im Schlosse wurden länger, je näher der Tag seiner Abreise heranrückte. Früh am Morgen ging er durch das Dorf und trat in das verfallene Haus und kam nur von Ellen begleitet wieder heraus, um botanische Studien auf den Hügeln zu machen. Hatte er ihr je von einem andern Zwecke erzählt, den er vor Augen hätte? War er in aller Form zum Vater gegangen und hatte um Erlaubniß gebeten, seiner Tochter seine Huldigungen darbringen zu dürfen? Hatte er dem sorgsamen alten Herrn den Zustand seines Vermögens auseinander gesetzt und die Summe bestimmt, die er Ellen als Nadelgeld während der Ehe und als Wittwenthum im Fall seines Todes aussetzen wollte? Nein, er hatte nie zu Ellen von dem Zustande seines Herzens, nie mit ihrem Vater von seinen Geschäften gesprochen. Er hatte sehr viel von der Zukunft, sehr viel von seinen Planen, wenn er promovirt habe, gesprochen, selbst die Straße genannt, in welcher er wohnen wollte, wenn er seine Praxis eröffnete, und alle diese Pläne bezogen sich immer auch noch auf jemand Andern. Er beschränkte nie die Aussicht auf sich allein, sondern sprach in allen seinen Berechnungen künftiger Jahre, wie ein Zeitungsverleger oder Geschichtschreiber, und gebrauchte das klangvolle „Wir"! Wir werden ein so hübsches kleines Wohnzimmer haben, mit vielen Rosen auf der Tapete, einen prächtigen Spiegel über dem Kamin und ein Piano, solch' ein Piano! an der Wand. Wer war in dieses „Wir" eingeschlossen? Ach! das war das Geheimniß zwischen ihm und Ellen; und ich will nicht den Spion spielen und aller Welt erzählen, was ich entdeckte. Es schien auch, als sey der Vater mit eingeschlossen, denn es war ein so hübsches kleines Zimmer für eine dritte Person reservirt, mit einem hübschen Feuer in niedrigem Kamin und einer hübschen Pfeife nach dem Mittagsessen mit herrlichem Tabak, den ein Patient Winnington's, ein beim türkischen Handel betheiligter Kaufmann, verschafft hatte; der Tabak wurde in einem blauen Seidenbeutel aufbewahrt, den Ellen sehr kunstvoll mit goldenen Quasten verziert hatte.

„Und wir müssen auch noch ein Schlafzimmer haben", sagte er, „es braucht nicht sehr groß zu seyn, für meine Schwester — sie ist noch nicht groß und ein kleines Nestchen wird genügen."

„Aber Dulcibel wird wachsen", sagte Ellen, „sie ist jetzt sieben Jahre alt, und wenn wir das Zimmer gebrauchen, wird sie wer weiß wie alt seyn, Winnington."

„Sie wird höchstens zehn Jahre alt seyn."

„Ich denke", meinte Mr. Warleigh, „Sie sollten sie lieber hierher bringen; Joe Walters kann noch ein Zimmer zurecht machen und mit einer oder zwei Stützen unter der Decke kann selbst das Ballzimmer bewohnbar gemacht werden."

„O nein, Vater, der Boden ist ganz eingefallen und jetzt droht auch die Decke Einsturz."

„Und London ist ein so edles Feld für Thätigkeit", sagte Winnington, „und ich werde so arbeiten und mich mühen, schreiben und berühmt werden, daß ich mich wundern soll, wenn ich nicht in zehn Jahren Baronet bin — Sir Winnington Harvey, Baronet."

„Ein sehr moderner Titel", antwortete Mr. Warleigh; „ich hoffe, daß niemand, den ich liebe, sich herablassen wird, ihn anzunehmen. Meine Vorfahren waren Ritter von Combe-Warleigh sechshundert Jahre früher, ehe man etwas von Baronien hörte, und außerdem, daß diese Tombak-Baronien nur Millionären gegeben werden, woher wollen Sie ein Vermögen nehmen, die Würde aufrecht zu erhalten?"

Winnington erröthete plötzlich. — „Ich möchte Ihnen gern Alles verdanken, Sir, und vielleicht — vielleicht wird genug da seyn für jeden Rang, den der König geben kann."

„Es ist merkwürdig", antwortete Mr. Warleih lachend; „Sie sind noch hoffnungsvoller als selbst ich in Ihrem Alter. Ach, was wir Träume hatten! Auch wir, Ellens Mutter und ich, wir wollten den alten Glanz des Hauses wieder herstellen — das alte Haus neu erbauen...."

„Ich werde Beides thun!" rief Winnington aufblickend. „Ich weiß, daß ich es auf irgend eine Weise kann; ich habe darüber in der letzten Woche viel nachgedacht, und ehe ich gehe, will ich Ihnen beweisen..."

„Was? Ist ein Geist aus dem Grabe gekommen, um Ihnen einen verborgenen Schatz zu zeigen?" Winnington war noch ganz erregt von dem neuen Gedanken, der sein Herz füllte. Er wollte eben antworten, als ein plötzliches Krachen sie beunruhigte. Ellen schrie und lief zu Winnington, um Schutz zu suchen. Das Geräusch erschütterte das ganze Haus. Zuerst glaubten sie, ein Theil der äußeren Mauer sey eingestürzt. Eine Staubwolke erfüllte bald das Zimmer und machte sie fast blind.

„Es ist die Decke des Ballzimmers," sagte Mr. Warleigh, sehr ergriffen von dem Omen; „das Haus ist unrettbar verloren und wird uns noch Alle in seinem Sturze begraben. Junger Mann, ich rathe Ihnen, gehen Sie diesem Schicksale aus dem Wege, denn es wird Alle zerschmettern, die ihm nahe stehen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus dem Arbeiterleben in der Fabrikstadt Lowell in Amerika.

Herr Ch. Thierry-Mieg hat in einer Versammlung im März 1860 einen sehr interessanten Vortrag gehalten, in dem er eine Schilderung des musterhaft sittlichen Zustandes der Arbeiterbevölkerung von Lowell, einer Fabrikstadt in den Vereinigten Staaten, gibt, um zu zeigen, daß die Demoralisation und das daraus entspringende Elend der Arbeiterklassen in Europa nicht als ein aus dem Fabrikwesen noth-

wendig resultirendes Uebel anzusehen, sondern daß es, ein Erbtheil vergangener Jahrhunderte, bloß den äußeren Umständen zuzuschreiben sey, unter denen sich die Industrie in der alten Welt entwickelte.

In den Vereinigten Staaten, sagt Herr Thierry, hat die Industrie gleichzeitig mit der Bevölkerung Fuß gefaßt, und hatte sich nicht erst aus den Verwickelungen der Vergangenheit und den Ueberbleibseln Traditionen herauszuwinden, daher finden wir auch hier ein interessantes Beispiel, das uns zeigt, zu was die Industrie es bringt unter einer freien Entwickelung. Lowell ist eine Stadt, deren Ursprung sich nur auf wenige Jahre zurückdatirt; denn auf demselben Boden, der heutzutage eine Bevölkerung von 40,000 Seelen einschließt, befand sich im Jahre 1822 nur eine kleine Kolonie von 2—300 Bewohnern. Von den heutigen 40,000 Einwohnern gehören ungefähr 15,000 der Arbeiterklasse an, und unter diesen sind etwa 5000 Männer und 10,000 Mädchen. Zwölf daselbst bestehende industrielle Etablissements, die sich mit Spinnerei, Weberei, Kattundruckerei und Konstruktion von Maschinen befassen, treiben ein Kapital von ungefähr 50,000,000 Frkn. um. Jede einzelne Fabrik ist von der andern so zu sagen isolirt, und hat außer den Arbeitsräumen auch ihre eigenen Arbeiterwohnungen. Die Mädchen wohnen in abgetheilten Logis, in Partien zu je 24, unter der Aufsicht einer gesitteten Frau, gewöhnlich einer Wittwe, welche das Hauswesen besorgt und die Erhaltung der Hausordnung überwacht. Jedes der Mädchen hat sein eigenes Zimmer, während alle sich nach Belieben in einem großen Saale, wo sie Lesebücher und eine kleine Bibliothek finden, vereinigen können. Man fordert von ihnen einen gesitteten Lebenswandel und den regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes in einer der dreißig Kirchen der verschiedenen Sekten, aus denen die Bevölkerung der Stadt besteht. Eine Arbeiterin von zweifelhafter Moralität würde weder in den eben beschriebenen Wohnungen, noch überhaupt in den Arbeitsräumen Aufnahme finden.

In Folge dieser musterhaften Einrichtungen ist die Fabrikarbeit hier eine geachtete, und die jungen Arbeiterinnen gehören auch ziemlich allgemein geachteten Familien von Farmern oder weniger bemittelten Grundeigenthümern der verschiedenen Staaten der Union an. Sie verlassen das elterliche Haus für den Zeitraum von 4 oder 5 Jahren, entweder um ihren Eltern Unterstützung zu verschaffen, oder um sich ein kleines Kapital als Ausstattung für eine künftige selbstständige Existenz zu verdienen. Ihr Wochenlohn beläuft sich auf 20 bis 25 Franken*) und in 4 Jahren können sie gegen 2—3000 Franken ersparen. Da sie in ihrem elterlichen Hause einige Erziehung genossen haben, so erhalten sie sich während ihres Aufenthaltes in Lowell ihren Geschmack für Lektüre und für ernsthafte Dinge; sie abonniren sich bei Leihbibliotheken, assistiren bei Lehrkursen, vereinigen sich in Clubs und Lesezirkel und üben so ihre Einbildungskraft wie ihr Urtheil. Häufig tritt eine Anzahl zusammen und nimmt Unterricht in ausländischen Sprachen oder Musik, oder wird etwas Geld zusammengelegt und ein Piano gemiethet. Ja einige redigiren und publiziren unter dem Titel „Lowell's Gaben" ein periodisches Schriftchen, worin sie in Form von Erzählungen in einer ebenso einfachen als korrekten Sprache die Eindrücke des Fabriklebens schildern.

*) Das können unsere Arbeiter, durchschnittlich wenigstens, nicht von sich rühmen; der Lohn hat sich in unsern Fabriken nicht erhöht, sondern gemindert, und steht oft nicht im Verhältniß zur überlangen Arbeitszeit.

Was ich soeben von dem sittlichen und intellektuellen Leben der jungen Arbeiterinnen von Lowell gesagt habe, findet bis auf einen gewissen Punkt, nämlich bis auf Unterschiede, die von äußern Umständen abhängen, auch auf die übrige Arbeiterbevölkerung dieser Fabrikstadt seine Anwendung. Ueberall ein verfeinerter Geschmack, eine Vorliebe für Lektüre, Geisteskultur und für die feinen Künste; allen stehen Lektionen, Bibliotheken und musikalische Unterhaltungen zu Gebote. Daneben herrscht Sittlichkeit, Sparsamkeit, Vorsicht und eine weise Disziplin, nicht zu vergessen die rationelle Gesundheitspflege*); daher eine kräftige Gesundheit, Seltenheit von Krankheiten und ein höheres Lebensalter als irgend anderswo. In Lowell ist die Sterblichkeit blos 1 auf 57, während sie in den ländlichen Distrikten Englands 1 auf 55, in den dortigen Städten 1 auf 38, in den Fabrikdistrikten von Leeds 1 auf 36, in denen von Sheffield 1 auf 32, in denen von Manchester 1 auf 29 beträgt. Es ist jedoch hinzuzufügen, daß in Berücksichtigung, daß zwei Drittheile der Arbeiterbevölkerung von Lowell und ein Viertheil seiner ganzen Bevölkerung aus jungen kräftigen Mädchen bestehen, die blos einige Jahre hier zubringen, die betreffende Zahl der statistischen Zusammenstellung wahrscheinlich etwas reduzirt werden sollte; aber läßt man auch eine Reduktion zu, so bleibt immer noch das wichtige Resultat, daß in dieser merkwürdigen Stadt die Fabrikarbeit durchaus keinen schädlichen Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand und auf die mittlere Lebensdauer ausübt.

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, 19. Februar. Donizetti's Oper „Belisar" ging heute in sehr gelungener Aufführung über die Bühne und fand auch bei dem Publikum die günstigste Aufnahme, indem die Träger der Hauptrollen nicht bloß bei den besonders hervortretenden Stellen ihrer Rollen vielfältigen Beifall fanden, sondern auch am Schlusse „Alle" gerufen wurden. Wenn man auch bei einer etwas tiefer gehenden, schärferen Beurtheilung nicht gerade diese Ueberschwenglichkeit des Beifalles für durchaus begründet finden kann, so muß man doch über die ganze Aufführung ein sehr befriedigendes Urtheil aussprechen, weil sie hauptsächlich ein eifriges, präzises Zusammenspiel des Orchesters und der Bühnenmitglieder bekundete. Frln. **Würth** sang mit ihrer schwachen Stimme die Partie der „Irene" sehr gut, wenn sie auch Anfangs einige Befangenheit merken ließ; doch fehlt sie darin, daß sie sich bei Cadenzen und Passagen nicht genug Zeit gönnt, dadurch einzelne Figuren überstürzt und unvollständig herausbringt. Theilweise war dieses auch der Fall

*) Alle Gesundheitspflege außerhalb der Fabriken hilft wenig, wenn innerhalb derselben durch zu lange Arbeitszeit die Kräfte über das Maß aufgebraucht werden.

bei Frau Leinauer, welche überdies heute wieder sehr arg tremolirte, auch bei der Stelle: „Ja, nur Rache sey mein Streben" einmal nicht präzis einsetzte, dagegen durch die Gewalt ihrer Stimme und ihres Vortrages besonders zu allgemeinem Beifall hinriß. Es scheint, daß auch Herr Carlschulz vorzüglich durch die Kraft seiner Stimme, die er auch heute wieder mehrmals überbot, vielen Beifall gewann; bei der Wiederholung der Stelle: „Ja, auf dem Feld der Ehre" setzte er statt unisono mit Hrn. Dr. Liebert eine Terz zu tief ein, sang aber das Duett mit Frln. Würth am Schlusse des 2. Aktes mehr mit gemäßigter Stimme und deßhalb auch gefälliger; seine Darstellung eines Blinden im 2. und 3. Akt hätte besser seyn dürfen. Hr. Dr. Liebert war ganz befriedigend, nur hätten wir bei der Stelle: „Zitt're Byzanz" u. s. w. mehr Deutlichkeit besonders in den einzelnen Figuren gewünscht. —C.—

‖ Würzburg, 23. Febr. Hr. Emil Devrient hat also sein zweites Gastspiel geschlossen, ohne diesmal in einer Abonnementsvorstellung aufgetreten zu seyn. Zwar war den Abonnenten die Aussicht dazu eröffnet worden, aber als der Tag herankam, wurden sie durch einen Tausch enttäuscht, der sie nicht eben aufs angenehmste berührte. Hr. Devrient war, so wurde ihnen gesagt, unpäßlich, und anstatt des erwarteten Kunstgenusses mußten sie mit einer Wiederholung des „Zauberschleiers" vorlieb nehmen. Nun wäre es, dächten wir, wohl nicht unmöglich gewesen, daß noch am Freitag Hr. Devrient im Abonnement gespielt hätte, da er ja erst am Sonntag in Nürnberg auftreten sollte; indessen wenn das aus uns unbekannten Gründen sich vielleicht nicht machen ließ, so hätte der Hr. Direktor wohl auch die Donnerstagsvorstellung „Egmont" im Abonnement geben können. Das wäre wahrhaftig nicht zu viel gewesen, wenn man bedenkt, wie den Abonnenten in diesem Winter schon mitgespielt worden ist, mit was für geringhaltigem Zeug und mit welchen, oft weniger als mittelmäßigen Leistungen sie sich begnügen mußten. Doch Rücksicht gegen die Abonnenten ist ein Wort, das schon seit Jahren aus dem Lexikon der hiesigen Theater-Direktionen gestrichen zu seyn scheint, freilich zum großen Theil durch die Schuld des Publikums selbst, das sich mit staunenswerther Geduld Alles gefallen läßt. Diese Geduld wurde auch bei der Aufführung von „Egmont" auf eine scharfe Probe gestellt, und unser Publikum hat sie bestanden, wie sich's ein Theater-Direktor nicht besser wünschen kann. In allen Blättern war angezeigt: „Egmont, Trauerspiel von Göthe, Musik von Beethoven." Wo blieb aber die Musik? Ist etwa die Beethoven'sche Musik so eine Bagatelle, so eine Nebensache? Wir haben Viele gesprochen, die nicht gekommen wären, wenn sie nicht eben auf diese Musik gerechnet hätten. Und wenn man den Leuten das Trauerspiel nebst der Musik verspricht und ihnen dafür ihr gutes Geld abnimmt, hernach aber blos das Trauerspiel gibt, um die Orchesterplätze auch noch verkaufen zu können, — wie heißt man das im gewöhnlichen Leben? Doch kommen wir zur Vorstellung selbst. Auch sie war nicht das, was wir von ihr erwartet hatten; sie hat uns kalt gelassen, und das ist schlimm bei Egmont, dessen Wirkung eben großentheils davon abhängt, daß der Zuschauer selbst warm, daß er hingerissen wird für den Helden, in ihm den Menschen, der die Herzen erobert, gleichsam instinktiv fühlt, liebt und bedauert. Bei Egmont gilt es vornehmlich zwei Seiten des Charakters darzustellen, die eine ist sein edles, offenes Wesen, das selbst ohne Falsch und Hinterlist, auch Andern solche nicht zutraut, verbunden mit dem stolzen Selbstbewußtseyn seiner Stellung, seiner Würde, seines inneren Werths. Diese, wir möchten sagen, ideelle Hoheit seines Charakters hat Herr Devrient glücklich erfaßt und dargestellt; aber es ist noch eine andere Seite desselben, die nicht minder zum Ausdruck gebracht seyn will, soll anders die Darstellung vollständig und wirksam seyn, das ist sein leichtes Naturell, sein Sinn für fröhlichen Lebensgenuß, die Sorglosigkeit, womit er sich dem Eindruck des Augenblicks hingibt — Eigenschaften, die eben im Verein mit den vorgenannten gerade seinen Untergang herbeiführen, und die eben darum auch vollständig und klar zur Anschauung kommen müssen, besonders da nicht sowohl das Handeln als das Unterlassen gerade in Folge dieser Eigenschaften den tragischen Ausgang herbeiführt. Wir müssen den Charakter Egmonts recht deutlich geschildert bekommen, weil wir von Handlungen eigentlich wenig sehen, und diese Aufgabe fällt nun wesentlich dem Darsteller anheim, da es hier nicht mit Worten allein gethan ist; hier müssen Mine, Gebärde und Ton der Stimme mächtig mitwirken, soll das Bild vollständig werden und Leben bekommen. Hier nun hat es Hr. Devrient unseres Bedünkens fehlen lassen; wir wollen und können nicht untersuchen, ob die Unpäßlichkeit, von der Tags zuvor geredet wurde, ob seine Jahre, ob sonst etwas ihn verhinderte, seinem Spiel jene Fülle von Lebenslust einzuhauchen, die Egmont ganz durchdringt; daß sie aber fehlte, das wird wohl Jeder mit uns gefühlt haben, der Egmont schon öfter auf der Bühne sah; es war zu viel bedächtige Ueberlegung, zu wenig naturwüchsige Empfindung. Die übrigen Mitwirkenden hielten sich gleichfalls im Allgemeinen diesmal nicht so gut, wie bei den früheren Vorstellungen: es schien, als habe aus irgend welchem Grund der Eifer auch bei ihnen etwas nachgelassen; so ist es denn erklärlich, wenn die Vorstellung überhaupt weniger anregend und ansprechend sich gestaltete, als man wohl hätte erwarten dürfen. Zum Theil mag auch die nicht ganz passende Besetzung daran Schuld gewesen seyn. Warum gab z. B. nicht Hr. Eichenwald, wie früher, den Oranien? Hr. Kowal, dem diese Rolle zugetheilt war, hatte dieselbe ganz falsch aufgefaßt und dadurch die schöne Scene mit Egmont total verdorben. Schon sein Auftreten mit verschränkten Armen und ganz in Gedanken verloren war ungeeignet; so tritt man nicht in das Zimmer eines Andern, den man aufsucht. — Die gestrige Aufführung der „Karlsschüler" war recht befriedigend; sämmtliche Mitwirkenden gaben sich Mühe, ihrer Aufgabe zu entsprechen, sogar Hr. Freimüller (Spiegelberg) wurde etwas lebhafter als sonst. Hr. Flüggen spielte den Schiller natürlich, warm ohne Uebertreibung, seine Maske war auch recht gut; der Beifall, welchen ihm die Zuschauer spendeten, mag ihm zugleich eine Aufmunterung seyn, auf der betretenen Bahn unverdrossen weiterzuschreiten und die schönen Anlagen, die er besitzt, sorgfältig auszubilden. Recht gut wurden auch die weiblichen Rollen gegeben.

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 17. Mittwoch den 27. Februar 1861.

Zwei Universitätsfreunde.

(Fortsetzung.)

Die Unterbrechung gab Winnington Zeit, nachzudenken, und er beschloß, Mr. Warleigh nicht zum Vertrauten seiner Hoffnungen zu machen. An jenem Abend nahm er Abschied. Es war die letzte Nacht seines Aufenthalts in der Rektorei, aber er wollte in den nächsten kurzen Ferien wieder kommen. Die Trennung währte lange, und es war spät, als er heim kam. Arthur schrieb emsig. Er hatte in der letzten Woche seine Geologie aufgegeben und ging selten aus dem Hause; er sah auf, als Winnington eintrat, sagte aber nichts zum Willkommen.

„Ich freue mich, dich noch aufzufinden," sagte Winnington; „denn ich möchte mit dir sprechen und dich um deinen Rath bitten, wenn du Zeit hast."

Arthur legte seine Feder hin und bedeckte den Bogen, auf welchen er schrieb, mit Löschpapier.

„Ellen's wegen? vermuthe ich," antwortete er; „Liebe in einer Hütte und kein Geld, um den Fleischer zu bezahlen. Fang' an!"

„Es ist Ellen's wegen," entgegnete Winnington, „es ist unserer Liebe wegen, vielleicht auch von einer Hütte — aber nicht von Armuth, sondern von Reichthum, Stand und Pracht!"

„Ach, laß doch hören! Du sprichst endlich mit Verstand — du wirst diese unsinnige Liebe aufgeben — du wirst sie in einem Monate hassen, wenn du dich an Armuth und Mangel gebunden siehst."

„Aber ich werde nicht an Armuth und Mangel gebunden seyn; ich sage dir, sie ist die reichste Erbin in England und ich will sie in den Besitz ihres Reichthums setzen. Diese rechte Hand wird den Schleier heben, der ihre Schätze verbirgt! Ich werde Perlen, die ein Königreich werth sind, um ihren Hals hängen und Indiens Diamanten in ihr Haar — und Alles von ihrem eigenen Boden!"

Es ist unmöglich, die Wirkung dieser Rede auf den Zuhörenden zu beschreiben. Er saß aufrecht in seinem Stuhle, seine Lippen halb geöffnet, sein Antlitz leichenblaß, seine Augen starr auf den enthusiastischen Jüngling gerichtet.

„Und du — du, lieber Arthur, sollst mir dabei helfen — denn dein Aufenthalt in Deutschland verschaffte dir Kenntnisse vom Aussehen eines Erzlagers — du hast es auch hier studirt, denn ich habe auf deine Experimente geachtet. Ich weiß, daß dieses Gut mit Gold gefüllt ist — aber wie es an's Licht zu fördern, Arthur — wie es anzufangen — wie es zu schmelzen, zu reinigen, zu gießen? das sind Dinge, bei denen du mir helfen mußt; Ellen wird dankbar seyn und ich auch!"

„Wirklich? dankbar? wofür?"

„Für deine Hülfe, eine praktische Anwendung von der Entdeckung zu machen, welche mir gelungen ist; von dem ungeheuren mineralischen Reichthum, mit dem ganz Combe-Warleigh gefüllt ist. Du wirst uns helfen, Arthur, um Lucy's willen — um meinetwillen — um unser Aller willen! nicht wahr? . . ."

„Wie hast du diese Entdeckung gemacht?" sagte Arthur mit ruhiger Stimme.

„Erinnerst du dich jener Nacht, in der du die Ginsterpflanze verbranntest? Ich dachte in dem Augenblicke nichts dabei, aber am Morgen, als ich herunter kam, reinigte die alte Frau den Kamin. Ich hielt sie zurück und suchte in der Asche; und sieh, was ich fand! ein Stück solides Metall, vollkommen frei von Erde! Sieh, hier ist es! Wie glücklich, daß ich es entdeckte! Es wird Mr. Warleigh reicher machen, als wären seine Länder mit Gold gefüllt."

Arthur's Gesicht ward immer düsterer.

„Ich ward vor vier Tagen mündig," antwortete er, „und machte dem Agenten Mr. Warleigh's für die Herrenrechte und das Haideland des Gutes ein Anerbieten, welches er annehmen muß, denn ich gebe die Summe, welche sie verlangen."

„Arthur!" rief Winnington aufspringend, „hast du den Muth, das Recht der Eigenthümer des Bodens zu verletzen?"

„Jetzt haben sie es verkauft; sie sind tief verschuldet."

„Aber sie sollen es nicht verkaufen! Nein, gleich gehe ich zurück zum Schlosse und erzähle Mr. Warleih, was ich weiß; er wird das Geschäft, das sein Anwalt gemacht, nicht bestätigen."

„O nein, das wirst du nicht!" sagte Arthur, die Augenbraunen zusammenziehend; „ich habe deßhalb viele Jahre gearbeitet und gekämpft und denkst du, ich werde mich jetzt der Armuth und Schande hingeben, um den Reichthum, für den ich gearbeitet, dem ich Gestalt gegeben, den ich aus Nichts in sein glänzendes Daseyn gerufen habe, für einen Andern aufzuhäufen? Und dieser Andere ist ein alter Narr, dessen Väter tausend Jahre lang auf unzählbaren Schätzen wandelten und nie den Klang hörten — den Klang

der meine Ohren erreichte in dem Augenblick, als ich den Boden betrat. Es soll nicht geschehen!"

Winnington sah in das wilde Auge seines Gefährten. Ein Argwohn durchfuhr ihn abermals wegen des Zustandes von Arthur's Vernunft. Er suchte ihn zu beruhigen.

„Aber vielleicht irren wir uns Beide," entgegnete er. „Es ist wahrscheinlich, daß es ein Freundschaftsdienst ist, wenn ich dich an dem Kaufe dieser nutzlosen Landstrecken hindere. Wenn deine Erwartungen getäuscht sind, wirst du ganz ruinirt seyn, und was wirst du dann thun?"

„Ein Mann kann immer sterben", erwiderte Arthur, sich setzend, „und bessee das, als in Armuth leben."

„Und Lucy?"

„Immer Lucy! Ich sage dir, Winnington, wenn du mich so ansiehst, wirst du ihr so ähnlich, daß ich das Mädchen fast hassen möchte, als wäre der Streich, durch den du mich eben triffst, von ihr gekommen."

„Ich führe keinen Streich. Ich sage nur, daß Lucy dir denselben Rath wie ich gegeben haben würde. Sie würde nicht reich zu werden wünschen durch das Verbergen eines Schatzes und die Armuth des rechtmäßigen Herrn."

„Der rechtmäßige Herr ist der Mann, dem der Schatz gehört," antwortete Arthur, nicht von Neuem auffahrend, wie Winnington erwartet hatte, „und wenn der Handel abgeschlossen ist, so gehören die Länder mir."

„Alle?"

„Nein. Ich lasse ihnen die fruchtbaren Felder, die Wiesen im Thal, die Aecker am Abhange. Ich bin bescheiden, und begnüge mich mit dem wüsten Lande, dem düsteren Moor, dem unfruchtbaren Hügel. Ich mache wirklich Mr. Warleigh ein Geschenk von fünfzehnhundert Pfund, und damit kann ee seinee Tochtee eine Aussteuer geben und seine alte Ruine ausbauen mit einem Flügel daran für seinen Schwiegersohn, und mit den übrig bleibenden fünfhundert Pfund meines stattlichen Vermögens werde ich eine Mühle errichten und den ersten Stollen graben. Dann, dann", fuhr er fort, als das Bild immer deutlicher vor ihm stand, „dann wird das Land lebendig werden durch Arbeit. Eine Stadt wird dort seyn, wo jetzt das elende Dorf einsam in der Wüste steht. Man wird die Musik von tausend Rädern hören, welche alle Millionen aus dee Erde holen. Es wird ein Schloß hier stehen, in dem Könige leben könnten, und ich — und ich . . ."

„Und Lucy?" unterbrach Winnington wieder.

„Ja, und Lucy! — wenn ich das jährliche Einkommen auf zehntausend Pfund erhoben habe — ich könnte das Haus nicht mit weniger erhalten."

Winnington sah seinen Freund mitleidig an. Er setzte sich nieder und schwieg eine Zeitlang. Es nützte nichts, die Unteehaltung fortzusetzen. „Du scheinst zu vergessen," sagte er endlich, „daß ich morgen nach Oxford gehe."

„So bald?" fragte Arthur mit forschendem Blick, „du beabsichtigtest erst am Sonnabend zu gehen."

„Ich werde einige Tage länger bei meiner Familie seyn. Ich will Dulcibel sehen, welche jetzt aus dee Schule zu Haus ist, und dann," fügte er mit einiger Verlegenheit hinzu, „finde ich unsern Aufenthalt hier nicht mehr so angenehm, als er früher war. Es gab eine Zeit," fuhr er nach einee Pause fort, „wo es mein Herz gebrochen haben würde, mich von dir zu trennen, aber jetzt . . ."

Seine Stimme zitterte furchtbar und er schwieg.

„Und warum?" sagte Arthur. „Wessen Schuld ist es, daß es nicht mehr so ist?"

„Nicht, ich glaube, es ist die meine. Ich tadle Niemand," entgegnete Winnington, plötzlich erkältet durch Arthurs kalte Stimme; „du hast gewiß deinen Brief an Lucy fertig. Ich werde abreisen, ehe du aufgestanden bist; deßhalb ist es besser, wenn du ihn mir jetzt gibst."

„Es ist noch Zeit genug. Ich gehe erst spät zu Bette. Ich werde dich zehn oder zwölf Meilen begleiten auf deinem Wege zum Postwagen. Die Bewegung wird mir gut thun."

„Ich gehe sehr früh fort, die Post nach Exeter fähet um zehn Uhr früh ab. Ich habe meinen Koffer in dem Wagen des Schuhmachers fortgeschickt. Ich habe Abschied genommen von — von Menschen, die gütig gegen mich gewesen sind, und werde schnell über die Haide gehen; es sind nur fünfzehn Meilen."

„Ich werde dich bis an den Hawsleigh-Bach begleiten," antwortete Arthur, „das heißt, wenn du gegen die Begleitung eines Freundes keine Einwendungen machst, und warum sollten wir uns zanken?"

Winnington nahm die dargebotene Hand. — „Ich wußte, daß dein Herz nicht wirklich so verändert seyn konnte," sagte er, „als du es zu zeigen versuchtest. Du bist krank, Arthur, dein Geist ist viel zu sehr erregt. Ich werde dich nicht so zeitig aufstehen lassen. Du wirst sonst ein Fieber bekommen. Laß mich deinen Puls fühlen, und ich werde mein erstes Honorar von dir verdienen."

Der Puls galoppirte, die Wangen waren abwechselnd blaß und roth.

„Das übersteigt meine jetzige Kunst," fuhr Winnington fort, den Kopf schüttelnd, „du mußt dich an den nächsten Arzt wenden."

„Du bist sehr gütig, mein lieber Winnington, wie du es immer bist, und ich glaube nicht, daß Arznei mir helfen kann."

„Aber du wirst mit dem Arzt sprechen?"

„Was du willst", antwortete Arthur, sich jetzt ganz den Anordnungen seines Freundes unterwerfend.

„Und du wirst Lucy ruhig und gemäßigt schreiben. Sie wird sich beunruhigen, wenn du ihr von deinen Reichthumsträumen erzählst", sagte Winnington.

„Und Aladin's Palast und der Gehalt!" entgegnete Arthur lächelnd. „Gut, ich werde so ruhig seyn, als ich kann, und der Brief wird zeitig genug fertig seyn."

Er nahm bei diesen Worten die Feder und begann einen Brief. Winnington sah ihn an, aber mehr in Kummee als in Zorn. Es lag in dem hartnäckigen Anerbieten Arthur's, ihn zu begleiten, Etwas, das ihm mißfiel. — „Er bewacht mich", dachte er, „als ob er fürchte, ich könnte den Warleigh's ein Wort zuflüstern. Ich werde London zeitig genug erreichen und eine Probe des Erzes mit mir nehmen." Die Uhe schlug eins.

„Du scheinst nicht sehr schnell zu schreiben, Arthur. Vielleicht wirst du den Brief auf dem Tische liegen lassen. Ich gehe zu Bette."

„Nein — nur noch fünf Minuten — und sage ihr, Winnington, sage ihr — daß ich noch unverändert bin; daß weder Reichthum noch Rang und Stand, daß nichts meine Liebe ändern kann . . . ."

„Und daß du sie bald besuchen wirst?"

„Ja, wenn ich in London gewesen bin."

Winnington stutzte: „Und wann gehst du dorthin?"

„In zwei Tagen. Ich werde bei meiner Rückkehr nach Warwickshire kommen — vielleicht ehe du nach Oxford zurückgegangen bist."

„O das wird Alles wieder in Ordnung bringen; das wird eine Erneuerung alter Zeiten seyn."

„Hier ist der Brief, überreiche ihn sorgfältig. Ich habe ihr gesagt, daß ich unverändert bin, das mußt du auch thun."

Winnington schüttelte den Kopf, aber sagte nichts. Sie gaben sich die Hände.

„Und jetzt", sagte Winnington, „lebe wohl. Ich glaubte nicht, daß unsere Trennung so seyn würde. Aber erinnere dich, wenn wir uns nie wieder sehen sollten, daß ich immer derselbe war, daß nicht einen Augenblick meine Liebe zu dir aufhörte."

„Warum sollten wir uns nicht wiedersehen? Hältst du mich für sehr krank?" fragte Arthur.

„Ich weiß nicht. Es gibt Gedanken, die über uns kommen, wir wissen nicht, warum. Ich dachte nicht an deine Krankheit. Aber es gibt sehr viele Lebensgefahren. Lebe wohl. Du sollst morgen früh nicht aufstehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Blutopfer in Dahomeh.

Seit Monaten schlachtet Bahadung, Beherrscher des Landes Dahomeh, in jeder Woche Hunderte von Menschen ab, um „das Grab zu bewässern", in welchem der Leichnam seines Vaters Ghezo ruhet. Er wird nicht inne halten, bis die Zahl der Blutopfer mindestens viertausend erreicht hat, denn so gebietet das Herkommen, welches an der Sklavenküste Afrikas auch den uneingeschränkten Tyrannen tyrannisirt.

Diese Schlächtereien erregen in uns einen entsetzlichen Abscheu, aber die Sache selbst ist ächt afrikanisch und die Vorgänge sind keineswegs neu. Die Gruft der Ahnen, bis zur Urgroßmutter hinauf, muß mit Blut getränkt werden: es erscheint nothwendig, daß die Vorfahren in der andern Welt eine eben so zahlreiche Menge von Sklaven zur Verfügung haben, wie auf dieser Erde. Die Zahl der Blutopfer wächst mit jedem Todesfall in der Herrscherfamilie, auch sind sie nicht etwa allein auf Dahomeh beschränkt, sie besudeln nicht minder das an dieses Land gränzende Aschanti auf der Goldküste. Als dort Ossai Kwamina, Vater des gegenwärtigen Herrschers in Kumassi, gestorben war, wurden zwölf Wochen hintereinander am Todestage die Leichenfeierlichkeiten wiederholt und zwölfmal zweihundert Menschen abgeschlachtet! Als jenes Königs Bruder sein Leben verlor, opferte man an seinem Grabe viertausend. Vor etwa sechszehn Jahren starb des Herrschers Mutter. Damals war der deutsche Missionär Haller in Aschanti, und er erzählt grauenhafte Vorfälle. Unmittelbar nach dem Ableben der Frau wurden einige Mädchen getödtet, damit sie sofort Bedienung habe; noch an demselben Tage schlachtete man vierhundert andere Mädchen ab, und dann sechs Wochen lang an jedem Morgen und jedem Abend zwei Frauen. Aschanti führt mit Recht seinen afrikanischen Namen „Hakeldama", Blutfeld.

So feiert die schwarze Barbarei ihre wilden Orgien. Das Afrika der Neger hat nie eine eigentliche Staatenbildung gekannt, denn die Sultanate im Norden, z. B. in Dar Fur, Wadai, Bornu und in den von den Fellatah eroberten Regionen haben arabische, überhaupt mohammedanische, Einflüsse empfangen, sind nicht aus der urwüchsigen afrikanischen Natur hervorgegangen und hängen ohnehin nur locker in sich zusammen. Auch in diesen Ländern herrscht die alte Rohheit, nur in gemilderter Form. Der Sultan von Sansibar, welcher an der östlichen Küste über die Suaheli herrscht, ist ein Araber. Im übrigen Afrika erscheint Alles ohne Zusammenhang, völlig zerklüftet und zersplittert in kleine Gebiete, deren Bewohner einander bekriegen; von größerem Umfang sind nur Aschanti und Dahomeh, aber beide reichen wenig über zweihundert Jahre zurück. In ihnen ist die blutige Barbarei in ein so fürchterliches System gebracht worden, wie sonst nirgend wo.

Dahomeh hat auch einen blutigen Ursprung. Ein Häuptling des Foy-Volkes, Takudonau, ermordete verrätherisch einen anderen Fürsten, und besiegte Dah, den Häuptling von Abomeh. Als er diesen gefangen genommen, ließ er ihm den Bauch aufschneiden und auf der Stätte, wo er die Leiche einscharrte, im Jahre 1625 einen Palast bauen, welchen er „Da Homeh", Wohnung auf Dah's Bauche, nannte, und diesen Namen führt seitdem das Reich, welches die Nachkommen Takudonau's zusammen eroberten.

Die ganze Geschichte dieses Landes ist lediglich ein mit Blut besudeltes Gewebe von Abscheulichkeiten, von Raubzügen und Schlächtereien. Dahomeh ist eine einzige große Sklavenhöhle, denn Jeder ist zunächst unbedingt Sklave des Herrschers; und der Sklave hat wieder Untersklaven. Wenn der Herr von Aschanti sich nur auf 3333 Frauen beschränkt, aber diese Zahl immer vollständig erhält, so gehören in Dahomeh alle Frauen und Mädchen ohne weiteres dem Könige. Auch gehören ihm alle Kinder, welche im Lande erzeugt werden, denn die Aeltern haben kein Eigenthumsrecht. Niemand darf sich ohne ausdrückliche Erlaubniß des Herrschers verheirathen und mehr als einmal hat es demselben beliebt, einem Bräutigam die Großmutter als Frau aufzuzwingen und ihn zum Zeichen der Huld in's Angesicht zu speien. Die Trauungsfeierlichkeit ist einfach; das Paar muß ein Glas Rhum trinken. Von Zwillingskindern wird allemal eines getödtet, indem die Mutter ihm Pfeffer in die Nasenlöcher bläst. Der höchste Beamte des Staates (wenn man von einem Staate reden könnte) ist der Scharfrichter; die Gesundheit der europäischen Monarchen trinkt der „König" in Schaumwein aus einem Schädel. In Dahomeh ist der Menschenschädel Alles in Allem. Die Mauern und Thürpfosten des Palastes sind mit tausenden von Schädeln geschmückt, der mit Schädeln verzierte Thron ruhet auf Menschenköpfen, die Schädel dreier im Kriege erschlagener Könige bilden die unterste Sitzstufe des Thrones; die Palasthöfe sind völlig mit Schädeln gepflastert. Silberne Schädel bilden des Palastes höchstes Kleinod und schmücken die Reichsfahne; des Herrschers Scepter, ein langer Stab, wäre nichts ohne den silbernen Schädelknopf und der König trägt ihn, wenn er bei Menschenopfern vor seinem Volke tanzt. Sein Fetisch ist der Leopard; sein Palastgesinde besteht aus Eunuchen, Buckeligen, Blödsinnigen, Narren und Zwergen.

Dieses Dahomeh führt fast immer Krieg mit seinen Nachbarn, denn der Herrscher will Tribut und vor allen Dingen Sklaven für seine Menschenopfer und zum Verkauf an die Sklavenhändler, welche trotz aller Kreuzer dann und wann Ladungen „schwarzer Waare“ einnehmen und nach Cuba bringen. Die Engländer haben den König Ghezo oftmals ermahnt, nicht länger Menschen zu rauben oder zu opfern, sondern sein Volk Ackerbau und Handel treiben zu lassen. Aber Ghezo erklärte, die Geschenke der Weißen fänden Gnade vor seinen Augen; was den Sklavenhandel betreffe, so habe er von demselben Einkünfte, er bitte die Europäer, allen andern Afrikanern den Sklavenverkauf zu verbieten und ihm allein zu gestatten. Er wolle nicht, daß sein Volk Handel treibe; dadurch könne dasselbe wohlhabend werden und sich seiner Macht widersetzen. Europa dürfe auf Ghezo's Huld rechnen, wenn es ihm recht viele Kanonen, Flinten, Pulver und Kugeln schicke.

Auch der gegenwärtige Herrscher Bahadung hat eine übertriebene Vorstellung von seiner Größe und Pracht. Er meint, die Welt bewundere ihn und staune ihn an. Daß er die in Abomeh anwesenden Europäer zwingt, dem Menschenopfer beizuwohnen, geschieht lediglich aus Eitelkeit und Stolz. Ohnehin erfordert das Herkommen, daß man die Weißen ehre, indem man ihnen das Amt eines Scharfrichters anbietet. In den Gesängen, welche bei den Opfern angestimmt werden, heißt es, daß der Herrscher alle Könige der Erde für Rhum kaufen könne.

„Alle Völker haben ihre herkömmlichen Feste, aber kein Land kann sich im Glanz mit Dahomeh messen. Leute aus fernen Gegenden sind hier. Siehe! Von allen Völkern, schwarz und weiß, sind Gesandte da!“

Das Vorrecht, solche Gesänge zu Lob und Preis des Gewaltigen ertönen zu lassen, gebührt allein der weiblichen Garde des Herrschers, seinen fünf bis sechstausend Kriegerinnen, welche die Hauptstütze seiner Macht bilden, an Streitbarkeit und Kampfeslust die Männer weit überragen, sich als gute Schützen auszeichnen und im Binnenlande wie an der Küste weit und breit gefürchtet sind. Diese Amazonen haben ihre eigenen weiblichen Stabsoffiziere, welche im Range höher stehen als jene übrigen Streiter. Das Weiberheer ist wilder als jenes der Männer und verlangt als Privilegium, vom Könige alljährlich wenigstens Einen Krieg. Bei den Festgebräuchen und Lustbarkeiten in Abomeh spielt es allemal eine vorragende Rolle.

Unsere Feder sträubt sich, diese „Lustbarkeiten und Feste“ zu schildern, aber wir überwinden den Abscheu, um zu zeigen, wie auch heute noch dicke Finsterniß auf jenem Theile Afrika's lastet, in dem die Sitten noch nicht gemildert worden sind. Wohlmeinende Leute in England haben Abgeordnete nach Dahomeh gesandt, um den König Bahadung von seinem blutigen Werke abzumahnen, aber das Gleiche ist schon im Voraus von vielen Europäern an der Küste geschehen. Sie erhielten keine andere Antwort, als daß man alte Bräuche beobachten und den verstorbenen König nach der Väter Weise ehren müsse.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

§ **Würzburg**, 25. Febr. Die gestrige Aufführung von „Philippine Welser“ war im Ganzen genommen ziemlich befriedigend. Frln. **Wulff** erntete in der Titelrolle reichlichen Beifall und das mit Recht; sie wußte das sinnige, schwärmerische Wesen Philippinens als Jungfrau, wie die Stärke der sie bewegenden Gefühle mit aller Lebhaftigkeit zum Ausdruck zu bringen, und dann in den letzten Akten die Veränderung, die im Lauf der Zeit vor sich gegangen war, den Ernst, welchen trübe Lebenserfahrungen der Frau aufgeprägt hatten, in Haltung und Mimik treffend zu verkörpern. Auch Hr. **Eichenwald** (Welser) verdiente unsere Anerkennung durch sein gediegenes Spiel; sehr gut war namentlich sein Vortrag in der schönen Scene des 2. Akts, wo der Bürger mit dem König als Vater zum Vater spricht; es lag hier so viel Wahrheit, so viel Gefühl in Allem, was er sagte, daß man meinen mochte, es komme selbstempfunden aus dem eignen Innern. Herr **Flüggen** gab den Erzherzog Ferdinand; sein Vortrag bekundete, daß er seine Rolle nicht bloß verstanden, sondern auch mit Liebe und Wärme erfaßt hatte, dabei kam ihm auch seine biegsame Stimme, die sich den wechselnden Gefühlen leicht und entsprechend anpaßt, zu Statten. Haltung und Geberdenspiel ließen freilich bei ihm noch Manches zu wünschen übrig; doch kann nicht Alles auf einmal gehen, und wir hoffen, er wird mit der Zeit auch hierin nachholen, was ihm jetzt noch abgeht. Hr. **Ernst** (König) hütete sich diesmal vor dem Fehler des Uebertreibens so sehr, daß er mitunter in den entgegengesetzten verfiel und sich fast zu passiv verhielt; dies fiel besonders in der oben erwähnten Scene mit dem alten Welser auf; recht gut war er aber im 5. Akt. Frau **Ernst** fühlte sich als Muhme Lozan nicht recht behaglich; solche Rollen sind nicht für sie; eben darum hätte man wohl Frln. **Schütz** diese Partie lassen dürfen, die sie früher ziemlich gut gab, während sie als Frau Welser auch nicht ganz an ihrem Platz war. Zu den besseren Leistungen gehörte auch das Zwiegespräch der beiden Diener auf Schloß Bürglitz (die HH. **Denzin** und **Wendt**), während Hr. **Denemy** als Graf Thurn eine gar traurige Figur spielte.

Literarische Notiz.

* Im Verlag von H. L. Brönner zu Frankfurt a/M. erschien kürzlich ein „geographisches Räthselbuch“ von Professor C. **Arendts** in München, dessen Inhalt wohl geeignet ist, die Denkkraft der Jugend anzuregen, ihren Scharfsinn zu üben, und dabei durch wechselnde Form dieselbe zu unterhalten. Der Verfasser, welcher durch verschiedene geographische und naturgeschichtliche Werke bereits in weiteren Kreisen bekannt ist, hat als Lehrer an verschiedenen Erziehungs-Instituten vielfach Gelegenheit zu bemerken, wie durch das Aufgeben von Räthseln die geistige Thätigkeit der Jugend in sehr zweckmäßiger Weise belebt und erhöht werden kann, und was er zu diesem Behuf seit einer Reihe von Jahren theils gesammelt, theils selbst geschaffen und durch Erfahrung erprobt gefunden hat, das ist in diesem Büchlein niedergelegt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 18. Sonntag den 3. März 1861.

Zwei Universitätsfreunde.

(Fortsetzung.)

Sie trennten sich. Arthur, statt zu Bette zu gehen, sah auf die Haide hinaus. Es war eine wilde und einsame Gegend, die ihn anzuziehen schien. Als er eine Stunde so gesessen hatte — vielleicht zwei Stunden, denn er achtete nicht auf die Zeit — in vollkommener Ruhe, die Sterne beobachtend, welche ein seltsames Licht auf die Haide warfen, glaubte er ein Knarren der alten morschen Treppe zu hören, als ob sich Jemand auf den Zehen hinunterschliche. Er stand auf an seinem Fenster, von welchem er die Thüre des Hauses überblicken konnte. Verstohlen um sich schauend, als fürchte er bemerkt zu werden, sah er einen Mann mit einer Laterne, die er vorsichtig vor sich hielt, aus dem Hause treten und schnell fortgehen. Er wandte sich links. Auf der Schulter trug er eine Spitzaxt und einen Spaten; sie glänzten im Sternenlicht. Er ging den Abhang hinunter dem Wasserfalle zu und verschwand dann.

Als die alte Frau am nächsten Morgen zu ihrem Tagewerke kam, fand sie die Thür unverschlossen. Auf dem Tische sah sie einen Brief und nahm ihn mit hinauf. Sie klopfte an Arthur's Thür.

„Herein!" rief er. „Bist du es, Winnington? Ich werde augenblicklich aufstehen."

„Nein, der junge Herr ist fort, und ich glaubte, dieser Brief hier könnte von Wichtigkeit seyn."

Arthur nahm den Brief und las bei dem grauen Lichte der Morgendämmerung, wie folgt:

„Ich verlasse dich, lieber Arthur, und fühle, daß ich dir nicht so freundlich Lebewohl sagte, als ich wünschte. Ich zeige meine Gefühle nicht gern; denn ich habe so wenig Gewalt über sie, daß ich immer fürchte, du wirst mich wegen meiner Schwäche verachten. Ich werde deine Botschaft und deinen Brief Lucy überbringen. Ich werde ihr sagen, daß du bald kommst. Die Morgendämmerung ist nicht sehr fern und ich gehe früher, als ich dir sagte. Denn ich will dir, bei deinem jetzigen Gesundheitszustande, nicht erlauben, mich nach Hawsleigh zu begleiten. Ich gehe nach London. O verzeih' mir, daß ich es thue. Ich halte es für meine Pflicht. Du wirst es auch für Pflicht halten, wenn du darüber nachdenkst. Wenn sie durch meine Abwesenheit überrascht sind (denn ich kann zurückgehalten werden), so erkläre ihnen, wohin ich gegangen bin. Ich hätte es dir gestern Abend sagen sollen, aber ich wagte es nicht. Lieber Arthur, denke gütig von mir. Ich denke immer in Liebe dein. —

W. H."

„Er hätte seinen Namen ganz unterzeichnen sollen", sagte Arthur und legte den Brief unter sein Kissen. „Nach London — zum Advokaten — mit Proben des Erzes. Ich werde früher als er dahin kommen trotz seines frühen Aufstehens."

Ein Lächeln war auf seinem Gesichte, als er eilig aufstund.

„Er kann noch nicht lange fort seyn", sagte er zu der alten Frau, „denn die Tinte, mit der er geschrieben, war noch nicht trocken."

„Ich glaubte ihn zu sehen, als ich herging", entgegnete sie, „weit hinten, auf der Haide, aber vielleicht war es ein Busch oder auch eine Kuh. Ich weiß es nicht, aber es war ihm sehr ähnlich."

Nach dem Frühstück eilte er in's Dorf. Der Schuhmacher lag betrunken und sprachlos im Bett mit einer Binde um den Kopf, welcher ihm am Tage vorher zerschlagen war. Das Geld, welches ihm Winnington gegeben hatte, um sein Gepäck zu fahren, war schuld an diesem hülflosen Zustand. Es gab kein anderes Pferd oder Fuhrwerk in diesem Orte. Deßhalb kehrte Arthur, düster und ärgerlich, zurück, steckte ein Hemd in jede Tasche seines Rockes und begab sich zu Fuß auf den Weg nach Hawsleigh. Er kam dort um ein Uhr an. Der Postwagen war um zehn Uhr fortgefahren. Der Schuhmacher hatte vorsichtiger Weise dem Kutscher gesagt, Winningtons Gepäck nach Exeter zu bringen, und da er nur vier Meilen in einer Stunde zurücklegte, und überdies noch am Wege Zeit verlor, sollte er nicht auf seinen Passagier warten, der wahrscheinlich einige Meilen gehen, und seinen Platz einnehmen würde, wenn er müde wäre.

Es gab in Hawsleigh kein Fuhrwerk, welches schnell genug war, einen Wagen einzuholen, welcher vier Meilen in einer Stunde fuhr, noch drei Stunden früher abgefahren war, und wenn er erst in der Post von Exeter war, so war gar keine Möglichkeit des Ueberholens; sie brachte ihn in wenig mehr als fünf Tagen nach London.

Arthur erfuhr indeß, daß eines Kärrners Fuhrwerk um drei Uhr nach dem Dorfe Oakfield fortfuhr, das Exeter zwölf Meilen näher lag. Er war in einem solchen Zustande der Aufregung und Angst, fortzukommen, daß ihm Ruhe an einem Orte unerträglich schien; und obgleich er wußte, daß er um nichts weiter gekommen war, wenn er diese Gelegenheit benutzte, da er doch irgendwo bis zum

folgenden Morgen auf den Postwagen warten mußte, so bezahlte er ein geringes Fuhrlohn für einige schnell gekaufte und zusammengebundene Sachen und fuhr mit dem Kärrner fort. Er schien sich immer mehr erleichtert zu fühlen, je näher er dem Reiseziele kam. Mit zusammengezogenen Augenbrauen und fest aufeinander gepreßten Lippen saß er in dem plumpen Karren oder ging nebenher. Der Kärrner überließ ihn, nach einigen Versuchen zur Unterhaltung, seinem eigenen Nachdenken.

„Ein so stolzer Bursche als ich je einen sah!" murrte er, „und sieht aus wie ein Lord. Gut, er sollte aber nicht in einem Karren reisen, wenn er nicht mit der Gesellschaft sprechen will."

Die Gesellschaft im Karren nahm zu, als sie weiter kamen. Frauen mit Körben voll Geflügel, welche von den benachbarten Dörfern zurückkehrten; Freunde des Eigenthümers des Fuhrwerkes, welche nach Oakfield gingen, und endlich kleine Dorfkinder, welche dem Karren entgegengekommen waren, und sich schon um das Privilegium prügelten, wer das Roß in's Wasser reiten sollte, wenn es ausgespannt wäre; es war ein Zug von zehn bis zwölf Personen, als man den Kirchthurm des Dorfes zuerst erblickte. Arthur ging noch nebenher, nahm aber keinen Theil an der Unterhaltung. Es schien etwas Ungewöhnliches vorzugehen in der Hauptstraße, als sie näher kamen. Ein Haufe ängstlich aussehender Bauern stand dem Wirthshause gegenüber, sie flüsterten unter einander und erwarteten Jemandes Ankunft.

„Hast du ihn kommen sehen, Luke Waters?" fragten zwei oder drei auf einmal den Kärrner.

„Nein — wen denn?"

„Den Leichenbeschauer; seit länger als einer Stunde ist nach ihm geschickt."

„Was ist denn geschehen? — Ruhig Pferd!"

„Etwas Schreckliches. Da ist er!" sagte ein Mann, nach dem obern Fenster des Wirthshauses zeigend und erbleichend, „er wurde auf der Wiese des Pastors — todt — mit solch einer Wunde gefunden!" Der Mann berührte seinen Hals und schwieg.

Arthur ward aufmerksam. „Wer ist es? Kennt Niemand die Leiche?"

„Nein, er war ein Fremder; ganz ausgezogen und ermordet; aber hier ist der Coroner. Er wird Alles erklären."

Der Leichenbeschauer kam, ganz Geschäftsmann, auf den die Feierlichkeit der Scene gar keinen Eindruck zu machen schien. Eine Jury wurde berufen und ging die Treppe hinauf. Auch einige Andere wurden zugelassen, unter ihnen Arthur. Er war ruhig, aber augenscheinlich nur durch eine Anstrengung, welche seine Aufregung verbarg. „Ich habe nie den Tod gesehen", sagte er, „und diese erste Erfahrung ist schrecklich."

Die gerichtliche Untersuchung schritt fort. Arthur, obgleich in dem Zimmer, hielt die Augen fest geschlossen, aber durch die geschlossenen Lider beschwor er den schrecklichen Anblick, den starren Körper, die klaffende Wunde vor sein geistiges Auge. Er dachte daran, hinunter zu eilen, ohne das Resultat abzuwarten, aber es lag ein Zauber in der Scene, der ihn zurückhielt.

„Dieser Körper wurde in diesem Zustande gefunden", sagte der Coroner, „es bedarf keiner weiteren Beweise außer den Wunden, daß der Mann eines gewaltsamen Todes starb. Aber durch wessen Hände, ist unmöglich zu sagen. Kann Niemand den Leichnam erkennen?"

Es war eine Pause. Jeder der Zuschauer sah auf das schreckliche Schauspiel, aber es konnte Niemand eine Antwort geben. Endlich öffnete Arthur seine Augen und sah auf die Leiche. Er fuhr zurück und fiel fast nieder. Seine Wange ward leichenblaß. Seine Augen wurden starr. „Ich — ich kenne ihn!" rief er und kniete an dem Lager nieder. „Ich sagte ihm gestern Abend Lebewohl. Er wollte mit dem Wagen von Hawsleigh nach Exeter fahren, schrieb mir aber, daß er vorausgehen werde. Er war mein Bruder — mein Freund!"

„Und sein Name?" fragte der Leichenbeschauer. „Dieß ist sehr zufriedenstellend."

Arthur sah auf die kalte Stirn des Ermordeten und sagte mit einem Schluchzen der Verzweiflung: —

„Winnington Harvey!"

Der Coroner vollzog die gerichtlichen Formen und gab das Verdict: „Ermordet, durch eine oder mehrere unbekannte Personen."

Es war eine gesetzlose Zeit und gewaltsame Thaten waren sehr häufig. Einige Jahre später wurden die Thäter bei einem andern Verbrechen entdeckt und gestanden ihre Schuld. Sie hatten den harmlosen Reisenden beraubt und ermordet und waren durch die Ankunft des Postwagens von Hawsleigh verscheucht. Arthur ließ einen kleinen Denkstein auf das Grab seines Freundes setzen mit dem Bericht seines Namens und seines Schicksales.

Obgleich er zuweilen so hart erschien, konnte er doch Winnington's Verwandten nicht die Nachricht selbst bringen, sondern übersandte ihnen die volle Bestätigung des traurigen Ereignisses. Es ist unnöthig zu sagen, was für Thränen die unglückliche Mutter und Schwester vergossen und wie oft sie im Geist zu dem kleinen Denkmale und dem frischen grünen Grabe auf dem Kirchhof zu Oakfield reisten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blutopfer in Dahomeh.

(Schluß.)

Ich finde im zweiten Theile von Forbes' Dahomey and the Dahomans, London 1851, daß die „Blutopfer für verstorbene Herrscher" (Sequlast) erst durch den König Guadschah Trudo im Jahre 1708 eingeführt worden, also verhältnißmäßig neu sind, aber Menschen wurden schon früher geschlachtet; das war und ist altes Herkommen. Seit jener Zeit haben bei den Königsopfern mehr als Zweihunderttausend geblutet. Die Amazonenschaaren bildete zuerst der verstorbene Ghezo, Großvater, Ada Humsu, welcher, wie ich aus Norri's Gesandtschaftsreise ersehe, 1772 den Thron bestieg. Ihm folgte Agon Gru, diesem der im vorigen Jahre verstorbene Ghezo.

Norris, Duncan und Konsul Beecroft kamen nach Abomeh, um, wie schon bemerkt, gegen den Sklavenhandel zu remonstriren. Ghezo veranstaltete große Feste, ein Sequiahi folgte dem andern und die Europäer mußten zuschauen, wie Schädel überwundener Könige im Staube umhergerollt, zerhackte Menschen den Geiern vorgeworfen wurden. Sie waren Zeugen von Blutopfern auf den Gräbern

von des Königs Mutter und Großmutter, und durften sich dem Ekbatongeweh nicht entziehen, der Feier, bei welcher Ghezo dem versammelten Volke seine Reichthümer und Schätze zeigte und großen Pomp entfaltete. Es war im Mai 1849. Auf dem großen Platze vor dem Palaste war das rothe mit Schädeln und Menschengebeinen verzierte Prachtzelt aufgeschlagen; die großen Sonnenschirme, welche das Zeichen der königlichen Würde bilden, prangten in bunten Farben.

Nachdem Kanonen abgefeuert waren, nahte der Zug, voran gingen vierhundert Leute, welche sich vor dem Zelte in den Staub warfen; dann folgten 2539 Amazonen und trugen Habseligkeiten des Königs vor der versammelten Menge zur Schau; nach ihnen kamen 1090 andere weibliche Krieger mit Kalebassen, in denen Kaurimuscheln lagen; bekanntlich bilden diese in einem großen Theile von Afrika das Umlaufsmittel. Hinter den Amazonen folgten Krieger mit der Reichsfahne, nachher führte Ghezo einen Tanz auf und ließ für etwa 5000 Thaler Kauris vertheilen.

Die Masse war froh, aber der Jubel stieg, als zwölf Kriegsgefangene in kleinen geflochtenen Körben und an Händen und Füßen gebunden, weiß gekleidet und mit hohen rothen Kappen auf dem Haupte, herbeigetragen wurden, um nebst einer Katze und einem Krokodil dem Volke „geschenkt" zu werden. Am ersten Tage zeigte man sie nur; am folgenden Morgen brachte man sie auf ein Gerüst, das sich neben stacheligen Akazien erhebt. Forbes bekam bei diesem Anblick Anwandlungen von Ohnmacht, doch behielt er noch Kraft, von Ghezo für dreihundert Dollars drei jener Unglücklichen zu kaufen und so zu retten. Die übrigen neun wurden, unter Freudengeheul der beglückten Menge, mit den Körben kopfüber hinabgestürzt, von den unten bereit stehenden Würdenträgern erst mit Keulen zerschlagen, dann geköpft und bei Seite geworfen. Vorher hatten die Hofeunuchen die Sterbeglocke geläutet, nachher vertheilte Ghezo, in Gegenwart seiner Hunderte von Frauen an Amazonen, Soldaten und Volk, einige tausend Kalebassen voll Kauris, Rum und Tabak. Dabei wurden kleine Fahnen geschwenkt, auf welchen Gestalten dargestellt sind, welche Menschen enthaupten; neben sich hatte der Gewaltige einen lebendigen Strauß, seine Buckeligen und Zwerge, nebst einigen Albinos, Eunuchen, eine Meute von allerlei Hunden und einige Stabsoffiziere der Amazonengarde. Er selber trug ein weißseidenes Gewand; die Spielleute mußten Musik machen, der Herold rief aus, daß Ghezo zugleich Leopard und Adler sey. Nachdem dann einundzwanzig Kanonenschüsse abgefeuert waren, hatte das große Fest des Auswerfens der Geschenke ein Ende und das Volk zerstreute sich.

Ueber die Vorgänge bei dem Blutopfer, welches Bahadung zu Ehren Ghezo's nun seit Monaten fortsetzt, habe ich noch keine Schilderung gefunden, aber da man in Dahomeh streng an altem Brauche festhält, so wird sie gewiß nicht von jener verschieden seyn, welche Labarthe (voyage à la côte de Guinée; Paris, an XI. S. 123 ff.) mittheilt. Er erhielt sie von einem Augenzeugen, der in Abomeh sich aufhielt, als Agon Geu seinen Vater Avahnzu „ehrte". Kaum hatte der letztere die Augen geschlossen, als acht Männer ein zwölf Fuß tiefes, sieben Fuß langes Loch gruben.

Ueber demselben wurde ein Gerüst als Paradebett angebracht und mit vielen Kostbarkeiten des Verstorbenen belastet. Obenauf legte man eine in Seidenstoff gewickelte Puppe, und gleich nachher trat ein Todtengräber nach dem andern auf das Gerüste, um sich den Kopf abschlagen zu lassen. Der Leib wurde den wilden Thieren vorgeworfen. Aber schon waren die Frauen des Königs ungeduldig geworden, weil jede um die Ehre buhlte, lebendig mit ihm begraben zu werden. Der „Brauch" bestimmt, daß ein solches Glück auf nur vierundzwanzig von ihnen beschränkt ist. Die erwählten jubeln, die übergangenen murren und klagen über Ungerechtigkeit.

Im Grabe liegen für den Dienst des Verstorbenen Korallenschmuck, Rum, Pfeifen und Tabak und ein dreieckiger galonirter Hut; drei Stäbe mit goldenem und drei andere mit silbernem Knopfe. Den Frauen räth man dringend, im anderen Leben den Herrscher mit Rum zu waschen, mit duftenden Kräutern einzuräuchern und jeden zweiten Tag Weihrauch zu verbrennen. Dann drängen alle dem Grabe zu, an welchem hohe Würdenträger ihnen die Glieder mit Keulen zerschlagen, sie noch lebend ins Grab hinunterstürzen und rasch einen Erdhaufen darüber schütten.

So ist das Vorspiel der großen Feier, zu welcher die an der Küste wohnenden Europäer, die tributpflichtigen Könige und alle Gemeindevorsteher eingeladen werden. Alle müssen Geschenke nach Vorschrift geben, insbesondere Rum, Muscheln, Seidenstoffe, Hüte, Menschen zum Opfer, Ochsen, Widder, Tauben, Enten, Perlhühner und Palmöl. Das Alles wird am Grabe geopfert. Nachher beginnen die systematischen Abschlachtungen von viertausend Sklaven, meist Kriegsgefangenen; denn um das Fest recht glänzend zu machen, unternimmt der neue Herrscher gewöhnlich einen Kriegszug lediglich zu dem Zwecke, um Opfer zu erbeuten. Das Gemetzel währt mit kurzen Zwischenräumen ein volles Jahr lang.

So ist Dahomeh mit seiner grauenvollen Barbarei. Wir begnügen uns einfach die Thatsachen mitzutheilen, jede Erörterung wäre peinlich. Es gibt zu solchem Blutvergießen kein Nebenstück außer in Afrika selbst. Etwas annähernd Grausames findet man nur noch unter einem sonst gutmüthigen und milden Volke, den Mongolen, wo man, allerdings nur ausnahmsweise, einen König durch einen seltsam barbarischen Brauch zu ehren glaubt. Man baut ein Grabgewölbe und schmückt dasselbe mit Standbildern von Menschen und von Thieren aus der buddhistischen Fabellehre. In dasselbe setzt man die Leiche, welche mit Gold, Silber, seidenen Gewändern, Edelsteinen, Waffen ꝛc. überdeckt wird. Nachher wählt man die schönsten Knaben und Mädchen aus und läßt sie so lange Quecksilber verschlucken, bis sie ersticken. Dann, sagen die Mongolen, behalten sie ihre frische Gesichtsfarbe. Man stellt sie aufrecht um des Königs Leiche herum, damit sie ihm alle Dienste verrichten, welche er im Jenseits verlangen könnte. Sie halten Tabakspfeifen, Schnupftabaksfläschchen und Fächer in den Händen. Damit die Leiche in Ruhe bleibe, die Schätze nicht geraubt werden, bringt man am Eingange zum Grabe eine eigene Art von Höllenmaschine an, welche bei der Berührung eine große Menge von Pfeilen zugleich abschießt und den Eindringling sofort todt niederstrecken würde. Aber in der Mongolei ist, wie gesagt, ein so barbarischer Brauch eine seltene Ausnahme; in Dahomeh und Aschanti erscheint das Blutvergießen als Regel, und die Schwelle des Herrschers darf nicht von Blut trocken werden.

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, 28. Februar. In dieser Woche wurden uns zwei Opern Donizetti's gegeben, am Montag: „Lucia von Lammermoor" und heute: „Marie, die Regimentstochter", welche beide, wie überhaupt in der letzteren Zeit einige kleinere leichte Opern recht gut gegeben wurden. Ungleich besser wurde übrigens doch „Lucia" gegeben, während man bei der heutigen da und dort die erforderliche Sicherheit vermißte, und daraus eben abnehmen konnte, daß sie etwas besser hätte eingeübt seyn dürfen. Bezüglich der ersteren Oper müssen wir dagegen erwähnen, daß namentlich das Finale des 2. Aktes ganz besonders gut gesungen wurde, daß sich dabei die Träger der einzelnen Rollen alle hervorthaten; und daß im Uebrigen Frau Denemy-Ney und Hr. Dr. Liebert Ausgezeichnetes im Gesang leisteten, wenn auch Beide, Frau Denemy-Ney vorzüglich in der Wahnsinnsscene des 3. Aktes, Manches zu wünschen übrig ließen.

Heute sahen wir in der Titelrolle ein früheres Mitglied unserer Bühne, Frau Stotz, welche immer noch sehr beliebt beim hiesigen Publikum ist, und deßhalb bei ihrem heutigen Gastspiele auch eine ungemein günstige Aufnahme fand; ihr Auftreten hatte auch wirklich etwas Bestechendes, denn wenn man bei einer sorgfältigeren Untersuchung mit ihrem Gesange nicht ganz zufrieden seyn konnte, so wurde man eben durch ihr ausgezeichnetes Spiel um so mehr befriedigt, worin sie sich als treffliche Soubrette bekundete. Hr. Carlschulz sang den Sulpice, besonders das Lied im 1. Akt recht schön, sein Spiel aber gefiel uns weniger; er hatte den barschen, dabei aber gemüthlichen Soldatencharakter des alten Sulpice nicht vollkommen erfaßt und im 2. Akt seine Stellung im Hause der „Marchesa" nicht berücksichtigt, sonst hätte er sich, während Marie am Klaviere singt, wohl nicht auf die vorderen, für die Gäste des Hauses bestimmten Stühle gesetzt. Es ist dieses zwar etwas Unbedeutendes, wir geben zu, es ist etwas Kleinliches, dieses zu erwähnen; allein gerade an solchen unbedeutenden Momenten läßt sich gar oft abnehmen, ob der Darsteller sich mit seiner Rolle einigermaßen vertraut gemacht, ob er sie richtig erfaßt hat. Hr. Ackermann konnte mit seiner Fistelstimme kein besonderes Glück machen, weil man den Uebergang von der Bruststimme zur Fistelstimme gar zu deutlich wahrnehmen mußte; abgesehen davon konnte man mit seinem Gesang und im 1. Akt auch mit seinem Spiel ganz wohl zufrieden seyn; im 2. Akt war sein Spiel zu theilnahmslos.

Nebst der Oper „die Regimentstochter" wurde heute auch noch der dritte Akt zu den „Hugenotten" gegeben, welcher mit der kernigen, tiefgefühlten Meyerbeer'schen Musik eine wahre Erquickung auf die leichte italienische Musik von Donizetti bot. In diesem Akt fand besonders Hr. Büssel, zu dessen Benefiz die heutige Vorstellung war, Gelegenheit, sich auch zu zeigen. Man hat sich zwar allmälig an ihn gewöhnt und er ist deßhalb auch beliebter geworden. Bei seinem Auftreten ist ihm besonders seine Aussprache hinderlich, die nicht nur ziemlich unverständlich, sondern oft auch unrichtig ist; z. B. Heriz, Schmeriz, Gelid rc., statt Herz, Schmerz, Geld rc. In seinem Gesange merkt man häufig eine Unsicherheit, ein Schwanken bei den einzelnen Tönen, die überdies oft so ineinander verschwimmen, daß man dann im Zweifel ist, welcher Ton gemeint und gesungen seyn sollte; wie dieses kürzlich im zweiten Akt des „Tannhäuser" vorkam. Dagegen hat er manchmal auch schon recht Treffliches geleistet; so besonders heute in dem großen Duett dieses dritten Aktes mit Frau Leinauer, auch das Arioso in der Oper „Lucia" sang er am vorigen Montag recht gefällig. Dennoch möchten wir ihm rathen, häufiges Ueben nicht zu versäumen, wodurch er auch seine Aussprache noch verdeutlichen und vervollkommnen kann. — Frau Leinauer sang recht gut, namentlich die Stelle: „Bin ein Mädchen" u. s. w., dabei aber immerhin etwas zu viel Tremolo und bei den Figuren zu viel Uebereilung und deßhalb zu wenig Deutlichkeit. Hr. Dr. Liebert sang heute auch ausgezeichnet mit einer Kraft und Klarheit der Stimme, die wirklich staunenswerth war. Das Sextett vor dem Zweikampf wurde überhaupt sehr befriedigend gesungen.

—C.—

|| Würzburg, 2. März. Statt „Anna-Lise", welches Schauspiel auf Mittwoch angekündigt, aber wegen plötzlichen Erkrankens des Herrn Flüggen nicht gegeben wurde, bekamen wir an diesem Tage Schillers „Kabale und Liebe" zu sehen. Die Aufführung entsprach leider nicht dem Werth des klassischen Stückes; eines Theils merkte man ihr im Allgemeinen doch an, daß es rasch eingeschoben und deßhalb nicht sorgfältig genug einstudirt war. Die Hauptschuld aber lag an der Darstellung des Ferdinand, der kaum in unglücklichere Hände hätte gerathen können, als in die des Herrn Kowal. Wir wollen und können hier auf Einzelnes nicht eingehen, denn wir könnten dann nicht fertig werden mit dem Tadeln. Man kann nicht sagen, daß er seine Rolle falsch aufgefaßt, oder daß er den Charakter des Ferdinand irgendwie vergriffen habe, er scheint ihn überhaupt gar nicht verstanden, in keiner Weise erfaßt zu haben, wenigstens ließ seine fehlerhafte Deklamation und seine ganze Haltung kaum eine andere Annahme zu. Befriedigender wurde gestern „Anna-Lise" gegeben, wenngleich auch hier der Träger einer Hauptrolle, Hr. Flüggen, nicht vollständig genügte. Die Schuld lag jedoch nicht sowohl daran, daß Hr. Flüggen etwa nicht recht in den Geist derselben eingedrungen wäre, im Gegentheil, er schien sich ganz wohl bewußt, welches die Eigenthümlichkeiten von Leopolds Charakter seyen, aber die Fähigkeit, sie in seinem Spiele auszuprägen, hielt nicht gleichen Schritt mit diesem Bewußtseyn. Wir wollen damit Hrn. Flüggen nicht zu nahe treten, glauben aber, daß er sich, indem er die Rolle des Leopold übernahm, für jetzt doch zu viel zugemuthet hat. Es ist in diese Person die rauhe Schaale mit dem guten Kern, das kindlich naive mit dem festen, männlichen Willen so vielfach gemischt, daß es bei all ihrer anscheinenden Einfachheit doch eine ziemlich schwierige Aufgabe ist alle diese Seiten zugleich und je nach der augenblicklichen Lage die eine mehr oder minder hervorzuheben; es gehört schon eine gewisse Uebung, eine längere Bekanntschaft mit der Bühne dazu, um in die Darstellung einer solchen Figur den rechten Fluß, die nöthige Abrundung zu bringen: daran fehlte es noch bei ihm; man merkte es seinem Spiel wohl an, daß er sich bemühte, allen Eigenheiten des darzustellenden Charakters gerecht zu werden, doch wurde er dieser Aufgabe nicht ganz Herr. Die übrigen Mitwirkenden spielten im Allgemeinen gut. An Herrn Denzin möchten wir zum Schlusse uns noch die Frage erlauben, ob die Lesart laesae majestatis vom Verfasser vorgeschrieben ist.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 19. Mittwoch den 6. März 1861.

Zwei Universitätsfreunde.

(Fortsetzung.)

IV.

Als dreißig Jahre verflossen waren, hatte sich Combe-Warleigh sehr verändert. Es war nicht länger ein wüstes Dorf, das sich inmitten einer endlosen Haide fast verlor, sondern eine volkreiche Stadt — gewerbthätig, schmutzig und reich. Tausende von Arbeitern waren beim Bergbau, bei den Schmelzöfen beschäftigt. Die Schmelzöfen glühten dort Tag und Nacht, und zwei bis drei Kirchen gab es hier, sowie ein Rathhaus. Auch die Nachbarschaft war volkreich wie die Stadt geworden, und Jemand, der auf dem Thurme von Sir Arthur Haynings Schlosse, nahe beim Warleigh-Wasserfalle, stand, konnte in weiter Entfernung auf den Ebenen die Rauchsäulen aus manchem hohen Schornsteine sehen, die Sir Arthur in anderen Theilen seines Gutes errichtet hatte. Er hatte Verwalter und Aufseher, eine Armee von Kärrnern und Wagenführern, ein Regiment von Schreibern und wohnte in dem großen Hause; von seiner reich eingerichteten Bibliothek aus befahl er über Alles, ordnete und organisirte er Alles. Man kannte wenig von seinem früheren Leben, denn das Entstehen einer Stadt, wo man lebt, ist wie ein Zeitraum von vielen Jahren an andern Orten. Andere Menschen kommen, die alten Einwohner sterben aus oder verlieren sich in der Menge, und ganz neue Ereignisse werden ungewiß und fabelhaft wie Traditionen. Das Datum von Sir Arthurs Niederlassung in Warleigh war für die Meisten so unbestimmt, wie das der Belagerung von Troja. Man sagte nur, daß er vor langer Zeit das Gut gekauft, wie ein Geizhals gelebt hatte — sparend, arbeitend, sammelnd, alles Land kaufend, was hier zu haben war, die Erde durchgrabend und immer unbegreiflicher Weise die reichsten Adern treffend, bis er der Eigenthümer ungeheurer Länderstrecken und einziger Besitzer der Stadt und Mühlen von Combe-Warleigh war. Niemand wußte, ob er je verheirathet gewesen.

Als sich zuerst die Bevölkerung hier ansammelte, handelte es sich nur um strenge Erfüllung ihrer Pflicht; er hatte Kapital und Beschäftigung, sie Gehorsam und Fleiß. Kein geselliger Verkehr bestand zwischen ihm und seinen Nachbarn, und doch erzählte man sich fabelhafte Dinge von der Pracht seiner Zimmer, von der Menge seines Silbergeschirrs, von der Zahl seiner Hausbedienten. Sein Patriotismus war so groß gewesen, daß er eine ungeheure Summe zu der Loyalitäts-Anleihe gezeichnet, und er ward belohnt durch die Freundschaft des Königs und den Titel, der seinen Namen schmückte. Und als fünfzehn weitere Jahre dieser Abgeschiedenheit und Größe — dieser Anhäufung von Reichthümern und Erhaltung der Würde — das Ohr des Volkes an den klangreichen Namen des Millionärs gewöhnt hatte, ward es nur als Folge dieser unübertrefflichen Verdienste betrachtet, daß er zur Peerswürde erhoben ward. Er war jetzt Lord Warleigh von Combe-Warleigh und führte ein Wappenschild an der Wagenthür, welches, wie man meinte, seine Ahnen auf ihren Schilden in der Schlacht bei Hastings geführt hatten. Jeder, der jährlich fünfzigtausend Pfund hat, kann seinen Stammbaum bis zur normannischen Eroberung verfolgen. Wenn auch ihre Väter Heckenbeschneider und Gräber waren und ihre Großväter das Armenhaus bewohnten, so ist es doch tröstlich für ihren Stolz, daß die Familie trotz alledem alt sey, daß Verschwendung, Politik, Tyrannei sie so herabgebracht habe und daß es ihnen jetzt obliege, den alten Namen zum früheren Ruhme zu erheben und unter der Regierung von Georg oder William die Familie wieder zu erneuern, welche die Schlacht von Bosworth ins Elend brachte. Lord Warleigh stammte, wie in einem jener werthvollen genealogischen Kalender berichtet wird, in gerader Linie von einem jener Peers, welche in den unglücklichen Kriegen von Stephan und Mathilde umkamen. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß in einer früheren Ausgabe, als er nur noch Baronet mit einem Einkommen von fünfzehn- bis zwanzigtausend Pfund war, die Genealogie bei Jakob I. stehen blieb. Aber ob seine Vorfahren so ausgezeichnet waren oder nicht, sein ungeheurer Reichthum und Einfluß ward nicht bezweifelt.

Seit einigen Jahren beaufsichtigte er seine Werke nicht mehr persönlich. Statt todtes Erz aus der Erde zu ziehen, schickte er stumme Abgeordnete ins Haus der Gemeinen, erwählte Magistratspersonen und übte so viel höchste Herrschaft über den Distrikt aus, als sey er erwählter Diktator mit unbeschränkter Gewalt. Aber es liegt immer eine Ausgleichung im menschlichen Geschick, und der jedem Menschen eigenthümliche Neid ward befriedigt durch das, was man über die gedrückte Stimmung Seiner Lordschaft flüsterte. Selbst die Frau des Geistlichen — ein vollkommener Charakter! — sah geheimnißvoll aus, wenn sie erzählte, daß Seine Lordschaft nie lächle, daß man sonderbare Dinge über seine Lebensweise höre, daß das Hausmädchen, spät in der Nacht, wenn sie fest überzeugt war, daß Niemand als Mylord in der Bibliothek sey, Stimmen in diesem Gemache

höre; daß er sehr oft zu einer neben ihm sitzenden Person spreche, wenn doch Niemand da sey; daß er in der Kirche nie der Predigt zuhöre, sondern thue, als schliefe er. Die Frau des Geistlichen sagte dieß ungern, denn er war immer sehr freigebig gegen die Kirche gewesen, hatte für eine dürre, unfruchtbare Haide eine fruchtbare Pachtung im Thale von Hawsleigh gegeben und hatte ein neues Pfarrhaus dort hingebaut, wo das alte Schloß stand; aber es war seltsam, daß er nie Gesellschaft sah, und mit wem konnte er wohl in der Bibliothek sprechen? Dr. Drawes konnte es nicht entdecken, er ward nie ins Schloß gebeten und sagte, daß er von Leuten gelesen, die ihre Seele dem ††† verkauften. Seine Lordschaft war sehr reich, aber sollte er seine Seele — es war ein schrecklicher Gedanke — wie konnte Dr. Drawes das sagen!

Aber Dr. Drawes wurde sehr bald nach einer andern Stelle des Lord Warleigh versetzt in dem nördlichen Theile der Grafschaft, und ward ersucht, einen Adjunkten in der Blüthe der Jahre in Warleigh anzustellen, der gegen Arme und Kranke aufmerksam wäre. Hören und gehorchen war eins — von Oxford aus wurde ein junger Mann warm empfohlen, und Mr. Henry Benford erschien bald und bezog das Pfarrhaus. Er war einer jener Männer — mit zarten, feinen Zügen und heller, durchsichtiger Hautfarbe und schönen, sanften Augen — von denen die Leute sagen: es ist Schade, daß er nicht ein Mädchen ist. Er war noch nicht dreißig Jahre alt. Und dieses weibliche Aussehen war bei Henry Benford mit einer gewissen Weiblichkeit des Gemüths verbunden. Er war bescheiden und was die Welt schüchtern nennt, denn er erröthete, wenn er einem Fremden vorgestellt wurde, und wagte kaum in gemischter Gesellschaft zu sprechen; aber sehr gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflicht, thätig und energisch in seiner Gemeinde und von einer Sanftmuth, die nichts erschüttern konnte. Er hatte eine Frau und zwei Kinder zu jener Zeit, und die frischen Gesichter der neuen Ankömmlinge sahen sonderbar aus unter den harten Gestalten der Einwohner.

Eine große Veränderung fand sogleich statt in den Beziehungen zwischen Pfarrer und Gemeinde. Schulen wurden eingerichtet — die Kranken wurden besucht — ein wöchentlicher Bericht wurde auf das Schloß gesandt, mit den Bedürfnissen jedes Bittstellers. Kleine Beschreibungen von den Ursachen der Noth einzelner Arbeiter waren hinzugefügt — ihr Betragen ward entschuldigt — Mittel wurden angegeben, durch die den Würdigeren geholfen werden konnte, und in kurzer Zeit kannte der große Mann im Schlosse die Lage, die Gewohnheiten, die Bedürfnisse von jedem seiner Nachbarn. Nichts gefiel ihm besser, als die Gelegenheit, die man ihm bot, freigebig zu seyn, ohne daß es ihn belästigte. Er gab viel und ohne Prahlerei, und da Benford, ohne im Namen des Gebers groß zu thun, zu verstehen gab, woher die schätzbare Hülfe kam, so erfüllte die Bewohner schon nach einem Monate ein freundlicheres Gefühl gegen den Schloßbewohner. Die Leute berührten ihren Hut und lächelten, wenn sie ihn auf der Straße sahen; die kleinen Mädchen machten einen Knix, statt auf die andere Seite der Straße zu eilen, wie früher. Lord Warleigh war in den letzten anderthalb Jahren jeden Sonntag erkältet gewesen; aber als Benford einen Monat lang Geistlicher gewesen war, erschien er plötzlich Sonntags in der Kirche.

Er saß in einem großen, bequemen Kirchenstuhle, der fast wie ein Wohnzimmer behaglich war, der Kanzel gegenüber; der Raum war mit Stühlen und Tischen und einem Ofen versehen, und wenn sonst der beredte Dr. Drawes noch beredter als gewöhnlich war, zog er einen Sammetvorhang vor dieses Zimmer und ließ sich wahrscheinlich in Schlaf sprechen. Bei dieser Gelegenheit aber beobachtete er neugierig den neuen Geistlichen. Während der Gebete richtete er seine Augen auf Benford's Gesicht — veränderte weder eine Muskel noch seine Stellung. Sein Haar, jetzt silberweiß, fiel fast auf seine Schultern, seine edlen Züge waren bleich und unbeweglich. Die Gemeinde sah überrascht auf den Lord, der starr, hoch aufgerichtet, unausgesetzt auf den Prediger starrte. Als Benford auf die Kanzel stieg — als man ihn in seinem schwarzen Talare sah und seine klare, volle Stimme das Evangelium las, zuckte es über das Antlitz des Lords, er zog plötzlich den Vorhang vor und man sah ihn nicht mehr. Der Gemeinde that es Leid, daß ihr neuer Geistlicher, dessen Lesen dem Patron augenscheinlich gefallen, nicht mit seiner Predigt ebenso glücklich war.

Der Prediger selbst war keineswegs beleidigt. Er wußte, daß Lord Warleigh ein zu kluger Mann sey, um seines Unterrichts zu bedürfen, und er predigte, wie gewöhnlich, den Armen. In der Sacristei legte er gerade seine Amtstracht bei Seite, als sich die Thüre öffnete; sein Chorgewand war ab-, sein Rock noch nicht angelegt, er war in Hemdärmeln, als der große Mann hereintrat. Er hatte noch nie vorher mit einem Lord gesprochen, sein Gesicht glühte wie im Feuer. Mit auf einander gepreßten Lippen, die Augen mehr als je auf den verlegenen Priester gerichtet, dankte ihm der alte Mann für seine Predigt. „Ich bin Lord Warleigh", sagte er; „ich habe Ihre wöchentlichen Berichte, wie ich wünschte, empfangen — sie sind vortrefflich — kommen Sie morgen auf eine Stunde zu mir. Ich werde Sie um ein Uhr erwarten." Ehe Mr. Benford seine Fassung wieder gewonnen, war Se. Lordschaft wieder fort gegangen.

„Er ist sehr gütig," sagte der Pfarrer, als er den Vorfall seiner Frau erzählte, „aber ich mag ihn nicht. Seine Hand war wie Eisen so kalt — ich glaubte ein Schwert zu berühren — und wie Schade, daß er mich in solchem Costüme fand!"

Aber auch Mrs. Benford hatte nie einen Lord gesehen und schwärmte für die Aristokratie. „Mylord ist sehr gütig, daß er dich auf das Schloß eingeladen hat. Keiner der Aerzte ist je dort gewesen und auch keiner der Advokaten."

„Das ist ein Beweis", antwortete Benford, „daß Se. Lordschaft gesund und nicht streitsüchtig ist, aber ich werde ihn morgen noch besser beurtheilen können."

„Er hat sehr viele Pfarrstellen zu vergeben", meinte Mrs. Benford gedankenvoll.

„Und ist sehr freigebig gegen die Armen", schaltete ihr Gatte ein.

„Welch' ein hübscher Mann er ist!" bemerkte die Frau.

„Ein schönes Organ", sagte der Mann.

„Wirklich aristokratisch. Er stammt von Otto dem Stammler."

„Und doch mag ich ihn nicht. Seine Hand ist wie ein Schwert."

Mit dieser wiederholten Bemerkung schloß das Gespräch und Mr. Benford begab sich nach der Sonntagsschule.

(Fortsetzung folgt.)

Brand des „Globus," Kapitän Blanke.

Aus einem uns zur Verfügung gestellten Schreiben eines Matrosen vom Schiffe „Globus" theilen wir folgende interessante, beinahe wörtlich entlehnte Auszüge mit.

„Wir verließen Bremerhaven am 20. Nov. 1860 mit etwa 150 Passagieren und segelten mit günstigem Winde in vier Tagen durch die Nordsee und den Kanal. Nach ungefähr 50 Tagen mochten wir, ohne daß etwas Besonderes vorfiel, die Höhe der Bermudas erreicht haben, als uns Morgens 4½ Uhr, nachdem so eben die Steuerbordswache, zu der auch ich gehörte, zur Koje gegangen war, der Ruf des Obersteuermanns: „„Feuer im Schiffe!"" aus dem Schlafe aufschreckte. Wir eilten sogleich hinunter ins Zwischendeck, dachten dort, wo der Rauch am dichtesten war, das Feuer zu finden und mit Hülfe der Passagiere, welche eifrig Wasser herbeischleppten, zu löschen. Wir brachten den dort verstauten Proviant nach vorn, um so weit als eben möglich hinten ins Schiff vordringen zu können. Zugleich wurde an allen Stellen, wo Rauch hervordrang, Wasser hineingegossen; derselbe verminderte sich aber um nichts, wir mußten im Gegentheil oft zurückweichen, um nur Luft schöpfen zu können. So mochten wir ungefähr 2—3 Stunden mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet haben, ohne irgend Erfolg zu sehen, als wir gewahr wurden, daß der Rauch aus den Wegern des Unterraumes hervorstieg, und wir nun eilten, die Luken desselben zu öffnen. Wir hatten dieselben schon zu Anfang einmal offen gehabt, jedoch gar keinen Rauch bemerkt, was uns in dem Glauben, das Feuer sey im Zwischendeck, nur bestärkte. Dicker Qualm, der jedes Eindringen unmöglich machte, nöthigte uns, die Luken sofort wieder zu schließen, und überzeugte uns, daß das Feuer doch im Unterraume war. Alle Hoffnung, das Schiff zu retten, schwand nun dahin, und während wir mit Einigen beordert wurden, die Boote in Ordnung zu bringen, beeilten sich Andere, Brod und Wasser herbeizuschaffen. Nachdem das Nothwendigste aus dem Zwischendeck heraufgeholt war, wurden die Luken zugelegt und überhaupt Alles dicht gemacht, um im günstigsten Falle das Feuer zu ersticken oder doch zu verhüten, daß es allzu schnell um sich griffe; dann wurden die Boote ins Wasser gelassen und an starken neuen Fangleinen befestigt. In den Tagen vorher hatte es heftig aus Südwest und Nordwest geweht, so daß nun eine hohe, brechende See lief, worin nicht nur die Boote stark arbeiteten, sondern sogar die Fangleine des Steuerbordbootes brach. Das Boot trieb ins Weite. Der Kapitän und drei Matrosen, worunter auch ich, sprangen in ein anderes, um das verlorene wieder zu suchen, was keineswegs ohne Schwierigkeit war, weil man der Dunkelheit halber das Boot vom Schiffe aus schon nicht mehr sehen konnte. Wir stießen hinaus in die See auf gut Glück, fanden nach kurzem Suchen das Boot, Gott sey Dank, wieder und vertheilten uns nun in beide Boote, um dieselben wieder ans Schiff zu bringen und daselbst nach Kräften zur Rettung mitwirken zu können. Der Andrang der Passagiere, welche der Meinung waren, daß wir das Schiff schon verlassen wollten, war indessen so stark, daß wir es gar nicht wagen durften, dem Schiffe ganz nahe zu kommen.

„Mittlerweile war auch das große Boot über Bord gelassen und mit Brod und Wasser auf einige Tage versehen. Wir ruderten nun unter den Klüverbaum, um vom Schiffe die Mannschaft für das große Boot aufnehmen zu können. Nachdem dies geschehen, stießen wir mit den drei Boten zusammen, um zu berathen, was weiter zu thun sey. Vor der Hand wollte der Kapitän mit dem Untersteuermann, wenn es uns gelingen sollte, die Passagiere von den Booten fern zu halten, wieder an Bord gehen, Alles nochmals gehörig untersuchen und das Weitere abwarten. Es gelang uns, die Passagiere einigermaßen zu beruhigen.

„So mochten die Beiden bis ungefähr 10 Uhr Morgens an Bord gewesen seyn, als sie uns ein Zeichen gaben, sie wieder aufzunehmen. Wir waren dem Schiffe kaum auf Schiffslänge nahe gekommen, als auch schon einige von den Passagieren über Bord sprangen und uns entgegenschwammen, wobei einer ertrank. Wieder ruderten wir mit den beiden Offizieren fort, um zu berathen, und nochmals entschloß sich der Kapitän, an Bord zu gehen, wobei der erste Zimmermann ihn begleitete. Nachdem dieselben eine kurze Zeit an Bord gewesen und gesehen, wie schon die Gläser in den Decklichtern zersprangen, überzeugten sie sich, daß das Feuer mit der rasendsten Gewalt um sich griff; wir erhielten ein Zeichen und nahmen dieselben zum zweiten Male auf. Es war ein schrecklicher Anblick, wie sie an Bord alle dalagen, die Hände zum Himmel gehoben und ihren Schöpfer um Hülfe anrufend. Wir mochten das Auge nicht darauf heften, damit wenigstens uns die Fassung nicht geraubt würde. Wir beriethen zum letzten Male, was zu thun sey. Es war klar genug, daß wir ihnen keine Hülfe bringen konnten; aber verlassen wollten wir sie auch nicht. So entschlossen wir uns denn, alle Mann wieder an Bord zu gehen und unser Leben mit dem der Passagiere zu theilen oder vielmehr vereint mit ihnen zu sterben. Wir ruderten wieder an Bord, und heiße Thränen rollten uns aus manchem Auge entgegen. Voll Dankes schüttelten die Männer uns die Hand, und uns alle beseelte ein neuer, wenn auch schwacher, Muth. Wir brachten das Schiff vor den Wind, machten die kleineren Segel fest und mochten so eine kleine Zeit gesegelt haben, als von der Oberbramrahe der Ruf: „„Segel in Sicht!"" ertönte. Freude röthete jede Wange, höher schlug jedes Herz, und emsiger arbeitete jede Hand. Aus jedem Munde strömten Worte des Dankes zu Gott, dem Retter in der Noth.

„Wir hielten auf das Schiff ab; es näherte sich uns immer mehr: es schien unsere Noth bemerkt zu haben und kam mit vollen Segeln auf uns zu. Deutlich erkannten wir schon die englische Flagge. Als es uns nahe genug war, bat der Kapitän durchs Sprachrohr um Rettung, das mit einem herzlichen: „Yes, I will!" beantwortet wurde. Noch indeß hatte der Kapitän des „Morning Star" die Passagiere nicht gesehen, war also in dem Glauben, daß er nur die Mannschaft aufzunehmen hätte. Wir ließen deshalb das eine Boot wieder in's Wasser und ruderten an Bord unseres Retters, erzählten ihm unser Schicksal und fanden ihn willig genug, nicht nur uns, sondern auch die Passagiere, trotzdem er nur noch zwei Fässer Wasser und wenig Brod an Bord hatte, aufzunehmen und an's erste, beste Land zu bringen. So kämpften wir fünf Mal mit vier Booten an gegen die brausende See und brachten glücklich Alle an Bord des „Morning Star". Kaum waren Alle von Bord, da öffnete Kapitän Blanke, welcher der Letzte war, ein Fenster, und hell loderte die Flamme auf zum Himmel.

„Die Aufnahme an Bord des „Morning Star“ war eine herzliche, da die Matrosen jeden Bissen Brod und jeden Tropfen Wasser mit uns theilten. Daß wir von 2 bis 3 Sack Brod und 2 Fässern Wasser keine acht, ja, vielleicht vierzehn Tage uns mit 200 Menschen im Ganzen satt essen und trinken konnten, liegt auf der Hand; wie froh waren wir aber, Aufnahme gefunden zu haben! Nachdem wir zwei Tage an Bord gewesen, sprachen wir deshalb eine englische Brigg, welche uns passirte, um Wasser und Brod an und erhielten auch etwas. Erst als wir Land in Sicht hatten, sahen wir die Bremer Barke „Columbia“, Kapitän Semcke. Kaum hatte er unser Schicksal gehört, so sandte er uns Brod und Wasser, hinreichend genug, um Norfolk zu erreichen.“

Würzburger Stadttheater.

Montag, 4. März. R. Wagner's „Lohengrin“ wurde heute noch einmal wiederholt und man darf gewiß der Direktion für die Wiederholung dieser Oper danken; denn man kann wohl diese Oper, die man ohnehin öfter hören muß, um nur einigermaßen sich mit der Musik zu befreunden und tiefer in dieselbe einzuweihen, in einer Saison lieber vier und fünf Mal hören, als andere leichte und längst bekannte Opern, besonders der italienischen Schule zwei Mal. Das Einstudiren dieser Oper hatte bis zur ersten Aufführung einen großen Aufwand von Zeit und Mühe, auch von Kosten verursacht, und es wäre auch darum Schade, wenn man sie nicht noch einmal wiederholt hätte. Auf die heutige Wiederholung konnten natürlicher Weise nicht wieder so viele Proben gehalten werden, wie bei der ersten Aufführung, und man konnte dieses einigermaßen bemerken, indem so manche, wenn auch nicht besonders auffallende Verstöße vorkamen; dessen ungeachtet kann man sich über die Aufführung nur befriedigend aussprechen; möge man nur bedenken, welche enorme Schwierigkeiten mit der Aufführung verbunden sind, und, um nur Etwas anzuführen, wie viel dazu gehört, eine so große Oper Note für Note, namentlich weil nicht viele leicht sangbare und in das Gehör fallende Melodien vorkommen, seinem Gedächtnisse einzuprägen, dann wird man auch leichter darüber urtheilen, daß manche Stimme nicht präzis, nicht richtig eingesetzt hat u. s. w. Vom Orchester, welches die Noten vor sich hat, hätte man an mehreren Stellen eine größere Reinheit und Präzision erwartet; so waren z. B. gleich im ersten Akt vor den Worten Friedrichs: „Nun führ' ich Klage gegen Elsa“ die Bässe nicht gleichmäßig und nicht bestimmt genug; so waren bei der Antwort Friedrichs: „Ja“, auf die Frage des Königs: „willst du durch Kampf im Gottesgericht vertreten deine Klage“ die Streichinstrumente in der abwärts gehenden Figur bis zum Schwerschlage nicht präzis u. s. w.; auch wurde wieder mehrfach zu stark gespielt, insbesondere von den Blechinstrumenten, wo sie bei der Erzählung Lohengrin's im 3. Akte einzusetzen haben. Die Hauptrollen waren durchaus befriedigend; besonders ausgezeichnet in Spiel und Gesang war, wie auch bei früheren Aufführungen, Hr. Dr. Liebert. —C.—

§ **Würzburg, 4. März.** Die Anwesenheit des Hrn. F. Lang vom Münchner Hoftheater verschaffte uns den Genuß, nach mehrjähriger Unterbrechung Schleichs treffliches Lustspiel: „Bürger und Junker“ zu sehen. Hr. Lang trat in demselben als Baron Rinecker auf, und wer ihn in dieser Rolle bei seiner letzten Anwesenheit dahier vor einigen Jahren gesehen hatte, der konnte sofort bemerken, daß Herr Lang inzwischen nicht still gestanden ist, sondern dieselbe noch weiter durch- und ausgearbeitet hat. Er trug diesmal weniger stark auf, ohne dadurch die Charakterzeichnung an Schärfe verlieren zu lassen; er faßte den Baron überhaupt feiner auf, wodurch diese Persönlichkeit nur gewann; vortrefflich war er im Nachahmen der Pfälzer Mundart, und ebenso richtig traf er den gutmüthigen Ton, der zu dem Charakter des Barons stimmt. Dagegen gelang es ihm nicht ganz, das bewegliche Wesen des Pfälzers entsprechend nachzuahmen; hierin war der verstorbene Günther, der damals diese Rolle auch spielte, Meister. Die übrigen Mitwirkenden gaben sich alle Mühe, ihre Aufgabe zu lösen und im Ganzen machte die Vorstellung einen befriedigenden Eindruck. Eins fehlte freilich, der altbayerische Dialekt, von dem zum Theil die Wirksamkeit des Stücks abhängt; das naiv Gemüthliche, das gerade in dieser Einkleidung viele der vorkommenden Gespräche haben, geht verloren, wenn sie hochdeutsch vorgetragen werden. Doch wollen wir dies, wenn es nun einmal nicht anders seyn kann, immer noch lieber vermissen, als mißlungene Versuche, jenen Dialekt nachzuahmen, anhören, wie z. B. diesmal von Frln. Schütz und Hrn. Eichenwald, welcher Letztere dem Grafen Seeau überhaupt etwas zu wenig Politur gab. Recht wacker gab Hr. Denzin den Strumpfwirker. Auch Hr. Freimüller spielte den Leibjäger besser, als Manche vielleicht erwartet hatten. Frau Ernst (Frln. v. Rinecker) hätte etwas schärfer seyn dürfen.

Miscellen.

Eduard Tempeltey hat ein modernes Schauspiel, „Daheim“ betitelt, geschrieben, das von der königlichen Intendanz zu Berlin zur Aufführung angenommen worden ist.

•

Der bekannte Polizeimeister Jörgensen in Schleswig hat, um seinen Haß gegen Preußen und Deutschland an den Tag zu legen, seinen Jagdhund am Hintertheil mit den preußischen, am Vordertheil mit den schleswig-holsteinischen Landesfarben anstreichen lassen und ihm eine deutsche Kokarde um den Hals gehängt.

•

Nach der zehnten Volkszählung (1858—598) betrug die Gesammtzahl der **Leibeigenen** im europäischen Rußland, in Sibirien und Transkaukasien 23,069,631, wovon 11,244,913 männlichen und 11,824,718 weiblichen Geschlechts. Da die Gesammtzahl der Bewohner Rußlands 67,081,167 beträgt, machen sonach die Leibeigenen 31,39 pCt. der Bevölkerung aus. Von der obigen Zahl kommen 22,558,748 Leibeigene auf das europäische Rußland, 4368 auf Sibirien und 506,515 auf die Kaukasuslande. 22,284,867 Seelen gehören den Gutsbesitzern an, der Rest gewissen Staatsanstalten.

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 20. Sonntag den 10. März 1861.

Zwei Universitätsfreunde.

(Fortsetzung.)

Wie die Unterredung am Montag vor sich ging, erfuhr Niemand. Benford war kein beobachtender Mann und beachtete die sonderbare Art und Weise seines Empfanges nicht — den langen Blick, mit welchem Lord Warleigh seine Züge zu studiren schien, und die Pausen, die in der Unterredung eintraten. Er ward eingeladen, Dienstag wieder zu kommen, auch Mittwoch; und als der vierte Besuch in der Woche Mr. Benford angekündigt ward, waren die Aussichten auf Würde und Reichthum ohne Ende, die ihm die Freundschaft eines so mächtigen Patrons zu eröffnen schien.

„Und er hat mich gebeten, die Kinder mitzubringen. Mylord sagt, er liebe die Kinder sehr."

„Wie gut er ist!" rief die Frau, „sie werden entzückt seyn, alle die schönen Sachen im Schlosse zu sehen."

„Das Mädchen ist erst drei, der Knabe ein Jahr alt. Ich glaube nicht, daß sie einen großen Unterschied bemerken werden zwischen dem Schlosse und unserem Hause. Den Kleinsten nehme ich nicht mit."

„Was? nicht den Kleinen? den hübschen, kleinen Engel! Lord Warleigh wird es dir nie vergeben, wenn du ihn zurückläßest."

Aber Benford war fest, und sein kleines Mädchen an der Hand nehmend, ging er auf's Schloß und trat in die Bibliothek ein. Der Lord war nicht darin und Benford zog einen Stuhl an den Tisch und öffnete ein Buch mit Kupferstichen zur Unterhaltung für seine Tochter. Während sie so beschäftigt waren, öffnete sich die Thür geräuschlos und Lord Warleigh trat ein. Er blieb auf der Schwelle stehen und blickte auf die Gruppe vor sich. Er schien vor Schreck erstarrt. Er streckte seine Hand aus und sagte: „Du — Du hier, so früh? — zu dieser Tageszeit? Und sie? wer ist sie?"

„Mylord," sagte Benford, „ich kam zur bestimmten Stunde. Dieß ist meine kleine Tochter. Sie baten mich, sie mitzubringen. Ich hoffe nicht, daß ich Sie beleidigte."

„Ach, jetzt erinnere ich mich," sagte Seine Lordschaft, ihm seine Hand entgegenstreckend. „Ich sehe so selten Besuch, Mr. Benford — und Damen?" fügte er lächelnd mit einem Blick auf das kleine erschreckte Mädchen hinzu, das zwischen ihres Vaters Knien stand und verwundert auf das Gesicht des alten Mannes blickte, „Damen zeigen sich hier so selten, daß ich überrascht war — aber jetzt sehr glücklich bin."

Er setzte sich und sprach mit der größten Güte. Er zog das kleine Mädchen näher und näher zu sich heran; endlich nahm er ein Buch vom Brett mit den glänzendst gemalten Bildern und nahm sie auf sein Knie. Er zeigte ihr die schönen Vögel in dem Buche, erzählte ihr, wo sie lebten und einige ihrer Gewohnheiten, und erfreut durch den Verstand des Kindes und noch mehr durch ihr Vertrauen zu ihm, sagte er: „Und nun, kleine Dame, sollst du mir einen Kuß geben und mir deinen hübschen Namen sagen."

Das Kind antwortete: „Mein Name ist Dulcibel Benford", und hielt ihren kleinen Mund zum Kuß empor.

Aber Lord Warleigh ward plötzlich kalt und hart. Er setzte sie schweigend zur Erde, und das Kind, die Veränderung bemerkend, ging zitternd zu ihrem Vater.

„Ihr Kind hat einen seltsamen Namen, Mr. Benford", sagte Lord Warleigh.

„Es thut mir wirklich sehr leid, Mylord", begann Mr. Benford; aber da bemerkte er doch, trotz seines tiefen Respekts, wie seltsam es sey, für einen Taufnamen um Entschuldigung zu bitten.

„Sie haben auch einen Sohn, wenn ich nicht irre; welchen Namen haben Sie ihm gegeben?"

„Sein Name ist Winnington, Mylord — ein ungewöhn...."

„Was?" schrie Lord Warleigh, aufspringend. „Sie kommen hierher, um mich in meinem eigenen Zimmer zu beleidigen. Sie schleichen sich in mein Haus und in mein Vertrauen, und dann, wenn Sie mich für unvorbereitet halten...."

„So wahr ich hoffe, selig zu werden — ich gebe Ihnen mein Wort, Mylord — ich dachte nie daran, Sie zu beleidigen, Mylord", sagte Benford; „aber da ich das Unglück hatte, Sie zu beleidigen, werde ich gehen. Komm, Lucy Mainfield. Sie hat drei Namen, Mylord, Dulcibel Lucy Mainfield. Es thut mir leid, daß sie es Ihnen nicht gleich sagte."

„Nein — gehen Sie nicht", antwortete Lord Warleigh, in seinen Stuhl zurücksinkend; „es war nichts; es war ein plötzlicher Schmerz, der mich oft übler Laune macht. Ist der Name des kleinen Mädchens Lucy Mainfield? Willst du nicht zu mir kommen, Lucy?"

„O ja — Mylord — Lucy, geh' zu Mylord — er wird dir wieder die Bilder zeigen." Benford führte sie zu Lord Warleigh, aber das Mädchen erröthete und zitterte und wollte nicht gehen; sie hielt ihres Vaters Hand fest.

„Zwingen Sie sie nicht“, sagte der alte Mann in trübem Tone. „Ich wußte es vorher. Aber du wirst nicht im Zorne fortgehen, Lucy? Benford, wollen Sie mir verzeihen?“

„O, Mylord“, sagte der Pfarrer, sehr geschmeichelt und setzte sich wieder.

„Sind das Familiennamen, Benford?“ fragte Lord Warleigh nachläßig, aber immer noch traurig in Dulcibel glühendes Gesicht blickend.

„Ja, Mylord. Dulcibel war der Name meiner Mutter, und der ihres Bruders war Winnington Harvey. Sie haben vielleicht von seinem traurigen Schicksal gehört? Er wurde ermordet.“

„Sie sind Winnington Harvey's Neffe?“ fragte Lord Warleigh.

„Ja, Mylord, und man sagt immer, daß ich ihm sehr ähnlich sey.“

„Wer — wer sagte das? Ihre Mutter vielleicht — lebt sie noch?“

„Meine Eltern starben beide, als ich drei Jahre alt war. Mein Großvater in Yorkshire erzog mich. Es war die theure, alte Cousine Lucy, welche starb, als ich zwölf Jahre alt war, Lucy Mainfield.“

„Sie ist todt — nicht wahr?“

„O ja, Mylord, sie hinterließ mir ihr kleines Vermögen. Sie sagte, ich sey meinem Onkel sehr ähnlich.“

„Erzählte sie Ihnen Einzelnes von seinem Ende?“

„O nein, Mylord, sie sprach sehr wenig von der Vergangenheit. Sie war in ihrer Jugend sehr unglücklich — eine unglückliche Liebe, wie wir glaubten; einige Leute meinten, sie habe Onkel Winnington sehr lieb gehabt; aber ich weiß es nicht — sein Schicksal war schrecklich. Er war in Devonshire gewesen, um mit einem Freunde zu studiren, und ward auf seinem Heimwege getödtet.“

„Und Sie hörten nie den Namen dieses Freundes?“

„Nein, Cousine Lucy erwähnte ihn nicht, und es kannte sonst Niemand das Ereigniß.“

„Und woher kannten sie sein Schicksal?“

„Es war in dem Berichte des Leichenbeschauers. Und wissen Sie, Mylord, er ist nicht weit von hier begraben.“

„Wer sagte Ihnen das?“ fragte Warleigh aufspringend, als wolle er in einen zweiten Wuthparoxysmus ausbrechen. „Wer weiß etwas davon?“

„Cousine Lucy sagte mir, als ich sehr jung war, daß, wenn ich je nach Westen reis'te, ich sein Grab aufsuchen sollte.“

„Und deshalb kamen Sie her, um das zu entdecken, kamen Sie nach Warleigh?“ Die Augen Lord Warleigh's flammten vor Aerger.

„O nein, Mylord, das trifft sich zufällig so, aber der Ort ist nicht weit entfernt. Ich glaube wirklich, daß er näher ist, als Cousine Lucy dachte.“

„Fahren Sie fort!“ rief Lord Warleigh, mit Gewalt den aufbrausenden Zorn unterdrückend. „Welchen Grund haben Sie, das zu denken?“

„Die Landkarte, Mylord. Oakfield scheint nicht mehr als zwanzig Meilen entfernt zu seyn.“

„Und dort ist Ihr Oheim begraben?“

„Ja, Mylord. Ich denke das Grab in der nächsten Woche zu besuchen.“

„Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen, Mr. Benford,“ sagte Warleigh schnell, aber sehr gütig. „Sie haben mir ein seltsames Stück Familiengeschichte erzählt. Guten Morgen, meine liebe Kleine. Was? willst du dem alten Mann nicht die Hand geben? Du siehst erschreckt aus, Lucy. Willst du mich wieder besuchen, Lucy Mainfield?“ Er verweilte bei dem Namen, als gefiele er ihm.

„Nein — niemals!“ sagte das kleine Mädchen und drängte Benford nach der Thür. „Ich mag Dich nicht leiden — und will nie wieder kommen.“

Benford ergoß sich in Entschuldigungen. „Sie ist ein unartiges, kleines Kind, Mylord. Dulcibel, wie kannst du dich so betragen? — Kinder sind oft so thöricht, Mylord.“

„Daß sie die Wahrheit sagen, selbst wenn sie unangenehm ist; aber ich erwartete es und bin nicht überrascht. Guten Tag.“

Bald darauf begegneten Mr. Benford eine Reihe Wunderdinge, welche ihn mit Ueberraschung erfüllten. Der Direktor der Bank von Warleigh besuchte ihn eines Tages und ersuchte ihn auf das Achtungsvollste, daß er sein Kapital der Firma lassen möge. Nun war aber das Kapital Benford's nicht der Art, daß es ein solches Gesuch rechtfertigte, da es nur aus achtzehn Pfund bestand. Indeß verbeugte er sich mit der Höflichkeit, die ein Landpfarrer immer einem Bankier erweis't, und zeigte sich bereit, ferner der Gönner der Herren Bulk und Looby zu bleiben, und der Letztere zog sich mit einer nochmaligen höflichen Verbeugung zurück, das Buch in den Händen des geschmeichelten Geistlichen zurücklassend. Er öffnete es und die erste Zeile, auf die sein Auge fiel, war ein Kredit für den ehrwürdigen Henry Benford bis zu der Summe von zwölftausend sechshundert Pfund. Als er das merkwürdige Dokument seiner Frau zeigte, war diese Dame zuerst sehr erzürnt auf die gemeinen Handelsleute, Bulk und Looby, die einem Freunde des Lord Warleigh einen solchen Possen zu spielen wagten. Dies war jetzt der Titel, unter welchem ihr Gatte ihr am achtungswerthesten erschien; und Benford, etwas geneigt, die vermeintliche Beleidigung zu rächen, ging zu der Bank, um mit beiden Theilhabern eine Erklärung in dem Privatzimmer zu haben. Da konnte die Thatsache nicht länger bezweifelt werden. Das Geld war in seinem Namen in London bezahlt und, wie gewöhnlich, seinen Banquiers überwiesen. Mit Furcht und Zittern — und nur um sein gutes Glück auf die Probe zu stellen — setzte er eine Anweisung auf hundertundzwanzig Pfund auf, welche augenblicklich honorirt wurde — und mit diesen handgreiflichen Beweisen der Wahrheit der Angabe seines Banquiers kehrte er in's Pfarrhaus zurück und schüttelte die glänzenden Guineen auf den Sophatisch. Alle Versuche, die Quelle dieser Reichthümer zu entdecken, war nutzlos. Bulk und Looby wußten nichts und ihre Korrespondenten in der Stadt waren ebenso unwissend.

Eine Woche nach diesem betäubenden Ereignisse geschah ein neues Wunder. Denn Mr. Loobe erschien wieder im Pfarrhause und bat ihn wissen zu lassen, auf welchen Namen das Geld, das heute Morgen angekommen, gestellt werden solle.

„Noch mehr Geld!“ sagte Mr. Benford. „O thun Sie es zu dem andern; aber wirklich“, fügte der naive Mann hinzu, „ich glaube nicht, daß ich noch mehr gebrauche.“

„Es ist dieses Mal nicht für Sie“, antwortete Mr. Looby.

„Mich freut sehr, das zu hören", sagte Mr. Benford mit vollkommener Wahrheit.

„Es ist für die Kinder, und wenn Sie zwei Vormünder ernennen wollen, kann das Geld gleich auf sie übertragen werden."

Mr. Benford nannte zwei Freunde und fragte dann auf ganz sorglose Weise: „Wie viel ist es?"

„Zwanzigtausend Pfund", antwortete Mr. Looby; „in den zu fünf Prozent, — welche jetzt auf hundert und zwei stehen — also zwanzigtausend vierhundert Pfund, wenn wir Alles verkaufen."

Miß Dulcibel war eine Erbin und Master Winnington ein Erbe! Das Kapital sollte anwachsen, bis sie achtzehn und resp. einundzwanzig Jahre alt seyn würden; zweihundert Pfund waren jedem von ihnen bis dahin für ihre Erziehung ausgesetzt.

Dann kam vierzehn Tage später ein Herr, den Benford nie gesehen — ein kleiner, fetter Mann mit einem rothen Gesichte, so zusammengedrückt in einem weißen Halstuche, daß es augenscheinlich war, er wollte aussehen wie ein Geistlicher. Er stellte sich selbst vor und sagte, daß er ein geistlicher Kommissionär sey.

„Mehr Geld?" fragte Benford, welcher jetzt selten einen Fremden sah, ohne ihn in Verdacht zu haben, in seinem Namen Geld an die Bank gezahlt zu haben.

„Nein, mein Herr, kein Geld!" erwiderte der Kommissionär.

„Ach, das ist seltsam!" rief Mr. Benford. „Darf ich dann wohl fragen, was Sie von mir wünschen?"

„Es ist vielleicht besser als Geld," sagte der kleine Mann mit einem Husten, der ein Lächeln vorstellen sollte. „Sir Hildo Swilk auf Sommerset hat von Ihrer großen Beredtsamkeit gehört, Mr. Benford."

„Sir Hildo ist sehr gütig," entgegnete Mr. Benford bescheiden, „ich strebe nach einfacher Wahrheit."

„Die wahrste Beredtsamkeit!" fuhr der Besucher fort. „Er hat auch von Ihrer Güte gegen die Armen, Ihrer Barmherzigkeit und vielen anderen guten Eigenschaften gehört, und er hat sich die Ehre erwiesen, Ihnen die reiche Pfarre von Swillstone Magna zu verleihen; es ist ein Einkommen von achthundert Pfund jährlich mit einem guten Pfarrhause und zwei Koppeln Hunden darin — aber vielleicht jagen Sie nicht, Mr. Benford — ah, sehr recht, es ist sehr ungeistlich, die Bischöfe sollten es verbieten. Klein ist der Triumph über einen schüchternen Hasen, wie Thomson sagt, oder Fuchs, wie ich sage."

„Sie haben Beweise, wie ich hoffe?" fragte Benford, der es für möglich hielt, daß der vollblütige Herr vor ihm ein Betrüger seyn könne, der ihn um ein Pfund bitten wolle.

„Hier ist die Präsentation, mein Herr, ganz fertig, unterschrieben und gesiegelt. Sie brauchen nur nach Wells zu gehen, Se. Lordschaft wird Sie an jedem Tage, der Ihnen lieb ist, einführen."

Der einzige mit dem Ereigniß verknüpfte merkwürdige Umstand war, daß zu derselben Zeit Sir Hildo Swilk eine Hypothek von acht oder neuntausend Pfund abbezahlte, als ob das Glück auf seine menschenfreundliche Handlung lächle.

(Schluß folgt.)

Charakter und Behandlung jugendlicher Verbrecher in England.

Einem Vortrag, welchen am 2. d. M. in der Sing-Akademie zu Berlin Dr. v. Holtzendorff über den Charakter und die Behandlung jugendlicher Verbrecher in England hielt, entnehmen wir Folgendes: Der Redner schilderte zum Beginn das Verhältniß der Jugend zum Civilrecht und zum Strafrecht, und bewies die Milde jenes, die Strenge dieses Rechtes. Im Strafrecht handelt es sich um sittliche, klare und einfache Forderungen, welche in Familie und Schule dem Bewußtseyn der Jugend nahe gebracht werden, im Civilrecht dagegen um künstliche Beziehungen zwischen der bürgerlichen Gesellschaft, deren volles Verständniß für die große Masse der Menschen nicht einmal durch die Erfahrung eines ganzen Menschenalters gewonnen werden kann. Alle Gesetzgebungen der neueren Zeit sind darin einig, daß das Kindesalter mit allen seinen Anlagen zum Guten und Bösen außerhalb der Anwendung öffentlicher Strafen liegt, daß der Wille des Kindes gar keine rechtliche Bedeutung haben soll. Die ersten sieben Lebensjahre dispensiren dem Staate gegenüber von der Beobachtung der zehn Gebote. Weil aber im Sinne des Strafgesetzes die Jugend erst dann aufhört, wenn das klare Bewußtseyn sittlicher Pflichten gegenüber dem Staate und der Gesellschaft erfahrungsmäßig vorhanden zu seyn pflegt, so nehmen alle Gesetzgebungen eine Mittelstufe zwischen Willenslosigkeit der Kindheit und Willensfreiheit des reifen Alters an, eine Stufe, welcher im praktischen Leben die Klasse der jugendlichen Verbrecher entspricht. Bei ihr kommt es darauf an, genau zu untersuchen, ob die Bosheit das Alter erfüllte.

In Deutschland berühren sich innerhalb dieser Altersklasse die Einflüsse des Staates und der Familie zu dem gemeinschaftlichen Endzweck der Erziehung. Indem der Staat sich dem jugendlichen Alter zum ersten Male durch den Schulzwang als eine höhere Macht zum Verständniß bringt, darf er innerhalb dieser durch die Schule vermittelten Beziehung das Verständniß der einfachsten Sittengesetze voraussetzen und ihre Verletzung möglicherweise bestrafen. In England dagegen fehlt der Schulzwang und mit ihm das vermittelnde Glied zwischen Staat und Kind. Der Staat maßt sich da ein Recht zu strafen an, wo es den Gerichten an der Erkenntniß fehlt, ob das Verbrechen ein Produkt der überlegten Bosheit oder eine Folge der von der Familie vernachlässigten Erziehung ist. Der lebendigen und eifersüchtigen Empfindung des Selbstverwaltungsrechtes erscheint eben der Schulzwang als eine unerhörte Usurpation von Familienrechten.

Nirgends vielleicht nimmt das Verbrechen jugendlicher Personen so riesige Verhältnisse an, als in England. Bei einer im Jahre 1851 an einem bestimmten Tage vorgenommenen Zählung ergab sich, daß 25 Prozent aller in den Gefängnissen befindlichen Personen noch nicht 20 Jahre alt waren. Unter 17 Jahren befanden sich (1849) in den Gefängnissen Englands gegen 13,000 Personen, unter 12 Jahren 1500! In der Wirklichkeit gestalten sich aber diese Verhältnisse noch viel großartiger, da es in England an einer gleichmäßig wirkenden Staatsanwaltschaft zur Verfolgung von Verbrechen fehlt und Privatpersonen gerade gegenüber jugendlichen Verbrechern durch Mitleid von der gerichtlichen Verfolgung abgehalten werden. Die jugendlichen

Verbrecher sind seit fast hundert Jahren ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für freie Assoziationen, wie für Publizisten, für Gesetzgebung und Wohlthätigkeits-Bestrebungen geworden. Die Untersuchung über Ursprung und Wesen der von jugendlichen Verbrechern verübten Missethaten bieten daher ein äußerst werthvolles Material zur englischen Sittengeschichte. Locke scheint Recht zu haben, wenn er meinte, daß 9/10 aller Menschen das, was sie sind, durch die Erziehung geworden sind. Glaubwürdigen Untersuchungen zufolge ergibt sich, daß 3/4 aller von jugendlichen Personen verübten Verbrechen auf Kosten der Eltern zu setzen sind. Unter 100 Fällen fanden sich 60, wo die Eltern selbst Verbrecher waren, 30, in denen die Eltern einen lasterhaften Lebenswandel führten, und nur 10, in denen die Eltern unbescholten waren. Das Dogma von der Erbsünde scheint hier zu einer sozialen Wahrheit geworden zu seyn. Selbst die bloße Vernachlässigung rächt sich meistentheils ebenso schwer, wie die unmittelbare Verführung jugendlicher Personen zum Verbrechen; der erbettelte Penny wird als Eintrittsgeld in die Pennytheater benutzt und die dort ebenso wahr wie verlockend dargestellten Diebsscenen bilden den Anfänger bald zu einem vollendeten Räuber aus. In dem Gefängnisse zu Reading befanden sich 1852 89 jugendliche Verbrecher (in Zellenhaft), welche zusammen 403 Mal eingesperrt waren. Jeder Einzelne hatte also durchschnittlich 5 Mal Gefängnißstrafe erlitten. Mehr als 70 Prozent unter den jugendlichen Verbrechern werden rückfällig, die Hälfte aller schweren Verbrecher wurde bereits in der Jugend bestraft.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Freitag, den 8. März. Am heutigen Abend wurde uns durch die verehrliche Theaterdirektion der Genuß geboten, Hrn. August Kömpel, k. hannover'schen Kammervirtuosen, zu hören. Derselbe wurde nicht blos bei seinem Erscheinen mit Beifall empfangen, sondern nach jeder Piece stürmisch herausgerufen, und es hat sich dadurch deutlich genug ausgesprochen, wie günstig man allgemein sein Spiel aufnahm; aber auch bei der sorgfältigsten Beurtheilung kann man nur lobend seiner gedenken. Denn wenn man auf der einen Seite vielleicht den großen Ton und feurigen Vortrag, wodurch sich die ersten Heroen des Violinspieles auszeichnen, vermißt, so wird dieses durch seine anderen trefflichen Eigenschaften vollkommen ersetzt. Man weiß nicht, ob man mehr sein herrliches Portamento, oder die Zartheit und Weichheit, mit welcher er sein Instrument in den höchsten wie in den tiefsten Tönen ganz gleichmäßig zu behandeln versteht, die Leichtigkeit seines Spieles (im letzten Satze des Beethoven'schen Konzertes), oder den seelenvollen Vortrag (besonders bei der Elegie von Ernst), oder das seltene Staccato (in den Variationen von Vieuxtemps) bewundern sollte. —C.—

|| Würzburg, 8. März. Die zwei am Mittwoch gegebenen Stücke „Die Mäntel" und „Nach Mitternacht" — an sich ziemlich unbedeutend, erfüllten in so fern ihren Zweck, als sie Hrn. Lang, welchem in beiden der Haupttheil der Handlung zufiel, Gelegenheit gaben, die Munterkeit und Leichtigkeit, mit der er sich im Bereich der niedern Komik bewegt, zu zeigen. Dies war auch der Fall bei dem gestern zum ersten Mal hier gegebenen neuen Stück von M. Schleich „Ansässig", welches so recht für ihn, wie er andererseits für dasselbe gemacht ist. Denn ohne ihn würde dies Stück (das bei allseitigem Gebrauch des altbayerischen Dialekts wohl wirksamer seyn mag) hier kaum den mäßigen Erfolg gehabt haben, der ihm gestern zu Theil wurde. Es scheint wirklich, als habe Schleich mit „Bürger und Junker" seine dramatische Schöpfungskraft auf längere Zeit erschöpft, oder vielmehr sollten wir sagen, es sey ihm bloß in jenem Lustspiel gelungen, für den Mangel einer solchen durch eine Fülle von kernigem, treffenden Witz den Zuhörer zu entschädigen. Sein neuestes Stück kündigt sich als Lustspiel an, aber der Stoff, welcher den traurigen Mißständen und schlimmen Auswüchsen unsers gegenwärtigen Gewerbswesens entnommen ist, drängt eher zum Ernst, als zur Heiterkeit hin, und in der That hat der Verfasser diesem Stoff auch keine komische Seite abzugewinnen vermocht, den Abgang aber dadurch zu ersetzen gesucht, daß er vielfach in das Bereich der Posse hinübergreift und von dort den Bedarf an spaßhaften Momenten für die an sich nüchterne, wenig verwickelte Handlung zu entlehnen sucht. So schwebt das Stück fortwährend zwischen Ernst und Posse und macht dadurch schon einen unbefriedigenden Eindruck; dazu kommt nun noch, daß es der Handlung an Leben fehlt und daß die Charaktere der Personen nicht festgehalten sind — eine Forderung, die selbst in der Posse nicht nachgelassen werden kann. Beispielsweise erinnern wir daran, daß der bornirte Schneider Tüffel einen über seine Geistessphäre offenbar hinausgehenden Witz macht mit „Möglichkeit der Existenz" und „Existenz der Möglichkeit", daß der Vereinsdiener, der in den zwei ersten Akten ein Erzschelm ist, im letzten ohne Weiteres zum Ehrenmann wird. Auch die Lösung, die durch seinen Rath herbeigeführt ist, befriedigt nicht recht, da sie nicht aus dem Vorausgegangenen sich ergibt, sondern so zu sagen aufoktroirt ist, um eben einen Schluß zu bekommen. Die Darstellung war im Ganzen recht wacker, namentlich verdienen neben Herrn Lang (Wachs) auch die HH. Denzin (Graser) und Eichenwald (Tüffel) lobend erwähnt zu werden.

Miscelle.

In der Gemeinde Malterdingen im bad. Oberrheinkreise wurden kürzlich, nach vorhergegangener Bekanntmachung durch die Schelle, einige Kinder versteigert, wobei folgende herzbrechende Scene vorkam. Die Frau, welche bisher ein anwesendes Mädchen von circa sieben Jahren in Verpflegung hatte, forderte für ein Jahr, nachdem sie von mehreren Seiten herabgesteigert wurde, 9 fl., worauf eine hinter dieser Frau stehende Person 8½ fl. sagte. Das zitternde Kind wendete sich schnell um, und da wahrscheinlich die Person dem Kinde, welches seine bisherige Pflegemutter ungern verließ, sehr mißfiel, so wurde es bald ohnmächtig. Der Bürgermeister, als humaner Mann bekannt, ersuchte die seitherige Pflegemutter, doch 8 fl. zu sagen, was diese aus Erbarmen auch that, und schnell sprach der Bürgermeister: „Zum dritten mal!" So endete die Sache für diesmal mit glücklichem Ausgange.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 21. Mittwoch den 13. März **1861.**

Zwei Universitätsfreunde.

(Schluß.)

Aber unterdeß hatte aller Verkehr zwischen dem Pfarrer und dem Edelmann aufgehört. Die Geschäfte der Gemeinde wurden wieder wie zuvor durch Briefe abgemacht; und nur als der Rektor von Swillstone Magna es für seine Pflicht hielt, seine bevorstehende Abreise anzuzeigen, entschloß er sich, auf's Schloß zu gehen und Lord Warleigh in Person seine Aufwartung zu machen. Lord Warleigh war krank — er konnte Niemand sehen — er hütete das Zimmer; und der Kammerdiener, der schwarz gekleidet war und nur flüsternd sprach, konnte keinen Tag nennen, an welchem Se. Lordschaft Mr. Benford empfangen würde.

„Ist er sehr unwohl?“ fragte Benford. „Denn wenn Lord Warleigh nicht meinen Besuch als Nachbar empfangen will, wird er sich vielleicht weigern, mich in meinem amtlichen Charakter, als Besucher der Kranken, zu empfangen.“

„Wir wagen Sr. Lordschaft nicht zu sagen, daß er krank ist, mein Herr; Ihre Gegenwart würde ihn zu sehr beunruhigen; er ist furchtbar übler Laune und sagt schreckliche Dinge; er — mochte die Geistlichen nie gern leiden.“

„Erwähnen Sie meine Bitte, wenn Sie Gelegenheit dazu haben. Ich möchte nicht abreisen, ohne Abschied zu nehmen.“

Der Mann versprach es, aber augenscheinlich in der Erwartung, sein Versprechen nicht erfüllen zu können, und Benford kehrte zu seiner Frau zurück, um ihr mitzutheilen, daß die Feindschaft des großen Mannes noch fortdaure.

„Und das Alles, weil die kleine Dulcibel sagte, daß sie ihn nicht leiden möge. Es war sehr thöricht von ihr, das einem Lord zu sagen; aber sie weiß es doch nicht besser.“

„Er kann nicht über die Bemerkung eines Kindes zürnen“, meinte Benford. „Aber ich habe einen seltsamen Verdacht in Bezug auf Mylord, den ich nur dir sagen mag. Ich fürchte, Lord Warleigh trinkt.“ Er schauderte fast, als er das entsetzliche Wort sagte.

„Trinkt! — ein Edelmann!“ rief Mrs. Benford aus. „Unmöglich!“

„Ich weiß nicht“, erwiderte der Rektor von Swillstone, „er sah sehr sonderbar aus und sprach seltsam und ward um Nichts leidenschaftlich böse; es thut mir nicht leid, daß ich fortgehe. Ich sagte dir gleich Anfangs, daß ich ihn nicht leiden möge. Seine Hand war kalt wie ein Schwert.“

„Ich fühlte nie seine Hand“, sagte Mrs. Benford in so traurigem Tone, daß man wohl sah, wie sie diesen Umstand beklagte. „Aber wir werden mit dem vortrefflichen Sir Hildo hoffentlich vertrauter seyn. Er ist nur ein Baron, aber sein Titel ist älter als Lord Warleigh's Titel. Wie gut von ihm, dir die Pfründe zu geben, nur der guten Zeugnisse wegen, die er über dich hörte.“

V.

Es war jetzt Herbst. Die Hälfte des Oktobermonats war vorüber und ein früher Winter ließ sich schon fühlen. Die Vorbereitungen zur Uebersiedlung waren vollendet und am folgenden Tage sollte das Pfarrhaus verlassen und Besitz von der neuen Stelle genommen werden. Es war neun Uhr, die Nacht war dunkel und windig; ein schwacher Mondstrahl brach zuweilen durch die Wolken und machte die Dunkelheit, die er nicht erhellen konnte, noch düsterer. Mrs. Benford zog sich auf ihr Zimmer zurück, da sie am andern Morgen früh aufstehen mußten. Benford, den Fuß am Kamingitter, sah in das Feuer, als man ein Klopfen an der Vorthür hörte. Das Mädchen öffnete sie, bald hörte er Schritte im Gange und ein Klopfen an die Thür der Wohnstube.

„Ein Herr wünscht sie zu sprechen,“ und eine Gestalt trat in's Zimmer. Der Fremde stand nahe an der Thür und richtete die Augen auf Benford. Gegen die Kälte nur durch den Mantel geschützt, der jetzt von seiner Schulter fiel, den Hut auf dem Kopfe und mit einer Hand auf einen Stock sich stützend; so stand Lord Warleigh da, bleich, geisterhaft, mit geöffneten Lippen, kein Wort sprechend.

„Sie, Mylord!“ rief Benford aufspringend. „Was um Gottes willen hat Ew. Lordschaft hieher gebracht in dieser entsetzlichen Nacht und krank wie Sie sind?“

„Sprechen Sie leise,“ sagte Lord Warleigh. „Ich wollte Sie sehen — Sie nochmals sehen, Ihre Züge vergleichen mit — helfen Sie mir, setzen Sie mich nieder; mein Kopf wird schwer.“

Benford führte ihn zu einem Stuhle, zog diesen zum Feuer und erwärmte seine Hand zwischen seinen beiden Händen.

„Können Sie sie ohne Schauder berühren?“ sagte Lord Warleigh. „Fühlen Sie nicht, daß sie nicht wie die Hände anderer Menschen ist?“

Die Ueberzeugung hieß Benford schweigen; er hörte auf zu reiben und ließ sie fallen.

„So! er tritt wieder dazwischen!“ sprach der alte Mann mit gebrochener Stimme. „Ich sehe, wie er Ihre Hand fortnimmt.“

„Wer?“ fragte Benford. „Es ist Niemand hier.“

„O ja. Es ist hier Jemand, der seit fünfzig Jahren meine Seite nicht verlassen hat. Nichts besänftigt ihn, Nichts treibt ihn fort. Bei Mahlzeiten sitzt er mir zur Rechten; bin ich allein, so sitzt er mir gegenüber, und starrt mir in's Gesicht. Jetzt lächelt er — wie Sie ihm ähnlich sind!“

„Mylord, Sie sind sehr krank. Haben Sie zu Dr. Jonas geschickt?“

„Nein — sprechen Sie nicht von Aerzten. Ich sage Ihnen, sie können nichts Gutes thun. Ich bin diese Nacht zu Ihnen gekommen. Ich konnte das Zimmer nicht ertragen, in dem ich saß — es waren Stimmen darin und Menschen umgaben mich. Er war da und sprach mit mir über Aladin's Palast und sein Gehalt. Habe ich denn nicht seinen Verwandten bezahlt? Aber das ist nicht genügend. Gut, mehr — ich will mehr bezahlen. Er schüttelt den Kopf — vielleicht ist es genug.“

„Ich weiß nicht, was Ew. Lordschaft meinen, aber ich bitte Sie, sich zu beruhigen.“

„Hören Sie!“ fuhr der alte Herr fort. „Es war nicht sein Körper, es war ein Fremder; und der Gedanke kam über mich, den Todten mit seinem Namen zu rufen. Es schläferte den Verdacht ein. Ich sah seine Schwester, seine Mutter, seine Cousine. Sie Alle schienen mich errathen zu haben. Wenn ich ihre Hände berührte, zogen sie sie zurück. Ich war ein Paria — ein Aussätziger. Niemand sah gütig auf mich. Wenn ich von unserer Verlobung sprach, wandte sie ihren Kopf ab. Als ich sagte, wenn ich dreitausend Pfund jährlich hätte, würde ich sie zu meiner Gattin machen, sagte sie zu mir: Arthur, wenn du Millionen in deiner Börse hättest, möchte ich dich jetzt nicht heirathen! Ich sah Ellen, ich erzählte ihr sein Geschick. Sie war still und sah mir in die Augen. Ich wußte, sie sah meine Seele, wie sie zitternd kämpfend lag und sich unter dem Schatten jener großen Thatsache zu verbergen suchte. Sie welkte langsam hin und ihres Vaters Herz brach; und ich war reich — ich war Sir Arthur Hayning — ich war Lord Warleigh, und was bin ich jetzt?“

„Sie sind Lord Warleigh, Mylord. Ich bitte Sie, ruhig zu seyn.“

„Aber Sie werden nicht verlangen, daß ich nach dem Ginsterabhange zurückkehre, — dort baute ich das Schloß. Die Bibliothek ist über demselben Punkte, wo die Pflanze wuchs mit dem Metall an ihren Wurzeln. Ich will nicht dorthin gehen — denn diese Nacht ist's wieder ein Jahr — die Laterne schien über die Haide, die Axt lag dort; es war ein Haufen Erde herausgeworfen und sechs, acht, zehn Fuß gegraben, der fleißige Arbeiter war thätig. Der Spaten lag auf der aufgehäuften Erde — ich sah ihn in dem Lichte der Laterne blitzen, als er durch die Luft flog; seine Ecke ging hinunter — ich sah ihn fallen. Jetzt und für immer war es still in der Gruft. Ich füllte sie mit meinen Füßen — mit meinen Händen. Ich machte die Erde eben auf der Oberfläche. Ich trat sie nieder. Ich baute große Hallen darüber; aber es wollte doch nicht ruhig seyn. Töne kommen daraus hervor in meine Bibliothek, Nacht und Tag; und um zehn Uhr höre ich einen Schritt, ich sehe ein Gesicht, seine Augen heften sich auf meine Augen; und diese Nacht ist die schlimmste im ganzen Jahr. Ich kann nicht nach Hause gehen.“

„Ew. Lordschaft sind hier sehr willkommen. Ich will ein Bett befehlen.“

„Nein, kein Bett. Ich werde nie wieder in einem Bette liegen. Sieh', er steht auf. Geben Sie mir Ihre Hand, sehen Sie!“

Lord Warleigh hielt Benford's Hand und sah auf seine rechte Seite. Das Feuer brannte düster — die Lichter waren fast herabgebrannt. Benford war weder abergläubisch noch furchtsam, aber etwas in Lord Warleigh's Benehmen beunruhigte ihn. Er sah auf die Stelle, wohin er zeigte, und seine Augen scharf anstrengend, sah er oder glaubte er zu sehen ein bleiches, weißes Gesicht, greifbar werdend in der Dunkelheit, und seine ruhigen, kalten Augen auf seinen Gefährten heftend. Für einen Augenblick hatte sich die leere Luft in eine Gestalt gesammelt, und er hätte sich überreden können, daß Lord Warleigh's Beschreibung von dem, was er sah, wahr sey. Aber die Hand fiel nieder, der Kopf sank auf seine Brust herab, und Lord Warleigh war eingeschlafen. Eine Stunde verging. Eine Uhr im Gange schlug zwei und Benford berührte Lord Warleigh's Schulter.

„Mylord“, sagte er, „Sie müssen es hier kalt finden. Ihr Bett wird bereit seyn.“

Aber Lord Warleigh antwortete nicht. Benford blickte in sein Gesicht; er sprach zu ihm leise, laut, aber immer noch kein antwortendes Zeichen. Nein, nicht auf den lautesten Trompetenruf, den menschlicher Athem ausstoßen kann, wird sich das Ohr wieder aufthun. Lord Warleigh war dahin, mit all' seinem Reichthum und all' seinem Elend, und nichts blieb von ihm als eine alte Gestalt, die in einem Lehnstuhle saß, während die geisterhaften Flammen des erlöschenden Feuers ihre Lichter und Schatten auf sein steifes, erstarrtes Gesicht warfen.

Benford war sehr erschüttert, fühlte sich aber auch ein wenig geehrt. Nicht in jedem Pfarrhaus-Wohnzimmer geruht ein Lord mit fünfzigtausend Pfund jährlich zu sterben. Er hielt Lord Warleigh's Begräbnißrede vor einer zahlreichen Gemeinde. Er sprach von seinen Wohlthaten, seinem erfolgreichen Leben; berührte leicht die schwachen Störungen eines Geistes, der durch Jahre und ehrenvolle Arbeit geschwächt war, und hoffte, daß er Frieden gefunden habe, da er in dem Hause, ja fast in den Armen eines Geistlichen gestorben war. Lord Warleigh's Güter wurden verkauft, die daraus gelöste Summe sollte zur Gründung von Schulen und Hospitälern verwendet werden; aber es ward nie ein Schul- oder Krankenzimmer gebaut. Das Testament ward bestritten. Rechtmäßige Erben meldeten sich aus allen Ständen, die Juristen ernteten, und endlich verschluckte der Kanzleihof Alles.

Als Combe-Warleigh in andere Hände kam, ward das Schloß in eine Mühle verwandelt; die Bibliothek ward abgerissen und eine Vertiefung zeigte sich, wo sie gestanden. Als die Arbeiter ungefähr acht Fuß hinunter gestiegen waren, zeigte sich ein Skelett, eine Laterne und ein Spaten. Seltsamer Weise steckte der Spaten tief in dem Schädel. Mr. Fungas, der Alterthumsforscher, las eine Abhandlung in der archäologischen Versammlung, in welcher es ganz bestimmt nachgewiesen wurde, daß der Körper von den Druiden geopfert ward, und es entstand ein Streit zwischen ihm und Dr. Toadstool, welcher der britischen Gesellschaft ganz deutlich bewies, daß es das Grab eines Selbstmörders aus der

Zeit König Alfreds sey. Ich bin anderer Meinung; da ich indeß ein verständiger Mann und kein Alterthumsforscher bin, so behalte ich sie für mich.

Charakter und Behandlung jugendlicher Verbrecher in England.

(Schluß.)

Diesen Zahlen gegenüber fällt eine schwere Verantwortlichkeit auf den Staat. Die Zustände waren solcher Gestalt in England bis gegen das Jahr 1850, obwohl fort und fort in Gesetzgebung und freiwilliger Thätigkeit des Vereinswesens ungemein viel geschehen war. Zahlreiche Schulen für Proletarierkinder wurden in den größeren Städten gegründet. Man kam allmälig zur Ueberzeugung, daß die Strafgesetze gegen Einzelne, aber niemals gegen Massen mit Erfolg gehandhabt werden können und daß die nächste Aufgabe in der Erziehung jener ungebildeten Schichten zu suchen. Durch Parlamentsakte wurde die Arbeitszeit für Kinder in den Fabriken beschränkt und Zuschüsse aus Staatsmitteln zu Volksschulen bewilligt. Im Jahre 1851 machte sich von Birmingham eine mächtige Agitation für gesetzgeberische Schritte gegen jugendliche Verbrecher bemerkbar, welche zur Einsetzung eines Untersuchungskomites durch das Unterhaus führte und ihren Abschluß fand in dem Gesetz über die Einrichtung von Besserungsschulen vom 10. Aug. 1854. Seit diesem Gesetze gibt es für jugendliche Verbrecher in England eine doppelte Behandlungsweise: entweder eine ausschließlich strafrechtliche in den Gefängnissen des Staats oder eine strafrechtliche Behandlung in Strafanstalten mit darauf folgender Erziehung in einer vom Staate unabhängigen Besserungsschule. Nach den Absichten des Gesetzes sollen diese Besserungsschulen in ihren inneren Einrichtungen von einer direkten Einmischung der Staatsbehörden unabhängig seyn. Auf Ansuchen bestehender Privatanstalten erklärt der Staatssekretär des Innern, sobald er die Ueberzeugung ihrer Tüchtigkeit gewonnen hat, daß dieselben im Sinne des Gesetzes als Besserungsschulen angesehen werden sollen. Durch diese Erklärung übernehmen die Schulen die Verpflichtung, sich der staatlichen Oberaufsicht unterzuordnen, während gleichzeitig für jeden Zögling ein Zuschuß aus Staatsmitteln gewährt werden kann. Auch die Eltern und Stiefeltern können zur Zahlung eines wöchentlichen Betrages von 1 Thlr. 20 Sgr. angehalten werden. Uebrigens faßt keine Verwaltungsnorm, kein Regulativ jene zahllosen Einzelrichtungen, die sich in den Erziehungssystemen dieser Privatanstalten geltend machen, zu einer schablonenmäßigen Gemeinsamkeit zusammen. Die Mittel und die Zwecke der Erziehung unterliegen hier nur nicht denjenigen Verschiedenheiten der Auffassung, welche aus Realismus, Humanismus und Kirchenthum hervorgehen, sondern noch vielmehr den Tendenzen national-ökonomischen Ursprunges. Für die praktischen Endziele der Erziehung fällt die Vorfrage ins Gewicht, in welcher Berufsklasse ein gesicherter möglichst geringen Schwankungen unterworfener Lebenserwerb erwartet werden kann. Begnügt man sich hier mit einer allgemeinen Betrachtungsweise, so kann man zwischen ländlich-ackerbauendem, städtisch-gewerblichem und seefahrend-militärischem für England am zutreffendsten unterscheiden.

Der Redner ging sodann auf die verschiedenen Berufsarten näher ein und prüfte ihre Zulässigkeit, ihre Vortheile und Nachtheile. Am meisten Aussichten scheint in England die Seeschiffahrt zu bieten. Die Handelsmarine und die Admiralität brauchen Matrosen, ohne daß sie ein Sittenzeugniß zu erfordern pflegen. Man hat alles Ernstes daran gedacht, aus den Besserungsanstalten die Marine zu rekrutiren, und vorgeschlagen, die jungen Verbrecher außer Dienst „zu Schiffsjungen Ihrer Majestät heranzubilden", eine Ausdrucksweise, deren Loyalität in England von Niemand bezweifelt zu seyn scheint. Endlich ist man auf den Gedanken gekommen, die Auswanderung jugendlicher Personen nach überseeischen Kolonien zu befördern und zu kolonisiren. Die größte Autorität Englands auf diesem Gebiet, Sidney Turner, erblickt hierin die einzig sichere und fruchtbare Lösung der Besserungsfrage. Er weist nach, daß von 372 ausgewanderten Knaben und Mädchen, welche unter seiner Vorsorge England verließen, nur 25 einem verbrecherischen Lebenswandel verfielen. Die Auswandernden werden unter sorgfältiger Obhut an überseeische Korrespondenten der Besserungsvereine gewiesen und von diesen in Dienstverhältnisse versetzt, die vertrauenswürdig und einträglich sind. In diesem Sinne werden die Besserungsschulen zu Schulen der Auswanderung, die gesammte Erdoberfläche eine Pflanzstätte des Guten, die Entfernung aus der Heimath eine fruchtbare Quelle der Kraft. Vom nationalen Standpunkt Englands aus betrachtet ist dieser Gedanke ein wahrhaft großartiger, der vornämlich in der Vereinigung freier Kräfte der Gesellschaft in entfernten Zonen zur gemeinsamen Lösung eines sozialen Problems, einer Angelegenheit der Humanität liegt. Wenn der Staat seine Telegraphen und Beamten in Bewegung setzt, um einen entflohenen Verbrecher in den Urwäldern Amerika's ergreifen und ausliefern zu lassen, so bildet die Macht der Gesellschaft hierzu einen schönen Gegensatz. Sie verpflanzt den jungen, lebenskräftigen Menschen, den sie durch ihre Fürsorge dem Verbrechen entrissen hat, als einen Träger der Kultur unter eine schützende Obhut, welche ihn an einem andern Gestade des Oceans erwartet.

Die Verschiedenartigkeit der Systeme in diesen Schulen, sowie die Merkmale, die sie von ähnlichen Anstalten in Frankreich unterscheiden, wurden vom Redner hierauf in kurzen, schlagenden Zügen auseinandergesetzt. In England sucht man vornämlich das lebendige Pflichtgefühl zu wecken, welches das Gute als eine sittliche Nothwendigkeit empfindet und nicht von der Rücksicht auf äußere Ehre und äußern Erfolg geleitet wird. Darum verwirft man jene Ehrentafeln, tableaux d'honneur, welche hier und da in Frankreich den Namen desjenigen öffentlich zur Schau stellen, welcher sich eine Woche lang durch gutes Betragen bemerkbar gemacht hat. An Stelle dieser Ehrentafeln tritt in England häufig der — Plumpudding.

Die konfessionellen Gegensätze, welche in England eine so große Rolle spielen, treten in den Besserungsanstalten vor der gewaltigen Größe ihrer sozialen Aufgabe zurück. Zwar giebt es katholische und protestantische Anstalten, allein in den meisten wird der allgemeine Unterricht unabhängig von der Konfession und der religiöse Unterricht von Geistlichen jeder besonderen Glaubensrichtung ertheilt. Im Allgemeinen scheint die Geistlichkeit Englands geringeren Eifer für die Besserungsschulen an den Tag zu legen, als man sonst zu erwarten geneigt ist. Einer ihrer Amtsgenossen, der hochwürdige Turner, kritisirt ihre Berufsthätigkeit, indem er sagt:

„Viele Geistliche ziehen es vor, einem Zulu-Kaffern das alte Testament zu erklären oder einen polnischen Juden von der Ewigkeit der Höllenstrafen zu überzeugen, während sie sich um die Schaaren hilfloser Kinder in ihrer nächsten Umgebung nicht kümmern."

Am Schluße des Jahres 1858 befanden sich in sämmtlichen Besserungsschulen Englands 2797 Kinder, und während die englische Kriminalstatistik für den Zeitraum dreier Jahre vor 1858 eine Abnahme aller Verbrechen um 4 pCt. nachweist, belehrt sie uns gleichzeitig, daß die Verbrechen jugendlicher Personen unter 16 Jahren seit Einführung der Besserungsanstalten um 45 pCt. gesunken sind. — Der Redner schloß seinen interessanten, mit glänzenden Schlaglichtern ausgestatteten Vortrag mit dem Anerkenntniß, daß die moderne Gesellschaft in ihrer freiwilligen Thätigkeit Probleme gelöst habe, welche der staatliche Zwang vergangener Zeiten vergeblich zu erfassen suchte. Es sey ein sicheres Zeichen für unentwickelte Zustände, wenn die Gesellschaft in mangelndem Selbstbewußtseyn auf die Selbsthülfe verzichtet und Alles vom Staate erwartet, in welchem nicht ihr Gegensatz, sondern ihre Ergänzung liegt. Die Gesellschaft hat ihre ideale Aufgabe nicht nur erkannt, sondern zu lösen begonnen und diese Aufgabe heißt: Nicht schweigendes Abwarten der Fortschritte, welche eine dunkle Zukunft für uns vorbereitet, sondern lebendige Agitation aller freien Kräfte für das Gute in der Gegenwart.

Würzburger Stadttheater.

|| Würzburg, 11. März. In den letzten acht Tagen schien Gott Komus sein Lager auf hiesiger Bühne aufgeschlagen zu haben, so rasch drängten sich Lustspiele, Vaudevilles und Possen, und man hätte glauben können, die Theaterdirektion wolle uns über den Ernst der Fastenzeit dadurch freundlichst hinweghelfen. Das Theaterpersonal, welches während Devrients Anwesenheit durch die Darstellung klassischer Stücke in ungewöhnlichem Maße angestrengt worden war, fand hierbei auch Zeit, sich wieder zu erholen; denn sie verstanden es in ihrer Mehrzahl wohl, das Leichte auch leicht zu nehmen. Sonderliche Ansprüche freilich durfte man an den Gehalt der vorgeführten Stücke nicht machen; man mußte vielmehr ein gut Theil geistige Genügsamkeit und eine lachlustige Stimmung mitbringen, um nicht von den mancherlei Plattheiten gelangweilt zu werden; indessen der Geschmack ist verschieden, und so wollen wir darüber nicht weiter streiten, zumal da doch Viele in der launigen Komik des Hrn. Lang dafür einen Ersatz fanden. Was wir an Hrn. Lang namentlich bewunderten, das ist die Munterkeit und Leichtigkeit der Bewegungen und Gebärden, die er sich trotz seiner Jahre ungeschwächt zu bewahren gewußt hat, und die im Verein mit der ihm angebornen Gabe für drollige Darstellung und der ungezwungenen Natürlichkeit seines Spiels den Zuschauer in eine heitere Stimmung zu versetzen recht geeignet ist. Diese Natürlichkeit wurzelt nun freilich vorzüglich in seiner Individualität und darin, daß die gewählten Stücke derselben entsprechen, woraus denn folgt, daß der Kreis, in welchem seine Darstellung sich mit Glück zu bewegen vermag, ein in dieser Hinsicht beschränkter ist. Heute wurde die Reihe der Lustspiele durch ein ernsteres Stück unterbrochen — Redwitzens „Zunftmeister von Nürnberg". Die Titelrolle war diesmal Hrn. Flüggen übertragen, der dieselbe mit anerkennenswerthem Fleiß und Verständniß durchführte; besonders gut war er im 3. Akt in der Versammlung der Zunftgenossen und im letzten bei der Nachricht vom Tod seiner Mutter. Im ersten Akt schien er uns etwas befangen und als ob er so zu sagen in seiner Rolle noch nicht recht warm geworden sey, und im zweiten hätte er gegenüber dem Bürgermeister sein Spiel etwas mehr mäßigen und bedenken sollen, daß Krafft vor einem Mann steht, dem er Achtung nicht blos schuldig ist, sondern auch wirklich zollt. Den Bürgermeister Behaim gab Hr. Eichenwald sehr gut, besonders wirksam bei der Ermahnung an die Rathsherren zur Nachgiebigkeit. Diese letzteren freilich hätten schon etwas besser seyn dürfen, besonders der Patrizier Veit Grolandt, dem Hr. Freimüller gar nichts von Würde und Noblesse zu verleihen wußte. Hr. Ernst war als Geisbart, wie schon in früheren Vorstellungen recht brav. Mit den weiblichen Partien konnte man auch so ziemlich zufrieden seyn.

Literarische Notiz.

* „Walter Scott." Unter diesem Titel ist vor Kurzem im Verlag von Ed. Trewendt zu Breslau eine Lebensbeschreibung des berühmten Dichters von Prof. Fel. Eberty in Breslau erschienen, welche Allen, die sich schon an den Schöpfungen desselben ergötzt und unterhalten haben, eine willkommene Gabe seyn wird. Der Verfasser hat es unternommen, aus englischen Quellen, namentlich aus Walter Scotts eigenen Mittheilungen, aus Lockharts Memoiren und Berichten seiner Zeitgenossen das zusammenzustellen, was ein lebendiges Bild seiner Erlebnisse und seiner geistigen Entwicklung geben kann. An einer Menge von einzelnen Zügen, die uns hier erzählt werden, lernen wir seine Neigungen, seine Anlagen, seinen Charakter, sein ganzes Wesen durch und durch kennen, besser als es durch noch so lange abstrakte und reflektirende Schilderungen möglich wäre. Wir begleiten ihn an der Hand des Erzählers von der frühesten Jugend durch sein ganzes Leben bis zum Grab und sehen so gleichsam mit eigenen Augen, wie er geworden, was er war und der Nachwelt noch ist. Ganz besonders interessant werden für seine Verehrer die Aufschlüsse über die Entstehung seiner verschiedenen Werke seyn und nicht ohne Theilnahme wird der Leser erfahren, was Alles vorausging, bevor dies oder jenes Werk fertig in die weite Welt hinaustrat.

Miscellen.

In Brüssel machen jetzt zwei Pariser Sänger, die Gebrüder Lionnet, ein ganz ungewöhnliches Aufsehen, nicht nur als kunstfertige Musiker, sondern noch mehr durch ihre mehr als fabelhafte Aehnlichkeit in Gestalt, Gesicht und Stimme, so daß sie gar nicht von einander zu unterscheiden sind.

•

Man hat jetzt in Belgien mit dem besten Erfolge den Versuch gemacht, das Stroh des sog. Rapps zur Papierfabrikation zu benutzen. Zu 120 Theilen Papierspäne werden 50 Theile des Rappsstrohes verwandt, womit man ein weißes Papier herstellt, das weit besser ist, als das bekannte Strohpapier.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 22. Sonntag den 17. März 1861.

Wildschützen im böhmisch-bayerischen Wald.

Die folgende Geschichte ist dem vortrefflichen, lebendig geschriebenen Büchlein „Jagd- und Reiseskizzen" von Frhrn. v. Wiedersperg entnommen, das in Prag bei Kober und Markgraf erschienen und das wir allen Freunden der Jagd empfohlen haben wollen.

I.

Ein Abendanstand.

An einem jener herrlichen Abende, welche oft noch das Ende des Monats August dem Waidmanne bietet, war ich mit dem fürstlichen Oberförster hinausgezogen in das weite Revier im Böhmerwalde, dessen herrliche Bestände zu den schönsten in Böhmen gehören. Durch des Hochwaldes einsam stilles Dunkel gelangten wir zu einer lang gedehnten Wiese, auf deren anderen Seite auf der sanften Bergeslehne ein üppiges Jungmais, der Lieblingsaufenthalt des Hochwildes, sich ausbreitete. Es galt den Anstand auf einen Spießer, der bei der eingetretenen Brunstzeit als kühner, kampfbereiter Junggeselle selbst dem starken Hirsch mit seinem spitzen Gehörne ein gefährlicher Gegner ist.

Ernste Ruhe und Stille ruhte auf der ganzen Gegend, nur unterbrochen durch das geisterhafte Geflüster des Laubes, durch das der Abendwind strich, oder durch den schrillen Ruf des Eichelhähers, der unstät in das Vorholz hinüber streifte. Des Frühlings lieblicher Sängerchor, mit seinem Meistersänger, der schmetternden, dann wieder flötenden Nachtigall an der Spitze, war vor Wochen schon verstummt. Nimmer rastend durchschlüpften lautlos Rothkelchen und Mönch, vor ihrer Abreise in die Winterquartiere, den Schlehenbusch und Hagedorn im ununterbrochenen Kriege mit Raupen, Käfern und Insekten jeder Art. Der Pirol mit dem goldgelben Gefieder war verstummt, auch der Kukuk lange schon auf weiter Reise.

Nur der Spechte buntgefiedertes Geschlecht hämmerte und klopfte unablässig in den Stämmen der Bäume, aus deren Ritzen er mit seiner langen Zunge die Kerbthiere hervorholt.

Langsam geht der Tag zur Rast — die Sonne, des Tages stolze Königin, vergoldet in ihrem Abendgruße die Spitzen der Riesenbäume.

Der Schwarzamsel weithin tönender Pfiff schallt als letztes Abendlied durch den üppigen Ueberwuchs, ihr antworten die kurzen melodischen Weisen der Singdrossel. — Jetzt tritt der Mond mit seiner hellen Scheibe am Horizont herauf und wirft seine silberklaren Strahlen weithin über die Waldesblöße; er erweckt die lichtscheue Schaar der nächtigen Räuber, die im geräuschlosen gleißnerischen Fluge die Baumkronen umkreisen, in brüderlicher Eintracht mit den Fledermäusen, die im raschen Fluge den Nachtfaltern nacheilen. Freund Lampe verläßt sein weiches Lager im hohen Waldgrase, vorsichtig hüpft er auf die Wiese und spitzt die Löffeln, als wollte er fragen, was es Neues gäbe auf dem duftenden Teppich der Natur, in dessen zahllosen Perlen des Abendthaues magisch des Mondes Licht erzittert. — Feierliche Stille rings umher. Höher und mächtiger pocht das Herz in des Jägers fühlender Brust, lauschend, kaum Athem holend, schwelgt er im Anblick der herrlichen Scene versunken; er horcht mit gespannter Aufmerksamkeit dem ernsten Tone der eben kurz in die Brunst getretenen Hirsche.

Endlich meldet sich in weiter Ferne ein Hirsch, doch es ist nicht der Spießer, ihm gilt das Blei der guten Büchsen nicht; doch horch! jetzt antwortet es drüben im Mais, kaum zweihundert Gänge von uns, er ist's, der jugendliche, dem Tod geweihte Held. — Des Waidmanns wohlgeübtes Ohr hat ihn sofort erkannt.

Empört über den vorwitzigen Frevler, der den Harem des alten Herrn zu entweihen droht, erschallt immer näher, immer drohender des Zwölfenders Röhren. Er eilt herbei, den Eindringling aus der Nähe der Hündin, der schlanken, zu verjagen, der er seine Liebe geweiht hat. — Jetzt rauscht es drüben im Stangenholze; mit majestätischen Schritten betritt der stattliche Zwölfer den Plan, von Kampfeslust und Eifersucht entbrannt.

Der Spießer läßt nicht lange auf sich warten, im jugendlichen Uebermuthe stürzt er sich auf seinen gefechtbereiten Gegner, im gewichtigen Sprunge treffen die Geweihe dröhnend an einander. Die Vorderläufe fest in den Boden gestellt, will keiner von ihnen vom Flecke weichen.

Der Vollmond, der nun ganz am Firmamente herauf gestiegen war, goß sein Silberlicht über das urwüchsige Bild des Naturlebens.

Jetzt entwickelt der Zwölfer seines Nackens ganze Kraft und drängt den Spießer immer mehr von der Stelle, bis er sich endlich zur Flucht entschließt. — Aber bald stellt er sich wieder, seine spitzen Geweihe zu neuem erbitterten Kampfe senkend. — Gravitätisch, des sicheren Sieges bewußt, naht sich ihm der Zwölfer, welcher seinen Feind nach kurzem Strauße aus dem Felde schlägt.

Schmachbedeckt trollt der Spießer weiter, anderswo sein Heil zu suchen, und kommt gegen beide mit vortrefflichem

Winde lauernde Schützen. Da blitzt es rechts von mir auf, — der Spießer zuckt zusammen — biegt sich zu Kreuze — bricht nach einem kurzen Satze in die Vorderläufe, und verendet so schnell, wie es nur nach einem Meisterschusse möglich ist.

Wer aber war der Schütze, wer that den meisterlichen Schuß, da der Oberförster links von mir sich angestellt hatte, und sonst Niemand ohne sein Wissen das streng gehegte Revier betreten durfte?

Behutsam kam der Oberförster, eine imposante stämmige Waidmannserscheinung, der schon manche Kugel mit Wilderern gewechselt, so manches ernste Wort mit ihnen gesprochen hatte, auf mich zu. „Herr!" sprach er, „sie sind da, doch jetzt vor allem Ruhe und Vorsicht, denn man kann nicht wissen, wie viele dieser ungebetenen Gäste aus den bayerischen Grenzdörfern herübergekommen sind." — Ruhig harrten wir auf unsern Posten der Dinge, die da kommen würden. — Nach langer Pause ertönte aus der Gegend, wo der Schuß gefallen, ein leiser Pfiff, der gleich darauf von mehreren andern beantwortet wurde.

„Ich werde es mindestens mit sechs Raubschützen zu thun bekommen," meinte ruhig mein Jagdgenosse. Endlich zeigten sich zwei der nächtigen Gesellen, gingen auf das erlegte Wild zu, schleiften es bei den Hinterläufen gegen den Waldrand, wo sie sogleich den Spießer aufzubrechen und auszuweiden begannen.

„Jetzt wollen wir unser Heil versuchen," meinte mein Freund, und bedeutete mir zu folgen. Pirschend näherten wir uns der Stelle, wo beide Wilddiebe in größter Seelenruhe in ihrer Beschäftigung fortfuhren. Es gelang uns glücklich, der beiden an einen Baum gelehnten Gewehre habhaft zu werden, und so wenigstens zwei der Strauchritter zu entwaffnen, die gewohnt sind, Leben für Leben einzusetzen, die es mit unwiderstehlicher Gewalt hinaustreibt in den Forst, ihr gefährliches Handwerk zu treiben. Entschlossen tritt der Oberförster der Gruppe näher, er ward bemerkt und mit einem gleichgiltigen „Grüß Gott! Herr Oberförster," von dem einen der Gesellen begrüßt.

Ebenso lakonisch fragte der in seiner Pflichterfüllung energisch strenge Oberförster: „Nicht wahr, die Büchse da schießt gut?" — „Ja wohl," war die Antwort, „aber jene dort schießt bei weitem besser." Der Wilddieb wies mit seiner Rechten auf eine kleine Blöße; wir erblickten zwei, endlich drei und vier von der Gesellschaft, die, die verhängnißvolle Mündung auf uns gerichtet, bereit waren, das nie fehlende Blei auf uns zu entsenden. Der Moment war keineswegs ohne Spannung.

„Schauen's, Herr Oberförster," nahm der zuerst Angesprochene das Wort, „ob Sie den Spießer haben, oder nicht, das wird wohl Ihrem reichen Fürsten alles eins seyn; er hat schon noch mehr, lassen Sie uns ruhig ziehen, denn Ihre junge Frau wartet auch schon besorgt auf Sie."

In dem Augenblicke rollte ein Wagen mit noch drei Genossen heran; unter solchen Umständen wäre es Tollkühnheit gewesen, mit ihnen anzubinden, da in Folge solcher häufigen Kämpfe manches brave Waidmannsherz zum Stillestehen gebracht wurde, mancher der Wilderer im feuchten Moose des Waldes ruht.

Sie hatten ihr Geschäft vollendet, der Spießer war schon aufgeladen, da trat der Redner noch einmal vor, und bot dem vor ohnmächtiger Wuth knirschenden Oberförster das Jägerrecht an, welches selbstverständlich nicht angenommen wurde.

Bald darauf trennten sich die beiden heterogenen Gesellschaften mit eben solchen Empfindungen.

Endlich gestand mir der Oberförster den Grund seines Nichteinschreitens, es war die Anspielung des Raubschützen auf seine junge Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

Das Leben in Rom, Neapel, Florenz und anderen großen Städten Italiens ist uns mehr als hinreichend geschildert worden. Ueber den Charakter der Städte und Städtchen dagegen, die seitwärts von der großen Straße liegen, welche der Tourist zieht, erfährt man in der Regel nichts Genaues, und da es jetzt für Manchen von Werth seyn mag, sich auch von diesen Kleinstädten eine deutliche Vorstellung machen zu können, so soll im Nachstehenden der Versuch unternommen werden, sie aus der Erinnerung zu zeichnen. Der Verfasser hat mehrere Jahre lang als Soldat des päpstlichen Heeres in solchen Orten in Garnison gelegen, andere auf Märschen gesehen, und so kann er wohl behaupten, daß seine Erfahrung eine gründliche war. Versetzen wir uns in eine der kleinen Städte in Umbrien, den Marken oder einem andern Theile des Kirchenstaates.

Im Thorgewölbe tritt uns der Herr Finanziere entgegen und fragt, ob wir etwas Steuerbares bei uns haben. Doch ist er in der Regel eine gute Seele, die mit sich reden läßt und die Eigenschaft hat, daß sie, wenn wir ihr ein Silberstückchen in die Hand drücken, für alles Steuerbare im Koffer oder Ranzen blind wird. In Ermangelung von Geld kann man ihn auch mit einem kleinen Tribut an Waare abfinden, besonders wenn dieselbe eßbar ist. Der Zoll der Bäuerinnen besteht gar nur darin, daß sie sich von dem Finanzwächter geduldig einige kleine Zudringlichkeiten gefallen lassen. Vom Thore aus führt eine große, oft zu beiden Seiten mit Arkaden geschmückte Straße in krummer Linie bis auf den Marktplatz und von dort nach dem entgegengesetzten Thore; dies ist der sogenannte Korso oder die Strada Maggiore, wie die Hauptstraße in den meisten Städten heißt. Hier findet man die vornehmsten Gasthäuser, die ersten Cafés, die schönsten Läden, die modernsten Häuser und mit Ausnahme der für die Siesta bestimmten Stunden ein starkes Menschengewühl. Das hereinströmende, frisch aussehende Bauernvolk in seiner hübschen bunten Tracht gibt des Morgens dem Korso ein pittoreskes Aussehen, während gegen Abend die Kutschen der Reichen hier paradiren und die schöne Welt beim Lampen- oder Mondschein promenirt. Wir drängen uns durch das Volk nach der Piazza Grande, dem Hauptplatz, von wo aus uns ein verworrenes Getöse entgegendringt. Auf einer Seite des Platzes stehen die Bäuerinnen in langer Reihe; es ist der Blumen-, Obst-, Grünzeug- und Geflügelmarkt. Die buntfarbige Tracht kleidet diese Leute sehr gut. Sie wollen alle die beste Waare haben; eine jede schreit laut aus, was sie feil hat, wobei die dem Italiener eigene gellende Stimme den Wohlklang der Sprache bedeutend beeinträchtigt. Vor ihnen drängen sich die Städter und Städterinnen im glockenförmigen kurzen Reifrock à la Pepita und handeln

und feilschen mit geläufigster Zunge und Geberde. Daneben werden Männerstimmen laut: Einer ruft Südfrüchte aus, ein Anderer schreit: „Cigarri! Cigarri!" ein Dritter will seine Limonade los werden, ein Vierter Backwerk und so fort bis zum Lumpensammler, daß Einem die Ohren weh thun möchten.

Wir treten nun in eines der benachbarten Kaffeehäuser und zwar in das „Café del Commercio". Fast in jeder Stadt im Römischen existirt eines dieses Namens. Wir treten ein und finden einen großen viereckigen Saal mit Divans an den Wänden und vor ihnen stehen etwa ein Dutzend kleine Tischchen mit Marmorplatten. Die Wände sind mit Tapeten, goldenen Zierrathen, Spiegeln und Armleuchtern versehen. Auf der entgegengesetzten Seite ist das Buffet, hinter welchem der Caffetiere seinen Platz hat. Hinter dem Buffet führen Thüren in die verräucherte Küche, aus welcher uns der Duft eines mittelmäßigen Mokka entgegenkommt. Einige Camerieri mit weißen Schürzen rennen rastlos hin und her, fragen die Eintretenden nach ihren Wünschen, serviren mit ungeheurem Geklirr und Geklapper, tragen das Geschirr wieder fort und begleiten Alles mit einem Schwall von Redensarten und einem Geschrei, welches stets aus der Küche beantwortet wird und im Verein mit dem Geklapper der Tassen und Kaffeebretter ein verworrenes, ohrenbetäubendes Geräusch verursacht. Wenn wir unsere Zeche berichtigen, so schreit der Kellner dem Caffetiere ein ganzes Subtraktionsexempel entgegen, so daß alle Anwesenden genau wissen können, was man verzehrt, mit welcher Münze man bezahlt hat und wie viel man herausbekommen muß. Wir finden den Morgenmokka nicht besonders, was daher kommt, daß Früh kein frischer Kaffee gebraut, sondern der vom vorigen Tage übrig gebliebene nur aufgekocht und mit Milch genossen für hinlänglich gut erachtet wird. Wer keinen Kaffee mag, kann Chokolade, verschiedene Liqueure, Backwerk aller Art, des Abends Thee und im Sommer hier und da auch Bier bekommen. Sehen wir uns nun ein wenig unsere Nachbarschaft an. In jener Ecke sitzt eine Anzahl Menschen, größtentheils noch ungewaschen, um einen runden Tisch. Einer unter ihnen hat ein Zeitungsblatt in der Hand, und da er zufällig der Einzige ist, welcher lesen kann, so trägt er mit gedämpfter Stimme die neuesten politischen Nachrichten vor. Die übrigen sitzen mit offenem Munde und lauschen mäuschenstill, nur hin und wieder entfahren ihnen Worte der Verwunderung, des Beifalles oder Mißfallens. Kommen wir zu Mittag oder zu Abend wieder, so finden wir das Kaffeehaus von vielen derselben Gäste besucht. Der Nordländer, welcher nach Italien kommt, muß sich von einer Masse von Vorurtheilen frei machen, wenn er dort mit leidlichem Behagen leben will. Im Café hat er sich vor Allem daran zu gewöhnen, Unreinlichkeit als ein nothwendiges Zubehör anzusehen. Schmutzige Servietten, zerbrochene Tassen, verbogene Löffel, zollhoch auf dem unausgekehrten Fußboden liegender Staub und Koth, die unabgewischten Spiegel und bestaubten Sophas, endlich die zum Theil ungewaschene Gesellschaft dürfen seinen Appetit nicht schmälern; er muß denken, daß Alles in der Natur aus so und so vielen Elementen besteht, daß also der Begriff „Schmutz" eigentlich nur ein Vorurtheil ist.

Wir gehen nun durch einige Nebenstraßen nach der Osteria, um dort zu Mittag zu speisen. Unterwegs haben wir ebenfalls Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Dieser weniger fashionable Stadttheil ist im Vergleich zum Corso sehr todt und öde. Die Straßen sind mit Gras bewachsen, welches zwischen den Pflastersteinen emporsprießt. Die Häuser haben keinen so saubern Aufputz wie dort, und vor ihnen liegen Haufen Schmutz, Kehricht und Exkremente aller Art. Einzelne Weiber sitzen strickend oder mit anderen Arbeiten beschäftigt vor ihren Häusern, während ihre halbnackten Kinder im Schmutze herumkriechen, sich raufen oder um Kupfermünzen spielen, die sie emporwerfen und rathen lassen, auf welche Seite sie fallen werden. Die Seiten der Nebengassen werden oft auch durch Gartenmauern gebildet oder durch die Mauern eines Klosterhofes, über welchen einige Feigen- oder Cypressenbäume, sich nach Außen beugend, hin und wieder einigen Schatten gewähren. Bisweilen kommen wir an ein größeres Gebäude, das an den riesigen Quadersteinen, aus welchen es erbaut ist, und dem schönen Portal, durch welches man in den weiten Hofraum eine Marmorstatue oder andere Bildwerke erblickt, sofort als der Palazzo eines Adelsgeschlechtes erkannt wird. Das Wappen ist zu schlecht erhalten, als daß sich der Name des Besitzers ersehen ließe, und so gehen wir hinein und fragen den Custode, der in dem einzigen noch wohl erhaltenen Zimmer im Parterre wohnt. Dieser führt uns für ein Trinkgeld in dem ruinenhaften Stammschloß des Conte di X. herum, an dem heute beinahe keine Scheibe mehr ganz, keine Thür mehr verschließbar ist. Der letzte Sprosse der Familie lebt in Venedig oder Rom, und der Custode, welcher schon dem seligen Vater desselben gedient hatte, wohnt dort, um den Palast zu verwalten. Er sendet dem Conte die Revenuen seiner Campagnen, sowie die des Palastes, welchen er auf die bestmögliche Weise zu vermiethen sucht. Das ist aber nicht recht gelungen; denn die für Menschen unwohnliche Belétage und der zweite Stock dienen als Getraideboden und die Gebäude im Hofe als Ställe für Esel und Maulthiere. Wir betrachten nun den Palast ein wenig näher. Durch das Portal hindurch kommen wir in eine gewölbte auf Säulen ruhende Vorhalle, welche vom Hofe durch ein eisernes Gitter getrennt ist. Rechts und links führt eine Treppe, die sammt ihrem Geländer von Marmor ist, hinauf in den Vorsaal. Die Decke des Treppenhauses ist mit Fresken, die Wände sind mit Statuen in Nischen geschmückt, welche meist mythologische Figuren, Genien, Engel, bisweilen auch italienische Celebritäten vorstellen. Von diesem Vorsaale aus kann man auf einen geräumigen Balkon gelangen, welcher unmittelbar über dem Portale angebracht ist. Rechts und links an den Vorsaal stoßen große Empfangzimmer, die einst den Glanzpunkt des Palazzo bildeten. Heute sind die Goldverzierungen in ihnen verblichen, die werthvollen seidenen Tapeten haben Löcher, Schmutzflecke und Risse, die Thüren schließen nicht mehr, die Fenster sind seit Jahrzehnden nicht gewaschen und Spinnweben hängen von der Decke in solcher Anzahl herunter, daß man die Freskogemälde des Plafonds nicht mehr erkennen kann. Der Kamin ist theilweise zusammengestürzt und die zerbrochenen Skulpturwerke seines Simses so mit Staub bedeckt, daß man nicht weiß, ob sie von Marmor oder von Gyps sind. Auf dem steinernen Fußboden liegen Vorräthe von Waizen und Mais aufgeschichtet. Dasselbe ist bei den anderen Zimmern der Fall, welche in riesiger Anzahl an diese Säle anstoßen. Der zweite Stock ist ähnlich beschaffen wie der erste — überall Staub, Moder und Verfall. Im Hofe liegen Trümmer von Säulen

und Statuen, welche Schlingpflanzen mit ihrem Gewebe überwuchern. Aus den Ritzen des parquetartigen Pflasters sproßt Gras hervor. Auch der Garten ist zur Einöde geworden, und nur die Orangerie und einige Blumentöpfe erinnern an das, was er gewesen. Der Springbrunnen ist versiegt, seine Figuren in einen dichten Mantel von Unkraut und Gestrüpp gehüllt, sein Bassin verschüttet und ebenfalls verwachsen, die Gartenmauer und die Säulen der ehemaligen Pavillons theils eingestürzt, theils ruinenhaft mit wildem Wein, Epheu ꝛc. überwuchert. Von Blumen keine Spur, außer denen, welche auf jedem Felde wild wachsen. Wir wissen kein treffenderes Sinnbild der Verkommenheit des heutigen italienischen Adels als solch einen Palast.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, 14. März. Unser Theaterrepertoire war in der letzten Zeit an Opernaufführungen ziemlich ersprießlich, bot aber doch nicht viel. Am vorigen Samstag kam nämlich als Benefiz für Frln. Schütz „Der Dorfbarbier", welcher fast schon auf der hiesigen Bühne verschollen war, wieder einmal zur Aufführung, und nur die gute Charakterzeichnung in den einzelnen Rollen, die treffliche Komik und die volksthümliche Behandlung des Stoffes, sowie die zwar leichte, aber äußerst gefällige und verständliche Musik sichern dieser Operette immer noch einen günstigen Erfolg, besonders wenn die Aufführung eine befriedigende ist, wie die am Samstag, welche überdies noch einen besonderen Anziehungspunkt durch die heitere Komik des Hrn. Lang von München hatte, der auch hier, wie in seinen übrigen Gastdarstellungen wieder reichlichen Beifall erntete. Eine passende Zugabe bildeten „Die zwölf Mädchen in Uniform".

Am Dinstag wurden dann zum ersten Male auf unserer Bühne als Benefiz für Hrn. Carlschulz und gestern als Benefiz für Frln. Würth: „Orpheus in der Unterwelt" Burleske Oper, Musik von Offenbach, zur Aufführung gebracht. Nachdem bereits von auswärts her, sowie durch Andeutungen in hiesigen Blättern die Aufmerksamkeit erregt war, so müssen wir, obgleich unsere Erwartung nicht besonders hoch gespannt war, dennoch gestehen: was wir sahen, konnte diese nicht befriedigen. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß an der uns vorgeführten Behandlung von der hier als bekannt vorausgesetzten Sage von Orpheus und Eurydice Vieles recht komisch benützt und travestirt ist; (ob es überhaupt passend und zweckmäßig ist, den Stoff zu dergleichen Burlesken aus der griechischen oder römischen ꝛc. Mythologie zu wählen, wollen wir hier nicht untersuchen;) dagegen fehlt es mehrmals an Fluß der Handlung, an steter Fortdauer und Steigerung der komischen Situation, was gerade das Haupterforderniß eines komischen Stückes ist. In der Musik ist es ebenso; dieselbe erhebt sich — einige wenige höchst originelle und charakteristische Gedanken, z. B. die Ankunft Pluto's mit seiner „Equipage", den Chor der Schlafenden und der sich empörenden Götter ausgenommen — nicht über das Niveau des Gewöhnlichen, und das Ganze verdient deßhalb auch, wenn man an andere komische Opern denkt (z. B. Regimentstochter, Teufels Antheil, Johann von Paris, Barbier von Sevilla, Figaro's Hochzeit ꝛc.), kaum den Namen einer Oper. — Die Aufführung, von welcher wir vorläufig nur die trefflichen vielversprechenden Leistungen der jugendlichen Frln. Elise Denemy hervorheben wollen, war befriedigend. Mit besonderer Anerkennung müssen wir aber des Herrn Theaterdirektors Ernst erwähnen, welcher überhaupt in Ausstattung der zur Aufführung kommenden Stücke die Anforderungen des Publikum zu befriedigen bestrebt ist, ganz besonders aber mit vielem Kostenaufwande die Ausstattung dieser Burleske auf eine wahrhaft splendide und pompöse Art ermöglichte; wir dürfen nur an die Scenerie mit den herrlichen Kostümen im Olymp, dann an die prachtvolle von Hrn. Herrle gemalte Dekoration der Hölle erinnern. Diese Anerkennung sprach sich auch bereits bei beiden Aufführungen allgemein aus, indem Herr Direktor Ernst wiederholt, und zuletzt auch Hr. Herrle herausgerufen wurde. — Eine besondere Auszeichnung wurde bei der gestrigen Aufführung auch der Frl. Würth zu Theil, indem ihr mehrere reiche Bouquets und Kränze zugeworfen wurden, welche ihr die Theilnahme des hiesigen Publikum und die Anerkennung für ihre durchaus guten Leistungen während der ganzen Saison deutlich bekundeten.

Am vorigen Mittwoch wurde Verdi's „Troubadour" wiederholt, wobei man mit der Aufführung und mit den Hauptrollen, die sich in den Händen der HH. Carlschulz, Dr. Liebert, Frau Leinauer und Frau Denemy-Rey befanden, wenn nicht mehr, doch gewiß ebenso zufrieden seyn konnte, wie bei den früheren Aufführungen. Besonders ist Frau Leinauer bezüglich der gelungenen Darstellung der Zigeunerin vorzüglich durch ein treffliches Mienen-Spiel und Frau Denemy-Rey zu erwähnen, welche ihre schwierige Partie in dieser Oper ebenso befriedigend sang, wie kürzlich beim Auftreten des Hrn. Kömpel die große Arie aus „Ernani", welche man wohl kaum in solcher Vollkommenheit von ihr erwartet hätte.

—C.—

Literarische Notiz.

* Die zweite Auflage von Rudolph Gottschall's „Deutscher Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (Verlag von Ed. Trewendt in Breslau) ist jetzt vollständig erschienen. Mit der fünften Lieferung schloß der zweite Band ab, welcher vorwiegend kulturgeschichtlichen Inhalts ist, indem er die jungdeutsche Epoche mit ihrer philosophischen, politischen und sozialen Gährung, die moderne Philosophie und ihren Einfluß auf Staat, Gesellschaft, Kirche und Kunst, ferner die neuere Literatur im Allgemeinen, die Stellung der lebenden Schriftsteller, ihr Verhältniß zum Publikum, endlich den Einfluß schildert, welchen die Wissenschaft auf's Leben übte und übt. Nachdem auf diese Art sozusagen die kulturgeschichtliche Unterlage unserer neueren Poesie, der geistige Grund, in welchem sie wurzelt, beschrieben ist, geht der Verfasser im dritten Band daran, diese selbst und ihre Vertreter zu schildern, was er in drei Haupt-Abtheilungen — Lyrik, Drama und Roman — thut. Die Stellung, welche er zur modernen Poesie einnimmt, haben wir bereits vor Kurzem in diesen Blättern dargelegt, weßhalb wir hier davon Umgang nehmen können, darauf zurückzukommen, und nur noch bemerken, daß die Behandlung, welche er seinem Stoff zuwendet, so ausführlich sie ist und so sehr sie oft in's Einzelne eingeht, doch die allgemeinen Gesichtspunkte, welche einen Gesammt-Ueberblick ermöglichen, stets festhält. Seine Schreibart ist leicht faßlich und ansprechend, und das Bild, das er in scharfen, kräftigen Umrissen von den Werken und Persönlichkeiten der einzelnen Schriftsteller entwirft, wird mit Interesse selbst von denen gelesen werden, die nicht stets mit seinem Urtheil übereinstimmen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Bühlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 23. Mittwoch den 20. März 1861.

Wildschützen im böhmisch-bayerischen Wald.

(Fortsetzung.)

II.

Ein Schauerstücklein.

Was den von Passau am linken Donauufer sich hinziehenden sog. böhmisch-bayerischen Wald besonders charakterisirt, ist die tiefe Wildniß. In anderen Gebirgen findet man nur selten einen Platz, wo nicht die Thätigkeit des Menschen bemerkbar wird: in den Thälern klappert das Mühlrad, in dem Walde raucht der Meiler, und auf den Höhen tönt der Schlag der Aexte und das Kreischen der Sägen. Aber wer von diesen Höhen niederschaut, sieht unten nichts als einen endlosen, dunklen Wald, ruhig und ernst und die tiefe Stille wird nur unterbrochen vom Klopfen des Spechts oder von dem heiseren Krächzen der Raben. Lange wird dieses Bild nicht mehr dauern, bereits dringt man von allen Seiten in das Innerste dieser Waldungen, und Hunderte von Mühlen verarbeiten Millionen von Stämmen zu jenen kleinen, zum Schiffsbau bestimmten Brettern, die nach Regensburg und von da weg auf dem Kanal nach Holland geführt werden.

Nachdem ich bereits den Arber, den König des Waldes, mit seinen beiden gefeiten Seen, wovon der größere auf seinem Grunde goldene Fischlein mit dimantenen Augen birgt, von denen jedes ein Königreich werth ist, und den finsteren Rachel mit seinem düstern See besucht hatte, beschloß ich, den Lusen zu besteigen, von dessen wunderlicher geognostischer Bildung ich viel Anziehendes gehört hatte. Ich begab mich deshalb nach H . . . ., wo ich an dem dortigen Revierförster einen alten Bekannten hatte, dessen Beistandes ich versichert war.

Es war an einem schönen Augustmorgen, als wir mit dem ersten Grauen des Tages den interessanten Marsch antraten. Während der Nacht hatte sich trotzdem, daß der vorhergehende Abend wenig daran denken ließ, ein starkes Gewitter, von heftigem Regen begleitet, entladen. Der Boden war weich, und die aus den Thälern entsteigenden Dünste verhüllten die Höhen, aber die Luft war rein und frisch, und wir griffen wacker aus.

Als wir den Wald betraten, umgab uns noch keine Waldeinsamkeit, denn eine große Zahl Arbeiter war hier auf einer langen Strecke beschäftigt, eine Straße den Berg hinaufzuführen, und das Krachen fallender Bäume und das Sprengen der Felsen donnerte uns entgegen. Es war ein Bild der Entweihung und ich bedauerte den schönen Wald in seiner Jungfräulichkeit, daß auch er den Angriffen einer geldgierigen materiellen Welt nicht widerstehen konnte. Bald wird deine Poesie vorbei seyn!

Aber weiter und weiter stiegen wir, und immer wilder und unwegsamer wurde die Gegend. Der Boden war stellenweise sumpfig, große Felsstücke lagen uns im Wege, die wir umgehen, oder halbvermoderte Bäume, über die wir hinwegklettern mußten. Das Kraut der Heidelbeeren reichte bis über unsere Knie und netzte uns, während ihre schwarzen Früchte uns labten.

Es war 8 Uhr, als wir an einem kleinen Hochplateau ankamen, das die Wäldler wegen seiner starren wilden Eigenthümlichkeit sehr charakteristisch den „Eisbären" nennen. Die Kälte, verbunden mit den scharfen Winden, die den größten Theil des Jahres hier herrschen, ist der Grund, daß die abgestorbenen Stämme weniger faulen und stürzen. Wie man ihre Brüder tief unten, dahingestreckt auf ein weiches Blätterbett oder sanftes Moos, Baumleichen nennt, so könnte man diese, welche die Kälte vor Verwesung schützt, mit vollem Rechte die Mumien des Landes nennen. Ihr Aussehen hat ganz das Kalte und Starre des Todes.

Als wir auf die freie Stelle hinaustraten, bot sich mir ein überraschender Anblick dar. Vor mir lag die Kuppe des Lusen, vielleicht die einzige ihrer Art. Man denke sich einen ziemlich hohen Berg aus lauter Steinplatten, die der Zufall übereinander geworfen hat, so sieht der Lusen aus. Zwischendurch am Fuße der Kuppe kriecht die Krummholzkiefer, während der bei weitem größere Theil ganz kahl ist. Eine feine dünne Flechtenart gibt dem ganzen Steinhaufen eine eigene metallische Färbung und verleiht diesem sonst so kahlen und öden Platze eine sonderbare Stimmung. Als wir die Kuppe bestiegen, sah ich, daß die übereinanderliegenden Platten fast ohne Unterschied einander gleich waren. Sie mochten anderthalb bis zwei Fuß dick und fünf bis sechs Fuß lang und fast ebenso breit seyn, und deutlich konnte man durch die Klüfte hindurch die darunter liegenden sehen, sie waren sich alle gleich. Das Steigen selbst war gerade nicht gefährlich zu nennen, doch erforderte es Aufmerksamkeit, denn ein unvorsichtiger Tritt konnte leicht einen Beinbruch oder eine Verrenkung zur Folge haben. Von der Spitze aus hat man eine prächtige Umsicht sowohl auf die untenliegende große Waldmasse, als auch hinein in's Böhmerland, aber der Wind, der von dorther bläst, ist kein guter; er schneidet schier den Leib durch, dringt bis in's Mark, so daß wir bald Abschied nehmen mußten. Unten wieder angekommen,

nahm ich mein Skizzenbuch und zeichnete mir den sonderbaren Gesellen, den ich kaum wieder sehen werde, in flüchtigen Umrissen, um mich manchmal an seinem unwirschen Aussehen ergötzen zu können.

Wir wandten uns nun zum Rückweg und bogen links ab. Je höher die Sonne emporstieg, desto beschwerlicher ward unser Marsch. Die Kühle des Morgens war verschwunden, und unter den Bäumen herrschte eine warme, dunstige Luft, die uns in Schweiß versetzte und ermattete. Dessenungeachtet aber nahm mein Interesse für den mich umgebenden Wald nicht ab, und ich betrachtete mit wahrem Entzücken diese Waldriesen. Mein Freund führte mich auf den sog. Tummelplatz, einen großen mit Pallisaden eingeschlossenen Raum, in dessen Mitte früher eine Diensthütte gestanden hatte, die aber niedergebrannt und von der nichts mehr zu sehen war als ein hoher Kamin, der trauernd auf die verbrannte Stätte niedersah. Wilddiebe hätten sie angezündet, erzählte mein Begleiter und sprach dabei von der Schönheit des Gebäudes und von den Annehmlichkeiten, die sie den Forstleuten bot, deren Revier so ausgedehnt und beschwerlich sey wie dieses hier. Was die Vortheile betraf, die sie gewährt hatte, so war ich weit entfernt, dieselben in Frage zu stellen, und was die Schönheit anbelangt, so mußte ich gestehen, daß sie in ihrer Zerstörung auch kein übles Bild darbot. Der wilde weite Wald ringsum, schwarz und finster der von Pallisaden umschlossene öde Raum, geräumig genug, eine ganze Viehheerde bequem aufnehmen zu können, die niedergebrannte Hütte, von der blos die Grundmauern noch sichtbar waren, der rauchgeschwärzte Kamin, und die halbverbrannten und verkohlten Balken ringsum — wahrlich, es gehört wenig Phantasie dazu, um sich eine von blutdürstigen Wilden zerstörte Wohnung eines Ansiedlers in den Urwäldern Amerika's zu denken. Und während mir dergleichen Gedanken durch den Sinn zogen, sah wirklich das Gesicht eines Wilden zur Umzäunung herein, kupferfarben und mordlustig vielleicht. Mit einem Ausrufe der Ueberraschung zeigte ich darauf hin.

„Das ist mein Waldaufseher", sagte mein Freund, „ich habe ihn mit den Hunden und ein paar Treibern hierher bestellt; wir wollen sehen, ob uns da unten an der Seebacher Aue nicht ein Bock anspringt."

Nickl, so glaube ich, hieß der Mann, war, wenn auch kein Hurone aus den Urwäldern Amerika's, doch jedenfalls ein gezähmter Wilder aus dem bayerischen Walde. Er war nicht groß von Gestalt, aber die breite Brust, die sehnigen Arme und stämmigen Beine zeugten von einer körperlichen Kraft, die allen Widerwärtigkeiten, mochten sie von den Launen des Wetters oder von den Tücken der Menschen kommen, Trotz bieten konnte. Das Gesicht war fast kupferfarben roth und ebenso die von Haaren bedeckte Brust, die das offene Hemd schauen ließ. Uebrigens war sein Blick freundlich und sein Auge grau und hell, aber unruhig, immer suchend und spähend. Den eisgrauen Locken nach zu schließen, die unter dem dicken Filzhute hervorguckten, mußte er die Fünfziger bereits stark angetreten haben. Er betheiligte sich sogleich an dem Gespräche, und indem er auf die Brandstätte wies, sagte er: „Da haben uns die Strauchdiebe eine schöne Bescheerung angerichtet. Das schöne Haus! Das hätten Sie sehen sollen, wie wohnlich und ruhsam es da war. Es ist ein wahres Kreuz: jetzt, wo das Wild wieder mehr wird, treiben auch die Wilddiebe wieder ihr Handwerk."

„Wild und Wilderer", sagte der Förster, „sind unzertrennlich; aber neuerdings wird die Sache wieder recht ernstlich. Vor ungefähr vierzehn Tagen wurden ein Kollege von mir und sein Waldaufseher, als sie unvermuthet an eine solche Bande stießen, ohne Weiteres niedergeschossen, und es steht sehr in Frage, ob sie noch aufkommen. Sie sind beide Familienväter, und letzterer hat neun Kinder. Ein anderer da drüben", und dabei wies er mit dem Daumen über die Achsel zurück und nannte den Ort, „trägt noch das gehackte Blei mit sich herum, und sein Gehülfe hat einen Schuß im Schenkel. Zwar schoß dieser auch einen nieder, allein man konnte trotz des starken Schweißes den Kerl nicht ausfindig machen."

„Ja, und diesen Morgen hat mir der Rottmeister da unten am Steinbrückel erzählt, daß letzten Sonntag drüben in Schönau die beiden Fuchsgruber, Vater und Sohn, geschossen heimgebracht wurden. Die haben's lange verdient, aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht."

„Das ist ja ein förmlicher Krieg, den Ihr da führt", rief ich entsetzt aus; „läßt sich denn dem Unwesen nicht steuern durch fleißiges Begehen der Orte, wo diese Frevler ihr Unwesen treiben, und durch genügende Vermehrung des Forstschutzpersonales?"

„Nicht möglich," erwiderte mein Freund. „Wenn diese Diebe von hiesiger Gegend wären, so dürfte das am Ende nicht schwer seyn, aber so sind es meist Bursche ganz unten herauf aus dem Wegscheid'schen oder aus dem obern bayerischen Wald, die sich zusammenthun, vierzehn Tage eine ganze Waldstrecke, Staats- und Privatwaldungen durchjagen, was sie bekommen können, mitnehmen und dann monatelang nichts mehr von sich hören lassen."

„Da hilft nichts als so schnell als möglich der Erste am Drücker zu seyn," sagte Nickl, indem er den Hahn überzog und ihn wieder in die Ruhe zurückfallen ließ. Und dabei hatte er wirklich etwas von indianischer Mordlust im Gesichte.

„Ihr würdet also," erwiderte ich, „einen Menschen niederschießen, auch wenn Ihr es ungesehen von ihm thun könntet, also ohne eigentliche Nothwehr?"

„Ob ich es thun würde!" sagte Nickl ganz erstaunt ob meiner Frage, „ganz gewiß werde ich ihn niederschießen, wenn er sich bewaffnet in unserm Revier blicken läßt. Und was die Nothwehr betrifft, so ist meinen Begriffen nach unser Einer immer im Zustande der Nothwehr."

„Nickl hat Recht," sagte mein Freund, „denke Dir zum Beispiel da oben am Lusen einen verwundeten Menschen, ob der wohl nach Hause käme? Ich glaube nicht; überdieß kann Nickl ein Lied davon singen."

„Ein garstiges Lied das, es hat mir lange in den Ohren geklungen," erwiderte der Andere.

„Halt, Alter," sagte ich, „heraus mit dem Liede." Und Nickl, ohne sich weiter bitten zu lassen, erzählte:

„Als die Geschichte, die ich erzählen will, sich zutrug, war ich als Waldaufseher da draußen, weiter der Donau zu. Wir hatten nebst einem prächtigen Wildstand in unserm Reviere auch einige Bergbäche mit den herrlichsten Forellen, die ich theilweise gepachtet hatte und aus denen ich ziemlich Erkleckliches löste. Um so verdrießlicher war es mir, als ich seit einiger Zeit Spuren von Ottern bemerkte. Es wird Ihnen bekannt seyn, welch erheblichen Schaden so ein Räuber anzurichten im Stande ist. Ich hatte deshalb fleißig

die Eisen gelegt und ging regelmäßig des Morgens hinaus, um nachzusehen."

(Schluß folgt.)

Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

(Schluß.)

Nachdem wir noch einige fünfzig Schritt durch die stille Gasse zurückgelegt hatten, treten wir in die Osteria. Statt Aushängeschild dient hier eine über der Thür aufgehängte Flasche, die mit Wein angefüllt ist und unter der ein kleiner Zettel mit einer einfachen Nummer den Preis des letzteren anzeigt; oder ein ausgesteckter grüner Laubast. Indeß bedarf es dessen kaum, da uns der Duft in Oel gebackener Fische und ähnlicher Speisen, der aus der Thür des Lokals strömt, schon Wegweiser genug ist. Wir treten in eine niedrige, rauchige, fast ganz dunkle Höhle, in welcher wir uns erst nach einigen Minuten Aufenthalt gehörig zu orientiren im Stande sind. Im Hintergrunde steht der Kochherd, an welchem vier oder fünf männliche Personen beschäftigt sind, verschiedene Fleischarten auf dem Rost oder am Spieße zu braten. Ein Kellner (Cameriere), mit einer Schürze, deren Farbe einst weiß war, tritt uns entgegen und fragt nach unserm Befehl, indem er uns zugleich mit einem riesigen Wortschwall belehrt, was wir haben können. Man bringt uns Teller, Messer und Gabeln, an welchen noch Spuren anderer Speisen zu finden sind. Beklagen wir uns beim Kellner über diese Unsauberkeit, so wird er die Eßwerkzeuge vor unseren Augen brevi manu mit jener gräulichen Schürze abwischen, welche uns schon beim Eintritt in die Garküche Abscheu einflößte. Wir thun darum klüger, hinaus zu gehen und an dem Brunnen Teller und Besteck eigenhändig zu waschen. Wem aber der Appetit nicht vergangen ist, der wird die Gerichte schmackhaft finden, so einfach sie auch im Allgemeinen zubereitet werden. Der Wein, den wir trinken, ist ebenfalls genießbar, und so finden wir, daß diese Speise-Anstalt übler aussieht als sie ist.

Im Hintergrunde sehen wir zwei zerlumpte Bursche die Morra spielen. Sie fahren taktmäßig mit den Händen einander entgegen wie englische Kampfhähne und schreien dabei einander mit gellender Stimme Zahlen zu.

Eine andere Gruppe genießt ausschließlich Wein und hört dabei dem Gesange Eines unter ihnen zu, welcher sich mit einer Tenorarie aus einer der letztgehörten Opern abmüht.

Am Ende des Raumes klappern Teller und Gläser, die hier gewaschen werden. Die nicht abgeputzten Wände sind mit Fliegen bedeckt, die uns umsummen und wie Vogelschwärme von dem Tischtuch emporschwirren. Von der Decke hängen die Spinnweben wie zerfetzte graue Fahnen bis fast auf unsere Scheitel herab, und der Fußboden ist mit Knochen, Fleischabfällen, Schmutz, Kartoffeln und Fruchtschalen ꝛc. bedeckt. Im Hofe spielt man die in Italien sehr beliebte Boccia, ein Kugelspiel, bei dem es hübsche Gruppen gibt. Der Speisesaal eines Albergo (Gasthauses) ist allerdings, mit einer Osteria verglichen, ein Paradies, steht aber wenigstens in den kleinen und Mittelstädten noch weit hinter unseren Gasthäusern zweiten und dritten Ranges zurück.

Freundlichere Bilder als diese Osterien und gar die Cantinen (Weinschenken in räuberhöhlenähnlichen Gewölben) zeigen die Volkslustbarkeiten in unserer Stadt.

Nächst dem Theater nimmt in den kleinen Städten des Kirchenstaates die Tombola den ersten Rang unter den Volksvergnügungen ein. Diese ist für die Stadt ein lukratives Hazardspiel. In der Regel am Kirchweihtage oder sonst einer passenden Zeit wird eine von der Munizipalität ausgesetzte Summe vermittelst der Tombola in zwei Gewinnen (Cinquina und Quindicina) ausgespielt. Aus den benachbarten Ortschaften und den Campagnen kommen unzählige Gäste zu diesem Volksfeste, um Theil zu nehmen, und lösen sich ihre Billets bei den auf offener Straße sitzenden Unterkollekteurs, wobei sie nach Träumen oder abergläubischen Berechnungen die fünfzehn Nummern angeben, mit welchen sie ihr Glück zu machen hoffen. Die Einnahme, welche die Stadt hiervon hat, übersteigt die ausgesetzte Summe oft zehnfach. Nachdem nun ein großer Theil des Bauernvolkes die Madonna zum Beistande angerufen hat, wogt die Menge ungeduldig auf und ab, indem sie den Augenblick des Beginnes kaum erwarten kann. Endlich gibt ein Trompetenstoß vom Munizipalitätsgebäude her das Zeichen zur Ziehung. Auf dem Balkon des Hauses steht eine Urne, in welcher die neunzig Nummern sich befinden. Es erscheinen die Herren vom Rath, und einer von ihnen verkündigt nach abermaligem Trompetentusch die Gesetze und Bedingungen der Tombola; gleichzeitig wird auch ein kleines Kind, als Amor oder Engel gekleidet, bei der Urne sichtbar. In den Händchen desselben ruht das Glück jedes Einzelnen, denn diese werden die Nummern aus der Urne ziehen, und so richten zahlreiche Anwesende aus der Ferne einige freundliche Worte an dasselbe. Die Menge füllt nicht nur den Platz, sondern auch alle anstoßenden Straßen und Seitengäßchen. Da nur Wenige die auf dem Balkon gezogenen Nummern erblicken können, so sind Ausrufer auf erhabenen Posten angestellt, welche die unter Trompetengeschmetter gezogenen Zahlen mit lauter Stimme wiederholen.

Die ersten sechs bis sieben Nummern sind gezogen. Eine jede derselben wurde mit ängstlicher Spannung erwartet, die Menge war mäuschenstill, bis sie ausgerufen, von den Ausrufern wiederholt und von jedem Spielenden mit Geräusch nachgesprochen und, im Falle sie zu den von ihm gewählten gehörten, mit Bleistift auf dem Billet angestrichen wurde. Da erschallt plötzlich der Schreckensruf: Cinquina! und zwar aus mehreren Gegenden zugleich. Es sind also einige Anwesende so glücklich, unter den sieben Nummern fünf auf ihrem Billet zu haben. Sie sind die ersten Gewinner. Aber sie haben die größte Mühe, sich durchzudrängen, denn Jeder will sich an ihnen dafür rächen, daß ein Theil seiner Hoffnungen geschwunden ist. Man versperrt ihnen den Platz, knufft sie, ruft ihnen Flüche und Schimpfreden zu, und die Gendarmerie muß einige Mann detachiren, um ihnen die Passage zu bahnen.

Auf der Tribüne angekommen, nimmt man ihnen ihre Billets ab, um sie zu revidiren, und dabei ergibt sich nicht selten, daß nur einer oder zwei von ihnen wirklich Gewinner sind, während die anderen entweder sich verhört haben oder nicht lesen können. Wehe diesen! Kaum wieder unten angekommen, werden sie mit einer ohrenzerreißenden Katzenmusik empfangen und auf das Grausamste verspottet. Nachdem das Pfeifen und Zischen einige Minuten gedauert, wird die Ruhe wieder hergestellt und das Aus-

rufen der Nummern geht den gewöhnlichen Gang ruhig fort, bis einige fünfzig Zahlen heraus sind. Jetzt wird das Publikum ängstlicher und stürmischer. Viele haben dreizehn oder vierzehn ihrer Ziffer schon bezeichnet, die fünfzehnte will durchaus nicht kommen; jeder neue Ausruf zerstört ihre Hoffnungen; sie werden vor Ungeduld bald blaß, bald roth, können nicht mehr ruhig auf einem Fleck stehen und fangen an, gegen Himmel und Erde zu fluchen. Da endlich ertönt aus irgend einem Winkel des Platzes das vernichtende Wort „Tombola!“ Man hebt sich auf die Zehen, Jeder will den Glücklichen sehen. Dieselben Szenen wie bei der Cinquina wiederholen sich in größerem Maßstabe. Der Rufer hat in der That gewonnen und wird den Uebrigen von der Tribüne aus vorgestellt und von der neidischen Menge wieder mit einer Katzenmusik bedacht, die nur dann glimpflich ausfällt, wenn der Betreffende durch ein miserables Aussehen und zerlumpte Kleidung den Zorn entwaffnet. Ist er ein Signore, ein Priester, ein Reicher, so geht es ihm übel. Nachdem sich der Aerger ausgetobt, begibt sich die um ihre Hoffnungen betrogene Volksmasse allmählig weg. Die Einen gehen in die Kirche, Andere suchen sich Trost in den Cantinen oder Zerstreuung beim Pferderennen, welches häufig diesem Schauspiel folgt. Die italienischen Wettrennen sind von den in England, Frankreich und Deutschland üblichen ganz und gar verschieden, nicht ein Wettreiten, sondern ein bloßes Wettlaufen der Pferde. Die Rennbahn wird nur von dem Spalier geschlossen, welches die Volksmenge — meist außerhalb der Stadt auf dem breiten Fahrwege um die Mauer — bildet. Die Pferde hierzu sind von einer kleinen Race und oft außerordentlich dürr; der Besitzer, dessen Pferd zuerst die Tour zurückgelegt hat, gewinnt eine Kleinigkeit, bisweilen auch der des zweiten. Die kleinen Klepper werden an den Punkt geführt, von wo sie ablaufen sollen; ihre Bekleidung besteht aus einem Hinterzeuge, an welchem scharfe Stacheln mit Widerhaken herabhängen; wenn das Thier sich bewegt, schlägt dieser Apparat wie eine Geißel in das Fell desselben ein und dieses beginnt zu laufen, indem es so dem schmerzenden Instrumente entlaufen zu können meint. Sie werden so lange von Dienern festgehalten, bis ein Böllerschuß ihnen das Signal zum Aufbruch gibt. Die Rosse fahren vor dem Knall zusammen und thun, losgelassen, einen ersten gewaltigen Sprung, aus welchem sie, von den ihnen unbekannten Stacheln gezwickt, in eine rasende Carrière verfallen. Das Publikum macht durch Rufen und Beifallklatschen die Gäule noch scheuer und wüthender, und diese rennen, bis sie vor Ermattung nicht weiter können — ein nichts weniger als nobles Vergnügen, welches stark nach Thierquälerei schmeckt, über das wir uns aber nicht wundern dürfen, da jeder gemeine Italiener ein geborner Thierquäler ist.

Die italienische Kleinstädter hat wenig von den Eigenschaften des deutschen. Er liebt gleich diesem den Klatsch und hat denselben engen Gesichtskreis, was sich theils aus der Abgeschlossenheit der einzelnen Bezirke und Orte gegen einander erklärt, die oft weniger von einander wissen, als wir von den fernsten Gegenden und Städten, andererseits aber darauf zurückzuführen ist, daß die Bildung hier selbst in den mittleren Ständen noch sehr im Argen liegt. Dies gilt unter Anderm vorzüglich von der Geographie, und der Verfasser wurde in dieser Beziehung nicht selten durch die wunderlichsten Behauptungen überrascht. Einmal fragte ihn ein Postbeamter, ob nicht Preußen ein Kanton der Schweiz sey. Ein anderes Mal meinte ein gut gekleideter Signore, die „neue“ Kunst der Daguerreotypie sey eine Erfindung der Italiener, und als ihm dies widerlegt wurde, wollte er es nicht glauben. Es wären ja auch die Eisenbahnen und die Telegraphen in Italien zuerst aufgekommen. Dagegen haben alle Italiener, wenigstens im Römischen, eine gute Haltung und ein anmuthiges Geberdenspiel, wobei sie allerdings durch guten Körperbau und ausdrucksvolle Züge unterstützt werden. Doch dürfte ihr mehr oder minder vornehmes Wesen noch mehr auf Rechnung ihrer klassischen Abstammung sowie des Umstandes zu bringen seyn, daß der Standesunterschied hier nicht so schroff wie im Norden hervortritt. Wer ungezwungen spricht und sich ohne Angst anzustoßen bewegt, wird in der Regel auch schön sprechen und durch sein Benehmen den Eindruck eines Gentleman machen.

Würzburger Stadttheater.

‖ Würzburg, 17. März. Halm's „Sohn der Wildniß“, welcher schon eine geraume Anzahl von Jahren auf dem Repertoire unseres Theaters gefehlt hatte, wurde gestern wieder einmal gegeben, schien jedoch die frühere Anziehungskraft nicht mehr in vollem Maße zu besitzen, indem trotz des Sonntags das Haus doch nur mäßig gefüllt war. Es ist in der That nicht zu läugnen, daß solche Stücke, deren Stoff aus einer der unsrigen gar so fern liegenden Zeit entnommen ist, im Allgemeinen dem Geschmack unseres Publikums nicht recht zusagen, und der Grund davon liegt eben ganz natürlich darin, daß demselben zugemuthet wird, sich in Verhältnisse hineinzudenken, die der bei Weitem größeren Mehrzahl unbekannt sind, weßhalb denn auch alle Reden und Handlungen, die in diesen Verhältnissen wurzeln, ihrem Verständnisse schwerer zugänglich sind. Der lebhafte Beifall, in welchen das Publikum zu wiederholten Malen ausbrach, hat auch sicher nicht dem Stück sowohl selbst als der Aufführung und insbesondere den Darstellern des Ingomar (Hr. Flüggen) und der Parthenia (Frl. Wulff) gegolten. Diese Beiden, in deren Händen beinahe das ganze Stück lag, führten ihre Rollen mit ausgezeichnetem Verständniß derselben und zugleich mit einer Ausdauer durch, welche bei der Anstrengung, die den Darstellern derselben auferlegt ist, alle Anerkennung verdient. Hrn. Flüggen müssen wir übrigens bemerken, daß er sich einen Theil des Kraft-Aufwands, mit dem er sein Spiel durchführte, doch hätte sparen können, und recht sehr möchten wir ihn ersuchen, nicht in den Fehler so vieler mittelmäßigen Schauspieler zu verfallen, welche meinen, Schreien und heftige Gebärden wären einestheils genug und andererseits immer nothwendig, um starke Leidenschaften auszudrücken. Mit einem kleineren Maß körperlicher Anstrengung kann man bei gründlichem Studium und feinerem Ausfeilen des Spiels nicht blos den nämlichen, sondern einen weit besseren, dauerhafteren Erfolg erzielen. Besonders von Hrn. Flüggen sollte es uns, da er unstreitig schöne Anlagen hat, leid thun, wenn er sich auf jene breite Bahn verirren sollte, auf der allerdings Viele mit einer gewissen Behaglichkeit dahinschlendern, die aber nie und nimmer zu dem hohen Ziele führt, das ein strebsamer Geist immer vor Augen haben sollte.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 24. Sonntag den 24. März 1861.

Wildschützen im böhmisch-bayerischen Wald.

(Schluß.)

„Eines Morgens bemerkte ich denn, daß eines derselben fehlte. Die Stelle, auf der ich es gelegt hatte, war ringsum zerwühlt und aufgerissen, die freilich etwas alte Kette war abgesprengt und der zurückgebliebene Theil derselben um eine ganz zerzauste Weidenstaude geschlungen. Augenscheinlich hatte sich das Thier schlecht gefangen, die Kette abgesprengt und war, um sich seines vermeintlichen Feindes zu entledigen, seinem natürlichen Elemente zugeflüchtet. Aber da das Eisen schwer war, mußte es ersaufen. So dachte ich, als ich Alles übersah. Ich legte deshalb Gewehr und Tasche weg, stieg in das Wasser hinab, das hier etwas tiefer war und einen kleinen Tümpel bildete, und suchte mit dem langen Stocke nach dem Thiere."

„Umsonst, ich konnte nichts entdecken. Ich ging darauf eine Strecke weiter hinauf, in der Vermuthung, daß es auf dem Grunde weiter gelaufen seyn möchte. Plötzlich hörte ich in einer kleinen Einbuchtung ein starkes Geräusch, das in einem Schnauben und in dem eigenthümlichen Pfeifen bestand, welches die Otter ausstößt, sobald sie gereizt wird oder verwundet ist. Ich stieg sofort aus dem Bache und ging etwa noch fünfzehn Schritte seitwärts an einem sogenannten Altwasser hinauf, und erblickte denn auch alsbald eine gewaltige Otter, die größte, welche ich je sah, wie sie um sich schlug und wühlte, und sich wie toll geberdete."

„Mit leichter Mühe schlug ich sie todt. Das Eisen hatte augenscheinlich, als sie Verrath witternd ausspringen wollte, sich unglücklicher Weise noch mit der Ruthe gefangen, das Thier hatte sich, wie ich vermuthet hatte, in das Wasser geflüchtet und, als es merkte, daß es, vom schweren Eisen zu Boden gezogen, ersaufen müßte, auf dem Grunde fortlaufend sich wieder dem Lande zugewendet und war in dieser „Altern", wie wir es nennen, wieder herausgekommen, wo es sich des Eisens zu entledigen suchte. Die Ruthe war beinahe abgedreht, und wäre ich nur eine halbe Viertelstunde später gekommen, so wäre das Thier entwischt. Wie gesagt, der Bursche war der größte, den ich je gesehen hatte; er maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 5 Fuß, und ich schätzte sein Gewicht auf 20 Pfund."

„Den Prachtkerl auf die Schulter nehmend, wollte ich nunmehr Gewehr und Tasche holen, allein wer beschreibt mein Erstaunen, als Beides verschwunden war! Daß sie gestohlen waren, unterlag keinen Zweifel, ich sah die Fußtritte der Diebe im thauigen Grase und ward ganz wüthend, wenn ich an den Spott dachte, der mir zu Theil werden würde, wenn ich ohne Gewehr nach Hause käme. Ohne weiter an das Gefährliche meines Beginnens zu denken, folge ich rasch der Fährte. Umsonst, auf dem abgefallenen Laube im Walde war jede Spur bald verloren."

„Nun eilte ich einen kleinen Hügel hinan, der mit einigen Bäumen bewachsen; niederes Buschholz hatte, um von dort aus den kecken Dieb zu erspähen. Kaum war ich jedoch auf der Höhe angelangt und in das Gebüsch eingetreten, als es rechts und links neben mir knackte und ich mit einem Ruck zu Boden gerissen war. Mein Rufen war vergebens, ich hatte nichts als meine Fäuste, denn selbst das Messer steckte in der gestohlenen Waidtasche und meine Gegner waren sechs starke Männer. Man band mir die Hände auf den Rücken zusammen und schlug die Leine um einen nahen Baum, so daß ich mit dem Rücken an den Stamm lehnen mußte."

„Während ich so da stand, hatten sich die Burschen etwas weiter zurückgezogen und berathschlagten, was sie mit mir anfangen sollten. Einer derselben, der Haupträdelsführer, wie es schien, und derselbe, der sich meines Gewehres und meiner Tasche bemächtigt hatte, flüsterte leise den übrigen etwas zu, worauf das Korps in ein schallendes Gelächter ausbrach. Sie ließen mich nicht lange über den Grund ihrer Heiterkeit im Ungewissen."

„Vorne am Hügel, wo ein Felsen senkrecht abwärts fiel in's Thal, standen zwei ziemlich starke Birken nahe aneinander. Auf jede derselben stieg nun einer der Burschen und indem sie sich, an einem der obern Zweige anhaltend, herabließen, bogen sie mit Hülfe der Untenstehenden beide Bäume herab fast bis auf den Boden. Dann schnitt man mich vom Baume los, zog mich unter die beiden Birken hinein und band mich mit je einem Arm und Fuß an die herabgebogenen Aeste. Als ich gehörig befestigt war, ließen sie beide Bäume unter einem schrecklichen Jubelgeschrei in die Höhe schnellen. Ich glaubte, gegen den Himmel hinauf geworfen zu werden und die Prellung, die im Augenblick erfolgte und mir fast alle Gelenke zerriß, preßte mir einen furchtbaren Schmerzensschrei aus."

„Denken Sie sich meine Lage. Da hing ich zwischen Himmel und Erde, an immer schwankenden Aesten über einem Abgrund von gewiß fünfzig Fuß Tiefe. Ich rief aus Leibeskräften, aber meiner Stimme antworteten Anfangs nur die Spottreden meiner abziehenden Feinde und dann bloß

noch das höhnende Echo. Der Schmerz an den Gelenken war furchtbar."

„Als der Abend herankam, zog ein Wetter am Himmel herauf, der Wind blies aus vollen Backen, ich flog auf und nieder, die Bäume bogen sich und ich hoffte jede Minute, daß sie brechen möchten, denn ich hatte vor Schmerz nur den einen Wunsch, zu sterben und ich wäre damals froh gewesen, wenn mich der Sturm in die Tiefe hinabgeschleudert hätte. Je dunkler es wurde, desto heftiger wüthete der Sturm, der Regen goß in Strömen nieder, der Donner brüllte und blendende Blitze fuhren um mich her. — Endlich erbarmte sich meiner eine mitleidige Ohnmacht."

„Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne bereits hoch am Himmel, Alles war frisch und grün und glänzend, aber ich schwebte, wie eine arme Seele zwischen Seligkeit und Verdammniß, zwischen Himmel und Erde. Je weiter die Sonne emporstieg, desto gräßlicher ward meine Lage. Ihren glühenden Strahlen ausgesetzt, glaubte ich verbrennen zu müssen, mein Gehirn kochte und das Blut, das in meinen Adern tobte, drohte mir den Kopf zu zersprengen. Lange konnte dieser Zustand nicht mehr dauern und in den lichten Augenblicken, die anfingen immer seltener zu werden, suchte ich so gut wie möglich meine Gedanken zu sammeln, um als guter Christ aus der Welt zu scheiden."

„Da tönte mit einem Male ein helles Pfeifen an mein Ohr, so fröhlich als nur je eines aus der Brust eines herumlungernden Strolches hervorkam! Ich strengte mich mit aller Gewalt an zu sehen, woher diese Töne kamen. Nicht lange, so erschien unter den Bäumen da unten ein Menschenkind und ich erkannte in ihm einen unserer ärgsten Holzdiebe, den ich schon einige Dutzend Mâle zur Anzeige gebracht und öfters eigenhändig abgestraft hatte. Es war der Gabelmacher Lenz, wie er leibte und lebte, mit seiner Pelzkappe, die Hände tief in den Taschen seiner blauen, zwilchenen Hosen. Augenscheinlich lungerte der Kerl da oben herum in der Absicht, sich ein Stück Holz auszusuchen, das er bei nächster Gelegenheit holen konnte, und mochte dabei wohl nicht ahnen, daß er so genau beobachtet werde. Sonst war mir der Kerl, wenn er mir auf der Landstraße begegnete, ein Dorn im Auge, aber jetzt erschien er mir als ein rettender Engel. — Ich versuchte zu rufen, aber ein neuer Schrecken durchbebte mich, ich konnte mit aller Anstrengung keinen Laut hervorbringen, der Hals war mir wie zugeschnürt."

„Schon begann sich der Gabelmacher in immer weiteren Kreisen von mir zu entfernen, in wenigen Augenblicken vielleicht war er verschwunden und ich war rettungslos verloren. Da strengte ich aber alle meine Kräfte an und stieß ein heiseres Gebrüll aus. Ich konnte gerade noch erkennen, wie der Lenz unten erschrocken bei Seite sprang und wie er dann zu mir heraufsah; dann schwanden meine Sinne und ein sehr heftiger Blutsturz war die Folge dieser Anstrengung."

„Der Gabelmacher wäre, wie er mir nachher erzählte, beinahe vor Schrecken davongelaufen, wie er da oben einen Menschen hängen sah, und dann wäre ich wohl sicher verloren gewesen. Aber er hatte sich rasch besonnen und war zu einigen Holzhauern hinabgeeilt, die eine Stunde weiter unten beschäftigt waren und hatte diese heraufgeholt, worauf sie mich dann so gut als möglich aus meiner Lage erlösten und in's Dorf hinunterbrachten. Der herbeigerufene Arzt erklärte es für ein wahres Wunder, daß ich so lange dieser Qual hatte widerstehen können und behauptete, daß ich, wenn dieser Blutsturz nicht eingetreten wäre, ohnfehlbar hätte ersticken müssen. Zeitlebens ein Krüppel würde ich aber wohl bleiben, meinte er."

„Und wirklich war mein Zustand schlimm genug. Mein linker Arm war ganz aus der Achselhöhle gerissen und an den beiden Handgelenken das Fleisch bis auf die Knochen durchschnitten; hier sehen Sie noch die Narbe davon. Gegen alles Erwarten gelang aber meine Heilung und mit allem Respekte vor dem Doktor, der sein Möglichstes that, mich wieder herzustellen, so sehen Sie doch, wie ihn seine Weisheit diesmal im Stiche ließ." Damit machte Nickl einen Kreuzsprung, der einem Jongleur Ehre gemacht hätte. „Und da jetzt meine Geschichte zu Ende ist", fuhr er fort, „dächte ich, ich ginge mit meiner Mannschaft da links hinab, die beiden Herren können sich dann im Thannet da unten anstellen." Mit diesen Worten entfernte er sich.

„Und ist diese Geschichte wirklich wahr?" sagte ich, als Nickl fort war, und war es den Gerichten nicht möglich, eine Spur von den Thätern aufzufinden?"

„Was die Wahrheit der Geschichte betrifft, so ist daran kein Zweifel. Uebrigens ist Nickl nicht der Mann dazu, die Gerichte viel mit seinen Angelegenheiten zu plagen. Er ist aber war wenigstens, wie man sagt, Kläger, Richter und Vollstrecker des Urtheils in eigener Person. Von allen denen, die damals beisammen waren, ist keiner mehr übrig, um über die Geschichte zu lachen."

„Du wirst doch nicht sagen wollen, daß er alle erschossen habe?" sagte ich ganz entsetzt.

„Das sage ich auch nicht," sagte mein Gefährte, indem er zweideutig die Achsel zuckte. „Genug, es ist eben keiner mehr da! Doch halt, da bleib' stehen, hier kannst du am ersten zum Schusse kommen, wenn du überhaupt noch dein altes Glück hast."

Ich lächelte bei dieser Anspielung auf unsere früheren gemeinschaftlichen Jagden und, wie er vorausgesagt hatte, schoß ich bald darauf einen schönen Sechserbock. Gleich darauf knallte weiter unten ebenfalls ein Schuß.

Während Nickl, der inzwischen einen Rundgang gemacht, den Bock aufbrach, erzählte er, daß ihm unten beim Durchgehen ein kleiner fremder Hund angesprungen sey, der so eifrig jagte, daß er ihn nicht eher gewahrte, bis er ihn anrief.

„Das ist wieder einer von den böhmischen drüben," sagte mein Freund, „wir müssen ihnen doch noch einige wegschießen, sie jagen gar zu oft herüber. Hättest ihn schießen sollen."

„Ja, ich wollte das auch und war schon mit dem Gewehre aufgefahren, aber es war ein so nettes, gelbes Hündchen und wie er dastand, einen Vorderfuß in die Höhe und den Kopf etwas bei Seite geneigt und mir gar so treuherzig in die Augen sah, als wollte er sagen: „„Nun, sey nur nicht böse, es ist ja weiter nichts als ein bloßer Irrthum, daß ich da bin,"" da konnte ich es nicht über's Herz bringen, zu schießen. Und als ich das Gewehr wieder absetzte, sprang es wieder zurück und jetzt bin ich froh, daß ich es nicht gethan habe."

Ich kann's nicht läugnen, ich hatte eine Art Abneigung gegen Nickl gefaßt, weil ich ihn für einen Menschen ohne Gefühl hielt. Dieser kleine Zug seiner Gutmüthigkeit machte Alles wieder gut. Der Mensch hatte wirklich ein Herz.

Nun betraten wir die Seebacher Au. Ein drei Viertelstunden langer Pfad, der so schmal war, daß nicht Zwei neben einander gehen konnten, führte durch dieselbe. Links und rechts steht undurchdringliches Gebüsch; stachliches Brombeergesträuch und Dornhecken machen ein Eindringen in dasselbe unmöglich und sperren jeden Luftzug. Die dem sumpfigen Boden entsteigende Feuchtigkeit bei einer Hitze von 24° R. machte diesen Weg zu einer anstrengenden Wanderung, um so mehr, als bereits Mittag vorüber und wir seit drei Uhr Morgens auf den Füßen waren. Ich glaubte wahrhaftig, neugeboren zu seyn, als ich diese Hölle hinter mir hatte und wieder den schattigen freien Hochwald betrat.

Noch eine Stunde Wanderns und dann sahen wir wieder Kulturland. Da standen braune, schindelgedeckte Häuser in der Mitte grünender Wiesen zwischen schattigen Obstbäumen, und von der Höhe jenes kegelförmigen Berges blickt freundlich das Dörfchen Kreuzberg hernieder und gewährt mit seinem spitzen Kirchthurm einen gar lieblichen Anblick, während links unterhalb die Schönbrunner Glashütte mit ihren langen, braunen Gebäuden zu beiden Seiten des schloßartig aussehenden Wohnhauses sichtbar wird. Hier wird ein ausgezeichnetes Bier gebraut.

Erst spät, als der Vollmond hoch am Himmel stand, dachte ich an den Heimweg und trennte mich von meinem Freunde und Nickl, dem Huronen, der inzwischen dem Gerstensafte tüchtig zugesprochen hatte und mir unter kräftigem Handschütteln versicherte, er würde, wenn es darauf ankäme, mir zu Liebe noch eine Maß trinken.

Scribe.

Paris, 12. März. „Man setze jedem Todten die Wahrheit als Denkmal mit auf das Grab", ist ein äußerst strenger Spruch, der aber doch würdig ist, den Grundsatz der Römer: „Nur Gutes von den Todten", zu verdrängen; es fehlt der Geschichte ohnehin an Entstellungen nicht. Bei den Franzosen ist die Ehrfurcht vor einer Leiche so tief eingewurzelt, daß sie sich um keinen Preis von der antiken Anschauungsweise abbringen lassen. Kein Franzose behält den Hut auf dem Kopfe, wenn er an einem Entseelten vorübergeht, und wäre dieser auch niemals dieser Ehrenbezeigung würdig gewesen; die Pariser Friedhöfe geben Zeugenschaft von den ununterbrochenen zartesten Aufmerksamkeiten der Lebenden für die Todten. Die Gräber selbst der Armen und Aermsten sind mit einer Sorgfalt gepflegt und geschmückt, die bei einem so leichtfertigen vergeßlichen Volke wie die Franzosen unerklärlich erscheinen würde, wenn man ihren Kultus der Todten nicht bei Aufständen beobachten könnte, indem die wüthendsten Haufen den Trägern eines Gefallenen ehrerbietig Platz machen, welchem Lager dieser auch angehört haben mag. Im Jahre 1830 gaben die Truppen Raum, als einige Männer aus dem Volke, die ersten Opfer des Straßenkampfes auf Karren dahinfahrend, Paris zur Theilnahme an der Erhebung aufriefen. „Respect aux morts!" schrien die Rebellen, und die Soldaten gehorchten wie einem Kommando. Auf alle Gräber legt der Franzose Kränze, zum mindesten der Versöhnung. Der Sarg ist für ihn ein Festungswerk, vor dem sein erprobter Muth zurückschreckt.

Man wundere sich nicht über die Lobredner, welche von allen Seiten laut wurden, als Eugene Scribe vor kurzem dahinschied; doch täuschte man sich, wenn man von denselben auf die Stellung und die Geltung des Dramatikers in Frankreich schließen wollte. Eugene Scribe, dessen Name die Welt erfüllte, der alle europäischen Bühnen beschäftigte, hinterläßt 200,000 Frcs. Rente, 450 Stücke, die seinen Namen tragen, und einen Ruf, der in Paris niemals mit Ruhm verwechselt wurde, und dem es nicht gelang in die Massen zu dringen.

Als Scribe am 20. Febr. die letzte Ehre erwiesen wurde, blieben die Arbeiter unergriffen in ihren Werkstätten, und nur die Kreise, in welchen sich der verstorbene Dichter bewegt hatte, lieferten das große, vornehme Geleite. Nicht eine Stelle aus den vielen Stücken, die Scribe den Theatern gegeben, hat sich das Volk gemerkt. Von all den Gestalten, die er vorgeführt, ist nicht eine aus dem Rahmen herausgetreten, um stehende Figur im Leben zu werden, auf die man bei Begegnungen hinweist, mit der man vergleicht, auf die man sich bezieht.

Die Hinterlassenschaft von 200,000 Frcs. Rente ist ebenso bezeichnend als die Hinterlassenschaft von 450 Stücken, die der Akademiker Legouvé, früher Mitarbeiter des Herrn Scribe, 450 Erfolge nennt, denn dieses große Eigenthum hat Hr. Scribe durch seine schriftstellerische Thätigkeit erworben. Wie keiner vor ihm hat er sein Talent materiell zu verwerthen verstanden; er war ein praktischer Mann und wußte dem Lorber goldene Früchte abzugewinnen; er hat die Tantiemen erfunden und den Theaterdirektoren abgezwungen. Vor ihm wurden die Stücke mit einem gewissen Betrage, mit etwa 25, 20 oder auch gar nur 10 Frcs. per Akt bezahlt. Schlug ein Stück ein, so füllte sich die betreffende Theaterkasse, aber der Seckel des Verfassers blieb leer.

Hrn. Scribe wollte diese Art, Geschäfte zu machen, Vortheile und Nachtheile zu vertheilen, nicht gefallen. Er stellte den Grundsatz auf, daß der Verfasser eines Stücks dasselbe Recht auf einen Theil des Gewinns habe, den dasselbe abwirft, wie die Theaterverwaltung; denn wenn die Verwaltung ein gewisses Kapital einsetze, so setze der Schriftsteller seine Zeit und die ausgegebene Kraft ein, die auch ein Kapital seyen. Doch vermochte er durch diese Argumente, trotz ihrer Folgerichtigkeit, nichts auszurichten. Die Theaterverwaltungen weigerten sich hartnäckig, von einem herkömmlichen Gebrauche abzugehen, in welchem sie ihren Vortheil fanden, und Scribe unternahm den schwierigen Kampf gegen sie.

Er gründete den Verein der dramatischen Schriftsteller, der als solcher die Interessen der gesammten Mitglieder vertrat, und welchem sich die geringern wie die bedeutendern Kräfte um so bereitwilliger anschlossen, als jeder Einzelne durch das Zusammenhalten Aller in den Stand gesetzt wurde, sich aus dem Verhältniß der Abhängigkeit zu reißen, in welchem er sich zu den Theaterunternehmern befand.

Es kam vor ungefähr 40 Jahren zur offenen, natürlich passiven Feindseligkeit zwischen dem Vorsteher des Theatre Madame (Gymnase), Hrn. Delestre Poirson, und dem Verein; Ersterer sträubt sich gegen Ueberlassung eines bestimmten Antheils an der Einnahme, den Scribe als Honorar für ein Stück anspricht. Scribe besteht auf der Forderung, der

Theaterdirektor auf der Weigerung. Der Verein hält fest und treu zu dem Schriftsteller; kein einziger Bühnendichter läßt sich zur Lieferung eines Stücks herbei und der Theaterdirektor, nachdem er zu allerlei Behelfen gegriffen, nachdem er unglückliche Versuche gemacht hatte, dramatische Dichter aus der Erde zu stampfen, sah sich am Ende gezwungen, die Waffen zu strecken. Die Schriftsteller hatten unter Anführung des Hrn. Scribe die Schlacht gewonnen, und die Früchte dieses Sieges genießen noch die Enkel.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Freitag, 22. März. Auch diese Woche brachte uns wieder drei Opern, wenigstens dem Namen nach: am Montag: „Marie, die Regimentstochter", am Dinstag und heute „Orpheus in der Unterwelt". In der ersteren Oper sahen und hörten wir diesmal in der Titelrolle Frau Denemy-Ney, und daß sie in dieser Rolle gefiel, das bewies der allgemeine Beifall, der ihr für ihre ganz trefflichen Leistungen zu Theil wurde; sie bewies sich auch hier wieder als tüchtig geschulte Sängerin, und ließ durch die Bravour, mit welcher sie die schwierigen Coloraturen dieser Partie sang, den Mangel einer jugendlich frischen Stimme, der aber keineswegs so hervortretend ist, wie man öfter zu hören Gelegenheit hat, leicht vermissen. Ihr Spiel war nicht brillant, aber auch nicht keck und herausfordernd, dagegen solid und im Ganzen der Rolle entsprechend. In „Orpheus in der Unterwelt", welches Stück am Dinstag zu ihrem Benefize gegeben wurde, hat sie als Sängerin nicht viel zu leisten, und man mußte dabei ihre übrigen Leistungen während der ganzen Saison in die Wagschale legen, um ihren Werth beurtheilen zu können. — Die erwähnte Novität „Orpheus in der Unterwelt" hat nun seit acht Tagen unsere Bühne und das Publikum ziemlich in Anspruch genommen, indem sie während dieser Zeit viermal gegeben wurde; sie findet viel Beifall, man wird erheitert, lacht über manche gute — auch über manche schlechte Witze, die darin vorkommen; allein dessenungeachtet wiederholen wir unser früheres Urtheil; sie ist keine Oper, wobei wir übrigens recht gerne zugeben, daß es eine gute Posse, eine Burleske ist; wir verkennen auch nicht, daß sie ihre schöne Seiten in dem Stücke selbst, wie in der Musik (was wir bereits kürzlich erwähnten) hat; allein daneben kommen in der Handlung und in der Musik auch manche Trivialitäten vor. — Die Aufführung war immer befriedigend und wenn man das Werk betrachtet, wie es ist, so konnte man auch Vieles ruhig hinnehmen, was außerdem übertrieben erscheinen würde. — Das Ueberraschende und Bestechende ist vorzüglich die Scenerie und kostbare Ausstattung, und es ist nur zu wünschen, daß Herr Direktor Ernst durch zahlreichen Besuch, der bisher trotz der schnellen, und zwar fast immer außer Abonnement gegebenen Wiederholungen im Allgemeinen gar nicht lau war, für seinen Aufwand (der nach unserer Ansicht besser auf eine schöne Oper gemacht worden wäre) einen Ersatz findet oder gefunden hat. —C.—

§ Würzburg, 22. März. „Philippine Welser" hat es dieser Tage auch erfahren müssen, daß die Gunst des Publikum nicht zu oft auf die Probe gestellt werden darf. Die Zeiten sind vorbei, wo man sie der bereitwillig lauschenden, zur Rührung im Voraus gestimmten Menge Woche um Woche vorführen konnte. Von Zeit zu Zeit wird man das Stück wohl auch jetzt noch gern sehen, aber zu rasch darf es nicht wiederholt werden. Das war letzthin der Fall; daher die ziemlich kühle Aufnahme. Und doch war die Aufführung im Allgemeinen nicht schlecht, jedenfalls nicht schlechter als die vorige; aber diese war eben der Mehrzahl des Auditorium, das meist aus Abonnenten bestand, noch gar zu frisch in der Erinnerung, so daß es für ihren Doppelgänger kein Interesse mehr übrig hatte. — Zum Besten der Stadtarmen wurde gestern Shakespeare's Sommernachtstraum nach A. W. v. Schlegel's Uebersetzung gegeben. Die Urtheile im Publikum lauteten sehr verschieden; während die Einen sich trefflich unterhalten hatten, waren die Andern gelangweilt und sprachen dies mitunter in derbster Weise aus. Beide haben wohl in gewisser Hinsicht recht. Es ist in Shakespeare's Dichtung gar Vieles, was unserm Geschmack nicht mehr behagt, selbst in der modernen Bearbeitung, welche ihr zu Theil wurde. Wer sich nun über die mancherlei Absonderlichkeiten in der Form hinwegsetzen kann und hiervon unbeirrt des Guten und Wahren, das im Gewand der Dichtung uns geboten wird, froh zu werden vermag, der wird befriedigt von dannen gehen; wer es nicht kann, wen die Einkleidung, unter der es erscheint, schon so zurückstößt, daß er in den Kern derselben nicht weiter eindringen mag, der wird das Urtheil Hippolyta's über das Zwischenspiel der Handwerker zum seinigen machen. Doch Eins bleibt wenigstens auch ihm, woran er sich ergötzen kann; Mendelssohns treffliche Musik, welche gestern ausgezeichnet vorgetragen wurde. Auch mit der sonstigen Aufführung konnte man ziemlich zufrieden seyn. Recht munter, ganz der Rolle angemessen, gab Frln. Würth den Puck. Die Hermia spielte Frau Denzin so gut, daß wir bedauern, sie nicht öfter auftreten zu sehen. Der Gedanke, den Oberon in weibliche Hände (Frau Ernst) zu legen, verdient vollkommene Billigung, wir erinnern uns noch recht wohl des störenden Eindrucks, den früher die für einen Geist doch gar zu massive Figur des durch einen Mann vorgestellten Oberon machte.

Miscellen.

Jean Vott, gegenwärtig Hofkapellmeister in Meiningen, hat eine große Oper, „Altäa, das Mädchen aus Korinth", vollendet. Die Dichtung ist von Julius Rodenberg. Wie man sagt, ist die Oper von der Berliner Intendanz angenommen worden und wird die erste Novität des Opernhauses in der nächsten Saison (Herbst 1861) seyn.

Paris zählt gegenwärtig 1,737,983 Einwohner und 56,050 Wohnhäuser. Vor zehn Jahren hatte es 1,268,904 Einwohner und 40,723 Häuser.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 25. Mittwoch den 27. März 1861.

In den Mississippisümpfen.

Erzählung eines Reisenden.

Eines Tages im August kam mir's in den Sinn, eine Wanderung in den Sumpf zu machen. Meine Leute hatten mir gesagt, es gebe dort sehr viele Enten.

Ich betrat den Sumpf, im Anfang ging's recht gut. Allmälig aber wurde das Gehen beschwerlicher, da ich auf große Flächen weichen Bodens kam, der trügerisch mit Gras bewachsen war, abgesehen von den Lachen und Wassertümpeln.

Nach einer Stunde etwa gelangte ich an das Ufer eines See's auf einer Art natürlichen Dammes, den Baumstämme gebildet hatten, die seit Jahrhunderten daliegen mußten und bewachsen waren. Da stand ich denn und sah hinaus über die dunkelfarbige, unheimliche Wasserwüste, nahm mir aber auch sogleich vor, mir sobald als nur möglich ein Boot anzuschaffen, damit ich diesen Waldsee genauer erforschen könnte.

Nach einiger Zeit erregte eine Bewegung in dem Wasser dicht an der Stelle, wo ich stand, meine Aufmerksamkeit, und als ich genauer hinsah, erblickte ich einen mächtigen Alligator, welcher empor kam und die Vorderpfoten auf das Ufer legte. Er sah mich und zögerte, aber zurück ging er nicht. Er wendete vielmehr seinen häßlichen Kopf nach mir und schob sich nach dem Ufer weiter herauf, als wolle er sich genauer ansehen, was für ein Ding ich sey. Mein Hund, welchen ich bei mir hatte, bellte und winselte, schien aber gar keine Lust zu haben, das Ungethüm anzugreifen.

Ich beobachtete den Alligator einige Augenblicke, dann legte ich mein Gewehr an, zielte ihm nach einem Auge und schoß. Er sank in das Wasser zurück, und eine Zeit lang gab es darin ein gewaltiges Plätschern, aber auch sonst viel Rumor. Es verging keine Minute, und wohl ein Dutzend Alligatoren ruderten herbei. Einer der Kerle, die am Ufer sich emporarbeiteten — ein sehr großer, gewiß 18 Fuß lang — kam ohne alles Bedenken auf mich zu. Ich hatte natürlich rasch mein Gewehr wieder geladen und schoß ihn auch richtig in das linke Auge. Er fuhr zurück und die beiden anderen folgten ihm rasch.

Für einige Zeit hatte ich die Alligatoren erschreckt, aber ich kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie sehr bald wieder da seyn würden. Ich sagte mir also, daß ich am besten thun würde, wenn ich ihnen aus dem Weg ginge. Ich trat deshalb mehrere Schritte zurück, lud wieder und wanderte weiter.

Bald hielt mich ein schmaler Streifen flachen, schlammigen Wassers wieder auf. Es war nicht über fünf Fuß breit und an der entgegengesetzten Seite wuchs hohes Gras. Leicht konnte ich darüber springen und ich sprang. Ich kam hinüber; ich erreichte das Gras, aber die Füße fühlten einen sehr weichen Boden. Bis an die Knie sank ich augenblicklich in den Schlamm hinein. Ich versuchte einen Fuß herauszuziehen, aber dabei sank der zweite nur um so tiefer ein. Ich mußte geschwind diesen emporzuheben versuchen, aber unterdeß versank ich wieder mit dem ersten. Jetzt stack ich bis in die Mitte der Schenkel darin. Ich legte mein Gewehr quer über den Rasen und suchte mich emporzuziehen, aber es ging auch so nicht. Je mehr ich mich anstrengte, herauszukommen, um so tiefer versank ich, tiefer und immer tiefer, bis ich an die Achselgruben darin saß. Ich wagte es gar nicht, meine Füße zu bewegen, denn ich fühlte recht wohl, daß leider weicher Schlamm noch mehr unten liege. Die Arme halfen mir allerdings, mich zu halten, aber sie thaten das nicht, wenn ich den Körper nach der einen Seite bog, um einen Fuß emporzuziehen. Ich dachte an meinen Hund. Konnte ich mich nicht durch ihn herausziehen lassen? Er kam, als ich ihn rief, und versuchte auch mich herauszuziehen, indem er meinen Rockschoß mit den Zähnen faßte. Aber dabei sank er selbst mit den Pfoten ein, und so ließ er bald ab. Endlich gelang es mir, ihn gerade vor mich zu bringen, aber sobald ich mich an ihm anhielt und er fühlte, daß er sank, lief er fort.

Auf das Herz legte sich allmälig ein schwerer und schwerer werdender Druck und die Lungen konnten sich nicht mehr frei bewegen. Das Athmen ging kaum noch und ich hatte allen Grund zu glauben, daß es bald genug um mich geschehen seyn würde. Alles Gras, das ich erreichen konnte, hatte ich bei meinen vergeblichen Rettungsversuchen bereits ausgerissen.

In dieser Lage befand ich mich, als sich ein neuer Gegenstand des Schreckens zeigte. Ich sah einen Schatten auf meiner rechten Hand und als ich die Augen nach dieser Seite wendete, erblickte ich den Kopf und den Vorderleib eines ungeheuren Alligators. Er sah mich und kam rasch heran. Ich wußte wohl, daß er mich anzugreifen gedachte. Mein Gewehr war sehr beschmutzt, aber das Schloß und das Zündhütchen noch gut. Das Ungeheuer kam gerade auf mich zu und in der dicken, stillen, heißen

Luft konnte mir der starke, stechende, moschusartige Geruch des widerwärtigen Geschöpfes nicht entgehen.

Sobald ich mich hinreichend gesammelt hatte, legte ich an und schoß. Ich glaube, die Kugel ging dem Alligator in den Rachen, der halb aufgerissen war. Jedenfalls kehrte er sich sehr geschwind um und ging in das Wasser zurück. Ich hörte das schwere Planschen und sah, daß mein Hund bellend an das Ufer sprang. Auch erkannte ich, was den Alligator herbeigelockt hatte — der Hund. Er war hin und her gelaufen, hatte meinetwegen gebellt und gewinselt, und das häßliche Ungethüm hatte ihn gesehen und gewittert. Konnte also das Bellen des Hundes nicht noch mehr Alligatoren herbeilocken? Ich versuchte ihn zurückzurufen. Er kam auch, sah mich einen Augenblick an, lief aber dann eilig wieder fort.

Dann fuhr er plötzlich zurück und schrie. Das Herz zitterte mir, denn ich konnte nicht daran zweifeln, daß wieder ein Alligator komme. So war es. Der Hund retirirte langsam und der große häßliche Kopf erschien über dem Ufer. Er war noch größer als der vorige. Als der Alligator an das Ufer heraufgekommen war, blieb er einige Augenblicke stehen und wendete die lange gräßliche Schnauze mir zu. Dann sah er den Hund an, der in sicherer Ferne wüthend bellte, wendete die Augen bald aber wieder mir zu und kam auch nach mir her.

Ich faßte mein Gewehr oben am Lauf als Keule und schlug damit mit aller Kraft das Ungethüm, als es nahe an mir war, auf den Kopf; der Schaft zerbrach dabei. Der Alligator ging zurück und riß dabei den Rachen auf, um ihn gleich darauf laut klappend zu schließen.

Eins bemerkte ich wohl, daß der Alligator nämlich noch nicht einsank. Seine Vorderbeine waren etwa zwei Ellen von mir entfernt und so erkannte ich, daß der Boden nach dieser Seite hin und in dieser Entfernung so fest war, um wohl auch mich tragen zu können. Ich hatte freilich nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Der Alligator kam von Neuem auf mich zu. Ich hatte das Rohr gehoben, um ihm einen zweiten Schlag damit zu versetzen, als der Hund auf ihn sprang. Unter anderen Umständen würde er es gewiß nicht gewagt haben, aber er vergaß sich selbst, um mich wo möglich zu retten. Der Alligator schnappte mit seinem fürchterlichen Gebiß nach ihm und der Hund lief ihm nach dem Schwanze. Im nächsten Augenblick wurde dieser Schmerz gehoben und blitzschnell fiel er auf den getreuen Hund. Er stieß einen Schrei aus und brach zusammen. Der Alligator drehte sich um, packte ihn mit den Zähnen und lief damit fort nach dem See.

Während der Anwesenheit des letzten Alligators war ich noch immer tiefer eingesunken. Nur die Achseln ragten noch aus dem Schlamme heraus, der mir fast bis an das Schlüsselbein ging. Mit aller Macht schrie ich und endlich weinte ich gar. Welch' ein Tod erwartete mich!

Unter schauerlichen Gedanken begann ich von Neuem mich um Rettung zu mühen, aber wieder nur mit der Folge, daß ich rascher einsank.

Eben als ich meine gefährlichen Versuche wieder einstellte und die Stimme mir in Folge des starken Rufens versagte, sah ich wieder einen Alligator an das Ufer herauf kommen. Es war nicht der, welcher den Hund geholt hatte, sondern ein wo möglich noch größerer.

Wie bemerkt, hatte ich an den Bewegungen des Hundes und des zweiten Alligators erkannt, daß etwa vier Fuß von mir, nach dem Ufer zu, der Boden fest seyn müsse. Als ich nun das Ungethüm auf mich zukommen sah, dachte ich an meinen Flintenschuß. Ich sah mich nach ihm um, aber es war auch in dem Sumpfe verschwunden. Dann fiel mir mein Messer ein. Es befand sich an meiner linken Seite und konnte nicht tief unten seyn, da es an meinem Gürtel hing. Ich griff also mit der linken Hand hinunter und erreichte es.

Ich fürchtete meinen Gegner weiter nicht, als daß ich mich von ihm nicht fressen lassen wollte. Als er näher herankam, merkte er wohl, daß der Boden sehr weich sey, aber er arbeitete sich durch; denn wenn auch seine Beine einsinken wollten, hielt ihn sein riesiger, langer Leib oben.

Endlich war seine Schnauze fast dicht an mir und er riß den Rachen auf. Er suchte sich indeß noch näher heranzuarbeiten. Der Rachen stand so weit auf, als gähne er ungeheuer; die schrecklichen Zähne glänzten wie Spieße und er wollte wohl im nächsten Augenblicke zubeißen. Mit einer raschen Armbewegung stieß ich ihm da mein Messer weit in den offenen Rachen hinein, und zwar in die untere Kinnlade an der Zungenwurzel. Er klappte den Rachen zu, so weit es anging. Das Messer stand fast perpendikulär, und als der Griff mit dem Gaumen in Berührung kam, ließen sich die Kinnladen nicht weiter schließen. Die vorderen Zähne standen 6 Zoll auseinander.

Ich hielt instinktmäßig an dem Messer fest, und als der Alligator sich rückwärts bewegte, mußte er mich allmälig mit aus dem Schlammkerker herausziehen. Er hob meinen Körper etwa 4 Zoll. Im nächsten Augenblick riß er den Rachen wieder auf und ich schob meinen Arm so weit als möglich hinein und mit aller Kraft. Die Klinge drang hinten im Schlunde tief hinein und damit kam der Griff hinunter an die Kehlöffnung.

Im Schmerz zog und zerrte er gewaltig rückwärts. Er schüttelte den Kopf und richtete ihn empor, mich aber vermochte er nicht abzuschütteln. Hing doch mein Leben davon ab, daß meine rechte Hand fest an dem Messer hielt. Er zog und zog und höher und höher kam ich empor aus dem Schlamme und heraus. Es war mehr wie ein Traum als wie Wirklichkeit. Endlich gelangte der Alligator in seiner Rückbewegung auch mit den Vorderpfoten auf festen Grund; hier konnte er alle seine Kraft gebrauchen, er riß sich von mir los und kehrte in das Wasser zurück, nahm aber mein Messer in dem Rachen mit fort.

Und wo war ich? Der Länge lang lag ich auf dem Bauche in dem zertretenen, beschmutzten Grase. Das riesige Thier hatte mich gerade aus dem Schlamme herausgezogen und an eine Stelle, wo ich nicht wieder einsinken konnte.

Ich dachte an nichts, als wie ich den Weg nach Hause fände. Ich war sehr schwach und matt und an meinen Kleidern hing ein halber Centner stinkenden Schlammes. Trotzdem hielt ich mich nicht auf, sondern wanderte weiter. Ich war auf gutem Wege und betrat die Schwelle meines Hauses, als das letzte Licht des Tages im Westen schwand und die Nacht sich herabsenkte. (Aus der Fremde.)

Scribe.

(Schluß.)

Wer möchte, wer wollte es leugnen, daß Scribe durch sein Auftreten, durch sein geschicktes Verfahren, welches vor Allem ihm selbst zu Gute gekommen, sich ein großes Verdienst um seine zeitgenössischen und nachkommenden Kollegen erworben habe? Allein der praktische Sinn, welcher einen Vorzug des Schriftstellers ausmacht, ist zugleich sein Gebrechen; denn der berechnende Mann überwältigt den Künstler, die alltägliche Klugheit vernichtet jeden Aufschwung, jedes frühere Stärken seines Geistes.

Scribe ist nie in seinem Leben jung, nie begeistert gewesen, nie ist er mit einem Gedanken, mit einer Meinung hervorgetreten, die sich nicht schon als gangbare Münze bewährt hätten; nie hat er einen Gott anzubeten gewagt, welcher nicht schon als Götze des Tages jene Probe durchgemacht hatte. Er ging auf den Markt, um zu sehen, welche Waare Abgang finde, und vermöge des Ergebnisses seiner Beobachtung fabrizirte er die Bühnenprodukte; er führte Soldaten des Kaiserreichs während der Restauration, dann Nationalgarden, dann Hofleute, Advokaten, Redner je nach der herrschenden Mode vor; er verschmähte es nicht, reisenden Handlungsdienern Witze nachzuschreiben, wenn er bemerkte, daß sie der Menge gefielen. Nicht etwa der Trieb, zu schaffen, zu gestalten, sondern der Trieb, zu gewinnen, führte ihn auf die dramatische Laufbahn. Wie er aufgehört hat, so hatte er zu arbeiten angefangen: handwerksmäßig mit einem Mitarbeiter, nicht etwa mit dem Erguß einer übervollen Seele — wie hätte er sie zu einem Helfer gebrauchen, annehmen können —, sondern mit der Nüchternheit eines Menschen, der den Ertrag seiner Arbeit sucht.

Ihn verlangte nicht nach Ruhm, nach dem Beifall der Bessern und Besten, er jagte nach einem Namen, nach einer guten Firma, aus der man Nutzen ziehen kann. Es konnte dem praktischen Mann nicht entgehen, wie viel ein Name in der Welt zu bedeuten habe, was für ein großes Kapital ein Name in Frankreich sey. Und als die Firma Scribe und Komp. von den besten eine wurde, da hat er sie verzinst, wie nie ein Kapital besser verzinst wurde.

Er stand an der Spitze einer Dramenfabrik. Wer mit einem brauchbaren Plane kam, den nahm er als Mitarbeiter an; er lieferte den Namen und die scenische Anordnung des Stückes, der andere das eigentliche Werk; sie theilten den Gewinn. In manchem Jahre kamen 13 neue Stücke aus der Werkstatt des Hrn. „Scribe" auf verschiedenen Bühnen zur Aufführung. Die andern Namen, welche neben diesem zu lesen waren, wurden meist übersehen. Man scheint außer Acht zu lassen, daß Scribe nicht ein einziges Stück allein gemacht hat und daß er deutsche, englische, russische, spanische, italienische, ja ältere französische Bühnenwerke geplündert hat, wenn sich kein Mitarbeiter fand, der für ihn erzeugte. In den bedeutendsten europäischen Literaturen begegnet man Stücken von Scribe zweimal: als einer Uebersetzung aus dem Französischen und als dem Original der übersetzten französischen Bearbeitung. Die außerordentliche Fruchtbarkeit wird durch Berücksichtigung dieser Umstände um Vieles erklärlicher. Was an Scribe im hohen Grade zu rühmen, ist die außerordentliche Bühnengewandtheit, die Kenntniß der Effekte, die Gestaltung überraschender, wirksamer Situationen: die Kunst zu verwickeln, zu spannen, zu ergötzen.

Bedenkt man jedoch, daß sich Scribe auch nicht im mindesten um Natur, um geschichtliche oder innere Wahrheit, ja auch nur um Wahrscheinlichkeit kümmert, daß er seine Personen wie an Drähten kommen und gehen und handeln läßt, ohne daß sie von Gefühl und Leidenschaft, von irgend einer Nothwendigkeit geführt werden, bedenkt man ferner, daß er sich niemals mit Erfindung eines Stoffs, mit Zeichnung von Charakteren beschäftigt, nur der scenischen Anordnung seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet, so wird man seine außerordentliche Vollkommenheit nach dieser Richtung hin wenigstens nicht über Gebühr bewundern. Diejenigen, welche vielleicht fragen, wie es denn komme, daß Scribe, der schlechte Verse und noch schlechtere Prosa schrieb, dem es an Erfindung, an echter dramatischer Gestaltungsfähigkeit fehlte, in die Akademie gekommen sey, wo sich, freilich neben Göttern geringerer Klasse, Guizot, Thiers, Mignet rc. befinden, verweisen wir auf die „Gönnerschaft („La camaraderie")" von Scribe, die er so hübsch in Scene gesetzt hat, und sie werden die Erklärung des Räthsels haben. In seiner akademischen Antrittsrede suchte er an einer Stelle darzuthun, wie wenig dem Lustspieldichter geschichtliche Kenntniß noth thue, und unterstützte diese Behauptung durch einen historischen Verstoß, welcher einige der anwesenden Gelehrten kaum merklich lächeln gemacht haben soll. „Ich denke nicht", sagte er, „daß der komische Schriftsteller Geschichtschreiber sey, dieses ist nicht seine Sendung. Ich glaube nicht, daß man selbst in Molière die Geschichte unsers Landes wiederfinden könne. Die Komödie von Molière, unterrichtet sie uns von den großen Ereignissen unter Ludwig XIV.? Sagt sie uns ein Wort von den Schwächen und Fehlern des großen Königs? Spricht sie uns von der Zurücknahme des Edikts von Nantes?" Letzteres gewiß nicht. Der Akademiker hatte vermuthlich vergessen, daß diese Zurücknahme ungefähr zwölf Jahre nach dem Tode Molière's erfolgt war.

Das letzte Erzeugniß Scribe's war der Text zu der komischen Oper „La Circassienne", zu welcher der achtzigjährige Auber die Musik komponirte; der erste Akt des Tonwerks ist lebendig und anziehend, der Text durchgehends unangenehm, voll abgeschmackter Motive und Situationen. Diese Opera comique macht treffliche Geschäfte, die Pariser beweisen dem dahingeschiedenen Verfasser noch dadurch eine Art letzter Ehre, daß sie sich, um sein letztes Werk zu sehen und sich an demselben zu erfreuen, in's Schauspielhaus drängen.

Getrocknetes Mehl.

Stuttgart, 16. März. Wir leben in einer Zeit, wo die Verproviantirung der Festungen und der Familien in denselben leider sehr praktisch werden kann. Die erste Rolle spielen dabei natürlich immer die Brotstoffe: Getraide und vorzüglich Mehl, da die Verwandlung des Korns in Mehl bei einer Belagerung ihre Schwierigkeiten haben oder unmöglich werden kann. Vorräthe an Mehl, aus dem in unserem Klima erwachsenen Getraide in Kunstmühlen ungeachtet gemahlen worden ist, dem Verderben, dem Versauern, ausgesetzt. Dies hat jedenfalls den wirthschaftlichen Nachtheil,

daß die Vorräthe nach Verfluß einer gewissen Zeit wieder verkauft und durch frische ersetzt werden müssen; während einer großen Belagerung, zumal bei warmer Witterung, kann es aber auch große Nachtheile für den Zweck selbst haben. Es dürfte daher nicht unzeitgemäß seyn, ein Mittel gegen diesen Nachtheil zur Sprache zu bringen. Bekanntlich gedeiht das Getraide nicht in tropischen Ländern, welche nicht sehr gelegen sind; es kommt z. B. nicht fort in Westindien, in den heißeren Gegenden Brasiliens u. s. w., und es findet daher eine sehr große Mehlausfuhr aus Nordamerika und von verschiedenen europäischen Häfen nach Westindien, Brasilien ꝛc. statt. In Frankreich sind es namentlich die drei Seeplätze von Marseille, Bordeaux und Havre, welche Mehl nach Westindien, Brasilien ꝛc. ausführen. Da diese Mehlsendungen die Linie passiren, so haben sie eine entscheidende Probe ihrer Haltbarkeit auszuhalten, indem das Mehl hauptsächlich in der Hitze versauert.

Hier macht sich der Unterschied geltend zwischen dem Mehl aus Getraide, welches in einem warmen und trockenen Klima (Südrußland, den Staaten des Mittelmeers oder dem südlichen Frankreich) aufgewachsen ist, und welches von Marseille oder Bordeaux verschifft wird, und dem Mehl aus Getraide, welches im nördlichen Frankreich (namentlich dem Gebiete der Seine und ihrer Nebenflüsse), also in einem Klima wie dem unsrigen, erzeugt worden ist. Das Mehl aus südlichem Getraide bedarf keines Trocknens, um unverdorben in Westindien, Brasilien ꝛc. anzulangen. Das Mehl aus dem nördlichen Frankreich dagegen, welches auf der Seine oder den Eisenbahnen nach Havre hinuntergeht, um von dort ausgeführt zu werden, muß — obgleich durchaus ungenetzt gemahlen — in Havre vor seiner Verpackung zur Ausfuhr getrocknet werden, was man daselbst étuver heißt. Sonst kommt es versauert, zu einem Stein zusammengebacken und unbrauchbar in Amerika an. Der Unterzeichnete hat seiner Zeit diesen Gegenstand in Havre und in den Mühlen zu Pontoise verfolgt, aus welchen die Ausfuhrhäuser zu Havre sich hauptsächlich mit Mehl versehen. Pontoise ist eine wahre Müllerstadt, indem in diesem Ort und seiner Umgebung mehrere Hundert Mahlmühlen theils für das Bedürfniß von Paris und Rouen, theils für Havre und seine Mehlausfuhr thätig sind. Es wird daselbst nach französischem, theils nach englischem System gemahlen; es sind eigene mechanische Werkstätten in der Stadt bloß für den Bau von Mahlmühleeinrichtungen, und sowohl hier, als in andern Orten des Gebietes der Seine und ihrer Nebenflüsse ist ein großer Wetteifer in der Anwendung der neuesten Verbesserungen der Mehlbereitung. Von einem Netzen des Getraides ist daselbst nirgends die Rede, und wenn das in Pontoise ꝛc. erzeugte Mehl zu Havre für die Ausfuhr noch künstlich getrocknet werden muß, so ist dies nicht der Fehler der Mühlen, aus welchen dasselbe hervorging, sondern lediglich des (mit dem unsrigen ganz gleichen) Klima, unter dem das Getraide aufwuchs.

In Havre befanden sich zu der Zeit, wo der Unterzeichnete diesen Platz kannte, zwei Anstalten zum Trocknen von Mehl für die Ausfuhr. Der Unterzeichnete sah eine dieser Anstalten, deren Einrichtung sehr einfach war. Das Mehl wird in gewöhnlichen Zimmern an der bloßen, übrigens erwärmten, Stubenluft getrocknet. In der Mitte des Zimmers befindet sich ein eiserner Cylinderofen, wie wir deren welche in unsern Zimmern haben, und welcher so stark geheizt wird, daß es allerdings ein höchst peinliches Geschäft ist, welches die Arbeiter in diesen Trockenstuben versehen. An den Wänden herum sind Ständer angebracht, wie unsere Aepfelhurden, nur mit Bretterböden (statt bei Aepfelhurden mit Lattenböden). Auf diese Bretterböden wird das Mehl etwa 1 Zoll hoch aufgeschüttet und von den Arbeitern mit kleinen hölzernen Krücken von Zeit zu Zeit umgerührt. Ein eigentliches Dörren des Mehls durch eine stärkere Erwärmung desselben, als mittelst heißer Zimmerluft, würde für nachtheilig gehalten. Ist das Mehl durch die starke Stubenwärme ordentlich ausgetrocknet, so wird es in Fäßchen, welche 196 Pfd. amerikanischen Gewichts Netto enthalten (die Faßtauben 27 amerikanische Zoll lang; die Böden $16^1/_2$ Zoll Durchmesser), mittelst eines Stämpfels, der an einem elastischen Bogen hängt, eingestampft.

In Nordamerika soll man mitunter diese Mehlfäßchen, wenn sie geschlossen sind, noch einen Augenblick in ein Wasserbassin werfen, damit das durch die Ritzen zwischen den Dauben eindringende Wasser alle Fugen verkleistere und die Luft völlig abschließe. In Havre geschieht dies, meines Wissens, nicht. Ein so getrocknetes und verpacktes Mehl (farine étuvée) passirt die Linie, kommt unversehrt in Westindien oder Südamerika an, und die auf den Böden mit den Firmen der Havrer Trockenanstalten überschriebenen Mehlfäßchen haben sich eines sehr guten überseeischen Rufes zu erfreuen. Solches getrocknetes Mehl gilt in Frankreich für haltbarer als selbst das aus den dürrst aufgewachsenen, harten, mittelländischen Weizengattungen gemahlene. Ein französischer Sachverständiger sagt hierüber: „Mehl, welches aus sehr trockenem Getraide gemahlen ist, hält sich immer gut; doch ist es selten, daß ein nicht künstlich getrocknetes Mehl (farine non étuvée), welches über ein Jahr im Magazin war, nicht an seiner Qualität verloren hat." Da sich ganz trockenes Mehl in eingestampftem Zustande ohnehin besser erhält, als solches in loser Verpackung in Säcken, so könnte die Militärverwaltung durch Trocknen ihres Mehls, und Einstampfen desselben in Fäßchen wahrscheinlich jedenfalls große Verluste vermeiden, welche eine häufige Erneuerung der Mehlvorräthe zur Folge haben kann.

Die Einführung des Mehltrocknens für die Verproviantirung der Festungen dürfte aber vielleicht auch ein Beispiel geben, welches unter Konjunkturen für die Mehlausfuhr Deutschlands von sehr ersprießlichen Folgen werden könnte. Denn diesem Trocknen verdankt die Mehlausfuhr des nördlichen Frankreich nach Amerika ihren ganzen Bestand.

Moriz Mohl.

Miscelle.

Die Hauptzüge des Programms für das deutsche Sängerfest in Nürnberg bestehen in Folgendem: Sonntag am 21. Juli: früh 5 Uhr Sängerruf, um 7 Uhr Hauptprobe, Nachmittags $3^1/_2$ Uhr Festproduktion, Abends 8 Uhr Wettsingen; am Montag: früh 6 Uhr Sängerruf, Nachmittags 2 Uhr Festzug, hierauf Produktion, Abends 8 Uhr Wettsingen; am Dinstag: früh 7 Uhr Sängerruf, Ausflug, Abends Einzelnvorträge und Musik in der Festhalle ꝛc.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 26. Sonntag den 31. März 1861.

Der Brillantring.

„Gefundenes. Heute Donnerstag Abend zwischen 6 und 7 Uhr ist auf der Promenade gegenüber von der großen Fontaine ein werthvoller Brillantring gefunden worden. Wer sich als der rechtmäßige Eigenthümer desselben auszuweisen im Stande ist, kann ihn wieder erhalten Waldstraße Nr. 19 im ersten Stockwerk."

Ich überblickte noch einmal diese flüchtig hingeschriebene Ankündigung, schob sie in ein Couvert und trug sie selber nach der nächsten Brieflade. Ich war in einer ungewöhnlichen Aufregung in Folge dieses Funds, den ich gemacht hatte. Es passirt Einem nicht jeden Tag, daß man einen kostbaren zierlichen Brillantring findet, an welchen sich eine ganze Geschichte zu knüpfen scheint. Und daß gerade ich, trotz meiner Kurzsichtigkeit, der glückliche Finder desselben seyn mußte! Ich hatte ihn von Weitem funkeln und glitzern sehen, als er von dem langen Kleide eines schmucken jungen Kindermädchens durch den Kies gefegt wurde. Ich war darauf zugeeilt gleichzeitig mit einem asthmatischen dicken Herrn, der sich schon ächzend darnach bücken wollte, als ich den Ring behend vom Boden hinweghaschte, worauf er mich mit seinem breiten Gesicht wortlos anstierte, die Unterlippe hängen ließ und unmuthig Kehrt machte. Ich wollte aber nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein redlicher Finder seyn, und als ich mich daher auf der Promenade vergebens nach einem Individuum umgesehen, dem ich den Besitz und Verlust eines solchen Kleinods zutrauen konnte, machte ich mich auf den Heimweg und überlegte bei mir selber, wie ich es anstellen sollte, um den rechtmäßigen Eigenthümer davon zu ermitteln. Das Ergebniß dieser Ueberlegung war obige Anzeige im „Tagblatt", deren Wirkung ich mit einer gewissen fieberischen Spannung und Neugier entgegen sah.

Am andern Tag, wenige Minuten nach zwei Uhr, begrüßte ich mit meiner verbindlichsten Verbeugung einen ehrwürdig aussehenden alten Herrn, dessen weiße Haare und mildes Lächeln der Anmuth einen doppelten Reiz zu geben schien, womit er mir entgegentrat, mir zeremoniell zunickte, und dann die Hand nach mir ausstreckend mit dem einnehmendsten Tone ausrief: „Sie haben mir einen wahren Stein vom Herzen genommen, mein junger Freund! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen inständigst danke!"

Das einschmeichelnde Zartgefühl, welches sich in dieser Anrede aussprach (ich zählte nämlich erst fünfundvierzig Jahre), verfehlte seine Wirkung auf mich nicht, denn ich reichte dem würdigen Greise in respektvollem Schweigen die Hand.

„Ein junger Mann", fuhr der alte Herr fort, „mag es vielleicht unbegreiflich finden, wie der Verlust eines kleinen Stücks Geschmeide für einen alten Mann eine wahre Quelle geistigen Leidens und unbeschreiblicher Unruhe werden kann, allein es knüpfen sich Erinnerungen daran — ich meine an meinen verlorenen Ring — welche dem Herzen sehr nahe gehen! — Hm, hm, es mag Ihnen kindisch erscheinen, aber entschuldigen Sie meine Gemüthsbewegung!"

Ich verbeugte mich tief angesichts dieser sehr erklärlichen und natürlichen Aufregung.

„Ich habe einige schlaflose Stunden voll großer Seelenpein verbracht, aus welcher Sie mich nun glücklich erlöst haben — ich fühle mich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet. Es bleibt mir nun nichts weiter mehr übrig, als Sie für Ihre Auslagen zu entschädigen, und . . . ." Damit zog der alte Herr seine Börse und schickte sich an, dieselbe zu öffnen.

„Entschuldigen Sie, mein Herr", fiel ich ihm rasch in's Wort; „wenn Sie der rechtmäßige Eigenthümer des Rings sind, so können Sie mir ohne Zweifel das Wappen auf demselben beschreiben."

„Das Wappen, mein Herr? Es war ja ein Brillantring!"

„Allerdings!"

„Ein schlichter Brillantring!" erwiderte der alte Herr ernst und streng. „Bitte, machen Sie keine schlechten Witze mit mir, junger Herr! Geben Sie mir den Ring her! Ich will Ihnen sogleich nachweisen, daß . . . "

„Um Vergebung, aber so rasch geht die Sache nicht, mein Herr!" rief ich und trat vor seiner ausgestreckten Hand einen Schritt zurück; „da aber auf dem in meinen Händen befindlichen Ring in der That ein Wappen und ein Motto eingeschnitten ist, so muß ich daraus schließen, daß mein Ring nicht derjenige seyn kann, den Sie suchen!"

Der alte Herr faßte mich einen Moment scharf in's Auge und sagte dann mit einem Seufzer und in einem sehr niedergeschlagenen und entmuthigten Tone: „Ich fürchte, Sie haben Recht, und ich muß weiter suchen! Ach, was für ein trauriges Ende meiner hoffnungsvollen Wanderung!"

„Förd're den weggehenden, bewillkommne den kommenden Gast!" ist ein sehr guter Wahlspruch. Ich machte daher keinen Versuch, meinen ehrwürdigen Freund zurückzuhalten; allein ich möchte darauf schwören, daß ich, als er sich nach der Thüre wandte, unter dem weißen Haar in sei-

nem Nacken eine Locke glänzend dunkelbraunes Haar hervorragen sah.

Meine nächste Besucherin war eine ältere, hoch aufgeputzte Dame in weiter Krinoline, von imposanter Höhe und Haltung, geschminkt, parfümirt, mit einer goldenen Brille auf der Nase. „Wir begegnen uns unter eigenthümlichen Umständen," hub diese Dame mit stolzer Herablassung und erzwungener Leutseligkeit an; „ich bin die Vorsteherin einer Erziehungsanstalt für junge Damen. . . ."

Mit verbindlichster Anerkennung der mir erwiesenen Ehre wünschte ich zu wissen, was mir dieselbe verschafft habe.

„In den Erholungs- und Freistunden pflegen wir auf der Promenade spazieren zu gehen, um wenigstens einigen Ersatz für die Reize des Landlebens, für die erhabenen Schönheiten von Feld und Flur zu haben, deren Genuß in gewöhnlichen Zeiten uns versagt ist," fuhr sie mit einem leichten Seufzer fort, als ob sie diese Entbehrung schmerzlich beklagte. „Auf unserem gestrigen Spaziergange war eine der meinem Schutze anvertrauten Damen so unglücklich, ihren Ring zu verlieren, der ein Familienkleinod ist. Sie, mein Herr! sind der glückliche Finder."

„Ich habe allerdings einen Ring gefunden, Madame," versetzte ich; „allein es fragt sich . . . ."

„Ach, wie glücklich wird meine theure Olga seyn, wenn sie ihren Ring wieder sieht!" rief die respektable Vorsteherin und klatschte vor Entzücken in die Hände.

„Darf ich Sie wohl mit der Bitte beschweren, daß Sie mir den Ring beschreiben?"

„Ihn beschreiben? Jenun, es war ein Brillantring, mein Herr — hübsch und massiv, aber einfach."

„Und was war darauf gravirt?"

„Gravirt? In der That, das weiß ich nicht. Ha, daß doch mein junger Zögling bei mir wäre! — Doch ja, wie thöricht bin ich! Es ist das Wappen der Familie Loraine. Ist es nicht ein springender Löwe im goldenen Felde? Doch nein, ich irre mich. Es ist recht Schade, daß meine liebe kleine Olga allzu unwohl war, um mich begleiten zu können! Allein dies ist ja unwesentlich; Sie werden wohl die Güte haben, mir den Ring anzuvertrauen, damit ich ihn meiner kleinen Pflegbefohlenen zeigen kann; sie wird dann im Stande seyn, ihn sogleich wieder zu erkennen."

„Um Vergebung, Madame; ich fürchte, es wäre kaum zu rechtfertigen, wenn ich auf dieses Verlangen einginge . . . ."

„Mein Herr!" rief sie entrüstet.

„Ich halte es für meine Pflicht", erwiderte ich fest, „unter so bewandten Umständen jede Vorsichtsmaßregel gegen Irrthümer zu beobachten. Vermuthlich ist die junge Dame nicht allzu sehr erkrankt, um Ihnen wenigstens die nöthige Beschreibung vom Ringe machen zu können."

„Sehr wohl, mein Herr! ausgezeichnet gut! Sie beschuldigen mich eines Irrthums, — eines vielleicht absichtlichen Irrthums? Ich glaubte — ja, ich glaubte wirklich — ich hätte es in Ihnen mit einem Manne von Stande und Bildung zu thun! Sie sollen es nun zu Ihrem Nachtheil erfahren, mein Herr, daß die Vorsteherin eines adeligen Töchter-Instituts nicht ungestraft beleidigt werden darf. Guten Morgen!"

Das war sehr widerwärtig, aber ich war mir bewußt, daß ich nicht anders hätte handeln dürfen. Ohnedem beschlich mich wider Willen ein leiser Argwohn, als ob der freundliche alte Herr und die alte Dame mit der goldenen Brille im Grunde doch nichts anderes versucht hätten, als einen gelinden Schwindel, um sich in den Besitz meines Fundes zu setzen. Ich nahm mir vor, künftig noch mehr auf der Hut zu seyn und den angeblichen Eigenthümern des Ringes bezüglich der Identität desselben noch genauer auf den Zahn zu fühlen. — Ich hatte mich jedoch kaum von der gerechten Verblüffung erholt, worein mich der Auftritt mit der Vorsteherin des vornehmen Töchterpensionats versetzt hatte, so rasselte ein leichter Phaëton, von zwei raschen Pferden gezogen, mit einem Lakaien in Livree auf dem Rücksitze, vor meinem Hause an und ein junger Herr, ganz nach englischer Mode gekleidet, warf dem Lakaien die Zügel zu, sprang vom Wagen und eilte in's Haus. Eine Minute später stand er vor mir.

„'n Morgen — 'n Morgen!" brummte er, ohne seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen und blies mir eine Rauchwolke in's Gesicht; — „Pardon, mein Herr, aber die Alte — verdammt! ich wollte sagen, meine Mutter — sagte mir, ich solle meinen Ring hier holen; da ließ ich denn die beiden Polacken einspannen und fuhr hieher wie ein Gewitter!"

„Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, den Ring wieder zurückzugeben, den ich leider gefunden habe, sobald ich seinen rechtmäßigen Besitzer entdecken kann."

„Besitzer entdecken?" wiederholte der junge Herr und zupfte an den beiden langen Zapfen seines Backenbarts. „Verdammt! sagte ich Ihnen denn nicht, der Ring sey mein? Na, so seyn Sie doch nicht so verzweifelt langweilig und geben Sie mir mein Eigenthum heraus! Ich will nicht, daß meine beiden Polacken sich erkälten und einen Strengel bekommen, denn ich bin gefahren wie ein Satan und sie triefen von Schweiß."

„Was für eine Art von Ring war der Ihrige!"

„Was für 'ne Art? Ei seht doch, als ob Sie das nicht wüßten! — das ist gut." — Ich gab ihm zu verstehen, daß es mir lieber wäre, wenn ich fände, daß er es wüßte. — „Wie? ich sollte meinen eigenen Ring nicht kennen?" rief er. „Ich weiß, daß er ein Paar Polacken werth ist. Also frisch heraus — sagen Sie mir, was ich Ihnen schuldig bin, und ich will bezahlen!"

„Können Sie mir die Devise nennen, welche der Ring trägt?"

„Devise?" sagte er. „Nun ja er trägt eine Devise wie jedes Wappen, aber der Teufel verstehe sich auf den heraldischen Unsinn! Ich hatte den Ring von meiner Alten — verdammt! meiner Mama wollt' ich sagen — bekommen, um ihn zu tragen, nicht um die Devise auswendig zu lernen?"

„Ich kann den Ring nicht herausgeben, wenn Sie mir ihn nicht wenigstens zu beschreiben im Stande sind."

„Oh verdammt! machen Sie doch nicht so viele Umstände mit der albernen Geschichte! Ich würde nicht ein Cigarrenende um das Zeug geben, wenn der lumpige Ring nicht von einem alten Anverwandten herrührte und die Alte so großen Werth darauf legte. Ich hab' gottlob noch mehr derartige Bagatellen. Kommen Sie, ich will Ihnen einen andern werthvolleren dafür bringen, nur damit ich vor der Alten Ruhe kriege."

Ich lehnte diesen Vorschlag respektvoll ab.

„Potz Millionen Bomben!" rief der junge Rossebändiger, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt; „verdammt, was für ein paar Dummköpfe sind doch wir beide! Warum rücken Sie nicht mit der Lumperei heraus und

zeigen mir den Ring? Ich könnte Ihnen ja alsdann im Nu sagen, ob der Ring mein ist!"

Ich bedeutete ihm, ich bedaure seinen Wunsch nicht erfüllen zu können, und setzte hinzu, er würde besser thun, sich zuvor eine genaue Beschreibung der „Lumperei" von seiner „Alten" zu verschaffen, und empfahl ihm schließlich, die beiden Polacken nicht länger warten zu lassen, damit sie keinen Strengel bekämen.

(Schluß folgt.)

In der Habana*).

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Leben in der Stadt zu, so sehen wir noch vor Tageshelle den Marktplatz sich bevölkern. Dieser bildet ein von offenen Hallen umgebenes längliches Viereck und ist in jener frühen Tagesstunde, die wegen der später eintretenden Hitze streng eingehalten werden muß, von zahllosen Lichtern erhellt. Fische, Gemüse, Früchte, Fleisch; kurz alle Bedürfnisse der Küche sind hier von den Verkäufern auf ebener Erde oder auf kleinen Tischen ausgebreitet. Nur in der regnerischen Jahreszeit zieht sich der Verkäufer mit seiner Waare unter die schützende Halle zurück. Welch ein Getöse! Welch ein Geruch! davon kann sich Niemand einen Begriff machen, der den betreßten, wohlabgerichteten, „parfümirten" Neger reicher europäischer Herren gesehen hat. Noch lange nachdem der Platz geräumt wird — und zwischen 7 und 8 Uhr früh weicht der letzte Verkäufer — haftet an dem Orte jener durchdringende Geruch, nicht unähnlich dem unverwüstlichen Gestank, den ein verfolgter Iltis in den Händen des Fängers zurückläßt. Auf der Markthalle zeigt sich kein freier Weißer, nur Neger oder farbige Sklaven besorgen den Einkauf der Haushaltungen. Es gewährte mir einen eigenen Reiz, jenen Tumult zu durchschreiten. Kreischen und Rufen, Schelten und Fluchen, die eifrigsten Ueberredungskünste, das unauslöschliche Gelächter, so ganz eigenthümlich dem schwarzen Menschen, dem es kein Weißer nachzuahmen vermöchte, unermüdliches Gespräch mit einem Eifer geführt, als handelte es sich um das Wohl der gesammten Menschheit, dazu das unnachahmliche Mienenspiel, die Bewegung von Hand und Fuß, die Verrenkungen des Körpers. Bei Gott! selbst unsere Balletttänzer könnten dort noch lernen! — Mit der ersten Morgendämmerung erwachen die übrigen Plätze und Straßen, am Hafen regt sich der Verkehr. Schon steht die Börse geöffnet und von 6 bis 7 Uhr werden Geschäfte abgeschlossen. Das Verladen der Güter nimmt seinen Lauf und unter den überdachten Docks um den prächtigen Marmorbrunnen, einen Neptun darstellend, der in Italien gearbeitet wurde, tummelt sich die Schaar schwarzer nackter Lastträger. Auf den königl. Werften herrscht munteres Leben; denn allein in den 50 Jahren von 1777 bis 1827 liefen hier 49 Linienschiffe, 22 Fregatten, 9 Brigantinen, 14 Goëletten und 49 kleinere Fahrzeuge vom Stapel. Diese Bauten sind ebenso dauerhaft als kostbar.

Berittene Posten und Ordonnanzen sprengen durch die Menge, welche scheu ausweicht. Um 9 Uhr zerstreut sich das Getümmel; die Frühstücksstunde ruft, dem sengenden Sonnenstrahl sich zu entziehen. In diesen Tagesstunden, wo im nördlichen und mittleren Europa das Leben auf offener Straße am regsten sich tummelt, herrscht in der Habana feierlichste Stille. Der Karrenführer schläft im Schatten seines Fuhrwerks, der Ananasverkäufer ist neben seinen Früchten im Schutze des Leindaches selig entschlummert. In den Café's erwacht bald um so regere Thätigkeit, Gläserklimen mischt sich in den Lärm der Billardspieler, die Lonja ist überfüllt von Gästen, zumeist müssigen Zuschauern, die vor dem Sonnenstrahl sich retten. Endlich um zwei Uhr beginnt auf den Straßen ein reges Leben sich geltend zu machen; doch erscheinen nur schwarze Lastträger und Karrenführer, die auf zweirädrigem Eingelspann Fässer, Kisten oder Ballen befördern. Bald werden hie und da einzelne Volanten sichtbar, jene originellen habanischen Fuhrwerke, die Besucher hier- und dorthin führen; denn in der Habana ist jetzt, wie zu allen Stunden des Tages, Empfangzeit. Zu jeder Minute eines Besuchs gewärtig zu seyn und die übrigen Beschäftigungen, und wäre es nur — ein ungestörtes Nachdenken, bei Seite zu setzen, diese Unbequemlichkeit leuchtet dem Europäer gewiß ein, der in seinen Sonderungsgelüsten nicht genug Zeit dem ungestörten Alleinseyn widmen kann. Aber wir müssen zur richtigen Beurtheilung jener habanesischen Sitte zweierlei bedenken, erstens die Geschäftslosigkeit der dortigen Frauen — denn das Piano, die Stickerei und etwas Solideres, die Bereitung der Kinderwindeln und — Kleidungsstücke für die Sklavinnen, deretwegen doch nur Wenige selbst Hand anlegen, und zweitens der freundschaftlichere, geschwisterliche Umgang unter Bekannten, von dem wir Nordländer, mit Ausnahme etwa der Kur-, Liv- und Esthländer, uns nur schwer einen Begriff machen, können in dem Maße nicht abhalten und ungestörte Muße fordern, als unsere Studien und wirthschaftlichen Mühen es verlangen. Der herzliche Abschied „Adios! hasta cada momento!" „Lebewohl! Sie sind mir zu jeder Stunde willkommen!" ist keine Form, keine Redensart, deren wir Nordländer zahllose aus unserm sprachlichen Arsenal verwenden, sondern eine Thatsache; denn wirklich steht jeder Zeit Thür und Thor dem Gaste geöffnet, der Tisch gedeckt, sein Stuhl herangerückt.

Die Ungezwungenheit des Verkehrs hat noch andere Seiten, einen Zwang, dem der Europäer sich schwerlich fügen möchte. Sitzen wir am Klavier, greifen wir zur Guitarre, entschlüpft unserer Kehle eine Melodie, die jedenfalls für Zuhörer nicht berechnet war, alsbald regt es sich in allen Gemächern und Gängen, eine Schaar von Hausnegern; denn reiche Häuser bis über 100 zählen, findet sich ein, man nimmt auf Stühlen und Bänken Platz, und du siehst alsbald ein dankbares Publikum versammelt, dem kein Ton deines Instruments, keine Bewegung deiner Lippen entschlüpft. Oder du sitzest bei deiner Arbeit in Gedanken vertieft; es öffnet sich die stets unverschlossene Thüre, eine schwarze Gestalt schlüpft zu dir ein, auf die du nicht weiter achtest, in der Meinung, es müsse irgend eine häusliche Verrichtung vollzogen werden. Da es plötzlich wieder stille wird, schauest du auf und gewahrst irgend eine Negerin, welche sich auf einem eleganten Möbel bequem niedergelassen hat, dich unverwandt anzuschauen. Du fragst verwundert, wie sie dahin komme, und vernimmst

*) Wir entnehmen die folgende reizvolle Schilderung des Lebens in der Habana dem ebenso interessanten als lehrreichen Werke des bekannten Reisenden Jegor von Sivers: Kuba. Die Perle der Antillen. Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen. Leipzig. Verlag von Karl Fleischer. 1861.

mit Erstaunen die Bitte, du möchtest ihr einen Medlio schenken, denn diesen einzigen Zweck hat ihr Erscheinen. Solche Trinkgelder pflegt der Deutsche in die Tasche, der russische Soldat in seinen Aermelaufschlag, der russische Bauer aber in den Mund und der Neger in's Ohr zu stecken.

Während des Tages bleiben die Fenster von herabgelassenen Läden, sog. persianas, vor den eindringenden Sonnenstrahlen geschlossen, ohne doch den Bewohner des Blickes auf die Gasse zu berauben. In diesem herrlichen Versteck, im Morgenkleide, dem Klima gemäß eine Art Pudermantel von feinstem Leinen, finden wir die Frauen und Mädchen mit der Cigarre, wohl auch mit einem Tabacco in gemüthlichem Gespräch oder am Piano, das Haar auch bei vorgerückten Jahren unbedeckt, im einfachen Schmuck einer aufgeblühten Blume an der linken Seite des Kopfes unter den Locken. Mit diesem „tropisch-exotischen" Anzuge besteigen die Frauen ihre Volante, deren in reichen Familien jedem Gliede eine besondere zu Gebote steht — denn nie betritt der Fuß einer Habaneserin den gemeinen Erdboden, der entweder zu naß, oder zu staubig für weiße Atlasschuhe wäre — und fahren vor die Läden zur Besichtigung ihrer Einkäufe, die von Handlungsdienern auf die Straße herausgetragen werden. Allein in der heißen Jahreszeit zieht sich Jeder in seine inneren Gemächer zurück, und die luftigen Gestalten mit bloßem Haupt und ohne Sonnenschirm verschwinden mit der Volante, um erst zwischen 6 und 7 Uhr Abends wieder zum Vorschein zu kommen. Vor 5 Uhr beginnt die eigentliche Toilette, denn zu Tisch wird der Anzug in allgemein gebräuchlichere Form gegossen. Treten die Damen zu Mittag wieder ein, so scheint dennoch die Kleidung wenig verändert; dieselbe mit Spitzen besetzte Battistwäsche, d. h. dieselbe Gattung, denn das Hemd wird zwei- oder dreimal am Tage gewechselt, ein ebenfalls mit echten Spitzen besetztes Kleid vom feinsten Leinen, doch mit kurzen Aermeln und tief ausgeschnitten, im Haar eine frische Blume, nicht selten ein durchbrochener Schildpattkamm, welcher einen langen, mit Spitzen besetzten Schleier am Kopfe befestigt und der Gestalt ein bräutliches, ballmäßiges Aussehen verleiht. Den Anzug vollenden die zartesten, weißseidenen Strümpfe und Schuhe von weißem Atlas.

Wer diesen Prunk zum ersten Male erblickt, begreift nicht, wie es möglich sey, so verschwenderisch zu leben; denn er erfährt zugleich, daß diese Kleider, sobald sie einmal der Wäsche unterlagen, den verwöhnten Körper der Habaneserin nicht mehr decken dürfen und sammt den Atlasschuhen in die Hände der Negerinnen übergehen, die nach ihrer Art die scheußlichste Spottgestalt jener Elfengeister hervorzaubern. — Trotzdem, daß nie ein Corset die Gestalt der Frauen auf Cuba verschönte, oder weil — nie eine Schnürbrust ihren Körper verunstaltete, gewährt er den doppelten Reiz natürlicher Form und freier Bewegung, der dem europäischen Auge, das bisher nur umpanzerte Leiber und steife Geberde gewahrte, von ganz besonderem Reize erscheint. Wir wünschen nur, daß unsere Damen in die windstille Luft der Mittagstunden Cuba's und in eine Hitze von mehr als 30° R. sich versetzt fühlten, um zu begreifen, wie klimatische Nothwendigkeit gebieterisch werde, ohne doch der Sittlichkeit im Mindesten zu nahe zu treten. Ich gebe zu, daß es dem ungewohnten Auge des Nordländers eine starke Prüfung auferlege, die halbnackten Busen der Creolinnen in unmittelbarster Nachbarschaft sich regen zu sehen, und begreife den Zorn der tugendhaften europäischen Reisenden, die über habanesische Frechheit schelten, ohne zu ahnen, daß diese jungen Damen darum nicht um ein Härchen sittenloser sind, als viele ihrer europäischen Schwestern, die sich bis an die Zähne verhaken und verknöpfen. — Im Handwerkstande und unter einfacheren Kaufleuten gehen die Kinder bis zu fünf und sechs Jahren nackend und werden auch wohl auf der Gasse in solcher Tracht angetroffen. Die Negerknaben laufen wegen Ersparnisse und Bequemlichkeit bis zum achten Jahre unbekleidet einher und gewöhnen das Auge der Habaneserin von Kind auf an solche Dinge. Auf offener Straße, in sengender Glut begegnen uns mit entblößtem Oberkörper Negerinnen, die mit der Cigarre im Munde, einem Korbe mit Früchten auf dem Haupte, einem Bündel Wäsche im Arme, unbefangen einherschreiten.

Die häusliche Erziehung der Kinder wird, wie im nördlichen Amerika, so auch in der Habana, vernachlässigt. Das Kind unternimmt und läßt, was ihm behagt, und handelt ungerügt dem Willen der Eltern zuwider, die gern der Jugend die selbstgenossene Freiheit gönnen. Der Sohn zählt kaum vierzehn Jahre, aber er macht Ausfahrten in seiner Volante, besucht in einziger Begleitung eines Hausnegers seine Freunde, mit denen er zu Mittag speist und allerlei Lustbarkeiten unternimmt. — Die Kleidung der kleineren Kinder übertrifft an Leichtigkeit die der Frauen. Nur ein Linonhemdchen, das kaum bis zu den Knien hinabreicht, tief ausgeschnitten, über der Brust mit Spitzen besetzt, ohne Aermeln und auf den Schultern von Schleifen geziert ist, ohne daß sonst auch nur ein Bändchen hinzukäme, bildet die ganze Kleidung, und das Kind spielt auf dem Bastteppich in ungebundener Freude.

Die spanische Kreolin ist von mittlerem Wuchs, von fülliger Gestalt und weicher Gesichtsfarbe, die in ihrem sammetigen blassen Anfluge zu den schwarzen Augen, dem leuchtend bläulichen Haar wunderbar stimmt. Die Stirne mehr breit als hoch, die Nase fein und gerade, die Lippen knapp geschnitten, der Busen voll und frei, die Taille schlank, doch unbeengt von künstlichen Mitteln, das Kleid nicht allzu lang, damit es den Fuß nicht verhülle, der an zierlicher Form und an Kleinheit mit den seltensten wetteifert. Die Hängematte, aus der noch eben die Donna den Duft der Cigarrette in zierlichen Wölkchen über sich hinaussandte, ist verlassen. Die Sonne zielt ihre sengenden Strahlen aus dem eingeschlossenen Burghof des Hauses zurück, die Tafel steht bereit und ein Schwarm schwarzer Dienstboten mustert mit möglichster Andacht die eintretende Gesellschaft, welche alsbald am Speisetische Platz nimmt, die Hausfrau oder die alte Großmutter — der Alles zu dienen sich beeifert — oben an. Das weibliche Geschlecht steht im spanischen Amerika in höchstem Ansehen, nicht den lächerlichen Höflichkeiten ausgesetzt, welche der Nordamerikaner jeder Art nicht männlicher Geschöpfe erweist, sondern von patriarchalischer Achtung erhoben, sobald das Alter sein Haupthaar bleichte, von anmuthiger Huldigung gefeiert, so lange die Reize der Jugend aus seinen Zügen strahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 27. Mittwoch den 3. April 1861.

Der Brillantring.

(Schluß.)

Die Geschichte mit dem Ring war mir bereits herzlich entleidet. Ich ärgerte mich über die Schlechtigkeit der Menschen, aber noch weit mehr über die Unverschämtheit, womit man mir die Kurzsichtigkeit und Dummheit zutraute, durch solche handgreifliche Schwindeleien mich betrügen zu lassen. Ich mußte ausgehen in's Freie, um mich zu verlaufen und zu vergessen. Ich eilte in mein Schlafzimmer und kleidete mich an. Schon hatte ich Hut und Stock in der Hand, da meldete man mir, daß eine junge Dame mich zu sprechen wünsche, und ich fürchte, der Ausruf, den ich ob dieser Nachricht im Stillen that, war für die fragliche Dame durchaus kein Kompliment.

Eine hohe, anmuthige Gestalt, in tiefe Trauer gekleidet, stand von einem Stuhle auf, als ich in meinen kleinen Salon trat. Sie eröffnete die Verhandlung mit einiger Verlegenheit und Verwirrung und wandte dabei den Kopf beiseite. Sie kam zu mir in der Hoffnung, einen Ring wieder zu bekommen, welchen sie unachtsamer Weise verloren hatte, und der ihrem Bruder und ihr von einem geliebten Vater auf dem Todbette geschenkt worden war.

Mein Blick ruhte auf ihrer tiefen Trauertracht, auf ihrer anmuthigen, schlanken, geschmeidigen Gestalt, ihrem blassen, schönen Gesicht, von welchem die Röthe der Verlegenheit und Schüchternheit nun gewichen war. Es verursachte mir einige Befangenheit, daß ich sie freundlich bitten mußte, mir den Ring zu beschreiben.

„Ein großer schöner Diamant, der sehr hübsch ist, wie ich glaube," versetzte sie; „aber mir machen ihn noch ganz andere Gründe werth und theuer."

„Allein," wandte ich artig ein, „wollten Sie mir nicht sagen, was auf der Innenseite des goldenen Reifs eingravirt ist?"

„Ein Wappen mit einem Helm, — unser Familienwappen, so viel ich weiß," erwiderte sie wehmüthig. „Ich verstehe jedoch nichts von Wappen und Heraldik, und habe demselben eigentlich kaum jemals einige Aufmerksamkeit geschenkt, ja es kaum gelegentlich angesehen. Mein Bruder ist todtkrank, mein Herr," fuhr sie fort und erhob ihr blasses Gesicht ein wenig, um mir schüchtern und mit rosigem Erglühen in die Augen zu blicken. „Erst heute früh bemerkte er mit Unbehagen, daß der Ring an meinem Finger fehlte; wir stehen ganz allein in der Welt — der Ring ist die einzige Reliquie von einem geliebten Vater, der uns erst vor kurzem entrissen wurde, — wie kann ich nun dem schwer erkrankten Bruder gestehen, daß ich den Ring verloren habe?"

„Es thut mir herzlich leid, daß ich Ihnen Schmerz und Unlust verursachen muß," sagte ich zu ihr und bemühte mich fest zu seyn; „allein es wäre für alle Theile zufriedenstellender und würde auch nur geringen Aufschub verursachen, wenn Sie von Ihrem Herrn Bruder sich eine Beschreibung des Rings geben lassen würden. Es handelt sich noch um eine Devise . . . ."

„Ich weiß es, um einen kurzen Wahlspruch, der um das Wappen herum eingegraben ist, — aber er ist nicht deutlich und ich habe ihn vergessen!" entgegnete sie. Ich zuckte die Achseln. Ohne ein weiteres Wort machte sie mir eine kurze Verbeugung und wandte sich zum Gehen; die traurige Resignation in ihrer Miene und Haltung rührte mich, und als sie sich umwandte, sah ich eine stille Thräne über ihre Wange rollen und auf die Hand herabfallen, die sich nach der Thürklinke ausstreckte. Dies konnt' ich nicht ertragen.

„Halt!" rief ich; „gedulden Sie sich noch einen Augenblick. Ich bin überzeugt, ich fühle es, daß ich Ihnen vertrauen kann. Sie sollen mir selber sagen . . ." Ich nahm den Ring aus seinem sichern Verschluß und hielt ihn schüchtern unter ihre blauen Augen, damit sie ihn betrachte.

Ich sehe noch den Blick voll Entzücken, die namenlose Freude, welche plötzlich ihr schönes Antlitz überstrahlte — ich sehe noch den Ausdruck von beinahe kindlichem Vergnügen in ihren Augen, als sie zu mir aufblickte und in die Hände klatschend ausrief: „Der Ring, der Ring! Oh Alfred, mein lieber, lieber Bruder!" Sie berührte ihn mit der Hand, eine zitternde glückliche Gier im Auge; sie erfaßte ihn auf eine so liebkosende, unaussprechlich zärtliche Weise, als scheute sie sich, ein solch kostbares Geschmeide nur derb anzufassen. Wie anmuthig, wie hübsch sie in diesem Augenblick war!

„Mein liebes Kind", sage ich (ich bin ja fünfundvierzig), „es gereicht mir zur aufrichtigsten Freude . . ." Dann gerathe ich in's Stottern, eile ihr nach. „Mein Fräulein, wollten Sie nicht wenigstens die Gewogenheit haben, mir Ihre Adresse zu hinterlassen?"

Was für ein Blick verdüstert nun ihr Gesicht! Verletzte Rechtschaffenheit, gekränktes reines Gewissen, vermischt mit Mitleiden für mich.

„Ah so, mein Herr?" erwidert sie und reicht mir eine Karte, auf welche sie einige Worte mit Bleistift geschrieben: „Sie scheinen mir nicht zu trauen! Sie werden dies eines

Tages noch bereuen. Ich stehe jedoch über Ihrem Mißtrauen."

Ich nenne mich nun selber einen Bengel, einen Grobian. Der Ton des Vorwurfs in ihrer Stimme verfolgt mich förmlich; der Ausdruck von Schmerz und Kummer in ihren Augen — wie gut stand er ihr zu Gesicht! Wie hübsch und jungfräulich, wie anmuthig sie war! — Ich mache meinen Spaziergang, aber ich beschäftige mich im Geiste nur mit ihr. Den ganzen Abend kann ich die Erinnerung an meine hübsche Unbekannte nicht los werden; — mit dem Gedanken an sie schlafe ich sogar ein.

Am andern Morgen gelüstet es mich sogar, unter Benützung der angegebenen Adresse ihr einen Besuch zu machen und mich zu entschuldigen wegen meines heidnischen ungerechtfertigten Mißtrauens. Ich grüble noch darüber nach, während ich mein Frühstück einnehme. Wie entzückend muß es seyn, sie in ihrer eigenen und eigenthümlichen Atmosphäre zu sehen, in ihrer stillen Häuslichkeit, wie sie den kranken Bruder pflegt, der ihr Eins und Alles in der Welt ist, — wenigstens es zu betrachten, mit welcher Zärtlichkeit und schönen Hingebung die sanfte Schwester für den schwerkranken Bruder sorgt, wenn man auch an seinem Schicksale nicht eben so großen Antheil nehmen möchte! Ich bin schon halb entschlossen, diesen Gang zu machen; schon stehe ich auf und will mich ankleiden, da kommt der Postbote und bringt mir mehrere Briefe — einer ist darunter, dessen Handschrift mir bekannt erscheint. Ich reiße ihn hastig auf, lese, reibe mir die Augen — lese wieder, stoße eine Verwünschung aus, und sinke dann wie vernichtet in den Stuhl zurück. Das Briefchen lautet:

„Mein lieber Freund!

„Was für ein sonderbarer Zufall hat es so merkwürdig gefügt, daß gerade Du über meinen Ring stolpern mußtest? Ich mußte gestern Abend in aller Eile mit dem Schnellzug nach W. reisen. Als ich über die Promenade ging, zog ich meinen Handschuh herunter, um das Geld besser zählen zu können, womit ich meine Fahrkarte an der Kasse des Bahnhofs lösen wollte, und bemerkte meinen Verlust nicht eher, als bis ich in G. in die Restauration des Bahnhofes trat und wieder die Handschuhe auszog. Du magst Dir meinen Schreck und meine Verlegenheit denken, denn der Ring ist ein Familienerbstück. Wenn es der meinige ist, den Du gefunden hast, wie ich nicht bezweifle, so ist auf der Innenseite des Reifs ein kleines Wappen eingravirt: ein gepanzerter Arm, dessen Faust einen Speer hält, mit der Umschrift Ubique paratus*), wie Du es in der linken Ecke dieses Briefblatts siehst — nur kleiner. In der That, die Wahrheit ist oft seltsamer, als alle Erfindung. Uebermorgen komme ich zurück, bewahre mir daher den Ring auf.

„Mit freundlichen Grüßen, Dein alter Schul- und Studiengenosse. Eugen Wehrmann."

Dummkopf, Simpel, kurzsichtiger, leichtgläubiger, blödsinniger Thor, der ich war! Allein es ist nutzlos, mich noch auszuschimpfen, — der Ring war fort. Ja, ich brauche auch wohl kaum hinzuzufügen, daß, als ich nach der Weststraße eilte, um in dem auf der Visitenkarte des Fräuleins Ottilie von Treumund bezeichneten Hause auch der Trägerin jenes schönen Namens zu fragen, kein Mensch etwas von dieser jungen Dame wissen wollte, ja daß selbst die Polizei nicht das Mindeste von ihr wußte. Wahrscheinlich hat „der liebe liebe Alfred" eine unverzügliche Luftveränderung nöthig gehabt; vermuthlich umarmen sich die beiden Geschwister noch jetzt im dankbarem Entzücken über die Wiedererlangung der kostbaren Relique eines ihnen erst jüngst entrissenen theuren Todten! War dieser theure Todte nicht vielleicht gar nicht gestorben, sondern hatte sich nur verkleidet gehabt? Waren vielleicht der silberhaarige, ehrwürdige alte Herr und der junge Kerl mit den englischen weiten Kleidern und den beiden Zapfen von goldblondem Affenbackenbart nicht eine und dieselbe Person, und war die tugendhafte Vorsteherin einer adeligen Töchterschule ebenfalls nur die zärtliche Schwester in einer andern Verkleidung? Meiner Treu, ich habe große Lust es zu glauben, ja ich bin sogar überzeugt, daß sich beide zusammen nun herzlich über den Streich lustig machen, den sie mir gespielt haben und den sie nicht zum ersten Mal aufgeführt. Aber was soll ich nun zu Eugen sagen? . . . . Wenn ich wieder einmal einen Brillantring oder ein sonstiges Kleinod finde, so werfe ich es entweder von mir oder behändige es der Polizei. In meinem ganzen Leben will ich keine solche Enttäuschung mehr erleben.

*) Allseitig gerüstet.

In der Habana.

(Fortsetzung und Schluß.)

Kehren wir zur Beschreibung eines habanesischen Tages zurück, denn die Hausgenossen haben sich bereits zur Mittagstafel gesetzt, welche in Feinheit der mannigfaltig zubereiteten Schüsseln mit der französischen Küche wetteifert. Der Creole ist noch mehr Feinschmecker als der Franzose, und namentlich unter den höhern Ständen, in der Gesellschaft der Reichen herrscht der seltenste Aufwand. Ob das Gesuchte und Ersehnte immer das Beste sey, mag sich Jeder selbst beantworten, und namentlich der, welcher beide Halbkugeln oder doch verschiedene Länder Europas zu bereisen Gelegenheit fand. Was hier verschmäht wird, weil es in Ueberfluß und ohne Pflege gedeiht, und wäre die Güte des Stoffes noch so vollkommen, wird an anderen Orten, wo Klima und Boden die Zucht in jeder Weise erschweren, oder wo der ferne Transport den eigentlichen Werth, die ursprüngliche Güte vernichtet, gesucht und gepriesen. Diese lächerliche Sucht, im Fremden, Entfernten das Vollkommene zu sehen, erstreckt sich über alle Gebiete des Genusses, ja ich sah in den blüthereichsten Gegenden Centralamerikas Leute, die Blumenliebhaber zu seyn vorgaben und aus Europa asiatische Pflanzen sich verschrieben, während die glänzendsten einheimischen, die jene Fremdlinge bei weitem an Reiz übertrafen, aus ihren Gärten verbannt blieben. — Zahlreiche Schüsseln und Schüsselchen, welche den Augen sich enthüllen, bieten eine Fülle der verschiedensten Leckerbissen, an denen ein Nordländer sich schwerlich sättigen, höchstens seinen Appetit reizen oder verderben könnte. Ein Engländer mit Hoffnung auf Rostbeef, Muttonchops, Plumpudding und ähnliche derbe Speisen, fühlt sich bitter getäuscht. Der Creole wie der Pariser ätzt sich mit dergleichen eingesauceten, verkleinerten Dingelchen, die natürlich nur für kurze Zeit den Hunger stillen, welcher sich im heißen Klima in der Gestalt des Durstes bald wieder meldet und

mit allerlei köstlichen Früchten, deren das Land eine Fülle bietet, vertrieben wird. Im Ganzen werden die Pflanzennahrungsstoffe den thierischen vorgezogen, und wenn auch der reiche Creole mit theurem Gelde seinen pariser Koch bezahlt, denn so verlangt es der gute Ton, so kehrt er doch mit Vorliebe zu seinen creolischen Speisen zurück. Der deutschen und französischen Zunge ist das allzu viele Oel, der überreichliche Cayennepfeffer und Piment eine unangenehme Zugabe, zu deren Genuß un gosier pavé das nöthigste Erforderniß ist. — Ehe der Nachtisch aufgetragen wird, entfernt sich die Gesellschaft in das anstoßende Gemach oder in den Garten, wenn man auf dem Lande sich befindet, um dem Nachgeruch der Speisen und Weine auszuweichen, welche den Dienstboten obliegt, bevor die neue Ausschmückung sich entfaltet. In wenigen Minuten kehrt die Gesellschaft zur Tafel zurück, die in reichster Fülle auf kostbarem Krystall und Porzellan duftige Früchte, köstliches Eingemachtes und Zuckerwerk von allen erdenklichen Arten darbietet. Wird das Mittagessen auf dem Lande genossen und vollends wenn ein Gast zugegen ist, so erscheint die Tafel im Schmucke der üppigsten Blüthen, die mit Farbenpracht und würzigem Dufte die leckere Nachkost erhöhen. Verschieden von diesem Aufwand an silbernem Geräth, an Krystall und Porzellan, an kostbaren Speisen, die oft einen einzigen Mittag auf 4000 Piaster (5320 R. S.) und mehr erhöhen, gestattet sich die Mahlzeit des Mittelstandes, an der Zwiebeln und andere südliche Beigaben in reichem Maße sich betheiligen.

Ist das Mittagsmahl verzehrt, so beginnt das eigentliche Leben der Habana. Waren am Morgen die Geschäfte der einzige Antrieb der Bewegung — Kaufleute auf eiligem Gange, Karren von Waarenballen beladen, Brod- und Gemüseverkäufer, Landbewohner, die mit Hühnern und Gänsen zur Stadt kamen, füllten die Gassen und Plätze —, so ist nun die vornehme Zeit herangerückt, und im Ballstaat des ausgesuchtesten, neuesten Pariser Anzuges verläßt der Habanero seine Wohnung. An allen Thüren harren Volanten, die bald von weißgekleideten Damen bestiegen zur Alameda de la reina Isabella hinausrollen. Eilen wir voran, um die schönen Habaneserinnen besser zu mustern. Die Alameda oder der Paseo, ein herrlicher Spaziergang, umrauscht von tropischen Bäumen, die schattigen Kronen hoch über dem Boden erhoben, ist dem Habaneser, was dem Pariser die Boulevards, dem Londoner der Hydepark, dem Wiener der Prater, dem Dresdener der große Garten, dem Berliner die Linden, dem Petersburger der newskische Prospekt ist. Fußgänger im modischen Rock und schwarzen Hut, so ganz das Pariser Urbild, daß man nach den Palmen aufschauen muß, um sich zurecht zu finden, bewegen sich auf dem Trottoir, welches von prächtigen gußeisernen Gittern gegen die anstoßenden Privatgärten begrenzt wird, Duft der Blumen und Orangenbäume in berauschender Fülle strömt herüber. Stattliche Reiter courbettiren vorüber und grüßen die Damen, welche in weiße Nesseltuchgewänder gehüllt, mit bloßem Hals und Kopf, frische Blumen im dunklen Haar zu zweien und dreien neben einander auf einer Volante daherrollen. Die Volante oder das Quitrin ist das seltsamste, originellste und malerischste Fuhrwerk, welches mir irgendwo auf der Welt begegnete. — Die zwei Räder, welche das Fuhrwerk tragen, sind von etwa $5\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser, das heißt von einer solchen Höhe, daß die von der Achse auslaufenden Tragestangen das Pferdegeschirr am untern Rande erreichen. Das geräumige Verdeck, welches im Rücken mit einem 3 Fuß hohen Luftfenster versehen ist, wird des Abends zurückgeschlagen, um den prächtigen, beifallslustigen Inhalt desto besser zur Schau zu tragen, und ich sage aus eigener Erfahrung, daß nirgends die herausfordernd siegreiche Miene der Schönheit bessern Eindruck machte, als von diesem Sitze herab, zu dem die Blicke der Fußgänger grüßend oder forschend hinaufsteigen. Die junge Dame, welche zwischen den beiden älteren ein wenig vorgerückt den mittleren Platz einnimmt, bemerkt mit Zufriedenheit, daß ihr Anbeter nicht versäumt, zur gewohnten Stunde auf dem Paseo ihr zu begegnen. Sie wird es ihm Dank wissen, sobald er das nächste Mal ihrem Balcon im abendlichen Dämmerlichte, während des Tagesschläfchens der Mutter, vorüber wandelt. Da die Volanten bis in die tiefste Nacht nicht zur Ruhe kommen, sind an beiden Seiten des vor den Füßen aufspringenden Schutzschirmes, der mit elegantem silbernem Zierrath geschmückt ist, zwei Laternen angebracht, welchen die silbernen Fußtritte in geschmackvoller kostbarer Arbeit nicht nachstehen. Wer die verschiedenen Abstufungen der Privatequipagen in den Städten Europa's verglich, macht sich kein Bild des habanesischen Luxus, kann aber, wenn er die Berliner Fuhrmannsschlitten vorüber gleiten sah, ungefähr ein Bild des Jammers gewinnen, zu dem die Pracht der Volante in den Händen des Miethskutschers herabsinkt. So kontrastirend als die Quitrins selbst sind auch die vorgespannten Pferde und Maulthiere, sowie der Neger, welcher sie lenkt. Abenteuerlich und bunt genug erscheint seine Kleidung. An den lackirten Schuhen prangen silberne Sporen mit dem silbernen Zaume an Glanz wetteifernd. Das Bein ist von engen Sammethosen mit Kniebändern und hohen Gamaschen von lackirtem Leder bekleidet, unter denen nur allzuhäufig der nackte schwarze Fuß des „Calesero" hervorblickt. Die Weste erscheint von heller Farbe, die Jacke, über deren Aufschlag ein sauberer, ausgezackter Hemdkragen fällt, ist reich mit Tressen besetzt und von auffallender Farbe. Ein hoher schwarzer Hut mit Kokarde und Gallonen vollendet den Anzug.

Manchmal vervollständigt ein zweites Pferd den Vorspann und ist, von allem sonst Dagewesenen abweichend — mit halber Körperlänge das andere Pferd überragend ihm zur Seite angebracht. Durchaus unmanierlich nimmt sich der geflochtene und seitwärts eng ans Geschirr angebundene Schweif der Pferde aus. Schon im Jahre 1827 zählte die Stadt 2651 öffentliche und private Equipagen.

Diese Triumph- oder Venuswagen durchschweifen den Paseo um die Stunde des Sonnenuntergangs, die Palmen und Mimosen rauschen, Blumenduft steigt aus allen Beeten empor, Springbrunnen flüstern, die geschwätzige Menge wogt dem Schauspielhause zu. Alles bewundert die schönen Creolinnen, und Niemand ist, den die Wunder der Natur ergötzten. Nur der fremde Nordländer genießt den Reiz des Fremden und Poetischen, in welcher Gestalt es sich böte. Während die schaulustige Menge das Theater betritt, eilen wir zur Stadt, um das dort sich entfaltende Leben zu beobachten. — Je tiefer die Sonne sinkt, je dämmeriger die Luft, desto reger pulsirt das Leben der Straßen, die, zum Theil mit Gas erleuchtet, das lebendige Gegentheil des todten Mittags bieten. Begreifst du am Tage nicht, wie eine so umfangreiche Stadt in dem Maße öde erscheinen konnte, denn mit Ausnahme der Werkstätten, welche zu ebener Erde bei offenen Thüren sich regten, boten die kahlen, fast

fensterlosen Mauern wenig Sehenswerthes — so kannst du nicht fassen, durch welchen Zauber plötzlich alle jene Schaaren heiterer Menschen hervorgerufen wurden, ob diese fensterlosen Gebäude im Stande wären, so viel Leben zu bergen, so ganz unerreichbar dem Auge in den Stunden des Tages abzuschließen? Während die alten adeligen Häuser ihren mittelalterlichen Festungscharakter nicht aufgeben und die Bewohner sich nach wie vor an den zur Hofseite gekehrten Fenstern begnügen, hat der mittheilsamere, zugänglichere, reiche Emporkömmling die Straße nicht aus den Augen verlieren wollen; auf der seine oder seines Vaters Jugendbestrebungen erfolgreichen Tummelplatz fanden. Diese neueren Wohnungen, deren Charakter nur selten von den alten düsteren Palais nachgeahmt wurde, haben hinreichend große und zahlreiche Fenster, um einen Blick in das Innere Leben des Hauses, doch nur während der kühleren Abendstunden zu gestatten. Wenn die Fensterläden sich heben, lernt man die Wahrheit des Spruches wenigstens zum Theil verstehen: „das Privatleben der Habana sey öffentlich — und das öffentliche Leben geheim." Die mit schönen Gußeisengittern versehenen stattlichen Fenster reichen bis auf den Fußboden herab und geben das Letzte, was im eleganten Gemache vor sich geht, den Blicken der Straßengänger Preis. Die Speisehalle, wozu eine der mit Jalousien versehenen Verandas angewandt wird, das Schlafzimmer und alle übrigen Gemächer liegen dem geschlossenen Hofraum zu und athmen aus den Springbrunnen erfrischende Luft, werden aber — bis auf das Speisezimmer, das auch von Gästen betreten wird — allzusehr vernachlässigt, weil die Säuberung zumeist unreinlichen Sklaven anheimfällt und nur ausnahmsweise die Hausfrau hier und dort auf allgemeine Ordnung und Reinlichkeit hält.

Um so grelleren Gegensatz zum Schmutz der hintern Stuben bietet der allen Augen, auch ungebetener Gäste, beständig offene Salon. Je geringer die Wohlhabenheit des Bewohners, desto lebhafter dieser Kontrast. Wenn die Familie nicht in's Theater fuhr oder auf die Veranda, die manche reiche Häuser der Vorstadt ziert, sich hinausbegab, so findet sie sich in dieser Stunde im Salon versammelt, den von einer tief herabhängenden Ampel gemüthliches Zwielicht durchfließt. Die Sessel und Batucas, jene in der Hitze unersetzlichen Wiegestühle, bilden zwei Flügel, welche von der Volante ausgehen, die nach habanesischem eigenthümlichen Geschmack im vornehmsten Wohnzimmer den Ehrenplatz einnimmt. Und warum stand dieses mit silbernem Zierrath geschmückte, mit zartester Seide überzogene, stattliche Möbel dem kleinen Gelichter nach? Auf der imponirenden Höhe haben zwei junge Mädchen sich niedergelassen, die Eltern und Großeltern wiegen sich auf den Batucas. In die Pausen des Gesprächs fällt das Knistern der unermüdlich regen Fächer, die nie der Hand der Cubanerin entsinken. Solche häusliche Gruppen laden vorübergehende Fußgänger ein, zu verharren; und warum sollte er nicht an dem Gespräch, das darinnen geführt wird, theilnehmen? Eine der jungen Damen hat bereits seit längerer Zeit die im Halbdunkel vorüberschreitenden Gestalten beobachtet, mit Ungeduld gemustert; jetzt springt sie auf, eilt an's Fenstergitter und schon hat sich ein flüsterndes Gespräch entsponnen, dem die übrige Gesellschaft weiter keine Aufmerksamkeit schenkt. — Die habanesischen Zirkel sind exklusiv, in dem Maße fast, als die Londoner Gesellschaft dafür bekannt ist. Nicht nur die Farbe, auch der Rang zieht die Scheidelinie, wie in England das Vermögen, dem übrigens auch im spanischen Amerika, wie eine Zaubergerte, nach kurzem Pochen alle Thüren und Herzen aufspringen.

Würzburger Stadttheater.

= Würzburg, 2. April. Gestern wurde Charlotte Birchpfeiffer's neuestes Schauspiel „Der Goldbauer" hier mit gutem Erfolg gegeben. Es ist wohl eines ihrer besten Erzeugnisse, und die Knalleffekte, die man ihr sonst nicht mit Unrecht vorwirft, sind darin — mit Ausnahme eines einzigen Falls — vermieden, worunter übrigens die Bühnenwirksamkeit des Stücks nicht im mindesten leidet. Wirksam für die Bühne ein Stück einzurichten, das versteht Charlotte Birchpfeiffer — auch ihre Feinde müssen ihr das lassen; nur freilich in den Mitteln dazu ist sie eben nicht wählerisch, und wenn sie etwas schildern will, trägt sie die Farben lieber ein wenig zu dick auf, um ja nicht mißverstanden zu werden. So treibt sie's namentlich bei den Charakteren, die sie ja bekanntlich mit besonderer Vorliebe als effekt-erzeugendes Material benutzt, und so machte sie's hier wieder mit den Charakteren des Toni, der Veronika, des Goldbauern; die verkennt sicherlich Keiner. Nicht minder vernehmlich, wie diese Charaktere zum Verstand, spricht der Widerstreit der Neigung zweier Liebenden mit den beiderseitigen Standesverhältnissen und den durch das Herkommen geheiligten Vorurtheilen der Dörfler zum Herzen der Zuhörer, besonders aber der Zuhörerinnen, deren Schnupftücher gestern stark in Anspruch genommen wurden. Und um die Theilnahme des Zuhörers noch mehr zu spannen, wird die Person des Goldbauern von Anfang an mit geheimnißvollen Andeutungen eines Mords umgeben, der sich jedoch am Ende glücklicher Weise als leerer Verdacht herausstellt. Die Lösung ist etwas rasch und so zu sagen gewaltsam herbeigeführt, und der Landrichter, der überhaupt als Aushülfsperson in dem Stück überall figurirt, wenn die Handlung nicht mehr recht vorwärts will, muß eben auch da als guter Genius eingreifen, und dem Toni zu seiner Veronika verhelfen. Wenn nur Hr. Freimüller diesem Landrichter mehr Gewicht und Festigkeit des Auftretens verliehen hätte. Er ist ohnehin von der Verfasserin etwas stiefmütterlich bedacht, und wie ihn Hr. Freimüller gab, hätte, wer ihn nicht kennt, glauben können, er wolle die Birchpfeiffer auch noch persifliren, und ihren Fehler ins hellste Licht setzen. Doch trauen wir ihm diese Malice nicht zu, und ersuchen ihn daher, ein anderes Mal ungescheut dem Landrichter etwas mehr Saft und Kraft zu geben. Im Uebrigen war die Darstellung befriedigend, und namentlich die Leistungen der Frln. Würth, sowie der HH. Flüggen und Ernst recht gut.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 28. Sonntag den 7. April 1861.

Eine Entführungsgeschichte.

Von einem deutschen Landsknechte.

Ich stand ungefähr ein halbes Jahr bei dem Regiment in Irland, als einem unserer Offiziere eine lustige Geschichte passirte, welche rasch unter der Mannschaft eben so bekannt ward wie am Offizierstische und in der Nachbarschaft. Bei der zweiten Compagnie stand ein Lieutenant — wir wollen ihn Sidney W. Jameson nennen, — der ein Ausbund von einem tollen Jungen und ein Musterexemplar der meisten damaligen Offiziere war. Er war natürlich ein jüngerer Sohn aus einem vornehmen Hause, ein unerschrockener Trinker, ein couragirter Reiter, leidenschaftlicher Fuchsjäger, guter Tänzer, toller Spieler und kapitaler Schuldenmacher, hochmüthig wie ein Kirchthurm, hohl wie eine Tenne und ein Prahlhans vom reinsten Wasser, aber geborner Pechvogel, der bei jeder dummen Geschichte das Bad für Andere austragen mußte. Aber ein kräftiger, derber, schmucker Junge war Jameson, und keinem vom ganzen Offizierskorps stand die Uniform so gut, keiner drückte die häßliche Mütze oder den noch häßlichern Feuereimer, genannt Tschako, so unternehmend auf's Ohr wie er; keiner machte so viel Glück bei dem schönen Geschlecht — schlanke blasse Fräulein, stattliche Frauen und ausgetrauerte Wittwen waren wie der Teufel hinter ihm her, und wenn er seither noch keine davon gefreit hatte, so war's wohl nur weil er mit allzu vielen zugleich anbandelte — qui trop embrasse, mal étreint.

Einsmals drückten ihn verschiedene Verbindlichkeiten, und der Major gab ihm den freundlichen Rath, für einige Wochen zu verschwinden, denn Wechselschulden sind ernste Dinge. Jameson machte sich den freundlichen Wink zu Nutze, nahm für sich und seinen Burschen Urlaub auf vierzehn Tage „in dringenden Privatangelegenheiten", und verschwand. Einige seiner Kameraden gaben ihm ein Stück weit das Geleit. Wir lagen damals in Limerick, und unser Lieutenant ging mit seinem Burschen nach Bruff, in dessen Nähe ein Sir Phelim O'Doud wohnte, ein alter Fuchsjäger, dessen Bekanntschaft der Lieutenant zu Pferde gemacht hatte. Dieser Sir Phelim hatte eine schmucke Tochter, welche Jameson auf einem Wettrennensballe in Limerick kennen gelernt und in die er sich nach seiner Weise verliebt hatte, wovon der Alte aber keine Ahnung haben mochte, weil er sonst nicht den Fuchs in den Kaninchenbau eingesperrt, vulgo den gefährlichen Lieutenant Jameson, den Herzenseroberer, für einige Tage zu sich auf sein Gut eingeladen hätte, was damals demselben sehr gelegen kam.

Hinsichtlich der Einsamkeit und Zurückgezogenheit ließ Castle-O'Doud nichts zu wünschen übrig. Es war ein großes, modernes, viereckiges Gebäude mit einer Gypsverkleidung, welche römische Architekturornamente nachahmte, mit halb eingesunkenen und schiefen Säulenhallen und einem schlecht unterhaltenen Park. Bei seiner Ankunft auf dem Schlosse sah der Lieutenant, daß Sir Phelim — nach den alten Livreen der Dienerschaft und der schlechten Unterhaltung des Herrenhauses zu urtheilen — nicht so reich seyn mochte, als er galt; indessen tröstete er sich mit dem Bewußtsein, daß Miß O'Doud, die pikante kleine Ellinor, ein eigenes bedeutendes Vermögen habe, und mit dem herzlichen Willkommen, welchen er von Seiten des Sir Phelim fand. Dieser stellte den Gast sodann seiner hübschen Tochter (von der er nicht ahnte, daß sie den Lieutenant kenne) und seiner ledigen Schwester vor, einer höchst aufgedonnerten und bunt gekleideten jugendlichen Schönheit von etwa fünfundvierzig Jahren, und führte ihn dann sogleich zu einem substantiellen Gabelfrühstück.

Miß Ellinor sah liebreizender aus als jemals; die Zurückhaltung, die sie in Gegenwart von Vater und Tante gegen den Gast annahm, um Niemand die bereits bestehende Bekanntschaft ahnen zu lassen, hatte für den Lieutenant etwas doppelt Pikantes, denn die Röthe der Verlegenheit, die diese kleine Komödie auf Ellinor's Wangen zauberte, kleidete sie unbeschreiblich gut. Gleichwohl aber hätte er alle seine Schulden, d. h. den Betrag derselben, falls er ihn besessen hätte, — darum hingegeben, wenn er Miß O'Doud auch nur auf fünf Minuten allein hätte sprechen können.

Der Tag verging dem Lieutenant nur allzu rasch und glücklich. Er schlenderte mit den Damen durch den Park und Wald, er sang dann mit Miß O'Doud ein Duett, erzählte ihr die neuesten Neuigkeiten von Limerick und Umgebung, scherzte und lachte, und war in seiner glücklichsten Laune. Dann kam eine sehr reichliche Mahlzeit und nach dieser ein Tête-à-Tête mit dem alten Hausherrn und verschiedenen Flaschen guten Sekts, bis die Lichter tief herabgebrannt und die Köpfe sehr warm waren und der Tafeldecker endlich meldete, es seye Mitternacht vorüber und die Lichter stünden draußen im Vorsaal, um den Herren auf ihr Zimmer zu leuchten. Der Lieutenant spürte, daß er „halb über See" war, aber der alte Herr war noch frisch und fest und hoffte, am andern Abend seinen Gast bei einer zweiten Sitzung stärker zu sehen. Jameson schlief aber trotz-

dem wie ein Gott und träumte nur von Ellinor und seinem künftigen Aufenthalt auf Castle-O'Doud, nachdem er sich aus der Armee ausverkauft und Gatte der hübschen Erbin geworden seyn würde.

Der andere Tag verging wie der erste, nur mit dem Unterschied, daß er einmal Ellinor's reizenden kleinen Fuß flüchtig zu sehen und ein andermal auf einen Augenblick Gelegenheit bekam, sie auf die Spitzen ihrer kleinen, rosigen Finger zu küssen, um sie darüber zu beruhigen, daß er pro forma ihrer Tante, die ebenfalls Miß O'Doud hieß, ein Bischen den Hof macht. Zu Tische waren einige Herren aus der Nachbarschaft anwesend, und nachdem die Damen von der Tafel aufgestanden waren, brachte man delikate Havannah-Cigarren und einen feurigen Burgunderwein, und rauchte, schwatzte, zechte bis abermals um Mitternacht. Diesmal hatte der Lieutenant etwas krumm geladen, und als er die Treppe hinaufgekommen war, und sich Mühe gab, seine Zimmerthür zu finden (denn thörichterweise hatte er aus falscher Scham die Begleitung des Lakaien abgelehnt) und mehrfache Drehungen um seine eigene Achse erlitten hatte, so daß es ihm noch schwieriger wurde, sich zu orientiren, — in diesem kritischen Augenblick lief ein hübsches, dunkeläugiges, schwarzhaariges irisches Stubenmädchen ihm über den Weg und wünschte ihm auf Irisch mit einem Knix gute Nacht.

„Halt, meine hübsche Kleine!" sagte Jameson, durch ihren Anblick etwas nüchterner gemacht; „komm her, mein Schätzchen und sag' mir, welches meine Thüre ist."

„Ihre Thüre, Euer Gnaden? Meiner Treu, Sie stehen ja davor!"

„Ach beim Wetter! Du hast Recht! — Du bist wohl Miß O'Doud's Kammermädchen, mein Schatz?"

„Aufzuwarten, Euer Gnaden," versetzte das Mädchen und nahm es gar nicht übel, daß der Lieutenant den Arm um ihre dralle Hüfte legte. Der Anblick des Mädchens mochte den Weindunst in Jameson's Gehirn einigermaßen zerstreut und ihn auf einen neuen Ideengang gebracht haben. — „Komm, mein Zickchen," fuhr er, mit einem irischen Schmeichelworte fort; „willst Du mir einen Gefallen thun? würdest Du Miß Ellinor ein Brieschen von mir übergeben?"

„Na warum denn nicht, Gnaden?"

„Ah, Du bist ein Kapital-Mädel! Also Du willst, Schätzchen? Nun sieh her, ich verstehe nicht viel Irisch, aber ich sage Dir in gutem Englisch, es soll Dein Schade nicht seyn! Sieh diesen Sovereign hier, — willst Du ihn verdienen?"

„Will eine Ente schwimmen?" fragte die irische Zofe mehr sentenziös als höflich.

„So warte hier einen Augenblick — ich will meine Sache anständig machen," sagte der Lieutenant. „Warte hier ein Weilchen, ich bringe Dir sogleich den Brief!" Damit ging er in sein Zimmer, nahm ein Blatt Rosenpapier aus seiner Briefmappe und schrieb mit Bleistift darauf:

„Theuerste Ellinor!

„Ich erwarte Sie morgen Abend in der Nähe des vordern Parkthors; ich werde eine Postchaise parat halten. Fliehen Sie mit mir und geben Sie der Liebe eines Mannes, der die ehrenhaftesten Absichten von der Welt hat, durch Ihre Gegenliebe die Weihe. Wohl ist unsere Bekanntschaft noch eine sehr junge, aber Sie haben mich so bezaubert, daß ich den gewöhnlichen herkömmlichen Regeln Trotz biete, denn der heiße Schlag meines Herzens hat längst die kalten Gebote des Kopfes überwältigt.

Ewig der Ihrige

Ihr treuer Verehrer
S. W. J."

Als der Brief, der ihm einiges Kopfzerbrechen gemacht, fertig war, siegelte ihn Jameson mit einem allegorischen Liebespetschaft und übergab ihn sammt dem Goldstück der Zofe mit dem Versprechen, daß ihr ein zweiter Sovereign zu Theil werden sollte, wenn sie ihm binnen einer halben Stunde eine Antwort bringe.

Natürlich erwartete er diese in großer Spannung und mit pochendem Herzen, — ganz in jener Gemüthsverfassung oder Gemüthsanarchie, die schon so unendlich oft von den Dichtern beschrieben worden ist, und die ich daher nicht wieder schildern will. Kurzum nach etwa einer Stunde kehrte die irische Zofe zurück und brachte eine Antwort, für welche sie einen Sovereign und einen Kuß eintauschte und dann lachend davonlief. Diese Antwort bestand in einem nach Patschouli duftenden, dichtversiegelten Billet, das Jameson mit bebender Hast erbrach. Es lautete:

„Mein theuerer Lieutenant!

„Ich bin mir wohl bewußt, daß ich höchst unklug handle. Allein Liebe ist eine Leidenschaft, welche Einen um den Verstand bringt und uns weit über die Grenzen der Klugheit hinaus mit sich fortreißt. Sehen Sie, Sidney, ich erröthe, während ich diese Worte schreibe und nach solch kurzer Bekanntschaft in Ihren Vorschlag willige. Allein ich kenne Sie als einen Mann von Ehre, und ich bin Ihnen von Herzen gut. Ich werde mich am Parkthore einfinden.

Nur allzu sehr ganz die Ihrige
Ellinor O'Doud."

„NS. Verbrennen Sie diese Zeilen sogleich, ich beschwöre sie darum!" —

Mit welchem Entzücken der Lieutenant dieses kleine Blatt küßte! Er verschlang es beinahe vor Freude. Und doch mengte sich wieder ein selbstsüchtiger widerlicher Gedanke in seine Freude, denn er fragte sich: Ist dieses Betragen nicht zu vorschnell? Hätte sich erwarten lassen, daß sie so auf den ersten Anfall unterliegen würde? — Nein, er verbannte diesen häßlichen Zweifel aus seiner Seele und beschwichtigte jeden Skrupel mit dem Gedanken: dies hat blos die Liebe gethan, die allmächtige, unwiderstehliche Liebe! Und mit diesem Gedanken schlief er ein und träumte von der reizenden Ellinor.

Den folgenden Tag wandelte der Lieutenant umher wie ein Betrunkener, und konnte den Abend nicht erwarten. Die schöne Ellinor sah er nur auf einen Augenblick am Fenster, wo sie seinen Gruß erröthend erwiderte. Sie schützte eine Erkältung vor, offenbar um ihre Aufregung zu verbergen, und der Lieutenant wußte ihr im Stillen Dank dafür. Auch mußte sie vermuthlich ihre Siebensachen zusammenpacken und Briefe schreiben, — lauter Dinge, welche sich am besten in der Stille und Einsamkeit abmachen lassen. Einstweilen belästigte es Jameson ungemein, zu beobachten, wie ein alter Kapitän auf Halbsold, Namens O'Haggarthy, sich vergebens abmühte, das Herz der Schwester des Baronets, der alten Miß O'Doud, zu erobern. Die alte Dame wies den Kapitän mit Verachtung zurück, denn sie sah in ihm offenbar nur einen Vermögensjäger, dem es nur um ihr Geld zu

thun war, und behandelte ihn auch als solchen. Sie appellirte sogar an den Lieutenant, ihr zu helfen und warf ihm bedeutsame Blicke zu; allein dieser war allzu sehr von seinen eigenen Gefühlen und Glücksgedanken erfüllt, um groß darauf zu achten, und hatte anderseits auch keine Lust, sich mit dem besten Schützen in Tipperary zu verfeinden, denn er lebte noch zu gerne, und er enthielt sich daher, zur großen Unzufriedenheit der alten Jungfer, jeglicher Einmischung.

(Fortsetzung folgt.)

Panzerschiffe.

(Nach dem „Ausland".)

Der Kampf zwischen Schiffs- und Landartillerie war von jeher ein sehr ungleicher. In Folge der Schwankungen des Schiffes schießen die Seekanoniere sehr unsicher. Während die Landartillerie einen Gegenstand von vielen Tausenden von Quadratfuß, nämlich das Schiff selbst, vor sich hat, so daß jede ihrer Kugeln trifft, soll der Schiffskanonier nach den einzelnen Kanonen hinter der Batterie zielen. Das Schild des Schiffskanoniers ist ein Brett, das Schild des Feindes am Land ein Wall von Sand und Rasen. Der erste hat Schiffsbrand und das Meer, der andere nur Kugeln zu fürchten. Allein alle diese älteren Nachtheile sind durch die Erfindung Paixhans, den Hohlkugeln eine flache Flugbahn zu geben, ins Unberechenbare gesteigert worden. Es gibt, sagt das letzte Quarterly Review, vier Sorten solcher Bonbons. 1) Konkussionskugeln, die ein Zündhütchen mit sich führen, welches, sowie die Kugel auf den ersten Widerstand stößt, die innere Ladung der Kugel entzündet, die weit und breit Alles in Stücke reißt, gleich als ob eine Mine sich entladen hätte. 2) Noch gefährlicher ist eine andere Art, die mit flüssigem Eisen gefüllt wird. Das flüssige Eisen erweicht die äußere Schale der Kugel, die am Ziel wie eine faule Birne zerplatzt, worauf das geschmolzene Eisen das Holzwerk überfließt. 3) Kugeln, die in fünf oder sechs Löchern mit einem Pulver ähnlich wie die Raketen gefüllt sind, welches beim Abfeuern sich entzündet und selbst unter dem Wasser fortbrennt. Endlich 4) Norton's Bombe, die mit einer brennbaren, unverlöschlichen Flüssigkeit gefüllt ist. Solche Bomben sind zur Vernichtung eines Holzschiffes so ausreichend, daß wir von den Raketen gar nicht zu sprechen brauchen.

Es fragt sich nun, wozu nützen überhaupt noch Kriegsflotten, außer daß sie Landungen von Truppenkorps beschützen können? Flotten hatten im Kriege gegen Rußland aufgehört Kriegswaffen zu seyn, sie waren nur noch Kriegstransportmittel, und jetzt zumal, seit Anerkennung der Rechte von Neutralen, seit Einschränkung des Blokadeunwesens, endlich seit der Schöpfung von Eisenbahnnetzen haben Flotten nicht einmal mehr die Macht, dem Handel des feindlichen Staates zu schaden, sondern können ihn höchstens nur zwingen, etwas kostspielige Umwege einzuschlagen. Für Seemächte und ganz besonders für England waren diese Erfahrungen trostlos, so trostlos, daß die Briten trotz ihres Widerwillens, ja ihrer Verachtung vor dem Soldatenhandwerk zu Hunderttausenden in die Freiwilligenkorps traten, und bereits ernstlich erwogen und erwägen, ob man denn nicht London ähnlich wie Paris durch einen Ring detachirter Forts befestigen sollte. Der Krieg in der Krimm, welcher die Flotten in ihrer tiefsten Ohnmacht zeigte, sollte ihnen aber auch eine helle Zukunft wieder erschließen.

Im Jahre 1845 hatte ein Amerikaner Namens Stevens, ein berühmter Schiffszeichner, Versuche angestellt und die Thatsachen ermittelt, daß einzöllige Platten von Schmiedeeisen für jede Art von Hohlgeschossen, ferner daß 6 Zoll dicke schmiedeiserne Platten undurchdringlich sind für jedes (damals bekannte) Vollgeschoß, mag das Kaliber, die Ladung oder der Abstand seyn, welche sie wollen. Er machte kein Geheimniß aus seiner Entdeckung, aber die Seemächte auch keinen Gebrauch von seinem Geheimnisse. Die britische Admiralität, über deren Zopf von jeher geklagt wurde, ließ sich nicht aus ihrer „bewährten" Praxis stören, und alle Mahnungen wurden damit abgefertigt, daß eine 68pfündige Vollkugel eine $4\frac{1}{2}$ Zoll dicke schmiedeiserne Platte durchschlagen habe. Nicht so Napoleon III. Gerade so wie er die gezogenen Geschütze eingeführt, sie allen Kriegsmächten aufgenöthigt hat, obgleich die alten Artilleristen an ihren „bewährten" Waffen festhielten, hat er auch einem völligen Umsturz im Schiffsbau das Thor geöffnet. Man wird sich erinnern, daß im Kriege gegen Rußland eiserne schwimmende Batterien erbaut wurden. Sie waren höchst unbehilflich, so unbehilflich wie die ersten Dampfmaschinen, die ersten Dampfschiffe und die ersten Dampfwagen es waren, die jetzt die Welt beherrschen, so unbehilflich endlich, daß die englischen gar nicht nach dem Kriegsschauplatz gesendet werden konnten und nur die französischen die Gewässer der Krimm erreichten. Sie nahmen Antheil an der Beschießung von Kinburn am 17. Oktober 1855. Herr Russel, der Kriegskorrespondent der „Times", war gegenwärtig und meldete das vollständige Gelingen des Versuches. Die schwimmenden Batterien legten sich bis auf 2400 Fuß von der Festung und fochten fast straflos gegen die Landartillerie. Der Kampf währte von 9 Uhr 30 Minuten bis 10 Uhr 10 Minuten, nach welcher Zeit das Fort Kinburn die Flagge strich. In diesem Fort lagen 51 Geschütze, theils 18- theils 24Pfünder und 12 Mörser. Ihre Kugeln aber vermochten den schwimmenden Batterien keinen Schaden zuzufügen. Sie prallten ab und ließen auf der Stelle, wo sie getroffen hatten, nur eine Narbe zurück. Die Russen schossen übrigens mit solcher Präzision, daß (Streifschüsse nicht mitgezählt) 63 Kugeln voll trafen. Die schwimmenden Batterien blieben freilich ungeschlachte Geschöpfe, aber die Erfahrung selbst war nicht mit Gold zu bezahlen, nämlich: daß eine eiserne Brustwehr bomben- und kugelfest macht.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 4. April. Unser Theater-Repertoir ist, wenigstens auf dem Gebiete der Oper, in der neuesten Zeit ungemein reich an Wiederholungen minder bedeutender Stücke; so wurde der unvermeidliche „Orpheus in der Unterwelt" während des laufenden Abonnement gestern schon zum fünften Male (wenn auch nicht immer als Abonnementsvorstellung) gegeben. Es wurde uns zwar vorgestern auch eine

Novität: „Die Verlobung bei der Laterne" vorgeführt; allein die Wiederholung derselben und der zur Ausfüllung dieses Abends gewählten Piecen ist schon wieder auf morgen anberaumt. Wenn nun auch die öfteren Wiederholungen besonders des erst erwähnten Stückes: „Orpheus in der Unterwelt" vom Standpunkt der Theaterdirektion aus sich rechtfertigen lassen, welche darin einigen Ersatz für die bedeutenden Kosten, welche auf die Ausstattung dieses Stückes verwendet wurden, suchen muß, so müssen diese Wiederholungen doch für das Publikum und namentlich für die Abonnenten unangenehm seyn und zwar um so mehr, je rascher diese Wiederholungen auf einander folgen, wie es gerade in der jüngsten Zeit der Fall war. Zweckmäßiger und weniger unangenehm wäre es wohl gewesen, wenn dergleichen Novitäten früher zur Aufführung gebracht worden wären, damit sie, wenn schon gleich oft, doch in größeren Zwischenräumen hätten wiederholt werden können. — Die oben erwähnte neueste Erscheinung auf unserm Repertoir: „Die Verlobung bei der Laterne" ist eine recht angenehme Operette in einem Akt; der Hauptgedanke, zwar nicht neu, doch in gleichmäßig fortschreitender Handlung dargestellt und von einer gefälligen Musik von J. Offenbach begleitet; besonders ist von der Musik das treffliche Zankduett zwischen den beiden Wittwen hervorzuheben; das Trinkquartett würde einen größeren Eindruck machen, wenn die Tonfarbe nicht zu gleichförmig (drei Frauenstimmen und Tenor) wäre; die Einleitung bedeutet gar nicht viel, hat überdies auch viel Aehnlichkeit mit Stellen aus: „Orpheus in der Unterwelt." Die Aufführung war im Allgemeinen, wie besonders in den Rollen der Frau Denemy-Rey, Frau Leinauer, Fräul. Würth und des Hrn. Ackermann durchaus befriedigend. Nebstdem brachte uns derselbe Abend Mendelsohn's herrliche Hebriden-Ouverture, welche sehr gut einstudirt und trotz der großen Schwierigkeiten (bis auf ein Versehen bei den Klarinetten gegen Ende der Ouverture) trefflich ausgeführt wurde. Auch das Finale des ersten Aktes aus Mendelssohn's unvollendeter Oper „Loreley" wurde ausgezeichnet aufgeführt und verdienen nicht blos die Leistungen der Frau Leinauer (Eleonore), sondern des gesammten Opernpersonals erwähnt zu werden, welches die schwierigen Chorpartien recht rein und präzis sang.

Das am vorigen Sonntag als Abonnements-Vorstellung gegebene Konzert fand in seinen einzelnen Nummern durchaus eine recht beifällige Aufnahme. Die Leonore-Ouverture von Beethoven wurde, wenn auch nicht in der Präzision und Sicherheit, wie bei der ersten Aufführung der Oper „Fidelio" in dieser Saison, doch immerhin recht befriedigend aufgeführt. Die einzelnen Solopartien von Frau Leinauer, die große Arie aus „Oberon", zu welcher die ergiebige und kräftige Stimme der Frau Leinauer recht gut paßte, von Frau Denemy-Rey eine mit Coloraturen reich geschmückte Arie aus Meyerbeer's „Nordstern" und von Herrn Dr. Liebert die schöne Arie aus der „Zauberflöte": „Dies Bildniß ist bezaubernd schön" ꝛc., wurden recht trefflich gesungen und mit großem Beifall aufgenommen. —C.—

‖ Würzburg, 5. April. Der Beifall, welchen der „Goldbauer" vorigen Montag erhielt, ließ es wohl vermuthen, daß er sich bald wieder präsentiren würde. Wie sollte auch die Direktion der Versuchung widerstehen, sich selbst, den Schauspielern und — wie sie gewiß annimmt — auch dem Publikum zugleich auf so bequeme Weise zu genügen? Sie nahm wohl den Beifall für gleichbedeutend mit dem Wunsch nach Wiederholung, und dann hatte sie ja ganz Recht. Freilich möchte die Verwechslung dieser beiden Begriffe vor der Logik nicht Stich halten und eine leise Anfrage bei den Abonnenten würde sie wohl auch belehrt haben, daß auch dort einiger Unterschied zwischen beiden gemacht wird. Indessen was kümmern sie die Abonnenten? Die sind ja eigentlich nur misera contribuens plebs, sie sollen nur zahlen und in bescheidenem Schweigen hinnehmen, was ihnen dafür aufgetischt wird. Es ist das freilich ein Thema, welches wir — leider! schon öfter besprochen haben, und wenn wir hier auch zu unliebsamen Wiederholungen veranlaßt werden, so ist das wenigstens nicht unsere Schuld. Die Aufführung war, wie voriges Mal, befriedigend. Im Allgemeinen haben wir nur noch zu bemerken, daß, wenn man doch einmal den Dialekt der Alpenbewohner nachahmen will, dies nicht blos in der Betonung geschehen darf, sondern daß man sich dann auch entschließen muß, provinzielle Abkürzungen und Veränderungen der Worte anzunehmen; es hört sich gar zu kurios an, wenn die hochdeutschen Worte in ihrer ganzen, unbeschnittenen Länge von diesen Bauern im rasch polternden Eifer des Zorns dahin buchstabirt werden. Hr. Flüggen spielte in den letzten Akten, als er warm geworden und in die leidenschaftliche Erregung hineingerathen war, recht brav; im ersten Akt aber fehlte seinem Spiel die Sicherheit in der Zeichnung des hier noch mehr verhüllten Charakters des Toni, auch war sein Vortrag stellenweise undeutlich. Hr. Ernst hatte sich so gut in das eigenthümliche Wesen des Goldbauern hineingefunden und dabei seine eigene Individualität — was ihm nicht stets gelingt — so glücklich in den Hintergrund gedrängt, daß man das erste Mal anfangs in der That zweifeln konnte, ob er es wirklich sey. Frl. Würth wußte die Mischung von Naivetät und Munterkeit, von Eigensinn und Selbstbewußtseyn, die von der Verfasserin in den Charakter der Vroni gelegt ist, so gut in ihrem Spiel wiederzugeben, und namentlich mit richtigem Takt am geeigneten Ort bald die eine bald die andere Eigenschaft mehr hervortreten zu lassen, daß der ihr zu Theil gewordene Beifall ein wohlverdienter mit vollem Recht genannt werden kann. Auch die übrigen weiblichen Rollen waren gut besetzt. Den Ramsauer Bauern konnte man hie und da wohl etwas mehr Natürlichkeit wünschen.

Miscelle.

Nach der „Armonia" (klerikal) zählt Frankreich 81 katholische Bischöfe, Deutschland 45, Italien 262. Die Florentiner Blätter finden, daß Italien in dieser Beziehung halb Europa bedeute, denn der Erdtheil zählt 602 Oberhirten. Weltgeistliche sind in Europa 260,600; davon hat Frankreich 48,000, Deutschland 28,000, Spanien 31,000, Italien 115,000. In Deutschland kommen also 900 Seelen auf einen Geistlichen, in Italien 200.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 29. Mittwoch den 10. April 1861.

Eine Entführungsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Nach Tische bot ihm Sir Phelim, der den ganzen Tag hindurch ungemein fidel und herzlich gewesen war, die Hand über die Tafel herüber und drückte sie lebhaft. „Du Teufelsjunge!" sagte er dann mit einem bedeutsamen Blick und Wink; „Ihr gefallt mir, Sidney! Ich trinke ein Glas auf Euren guten Erfolg. Mögt Ihr im Krieg wie in der Liebe gleich glücklich seyn. Mich dünkt, Ihr nehmt die Damenherzen im Sturm wie Festungen, nicht wahr, Herzensjunge?" Dann brach er in ein schallendes Gelächter aus, und machte seinen Gästen den Vorschlag, den Damen in den Salon zu folgen.

Der neckende, halbironische Ton des Baronets verursachte dem Lieutenant einige Verlegenheit und Kopfzerbrechen. Er schien etwas gemerkt zu haben, irgend einer Entdeckung auf der Spur zu seyn; allein wie weit sich dieselbe erstreckte und worin sie bestand, das war kaum anzugeben. Ellinor konnte ihn unmöglich ihrem Vater verrathen haben. Eher war der schwarzäugigen Zofe eine Indiskretion zuzutrauen, aber in diesem Falle würde der Plan zur Entführung seiner Tochter doch kein Gegenstand des Scherzes für den Vater gewesen seyn. Ellinor war auf ihrem Zimmer geblieben, vermuthlich um sich nicht zu verrathen; die alte Miß O'Doud lächelte dem Lieutenant immer verstohlen zu, und Niemand war übler Laune, als der irische Hauptmann auf Halbsold, O'Haggarthy.

Mit dem Schlag eilf Uhr ging die Gesellschaft auseinander, und Jameson war froh, endlich aus seiner geistigen Spannung herauszukommen. Er eilte auf sein Zimmer und horchte, ob schon Alles im Hause ruhig sey. Im Verlauf von zehn Minuten war Alles still, und als seine Uhr auf halb zwölf wies, erschien die bestochene Zofe und geleitete ihn hinunter an das hintere Parkthor, wo schon eine Postchaise auf dem Wege wartend hielt. Die Zofe bestand darauf, daß der Lieutenant in den Wagen steige und in demselben seine Schöne erwarte; und als sie ihn darin untergebracht sah, eilte sie wieder in's Schloß, um ihre Herrin zu holen. Dem harrenden Lieutenant pochte das Herz überlaut vor Ungeduld und Spannung, und doch konnte er eine gewisse Anwandlung von Angst nicht verwinden. Endlich ließen sich leichte Schritte vernehmen, und im nächsten Augenblick schloß er Ellinor in seine Arme. Ein dichter Schleier verhüllte ihr Angesicht und ihr jungfräuliches Erglühen, aber ihre Hand bebte in der seinigen, und als er sie an seinen Busen drückte, fühlte er ihr Herz an dem seinigen schlagen.

„Dank, tausend Dank, süße theure Ellinor!" flüsterte er und zog sie an seine Seite.

Mit einem lauten Hurrah, das der Lieutenant vergeblich zu beschwichtigen suchte, fuhren die beiden Postknechte davon, denn der Lieutenant hatte bei dieser Gelegenheit ein Viergespann, und die gebrechliche alte Chaise rasselte und schlotterte, als ob sie aus den Fugen gehen wollte. Ellinor sank in des Lieutenants Arme, und zum ersten Mal drückte er einen Kuß auf ihre wonnigen Lippen, d. h. durch den neidischen Schleier hindurch, den sie nicht abnehmen wollte. Sie seufzte, sie flüsterte zärtliche Worte, von denen er nur seinen Namen verstand; da rüttelte ihn eine Erschütterung wie ein Erdbeben jählings aus seinem Glückseligkeitstraume. Im nächsten Augenblick lag er zappelnd auf der Landstraße. Die Postillons hatten zu scharf um eine Krümmung des Weges gebogen, das Achsenende des Hinterrades war an einem Weichstein hängen geblieben und Rad, Achse, Kreuzbaum, Chaisenkasten, Alles ward zertrümmert von dem gewaltigen Stoß. Der eine Postillon war abgeworfen und lag im Graben, während die vier Postklepper mit dem anderen Postillon in sausendem Galopp davonstürmten, nachdem sie eines Theils ihrer Last ledig geworden waren. Nachdem der erste Schreck vorüber war, stand Lieutenant Jameson vom Boden auf und bemerkte, daß er glücklicherweise keinerlei Schaden genommen hatte. Es war stockfinster um ihn her, und er tastete so lange auf dem Boden herum, bis er seine Begleiterin gefunden hatte, allein die angebetete Ellinor war ohnmächtig geworden. Vergebens bemühte er sich, sie wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Er löste ihr den Schleier vom Gesicht, allein er konnte in der Finsterniß ihr holdes Gesicht nicht sehen, geschweige denn ermitteln, ob sie schwer oder leicht verwundet war. Rathlos kniete er hier auf der mitternächtlich finstern Landstraße und hielt in namenloser Seelenangst seine Geliebte in den Armen. Glücklicher Weise hörte er bald darauf den Hufschlag eines Pferdes, welches sich der Stelle näherte. Jameson schrie aus Leibeskräften um Hülfe, und zu seiner großen Freude ritt der Kapitän O'Haggarthy heran, der seine Stimme erkannt hatte, gab sich ihm zu erkennen, und sprang dann unverweilt aus dem Sattel, um ihm hülfreiche Hand zu leihen. Sein Schreien war übrigens noch weiterhin gehört worden, und ein Knecht von einem benachbarten Pachthofe kam mit einer Laterne über das Feld herüber auf den Schauplatz des

Unglücksfalles zugeschritten. Jameson erläuterte dem Kapitän in wenigen Worten seine Lage, und dieser versprach ihn nach Kräften zu unterstützen. Als der Kellner mit Licht herbeigekommen war, nahm ihm der Lieutenant die Laterne ab und leuchtete damit seiner Ellinor ins Gesicht. Aber wer beschreibt seinen Schreck, der ihm einen gellenden Ausruf entlockte, während zugleich Kapitän O'Haggarthy in die wildeste Verwünschung ausbrach, denn beide sahen, daß die ohnmächtige Dame, welche in Jameson's Armen lag, nicht die junge Miß Ellinor O'Dowd war, sondern daß es die alte Miß O'Dowd, die Schwester von Sir Phelim war. Statt der jungen frischen Knospe hatte er die alte Hagenbutte entführt. In seinem Aerger, seiner Verlegenheit und Scham ließ er sie geradezu in den Koth der Straße fallen, aus dem sie sich augenblicklich wieder erhob, denn sie schien auf die wunderbarste Art von der Welt plötzlich wieder zur Besinnung gelangt zu seyn, und machte davon den umfassendsten Gebrauch, indem sie eine Fluth von Verwünschungen und Vorwürfen über die nur allzu offen an den Tag gelegte Abneigung und den Ekel Jameson's hervorsprudelte.

Der Lieutenant war in entsetzlicher Verlegenheit. Vor ihm stand die vor Ingrimm und Beschämung weinende, gereifte Jungfrau geifernd und schimpfend und fuhr ihm mit den geballten Fäusten vor der Nase herum; hinter ihm stand der stämmige Kapitän O'Haggarthy, der ihn an der Schulter gepackt hatte, und überhäufte ihn mit den beleidigendsten Ausdrücken, von welchen „Verräther! Memme! Verführer! Lügner!" noch die mildesten waren. Und da der Lieutenant keine Erläuterung abgeben konnte, ohne seine Ellinor zu kompromittiren, so versäumte er keine Vertheidigung, sondern schleuderte dem Halbsoldoffizier und seinem alten Liebchen nur einige trotzige Worte in's Gesicht und verabredete, sich mit seinem Gegner, sie wollten sich bei Tagesanbruch am achten Meilenstein auf der Heerstraße nach Limerick treffen, und dort ihren Zwist mit Pistolen schlichten.

Hiemit schieden Beide. Der Hauptmann führte seine ehrwürdige theure Bürde im Triumph davon. Lieutenant Jameson aber, entrüstet, beschämt, zerknirscht und ärgerlich über den Streich, der ihm begegnet war, suchte im Finstern den Weg nach dem Landhause eines andern Bekannten, eines renommirten Fuchsjägers, den er zu dieser Stunde noch wach und mit seiner zehnten Cigarre und seinem vierzehnten oder fünfzehnten Glas Toddy beschäftigt zu finden gewiß war. In der That fand er den Squire auch noch wohl und munter und nicht über Gebühr „angegriffen". Squire Sullivan begrüßte ihn mit einem lauten Freudenruf, rief sogleich nach einer neuen Bowle Punsch und einem weiteren Glase, und stellte den Ankömmling dann einem andern Gaste vor, dem Major Warburton, einem Mann von hübschem Aeußern mit einem heitern, freundlichen Lächeln um den Mund, welcher auf der andern Seite des Tisches saß, und anscheinend mit großem Behagen seine Manila-Cigarre rauchte und seinen Punsch trank.

Jameson war hoch erfreut, noch einen andern Mann hier zu finden, den er um die Gefälligkeit bitten konnte, sein Sekundant zu seyn, denn offengestanden, er machte sich halb und halb ein Gewissen daraus, den Squire Sullivan, der verheirathet und Vater von sechs Kindern war, in seinen verdrießlichen Handel zu verwickeln, welcher einer unvermeidlichen Katastrophe entgegen ging. Anderseits aber wußte er auch, daß wenn er nicht vor Tagesanbruch einen Sekundanten finden konnte, O'Haggarthy ihn öffentlich als Memme hinstellen würde. Er hatte daher, als er den Squire Sullivan in seiner Wohnung aufsuchte, beinahe keine andere Wahl, als sich an ihn zu wenden. Dieser Verlegenheit ward er nun enthoben, denn vor ihm saß nun eine andere weit geeignetere Person, deren militärischer Charakter eher für die ihm zugedachte Ehre paßte und den er daher wie einen ihm vom Schicksal entgegengesandten Nothhelfer betrachtete.

Eine halbe Stunde saß der Lieutenant ganz stumm, ließ sich seinen Punsch munden und grübelte darüber nach, wie er es anstellen sollte, sein Anliegen dem Major vorzutragen. Es war zwar ein kühnes Ansinnen, aber er hatte keine andere Wahl. Er kannte den Herrn nicht; aber unter Soldaten herrscht allerdings mehr oder minder eine Art freimaurerischer Brüderschaft, eine Gegenseitigkeit, auf welche sich der Einzelne verlassen darf, auch wenn er landsfremd ist. So wollte er jetzt nur eine gute Gelegenheit abwarten; auch hier begünstigte den Lieutenant das Glück. Squire Sullivan ward plötzlich abgerufen, weil eines seiner Lieblingspferde erkrankt war. Er verlor also keinen Augenblick, sondern brachte sogleich sein Anliegen vor.

„Major", hub er an, „ich bin Ihnen zwar fremd, und sollte daher eigentlich mein Verfahren entschuldigen, aber die Dringlichkeit des Falls mag meine Bitte entschuldigen: wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, mein Sekundant zu seyn?"

„Ich, mein Herr?" erwiderte der Major; „ich begreife Sie in der That nicht, wie Sie sich mit einem derartigen Ansinnen an mich . . . ."

„Verzeihen Sie meine Hast, Major, aber ich muß mich kurz fassen, um Ihnen meinen Fall vorzutragen, ehe Sullivan zurückkommt. Ich bin gefordert und soll mich mit Tagesanbruch auf Pistolen schlagen . . . ."

„Und dies wollen Sie mir sagen?" fiel ihm der Major in's Wort.

„Ei natürlich, Major, denn ich möchte Sie ja dadurch bewegen, mir zu sekundiren!"

„Ihnen zu sekundiren?" rief der Major und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Meiner Treu, das ist ein köstlicher Spaß! Ich verstehe Sie, Lieutenant Jameson!"

(Schluß folgt.)

Das Konzert des Klaviervirtuosen Mortier de Fontaine.

In unserem strebsamen Jahrhundert der allgemeinen Bildung der menschlichen Seelen und Geisteskräfte wetteifern Akademiker, Gelehrte und Lehrer in öffentlichen allgemein verständlichen Vorträgen mit einander, um mit ihren Schätzen des Wissens uns zu bereichern, sey es über die Gesetze und Kräfte, denen das Weltall dienstbar ist, oder denen die Erde ihre Entstehung und ihre weitere Entwicklung verdankt, sey es über den Ursprung und Verfall der Völker oder über die Künste der Malerei, der Plastik oder über deren höchsten Zweig, die Poesie; und überall finden sie empfängliche Herzen und freudige Anerkennung der gebotenen Belehrung und der Mittheilung ihres Wissens. Die Wissenschaften und die genannten Künste sind aber auch im Stande, durch Demonstrationen und Illustrationen und

vornehmlich durch das Wort und die Kraft seines Vortrags den Geist anzuregen und zu fesseln, und vorzugsweise in allen Zweigen der Wissenschaft eine Geschichte, gleichsam als Resumé aller nothwendig zusammenhängenden und auseinander entspringenden Erscheinungen darstellbar und faßlich zu machen. Nicht so ist es hingegen mit der Kunst der Musik; ist es dort nur das Wort das jedem Denkenden zum bestimmten Ausdruck zu Gebote steht — denn die Sprache ist doch nur ein lautes Denken — und mit dem wir alle aufgewachsen sind, auf dessen angebornem Instrument wir gleichsam spielend gelernt haben, so ist es nicht desgleichen mit dem musikalischen Worte, dem Tone nicht so mit der gesammten Musik; hier ist es vorzugsweise das Gemüth und das Gefühl, in welchem sich die menschliche Seele zu Hause finden muß, um sich andern deutlich zu machen und zu ihren Herzen dringen zu können, und ist der Ton auch, außer der menschlichen Singstimme, an ein gegebenes Instrument gefesselt und gebunden; mit dessen so schwieriger Erlernung und technischer Handhabung erst die Möglichkeit, die musikalischen Gedanken Anderer auch Andern mittheilen zu können, gegeben wird. Welche nur von Jugend auf mit der angestrengtesten Thätigkeit zu überwindende Hindernisse sind hier nicht zu bekämpfen, um Gefühlen und geistigen Intentionen Anderer — wir meinen der Meister der Kompositionen — gerecht werden, um sie wiedergeben zu können. Noch mehr — welche allseitige Bildung, inniger Antheil des Herzens, welche geistige Auffassungskraft ist nothwendig, um gleichsam eine Geschichte der Musik in ihren Perioden und ihrem Entwicklungsgange nur auf diese Weise dem horchenden Ohre anschaulich zu machen und so vor die Seele des Zuhörers zu führen! Da ist es ein geistreicher Franzose, Mortier de Fontaine, der sich dieser so gehaltvollen Idee zu bemeistern und sie auf die edelste in ihrer Art einzig dastehende Weise, mit den Hülfsmitteln der technisch meisterhaften Vollendung und der trefflichen Vereinigung der hiezu erforderlichen Seelenkräfte von Geist und Gemüth ausgerüstet auszuführen weiß, und die Klavierkompositionen großer Meister in ihrer Individualität und Ausdrucksweise charakteristisch und getreu wiederzugeben versteht. So haben wir denn eine Geschichte der Klavier-Musik in Wirklichkeit, weil hörbar für Jeden, und empfänglich für jedes Gemüth, ja noch mehr, so zu sagen, eine kurze Skizze ihrer Schöpfungsgeschichte, und ihrer fortschreitenden Entwicklung von ihrem Beginn bis zur Jetztzeit, erhalten.

Und während wir die Phasen, die die fortschreitende Technik und der geistige Ausdruck in nothwendiger Verbindung miteinander durchlaufen, von ihren ersten Anfängen an bis zur vollen Ausbildung und der musikalischen Höhe unserer Periode verfolgen, entfalten sich dabei auch noch die höchst interessanten Kulturzustände jener Zeiten, in denen sich die Kompositeure, die großen Meister als die bevorzugten Geister ihrer Zeit und der potenzirte Ausdruck ihres Wesens, abspiegeln vor unsern Augen und können wir Deutsche mit Stolz auf die unversiegbare Quelle unserer musikalischen Schöpferkraft, unseres reichen Gemüths, unseres tiefen Sinns und auf unsere erhabene harmonische Gedankenwelt der Töne zurückblicken.

Da sehen wir die ersten Keime der Klaviermusik — und es scheint uns, die Melodie sey es gewesen, die gleich dem Geiste Gottes auf den Wässern schwebte — die in diesen ersten Anklängen zur Saat aufblühte — in der kurzen Corrente mit Chiaccona von Frescobaldi niedergelegt; ihr folgt in dem Riecrcare von Froberger ein Fugensatz und in der Passacaglia von Mufiat will uns schon eine freiere phantasievollere Auffassung anmuthen. In der 2. Periode bekommen wir eine streng meisterhaft concipirte Fuge von S. Bach, dem tiefen und ernsten Meister, in welcher schon eine innigere Verbindung des melodiösen Elementes mit dem harmonischen kunstreicher verwebt ist, wie in früheren Werken, zu hören, welches erstere aber in dem kurzen, anmuthigen, an englische Volksweisen anklingenden, musikalischen Satze des gewaltigen schöpferischen Händel zum Gehör kommt, und am Schluß dieser Periode wird noch eine Fuga Toccatta des feurigen, spirituellen Scarlatti vorgeführt.

Zeichnet sich dieser Zeitabschnitt der Klavierkompositionen durch vorherrschende Kultur des Fugensatzes, durch strenges Halten an einem musikalischen Gedanken und an bestimmten umschriebenen Formen und begrenzten Gesetzen mit mehr oder weniger Freiheit in den Zwischensätzen aus, erhebt sich in dieser Zeit die Technik im Spiele trotz des beschränkten Raumes des Klaviers zu bedeutenden Schwierigkeiten, die selbst jetzt noch in der so fingerfertigen Zeit zu kämpfen machen, so ist es dagegen in der Entwicklung der vierten Periode die Melodie, die mit ihrem die Seele umstrickenden Reiz, mit ihrer die Tiefen und Leidenschaften des Gemüths darstellenden Kraft, und die schöpferische aber stets an die Gesetze und Regeln der Composition gebundene Phantasie, die das Wesen derselben ausmachen. Es gibt sich uns kund in dem klaren, anmuthigen, lauteren Menuett des Jos. Haydn, in dem seelenvollen ungeschmückten Rondo von Mozart, in dem aber schon Anklänge an neuere Formen in den Zwischensätzen durchklingen. Es war aber damals hauptsächlich die Sonate, die von den Kompositeuren der Klaviermusik überhaupt und auch von Mozart ausgebildet wurde, und die in Beethoven ihre höchste, wohl nicht mehr übertreffbare Vollendung erreichte. Es wäre daher zu wünschen gewesen, der Konzertgeber hätte die Uebergänge von dem so einfachen Rondo Mozarts zu der so großartig angelegten und ebenso in der Ausführung schwierigen Sonate Beethovens etwa durch ein Adagio aus einer Mozartischen Sonate, deren einige von wundervoller Schönheit sind, oder durch einen Allegrosatz des brillanten und gediegenen Meisters Clementi ausgefüllt. Die Natur wie die Geschichte macht doch keine so großen Sprünge. Die Sonate, diese musikalische Kunstform, die unstreitig den Leistungen und Anforderungen des Fortepiano am meisten entspricht, und die wohl das geistigste Ausdrucksmittel dieses Instrumentes in jener Zeit der Klavier-Musik war und in jeder Zeit es seyn wird, in der die musikalischen Gedanken, sich an maßvolle, nicht leicht umstoßbare Gesetze haltend, in einer beseligten und geistig verständlichen, einheitlichen Idee sich sammeln. Die Sonate gipfelt, wie gesagt, in den Werken Beethovens, nicht mehr erreichbar nach ihrer Größe, Tiefe und ideellem Reichthum, nach diesem Heroen, wovon die Piecen aus einem seiner Werke, Nr. 111, ein sprechendes Zeugniß geben.

Auf diesen Zeitabschnitt der sog. Klassiker folgte jener der Romantiker, sowohl in der Klaviermusik, als namentlich auch in der Oper, in welcher der geniale Weber, immer noch das unerreichte Vorbild, den Reigen eröffnete.

Diese Schule zeichnete sich durch größere Freiheit in der Handhabung der musikalischen Formen, durch neue Harmoniefolgen, Combinationen und Modulationen, durch phantasienreichen Schwung, durch größere Beschränkung der durchzuführenden melodienreichen Gedanken, ferner durch Hang zu einer gewissen Sentimentalität bei aller Tiefe des Gemüths und durch den Anbau eines bestimmten mehr deutschen Gefühlsausdrucks und Anderes mehr aus.

Unter den drei diese Schule Vertretenden mußte natürlich nach einem kurzen doch originellen Moment musical von Schubert, wie es benannt ist, und nach einer etwas an Weltschmerz hinneigenden Romanze von Schumann ein Scherzo von Mendelssohn gefallen, das die Eigenthümlichkeiten dieses Meisters, so ausdrucksvoll und bezeichnend vom Konzertgeber vorgetragen, im hohen Maße besaß. Den Schluß bildete der Anfang der neueren Zeit — wir glauben Willmers und Chopin, obgleich Letzterer noch oft auf den Schultern Aelterer steht und die Schulen ja ineinander übergehen, hieher rechnen zu dürfen — einer Zeit, die mit der gesteigerten Vollendung des Fortepiano und seiner kunstvollen Technik auch die technische Fertigkeit der Hände und eine Steigerung der musikalischen Ausdrucksmittel hervorrufen, dem Instrumente viel mehr Gesangsstellen, als es früher möglich war, zuweisen mußte, einer Zeit, die der Phantasie, wenn nicht gerade schöpferischer, doch ungebundener und regelloser, ihren Lauf ließ, oft über die Aeußerlichkeit und die Bravour und den Glanz der Passagen die Innerlichkeit vergaß u. dgl. m., was hier, als nicht angehörend, da auch, wie bemerkt, der Konzertgeber keine eklatanten Beispiele der neusten Zeit auf sein Programm zu schreiben und wiederzugeben sich ermüßigt sah, nicht weiter erörtert werden soll. Von Willmers, diesem jedenfalls gediegenen Klaviercompositeur, spielte Mortier die Fontaine, ein wahres Kunststück für die linke Hand, ähnlich einem andern zweiten Paganini, von Chopin eine Berceuse, eine geistreiche Conception, bei welcher der Inhalt noch nicht in der schwierigen Form untergeht, im Gegentheil, bei welcher die die Melodie umspielenden Figuren in Gestalt der Doppelgriffe dieselbe nur heben, und sie wie Diamanten umstrahlen, ohne sie selbst zu verdunkeln. Ist das eine Composition, mit der die Unmuthigen, die in der Neuzeit nur den Verfall des Geistes der Klaviermusik erblicken wollen, sich aussöhnen müssen, so ist dies nicht weniger mit einem Inpromptu von einem weniger bekannten Compositeur Ans. Ehmant der Fall gewesen, das mit orginellem Inhalt, ausdrucksvoller edler Form einen würdigen Schluß des Konzertes bildete.

Das war das Programm, das war die Aufgabe, die sich der Konzertgeber gesetzt hatte. Und wie hat er sie zu lösen verstanden? wir dürfen sagen: bewundernswerth. Haben wir die gerechtesten Gründe, seine Technik vollendet und vollkommen zu nennen, dieses einem großen Klavierspieler jetzt so nothwendige Erforderniß, wie es nur immer das Gedächtniß vergleichungshalber für die Männer der Wissenschaft ist, ist sein Anschlag so ausdrucksvoll, so elastisch mannigfaltig, daß er damit auf dem Instrumente machen kann, was er will, und schließt er sich mit demselben als Ausdrucksmittel jeder historischen Individualität an, sind beide Hände nur Eine, und ist die linke Hand wiederum Beide, besitzt er eine unübertreffliche Empfindungsgabe in den einzelnen Fingern, so müssen wir andrerseits der Vielseitigkeit seines Talentes, seiner geistigen Reproduktionskraft des Geschaffenen nach seinem ganzen Inhalte, die charakteristische Auffassung jeder zu spielenden Piece von Seite des Geistes, der Seele und des Verstandes ebenso anstaunen. Mag man der Violine mit Recht die Schilderung der menschlichen Empfindungen der Seele vindiciren, das Fortepiano, das Organ, in welches die größten Komponisten stets ihre Gedanken niederlegten, auf welchem sie ihre Phantasiegebilde, die Entwürfe zu ihren größten Instrumental- und Vokal-Werken hinwarfen, der Träger ihrer innern Welt, bedarf zum Vortrage seiner Kompositionen dieser genannten drei Eigenschaften, sey es hie und da mehr einzeln, sey es mehr harmonisch vereint in gewissen Kompositionen, wie z. B. in der Sonate, und der Besitz dieser Dreiheit, die doch wiederum Eins ist, ist dem Klavierspieler um so nothwendiger, je mehr er in die Tiefe der Brust und des Geistes der Heroen der Klaviermusik hinabsteigen, je mehr er die Wesenheit der Zeiten und deren herrschende Gefühle, Anschauungen, Leidenschaften und Bildungsstufen schildern will. Mit welcher Seele und graziöser Anmuth, Eigenschaften, die selbst die kleinste Komposition von Mozart besitzt, wurde dessen Rondo vom Konzertgeber vorgetragen, mit welcher edlen leidenschaftlichen Tiefe, mit welchem Geist Beethoven aufgefaßt, mit welchem Feuer Scarlatti, mit welcher Meisterschaft im bezeichnenden Ausdruck Mendelssohn-Bartholdy charakterisirt, mit welcher Eleganz, Feinheit, Leichtigkeit, mit welchem Kolorit der Klangfarben die am Schlusse noch gebotene, jedenfalls moderne Komposition hingezaubert! Und so konnte man die Repräsentanten ihrer Zeit, ihrer Kulturzustände und deren geistigen Wesens, wenn auch oft nur in kurzen Zügen skizzirt, altes und neues Leben, an sich vorüber, und wenn man mit warmem Herzen und mit etwas plastischer Phantasie begabt war, die Heroen des vorigen Jahrhunderts, an denen doch immer noch der wahre Musiker hängt, den gottergebenen glaubensstarken Seb. Bach, das Wunderkind Mozart, den liebenswürdigen Haydn und den Titanen Beethoven wie Schattenbilder vor der Seele vorbeiziehen sehen. Welch' seltener und in seiner Art einziger Genuß! **H.**

Miscellen.

München, 7. April. Heute Mittags konnte man in der Ludwigsstraße ein kleines Wägelchen ohne irgend eine Bespannung, dem Anscheine nach lediglich durch einfache Manipulation seines Insassen getrieben, auf- und abfahren sehen, und zwar mit einer raschem Pferdetrabe gleichen Geschwindigkeit. Das gerade des Weges kommende Publikum war nicht wenig überrascht über diese neue Erscheinung. Das Wägelchen, welches auf vier Rädern ruht und einer Tressine gleicht, soll, wie ich hörte, durch eine in seinem vordern Theile angebrachte kalorische Maschine getrieben werden und im Stande seyn, auf ebenem Wege im Tage bei 30 Wegstunden zurückzulegen.

Ein französischer Messerschmied in Saintes, Namens Danzat, soll eine Büchse erfunden haben, die man, ohne den Feind aus dem Visir zu verlieren, mit einer Hand laden und zehnmal in der Minute abfeuern kann.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 30. Sonntag den 14. April 1861.

Eine Entführungsgeschichte.

(Schluß.)

Der Lieutenant konnte nicht begreifen, was der Major in seinem Anliegen so Spaßhaftes und Ungewöhnliches sehen konnte. Ihm erschien die ganze Sache durchaus nicht so lustig, und er fragte daher: „Sie wollen also die Güte haben, mir beizustehen, Major? Sie haben mich verstanden?"

„Oh vollkommen. Ich muß nun nach Hause, aber Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich mich einfinden werde — also um Tagesanbruch, sagen Sie? — Und nun nennen Sie mir noch den Ort des Rendezvous und den Namen Ihres Gegners, ehe ich aufbreche."

„Mein Gegner ist Kapitän O'Haggarthy . . . ."

„Ah so? Kein Wunder, daß Sie ein Bischen eingeschüchtert sind; er ist der beste Schütze in ganz Irland," rief der Major.

„Mit Verlaub, Herr Major, eingeschüchtert bin ich ganz und gar nicht!" sagte Jameson, der durchaus nicht für feig gelten wollte. „Allein die Ursache des Duells hängt mit solch eigenthümlichen Umständen zusammen, daß . . ."

„Ich verstehe!" rief Major Warburton und brach auf's Neue in ein tolles Lachen aus. „Und wo ist das Rendezvous?"

„Am achten Meilenstein auf der Landstraße nach Limerick."

Der Major nahm seine Brieftasche heraus und verzeichnete sich die gegebenen Notizen. Dann stand er auf und sagte lachend: „Seyn Sie außer Sorgen, wir werden nicht ermangeln uns einzufinden. Also auf Wiedersehen!" Und ohne dem Lieutenant eine Hand zu reichen, verließ er das Zimmer.

Jameson wunderte sich nicht darüber, daß Warburton sich schriftliche Notizen gemacht hatte, denn er konnte ja ein schwaches Gedächtniß besitzen oder etwas zu tief in's Glas geschaut haben. Auch fand er es zwar begreiflich, aber nicht angenehm, daß der Major im Gefühle der übernommenen Verantwortlichkeit jetzt seinen Punsch stehen ließ und heimritt; dagegen fand er es ganz commentwidrig und unangemessen, daß sein Sekundant sich gar nicht näher um Veranlassung und Hergang des Streits interessirte, und über die Einzelnheiten des Duells gar keine Erkundigungen anstellte. Und daß er gar gesagt: „wir werden uns einfinden," das war doch auch wunderlich. Jameson aber suchte sich dieß so zu erklären: der Major ist schon öfter auf der Mensur gewesen und bringt entweder einen Wundarzt mit, oder vielleicht auch einen guten Freund, der sich den Spaß mit ansehen will, wie dies zuweilen in Irland geschieht.

Als Squire Sullivan zurückkehrte, trank und plauderte Jameson noch einige Stündchen mit ihm und er borgte von ihm seine Pistolen, ohne jedoch etwas von dem beabsichtigten Rencontre zu sagen. Er trank jedoch wenig und nahm dankbar ein gastliches Obdach in des Squire's Hause an. Morgens halb fünf Uhr schlich er sich wie ein Dieb aus dem Hause und schritt auf der Landstraße nach Limerick dem Ort des Stelldichein entgegen.

Der Morgen graute kaum und es war noch nicht hell. Aber trotzdem sah der Lieutenant beim Näherkommen, daß Kapitän O'Haggarthy in Begleitung eines Freundes ihn bereits mit blutdürstiger Ungeduld erwartete. Er fühlte sich etwas verlegen, als er so ohne Sekundanten zur Stelle kam, und ihm der Freund seines Gegners mit der Frage entgegentrat: „Warum kommen Sie allein und ohne Sekundanten? Ich glaubte, Sie verstünden sich besser auf die Regeln des Duells."

„Dies ist auch der Fall — mein Sekundant wird sogleich hier seyn", erwiderte Jameson und erwiderte mit einem stolzen Blick den Vorwurf des rothbärtigen Eisenfressers.

„Darf ich fragen, wer Ihnen sekundirt, Lieutenant Jameson?"

„Major Warburton", erwiderte dieser.

„Wie? Ist dies Ihr Ernst? Sie wollten so niederträchtig . . . ."

„Mein Herr!" rief Jameson und hob die Hand zum Schlage.

„Feigling! Memme! Bube!" brüllte der Kapitän.

In diesem Augenblick sprengte Warburton im Galopp heran, ihm folgten auf dem Fuße vier Mann von der berittenen Polizei. Der Sekundant mit dem rothen Backenbart gab augenblicklich Fersengeld.

„Meine Herren! Sie sind beide verhaftet — im Namen des Gesetzes!" rief der Major. „Sergeant Hennesey, nehmen Sie ihnen ihre Waffen ab. — Sie müssen mich begleiten, meine Herren!"

„Infamer Verräther, feiger Denunciant!" brüllte O'Haggarthy ganz wüthend, keuchte vor seinem Gegner aus und drohte ihm mit der Faust. „Pfui!"

„Vorwärts, meine Herren! Begleiten Sie mich unverweilt zu Sir Phelim O'Doud, welcher, als der nächste Friedensrichter in der Umgebung, auf meine Denunciation hin Sie in Pflicht nehmen wird, daß Sie Frieden halten!" sagte der Major.

Den Rest der Geschichte brauche ich eigentlich kaum zu erzählen. Der arme Pechvogel Jameson mochte in der That nicht gewußt haben, daß Major Warburton der Chef der Distriktspolizei war. Der Schein war aber einmal gegen ihn und die Thatsache, daß Jameson sich an ihn gewandt hatte, ward ihm nun von männiglich als ein unmännlicher Versuch, diesem Duell auszuweichen, ausgelegt. Sir Phelim O'Doud war der erste, der ihm dies in's Gesicht sagte und ihm den Rücken wandte, als er den Hergang und Anlaß wahrheitsgetreu erzählte. Seine Tochter Ellinor konnte mit bestem Gewissen erklären, daß sie ganz unschuldig sey; aber sie verhehlte nicht, daß sie um Jameson's Brief an ihre Tante und den Plan zu deren Entführung wisse, und schon darum den Gast verachtet und gemieden habe. Der Lieutenant und der Hauptmann mußten sich schriftlich verpflichten, den Landfrieden nicht zu brechen, und sollten Bürgschaft für ihr Wohlverhalten stellen. Jameson konnte dies nicht, weil sich keiner seiner Bekannten mehr um ihn annehmen wollte; er ward also in Haft behalten, bis seine Verwandten ihn losgebürgt hatten. Als er wieder frei kam, erfuhr er, daß die alte Miß O'Doud mit dem Kapitän O'Haggarthy auf und davon gegangen und seine Frau geworden sey; daß O'Haggarthy ihn öffentlich für einen Feigling erklärt und daß selbst die junge Miß Ellinor O'Doud ihn eine verächtliche Memme genannt habe. Er ward von seinen Regiments-Kameraden in Verruf gethan und mußte quittiren; er verkaufte also seine Lieutenantsstelle und ging nach Canada, wo er sich als Ansiedler niederließ. Lange nachdem sein Unfall beinahe vergessen war, der anfangs nur allgemeine Heiterkeit erregt hatte, las man in den Zeitungen, der frühere Lieutenant Sidney W. Jameson habe seinen besten Freund im Duell erschossen, weil ihn derselbe einmal in einer übermüthigen Weinlaune thörichter Weise mit der Entführung einer alten Jungfer und dem Polizei-Inspektor als Sekundanten geneckt hatte. Die Unteroffiziere und Soldaten aber hatten noch lange Mitleid mit dem armen Pechvogel Jameson.

Panzerschiffe.

(Schluß.)

Die Erfahrung fiel indessen in England auf unfruchtbaren Boden und wurde wieder von Allen vergessen mit Ausnahme weniger jüngerer Offiziere. Die älteren brüsteten sich mit den Bettelsprüchen, daß Nelson ja auch die Schlacht bei Trafalgar hinter Eichenbrettern gewonnen habe, gerade so wie die Zöpfe in den gestickten Uniformen sich gegen die Einführung der gezogenen Gewehre gesträubt hatten, weil Wellington die Schlacht bei Waterloo mit glatten gewonnen habe, während jetzt allgemein in England anerkannt wird, daß der gezogenen Enfieldbüchse die englischen Truppen in Indien ihre Siege über die rebellischen und „ungezogenen" Sipahis verdankten. In England dachte man nicht mehr an Eisenplatten oder suchte ihre Unbrauchbarkeit durch absurde Experimente zu beweisen.

In Frankreich nun begann man im Stillen Versuche anzustellen, und als diese gelangen, wurde nach den bei Kinburn erprobten Grundsätzen die „Gloire", das erste Panzerschiff, erbaut und am 9. Juli verflossenen Jahres vom Stapel gelassen. Es ist ein Schraubendampfer von 250 Fuß Länge, 21 Fuß Breite, 15 Fuß Höhe über der Wasserlinie und auf jeder Seite mit je 19 gezogenen 50-Pfündern bewaffnet. Ueberzogen ist das Schiff mit einer 13 Centim. dicken Eisen- oder wie Einige behaupten Stahlschicht. Die Maschinen erlauben ihm seine Geschwindigkeit bis auf 13 Knoten oder Seemeilen in der Stunde zu steigern; mit Leichtigkeit aber läuft es 11 Knoten und hat an Bord für fünf Tage Kohlen, so daß es mit diesem Vorrath 1300 Seemeilen zurücklegen kann, genügend für alle europäischen Kriegszwecke. Die „Gloire" dampft rascher als irgend ein englisches Schiff, mit Ausnahme von Postschiffen und Yachten. Nun ist es allerdings richtig, daß ein solches Fahrzeug nicht völlig schußfest ist, allein Bomben und glühende Kugeln können ihm nichts mehr anhaben, in keiner Entfernung, und die anderen Geschosse sind nicht zu fürchten. Auf 15,000 Fuß (5000 Yards) wirken bereits die gezogenen Kanonen der „Gloire", und bis auf eine Entfernung von 1200 Fuß (400 Yards) ist sie schußfest gegen jedes Kaliber. Es ist daher gewiß nicht viel gesagt, daß jedes Geschütz auf der „Gloire" so viel werth ist als 10 Geschütze an Bord hölzerner Kriegsschiffe. Ehe diese sich von 5000 bis auf 400 Yards dem Panzerschiff nähern können, hat dieses Zeit, sie in Brand oder leck zu schießen, während es selbst aller feindlichen Geschosse spottet. Aber selbst auf 400 Yards ist noch wenig auszurichten. Wohl mögen dann Armstrong-Geschütze Vollkugeln durch die Eisenplatten schießen, allein die „Gloire" ist dann nicht schlimmer daran als ein Holzschiff zu Nelsons Zeiten: d. h., sie kann sehr viel solcher Vollkugeln vertragen und verdauen, ohne dadurch gefechtsuntüchtig zu werden. Ein solches Panzerschiff wird sogar feindlichen Küstenwerken gegenüber getrost aushalten und sie zusammenschießen können, denn gegen die modernen Kaliber hält kein Stein mehr aufeinander, es wäre denn mit Eisenplatten bekleideter Granit.

Sind diese Thatsachen verläßig — und in England zweifelt kein Mensch daran —, so muß natürlich in Zukunft die Herrschaft über die Meere dem Volke gehören, welches das meiste Eisen erzeugt, also den Briten. Dennoch blieb man in England lange Zeit müßig, ja man tröstete sich mit den Zeitungsangaben über das Mißlingen der franz. Versuche, welche erstere höchst wahrscheinlich geflissentlich von der kaiserl. Regierung durch dritte Hände ausgebreitet und aus Schadenfreude von der anti-Napoleonischen Presse vervielfältigt wurden, die nicht ahnte, welchen Dienst sie ihrem Feinde erwies. Als endlich die „Gloire" im Wasser schwamm, sagte man in England: sie mag nur einmal in einen tüchtigen Sturm gerathen, dann wollen wir sehen! Bei der Ueberfahrt des Kaisers nach Algier kam sie in einen Sturm der ersten Sorte, wie man ihn nur wünschen konnte, und dennoch bestand sie die Probe glücklich. Aber noch immer blieb man in England sorglos, bis am 15. Okt. v. J. der Kriegs-Korrespondent aus Paris meldete, daß der Kaiser, nachdem sich alle Autoritäten der franz. Marine für die Panzerschiffe erklärt hätten, den Bau von einem Dutzend Fregatten nach dem Muster der „Gloire" befohlen habe.

Jetzt fing man in England ebenfalls an, Panzerschiffe eines am Clyde, eines an der Themse, zu erbauen. Das letztere, der „Warrior", hat 380 Fuß Länge, 58 Fuß Breite, 6177 Tonnen Gehalt, 9050 Tonnen Gewicht und 1200 Pferdekraft. Die Schiffsplanken bestehen aus einer innersten $^{5}/_{8}$ Zoll dicken eisernen Schale, auf welcher 18 Zoll dicke Teakplanken aufliegen, die wiederum mit einer $4^{1}/_{2}$ Zoll

dicken Eisenrüstung überdeckt sind. Auch hier ist man noch auf halbem Wege stehen geblieben. Der franz. Schiffsbaumeister, der jetzt berühmte Dupuis de Lome, that wohl daran, daß er statt ganz eiserner Schiffe nur Panzerschiffe erbaute, weil in Frankreich das Eisen zu theuer ist; kostet doch ein Panzerschiff wie der „Warrior" selbst in England schon nahe an 6 Mill. fl., und werden in Zukunft gepanzerte Fregatten von 36 Kanonen sich in England nicht unter 4 Mill. fl. erbauen lassen, während ein Linienschiff größter Art nur $2^1/_2$ Mill. fl. kostete. Hätte man nun das Teakholz weggelassen und dem „Warrior" einfach eine Schale von 6 Zoll Eisen gegeben, so wäre er dann gegen jedes Geschoß, außer in größter Nähe, sicher gewesen. Und dahin wird es auch noch kommen müssen, denn nach Ansicht sämmtlicher jüngeren See-Offiziere in England ist die Zeit der Holzschiffe vorüber und besitzen nur die Eisenschiffe noch eine Zukunft. Für diese bietet auch die Anwendung des Zellenbaues noch große Vortheile. Arabische Reisende des 7. und 8. Jahrhunderts, die in China waren, haben diese Erfindung schon auf chinesischen Dschunken gesehen und uns geschildert. Die Schiffe werden nämlich in verschiedene wasserdicht abgeschlossene Räume getrennt, so daß jeder Leck und jede Bresche nur in einem kleinen Schiffsraum Schaden anrichtet, und solche lokalisirte Lecke um so leichter zu bekämpfen sind, als bei Dampfern das Wasser von Maschinen ausgepumpt wird.

Die Vortheile der neuen Kriegswaffe sind also gewiß alle auf Seite Englands, welches Geld genug besitzt, um Schiffe für 4 und 6 Mill. zu bauen. Die Eisenerzeugung und die Eisenverarbeitung ist ferner in England so entwickelt, daß, wenn die Franzosen ein einziges, die Engländer gleichzeitig zehn solcher Eisenschiffe anfertigen können. Küstenbefestigungen müssen nach Anwendung der neuen Kriegsschiffe völlig geändert werden. Kronstadt wäre nicht mehr sicher, wenn ein Geschwader Eisenschiffe, unbekümmert um die Batterien rechts und links, sich vor die Granitwerke legte und sie zusammenschöße, was nicht verhindert werden könnte, so lange nicht auch sie mit einem Panzer überzogen werden. Sind aber die Holzkriegsschiffe nur noch antiquarischer Hausrath, so mag man die Briten bedauern, welche erst kürzlich zum Umbau und zur Vergrößerung ihrer Flotte wohl an 100 Mill. fl., nicht eben nutzbringend, angelegt haben.

Würzburger Stadttheater.

Freitag, 12. April. Was in der letzten Zeit unserer Bühne an musikalischen Leistungen, an Opern u. dgl. und an Abwechslung derselben fehlte, das hat diese Woche in qualitativer und quantitativer Hinsicht reichlich ersetzt, indem seit Sonntag bis heute an jedem Tage eine Oper oder überhaupt ein größeres Tonstück zur Aufführung gebracht wurde; nämlich am Sonntag noch einmal und, so Gott und die Theaterdirektion will, zum letzten Male für diese Saison: „Orpheus in der Unterwelt"; am Montag die Mendelssohn'sche Musik zu Shakespeare's „Sommernachtstraum"; am Dinstag „Belisar"; am Donnerstag die neue Offenbach'sche Operette „die Verlobung bei der Laterne" und nebstdem am Mittwoch und heute in „Lucia von Lammermoor" und „die weiße Dame" zwei Gastdarstellungen des Hrn. Roger, ersten Tenors von der großen Oper in Paris. Roger auf der Bühne zu Würzburg ist allerdings ein Ereigniß; wenn man aber daraus, und weil den Provinzialbühnen das Loos beschieden ist, Künstler erster Größe nur dann begrüßen zu können, wenn sie von dem Zenith ihrer Künstlerlaufbahn abwärts schreiten, annehmen wollte, was man auch schon vor H. Roger's Erscheinen dahier zu hören Gelegenheit hatte, daß er ausgesungen sey, so würde man sich gar sehr täuschen. Es ist zwar richtig, es gab eine Zeit, wo seine Stimme, wie auch er, jugendlicher und frischer war; allein der eingetretene Mangel ist nur unbedeutend, wenig bemerkbar und wird durch die hohe Vollendung, zu welcher er es in seiner Kunst gebracht hat, ganz in den Hintergrund gedrängt und verdeckt; man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll: die Art und Weise, wie er zu singen versteht, das herrliche Portamento bei den Cantilenen, die Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher er seine Stimme bis zum pianissimo dämpft und dann wieder bis zum fortissimo steigert, die Klarheit und Deutlichkeit seiner Aussprache, oder sein unübertreffliches durchaus künstlerisches Spiel; wie wahr, wie naturgetreu und ästhetisch war sein Spiel als Edgardo im 2. Akt und im Finale des 3. Aktes in „Lucia von Lammermoor", mit welcher lebendigen Mimik, chevaleresken Leichtigkeit und Noblesse, die den Franzosen nicht verläugnen konnte, spielte er heute den George Brown. Sein Auftreten fand denn auch den ungetheiltesten Beifall des besonders heute durchaus überfüllten Hauses, und jedesmal wurden ihm zahlreiche Lorbeerkränze und Blumenbouquets gespendet.

Was im Uebrigen die Leistungen unseres Opernpersonals anlangt, so hätte vor Allem die heutige Oper sorgfältiger einstudirt seyn dürfen; das Orchester hätte ferner in „Lucia von Lammermoor" sich einigemal mehr nach dem Sänger richten sollen; gut war dagegen das Orchester im „Sommernachtstraum". Die Chöre waren im Sommernachtstraum und heute einigemal zu tief. Auch Frau Leinauer sang im Sommernachtstraum und heute mehrmals zu tief; besser sang sie heute ihre Arie zu Anfang des dritten Aktes; doch dürfte sie mehr Sorgfalt auf die Coloraturen und besonders auf ihre Aussprache in dem Dialog verwenden. Frau Denemy-Ney, welche vom Sonntag bis gestern jeden Abend beschäftigt war, befriedigte durchaus; besonders war in „Lucia von Lammermoor" das Auftreten des hohen Gastes für sie eine Aufmunterung und dadurch auf ihre Leistungen, die recht beifällig aufgenommen wurden, von vortheilhaftem Einfluß. Frln. Würth sang und spielte die „Irene" in „Belisar" wieder recht trefflich; in ihrer heutigen Rolle („Jenny") hätten die da und dort eingestreuten Coloraturen schon etwas deutlicher seyn dürfen. Frln. Schwarzer, eigentlich nur zum Chorpersonale gehörig, sang heute das Spinnerlied der „Margaretha" ganz gut. Herr Carlschulz forcirte als „Belisar" nach seiner Gewohnheit wieder über die Maßen; in „Lucia" als „Lord Heinrich Asthon" suchte er sich Anfangs zu mäßigen, ließ sich aber bald wieder von seiner Gewohnheit hinreißen. Im Uebrigen wurden die Opern „Belisar" und „Lucia" im Ganzen befriedigend gegeben.

—C.—

|| Würzburg, 12. April. Roderich Benedix ist in seinem gestern hier zum ersten Mal aufgeführten Schauspiel „Die Stiefmutter" kaum zu erkennen für den, welcher ihn

bisher nur aus seinen trefflichen Lustspielen hat kennen lernen. Benedix sollte, zufrieden mit dem Ruhm, den ihm die komische Muse verschafft hat, sich hüten, von andern Zweigen des Drama neue Lorbeeren ärnten zu wollen; er ist einmal dafür nicht gemacht. Wir wollen beispielsweise hier noch an ein mehr bekanntes Schauspiel von ihm, „Mathilde“, erinnern, das ohnehin in seiner Motivirung mehrfach an die „Stiefmutter“ erinnert; aber mehr noch als jenes verräth dieses Stück die Schwäche des Verfassers auf dem Gebiet des Schauspiels im engeren Sinn. Eine Frau, die wider ihre Neigung verheirathet ist, eine Tochter und ein Sohn, die von ihrem Vater zu Ehen wider ihre Neigung gezwungen werden sollen, eine Stiefmutter, die als kalt und herzlos gegen ihre Stiefkinder gilt, später als ihre beste Freundin erkannt wird; das ist so ohngefähr das Material des Stücks — nicht neu zwar, doch immerhin ergiebig genug, um etwas Ordentliches daraus aufzubauen. Aber da kommt nun die unserm Benedix von seinen Lustspielen her geläufige Gewohnheit der leichten, oberflächlichen Anlage von Verwicklungen und Charakteren, die Keime, die in den oben angedeuteten Verhältnissen liegen, werden nicht entfaltet, und so geht denn das Stück recht alltäglich, prosaisch, ohne Spannung an uns vorüber, und die hochpathetischen Reden, die ein Paar Mal eingeflochten sind und an sich gar nicht übel wären, passen mit der Tiefe ihres Gefühls durchaus nicht zu der Oberflächlichkeit der übrigen Handlung. Und die Folge ist, daß Einen dieser Zwiespalt unwillkürlich zum Lächeln verleitet, woraus sich denn auch die allgemeine Heiterkeit zum Theil erklären läßt, von welcher gestern das Publikum vorwiegend beseelt war. Es war das eine vom Verfasser gewiß nicht beabsichtigte Wirkung, die aber eben nur zu sehr bekundet, daß es ihm nicht gelungen ist, den Stoff in der durch dessen Natur gebotenen Weise zu behandeln. Die einmal erregte Lachlust der Zuschauer fand nun, wie das eben zu kommen pflegt, in jedem kleinen Umstand, der sonst wohl übersehen worden wäre, willkommene neue Nahrung; wie z. B. in dem allzu weinerlich sentimentalen Spiel des Hrn. Freymüller (Karl) oder in dem ungewöhnlich ungelenken Auftreten des Hrn. Eichenwald, der sich mit der Rolle des Banquier Sternfels gar nicht befreunden zu können schien. Wenn nun auch andere Rollen ganz gut besetzt waren, wie die der Leonore (Frau Ernst), des Warnow (Hr. Flüggen), so genügten diese doch nicht, um die Wirkung der vorerwähnten Ursachen zu paralysiren.

Literarische Notiz.

* Eine für die Lesewelt gewiß willkommene Erscheinung dürfte Otto Müllers neuester Roman „Roderich“ seyn, dessen einfach gediegene Sprache schon den Leser wohlthuend anspricht. Es sind keine großartigen Verwicklungen, aber dennoch weiß der Verfasser das Interesse in hohem Grade zu fesseln und bis ans Ende rege zu erhalten; trefflich gezeichnet und treu festgehalten sind die verschiedenen Charaktere, denen wir begegnen; und in so ergreifender Weise schildert er die traurigen Folgen eines Jugendvergehens des Helden der Geschichte, daß den Leser ein unsagbares Mitleid für den Unglücklichen erfüllt, der — ein reichbegabter hochgebildeter Geist — seine Jugenderinnerung durch ein späteres unter angenommenem Namen geführtes tadelloses Leben vor sich und dem höchsten Richter gewiß gesühnt hat, den aber die Welt nach ihren Gesetzen dennoch verdammt. Und so traurig der Ausgang des Buches endet, denn es schließt mit dem plötzlichen Tod des Helden, so legen wir es doch befriedigt aus der Hand, denn eben der Tod scheint hier eine Wohlthat nach einem solchen Leben voll Seelenqual. Ueberhaupt spricht die Geschichte mehr und mehr an, und fesselt den Leser stärker, je mehr sie sich ihrem Ausgang nähert. Im ersten Band fühlt man sich zuweilen gleichsam etwas verstimmt dadurch, daß die Erzählung, um durch den Schleier des Geheimnisses zu reizen, so zu sagen mit einem Hysteron proteron beginnt, man merkt unwillkürlich das Künstliche in der Anlage derselben heraus, und das genirt den Leser ein wenig. Aber mit dem zweiten Band, der uns tiefer und tiefer in die Verwicklung hineinführt, verschwindet dies Gefühl gänzlich, und je weiter wir vorschreiten, je näher die Lösung des Räthsels an uns heranrückt, desto mehr wächst auch die Theilnahme für den Unglücklichen, der, wo er die Hand endlich nach dem lang ersehnten Preis eines tief bewegten Lebens ausstrecken zu dürfen wähnt, gerade da von dem Verderben ereilt wird.

Miscellen.

Die Erhebungen über den Tabakbau in Bayern haben ergeben, daß auch im vorigen Jahre eine bedeutende Abnahme desselben stattgefunden hatte. Es waren nämlich im vorigen Jahre nur mehr 11,574 Tagwerke der Tabakkultur eingeräumt, während 1859 die Zahl der hiefür bestimmten Tagwerke noch 13,932, also um 2358 Tagwerke mehr betrug. In der Pfalz erstreckte sich der Tabakbau über 8061, in Mittelfranken über 8409, in Unterfranken über 60, in Schwaben über 23 und in Niederbayern über 12 Tagwerke; in den übrigen Kreisen fand gar keiner oder ein nur sehr unbedeutender Tabakbau statt. Die Ernte war günstiger als 1859, die Preise aber sind gegen 1859 wieder gefallen. In der Pfalz belief sich die Ernte auf 58,463, in Mittelfranken auf 25,288, in Unterfranken auf 418, in Schwaben auf 150, in Niederbayern auf 53; und im ganzen Königreiche auf 84,400 Ztr. Die Mittelpreise, welche in den einzelnen Regierungsbezirken bezahlt wurden, schwanken zwischen 4 fl. und 18 fl. 21 kr. Für das ganze Königreich berechnet sich ein Durchschnittspreis von 9 fl. 45 kr., welcher in der Pfalz um beiläufig 2 fl. überstiegen wurde, während in Mittelfranken jene Höhe nicht erreicht wurde. Da diese beiden Kreise den ausgedehntesten Tabakbau noch haben, so können auch nur die dort erzielten Preise ins Gewicht fallen. Niederbayern zeichnet sich jährlich durch hohe Preise (13—26 fl. per Zentner) bei geringer Ausdehnung seines Tabakbaues aus.

•

Frau v. Bulyowsky, die nach ihrem ruhmreichen Gastspiel an der Münchener Hofbühne im Wiener Burgtheater auffallend kühle Aufnahme gefunden, hat dagegen in Köln außerordentliche Begeisterung erregt und sind die Berichte von dort voll des anerkennendsten Lobes über diese Künstlerin.

•

Kassel, 7. April. Vorgestern war der Geburtstag Spohrs. Wie man hört, wollte Kapellmeister Reiß, der noch bei Lebzeiten des großen Meisters den Dirigentenplatz im Theaterorchester erhalten, und bisher in ausgezeichneter Weise ausgefüllt hat, dem Andenken seines unsterblichen Vorgängers eine Erinnerungsfeier an dessen Grabe veranstalten; der Kurfürst hat aber die erbetene Genehmigung dazu versagt. Voriges Jahr wurde ein Ständchen ohne vorherige Gestattung dargebracht; Hr. Reiß erhielt daher einen Verweis, weil er nicht erst angefragt habe. Diesmal wurde angefragt, aber die Antwort war ein abschlägiger Bescheid. So ehrt man bei uns die Todten, so behandelt man die Lebenden.

(N. Fr. Z.)

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 31. Mittwoch den 17. April 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

Novelle
von
Ernst Fritze.

I.

Das Regiment des Herbstes hatte begonnen. Rauhe Winde fegten über den Erdball und schüttelten das buntgefärbte Laub von den Bäumen.

Das herzogliche Lustschloß in Lautenberg lag schon verödet und die geschlossenen Fensterläden verkündeten, daß der Hof nach der Stadt übersiedelt war.

Die Wege des Schloßgartens waren einsam, obgleich die Sonne ihr Mögliches that, um die Nebel aus demselben zu vertreiben. Plötzlich aber tönte ein helles frisches Kindergelächter durch die halbentlaubten Boskets und man sah eine Equipage langsam den Parkweg hinabfahren bis zum Portale des Gartens, der allen Besuchern offen stand.

Drei menschliche Gestalten bewegten sich jugendlich eilig durch die Laubgänge. Eine junge schöne Mutter mit ihren zwei eben so hübschen Kindern glitt endlich hinter den Sträuchern hervor, nachdem man schon längst aus ihrem lustigen Gespräche entnommen hatte, daß sie Jemand auf dem Perron des Schloßgebäudes ihrer wartend glaubten und deshalb alle Kraft anwendeten, um dorthin zu gelangen.

Ein Knabe von 5 Jahren sprang munter hervor, sah sich nach allen Seiten um und rief getäuscht:

„Papa ist nicht da!"

„Nun, er wird wohl noch kommen!" tröstete die Dame, eine junge Frau von ganz besonderm Liebreize, der in der ächten Harmonie von Heiterkeit, Ruhe und Anmuth eine wesentliche Beisteuer erhielt. Die Täuschung, ihren Gatten trotz seinem Versprechen nicht zu finden, störte nicht auf einen Moment den Frieden ihres freundlichen Mienenspiels. Da zeigte sich kein Verdruß, kein Schmollen, keine Gereiztheit und keine Sorge, sondern im gemüthlichsten Tone fügte sie hinzu: „Wir warten ein wenig auf Papa, nicht wahr, kleiner Waldemar?"

„Und dann kommt Papa doch nicht, wie neulich schon ein Mal," versetzte das kleine Töchterchen, das mißmuthig schlendernd den Perron bestieg, altklug. „Papa hält nicht mehr Wort wie früher."

„Ja," fiel der Knabe Waldemar kräftig schreiend ein, „ja, sonst war Papa immer schon da, wenn wir kamen — sonst hatte er Zeit, nicht wahr, Meta?"

Das Töchterchen rümpfte ihr Näschen so spöttisch, wie ein siebzehnjähriges Fräulein es nur hätte zu Stande bringen können und erwiderte:

„Mama muß ihm befehlen hier zu seyn — sie ist ja seine Königin!"

Die Dame lachte sorglos hell auf. „Kleine Närrin!" rief sie. „Hast du wieder etwas aufgeschnappt?"

„Eine Königin kann aber einem König nichts befehlen!" schrie der Knabe wieder mit vollster Lungenkraft, „und Papa ist König, Meta!"

„Nein, das ist er nicht!" entgegnete das kleine Fräulein von sieben Jahren schnippisch, „Papa hat gestern zu Miß Mary gesagt, Mama sey Königin und er sey nur ihr Gemahl!" In der Manier, womit die Kleine sprach, lag unverkennbar die Einwirkung eines andern Charakters als der ihrer Mutter.

Wieder lachte die Mutter dieser hübschen streitsüchtigen Kinder sorglos und heiter. Sie kannte die Einfälle ihres Gatten, „durch scherzhafte Vergleichungen ein Verhältniß zu bezeichnen", und sie wußte längst, daß er damit den enormen Reichthum von ihrer Seite und seine eigene Mittellosigkeit bespötteln wollte. Da sie sich jedoch der hingebendsten Gesinnungen für den Vater ihrer Kinder bewußt war, so fand sie gar nichts Beachtenswerthes in dieser Zusammenstellung. Sie dachte auch jetzt durchaus nicht darüber nach, sondern sprach nur im gütig verweisenden Tone: „das darf Papa sagen, aber Meta nicht!"

Das kleine Mädchen, welches die lebhaften, stets von innerer Aufregung glühenden Augen ihres Vaters hatte, hing sich schmeichelnd an den Arm der Mutter und sah sie mit den verführerischen Blicken schelmisch bittend an. Sie wußte, daß ihre Mutter niemals lange böse war und baute mit kindlicher Koketterie auf die Macht ihrer Blicke.

„Mama", sagte sie dann nach einer Weile, „warum mag Miß Mary heute wohl wieder Zahnweh gehabt haben?"

„Weil Miß Mary's Zahn hohl ist!" schrie der Knabe Waldemar mit Stentorstimme.

Meta zog wieder dieselbe schnippische Miene wie vorhin und entgegnete:

„Miß Mary hat keinen schadhaften Zahn! Sie hat es zu Papa gesagt!"

„Woher weißt du denn Alles, was Papa zu Miß Mary gesagt hat?" fragte die Mutter scherzhaft drohend. „Ich will nicht hoffen, daß Fräulein Meta horcht."

„O Mama", rief die kleine Dame beleidigt. „Ich saß ja in der Stube und spielte mit meiner Puppe, als Papa

mit Miß Mary sprach und sie fragte, ob sie nicht Lust habe, wieder Zahnweh zu bekommen. Miß Mary lachte und richtig, heute hatte sie Zahnweh."

Jede andere Frau hätte aus dieser kindischen Zusammenstellung von Zufälligkeiten Verdacht geschöpft, Frau Adeline Kahlenburg jedoch verfiel mit keinem Gedanken darauf, daß ein bitterer Ernst hinter des schlauen Kindes Beobachtungen versteckt liegen könne. Sie schaute, arglos ihres Mannes Ausbleiben beklagend, noch einige Minuten den Fußweg, der nach der ganz nahen Stadt führte, hinauf und als der Erwartete nicht kam, da schlug sie ihren Kindern vor, diesen Fußpfad entlang zu gehen, um auf keinen Fall den Papa zu verfehlen. Der Vorschlag entzückte die beiden lebhaften Kinder. Sie sprangen hurtig voraus, während Frau Adeline den Kutscher bedeutete, nach Hause zu fahren.

Der Kutscher kam dem Befehle nach. Er fuhr langsam zurück, bog phlegmatisch in den Thorweg, der noch offen stand, ein und hielt zur Verwunderung der alten Haushälterin Katharine schon auf dem Hofe, ohne daß sie nur das Rollen der Räder gehört hatte. Ein merkwürdiges Lächeln umspielte das alte gutmüthige Gesicht Katherinens bei diesem Zufalle. Hurtig eilte sie in den Flur hinab und faßte vorsichtig Posto in der Nähe der Hausthür, um ihre Madam und die Kinder zu erwarten.

„Was hilft es Alles?" murmelte sie dabei. „Wissen muß sie das — es ihr zu sagen, fehlt mir der Muth — sie glaubt es auch nicht — ihre Liebe ist zu groß — ihr eigenes Herz zu rein und fest — sie soll aber nicht blind in's Elend gehen — will sie nachher solche Streiche dulden, nun so ist das ihre Sache. Mein armes Herz, meine gute Adeline!" Die alte Frau, die die junge Gebieterin als Kind auf den Armen getragen, trocknete sich eine Thräne von den Wimpern und blieb festen Entschlusses stehen.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Bald schallten die bekannten Kinderstimmen die Straße herauf und Waldemar, der kleine Schnellläufer, war wieder der erste, der der alten Katharina in die Arme lief.

„Halt 'mal an, mein Bursche," flüsterte sie und schloß ihre Arme fest um ihn her, so daß er nicht, wie er stark Willens war, die Treppe hinaufstürmen konnte. Meta erlitt dasselbe Schicksal, so daß Frau Adeline, als sie in sonniger Zufriedenheit ihr Haus betrat, ihre beiden Kinder als Gefangene der alten Katharine erblickte. „Seid ruhig, Herzchens," flüsterte die Alte. „Ich habe etwas Schönes für Euch."

Frau Kahlenburg fragte nach ihrem Manne.

„Er ist oben," sagte die Haushälterin trocken. „Der Herr kam, so wie Sie um die Ecke gefahren waren, nach Hause."

„Und wir haben ihn im Schloßgarten erwartet," versetzte Frau Adeline heiter. Auch jetzt dachte sie noch nichts Arges. An ihrem felsenfesten Vertrauen prallte jeder Gedanke des Argwohns ab. Mit ihrem glücklichen frohen Lächeln schritt sie an ihren Kindern und Katharinen vorüber, um leicht und elastisch die Treppe zu ersteigen. Sie gewahrte den sorgenvollen angstverrathenden Blick ihrer Dienerin nicht, der ihr folgte und deutlich genug den innerlichen Stoßseufzer derselben verrieth. „Arme, arme Frau! Wird dies nicht das letzte liebliche Lächeln seyn, welches auf deinen Lippen ruht?"

Frau Adeline erreichte ohne Aufschub das Wohnzimmer, welches von schweren seidenen Vorhängen ohnehin verdunkelt, jetzt durch den nebelvollen Herbsttag noch dunkler geworden war. Sie öffnete die Thür. Ihr erster Blick traf eine Gruppe, die ihr Herzblut erst erstarren und dann um so fürchterlicher wallen machte. Da stand ihr Gatte, ihr höchstes Kleinod der Welt, der Mann, den sie unter Hunderten erwählt und geliebt hatte; da stand er in zärtlicher Umarmung mit der Erzieherin ihrer Kinder — seine Arme umschlangen das hübsche Mädchen und seine Lippen ruhten fest und zärtlich auf ihrem Munde.

Nur eine Sekunde lang sah Adeline das Bild, nur eine flüchtige Sekunde — dann war ihr Gatte im Nebenzimmer verschwunden und Miß Mary stand vernichtet, bleich wie eine Sünderin vor der Dame, die sehr rasch bis zu ihr vorgeschritten war.

„Was war das, Miß Mary?" fragte Frau Adeline mit einem Blicke, der dem Mädchen besser wie jedes Wort ihre Verachtung ausdrückte. „Was war das?"

Ein Thränenstrom brach aus Miß Mary's Augen. Sie hob mit flehenden Geberden ihre Hände zu der Dame empor, die sie mit ehrendem Vertrauen in ihre Familie aufgenommen hatte.

„Verurtheilen Sie mich nicht —," bat sie zitternd. „Ich habe ihn schon früher gekannt und geliebt —"

„Hebt das Ihre Schuld auf? Gehen Sie, meine junge Dame — gehen Sie! Verlassen Sie sofort mein Haus —! Nicht eine Stunde kann ich mit der in einem Hause athmen, die so niedrig denkt, den Gatten einer Andern zu lieben und ihm Zärtlichkeiten zu gestatten. Gehen Sie, aber unverzüglich. — Hier haben Sie die Entschädigung, die Sie rechtlich vielleicht von mir fordern können!" Sie legte eine Rolle Dukaten auf den Tisch. „Ich will Ihnen nicht fluchen, daß Sie mich aus meinem Glücke aufgestört haben — gehen Sie — es mag Ihnen wohl gehen!" Stolz aufgerichtet stand Frau Adeline, nichts als ein schmerzliches Aufathmen, das unwillkürlich aus der Tiefe ihrer Brust herausdrang, verrieth den furchtbaren Schmerz, den sie zu ertragen hatte. Sie stand aber fest und entschlossen da, den Ausgang der tragischen Scene vollkommen selbstbewußt erwartend. Sie konnte und durfte dies Zimmer nicht verlassen, bevor es Miß Mary nicht geräumt hatte und die hübsche Miß schien große Lust zu haben, erst den Abgang ihrer Dame herbeizuführen, um mit ihrem Geliebten über ihre Verabschiedung reden zu können.

Frau Adeline aber wußte, was sie that. Sie lehnte, ohne Hut und Mantelet abzulegen, stumm am Fenster und beobachtete die kleine Kriegslist, womit Miß Mary bald hier ein Buch, bald dort eine Stickerei unter wiederholten Bitten und Klagen herbeisuchte. Endlich räumte sie das Feld und Frau Adeline schloß nun mit dem Riegel die Thür, die den einzigen Eingang zu den Zimmern bildete, in welchen sie und ihr Gatte sich befanden. Sie mußte allein mit dem Manne seyn, dem sie eine fürchterliche Schwäche zu verzeihen hatte, und sie wußte, daß er vom Nebenzimmer aus ihr Benehmen gegen Miß Mary beobachtet haben konnte. Jetzt wurde es hell in ihr. Jetzt erkannte sie das Intriguenspiel der alten Katharine, jetzt gewann die Schlauheit ihrer kleinen Tochter Bedeutsamkeit, jetzt rollten Erinnerungen mannichfacher Art vor ihrer Seele auf und jetzt entwich die Blindheit ihrer Liebe, um die schreckliche Klarheit ihrer Lebenserfahrungen verwünschenswerth zu finden.

Waren den Gewitterwolken vom klaren Himmel herabgestürzt, um sie zu vernichten? Was hatte sie verbrochen, um dies Schicksal zu verdienen? Wie sollte sie dies ertragen?

Was sollte sie beginnen? Wohin entfliehen vor dem Schmerze, dem sie ahnungslos entgegengetreten war?

Während Frau Adeline sich vollständig einer sehr verzeihlichen Verzweiflung hingab, wurde Here Justin Kahlenburg ebenfalls von unerfreulichen Gedanken heimgesucht, allein natürlich in einer Stimmung, die der seiner betrogenen Gattin ganz entgegengesetzt war.

Zuerst hatte er sich, nach seiner mißlungenen eilfertigen Flucht, tief gedemüthigt gefühlt, als ertappter Sünder vor Adeline dastehen zu müssen. Dann aber kam es wie Grimm und Zorn über ihn, als er gewahr wurde, mit welcher Energie seine Gattin die Entlassung der sündigen Erzieherin betrieb. Er fand es unverantwortlich von ihr, nannte es eine Ueberschreitung ihrer Rechte, eine Anmaßung, wozu sie durch ihren Reichthum gebracht würde und er schwur es sich zu, „seine Stellung im Hause zu ändern!"

Seine Gattin war sehr reich. Das war ihm jedoch im Laufe seiner achtjährigen Ehe noch niemals störend gewesen. Seine Gattin regierte in Folge dieses Reichthums vielleicht mehr als manche andere Hausfrau die Einrichtungen ihres Haushaltes. Das war bis dahin von ihm leichthin und scherzhaft behandelt. Er hatte zuweilen ihre königliche Macht bespöttelt, wenn es darauf ankam, seinen Willen geltend machen zu wollen und er war stets der größten und liebevollsten Nachgiebigkeit von Seiten Adelinens begegnet. Trotzdem erbitterte er sich in diesem unglücklichen Momente an der Entlassung einer Dame, die Adeline für ihre Kinder angenommen hatte, und wenn er auch deren Entfernung als das beste Beruhigungsmittel für alle Theile anerkannte, so wiederholte er sich dennoch mit dem störrischen Mannesübermuthe, der seine Macht über die Frauenherzen kennt, den Schwur: Alles umzustoßen, was bestand und Alles zu ändern, was ihm zuwider war.

„Es muß anders werden", sprach er gewichtig zu sich selbst, seinen falschen Irrengang beharrlich verfolgend, „es muß durchaus anders werden und wir wollen den Zeitpunkt, wo Adeline aus ihrer unverwüstlichen Seelenruhe aufgeschreckt ist, nicht ungenutzt vorübergehen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Wie man in Amerika eine Stadt (Chicago) in die Höhe hebt.

(Aus Chambers' Journal.)

Es gibt eine Stadt im Westen, welche selbst Amerikaner als eine Art Wunder betrachten weeden, und diese Stadt ist Chicago, am Michigan-See. Ihr gelangt auf einer Haupteisenbahn in ein Conglomerat von Straßen und öffentlichen Plätzen, das an Ausdehnung nicht viel kleiner zu seyn scheint als die Stadt Dublin, und man sagt euch, alles dieß sey erst ins Daseyn getreten seit Erlaß der britischen Reform-Bill. Es ist keine rohe Anhäufung von Wigwams oder Blockhäusern, sondern eine Stadt mit hohen und zierlichen Bauten, mit Kirchen, dem Staatshaus und allen andern passenden öffentlichen Gebäuden. Lange Terrassen hübscher Wohnungen, mit der Aussicht auf den See, bezeugen das Vorhandenseyn einer reichen und luxuriösen Einwohnerschaft. Nun, im Jahre 1830 war nichts der Art vorhanden. Wenn man die Geschichte dieser Oertlichkeit fünfzehn oder achtzehn Jahre weiter zurück verfolgt, so findet man, daß ihr einziger Ruhm darin bestand, eine Handelsstation mit einem kleinen Fort gewesen zu seyn.

Diese Stadt ist herangewachsen zu dem Wohnsitz einer Bevölkerung von hunderttausend Seelen, ehe die Einwohner wahrnahmen, daß dieselbe an einem radikalen Bauschler leide — nämlich, daß sie auf die Oberfläche einer so gering oberhalb des Sees liegenden Ebene gebaut worden, daß das Wasser keinen gehörigen Abfluß hatte. Man erkannte diesen Uebelstand und seufzte im Stillen darüber, wie es gewöhnlich geschieht, wenn Uebelstände unverbesserlich scheinen; allein es war nicht bloß ein einfacher Uebelstand, sondern eine wirkliche Gefahr für Gesundheit und Leben. Als endlich ein Mann auftrat und die Möglichkeit der Abhilfe behauptete, faßte man diesen Gedanken begierig auf, berieth und besprach ihn. Endlich wurde der Municipalität ein Plan vorgelegt, um die Stadt vertikal, um vier bis zehn Fuß, je nach den Bedürfnissen verschiedener Bezirke, zu erhöhen, und durch diese Erhöhung die Trockenlegung zu sichern — die Municipalität schenkte diesem Plan Gehör. Bei uns zu Lande würde derjenige für einen kühnen Ingenieur gelten, der ein solches Verfahren für möglich hielte; allein es scheint nicht, daß der Mann, welcher den Vorschlag machte, Chicago in die Höhe zu heben, dort als etwas Außerordentliches betrachtet wurde. Als der Verfasser dieser Zeilen im Oktober 1860 in Chicago war, konnte er nichts Näheres über ihn erfahren, als daß er Brown heiße. Das Geschäft wurde rasch in Angriff genommen, denn die Amerikaner überdenken und besprechen nicht, wie wir, in einem Jahrhundert das, was ihre Nachkommen im nächsten vollenden sollen. Einmal überzeugt, daß sie das Rechte getroffen, machen sie keine weitern Umstände, sondern legen flugs Hand an — und so thaten sie auch jetzt.

Ich sollte eher sagen, sie fingen an es zu thun: sie fingen an, und fahren nun damit fort; denn wie Rom nicht an einem Tage gebaut wurde, so konnte auch Chicago nicht an einem Tag in die Höhe gehoben werden. Der Fremde, welcher Chicago jetzt besucht, ergeht sich dort in Straßen von verschiedenen Bodenhöhen; zuweilen hat er eine Anzahl leiterähnlicher Treppen, die auf sonderbare Weise das Pflaster unterbrechen, hinauf-, zuweilen hinabzusteigen. Auch dürfte es noch ein oder zwei Jahre anstehen, bis Alles wieder plangemäß eben gemacht ist.

Allein das Verfahren dabei! Wie läßt sich ein schweres Gebäude (ein Haus von mittlerer Größe wird wohl viertausend Tonnen à 20 Centner Gewicht haben) in die Höhe heben? Wie läßt sich, wenn auch die Hebungsmittel vorhanden sind, das Heben so gleichförmig bewerkstelligen, daß die Mauern nicht reißen und bersten — mit einem Wort, mehr oder weniger den Einsturz drohen? Sonderbar, die Hebung geschieht nicht nur mit Leichtigkeit, sondern auch so gleichförmig, daß kein Sprung sich erzeugt, ja daß nicht einmal eine Mörtel-Lage von den Mauern fällt. Und nicht bloß mit einem einzelnen Hause verfährt man so, sondern mit ganzen Häuser-Komplexen — mit Massen wie eine Seite von Belgrave Square oder ein Abschnitt von Regent Street. Der Grund hievon liegt darin, daß einzelne Häuser im allgemeinen so mit andern verbunden sind, daß man sie selten oder nie einzeln in die Höhe treiben kann.

Um einigermaßen einen Begriff von dem „Aushebungsgeschäft", wie ein Chicagoer Blatt es nennt, zu geben, wollen wir einiges Nähere von dem Verfahren anführen,

daß man erst im April 1860 bei einem Häuser-Komplex anwandte. Wir wollen zum Voraus bemerken, daß dieser Komplex eine Länge von 320, eine Breite von 140 bis 90 und eine durchschnittliche Höhe von 70 Fuß hatte. Er umfaßte eine große Bank und acht andere massive Bauten, deren Erdgeschoß in dreizehn Läden abgetheilt war. Das Gesammtgewicht wurde auf 35,000 Tonnen geschätzt. Drei Firmen übernahmen die Arbeit um 18,000 Dollars, oder ungefähr 3500 Pf. St., und machten sich überdieß anheischig, jeglichen Schaden, der entstehe, selbst wieder ausbessern zu lassen. Eine der auffallendsten Bedingungen bei diesem Vertrag war aber, daß die in diesen Gebäulichkeiten befindlichen Geschäfte keine Unterbrechung erleiden dürften.

Die erste Maßnahme nun, die man bei einer solchen Arbeit trifft, besteht darin, daß man den ganzen Grund aufreißt, Alles rings um die Grundmauer des Gebäudes wegschafft, und provisorische Gallerien und Wege für das Publikum während der Zeit des Hebungsverfahrens einrichtet. Dann gräbt man unter einem Theil der Grundmauern die Erde aus und fügt starke Balken hinein, welche durch Reihen so nahe als möglich neben einander gesetzter Schraubengeschirre gestützt werden. Ist dieß gehörig in Ordnung gebracht, so entfernt man auf gleiche Weise ein anderes Stück der Fundationen, und so fort bis Balken mit Schraubengeschirren unter jeder Mauer der Gebäudemasse sich befinden. Bei dem fraglichen Häuser-Komplex wurden im ganzen 6000 Schrauben angewendet.

Das Nächste, was man nun zu thun hat, ist Mittel und Wege zu schaffen, um die Schrauben in Thätigkeit zu setzen. Für je zehn Schrauben ist ein mit einem Hebel versehener Mann aufgestellt. Auf das Zeichen einer Pfeife dreht er eine Schraube um ein Viertel herum, geht fort zu einer andern, welche er auf gleiche Weise dreht, und so fort bis alle gedreht sind. Da die Schraube ein Gewinde von einem Dreiachtelszoll hat, so ist auf diese Weise das Gebäude um einen vierten Theil dieses Raumes auf allen Seiten, oder genau um 3/32 eines Zolls gehoben worden. Die Pfeife ertönt wieder: jeder Hebel arbeitet abermals an seiner Reihe von zehn Schrauben, und ein ähnlicher Betrag vertikaler Bewegung für das ganze Gebäude ist vollendet. Ich habe eine umfangreiche lithographirte Abbildung vor mir, auf welcher der fragliche Häuser-Komplex mit seinen blosgelegten Grundmauern zu sehen ist, so daß man die Reihe der an den Schrauben beschäftigten Arbeitsleute überblickt, während in den über ihnen befindlichen Läden oder Werkstätten Alles in voller Thätigkeit ist, und auf dem Fahrweg daneben bewegt sich die gewöhnliche Menge Kutschen, Wagen und Fußgänger, als ob da nichts Besonderes vor sich ginge. Ist die gewünschte Höhe erreicht, so werden die Balken einer nach dem andern durch Mauer-Unterbau ersetzt, und das Pflaster wird auf dem neuen Niveau wiederhergestellt. Die in Rede stehenden Häuser wurden in fünf Tagen um 4 Fuß 8 Zoll gehoben, und man gibt an, daß die Kosten der neuen Fundation und Pflasterung sich auf 40—50,000 Dollars belaufen. Der Häuser-Komplex, welcher voller Inwohner war, enthielt eine Menge Spiegelglas, elegant bemalte Wände und viele sehr leicht zerbrechliche Dinge; allein keine Scheibe ward zerbrochen, kein Theilchen Mörtel oder Malerei verrückt, kein Stück Hausgeräthe beschädigt. Der Verfasser dieser Zeilen hält es nicht für überflüssig zu sagen, daß er diese Gebäudemasse sah und theilweise in genauen Augenschein nahm, und nicht das Geringste fand, was ihn auf die Vermuthung hätte bringen können, daß sie ursprünglich auf einer um nahezu fünf Fuß niedrigeren Bodenfläche ruhte als gegenwärtig.

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 14. April. Hr. **Roger** trat heute, wie wenigstens die Ankündigungen entnehmen lassen, zum letzten Male auf unserer Bühne als „Raoul" in Meyerbeer's „Hugenotten" auf und bestätigte unsere bereits bezüglich der zwei vorausgegangenen Gastdarstellungen in diesen Blättern ausgesprochene Meinung. Wenn auch heute der Mangel und das Abnehmen seiner Stimme an einigen Stellen des 1. und 2. Aktes sich mehr bemerklich machte, als in den beiden vorausgegangenen Gastspielen („Edgardo" in „Lucia von Lammermoor" und „George Brown" in „Die weiße Dame"), so gab er außerdem besonders im 3. und 4. Akte hinlänglich Gelegenheit, die hohe Vollendung seiner Kunst, die ihm über die vielen Schwierigkeiten der heutigen Rolle leicht hinweghilft, und namentlich den unvermerkten Uebergang von der Bruststimme zur Kopfstimme vielfach zu bewundern. Gleiche Anerkennung und Bewunderung verdiente auch wieder sein Spiel, welches beim 4. Akte in dem Kampf zwischen seiner Liebe und seiner Parteistellung den Kulminationspunkt erreichte. Sein Auftreten wurde auch heute von dem Publikum mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt und am Schlusse eines jeden Aktes durch wiederholtes Hervorrufen, durch Kränze und Bouquets in verdienter Weise gewürdigt. Die Oper wurde heute auch auf eine ganz befriedigende Weise aufgeführt, indem das Streben der Einzelnen sowohl, wie der Gesammtmasse durch den aneifernden und belebenden Geist Roger's gehoben und getragen wurde; vorzüglich verdient wieder Frau **Denemy-Ney** erwähnt zu werden; auch Frln. **Würth** sang mit ihrer gleichwohl zu solchen Rollen etwas schwachen Stimme recht brav und bewies auch heute wieder, daß man mit sorgfältigem Fleiße etwas leisten kann. Frau **Leinauer** war diesmal besser als am vorigen Freitag, hauptsächlich im vierten Akte, während im dritten ihr Tremoliren fast unausstehlich war. Auch Hr. **Carlschulz** moderirte sich heute mehr als gewöhnlich und gefiel deßhalb auch mehr; ebenso konnte man mit Herrn **Büssel** und Hrn. **Bierling** im Allgemeinen ziemlich zufrieden seyn, während wenn man ins Besondere weiter eingehen würde, man außer der Unzulänglichkeit ihrer Stimmen auch noch manche Einzelheiten hervorzuheben hätte. Die Chöre, wenngleich durchaus ziemlich schwer, waren bis auf den 5. Akt, wie auch das Orchester befriedigend.

—C.—

Miscelle.

Ira Aldridge, der seit einiger Zeit von den weltbedeutenden Brettern verschwunden schien, gastirt jetzt wiederum auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin. Nach den Berichten der dortigen Blätter scheint er »nichts gelernt und nichts vergessen" zu haben. Othello, Shylock und der Negersklave sind noch immer die Steine, die dieser dramatische Sisyphus rollt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 32. Sonntag den 21. April 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Statt also den richtigen Weg zur Verständigung zu suchen, statt das tief erschütterte Vertrauen seiner jungen Gattin wieder zu heben und durch reuige Zärtlichkeit die fliehende Liebe wieder zu fesseln, statt dessen betrat der junge bethörte Ehemann ein Kampffeld, dessen Gränze von steigender Heftigkeit und gereizter Erbitterung unendlich leicht überschritten werden konnte.

Wir müssen außerdem noch einräumen, daß Herr Justin Kahlenburg es liebte, die Macht seiner männlichen Schönheit und seiner merkwürdig verführerischen Blicke an allen hübschen Mädchen und Frauen zu probiren, wobei ihm die Leichtfertigkeit des eigenen Herzens über Selbstverwundungen hinweghalf, während es ihm gelang, manches arme kleine Herzchen für ein Paar Tage unruhig und verlangend pochen zu machen. Unerklärlich blieb es Allen, daß Adeline, die augenscheinlich ihren Gatten schwärmerisch liebte, nie von diesen laxen Grundsätzen Notiz nahm, ja daß sie von dem Vorhandenseyn dieser Schwäche keine Ahnung zu haben schien.

Worin lag der Grund dieser seltsamen Blindheit?

Wir wissen es schon, daß ein felsenfestes Vertrauen zum Männerworte, welches ihr „Treue auf ewig" verheißen hatte, daß eigene Werthschätzung, Reinheit des Herzens und die Gebote der Liebe sie sorglos bis zum Rande des Abgrundes geleitet hatten. Wie sie unter der Einwirkung von Entdeckungen leiden mußte, die sie nie geahnt, das läßt sich denken. In dem Gesetzbuche ihrer Liebe stand die Treue, das heißt, die reinste Treue, bis auf Wort, Blick und Geberde oben an. Wenn die Welt auch eine Verirrung, wie sie hatte belauschen müssen, nicht zu einem Treubruche im schlimmen Sinne des Wortes zu zählen Miene gemacht hätte, für sie, für ihr zärtliches Herz waren dergleichen Liebesspielereien, dergleichen Herzenskoketterien eine entsetzliche Sünde.

In dieser Stimmung befand sich Adeline, als Justin rasch die Thüre seines Zimmers öffnete und ohne Zeitverlust zu ihr eintrat.

Die Verschiedenartigkeit, die Ungleichheit ihrer Gemüths- und Seelenstimmung leuchtete sogleich beim ersten Worte grell hervor und verhinderte von vornherein jede Verständigung.

Justin nahm den Vorfall leicht — Adelinen schien er ein Verbrechen.

Er wollte die Gelegenheit benutzen, um Manches zur Sprache zu bringen, was ihn ärgerte — sie fühlte sich bis zum Tode betrübt, zerschmettert von einer Erfahrung, die sie ihres Glückes beraubte.

Justins Beschämung trieb ihn an, nach Mitteln zu suchen, um als Sieger aus einer Affaire zu gehen, die sonst eine schmachvolle Demüthigung für ihn werden konnte. Seine Erbitterung über die eigenmächtige Verabschiedung einer Dame, die zu seinem Haushalte gehörte, machte ihn blind gegen den stummen thränenlosen geduldigen Schmerz, der sich in den bleichen Zügen eines Gesichtes ausprägte, das sonst von Fröhlichkeit strahlte und von Heiterkeit durchglüht wurde. Sein Ton hielt genau die Mitte von spöttischer Leichtfertigkeit und vorwurfsvollem Ernste, als er beim Eintritte sagte:

„Habe ich recht gehört oder hat mich mein Ohr getäuscht? Du hast Miß Mary fortgeschickt? Warum das, wenn ich fragen darf?"

Adeline sah empor zu ihm. O, wie sie ihm in das erhitzte Antlitz blickte, mit dieser Trauer, mit diesem unsäglichen Schmerze — es hätte einen erbarmen können. Justin aber fuhr in gleichem Tone fort: „Wenn du meinst, daß ich diesen Blick für eine Antwort gelten lassen soll, so kann ich dich nur für lächerlich überspannt erklären. Was ist denn Großes geschehen? Miß Mary ist meine erste Liebe." —

Adeline fuhr schreckhaft, wie aus starrem Sinnen in die Höhe. „Deine erste Liebe?" fragte sie tonlos. „So war dein erstes Wort der Liebe gegen mich eine Lüge?"

Justin lachte leicht. „Ich dächte, wir wären über acht Jahre verheirathet."

„Und du hast gewußt, daß ich deine erste Geliebte als Erzieherin deiner Kinder wählte?" fragte sie aufgeregt.

Er sah ihr trotzig in die Augen. „Ich könnte diese Frage bejahen und die fürchterliche Verantwortung dieses Verbrechens auf mich nehmen, ohne deinen Zorn zu beachten, allein ganz der Wahrheit gemäß wäre es nicht. Wenn auch eine flüchtige Ahnung meine Phantasie berührt hat, so wußte ich doch nicht, daß sie meines alten Professors Tochter Marie Schmidt, während der neun Jahre unserer Trennung in Mary Smith verwandelt hatte. Der Schmidt und Smith gibt's viele."

„Warum verhehltest du mir es aber bis heute?" fragte Adeline ruhiger.

„Weil ich das Joch, welches ich ohnedies in meinem ehelichen Verhältnisse zu tragen habe, nicht erschweren wollte!"

Frau Adeline, von dem Tone frappirt, womit er diese Entgegnung abgab, sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Ein Joch zu tragen? Du! — Mein Gott — bin ich denn im Traume?"

Eine Pause von mehreren Minuten ließ es ungewiß, wie sich das Gespräch jetzt wenden werde. In Adelinens Brust rang der Schmerz mit einer sittlichen Entrüstung. In Justin herrschte trotzige Empörung mit dem besten Willen, den Beleidigten und Unterdrückten spielen zu wollen. Seine Erbitterung stieg bei ihrer thränenlosen Ruhe, die er Herrscherwürde nannte. Klagen, Vorwürfe und Thränen, also Eifersuchtsscenen, wie er sie von Hörensagen kannte, würden vielleicht von ihm mit milderer Art beseitigt seyn. Gegen die Ruhe seiner Gattin streifte er sich auf, weil er der falschen Ansicht huldigte, „sie wolle ihm imponiren." Ein böser Geist regierte seine Gedanken und er wurde schonungsloser, als er sich vorgesetzt hatte. Der arme irrende Sterbliche meinte durch jahrelanges Miteinanderleben hinreichend gut die Seele seiner Frau kennen gelernt zu haben, um die Regung ihres Innern richtig beurtheilen zu können.

Adeline war aber weit entfernt, durch Komödienspiel eine Würde zu affektiren. Ihre Betäubung wuchs nur und von Schreck und Erstaunen gedemüthigt, fehlte ihr die Geisteskraft, die sie sonst aufweisen konnte, Justin richtig zu antworten. Sie war viel zu gut erzogen um heftig, und viel zu traurig um pathetisch werden zu können. Ihre Stimme blieb klanglos und sanft bei allen Erwiderungen und sie antwortete stets natürlich und unbedenklich, was ihr Gefühl ihr eingab.

Als habe er sich nur auf die folgende Scene präpariren wollen, so sicher und selbstbewußt in Ton und Geberde sprach Justin, plötzlich das Stillschweigen brechend:

„Du bist doch sonst eine sehr kluge Frau — sollte es dir denn wirklich entgangen seyn, daß die Einrichtung unserer pekuniären Verhältnisse entwürdigend für einen Mann ist?"

„Warum hast du mir das nicht längst gesagt?"

„Was hätte mir's geholfen? Dein Vater muß sonderbare Begriffe von Männerehre gehabt haben, daß er deinem Gatten den Nießbrauch deines Vermögens gestattete, ohne ihm Eigenthums- oder Erbrechte zu gewähren."

„Das hast du aber vom ersten Tage unserer Verlobung an gewußt."

„Es liegt ein ausgeprägtes Mißtrauen darin und ich will das geändert haben."

„Leider sind Testamentsbedingungen nicht zu ändern, Justin."

„Ein Ausweg wird sich finden müssen. Denkst du, ich hätte Lust, dir die Macht im Hause, die du so schmählich mißbrauchst, ferner uneingeschränkt zu belassen. Wie? Ist das erhört, daß sich eine Frau Anordnungen im Hause erlaubt, die doch mindestens der Billigung des Mannes bedurften?"

„Was meinst du, Justin? Doch nicht Miß Mary's Entlassung? Ich glaubte in meinem Rechte zu seyn —."

Justin lachte hell auf: „Ja im Rechte deines Geldbeutels, der sich bereitwillig öffnen mußte, um die Demüthigung des armen Mädchens zu bezahlen!"

Adeline sah ihn groß an. „Vom moralischen Standpunkte aus konnte ich nicht anders handeln, dächte ich."

„Schwärmerische Jugendideen —", wendete Justin verächtlich ein.

Adeline legte beide Hände an ihre Schläfen, in denen es pochte und hämmerte, als tobe ein Ungewitter dort.

„Mein Gott, mein Gott, habe ich denn bis dahin im Schlafe gelebt?" flüsterte sie.

„Möglich, sehr möglich, Adeline, und es ist verdienstlich von mir, wenn ich dich endlich aus deinem Schlafe aufrüttle. Die Sache muß und soll anders werden!"

Adeline sah betäubt gerade aus. Der Ausdruck ihres Auges war unsicher, hilfesuchend und verwirrt. Justin fuhr fort:

„Ich werde mich schon morgen mit deiner Mama in Korrespondenz setzen —."

„Meine Mutter —", flüsterte die arme junge Frau mit plötzlicher Erleichterung. „Meine Mutter —, ich will zu meiner Mutter —, laß mich zu meiner Mutter reisen —".

„Recht gern!" rief Justin lachend. „Das sind auch Vorrechte deines Geldbeutels, Adeline, daß die Erfüllung solcher Einfälle und Wünsche nicht vom Willen deines Gemahls abhangen. Reise aber. Mir kommt es gelegen, daß du deiner Mama meine Sinnesänderung in Bezug auf unsere Einnahmen vorlegst und sie dringend um Abhülfe bittest. Bis dahin warst du Königin des Reichs und ich dein Gemahl, der begnadigt wurde. Von jetzt an will ich unbeschränkter Herrscher seyn —."

„Justin, bist du jemals von mir beschränkt?"

„Nein. Es ist aber dein Eigenthum, das mir nur huldreichst gewährt wurde. Es scheint dich sehr traurig zu stimmen, daß du deine Macht abtreten sollst."

„O, wenn es nur das wäre! Wenn es nur das wäre! Ich darf morgen zu meiner Mutter reisen?" setzte sie schnell fragend hinzu.

Justin verbeugte sich mit scherzhafter Feierlichkeit. „Ich hoffe, meine Schwiegermama wird meiner künftigen Sultansmacht nichts in den Weg legen. Von dieser Reise hängt unser späteres Wohlbehagen ab. Bedenke wohl, daß der Mensch nicht dazu bestimmt ist, sein Leben im unglücklichen Schlafe zu verbringen. Also Miß Mary wird nicht wieder zu Gnaden angenommen?" fügte er schnell hinzu.

„Nein!" erwiderte Adeline fest und bestimmt. In ihren Augen loderte zum ersten Male die Flamme der innerlichen Entrüstung auf.

„Gut. Ich genehmige nachträglich ihre Entlassung, damit du siehst, daß die kleine Scene zwischen mir und der hübschen Jugendgeliebten eben nichts auf sich hat. Aber ich bevorworte, daß es der letzte Akt deiner königlichen Herrscherlaune sey. Die neuen Reichsgesetze werde ich während deiner Reise zu der Mama entwerfen, und ich hoffe von nun an nicht mehr der Gemahl der Königin zu seyn, sondern der absolute Herrscher in meinem Hause." Er näherte sich bei den letzten Worten und wollte gewohnheitsgemäß seinen Arm um ihre Taille schlingen.

Adeline wich bestürzt zurück. Es war sichtlich, daß ein Schauder ihre Seele überflog, als sie dieselbe Liebkosung von ihm erdulden sollte, die er in überströmender Zärtlichkeit einer Andern erwiesen hatte. Justin ignorirte, klugerweise, wie er meinte, diese lächerliche Ziererei und wendete sich, um in sein Zimmer zurückzugehen.

„Ja, ja — das ist der Fluch, der uns Männer drückt, wenn wir von einer reichen Erbin erwählt werden," sprach er lachend, indem er vorwärts ging. „Man verlangt dafür ewige Huldigung und treue Unterwerfung. Die Sache wird aber langweilig, Adeline. Der Mensch liebt die Freiheit

und die Veränderung. Glaub' mir, Adeline, die Prüderie einer Frau ist nicht das rechte Mittel, uns unsere Fesseln lieb zu erhalten. Besinne dich wohl, ob du mit wachenden Augen in der Welt sowohl, als neben mir fortzukommen gedenkst bei der eigensinnigen Schwärmerei, die du seit Jahren zur Schau trägst. Wir sind Menschen und müssen als Menschen leben. Die Veredlung, wovon du bisweilen phantasirst, überlaß Gott und den lieben Engeln. Wenn du vernünftig genug bist, so wird unsere Ehe stets ein Vorbild für unsere Mitmenschen bleiben, wie sie bisher gewesen ist, aber ich werde und muß auf meinen Rechten bestehen!"

Die Thür fiel hinter ihm zu, bevor Adeline ein Wort hätte erwidern können, wenn sie es Willens gewesen wäre. Ihr fehlte aber jegliche Lust zu sprechen. Was sie in dem kurzen Zeitraume einer Stunde erlebt und erfahren hatte, das überstieg Alles, was sie sich jemals träumen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Tschinovnicks.

Skizzen aus dem russischen Provinzialleben.

Der epochemachende Entschluß des Kaisers Alexander von Rußland, dem Millionen von Leibeigenen ihre Freiheit verdanken, hat die öffentliche Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf die russischen Zustände hingelenkt. Unter diesen Umständen verdient ein Buch Beachtung, welches unter dem obigen Titel erschienen ist und den Hofrath Stschedrin (Saltikoff) zum Verfasser hat. Stschedrin, ein gründlicher Kenner der russischen Beamtenhierarchie, hascht nicht nach satirischen Pointen und tendenziösen Uebertreibungen; sondern gibt uns seine Erfahrungen mit jenem ruhigen naiven Humor, der beweist, daß er aus unmittelbarer Anschauung zeichnet, ja daß er nicht über, sondern in seinem Stoffe steht und selbst ein Tschinovnick (Beamter) ist. Der Inhalt seines Buches ist doppelt anziehend, da das Tschinovnickthum gerade in dem gegenwärtigen Augenblick berufen ist, eine wichtige Rolle zu spielen, und es von den Tschinovnicks abhängen wird, wie viel von dem kaiserlichen Manifeste in Betreff der Freilassung der Leibeigenen in Ausführung kommen wird und in welchem Sinne die kaiserlichen Intentionen realisirt werden sollen. Das Alles hängt nämlich nicht von dem Willen des Selbstherrschers und seines Staatsrathes ab, sondern von den Tschinovnicks, einer von der vis inertiae bewegten schwerfälligen Maschine, die ihren eigenen Willen und ihre eigenen Interessen hat.

Der Selbstherrscher ist mit allem Pompe absoluter Machtvollkommenheit umgeben, und in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten und so lange es sich um politische Ideen im Ganzen und Großen handelt, ist sein Einfluß allerdings bemerklich genug. Aber in allen Einzelnheiten der Verwaltung und administrativen Exekution ist sein Despotismus eine reiche Fiktion. Er mag große Prinzipien proklamiren und pompöse Ukase erlassen, aber sobald er beabsichtigt, vom Abstrakten zum Konkreten herabzusteigen und seine Dekrete auf das thatsächliche Leben anzuwenden, so steht er machtlos vor dem unerschütterlichen Tschin, vor dem gerade durch seine Kleinlichkeit, Unwissenheit und Depravation souveränen Beamtenstand. — Vor etwa 14 Jahren, so schreibt ein Kritiker in der „Wes.-Ztg.", welcher das Buch von Saltikoff bespricht, reiste ich mit einem deutsch-russischen Edelmann von Liefland nach Petersburg. Wenn ich es nicht für indiskret hielte, seinen Namen zu nennen, so würde die unten mitgetheilte Aeußerung von ihm noch interessanter seyn, denn er ist später unter die Diplomaten gegangen und wird in der europäischen Presse oft genannt. Er gab sich die größte Mühe, mich von meinem deutschen Idealismus zu kuriren und meine jugendliche Begeisterung für Freiheit in abstracto auf ein konkretes Maß zurückzuführen. „Was haben Sie nur gegen Rußland?" rief er aus. „Es gibt kein Land auf der Welt, in dem ich so frei bin, als in Rußland — wenn ich Geld habe. Jedes Gesetz ist eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, hier in Rußland existirt aber effektiv kein einziges Gesetz für mich, das mich beschränken könnte, und Hunderte und Tausende stehen mir zu Gebote, wenn ich meine Freiheit gegen die Uebergriffe Anderer schützen will, — wenn ich Geld habe. Setzen wir den schlimmsten Fall, daß der Kaiser beschließt, mich nach Sibirien zu schicken. Gut, der Ukas wird ausgefertigt, zwei Landjäger werden abgeordnet, ein Kosakenpiket zu ihrer Verfügung gestellt, und die Kibitke fährt in der Stille der Nacht vor meinem Hause vor. Wenn ich aber Geld habe, so komme ich doch nicht nach Sibirien, trotz Ukas, Landjäger und Kosaken. Die Landjäger sind doch Menschen mit Fleisch und Blut wie Sie und ich, und haben ein Herz und einen Magen, und die Tschinovnicks, deren Bekanntschaft ich auf Route zu machen habe, haben sogar zwei Magen und gar kein Herz; — und wenn ich auf dem nächsten Hofball in Petersburg tanzen will, so hängt dies nur von meinem Willen ab. Nein, nur keine Deklamationen gegen Rußland, das so wenig gekannt ist!" — Aber — erwiderte ich schüchtern, denn ich war von der Wahrheit dieser cynischen Worte frappirt — wie ist es nun mit dem armen Teufel, der zufälliger Weise kein Geld hat? — „Warum hat die Canaille kein Geld? Das ist seine eigene Schuld. Wer in einem Lande von so unerschöpflichen Ressourcen, wo ihm alle Mittel geboten sind, Geld zu erwerben, arm ist, der verdient auch nicht frei zu seyn."

Diese Unterredung, deren Wahrheit ich auf Schritt und Tritt in Rußland bestätigt gefunden und die sich daher in meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt hat, kam mir nicht aus dem Sinn, als ich das Saltikoff'sche Buch durchlas. Rußland ist allerdings ein Land von enormen Hilfsquellen, und die Czaren haben ein größeres Durchschnittstalent bewiesen als irgend ein anderes Fürstenhaus Europa's. Wenn daher beide in einem natürlichen Kontakt zu einander ständen, so würde ein ausgedehnter Nationalwohlstand die Folge davon gewesen seyn. Aber zwischen dem Kaiser und dem Volk, zwischen der Regierung und den nationalen Ressourcen steht die unerschütterliche Barriere der Tschinovnicks, welche auf der einen Seite alle guten Gesetze von Oben und auf der andern einen großen Theil der Revenuen von Unten unterschlagen.

Von den vielen mit anspruchsloser Natürlichkeit erzählten Anekdoten, mit denen der Verfasser seine Beobachtungen illustrirt, theilen wir nur eine mit, nicht weil sie die beste ist, sondern, weil sie das Verhältniß zwischen Volk und Tschinovnick am richtigsten charakterisirt und selbst wenn sie mythisch seyn sollte, von dem Reize der Wahrheit nichts verliert. Saltikoff erzählt von einem Tschinovnick seiner Bekanntschaft:

Er hatte Eine Sünde auf der Seele — eine große Sünde — er hatte den Tod eines „Mannes anderer Race" (Tataren u. s. w. werden so genannt) verursacht. Das trug sich folgendermaßen zu. Unser Distrikt ist sehr waldig und ein großer Theil dieser Leute hat daher darin seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Sie sind sehr einfache Menschen und wohl auf, aber sehr unreinlich in ihren Gewohnheiten und einige fremde Krankheiten haben sich unter ihnen mit einer Hartnäckigkeit verbreitet, daß sie von Generation zu Generation forterben. Wenn sie einen Hasen erlegt haben, ziehen sie ihm die Haut ab und werfen ihn dann unausgenommen in einen Topf, und zwar einen Topf, der nicht gewaschen worden, seitdem er aus dem Töpferofen gekommen ist; kurz der Gestank ihrer Küche ist unerträglich, aber sie essen solche Gerichte mit dem größten Appetit. Im Allgemeinen aber läßt sich annehmen, daß diese Leute die Aufmerksamkeit unserer Provinzial-Gesellschaft nicht sehr zu fesseln vermögen. Eines Tages jedoch ging einer von ihnen aus, um Eichhörnchen zu schießen und schoß sich unvorsichtiger Weise in die Schulter. Natürlich wurde eine amtliche Untersuchung eingeleitet und man fand sofort heraus, daß es aus Unvorsichtigkeit geschehen war, und der Distriktshof dekretirte, daß der Umstand dem Willen Gottes zuzuschreiben sey, und daß der Bauer den Händen des Distriktsarztes zur Kur anvertraut werden sollte.

Iwan Petrowitsch empfing die Ordre des Gerichtshofes, hielt es jedoch für zu lässig, sich zum tatarischen Bauern zu bemühen, der so weit entfernt wohnte. Jedoch da er vernommen hatte, daß das fragliche Individuum ganz wohlhabend sey und sich zufälliger Weise sechs Wochen später in jenem Theile des Distrikts in Dienstgeschäften befand, so sprach er im Vorübergehen bei ihm vor. In der Zwischenzeit war übrigens die Schulter vollständig geheilt. Der Doktor trat in die Bauernhütte und verlas den Ukas. „Ausgezogen!" sagte er. — Aber, Väterchen, meine Schulter ist ganz geheilt," erwiderte der Bauer, „und zwar schon seit länger als vier Wochen." — „Hier, Du Götzendiener, hier betrachte Dir diesen Ukas! Ich habe den Befehl, Dich zu kuriren." Da war nichts zu machen; daher kleidete sich der Bauer aus und der Andere begann ihn mit seiner Lanzette in die noch empfindliche Stelle zu stechen. Der arme Teufel schrie aus Leibeskräften, aber der Doktor grinzte nur und zeigte auf das Papier. Und er verließ ihn erst, nachdem ihm der Bauer drei Geldstücke gegeben hatte. „Nun," sagte er, „Gott sey mit Euch!" — Als Iwan Petrowitsch von Neuem Geld nöthig hatte, machte er sich abermals auf den Weg, um dem Bauer eine Visite abzustatten; und auf diese Weise pumpte er ihn länger als ein Jahr aus, bis er alles Geld herausgepreßt hatte, das der Mann besaß. Der arme Kerl wurde immer dünner und gerieth bei dem bloßen Gedanken an den Doktor in Delirium. Als dieser jedoch fand, daß nichts mehr zu holen war, stellte er auch seine Visiten ein. Der Bauer athmete freier auf und bekam schon wieder ein Bischen Kourage. Eines Tages jedoch traf es sich, daß ein gewisser Tschinovnick, ein von Jenem ganz verschiedenes Individuum, durch das Dorf reiste und sich nach der Gesundheit des Mannes erkundigte (viele Tschinovnicks kannten ihn wegen seiner Gastfreundschaft). Die Bauern erzählten diesem daher, daß ein Tschinovnick da sey, der sich nach seinem Wohlbefinden erkundigt habe. Er war überzeugt, daß es der Doktor sey, der an ihm zu praktiziren beabsichtige, lief spornstreichs nach Hause, ohne ein Wort zu verlieren und — hing sich auf.

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 19. April. So zu sagen vor Thorschluß führt uns die Theater-Direktion noch zwei Gäste auf, für deren Erscheinen auf unserer Bühne wir ihr Dank schulden und diesen auszusprechen nicht zögern. Hr. Ph. Grobecker von Berlin hat sich bei seinem neulichen Auftreten als Windmüller in dem bekannten Stück „Der Vater der Debütantin" die Gunst des Publikum in vollem Maß erworben und sich als trefflicher Komiker bewährt. Wer genanntes Stück kennt, der weiß, daß dessen Erfolg fast ganz vom Darsteller des „Windmüller" abhängt, einestheils weil dieser das bewegende, treibende Element in der Handlung ist und sie stets in Fluß erhalten muß, anderntheils weil das Stück, an und für sich nicht eben sehr gehaltvoll und mitunter zu gedehnt, erst durch geeignete Behandlung der komischen Figur des „Windmüller" gewinnen muß. Man kann also, wenn das Stück Erfolg hat, denselben keck dem Träger jener Rolle zuschreiben, und Erfolg hatte es neulich; Zeuge dessen war das immer sich erneuernde herzliche Gelächter des ganzen Hauses — so herzlich, wie wir es schon lange nicht mehr gehört hatten. Freilich hatten wir auch einen tüchtigen Komiker vor uns, einen Mann, der nicht bloß vollständige Kenntniß aller technischen Hülfsmittel seines Faches besitzt, sondern auch denkender Schauspieler ist, einen Mann, der nicht bloß durch derbe Komik die Heiterkeit der Zuschauer erregt (wiewohl er es in den letzten Akten auch hieran nicht fehlen ließ, mehr vielleicht, als selbst für eine Posse nöthig war), sondern auch durch feines Spiel lächerliche Charaktere treffend zu zeichnen weiß. Was wir an seinem Spiel dann noch besonders rühmen müssen, ist dessen Einfachheit und Natürlichkeit und ein gewisser Zug von Gemüthlichkeit, womit er sich so behäbig auf der Bühne bewegt, daß er den Zuschauer schon dadurch für sich einnimmt. Außerdem wird er durch eine volle, wohlklingende und gut geschulte Stimme unterstützt, die ihn befähigt, vollkommen deutlich und doch ohne jegliche Schärfe in allen Tonlagen und selbst bei größter Raschheit immer noch ganz verständlich zu sprechen. Der andere Gast, Herr Ewald Grobecker vom Hoftheater zu Wiesbaden, trat heute als Schuster in dem bekannten Schwank „Der verwunschene Prinz" und als Nitschke in der Posse „Ein gebildeter Hausknecht" auf. In beiden Rollen bewährte er sich als gewandter Schauspieler, welcher seine technische Fertigkeit recht gut zu verwerthen, seinem Spiel durch eine Menge kleiner, doch nicht bedeutungsloser Zuthaten Leben und Mannigfaltigkeit zu geben und dadurch jede störende Lücke auszufüllen weiß. Trefflich ist auch sein Mienenspiel. Nichtsdestoweniger müssen wir bekennen, daß er uns nicht so zusagte, wie sein Vorgänger am vorigen Mittwoch; es fehlt ihm unsres Bedünkens die Gemüthlichkeit, die einfache Natürlichkeit und der angeborene Humor, die jenen so vortheilhaft auszeichnen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 33. Mittwoch den 24. April 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Hatte sie denn wirklich die Vorwürfe verdient, mit denen ihr Gatte sie überhäufte? Waren die Beschuldigungen gerecht, die auf ihr demüthig gesenktes Haupt geschleudert wurden?

Justin verließ das Zimmer als Sieger, aber um welchen Preis!

Wie weit selbstsüchtige Bethörung einen Mann führen kann, der bis dahin von der ganzen Welt als der glücklichste Gatte anerkannt und als der zwar leichtherzigste, aber dabei liebenswürdigste Mann gepriesen worden war, das lehrte Herr Justin Kahlenburg an diesem verhängnißvollen Tage. Acht volle Jahre lagen zwischen der Stunde, wo er Adeline Bärwald mit der glühendsten Liebe als sein Eigenthum umarmt hatte, und dieser eine Augenblick zerstörte die Wahrheit und Haltbarkeit eines achtjährigen Glückes. Stufenweise hatte sich in Justin die Veränderung seiner Liebe zu Adelinen entwickelt. Wäre sie nur eben so stufenweise zu Adelinens Kenntniß gelangt. So aber blieb das holde schöne reine Wesen vom Hauche der Weltlichkeit unberührt und mußte jetzt den schmählichen Untergang ihres Liebeslebens betrauern. Warum hatte Niemand sie gewarnt? fragen wir. Wer kann sich aber entschließen, Thränen des Kummers in ein Auge zu locken, das nie vom Schmerze feucht gewesen! Die edle Heiterkeit eines Weibes ist jedem Menschen heilig. Daran scheitert der gute Wille, Schwächen des Mannes zu enthüllen, der das Ideal ihres frohbewegten Herzens ist. Dazu kam noch, daß Justins Charakterlosigkeit nie in Böswilligkeit ausartete, daß er beliebt war, daß man sah, wie liebreich er seine Gattin, wie zärtlich er seine beiden schönen Kinder behandelte. Man hoffte zuversichtlich auf die Zeit, wo Männereitelkeit zu ersterben pflegt und hütete sich, seiner Gattin die Augen zu öffnen, um Mißtrauen und Eifersucht zu säen, die wie wuchernde Saat den Frieden ihres Lebens stören mußten. Jetzt hatte der Zufall herbeigeführt, was Freundeshand verzagt unterlassen hatte.

Am nächsten Morgen fuhr Frau Adeline mit ihren Kindern die kurze Strecke nach der Eisenbahn, die bei Lauterberg vorbei nach Hamburg führte. Justin begleitete seine Familie im Wagen. Er schien eine Fortsetzung seines Benehmens vom vorigen Tage nothwendig zu finden. Wenigstens streuete er, zwischen die Scherze mit seinen Kindern, allerlei belehrende Redensarten, die immer sicher das Herz trafen, das seinetwegen innerlich blutete. Adeline antwortete nichts darauf. Als sie aber im Momente des Abschiedes sich abermals mit einer Geberde des Grauens von ihrem Gatten wendete, um seinem Kusse zu entgehen, da schlich ein diabolisches Lächeln über das schöne Gesicht Justins.

„Sie trägt Verachtung zur Schau!" dachte er, indem er seine Hand ihren zitternden Fingern entzog. „Wahre dich, Madam — was du in maßloser Eifersucht vielleicht argwohnst, das könnte in Wirklichkeit geschehen. Miß Mary bleibt in meiner Nähe und sie hält den Vergleich mit dir aus trotz deiner dünkelhaften Werthschätzung. Alberne Prüderie und Eifersucht hat schon manche glückliche Ehe gestört." Er verschmähte es, nach diesen Gedanken ferner einen Blick auf seine Gattin zu richten. Die Lokomotive gab das Zeichen zur Abfahrt. Justin wollte zurücktreten, da streckte Adeline nochmals beide Hände zum Wagen hinaus und ihr bleiches Gesicht neigte sich willenlos dem Gatten entgegen, nicht um ihn zu küssen, nicht um seinen Blick zu suchen, der stets so verführerisch ihr Herz umsponnen. Nein sie neigte ihre Stirn demüthig vor ihm, sie flüsterte in einem Tone, der mit nichts Anderm als mit dem Seufzer einer Sterbenden verglichen werden kann:

„Gott segne dich für das Glück, das du mir seit acht Jahren bereitet hast — Gott segne dich dafür!"

Die Lokomotive signalisirte zum letzten Male. Justin mußte zurückweichen. Hatte der Ton sein Herz berührt und ihn zu dem Bewußtseyn gebracht, daß er in schwerem Irrthume befangen, daß er für seinen abscheulichen Egoismus verantwortlich sey? Nein. Wir müssen es zu seiner Schmach gestehen, daß er frivol lächelnd dem davoneilenden Eisenbahnzuge nachsah und sehr fest auf die Macht seiner Persönlichkeit bauete, als er daran dachte, daß Adeline eine Trennung von wenigen Tagen so gewichtig einleitete.

Justin begab sich ruhig in sein Haus zurück, das unter der Aufsicht der alten Katharine nichts von seiner Behaglichkeit verlor, während Adeline in dumpfer Betäubung der Stunde harrte, wo sie am Mutterherzen weinen und klagen konnte.

Es waren nur zwei Stunden, die sie warten mußte, allein diese hundertzwanzig Minuten wogen eine Ewigkeit auf.

Ohne die mindesten Gewissensbisse zu spüren, warf sich Justin in seinen Lehnsessel, zündete sich die feinste Cigarre an und überlegte dann, was zu thun sey, um diesen Tag auf eine angenehme Weise, garçonartig, zu verbringen. Im Nu tauchte das Bild der hübschen Miß Mary vor ihm auf. Es wäre ganz handlich vergnüglich gewesen, hinter dem Rücken

seiner Frau eine Zusammenkunft mit ihr zu haben. Die kleine Miß brauchte gar nicht einmal Zahnweh zu fingiren. Ein selbstzufriedenes Lächeln nahm Platz auf seinem Gesichte. Wie reizend, wie niedlich, wie schelmisch hatte das junge Mädchen ihre Rolle als Zahnpatientin gespielt, um von der langweiligen Spazierfahrt mit seiner Frau und den Kindern verschont zu bleiben und während der Zeit mit ihm unbelauscht plaudern zu können. Seine Eitelkeit war mächtig genug gewesen, die ersten strafbaren Schritte dieses Verhältnisses leichtsinnig zu thun, und als er jetzt zum Nachdenken kam, da fand er den Weg zur weiteren Verbindung gänzlich frei. Sollte er das unbenutzt lassen? Er lächelte noch viel selbstgefälliger als vorhin und strich das Bärtchen mit entschieden willfähriger Geberde glatt.

Er wußte, wo Miß Mary zu finden war. Eine Verwandte von ihr, dieselbe, die ihre Aufnahme im Kahlenbergischen Hause vermittelt hatte, wohnte in Lauterberg und zu ihr war sie Tags zuvor geflüchtet, als sie das Haus verlassen mußte. — Justin entschied nach kurzem Bedenken, daß er Miß Mary besuchen würde. — Warum ging er aber nicht? Von Stunde zu Stunde verschob er diesen Besuch. Er ging auf sein Bureau. Er kam wieder nach Hause. Er besuchte den Klub wie alle Tage — der Abend brach herein, die Nacht nahte und immer war Justin noch nicht bei Miß Mary gewesen. Mit der größten Seelenruhe legte er sich endlich schlafen und vertagte seinen Besuch bei der jungen Dame, die seine Herzensfibern in so angenehme Schwingungen gebracht hatte.

Am nächsten Morgen frühstückte er allein. Die Haushälterin hatte gewiß Alles gethan, um sein Frühstück schmackhaft zu machen, und dennoch schmeckte es dem jungen Hausherrn nicht. War er vielleicht erwacht aus seinem Irrwahne und gequält von Gewissensbissen? O, Gott bewahre! Er dachte sogar lebhaft darüber nach, wie er mit Miß Mary eine einsame Fahrt machen könne, ohne den Argwohn seines Dienstpersonats zu wecken. Fuhr er den kleinen Wagen selbst, so gab er sich und seine Dame den Blicken der Begegnenden Preis, da derselbe unbedeckt war. Er beschloß, Miß Mary frank und frei in seinem Gallawagen abzuholen und mit ihr nach Friedrichshöhe zu fahren.

Warum fuhr er denn nun nicht? Das Wetter war wunderschön und dennoch verschob er den Befehl anspannen zu lassen von Stunde zu Stunde. Er ging auf sein Bureau und kam wieder nach Hause, ohne Miß Mary besucht und ohne mit ihr die beschlossene Spazierfahrt unternommen zu haben. Abends legte er sich gemüthsruhig zu Bette und vertagte abermals seinen Besuch und seine Spazierfahrt bis zum andern Morgen.

„Katharine, dein Kaffee schmeckt nicht so gut als der, welchen meine Frau macht", sagte Justin am zweiten Morgen nach dem Frühstücke.

„Mag wohl seyn", entgegnete die Alte mit freundlichem Aufblicke. „Schreiben Sie es nur der Madam, so kommt sie sicher gleich wieder."

„Meinst du?" fragte Justin zerstreut und mit weicher Stimme.

War er jetzt endlich auf dem Wege, sein Unrecht zu fühlen und den Werth eines Weibes zu würdigen, das mit all' ihren Schätzen nicht zu bezahlen war? Keineswegs. Justin dachte nur eben beiläufig daran, daß es doch wunderhübsch seyn müsse, wenn die kleine, schelmisch zärtliche Miß Mary nicht entlassen wäre und jetzt an Stelle seiner Gattin ihm den Kaffee bereiten könne.

Was sollte ihn denn abhalten, die Entlassung rückgängig zu machen und die Miß aufzufordern, sofort in sein Haus zurückzukehren, um bis zur Rückkehr seiner Kinder als seine Gesellschafterin zu fungiren? Der Zorn seiner Gattin konnte ihn wahrhaft nicht wieder einschüchtern. Ihr Zorn? Er lachte sehr selbstgefällig. Ihr Zorn? Seine Blicke hatten ihren Unmuth schon oftmals in feurige Zärtlichkeit verwandelt. Er fürchtete den Zorn seiner Gattin durchaus nicht! Warum benachrichtigte er aber Miß Mary nicht von seinem ehrenhaften Vorsatze? Warum schrieb er die Worte „komm zu mir, meine kleine Geliebte, beglücke und entzücke deinen Freund durch dein neckisch liebliches Wesen während seiner Einsamkeit," die er unaufhörlich dachte, nicht auf den rosenrothen Briefbogen, der vor ihm lag? Er rührte jedoch keine Feder an, ging zur bestimmten Zeit auf sein Bureau, kam nach Hause, dinirte allein, besuchte seinen Club und legte sich gehörig zu Bette, ohne Miß Mary besucht zu haben, ohne mit ihr spazieren gefahren zu seyn und ohne ihr eine Aufforderung zum glücklichen Zusammenleben zukommen zu lassen. Er vertagte wiederum seine Vorsätze bis zum andern Morgen.

Der nächste Morgen jedoch rüttelte ihn aus seiner phlegmatischen Stimmung auf. Kam er vielleicht nun zur Besinnung? Sah er endlich ein, daß sein junges schönes Weib gerechten Grund hatte, ihn zu verachten?

Behüte! Wahrscheinlich dachte er an diesem Morgen weit gleichgültiger als jemals an seine Gattin! Katharine, die alte treue Haushälterin, brachte ihm ein Briefchen mit dem Frühstück zugleich herein, das ihn mehr belebte und erquickte, als ihr vortrefflich zubereiteter Kaffee. Das Briefchen war von Miß Mary, ein Meisterstück jener Briefe, die in einer Exaltation geschrieben sind, woran immer die Sinne mehr Theil haben, als wahres Gefühl. Jedes Wort schien in Gluth getaucht. Mit Leidenschaft wurde von dem Schmerze der Entbehrung, von der fürchterlichen Nothwendigkeit ewiger Entsagung gesprochen. Jeder vernünftige Mann würde sogleich daran gedacht haben, daß sich die „liebe Kleine", wie Justin sie zu nennen beliebte, diesen Schmerz selbst bereitet, daß sie ihn sogar voraus habe sehen können, allein Justin fühlte nichts weiter bei diesem Briefe, der mit der Bitte um ein letztes Zusammentreffen schloß, als ein heißes Erbarmen und den guten Willen, die „liebe Kleine" inniglich zu trösten.

Justins Augen nahmen plötzlich jene bewegliche Gefährlichkeit an, die von innerer Aufregung zeigte. Er las begierig den Brief zweimal. Seine Wangen rötheten sich unter einem Herzenergusse, wie er seinen Augen noch nicht vorgekommen war. Ein gelindes Erstaunen über die Armuth seines Liebeslebens an Adelinens Seite ließ ihn jetzt erkennen, was er eigentlich durch seine Heirath mit dem reichen Mädchen entbehrte und er war keinen Augenblick zweifelhaft darüber, was zu thun sey.

Miß Mary bestimmte das Lustschloß des Herzogs zu dem Orte ihres zufälligen Zusammentreffens und überließ ihm die weiteren Anordnungen. Eine Antwort sollte er nicht geben. Wenn er bis fünf Uhr Nachmittags nicht erschienen sey auf den Terrassen des Schloßgartens, so nehme sie an, daß er verhindert sey, zu kommen. „Die liebe Kleine soll schon nicht vergebens warten!" murmelte der junge Mann, sichtlich entzückt das Briefchen zusammendrückend, um

es, dem Verlangen Mary's gemäß, sogleich zu verbrennen. Dachte denn Justin gar nicht daran, daß er vor wenigen Tagen seine Gattin und seine Kinder an derselben Stelle hatte vergeblich warten lassen? Nein. Er dachte weder an seine Kinder, noch an seine Gattin! Justin beschäftigte sich ausschließlich mit Plänen für sein Rendezvous. Er ersann eine förmliche Reihenfolge von entzückenden Freuden, die ihm eine erwünschte Zerstreuung zu bieten vermochten. Das Bild der Miß trat dabei in ein anderes Licht. Es war anders durchleuchtet und durchglüht wie in den letzten Tagen. Das Feuer ihrer Phantasie hatte eine gleiche Gewalt in ihm entzündet und er glaubte die Stunde dieses zaubervollen Wiedersehens kaum erwarten zu können. An diesem verhängnißvollen Tage war ihm Miß Mary die Sonne seines Herzens, die ihn bis zur Begeisterung entflammte.

II.

Unterdessen war Frau Adeline in Hamburg bei ihrer Mutter, der Madame Bärwald angelangt und hatte die ersten zwei Tage in einem beklagenswerthen Zustande verbracht. Starke Gemüther müssen sehr häufig ihre Selbstbeherrschung mit Körperleiden bezahlen. Erst am dritten Tage hielt es Madame Bärmann für rathsam, ihre Tochter zu einer Darlegung ihrer häuslichen Zerwürfnisse zu veranlassen.

Madame Bärwald kannte das menschliche Herz und namentlich das Herz ihrer Tochter zu gut, um nicht leise Zweifel an der Echtheit und Gerechtigkeit der wilden Klagen, die unbewußt dem Munde Adelinens entschlüpft waren, zu hegen. Zorn, Liebe, Haß und Zärtlichkeit lagen nach ihrer Meinung viel zu nahe in der Menschenbrust zusammen, um nicht bei eintretender Beruhigung einen gänzlichen Umschwung der krankhaften Gefühle hoffen zu lassen. Bis dahin wußte sie weiter nichts, als daß Justin, ihr werthgeschätzter Schwiegersohn, sich über seine untergeordnete Stellung im Hauswesen ihrer Tochter beschwert und Abänderung beansprucht hatte.

Madame Bärwald war eine viel zu vernünftige und dabei zartsinnige Frau, um nicht einzusehen, daß Justin gewissermaßen Recht habe. Es lag in der Testamentsbestimmung ihres früh verstorbenen Gatten, der mit leicht erklärlichem Mißtrauen dem dereinstigen Gatten seiner einzigen Tochter einen Hemmschuh gegen jede Willkür anlegen wollte, eine Beschränkung. Wenn es nun auch an sich ganz gleich blieb, ob die Wechselsendungen der beauftragten Firma an den Ehemann der Adeline Bärwald adressirt oder an Adeline Bärwald, Ehegattin des Herrn Justin Kahlenburg, gerichtet wurden, so mußte es doch dem verständigen Menschen einleuchten, daß in der offiziellen Reichthumserklärung der Frau etwas Verletzendes lag. Seinen Kindern gegenüber, die der vorsorgliche Testator als die rechtmäßigen Erben seiner Hinterlassenschaft erklärt wissen wollte, zeigten sich diese Maßregeln vollständig beleidigend. Madame Bärwald kannte schon längst die scherzhafte Benennung Justins, womit er das seltsame Verhältniß bezeichnet hatte, und machte sich jetzt im Stillen Vorwürfe, nicht aufmerksamer auf die leichte Selbstverspottung gewesen zu seyn, womit ihr Schwiegersohn sich als den Gemahl einer Königin präsentirte.

Ihr Zartgefühl trieb sie an, unverzüglich Rücksprache mit dem Chef der betreffenden Firma zu nehmen und ihn zu ersuchen, künftighin die Adressen direkt an Herrn Justin Kahlenburg zu richten. Das Ehrgefühl dessen zu schonen, der, wie sie ganz gewiß wußte, ihre Tochter eher geliebt hatte, als er Kenntniß von ihrem Reichthum gehabt, hielt sie für heilige Pflicht, und wenn sie auch einsah, daß nur eine gewisse Portion Eitelkeit auf solche Lapalien etwas geben könne, so wollte sie doch nicht die Erste seyn, die darüber einen Tadel aussprach. Sie nahm sich aber vor, in einem eigenhändigen Schreiben an Justin, den sie wirklich lieb hatte, die fernere Stellung des jungen Hausherrn offenherzig zu besprechen und ihr Bedauern darüber kundzugeben, daß ein so nichtiger Umstand seinen Zorn hätte wecken können. Dieser Brief lag fertig da, als sie sich anschickte, mit ihrer Tochter Adeline eine Unterredung anzuspinnen, welche eine Sonde an ihr Herz legen sollte.

Madame Bärwald war eine schlanke Dame von einigen fünfzig Jahren, mit schönen intelligenten Zügen, freundlichen Augen und sanftruhigem würdigem Benehmen. Adeline liebte ihre Mutter mit der schwärmerischen Hingebung, der sie innerlich so sehr zuneigte, während sie äußerlich nur das heitere Weltkind schien.

(Fortsetzung folgt.)

Viertes Konzert des Herrn Mortier de Fontaine.

Wenn es überhaupt wahr ist, daß jegliches Studium irgend eines Zweiges der Kunst oder Wissenschaft, soll es mit glücklichem Erfolge getrieben werden, auf historischem Grund und Boden ruhen müsse; so trifft mit allem Rechte unser gesammtes Musiktreiben der Vorwurf der Einseitigkeit und Oberflächlichkeit, und dieses selbst unter der Voraussetzung, daß redlicher Wille und lobenswerthe Ausdauer dabei nicht zu verkennen sey. Diese Einseitigkeit und Oberflächlichkeit, dieser Mangel an historischen Studien sind aber auch vor Allem — ja ausschließlich — die Ursache der Kalamitäten, die uns auf dem Gebiete der Tonkunst leider nur zu häufig begegnen, sie sind der innerste Grund der sogenannten Zukunftsmusik und all der unerquicklichen Zänkereien, die hierüber auf dem Gebiete der Kritik in den meisten musikalischen Blättern geführt werden. — Diesem Leiden kann nur durch gründliches, historisches Studium, das in praktischer, fruchtbringender Weise betrieben wird, abgeholfen werden und es ist deßhalb ein hohes Verdienst des Hrn. Konzertgebers, hiezu in unermüdlicher Weise anzuregen und eine durchaus praktische Richtung anzubahnen. Er hat uns in seinem Konzert-Cyklus die hervorragendsten Erzeugnisse der Tonkunst — speziell des Pianofortespiels — vom XVI. Jahrhundert bis zur Gegenwart, von Frescobaldi, Muffat, Couperin, Clementi, Scarlatti, Seb. und Friedemann Bach, Haydn, Mozart bis zu Beethoven und Mendelssohn vorgeführt, die Eigenthümlichkeiten der Perioden und der einzelnen Meister in wahrhaft künstlerischer Weise zur Anschauung gebracht und durch sein letztes Konzert, indem er uns Beethovens g-dur und Mendelssohns g-moll-Konzert, zwei großartige Tonschöpfungen mit Orchesterbegleitung, in unübertrefflicher Weise zu Gehör brachte, seinem ganzen Konzert-Cyklus den Schlußstein eingefügt. Hierdurch wurde uns das Höchste der Klavierkomposition, die zu

ihrem Triumph die orchestralen Kräfte zu Hülfe nimmt, mit so geistvoller Auffassung und vollendeter Technik geboten, wie wir diese unsterblichen Meisterwerke nicht leicht wieder hören werden. Wenn bei den drei ersten Vorträgen des Künstlers das historische Element vorzugsweise Berücksichtigung fand, so war es bei der letzten Akademie mehr der allgemein musikalisch-ästhetische Standpunkt, den uns klar zu veranschaulichen der geniale Künstler sich zwei klassische Tonwerke ausersehen hatte, die bezüglich der Technik und des geistigen Inhalts auf schwindelnder Höhe sich befinden und uns wahrhaft mit Bewunderung erfüllen. Wir meinen die beiden genannten Werke von Beethoven und Mendelssohn, gleichsam die Marksteine der Gegenwart für die Entwicklung des Klavierspiels. Alles was zwischen diesen und Frescobaldi, Samuel Scheidt, Gabrieli &c., für uns hier die Grenzsteine des Beginns der Entwicklungsgeschichte der Tonkunst, liegt, zeigt uns das unablässige Ringen des Menschengeistes nach höherer Vollendung der Form und nach Veredlung der Materie. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Konsequenz und rastloser Ausdauer dieser Menschengeist seinen hohen Zweck verfolgt — alles Schlackenhafte bei Seite stoßend — bis er endlich den schweren Sieg errang und uns das Höchste für alle Zeiten zur Anschauung brachte. Um uns jedoch die organische Entwicklung dieses geistigen Prozesses mit nur einiger Klarheit und Vollständigkeit vorzuführen, genügte dem Herrn Konzertgeber ein Abend durchaus nicht, sonst hätte er bei Lösung seines interessanten Problems auf halbem Wege stehen bleiben müssen und so in sich selbst gar keine künstlerische Befriedigung gefunden, abgesehen von der Erfolglosigkeit seines Strebens rücksichtlich des Publikum. — Wie viel des Interessanten hätte er uns nicht vorführen können, wenn er bei den einzelnen Perioden hätte länger verweilen können! Oder wenn sich mit den einzelnen Produktionen mündliche Mittheilung verbunden hätte!

Welch' schöne Aufgabe hätten in dieser Beziehung nicht musikalische Bildungsanstalten, die einen regelmäßigen Kurs durchmachen, wenn sie bei methodischen Rücksichten den historischen Boden beträten und ihren Zöglingen ein klares Bild der geschichtlichen Entwicklung der Tonkunst alljährlich vorführten! Welches Interesse erhielte dadurch das ganze Streben! Welchen Segen würde man dadurch verbreiten und welche Theilnahme und Anerkennung müßte dieses nicht allenthalben finden!

Die Art und Weise, wie uns der Herr Konzertgeber in seinem letzten Auftreten die gewählten Piecen vortrug, ist das Vollkommenste, was wir je hörten und fand den stürmischsten Beifall. Eben so der treffliche Gesang der Frau Mortier de Fontaine. Ihre Stimme ist frisch, ausgiebig, kräftig und metallreich; damit verbindet sich die echte deutsche Schule des getragenen Gesangs, fern von allem nichtssagenden Coloraturwesen und unnatürlichem Tremoliren, womit die Musikfreunde hiesiger Stadt durch unsern Bühnengesang und anderwärts fortwährend belästigt werden. Dabei war ihre Auswahl höchst interessant. — Ein hohes Verdienst bei Erreichung des vorgesteckten Ziels hatte auch unser vorzügliches Theaterorchester, das die ewig frische, junge Ouverture zu „Oberon" vortrefflich executirte und in der Begleitung des Künstlers eine seltene Präzision und Delikatesse beurkundete, was Herr Mortier de Fontaine im Hinblick auf die Leistungsfähigkeit der größten und berühmtesten Orchester Europa's außerordentlich rühmend hervorhob, und der Direktion seine Anerkennung und seinen Dank aussprach. Durch die Vereinigung besonders günstiger Umstände wurde dieses Konzert eines der interessantesten, die wir je in hiesiger Stadt hatten, und die dadurch empfangenen Eindrücke werden für uns unvergeßlich seyn. Von ersprießlichem Erfolge würde jedoch erst das ganze Auftreten des Herren Konzertgebers begleitet seyn, wenn alle Musikbeflissenen in den Bestrebungen des genialen Künstlers Sporn und Fingerzeig erblicken und in gleichem Geiste in ihrer Sphäre je nach Umständen zu wirken trachten. **Hm.**

Würzburger Stadttheater.

|| Würzburg, 22. April. Mit dem heutigen Abend bereits schloß Hr. E. Grobecker sein Gastspiel auf unserer Bühne, da unvorhergesehene Umstände ihn nöthigten, seine Abreise von hier zu beschleunigen. Wir hatten seit vorigen Freitag Gelegenheit, ihn noch in verschiedenen Rollen zu sehen, und müssen gestehen, daß der Eindruck, welchen er uns in denselben machte, im Allgemeinen ein günstigerer war, als der bei seinem ersten Auftreten. Es kommt eben, wenn es sich um den ersten Eindruck handelt, darauf an, daß der Schauspieler in einer Rolle sich zeige, die seinem Naturell und seinen Anlagen ganz entspricht. Solche Rollen waren nun unsres Bedünkens die des Schusters Wilhelm und des Hausknechts Nitzschke nicht. Herr Grobecker gab dieselben zwar gut, man merkte aber seinem Spiel dabei doch das Gelernte, Gekünstelte an. Eine Rolle hingegen, für die er so recht paßte, war der Isaak Stern in „Einer von unsere Leut'". Neben den andern Vorzügen, die wir neulich schon an ihm rühmten, entwickelte er hier namentlich auch ein feines, delikates Spiel und hielt sich von jenen Uebertreibungen fern, durch die gar manche Schauspieler solche Rollen dem Publikum pikant zu machen suchen oder wähnen. Recht gut gefiel er uns auch als Onkel Baumann in dem Lustspiel „Er ist nicht eifersüchtig", weniger dagegen als Doktor Peschke in der gleichnamigen Posse und als Friedlich in „Ein bengalischer Tiger", woran freilich die betreffenden Rollen selbst auch schuld seyn mögen. Uebrigens wollen wir hiemit durchaus kein maßgebendes Urtheil ausgesprochen haben, denn wenn irgendwo, so kommt es gerade bei Beurtheilung komischer Leistungen ganz besonders auf den Geschmack — und über den läßt sich bekanntlich nicht streiten — und auf die jeweilige Stimmung des Zuhörers an. Erwähnen müssen wir noch, daß in dem Lustspiel „Er ist nicht eifersüchtig" als August zum ersten Mal Herr Matthes auftrat, den wir nach seiner heutigen Leistung wohl zu den besseren Schauspielern zählen dürfen. Rügen müssen wir endlich die mangelhafte Darstellung der Posse „Doktor Peschke", die von der Mehrzahl der Mitwirkenden nur höchst oberflächlich memorirt worden zu seyn scheint.

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 34. Sonntag den 28. April 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Daß unter diesen Umständen nicht eine Viertelstunde verfloß, nachdem Madame Bärwald mit dem festen Vorsatze „Vertrauen zu fordern" in das Zimmer Adelinens getreten war, ohne daß sie Alles, Alles wußte, was das junge Herz bedrückte, war natürlich. Madame Bärwald sah nicht sehr überrascht aus, aber traurig. Sie lehnte mit einer gewissen Lebensmüdigkeit in ihrem Lehnstuhle und horchte umflorten Blickes auf das, was Frau Adeline wortgetreu von dem Vorfalle erzählte, der eine tiefe Kluft zwischen den Eheleuten aufgerissen hatte.

„Versuchtest du nicht seine Laune umzustimmen, meine Tochter?" fragte sie leise.

„Wodurch hätte mir das gelingen können?" antwortete Adeline wehmüthig.

„Durch Enthüllung deiner tiefen Trauer, durch Entschleierung eines Schmerzes, der tödtliches Gift für dein fest vertrauendes Herz enthielt," sprach die Dame ernst.

Adeline bewegte abwehrend ihr bleiches Haupt. Ihr Auge strahlte von einem heiligen Feuer. „Mutter, wenn ich dem Mitleiden, dem Bedauern erst die Sympathie verdanken soll, die ich von der Liebe zu fordern berechtigt bin, so will ich lieber vor Gram sterben."

„Die Männer sollen anders fühlen wie wir", entgegnete Madame Bärwald noch leiser, noch trauriger. „Es war vielleicht nur eine flüchtige Wallung der Sinne, die Justin zu den Zärtlichkeitsbezeugungen gegen ein hübsches, kokettes Mädchen hinriß."

„Du vergissest, daß er mir kaltherzig mittheilte, Miß Mary sey seine erste Liebe."

Madame Bärwald senkte die Stirn rathlos in ihre Hand. Sie wollte versöhnen und sie fand nirgends einen Anknüpfungspunkt. Ohne prüde zu seyn, mußte sie zugestehen, daß die Art und Weise, wie die beiden leichtsinnigen Sünder Zusammenkünfte gesucht hatten, im höchsten Grade tadelnswerth war.

„Vielleicht wärest du erweicht und hättest die Bitterkeit in deiner Seele nicht so tief wurzeln lassen, wenn er sich reuig gezeigt, Adeline," begann sie nach einer kleinen Pause. „Seine Reue konnte aber nicht erwachen, so lange er dich gefaßt und ruhig erblickte. Es liegt in der Natur unserer Verhältnisse, daß wir Frauen uns dem harten Sinne des Mannes fügen, daß wir für ihre Schwächen blind und für ihre guten Seiten exaltirt seyn müssen."

„Ich bin stets bereit gewesen, diesen Lehren, die du mir frühe genug ertheilt hast, Folge zu leisten," entgegnete Adeline fester und entschiedener, „aber ich halte es dafür, daß unsere Pflichten in der Liebe auf gleicher Stufe stehen. Wenn die innige Harmonie der Seelen ungestört bleiben soll, so darf weder der Mann, noch die Frau auch nur mit einem Gedanken dem Herzen ungetreu werden, das er sein genannt hat. Es ist ein schmerzlicher Beweis tiefer liegender Untreue, daß Justin für den Jammer meines eifersüchtigen Herzens durchaus kein Interesse zeigte und du wirst mir beipflichten, daß bei solchen Wahrnehmungen auf Reue gar nicht zu rechnen war, auch wenn ein augenblickliches Mitleiden sanftere Worte in meines Mannes Mund gelegt hätte."

Madame Bärwald blickte sie wehmüthig sinnend an. Man sah auf ihren Lippen Widerlegungen schweben, die Enthüllungen mit sich führten. Die Mutter war nie so blind gewesen wie die Tochter. Sie wußte, daß Justin sein Treugelübde nicht so schwärmerisch festhielt wie Adeline, aber sie wußte auch, daß er sein wandelbares Herz nirgends strafbar fesseln ließ. Sollte sie darüber Mittheilungen machen? Hieß es nicht Oel ins Feuer gießen, wenn sie kleine Koketterien aufdeckte, die längst gefahrlos beseitigt waren? Sie verwarf ihren ursprünglichen Plan, ihrer Tochter das zu offenbaren, was sie von ihren zwar edlen, aber auch überspannt feinsinnigen Ansichten über eheliche Verhältnisse zu kuriren vermochte, weil sie einsah, daß sie dadurch einen unheilbaren Riß im Bündnisse ihrer Kinder verursachen würde. Wollte sich Adeline in einen Kampf von Grübeleien verstricken, der am Ende doch in versöhnliche Gedanken auslief, so mußte sie sehen, wie sie diesen Kampf bestand.

„Jede Frau hat sich mit dem Ja am Altare das Recht erkauft, selbständig den Weg zu wandeln, den Pflicht und Natur ihr vorzeichnen," sprach Madame Bärwald, zärtlich die Hand ihrer Tochter pressend. „Ich überlasse dich getrost deiner Vernunft, mein theures Kind. Trost und Rath findest du stets am Mutterherzen, wenn du dessen bedarfst. Aber bei Allem, was du thust, gedenke deiner Kinder! Das bist du Justin schuldig!"

„Hat er ihrer gedacht, als er seine Lippen durch Liebkosungen entweihete, deren er sich vor seinen Kindern schämen mußte?" fragte Adeline mit fliegendem Athem. „Hat Justin, als er im Rausche seiner Leidenschaft für eine Andere, wie für die Mutter seiner Kinder, Zusammenkünfte verabredete, nur so viel Vorsicht bewiesen, um die Seele seiner Tochter

zu schonen? Die Bande der Liebe zerreißen unter der Verachtung, unter dem Mißtrauen und unter dem gerechten Tadel, und die Bande der Liebe sind die einzigen unauflösbaren Fesseln der Ehe. Wo die Bande der Liebe zerrissen sind, da muß die Ehe aufhören. Ich will Gott bitten, daß er die Liebe in meinem Herzen bald, bald vertilgt, damit ich weiß, was ich thun soll."

„Du beabsichtigst doch keine Scheidung?" fragte die Mutter erschrocken. „Nein?" Ein schwärmerisches Leuchten des Auges war die ganze Antwort, die sie empfing. „Ich hoffe auf eine stille Zeit", sagte die Mutter nach einigen Minuten schweren Nachdenkens. Adeline blickte lebhaft auf, indem sie einfiel:

„Ich auch — ich hoffe auf Ruhe — zollweis will ich die Liebe in mir tödten — zollweis die Sehnsucht nach dem, den ich einzig allein geliebt, ersticken. Wenn ich die wilden Empfindungen meines glühenden Herzens überwältigt habe, dann kann ich getrost meine Stelle neben Justin wieder einnehmen und für das äußere Glück meines Lebens Sorge tragen. Bin ich nicht nachsichtig und geduldig mit den Schwächen meiner Kinder? Nun wohl — sey Justin mein Freund, mein Bruder, mein Kind — ich darf ihn dann uneigennützig lieben! Was will ich mehr von dem Leben, nachdem ich den schäumenden Becher des schönsten Glückes ungetrübt genossen? Acht Jahre der lieblichsten Ruhe, meine Mutter — acht Jahre der friedlichsten Heiterkeit — muß ich Justin nicht dafür segnen und ihm seinen ferneren Lebensweg schmücken?"

Madame Bärwald zog die junge Schwärmerin bewegt an ihr Herz.

„Wie ist es möglich, daß ein Mann neben dir kaltsinnig werden konnte", seufzte sie. „Ich habe an Justin geschrieben", fügte sie hinzu. „Willst du den Brief lesen und mit einigen Worten begleiten?"

„Lesen will ich ihn, aber schreiben kann ich erst, wenn mein Entschluß gereift ist."

Die junge Frau nahm den Brief und überflog ihn flüchtig mit den Augen. Ein zufriedenes Lächeln zuckte wie ein Lichtschein über ihre Mienen.

Madame Bärwald hatte einfach und gütig, wie sie immer zu seyn pflegte, das eingerichtet und abgeändert, was abzuändern in ihrer Macht stand. Sie hatte ihre Tochter gleichsam entthront und ihrem Schwiegersohne Herrschergewalt verliehen. Von nun an war Adeline mit ihren Ausgaben an die Güte ihres Mannes verwiesen und von seiner Gewährleistung hing es ab, wenn sie ihr Haus behaglich machen wollte. Es war viel gewagt, dergleichen in einem so kritischen Zeitpunkte zu thun, allein die Großherzigkeit beider Frauen beachtete die Folgen dieser moralischen Unterwerfung durchaus nicht.

Frau Adeline gab ihrer Mutter den Brief zurück, als sie mit Lesen fertig war. „Ich billige Alles! Habe nun die Güte und füge deinem Briefe noch hinzu, daß ich in den nächsten Tagen Fassung genug erlangt haben würde, um über die letzten Vorgänge ruhig zu schreiben. Er hat vorläufig den Triumph seine Forderungen durchgeführt zu sehen — mein Triumph, wird es seyn, ihm zu beweisen, daß ich nicht seine Königin und nicht seine Geliebte zu seyn nöthig habe, um glücklich und friedlich zu bleiben."

„Du scheinst gefahrvolle Wege betreten zu wollen, mein liebes Kind —", warnte die alte Dame.

„Vertraue meinem festen Willen, Mutter. Wenn die Gattin aufhört, den Gatten als das Ideal ihres Herzens anzubeten, so erwirbt sie naturgemäß die besten Eigenschaften zur Erzieherin ihrer Kinder. Das will ich werden, so wahr mir Gott helfe. Mein Leben, das Justin zu seinem Glück zu gering fand, gehört nun meinen Kindern, die ich leichtsinnig der Erziehung eines bezahlten Frauenzimmers überlassen wollte. Ich preise gewiß eines Tages den Zufall, der mir zeitig genug die Augen öffnete, um die Seele meiner Meta vor Verderbniß zu retten. Der Geist der Zeit lebt in jedem Kinde und es muß Pflicht der Mutter bleiben, diesen Zeitgeist zu veredeln."

Madame Bärwald betrachtete mitleidig die schöne bleiche Tochter.

„Du bist sechsundzwanzig Jahre —," warf sie ein.

„Werde aber binnen zwei Jahren um zwanzig Jahre älter seyn."

„Ein einziger Blick, ein feurig bittendes Wort Justins wird deine ganze, große, mühselig errungene Weisheit zertrümmern."

„Du hältst mich für sehr schwach —"

„Nein, ich sehe nur in dir die richtige Vertreterin weiblicher Liebenswürdigkeit."

„Fordert die Liebenswürdigkeit der echten Weiblichkeit blinde Schwäche?" fragte die junge Frau verwundert. „Ich halte es für eine schönere Selbstopferung, die Vernunft als Herrscherin auftreten zu lassen, wenn das Herz sein Regiment gefährdet sieht."

„Die Konflikte in diesen Gewalten sind zu mannigfach —."

„Jeder Konflikt hört auf, wenn der Vernunft eine absolute Autorität zugestanden wird."

„Allerdings, mein geliebtes Kind, allein es gehört eine furchtbare Selbstbeherrschung dazu, um diese Autorität in der Lebenspraxis aufrecht zu erhalten. Dein Kampf wird nutzlos seyn!"

„Und dennoch werde ich den Kampf beginnen!" erwiderte Adeline fest. „Ich will dir beweisen, daß zwei Gatten nach zerstörtem Herzensglück nebeneinander leben können, ohne unglücklich zu seyn."

„Phantastische Träume! Sie scheitern beim ersten Sturme. Du wirst die Natur der Gattenliebe nie in Schwester- oder Mutterliebe verändern können, so lange die Jugend in dir glüht und das Blut lebhaft in deinem Herzen pulsirt. Der Einklang der Herzen kann in Mißklang enden, aber die Harmonie derselben läßt sich nicht auf jede Tonart übertragen. Gib deinen Vorsatz auf. Verständige dich auf ehrliche und vernünftige Weise mit Justin, enthülle ihm die tiefe Kränkung, die du erlitten und suche mit Mäßigung seiner Charakterschwäche, die auf Eitelkeit beruht, Grenzen zu setzen. So kannst du dein eheliches Glück theilweise wieder herstellen. Bei deinen schwärmerischen Vorsätzen mußt du erwarten, daß es ganz vernichtet wird. Justin hat dir durch seine Bemerkung, „daß Ihr acht Jahre verheirathet wäret", hinlänglich bewiesen, wie ernüchtert er schon ist. Für einen nüchtern in die Welt blickenden Mann hat aber jede phantastische Idee etwas Lächerliches. Versuche also diesen Weg nicht — ich warne dich! Du wirst ihn dadurch ganz —."

„Gut — mag es so werden, dann bleiben mir doch meine Kinder!" unterbrach Frau Adeline ihre Mutter.

Madame Bärwald senkte das erhobene Auge. Trauer, Mitleid, Zärtlichkeit und Schmerz kämpften auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte.

„Das wäre also das Ende einer Liebe, die wie ein Himmelsthau in eure jungen Herzen gefallen war und eine Seligkeit ohne Gleichen entfaltet hatte," erwiderte sie sanft.

„O, Mutter — Mutter!" schrie die junge Frau furchtbar ergriffen auf.

Madame Bärwald fuhr dessenungeachtet fort: „Es war etwas Eigenes in eurer Liebe, so schien es mir damals. Die Einwirkung jedes Wortes, jedes Blickes, jeder leisen Berührung war gegenseitig. Nebeneinander voll ruhigen Entzückens — getrennt stets voll verzehrender Unruhe —."

Adeline hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen. Aber sie weinte nicht.

„Ich erinnere mich, daß du eines Tages sagtest, „du habest Justin gewiß von Jugend auf gekannt und geliebt — er sey dein zweites Ich gewesen —." Und ich wußte doch, daß er dir nie in deinem Leben begegnet seyn konnte. Ich erinnere mich auch, daß Justin mir mit leuchtenden Augen vertraute —."

Ein Schrei unterbrach sie. Adeline erhob den Kopf — Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Er hat gelogen, Mutter! Begreifst du denn meinen Jammer auch nicht? Justin hat gelogen — sein Wesen ist Lüge gewesen von Anfang an. Miß Mary ist seine erste Liebe gewesen, und doch gibt es einen Moment in meinem Liebesleben, wo er mir mit heiligen Worten die unentweihte erste Regung seines Herzens beschwor."

Madame Bärwald athmete tief auf und strich mitleidig über die Stirn ihrer Tochter. Sie verfolgte systematisch einen Plan, von dem sie Heilung für Adelinen hoffte. Sie mußte ihre Tochter nach und nach auf die gewöhnliche irdische Abkühlung aller Liebesträume aufmerksam werden lassen, um ihr begreiflich zu machen, daß Justin gar nicht anders sey, als alle Männer von lebhafter Phantasie und persönlicher Eitelkeit.

„Justin hat dich einst heiß, hingebend und anbetend geliebt, Adeline. Das bezeuge ich ihm. Er wird dir auf dein Befragen gewiß erklären, wie diese erste Liebe mit seinen Eiden zusammenzuräumen ist. Höre seine Vertheidigung —."

„Nein!" rief Adeline erbittert. „Es gibt keine Entschuldigung dafür! Ich glaube ihm ferner nicht, ich kann ihm nie wieder vertrauen — ich fühle einen Abscheu gegen ihn — ich verachte ihn!"

„Und doch willst du einst als seine Freundin neben ihm leben?" fragte Madame Bärwald lächelnd. „Adeline, du vergehst dich im Irrgarten der Phantasie. Erwache bei Zeiten, damit nicht eine schwere Verantwortung für die verzweiflungsvollen Entschlüssen deines jetzt nur strauchelnden Mannes auf dein Gewissen fällt."

Adeline richtete sich trotzig und entschlossen auf. Es brach eine gewisse Empörung aus, als sie erwiderte:

„Bin ich verantwortlich für seine spätern Handlungen? Ich glaube nicht!"

„Das will ich auch nicht behaupten", meinte Madame Bärwald zögernd. „Allein wenn sich aus seiner aufgeregten Gemüthsstimmung Entschlüsse entwickeln sollten, die sein Leben gefährden, so würdest du dir selbst Vorwürfe machen."

„Auf keinen Fall, Mutter!" erklärte die junge Frau sehr entschieden. „Ich handle nach Ueberzeugung! Irre ich in meiner Handlungsweise, so muß ich die Folgen meines Irrthums für mich tragen, jedoch nie für Justin, der mich dazu getrieben hat."

„Armes Kind!" seufzte die alte Dame. „Gott behüte dich vor Erfahrungen, die dich eines Andern belehren können. Wir Frauen sind selten so heroisch, unser Gefühl beim Unwerthe eines geliebten Mannes tödten zu können. Wir kämpfen mit der Marter; die uns von ihm bereitet ist, wir träumen uns als Siegerinnen und unsere mühsam unterdrückte Liebe schlägt in vollen Flammen aus der Asche empor, wenn wir ihn leiden sehen."

„Durch eigene Schuld leiden sehen, Mutter?" warf Adeline ungläubig lächelnd ein.

(Fortsetzung folgt.)

Volksgeschichten aus der deutschen Vergangenheit.

I.

Unterdrückte Menschheit sucht ihre Rechte zu behaupten.

(Aus dem Neuen Frankfurter Museum.)

Neuere Werke geschichtlichen und biographischen Inhaltes bringen uns fast im Uebermaß Ergänzungen zu den Bildern bedeutender Männer aus der Vergangenheit. Vielleicht wäre es nicht minder belehrend und anziehend, solche Begebenheiten dem Staub des Vergessens zu entreißen, welche sich in der dunklen Volksmasse zutrugen. Es findet sich darunter manche unscheinbare Geschichte, die zu ihrer Zeit vielfach besprochen wurde, einen kleinen Kreis mächtig anregte und fortschreitende Gedanken zeitigen half.

Unter der obigen Ausschrift berichten längst vergessene Zeitblätter über einen Vorfall, der sich in Magdeburg im Jahr 1788, also kurz vor dem Anbeginn der französischen Revolution, zutrug. Der Brief am Schluß unseres Berichtes ist in seiner schlichten Wahrheit fast von poetischem Werth; ein Brentano, Immermann oder Auerbach würde ihn zur Darstellung der Gefühle, die im Volke leben, nicht ergreifender dichten können.

Ein Reichsländer — so meldet ein Hamburger Blatt aus Magdeburg — hatte sich von einem Offizier unserer Garnison auf Kapitulation anwerben lassen, die ihm der Offizier auf sechs Jahre versprochen hatte, ohne daß er von seinem Souverän Erlaubniß dazu gehabt hätte, welcher keinen Rekruten auf Jahreskapitulation angeworben wissen will. Der Soldat diente seine sechs Jahre redlich um, hielt seinen Dienst eifrig und standhaft aus, war still, akkurat und gehorsam, nach Verlauf der Zeit aber gefällt es ihm in seiner Sklaverei nicht mehr, bringt seine Kapitulation zum Hauptmann, der ihn angeworben hat, und bittet um seinen Abschied. Der Hauptmann lacht, schilt ihn einen Narren, und gibt ihm deutlich zu verstehen, daß er nur allein durch den Tod könne ausgelöst werden. Vergebens beruft sich dieser auf seine Kapitulation, die im Namen des Königs unterschrieben und versiegelt war, der Offizier will nichts davon wissen und läßt den Soldaten, der noch gegründete Vorstellungen thun will, durch einen Unteroffizier mit Stockschlägen bestrafen und zu Hause bringen.

Wen hätte eine solche Behandlung nicht gekränkt, wen hätte sie nicht aufs äußerste gebracht? Der Soldat, der die Ungerechtigkeit fühlte, nicht einmal ein geborner Unterthan des Königs war, in dessen Dienst er stand, der die Ungerechtigkeit, die ihm widerfuhr, dem König zuschrieb, glaubte Gleiches mit Gleichem vergelten zu dürfen, beschloß, seinem König wieder untreu zu werden und — desertirte. Allein, er war so unglücklich, wieder eingeholt zu werden. Man brachte ihn zum Verhör, und er erzählte den ganzen Zusammenhang.

Einige Offiziere bemitleideten ihn und selbst der General verwies dem Hauptmann sein ungerechtes Verfahren, aber alles dieses konnte oder sollte den Unglücklichen nicht retten. Theils war es ein schöner Kerl, den man in der Parade nicht missen mochte, theils mußte der Deserteur bestraft werden; er ward also verurtheilt die Gasse zu laufen und hernach bis an seinen Tod auszudienen, oder, wenn ihn Gott mit einem besonders langen Leben bestrafen sollte, hätte er keinen Trost, als in dem hohen Alter, wo man das graue Haupt so gerne sanft liegen hat, und die morschen Glieder so sehr der Ruhe bedürfen, im Regen und Schnee herumzuhinken und um ein Almosen zu betteln. Wie sehr ihn sein Urtheil erschütterte, kann man sich leicht vorstellen; er hob seine Hände gen Himmel — aber man stopfte ihm den Mund mit dem Stock. Er ging seiner Strafe entgegen, schon sollte er in die Reihe der Soldaten der Exekution eintreten, als der Hauptmann, der dabei stand, ihn höhnisch fragte: Nun Bursche! willst du wieder Kapitulation haben?

Dies machte das Maß seines Unmuths überfließend; er nahm die Kette, mit der er geschlossen war, und schlug sie dem Hauptmann ins Gesicht, daß er ohnmächtig niedersank. Erst mußte der Soldat seine gegenwärtige Strafe aushalten, nachher ward er aufs neue gefangen gesetzt, und zum Tode verurtheilt. Er hörte sein Urtheil gelassen an, denn er betrachtete seinen Tod nur als eine Versendung an einen höhern Richterstuhl, wohin er auch den Hauptmann beschied. Wie ein Christ starb er diesen Morgen durch die Hände seiner Kameraden. Seinen Hauptmann hat eine tiefe Schwermuth ergriffen, aber kann diese dem Gemordeten das Leben wiederbringen? Merkwürdig scheint mir doch der Brief, den er den Abend vor seiner Hinrichtung an seinen Hauptmann geschrieben hat, und ich theile ihn deswegen mit. Einige Sprachfehler wird man dem Verfasser verzeihen, er war nur von niederer Herkunft, ich habe sie mit Fleiß nicht geändert, denn wozu das?

Herr Hauptmann!

Ich gehöre nun bald durch Gottes Gnade dem Himmel, heute leb ich noch, aber morgen um dieser Zeit nicht mehr, ich kan also das Bischen Subordination heute bei Seite setzen und wie ein Freund mit Sie sprechen. Es würde mir schwer werden, diese Welt zu verlassen, wenn ich sie als ein Verbrecher verlassen müßte, der bin ich aber nicht, ob ich gleich einsehe, daß ich sterben muß. Sie, Herr Hauptmann, hätten mich nicht belügen, noch viel weniger mich in mein Unglück, das Sie mir zugezogen hatten, spotten sollen, weil ich aber aus der Welt gehn mögte, ohne ein vorsetzlich Verbrechen zurückzulassen, so sey Ihnen die Nachricht, daß ich Ihnen vergeben habe. Die Verachtung aller derer, die Mitleid mit mich haben und Ihr eigen Gewissen muß Ihnen Strafe genung sein. Morgen bin ich bei unserm Gott, und will vor Sie beten, so wahr ich seelig zu sterben wünsche und hoffe. Ich wünsche, daß Ihnen diese Zeilen zum Trost dienen mögen, da, wie ich höre, Ihr Gewissen schon erwachen will und Sie schwermüthig geworden sind. Gott verzeih Ihnen, so wie ich.

Würzburger Stadttheater.

‖ **Würzburg**, 27. April. Irren ist menschlich, und so bekennen wir denn, daß wir uns in Hrn. **Matthes** neulich geirrt haben. Wir hielten sein allerdings auffälliges Spiel in „Er ist nicht eifersüchtig" für eine beabsichtigte Travestie, die man sich bei dem Lustspiel immerhin konnte gefallen lassen; die Rolle aber, die er in „Narciß" als Choiseul spielte, belehrte uns leider, daß diese Travestie bei ihm stereotyp ist und eben lediglich in der Unfähigkeit besteht, eine Stimmung oder einen Charakter natürlich darzustellen. Weniger auffällig, wenn gleich ebenfalls bemerkbar, war dieser Mangel in der Rolle des Accessisten Strauch, die ihm gestern zugetheilt war. — Den Narciß gab Herr **Ernst** im Allgemeinen gut, hie und da etwas stark aufgetragen; als Pompadour war Frau **Ernst** ganz an ihrem Platz; die Quinault fand in Frln. **Wulff** gleichfalls eine ganz passende Darstellerin, die durch seelenvolles und zartes Spiel die Rolle zu heben wußte. Die Encyklopädisten waren — wie immer, so oft wir noch dies Stück auf hiesiger Bühne sahen — eine Satyre auf die Personen, welche sie vorstellen sollten. — Die Lustspiele „Gänschen von Buchenau" und „Der Rechnungsrath und seine Töchter" wurden gestern recht wacker gegeben; in ersterem erwarb sich namentlich auch Frln. **Spitzeder** den Beifall des Publikum durch ihr natürliches Spiel; in letzterem sahen wir wieder einmal Frau **Denzin**, welche die Partie der Anna recht nett und gewandt durchführte. Hr. **Denzin**, dessen feine Komik hier wahrlich oft nicht genug anerkannt wird, machte den Rechnungsrath Nuß zu einer köstlichen Figur, desgleichen Frln. **Schütz** die Frau Cordula. Auch Herr **Flüggen** war in beiden genannten Stücken recht gut.

Miscellen.

London, 20. April. Die Aktien-Gesellschaft des „Great Eastern" hat einen Prozeß von 18,000 L. verloren; da ihr einziges Eigenthum das Schiff ist, so wurde der Kläger auf die Beschlagnahme desselben angewiesen.

Nach dem neuesten Werke des Hrn. Jules Simon über die Arbeiterinnen in **Paris** gab es im Jahr 1851 (bei der letzten Volkszählung) in der französischen Hauptstadt 112,000 Arbeiterinnen: Spitzenklöpplerinnen, Blumenmacherinnen, Krystallschleiferinnen rc.; über 6000 lebten als Modistinnen, Handschuhmacherinnen, Stickerinnen, Weißzeug- und Kleidernäherinnen, von Näharbeiten rc. Der Verdienst dieser 112,000 Arbeiterinnen belief sich auf 44,146.640 Frs., d. i. auf durchschnittlich 391 Frs. per Jahr oder 1 Frs. 7 C. per Tag.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 35. Donnerstag den 2. Mai 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Madame Bärwald bejahte stillschweigend diese Frage.

„Das nenne ich nicht Liebe“, fuhr die junge Frau auf, „das nenne ich Schwäche!“

„Gib der Sache einen Namen, wie du willst, Adeline“, erwiderte die alte Dame, „nur erwäge zeitig genug, ob du nicht dieser Schwäche zu verfallen fürchten mußt.“

Ein stolzes Lächeln war Adelinen's Antwort. Sie glaubte sich ihrer Vorsätze sicher.

„Meine Erfahrungen weichen von den gewöhnlichen Erfahrungen verheiratheter Frauenzimmer ab“, sprach sie nach einer langen Pause.

„Glaub' das nicht!“ schaltete Madame Bärwald trüblächelnd ein. Adeline achtete dessen nicht.

„Justin hat sich meines Vertrauens unwerth gezeigt“, fuhr sie fort. „Ich bin bereit, sein Betragen mit der erforderlichen Nachsicht zu beurtheilen, wenn er mir Zeit zur Stillung meines Schmerzes gibt.“

„Diese Zeit wäre besser benutzt, wenn Ihr Beide die vorgefallene Scene bespräch et!“

„Nein! Erörterungen über dergleichen Dinge, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden, führen zum Disput und jeder Wortwechsel bei gereizter Seelenstimmung kann in Feindseligkeit ausarten, ehe man selbst es ahnt. Ich will aber dem Vater meiner Kinder nicht feindlich gegenüber stehen! Bin ich erst fähig geworden, meinem Manne die Untreue zu vergeben, so hört meine Verachtung, mein Abscheu vor seiner Berührung auf. Auf diesen Zeitpunkt werde ich warten, still ohne Klage, denn die Hoffnung trägt mich auf ihren Flügeln vorwärts!“

„Und Justin soll die Entbehrung seiner Kinder als Strafe hinnehmen?“ fragte ihre Mutter halb lächelnd, halb mißbilligend.

„O, Gott bewahre!“ rief Adeline. „Justin soll seinem sehnlichen Verlangen folgen, das ihn in die Weite zieht. Er soll reisen! Der Wechsel, der ihn zum Herrn meiner Einkünfte macht, ist hinreichend zu einem Ausfluge nach Italien, nach der Schweiz und Tyrol. Er schwärmt für diese Länder. Außerdem möchte er Amerika kennen lernen. Auch dorthin mag er reisen. Ich bin überzeugt, daß er den Vorschlag mit Freuden ergreift.“

Adelinens Mutter fühlte sich tief bewegt bei diesen Worten. War es nicht die Liebe, die aus diesen Plänen hervorleuchtete? Wollte sich das arme junge Weib nicht noch mit aller Macht das zu erretten suchen, was noch zu erretten war. Der Geliebte ihrer Jugend sollte ihr Freund werden!

„Gott gebe seinen Segen zu deinen Entschließungen, mein Kind!“ sprach sie mit mühsam behaupteter Fassung. „Was aber auch geschehen mag, lege deinen Schmerz stets in meinem Mutterherzen nieder. Dort findest du, trotz allen Differenzen in unseren Lebensansichten, eine sichere Stelle des Trostes und des Beistandes!“

III.

Wir kehren zu Justin zurück und finden ihn in der allerbequemsten Lage auf dem Divan hingestreckt, lesend und den Thee schlürfend, den die alte Katharine ihm servirte.

Die gefährliche Aufregung seiner Sinne hatte sich gelegt und er war der Einladung seiner reizenden Versucherin nicht gefolgt, obwohl er nahe an dem Orte vorübergegangen war, wo Miß Mary, wie er wußte, sehnsüchtig seiner harrte.

Katharine war viel zu aufmerksam auf Alles, was geschah, um nicht zu wissen, daß ihr Gebieter mit reinem Gewissen der Ruhe pflegte und nicht ohne Grund so himmlisch zufrieden mit sich selbst auf seinem Divan ruhte. Sie glaubte ihren Herrn nie hübscher gesehen zu haben, als in dem Momente, wo er mit einem liebenswürdigen Lächeln die Tasse aus ihrer Hand nahm und sie glaubte ihn ganz sicher seinen Träumereien überlassen zu können, nachdem er sich selbst bezwungen und beherrscht hatte.

Aber sie befand sich in einem Irrthume, als sie annahm, daß sich Justins Gedanken zu derjenigen hinlenken würden, die ein Recht auf sein Herz hatte. Justin dachte gar nicht an Adeline. Sein Geist schweifte unstät in die Ferne und kehrte dann mißmuthig zu der letzten Vergangenheit zurück, die ihm Aergerniß bereitet hatte.

Die ungestörte Friedlichkeit seiner Ehe hatte ihn unempfindlich gegen die stille feste Liebe seiner Gattin gemacht. Naturen wie Justin wollen bisweilen lieber Sturm und Unwetter durchkämpfen als im ewigen Sonnenscheine leben, um ihre eigene Existenz nur nicht langweilig finden zu müssen. Von der dreisten Schmeichelei der hübschen Miß bethört, lieh er nur allzu willfährig sein Ohr auch ihren Einflüsterungen über seine sonderbare Stellung in seiner Ehe und über Adelinens keusche Ruhe, über ihre sittsame Zärtlichkeit, die sie Herzlosigkeit nannte. Ihm gingen, nach seiner Meinung, endlich die Augen auf und er fing an, sich

als ein beklagenswerthes Opfer, als einen Sklaven der Frau zu betrachten, die ihm mit ihrer zärtlichen Liebe zugleich eine vollständig sorglose Existenz dargeboten hatte. Die Bande der Zuneigung, die ihn mit Adelinen verknüpften, nannte er „Ketten einer demüthigenden Abhängigkeit“ und er sah plötzlich nicht ein, weßhalb er sich zwingen sollte, dies Mißgeschick ferner geduldig zu ertragen. Seine Eitelkeit war von Miß Mary auf einen Höhepunkt getrieben, daß sie ihn kalt und ungerecht gegen Alles machte, was bisher bestanden hatte. Sein Gefühl hatte sich vielleicht nicht total verändert, aber die Ansicht von seiner Ehe war gänzlich verwandelt und er meinte mit vollem Rechte von dem langgehegten Wahne geheilt zu seyn, „das Glück in Adelinens Besitz zu finden, was er bei seiner ausgezeichnet liebenswürdigen Persönlichkeit zu fordern berechtigt war.“ Er bildete sich ein, einer größern Hingebung und Zärtlichkeit werth zu seyn, als ihm Adeline bewies, und ganz zuversichtlich hoffte er auf ihre gänzliche Unterwerfung, wenn er nach diesem Sturme, der ihm lächerlich vorkam, so gütig seyn würde, ihr die bewiesenen Thorheiten zu vergeben.

Die rücksichtslose Gluth, womit Miß Mary eine Unterredung mit ihm verlangte, hatte sein Blut in eine angenehme Wallung und sein Herz in hinreichend viel Wärmegrade versetzt, um die verlangte Zusammenkunft höchst angenehm zu finden. Was ihn abgehalten hatte, zu dem Stelldichein zu gehen, das wußte er nicht. Kälte und Gleichgiltigkeit gegen Miß Mary war es nicht, Liebe und Zärtlichkeit war es auch nicht — was in aller Welt hielt ihn denn ab seinem neuen Lieblingssterne unbedingt zu folgen? Er selbst schlug ja seine Herzenswärme für die Gattin so gering an, daß er mit der größten Kaltblütigkeit eine Herausforderung des Geschicks wagte, indem er alle bestehenden Verhältnisse umwarf und sie eigenmächtig umzumodeln strebte. Die Bande der Liebe waren allmälig locker und schlaff geworden. Nur die Bande der Gewohnheit hielten nach seiner unmaßgeblichen Meinung die zwei Herzen zusammen, die vor acht Jahren in der glühendsten und reinsten Zuneigung zu einander entflammt waren. Nun gut, so war es vielleicht das feste Band der Gewohnheit, das ihm eine stille, rechtlich errungene Ruhe auf seinem Divan für genügender erklärte, als eine leidenschaftliche strafbare Zusammenkunft mit der hübschen Miß Mary.

Ruhig lag der junge Mann da. Sein Blick flog bisweilen träumerisch im Zimmer umher, als müsse er etwas suchen, was ihm fehlte. Und eigentlich fehlte ihm nichts, gar nichts! Mit vollster Selbstzufriedenheit lag er bequem hingestreckt und wünschte sich nicht den leisesten Zuwachs von innerm Behagen.

Plötzlich traf ein warmer Athem seine Wange, eine weiche Hand fuhr schmeichelnd über seine Augen und durch sein lockiges Haar. Zwei Arme umschlangen seinen Nacken. Im Nu hatte sich Justin erhoben. Ein glühendes Erröthen färbte seine Wangen. War es Schreck oder war es Freude, was ihn erzittern machte, was ihn schnell zurücktreten ließ, was seinem Tone eine seltsame Färbung gab, als er ausrief:

„Marie — Sie? — Mein Gott, wie unvorsichtig!“

„Ich wäre gestorben, Justin!“ lispelte die junge Dame und versuchte eine zweite Umarmung, der Justin abermals auswich, obwohl sein unstät funkelnder Blick bewies, daß er gegen den Zauber, der Miß Mary umfloß, nicht gleichgiltig war. „Ich erwartete sie bis zum Dunkelwerden und mein Herz quälte sich mit den abenteuerlichsten Gedanken, weil Sie nicht erschienen. Ich mußte Sie sehen, Justin — und die langen trüben Tage dieser Trennung! Was soll aus uns werden — Gott erbarme sich unser!“

Dem jungen Manne schien die Stimme verloren gegangen zu seyn. Er schwieg, aber sein Auge richtete sich ausdrucksvoll auf die reizende Gestalt vor ihm, um dann sogleich merkwürdig nachdenklich im ganzen Zimmer rundum zu schweifen.

„Es kann so nicht bleiben, Justin,“ begann Miß Mary abermals mit bewegtem Tone.

„Nein, Marie,“ fiel Justin hastig ein. „So kann es nicht fortgehen. Wir müssen uns ermannen — wir müssen zu vergessen suchen was zwischen uns liegt.“

„Vergessen? Vergessen die süßen Plaudereien, die himmlischen Schelmereien, die entzückenden Momente der reinen Hingebung —?“ rief die Dame mit herzzerreißendem Tone.

„Ja,“ antwortete Justin fest und männlich aufgerichtet. „Ja, Marie! Wir müssen das Alles vergessen, was uns zu einem Abgrunde führen kann. Noch sind wir schuldlos geblieben —.“

Ein spöttisches Lächeln verunstaltete Miß Marys zauberhafte Lippen.

„Schuldlos? Fragen Sie doch Adeline, ob wir schuldlos geblieben sind?“ hauchte sie hervor.

Justin blickte ärgerlich auf. „Lassen Sie den Namen meiner Frau aus dem Spiele, der gehört am wenigsten hierher. Versuchen Sie den Frieden Ihrer Brust wieder herzustellen, Marie. So wie ich Sie als junges Mädchen, als Kind möchte ich sagen, gekannt habe, wird Ihnen das leichter gelingen, als Sie jetzt glauben. Ihre Anwesenheit hier in meinem Hause kann durch nichts gerechtfertigt werden, also wagen Sie, Ihres und meines Rufes wegen, keinen Besuch wieder.“

„Sie fürchten eine Strafpredigt Ihrer kaltherzigen, pedantisch sittsamen Frau?“

„Ich fürchte mein eigenes Gewissen, liebe Marie,“ entgegnete der junge Mann rasch. „Ihre Liebe ist ein verführerisches Gift für mich, das mich für kurze Zeit berauschend glücklich machen könnte, um mich nachher um so elender seyn zu lassen.“

„Wagen Sie erst das Glück, das Ihnen sicher ist —,“ rief die Dame leidenschaftlich.

„Nicht sicher ist, sondern nur seyn könnte, liebe Marie,“ entgegnete Justin etwas zurücktretend. „Ich bin kein Romantiker, wie Sie vielleicht meinen —.“

„Durch und durch Romantiker,“ rief Marie noch leidenschaftlicher. „Aber Adeline hat Sie zu Stein und zu Eis gemacht!“

„Marie —,“ sprach der junge Mann drohend, „lassen Sie den Namen meiner Frau nicht über Ihre Lippen gehen. Ich will ihn von Ihnen nicht aussprechen hören! Sie irren sich, wenn Sie mich zu den hochromantischen Naturen zählen. Sie selbst müssen ja wissen, daß ich den frivolsten Weltanschauungen hingegeben war, bevor ich Adeline kennen lernte. Adeline mag kalt und pedantisch seyn, wie Sie behaupten, allein die Reinheit ihres Wesens hat mich gebessert. Ohne Adelinens Achtung kann ich nicht leben, also muß ich daran denken, mir ihre Achtung zu erhalten. Lassen Sie uns scheiden!“

„Nie, nie, Justin!“ rief Miß Mary und hob die schönen Arme zu einer dritten Umarmung.

Justin sah sie an. Sein Blick war unruhig. Er trat weit, weit hinweg von ihr und sagte:

„Es muß seyn! Ich erwarte Adeline bald zurück und ich kann ohne Adelinens Achtung nicht bestehen. Sie begreifen dies nicht, aber ich schwöre es Ihnen zu, ich kann ohne Adelinens Achtung nicht leben!"

„Justin —", flüsterte die Dame schmelzend. „Sie lieben mich?"

„Der junge Mann sah sie wieder an. Sein Blick glühte, aber er trat noch einen Schritt zurück.

„Ich glaube, daß ich Sie liebe!" sagte er mit unsicherm Tone.

„Adeline ist ihnen gleichgültig geworden?"

„Ja! Seitdem ich Sie wieder gesehen habe, fühlte ich mich ihr entfremdet. Sie scheint dies aber nicht bemerkt zu haben und ich werde künftighin durch ehrerbietige Aufmerksamkeit das zu ersetzen suchen, was mein Herz an Zärtlichkeit verloren hat."

„Wenn Sie Muth hätten, Justin!" lispelte das Mädchen weich und leise. „Ein Geheimniß ist so süß —".

„Ich will aber nicht, Marie!" erklärte Justin sehr bestimmt. „Habe ich mich bei meiner Wahl getäuscht, habe ich statt eines warmen hingebenden Herzens eine Amphibienseele geliebt, so ist dies meine und nicht Adelinens Schuld. Sie ist frisch, froh und heiter durchs Leben gegangen bis dahin und dies soll ihr bleiben. Meine Liebe wird sie entbehren können."

„Ihre Liebe bleibt mir auf ewig!" unterbrach ihn die Dame exaltirt.

Justin erröthete flüchtig. Bauen Sie nicht darauf, Marie! Ich habe meine Frau sehr heiß, sehr leidenschaftlich geliebt — mein Herz ist veränderlich."

„So lange es nicht den richtigen Gegenstand gefunden hatte —", flüsterte Miß Marie, „Adeline konnte Sie nicht fesseln —, Ihre Naturen sind zu verschieden."

„Lassen Sie uns scheiden, Marie", fiel Justin heftig und mit stark gerunzelter Stirn ein. „Es ist mir ein unerträgliches Gefühl, Sie von Adelinen reden zu hören. Leben Sie wohl. Mögen Sie bald ruhig, bald glücklich werden."

„Justin — so kalt könnten Sie mich von sich weisen?" klagte die schöne Dame.

„Ich muß! Machen Sie mir das Herz nicht schwer. Ich muß! Gehen Sie — nicht die Hand reiche ich Ihnen zum Abschiede — ich will nicht die kleinste Schuld mehr zu der unseligen Verirrung meines Herzens hinzufügen. Leben Sie wohl, Marie, — ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nie wieder sehen, werde — leben Sie wohl!" Miß Mary stürmte hinaus. Er wendete sich zum Fenster und blieb beharrlich dort stehen bis sich die Thür nach geraumer Zeit von Neuem öffnete und die alte Katharine erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Kairo.

Kairo, am 16. Ramadan 1277.

Wenn am ersten Tage des neunten Monats des arabischen Mondjahres ein Moslem, aus der Wüste zurückkehrend, vor dem Kadi beschworen hat, daß er am Himmel den ersten Streifen des Neumonds sah, so nimmt der dreißigtägige Ramadan (d. h. der Fastenmonat, welchem noch das Bairamsfest folgt) seinen Anfang. Kanonendonner verkündet der Stadt das freudige Ereigniß und schreiende Kinder ziehen mit dem jubelnden Rufe: Ziâm! Ziâm! Ziâm! (Fasten! Fasten! Fasten!) durch die belebten Straßen. Die Nacht wird durchjubelt, es beginnt die Laternenfreiheit, d. h. es ist Jedem gestattet, ohne Laterne des Nachts in den Straßen herum zu gehen, was sonst streng verboten ist; die Verkaufsläden bleiben geöffnet und jeder Moslem ißt und trinkt, so lange nur Geldbeutel und Magen aushalten will. Zwei Stunden, bevor die Morgenröthe heraufdämmert, rollt der Donner eines einzigen Kanonenschusses über die noch lebendige Stadt und jeder gute Muselmann würde es für eine Todsünde halten, von jetzt ab bis dahin, wo man am Abend einen weißen von einem schwarzen Faden unterscheiden kann, und wo man auf der hochgelegenen Citadelle Kairo's abermals eine Kanone abfeuert, auch nur das Geringste zu genießen. Nicht Rauch noch Wasser darf er trinken (der Orientale sagt: „anna oschrub," ich trinke Rauch und Wasser), noch irgend eine Speise zu sich nehmen; Kinder und Kranke unterliegen jedoch diesem Verbote nicht. Die Genauigkeit, womit der Mohamedaner diese, eine seiner vornehmsten Religionsvorschriften befolgt, ist ganz bewunderungswürdig und selbst Kinder und Kranke schließen sich davon nicht aus, wenn es ihnen irgend von Eltern oder Wärtern gestattet wird. Ich habe mit Arabern zur Ramadanzeit die Wüste durchzogen und es mit eigenen Augen gesehen, wie Weiber und Männer, wovon Letztere noch zu Fuß in der Gluth der Augustsonne den Kameelen nachzogen, es über sich brachten, am Tage so wenig Speise als Trank zu sich zu nehmen. Sie begnügten sich, die dürren Lippen mit Wasser zu benetzen und den trockenen Mund auszuspülen, worauf sie das Wasser fortspieen. Diese Erfrischung ist eben so wie die Waschungen mit Sand, wenn in der Wüste Wassermangel vorherrscht, erlaubt. Der Monat Ramadan durchläuft in dem Zeitraum von 33 Jahren alle Jahreszeiten und so kommt es, daß derselbe in die glühenden Sommermonate, in die unangenehmen, feuchtkalten Wintertage, in die egyptische blüthenreiche Frühlingszeit oder in die entsetzlichen fünfzig heißen Windtage fällt, die Chamsin heißen. Wenn die klimatischen Verhältnisse in Egypten schon den normal lebenden Europäer sehr unangenehm berühren, wie viel mehr den armen, hungernden Araber in der Ramadanzeit! Im Sommer arbeitet er hungernd im Schweiße seines Angesichts, im Winter durchschüttelt ungewohnter Frost die halbnackten Glieder, der Frühling erweckt Appetit und Lebenslust, was Beides unterdrückt werden muß, und der nervenerregende Fünfzigtägige (Chamsin) kann auch keinen guten Eindruck auf den leeren Magen machen. Müde, unzufrieden, hungrig, erblickt er nun um sich die Andersgläubigen, welche essen und trinken, die ausgeschlafen haben, weniger arbeiten als er und satt und zufrieden mit hellen Augen in die Welt hineinschauen. Was ist natürlicher, als daß uns der Mohamedaner dieserhalb gleichzeitig verachtet und beneidet — der Haß ist da! — der Ramadan ist eine Schule, eine Säezeit des Fanatismus, und ohne die Fasten, welche den Islam gleichsam wieder aufrütteln, welche die Nacht zum Tage machen und das Innerste nach Außen kehren, wäre der Mohamedanismus vielleicht längst eingeschlafen und vergessen.

Will man dieses Volk recht kennen lernen in seinem Ramadantaumel, so muß man es sich nicht verdrießen lassen,

einen arabischen Anzug anzulegen, einen Umzug durch die volksbelebten Straßen zu machen und dabei einen sogenannten Haschisch (ein Kaffeehaus, wo Hanf geraucht wird) zu besuchen. Dort kann man diese Mohnköpfe des Ostens recht kennen lernen. Wir haben oft stundenlang in der Esbecieh (dem öffentlichen Volksgarten Kairo's in einer von bunt blühenden Windenarten umrankten, halb hinter riesigen Platanen versteckten Schilfrohrhütte gesessen und, umdampft von den ätherischen, feinen Wohlgerüchen des Haschisch oder vielleicht selbst einige Züge aus einer von brauner Hand freundlich gereichten Tamire (Kalosnuß-Wasserpfeife) thuend, ein märchenhaftes Nachtbild beobachtet. Zwei wahnsinnige Pilger, d. h. Männer, die in Mekka waren und die deshalb vom Volke heilig gesprochen sind, weil sie mit merkwürdiger Virtuosität eine Art dumpfen, ruhigen Wahnsinns affektiren, der ihnen durch Betteln so viel einbringt, daß sie mit ihren geringen Ansprüchen in diesem schönen Klima leben können, zwei dieser wahnsinnigen Heiligen saßen regelmäßig des Abends in der erwähnten Hütte und der Eine von ihnen entlockte einer einfachen Rohrflöte so klagende liebliche Töne, daß es fast wie Geisterhauch durch die Hütte wehte. Dennoch waren wir wohl die Einzigen, welche diesen Tönen lauschten. Gelächter, Witze, welche nicht allzu ästhetisch waren, und das Glucksern der Wasserpfeifen, verbunden mit dem Brodeln der riesigen Kaffeekannen, erfüllte das enge, gemüthliche Gemach. Welch buntes Bild! — da sitzen und liegen die farbigen Kinder des Islams, weiß, braun und schwarz; die dunkeln Augen glühend und blitzend im Haschischrausche, die Brust wogend; die ruhige, sternhelle Nacht und der bleiche Mond, welcher lächelnd durch die Windenranken schaut und die romantischen, bunten Kostüme des Volkes beleuchtet, welches sich freiwillig unter seine Embleme gestellt hat. Hier ist der heimliche Ort, wo Poesie in der Luft liegt; man betrachte das Volk, welches frei, einig, ungeknechtet in diesen Nachtstunden beisammenhockt, umrauscht von den Tönen der wollüstigen arabischen Musik, umwallt von dem süßen, nervenerregenden Duft des Haschisch, aufgeregt durch den starken, schwarzen Mokkatrank, und man wird es natürlich finden, daß Hafiz und andere orientalische Dichter so schöne, volle Lieder sangen, welche das Abendland erglühen machen durch den warmen Hauch des Morgenlandes! Hier in diesen Haschischs rauscht der Lieder- und Märchenquell; hier verschwärmen Dichter und Bummler ihre Nächte, wenn sie den Tag über vielleicht in einem verhaßten Berufe gearbeitet haben; hier ist die Burnette (der europäische Hut) verpönt und nur Der geachtet und gern gesehen, der mitlacht und mitmacht.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

|| Würzburg, 1. Mai. Nachdem Hr. Flüggen durch die Verlegung seines Benefiz auf den Vorabend des Gymnasial-Jubiläum eine gewiß sehr dankenswerthe Berücksichtigung erfahren, und in Folge davon neben dem Beifall, der ihm in der Rolle des Schiller zu Theil wurde, auch eine Einnahme gemacht hatte, wie er sie bei der vorgerückten Jahreszeit außerdem wohl nicht zu erwarten gehabt hätte, mußte sein plötzliches Verschwinden, wodurch die Benefizvorstellung für Hrn. Denzin am Dinstag vereitelt wurde, gewiß sehr überraschen. Wir wissen natürlich nicht, was Hr. Flüggen für sich, was er etwa gegen den Hrn. Theaterdirektor vorzubringen hat; das aber können wir sagen, daß seine Handlungsweise, so viel bis jetzt darüber im Publikum verlautete, allgemeiner strenger Tadel trifft. Daß unter diesen Umständen sein Engagement für die nächste Spielzeit mehr als zweifelhaft ist, versteht sich von selbst. — Wir haben noch die letzte Abonnement-Vorstellung zu erwähnen, welche eine Wiederholung des „Goldbauer" von Ch. Birchpfeiffer brachte. Dies Stück, das schon bei der ersten Aufführung sehr gut aufgenommen wurde, gefiel letzthin nicht minder; die Darstellung war auch wieder recht befriedigend. Namentlich sagte uns das Spiel des Hrn. Ernst (Rupert) diesmal noch besser zu, als neulich; Frln. Spitzeder hatte die Rolle der Afra übernommen, und führte sie, wenn gleich nicht so fein und durchdacht als Frln. Wulff, doch immerhin genügend durch. Auch Hr. Matthes, der den Landrichter gab, machte sich besser, als wir nach seinem neulichen Auftreten erwartet hatten.

Miscellen.

Die Burgruinen Schnellert und Rodenstein im Odenwalde sind nach der Sage die Aufenthaltsorte für das wilde Heer, das, wenn es von der einen Burg zur anderen zieht, unvermeidlichen Krieg verkündet. Dieser Spuk, der am Schlusse der zwanziger Jahre sogar amtliche Kommissionen und eine lange Untersuchung veranlaßte, scheint wieder in den Köpfen zu rumoren. In dem neuesten „Anzeigebl. für den Kreis Lindenfels" liest man wörtlich Folgendes: „Telegr. Depesche: Eberbach bei Reichelsheim, 17. April, Morgens $10\frac{1}{2}$ Uhr. So eben ist „der Rodensteiner mit furchtbarem Getöse ausgezogen!" Die Waldbäume liegen vom wilden Heere zerstampft am Boden. Pferde und Ochsen auf dem Felde wurden scheu. Die Leute hier glauben nunmehr fest an den Ausbruch des Krieges!"

Im „Schwäb. M." werden einige interessante statistische Details über Zunahme und Abnahme der großen europäischen Städte mitgetheilt, bei denen nur zu beachten ist, daß sie großentheils für die Ausgangspunkte auf bloßen Schätzungen beruhen. Unter den angewachsenen Städten steht voran Liverpool, 1774 mit 34,407 Bewohnern, mit einer jährlichen Zunahme von 4324 oder 23 pCt.; Manchester und Glasgow stehen in einem ähnlichen Verhältniß. Pesth hatte 1784 nur 13,550 Einwohner und hat seitdem jährlich um 1 pCt. zugenommen. Von deutschen Städten steht Köln voran, mit nur 40,000 Einw. im Jahre 1790 und einer jährlichen Steigerung von 1955 oder 5 pCt. (also höher haben wir in Deutschland es nicht gebracht); dann folgt Berlin, 1785 mit 146,647 Einw. — jährliche Zunahme 4274 oder 3 pCt. Marseille hat seit 1790 um $2\frac{2}{3}$ pCt., London seit 1778 (wo es bereits 960,000 Einw. hatte) um $2\frac{6}{10}$, Brüssel und Petersburg seit 1785 und 1789 um etwas mehr als 2 pCt. zugenommen. Dann folgt nur noch Malaga mit genau 2 und Breslau mit nahezu 2 pCt., worauf sich die übrigen Städte zwischen 2 pCt. und einem Bruchtheil Zunahme bewegen (Wien $1\frac{1}{4}$, Hamburg 1, Rom $\frac{1}{7}$, Amsterdam $\frac{1}{11}$ rc.). Dagegen sollen Neapel, Venedig, Bordeaux, Palermo und Moskau eine Abnahme zeigen, was ohne Zweifel nur theilweise richtig seyn wird.

Alexander Dumas, der bekannte Romanfabrikant, hat eine Schrift „die Garibaldiner" herausgegeben, die geschichtlicher Natur seyn soll, aber mit allerlei Lügen und Uebertreibungen gespickt, also nichts als ein für den Geschmack eines gewissen Publikum hergerichteter Roman ist.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 36. Sonntag den 5. Mai 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Die alte Frau sprach nicht. Ihr Auge lag gesenkt auf dem Teller, den sie auf den Tisch niedersetzte.

„Wenn Miß Mary Smith wieder kommen sollte, so wünsche ich, daß du sie abweisest," sagte Justin ernst und ruhig.

Katharine fiel beinahe vor Entzücken auf die Knie nieder. Sprachlos starrte sie ihren Herrn eine Weile ins Antlitz und brach dann in die Worte aus:

„O, trockne deine Thränen, du weinender Engel — lächle wieder, meine liebe Adeline —!" Justin blickte überrascht von der Seite zu ihr hin. „Schreiben Sie ihr, bester Herr, o — ich flehe Sie an, schreiben Sie ihr, damit sie wieder fröhlich wird. Der Gram nagt an ihrem Leben, ich weiß es, ohne daß ich sie sehe."

„Meinst Du?" fragte er wiederum weich und leise. Er schrieb aber nicht, denn Adeline war ihm gleichgültig geworden.

Zwei Stunden später brachte ihm der Postbote den Brief der Madame Bärwald, dessen Inhalt wir kennen.

Mit wohlgefälligem Lächeln las Herr Justin das Blatt, welches überraschend die unbedingtesten Zugeständnisse enthielt. Die reichen Einnahmen seiner Gattin waren auf ihn übertragen und zwar ohne Ausnahme. Nicht eine Mark Nadelgeld hatte sich die junge Frau ausbedungen. Sie war durch dieses Dokument aller Selbständigkeit verlustig gegangen und von den Anordnungen ihres Gatten durchweg abhängig geworden. Es lag eine gewisse Tragik in dieser kleinen Veränderung.

„Meine Königin ist also entthront," murmelte Justin, während er den Brief nochmals überblickte. „Man muß nur stets den richtigen Moment im Leben ergreifen, dann fesselt man das Glück. Schade, daß ich der kleinen hübschen Miß meinen Triumph nicht habe mittheilen können. Es würde mir ein besonderes Vergnügen gewährt haben, diesen Akt, der von der Gerechtigkeitsliebe und von der Herzensgüte Adelinens Zeugniß gibt, zu ihrer Kenntniß zu bringen. Ich glaube, die kleine Circe beurtheilt Adeline nicht ganz richtig — und ich glaube," fügte er zögernd hinzu, „die kleine Circe hat mich ungerechterweise gegen Adelinen eingenommen. Hier steht, daß sie in einigen Tagen die nöthige Fassung zu einem Briefe an mich errungen zu haben hofft —? Sollte sie, die so kalt und ruhig vor mir stand, so tief ergriffen gewesen seyn? Es grenzte doch wirklich an Albernheit, eifersüchtig zu werden, nachdem man acht Jahre verheirathet ist!"

Nach diesem Selbstgespräche verschloß er den Brief seiner Schwiegermama und ging mit dem stolz erhobenen Kopfe eines Siegers in seinem Zimmer umher. Von Miß Mary hörte und sah er nichts wieder. Sie hatte sich in übler Gemüthsverfassung entfernt und er hoffte der Versuchung nun vollständig entronnen zu seyn.

Der nächste Tag brach trübe, regnerisch und neblig an. Justin fühlte eine ahnungsschwere Verstimmung in sich, die er auf das Wetter schob. Der Wind heulte und klapperte mit allen Fenstern und Thüren. Der Ofen rauchte. Die Zimmer waren unheimlich und kalt. Justin hatte die Einsamkeit noch nie so schwer empfunden als an diesem Tage. Er wünschte sehnlichst die hellen jubelnden Stimmen seiner Kinder zu hören. Er dachte an die Zerstreuung, die es ihm gewähren könne, wenn er Adelinen, seine Gattin, in ihrer leichten fröhlichen Art plaudern hören würde. An Miß Mary und an den Zauber ihrer Gesellschaft dachte er auch. Natürlich — er glaubte sie ja zu lieben und seine Gattin war ihm gleichgiltig geworden!

Nach Tische nahm er den Brief seiner Schwiegermutter wieder vor, nicht um die Geldangelegenheiten nochmals prüfend zu überblicken, sondern um die Nachschrift der Madame Bärwald zu lesen. Wie sonderbar wehte es ihn aus diesen Worten an.

„Adeline gedenkt nach einigen Tagen die nöthige Ruhe und Fassung erlangt zu haben, um sich gegen dich, mein guter Sohn, über die letzten Vorgänge in deinem Hause aussprechen zu können."

Einfacher konnten die Worte gar nicht gesetzt werden und doch ruhten die Blicke Justins darauf, als möchte er sie lebendig und hörbar machen. Was lag denn Bedeutungsvolles darin? „Die nöthige Ruhe und Fassung?" murmelte er mit einem tiefen Athemzuge. Regte sich vielleicht jetzt sein Gewissen? Erwachte er endlich aus dem Wahne, der ihn blind gegen das hohe Glück machte, eine Adeline zur Gemahlin zu haben?

Nein! Nein! Er blieb ungerührt, er blieb kalt, er blieb unempfindlich, sorglos und unbekümmert. Seiner Pflicht hatte er genügt, indem er sich aus den Banden löste, die sich mit seiner Seelenruhe nicht vertrugen. Konnte Adeline mehr verlangen?

Der Tag verrann. Der Nebel löste sich in einen Regen auf, welcher endlos zu werden verhieß. Justin saß

nachdenklich still und horchte auf das eintönige Plätschern, womit die Dachröhren das aufgefangene Wasser ausspien.

Ein leises Geräusch an der Thüre weckte ihn endlich aus seinem Sinnen. Es klopfte. Hart und fest klopfte es, wie mit der sichern Ueberzeugung gern aufgenommen zu werden. Justin fuhr auf, flammenden Verdruß in allen Mienen. Er dachte an die Ueberraschung des vorigen Tages und glaubte an eine Wiederholung.

Wollte denn diese Syrene seine Seele mit Gewalt verlocken?

Die Thür öffnete sich leise. Ein Frauenhut sonderbarer Art wurde sichtbar. Justin stand stolz aufgerichtet. Er fühlte nichts von der leichten Aufregung, wie am Tage zuvor. Stumm und erwartungsvoll schaute er auf die weibliche Erscheinung hin, die sich nach und nach bis zur Mitte des Zimmers vorbewegte.

Die abendliche Dämmerung verhinderte, daß er genau sehen konnte, wer da eingetreten war und sich auf ihn zu bewegte. Es schien ihm eine Verkleidung zu seyn. Sein Verdruß wuchs, indem er einer „albernen Schelmerei" Marys zu begegnen glaubte. In den Wellen dieses innern Aergers lag ein bedeutendes Sturzbad für sein flammenberührtes Herz. Rasch trat er vor, eine sehr unhöfliche Begrüßung auf den Lippen, allein ehe er irgend ein Wort laut werden lassen konnte, flüsterte eine Stimme unter dem großen Wetterhute hervor:

„Bist du allein, Kahlenburg?" Justin blieb stehen. Das war Miß Mary's Stimme nicht. Er athmete sichtlich erleichtert auf.

„Was soll's?" fragte er schroff, denn es war eine Männerstimme, die fistulirend aus dem Schatten des Hutes hervorkam.

„Richard Steinbrecht —," antwortete die Stimme wieder eben so gedämpft.

Frappirt sprang Justin auf die Weibergestalt zu. „Der Name ist mir heilig — was will man von mir?" rief er aufgeregt.

„Schutz und ein Versteck —," war die Antwort. Der große Hut fiel und das schöne Gesicht eines jungen Mannes wurde sichtbar.

„Richard — Du? Du selbst?"

„Still! Ich komme als — Deserteur! Kannst, willst du mich aufnehmen?"

„Welche Frage? Du mein treues Bruderherz —! Sey mir willkommen!"

Beide Männer umschlangen sich, nach beinahe neunjähriger Trennung, mit fester unverminderter Freundschaft. Justin schloß dann das Zimmer und die Verkleidung des jungen Steinbrecht wurde entfernt.

Als Katharine nach einer halben Stunde durch die Klingel in das Zimmer des Herrn gerufen wurde, fand sie einen Herrn zum Besuche daselbst, der von der Reise ermüdet, hungrig und durstig war und die Gastfreundschaft des Hauses auf einige Zeit in Anspruch zu nehmen geneigt schien. Weiter erfuhr sie nichts. Es war genug, um ihre Berufsthätigkeit im höchsten Grade zu entwickeln.

Sobald sich die beiden Männer wieder allein und ganz ungestört sahen, begann Justin das Gespräch mit einer theilnehmenden Erkundigung nach den Schicksalen seines Freundes, die eine Flucht und eine Verkleidung nöthig gemacht hatten.

Richard, von Natur mit einer unverwüstlichen Heiterkeit ausgestattet, lachte hell auf.

„Wenn sich nicht eine hübsche dicke Vierländerin in mich verliebt und mir ihren Anzug anvertraut hätte, so säße ich wahrhaftig nicht hier im warmen behaglichen Zimmer, sondern in irgend einer preußischen Kasematte."

„Ich verstehe dich nicht. Vorhin sprachst du ein Wort aus — Deserteur —?"

„Richtig, ein Deserteur im schönsten Sinne des Wortes, mein Freund. Ich bin der preußischen Fahne entlaufen, als die preußische Regierung schmachvoll Verrath gegen Schleswig-Holstein übte. Begreifst du nun?"

„Noch nicht ganz! Wenn man einer Fahne entläuft, so muß man es doch zum Nutzen der Sache thun, wegen der man sich dieses Vergehens schuldig macht. Danach müßte ich dich in Schleswig suchen und nicht auf dem halben Wege zur Heimath."

„Meine Aufklärung über diesen Umstand wird dir zeigen, mit welchen Enttäuschungen ein Mensch zu kämpfen hat, der sich für hochherzige Meinungen opfert. Du weißt, Justin," fuhr er fort, „mit welchem Enthusiasmus ich für die Sache der Schleswiger entflammt war, als Preußen sich zum Beistand der unterdrückten deutschen Herzogthümer rüstete. Ich gab meine Stellung als Buchhalter des Handlungshauses Wild sogleich auf und stellte mich freiwillig zum Dienst."

„Die Geschichte endete freilich elend genug," meinte Justin gleichgültig. Er hatte sich trotz der lebhaften Theilnahme seiner jungen Frau niemals für die Schilderhebung dieser Länder begeistern können. Ihm lag überhaupt jedes Interesse an Gemeinwohl fern. Adeline hatte dies oftmals scherzhaft zu bekämpfen gesucht.

„Die Geschichte endete mit, wie soll ich sagen?" mit einem Wortbruche!" rief Steinbrecht heftig. „Die Nachwelt mag über diesen Streich der preußischen Politik richten — und Gott mag Rechenschaft von denen fordern, die daran Schuld sind! Lassen wir das Geschehene unbesprochen. Genug die preußische Armee ward im August zurückgezogen und ich folgte den Rathschlägen meiner schleswiger Freunde, die mir Beistände anboten, wenn ich im Lande bleiben und Dienste in ihrer Armee nehmen wolle. Daß ich nach menschlicher Satzung ein Vergehen auf meine Seele lud, wußte ich freilich, aber ich ertheilte mir im Voraus Absolution durch das Sprichwort „der Zweck heiligt das Mittel."

„Ganz gut, Freund Steinbrecht," fiel Justin lebhaft ein. „Nur denke ich, daß das Mittel sehr unklug angewendet war, da für den Augenblick keine Noth ist und der einzelne Mann in solchen großen Weltwirren gar keinen Ausschlag gibt. Warum gingst du nicht ruhig zurück, nahmst deinen Abschied und widmetest dich dann der „heiligen Sache", wie du sie mir damals in deinem Briefe bezeichnetest?"

„Also auch du, Brutus!" rief Steinbrecht mit komischem Pathos. „Ganz dasselbe hat man mir nachher, als meine Desertion prächtig geglückt war, wiederholt vordeclamirt und hat mir darauf schlagend bewiesen, daß meiner Aufnahme in die Armee unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt seyen, weil ich ein Ueberläufer war."

„Die Sache ist nun todt, nicht wahr? Das heißt die Schleswig-Holsteinische?"

„Wenigstens ruht sie."

„Du möchtest nun in die Heimath zurück?"

„Niemals! Niemals! Ich habe aufgehört Preuße zu seyn und da mich Schleswig mit meinen guten Absichten verstößt, so gehöre ich zu den Bevorzugten des Weltalls, die kein Vaterland haben."

„Was beabsichtigst du? Wie kann ich dir helfen, mein guter Richard? Du weißt — „Herz um Herz — Leben um Leben" heißt unser Schwur!"

Beide Männer lächelten in der Rückerinnerung an ihre Knabenzeit, wo dieser Schwur geleistet wurde.

„Es tagt die Aussicht, daß der Kampf im Frühlinge von Neuem entbrennt," erwiderte Steinbrecht. „Kannst du mich hier irgendwie unterbringen, ohne mich Späherblicken und Verrätherzungen auszusetzen? Beim Wiederausbruch des Krieges wird man meine Arme wohl brauchen können und man wird nicht fragen, ob der, welcher sein Leben für seine Ideen zum Kaufe bringt, in Uebereilung seine Ehre diesen Ideen zum Opfer gebracht hat. Versprich mir nichts, Justin," rief er, als er sah, daß dieser mit hellen zuversichtlichen Blicken eine Antwort bereit hielt. „Zuerst muß deine Frau Alles wissen, dann muß deine Frau ihr Urtheil über meine That abgeben —."

„Sey unbesorgt!" unterbrach ihn Justin lachend. „Adeline wird dich in Gold fassen und dich als Götzenbild in ihrer Phantasie verehren. Adeline ist schwärmerisch für die Schleswig-Holsteiner eingenommen."

„Gut! So bitte ich, daß du mich zuvörderst ihr vorstellst!"

„Das muß vertagt werden", entgegnete der Hausherr heiter. „Adeline ist mir auch desertirt und befindet sich zur Zeit in ihrer Heimath. Nun sage mir nur noch, weshalb die absurde Verkleidung nöthig geworden war. Verfolgte man dich? War man dir auf der Spur?"

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Kairo.

(Schluß.)

Dieses aber sind nicht die einzigen Orte, wo es lebendig hergeht — allüberall, in die Hütten der Armen sowohl, wie in die Paläste der Reichen, in Frauen- und Männergemächer ist der Ramadan mit seinen tollen Nachtfreuden eingekehrt. Der Reiche versündigt sich bei Wein und gaumenkitzelnden Speisen, der Arme raucht sein Pfeifchen mit oder ohne Haschisch, trinkt verschiedene Tassen Kaffee und verzehrt das, was er sonst am Tage genießt, in der Nacht.

Ein toller Jubel scheint nun in die sonst so ernst und ehrbar thuenden Mohamedaner gefahren zu seyn, und es ist mir oft vorgekommen, als liege der Ton des Oberon'schen Zauberhorns in der Luft, welcher die Orientalen aus moralischen Gründen zu so merkwürdigen außergewöhnlichen Bewegungen zwingt. —

Unzufrieden und mürrisch erwacht der Islam nach einem kurzen Schlaf, das ganze Volk sieht übernächtig aus und geht langsam mit Ekel an seine verschiedenen Beschäftigungen; tausendmaliges Gähnen scheint die Minuten bis zum Abende zu zählen, bis dahin, wo der tolle Nachtjubel wieder angehen soll. Der Orientale fastet ungern, ja, Viele brechen sogar bei wohlverschlossenen Thüren das Verbot, Andere halten es mit Pietät bis zur Minute des Kanonenschusses; ich habe es oft gesehen, wie gegen Abend die Diener viertelstundenlang mit der brennenden Pfeife oder mit einem Glase Wasser vor ihrem Herrn stehen, und wie eilig derselbe zugreift, sobald der Schuß über die Stadt hinrollt; er holt darauf Alles reichlich nach, was er am Tage versäumte. Eine Hyäne kann nicht gieriger essen als der als nüchtern und genügsam berühmte Orientale, und eine Folge davon ist die vergrößerte Sterblichkeit der Rechtgläubigen während der Ramadanzeit; öfter, besonders in den heißen Monaten, übersteigt die Mortalität der islamitischen Bevölkerung von Kairo die gewöhnliche Höhe um das Doppelte. Dem Orientalen fällt es bei seiner zur andern Natur gewordenen Bequemlichkeitsliebe gar nicht ein, sich eine kleine Bewegung im Freien oder nur im Zimmer zu machen, wenn er sich Nachts den Magen überfüllt hat; der Prophet, der das wußte, gebot deshalb, daß in den Ramadan-Nächten das Niederwerfen der Rechtgläubigen beim Gebet vierundzwanzig Mal wiederholt werden müsse: eine gewiß sehr naive Verordnung, um die in Unordnung gerathenen Bauchmuskeln wieder zur Raison zu bringen.

Der Ramadan ist mit allen seinen Mängeln, die ja der Orientale, sobald er nur eine Stufe höher steht in der Bildung als der Pöbel, auch einsieht, dennoch eine ersehnte Freudenzeit für Jung und Alt, für Reich und Arm. Die öffentlichen Gebäude sind geschlossen, die Beamten arbeiten nur wenige Stunden, das Militär hat Ruhezeit, am Abend legt Jeder seine Festkleider an, und selbst die Diener bei Europäern und die kleinen Arbeiter werden von ihren Herren nachsichtig behandelt, wenn sie lässig, unzufrieden und müde an die Arbeit gehen und im halben Schlafe Alles schlecht machen oder verderben. Die Vornehmen gehen Nachmittags, nachdem sie sich ausgeschlafen haben, hinaus auf die Straße von Schubra und tummeln sich dort herum auf ihren prächtigen Pferden; oft treiben sie ein kriegerisches, von den alten Mameluken ererbtes Spiel, das sogenannte Geridwerfen, welches auf den Beschauer einen angenehmen Eindruck macht. Die Reiter werfen im vollen Jagen schwere Gerids (Palmzweigstöcke) nach dem Fliehenden, welcher dem Stock auszubiegen oder ihn aufzufangen sucht, wobei er genug Gelegenheit hat, seine und seines arabischen Pferdes schöne Formen und Gelenkigkeit zu zeigen.

Abends und die halbe Nacht hindurch sind die sonst um diese Zeit todten und menschenleeren Straßen Kairo's mit Hunderten von Spaziergängern belebt, welche nach der Esbecieh strömen, sich frei fühlend von dem lästigen Laternengesetz und von den beobachtenden Blicken der türkischen Polizeisoldaten, welche selbst in umfangreicher Weise Ramadan feiern. Die Kaffeehäuser in der Stadt sind geöffnet und bis lange nach Mitternacht von Leuten besucht, welche, auf Palmzweigbänken sitzend, plaudern, rauchen und Kaffee trinken, oder behaglich den wunderbaren Feenmärchen eines Erzählers oder den monotonen Weisen der Ragab eschscha'ers (Dichter-Violine) und den dazu vorgetragenen Gesängen lauschen. In der Esbecieh locken tanzende Knaben und türkische Karakos (eine Art unanständiger Schattenspiele mit obligatem Text) Hunderte von Zuschauern an. Vor den Kaffeebuden in den oft genannten öffentlichen Volksgärten brennen Holzfackeln, welche grell die bunten originellen Gestalten arabischer, türkischer oder griechischer Musik-Chöre beleuchten, um die sich ein gemischtes Auditorium versammelt hat, das raucht, schwatzt, Kaffee trinkt und zum

Schluß die Musikanten mit einem belobenden „Ah!“ (d. h. Schön! Bravo!) und einigen Fünfpara-Stücken belohnt.

Das ist ein flüchtiges, unvollkommenes Bild des Ramadan, dessen Aeußerlichkeiten mehr und mehr in Verfall gerathen, ohne sein Inneres zu verändern. (K. Z.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 4. Mai. Wenn man zurückblickt auf die Leistungen unseres Theaters in der jetzt beschlossenen Spielzeit, so wird man nicht läugnen können, daß sie hinter den Erwartungen des Publikum bedeutend zurückgeblieben sind. Daß diese Erwartungen von Anfang an vielleicht etwas zu hoch gespannt waren, daran dürfte die Theaterdirektion wohl auch theilweise Schuld tragen, denn es wird wohl nicht ohne ihr Zuthun geschehen seyn, daß sich im Publikum während des vorigen Sommers die Meinung verbreitete, als werde Hr. Ernst seine Vorgänger weit überflügeln und alle halbwegs billigen Ansprüche vollauf befriedigen. Daß das nicht geschehen, daß die Leistungen des Theaters in der eben abgelaufenen Spielzeit hinter denen der Vorjahre sogar zurückgeblieben sind, ist eine allbekannte Thatsache. Wir sind nicht gemeint, Hrn. Ernst die Schuld hievon allein zuzumessen; wir bringen gern in Anschlag, daß er die Direktion erst zu einer Zeit übernahm, wo es ihm sehr erschwert war, noch ein gutes Personal für die hiesige Bühne zu gewinnen; ebenso erkennen wir gerne an, daß er trotz dieser Schwierigkeit noch manche ganz tüchtige Kräfte hieher brachte, wie Frln. Wulff, Frau Denemy-Ney, Frau Ernst, Frln. Würth, auch in gewisser Hinsicht Frau Leinauer, dann Hrn. Kapellmeister Schütz, Herrn Eichenwald, Herrn Denzin, wozu wir für gewisse Rollen auch ihn selbst zählen dürfen. Dagegen waren manche Fächer gar nicht oder nur unzureichend besetzt; wir nennen hier beispielsweise das Fach der alten Mütter in der Oper, das des ersten Liebhabers im Schauspiel, welches letztere eigentlich erst gegen Ende der Spielzeit in geeignete Hände überging. Freilich suchte Hr. Ernst diesen Mißstand einigermaßen durch Gastspiele auszugleichen; allein es ist das natürlich immer nur ein schwacher Ersatz, jedenfalls nur für eine verhältnißmäßig kurze Zeit, nach deren Ablauf das Publikum dann die Mängel des ständigen Personals wieder um so empfindlicher fühlt. Daß übrigens Hr. Ernst nicht lässig war, Gäste und zwar renommirte Gäste herbeizuziehen, das kann ihm Niemand absprechen; wir erinnern nur an Johanna Wagner, Roger, Pichler, Kömpel, Kökert, Richter, Eichenwald (von Berlin), Butterweck, Devrient, Lang, die beiden Grobecker. Was ihm hiebei aber mit Recht vorgeworfen wird, ist dies, daß er in letzter Zeit den Abonnenten, die doch am meisten unter den Mängeln des ständigen Personals zu leiden hatten, von den Gastspielen viel zu wenig zukommen ließ. — Wir müssen auch noch das Repertoire berühren, über das auch manche Klagen — und nicht mit Unrecht — laut wurden. Erstens nämlich wurden manche Stücke, die man gern gesehen und gehört hätte, und durch die wohl einige Abwechslung in's Repertoire zu bringen gewesen wäre, gar nicht oder nur spärlich gegeben; es waren das namentlich die Opern mit vorwiegenden Baryton-Partien, die Spielopern, dann zeitenweise Tragödien und Schauspiele im engern Sinn. Der Grund hievon lag nun wenigstens theilweise freilich wieder in der oben berührten Mangelhaftigkeit des Personals, die den Herrn Direktor nöthigte, gewisse Stücke ganz bei Seite zu lassen oder damit so lang zu warten, bis er durch Gäste die Lücken ausfüllen konnte. Auch die Novitäten, auf die man zu hoffen einigermaßen berechtigt war, fielen nicht ganz nach Wunsch aus; denn, um zuerst von der Oper zu reden, „Lohengrin“ und „Wasserträger“ waren ja eigentlich nur neu einstudirt, und „Dom Sebastian“, der wohl auch früher schon auf hiesiger Bühne erschienen war, dann „Orpheus“, die „Verlobung bei der Laterne“ und die Tannhäuser-Parodie bedeuten auf dem eigentlichen Operngebiet nicht viel. Auch im Schauspiel sind solche neue Stücke, die man zu den bessern zählen könnte, ziemlich sparsam geboten worden; die beiden Novitäten von Schleich oder Brachvogels „Mondecaus“ wird man doch nicht dazu zählen sollen. Ein anderer Fehler des Repertoire lag sodann in den allzu häufigen Wiederholungen, die noch dazu, wie es namentlich bei einigen erst gegen das Ende der Spielzeit neu einstudirten Stücken der Fall war, oft in einem kurzen Zeitraum zusammengedrängt wurden. Wir haben hier in Kürze und nur der Hauptsache nach angedeutet, woran es in der vergangenen Spielzeit gefehlt hat; freuen sollte es uns, wenn wir im nächsten Jahre keinen Anlaß haben, dieselben Mängel wieder zu rügen. Unser Stadtmagistrat schien sich dieser Hoffnung hinzugeben, als er Herrn Direktor **Ernst** eine Erhöhung der Abonnement-Preise für nächstes Jahr bewilligte; es ist das eine Art von Belohnung im Voraus für Leistungen, die erst noch zu erwarten sind, und Manche sind der Meinung, es wäre besser gewesen, mit dieser Belohnung zu warten, deren Kosten die Abonnenten tragen müssen, bis durch die That gezeigt worden ist, daß sie auch verdient sey. Indessen da es nun einmal geschehen ist, bleibt uns nichts übrig, als zu wünschen, daß Hr. Ernst das Vertrauen, das ihm in so zuvorkommender Weise bewiesen wurde, auch rechtfertigen möge.

Miscelle.

Der Bäckermeister N. in dem Städtchen X., ein sehr stattlicher und wohlhabender Mann, lebte mit dem Bürgermeister in einer fortwährenden Mißgunst. Als Letzterem eines Tages ein Magistratsschreiben an den Ersteren zur Unterschrift vorgelegt wurde, welches „An den Herrn Bäckermeister N.“ adressirt war, machte der Bürgermeister seiner Mißgunst Luft und einen dicken Strich durch das Wort „Herr“. Der Bäckermeister, beim Anblick der Adresse Feuer und Flamme, schritt aufs Rathhaus, um die Herren zur Rede darüber zu stellen. Sie könnten das „Herr“ weglassen; aber erst hinschreiben und dann ausstreichen — so ließe er sich nicht behandeln! — Der Bürgermeister, in ruhiger Würde, sagte: das sey ganz egal, „wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dasteht.“ Der Bäckermeister ging nach Hause, setzte sich hin, und schrieb die Antwort auf den Inhalt des Schreibens; dann adressirte er sie: „An den naseweisen Magistrat“, und machte durch das Wort „nase“ einen Strich. Der Bürgermeister, nun seinerseits Feuer und Flamme, forderte den frevelhaften Bäckermeister vor. „Meine Herren“, sagte dieser gleichmüthig, „Sie haben es alle gehört, was der Herr Bürgermeister gesagt hat: wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dastände!“

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 37. Mittwoch den 8. Mai 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Steinbrecht schüttelte eifrig mit dem Kopfe. „Das hängt mit einem Abenteuer zusammen, alter Freund, wobei meine ganze Vergangenheit wie ein Lichtbild wieder vor mir aufging. Ich trieb mich seit dem September unstät im Lande umher. Unter dem Volke fand ich als Ueberläufer hinreichend viel Sympathie, um vor dem Verhungern geschützt zu seyn, aber amüsant war mein Daseyn doch nicht. Darum beschloß ich zu dir zu flüchten. Ihr wohnt zwar hart an der preußischen Grenze, allein dein Landesfürst ist ein entschiedener Dänenfeind und jetzt auf Preußen ebenfalls pikirt. Ich wagte auch in Rücksicht auf deine Stellung nichts. Du bist kein eigentlicher Beamter — deine reiche Heirath macht dich unabhängig — kurz und gut — ich dachte an dich und machte mich auf den Weg nach Kiel. Unterwegs traf ich einen alten Vierländer aus Curslak, mit seiner verheiratheten, sehr korpulenten Tochter. Sie fuhren auf einem leichten Korbwagen und boten mir einen Platz bei sich an. Bis Kiel blieben wir beisammen. Von dort wollte ich per Eisenbahn weiter. Die beiden phlegmatischen Curslaker aber wollten den weiten Weg in ihre Heimath, die seitwärts Hamburg liegt, mit ihrem Einspänner vollführen. Die Klugheit erforderte, daß ich mich zu meinen Reisegefährten hielt, als ich auf dem Bahnhofe mehrere preußische Offiziere erblickte, die als beurlaubt aus Preußen zurückkamen, um in der Armee der Herzogthümer einzutreten. Das, mein Freund, war das erste Mal, wo ich meinen unüberlegten Streich bereuete. Wie ehrenvoll standen die Lieutenants da, während ich mich hinter meine dicke Vierländerin verkriechen mußte."

„Es ist nur unbegreiflich, wie du mit deinem sensiblen Ehrgefühl zu einem Vergehen gekommen bist, das gerade der Ehre zuwider ist."

Steinbrecht zuckte die Achseln. „Vielleicht wollte ich dem ganzen Preußenland imponiren, indem ich ihm meine Verachtung zeigte", sagte er leise. „Es ist einmal geschehen, Bruderherz und nicht mehr zu ändern, also spare die Moral." Er zündete sich eine neue Cigarre an, ehe er fortfuhr: „Jetzt kommt jedoch mein Abenteuer. Waffne dich, damit der Schreck dich nicht tödtet. Ich drehte natürlich den preußischen Militärpersonen so viel wie möglich den Rücken zu, höre aber dessen ungeachtet, daß die jungen kampfmuthigen lebenslustigen Männer plötzlich eine Dame mit großer Akklamation begrüßen und sie ganz verwundert fragen: „welchem Zufalle man das Glück zu danken habe, sie in Kiel zu sehen."

Die Dame antwortete gar nicht blöde. Ich werde zuletzt neugierig, denn, wenn die Dame jung war, so mußte ich sie für bewunderungswürdig gewandt, keck und dreist erklären. Ich nehme also den Zeitpunkt wahr, wo diese Dame — die auf's Gerathewohl, wie sie sagte, nach Dänemark wollte ohne Zweck, ohne Ziel, mitten im Herbststurme — ganz in meiner Nähe ist und ich sehe mir sie scharf an. Sie erwiderte meinen Blick mit demselben Ausdrucke — bei Gott, hübsch war sie, aber frech wie eine Kunstreiterin. Sie blieb stehen, sah mich immer fester, immer freundlicher an. — „Richard Steinbrecht!" hallte es schmeichelnd von ihren Lippen. Glücklicherweise verlor ich meine Geistesgegenwart nicht, sondern richtete gleichgiltig und unverwandt das Auge ferner auf sie. Sie sprach lauter. „Ich bin Marie Schmidt — Sie sind Richard Steinbrecht — ich kann mich nicht irren!" Die Offiziere traten näher — die Gefahr wuchs — ich sah stupide gerade aus — mein dichter Bart, den ich heute früh erst den Göttern geopfert habe, verbarg mein flüchtiges Erröthen —. Meine dicke Reisegefährtin ärgerte sich über die Blicke der schönen Dame, glücklicherweise kannte sie meinen Namen nicht. Ihre Eifersucht rettete mich. Sie erhob sich, stellte sich kampffertig der Marie Schmidt entgegen und sagte zu mir gewendet: „Na nu, mein Jung', kennst du die Mamsell?" Die Dame zog sich unverzüglich zurück und ich hörte nur noch, daß sie ihren Anbetern meinen Namen wiederholte und mit hellem Gelächter unsere Jugendliaison zum Besten zu geben sich anschickte. Ich selbst hielt es für angemessen, zu verschwinden und nachher meine dicke Vierländerin durch eine vertrauliche Eröffnung meiner Lage zum Mitleiden zu bewegen. Sie gab mir einen Anzug. Ich schor mein Gesicht glatt und fand, daß das sehr zweckmäßig erdacht war, denn man schien wirklich aufmerksam geworden zu seyn und auf Richard Steinbrecht vigiliren zu wollen."

So lange hatte Justin mit erheucheltem Gleichmuthe dem Berichte seines Freundes zugehört und selbst bei dem Namen Marie Schmidt und bei dem bezeichnenden Epitheton, womit er sie beehrte, nicht mit einer Wimper gezuckt. Er war eigentlich nur in stiller Verwunderung verloren über die Anwesenheit dieser Dame in Kiel und über deren Entschluß nach Kopenhagen zu gehen, nachdem sie ihm vor kaum vierundzwanzig Stunden ganz andere Pläne in Bezug auf ihre Liebe zu ihm mitgetheilt hatte. Unangenehm war ihm die Nachricht keineswegs. Es überflog ihn sogar ein leich-

tes Grauen, wenn er sich die Möglichkeit vorstellte, daß Richard Steinbrecht eines Tages von den Umtrieben dieser Marie Schmidt, die identisch mit Miß Mary Smith war, in Kenntniß gesetzt werden und ihre Stellung hier im Hause so wie ihr Einfluß auf seine Gesinnungen und Handlungen zu seinem Ohre gelangen könne. Er hatte also geflissentlich jede Aeußerung von Erstaunen unterdrückt, mußte aber jetzt auf die direkte Frage antworten, welche sein Freund an ihn richtete:

„Du erinnerst dich doch der Marie Schmidt, der Tochter unseres Sprachlehrers, Justin?" sagte er mit jenem sarkastischen Tone, der einen Anflug von Verachtung in sich faßt. Justin erzwang ein Lächeln. Die Beschämung röthete aber dabei sein Gesicht.

„Ja wohl!" war seine lakonische Antwort. Sollte er seinem Freunde gestehen, daß sie kürzlich noch in Beziehungen zu ihm gestanden hatte?

„Sie scheint fortgewandelt zu seyn auf dem Wege, den sie schon damals als halbes Kind betreten hatte und sie scheint Fortschritte in der Frivolität und Koketterie gemacht zu haben. Weißt du noch, wie sie uns Beide gekirrt hatte?"

„Ja wohl!" lautete Justins Antwort. Sein Geständniß erschwerte sich nach dieser Frage.

„Weißt du noch, mit welcher Schlauheit sie ihre doppelte Rolle gegen uns spielte?"

„Ja wohl!" murmelte Justin kleinlaut.

Richard lachte herzhaft bei der Rückerinnerung an diese Jugendepisode.

„Weißt du denn aber auch noch, wie das hübsche Kind in Verlegenheit gerieth, als wir Beide, durch Zufall über die Intrigue des Backfisches aufgeklärt, Arm in Arm vor Mariechen hintraten und ihr voller Rache ihre Liebesabenteuer mit uns vorhielten? Weißt du das noch?"

„Ja wohl —," tönte es demüthig von Justins Lippen. Ein Geständniß seiner jetzigen Begegnung war nun unmöglich geworden. Die Achtung seines besten Freundes stand auf dem Spiele, wenn er jetzt zugestand, „dieser leichtfertigen Person die Erziehung seiner Kinder anvertraut zu haben!" Die Gerechtigkeit Gottes hatte seinen Freund hergeführt, um ihn anschaulich zu machen, welche schwere Verantwortung er auf sich geladen, indem er seiner jungen schuldlosen Gattin verhehlte, was für Antecedentien Miß Mary unwürdig zur Erzieherin seiner Kinder machte. Schon das erste Alleinseyn mit ihr gab ihm Gelegenheit, zu bemerken, daß Marie Schmidt weder gebessert, noch veredelt war. Er hätte aber seinem Freunde um Alles in der Welt nicht gestehen mögen, daß er, nicht gewitzigt von der ersten Erfahrung, nochmals dem Zauber dieses leichtsinnigen Geschöpfes erlegen war.

„Es ist das heiterste Lustspiel meiner Jugend," fuhr Steinbrecht unterdessen fort. „Und wenn ich nun begreifen kann, was uns eigentlich in dies alberne Weltkind, das unsern idealen Ansprüchen an Frauenreiz durchaus nicht entsprach, verliebt machte, so kann ich noch weniger begreifen, wie wir beiden gescheuten Menschen durch unsere eigene Eitelkeit verdummt werden konnten."

Justin hielt es für nöthig aufzustehen und sich nach dem Fenster zu wenden, um seine Verlegenheit, die sehr stark mit Scham vermischt war, dem hellen Lampenlichte zu entziehen. Seine Selbstzufriedenheit erhielt einen starken Stoß durch diesen Ausspruch.

„Uebrigens scheint Mariechen Schmidt bei allen andern Vorzügen noch ein verteufelt gutes Gedächtniß zu haben. Ich hatte die Geschichte rein vergessen und habe erst unterwegs alle Kräfte meines Erinnerungsvermögens anstrengen müssen, um mich wieder darin zurecht zu finden. Mariechen hingegen schien ganz au fait zu seyn. Sie nannte deinen Namen sogleich mit dem meinigen und stellte ein vortreffliches Ensemble ihrer Jugendeoberungen zusammen."

(Fortsetzung folgt.)

Die jetzige Pflanzenwelt.

Betrachten wir unsere jetzige Pflanzenwelt, so sind die Formen so mannigfaltig, daß es im ersten Augenblick dem Laien unmöglich dünken mag, in diesem scheinbaren Labyrinth einen leitenden Faden zu finden. Der Wissenschaft war es vorbehalten, denselben zu verfolgen und so wissen wir denn gegenwärtig, daß die Pflanzen nach einem bestimmten Plan gebaut sind, und daß die Pflanzenwelt von den niedersten Formen beginnend zu höheren stufenweise aufsteigt.

Da aber auch die Vorwelt uns im versteinerten Zustande viele Pflanzendenkmäler hinterlassen hat, deren nähere Kenntniß gleichfalls einer neueren Zeit angehöet, und da man hier das Gesetz gefunden hat, daß im Allgemeinen ein Pflanzentypus in seiner Organisation um so tiefer steht, je älter der Zeitraum ist, dem er seine Entstehung verdankt, so nimmt die Kenntniß ihrer Entwicklung unser Interesse in doppelter Weise in Anspruch.

Wie erwähnen aber ausdrücklich, daß eine tiefere Einsicht in das Wesen des Pflanzenkörpers und der einfachsten Formen derselben nicht eher möglich gewesen ist, als bis das Mikroskop auf eine gewisse Stufe der Vollkommenheit gelangt war. Wie wollen nun versuchen, dem Leser durch die folgende Darstellung einen möglichst gedrängten Ueberblick über das Ganze zu verschaffen.

Der Botaniker weiß aber gegenwärtig, daß alle Pflanzentheile, welchen Namen sie auch tragen mögen, Stempel, Blatt, Blüthe u. s. w. ursprünglich aus aneinandergereihten sogenannten Pflanzenzellen bestehen. Eine solche Pflanzenzelle könnte man mit einer Schweinsblase vergleichen, welche mit Wasser gefüllt ist, in dem noch einige Stoffe, wie Farbstoffe, Eiweiß, kleine Krystalle u. s. w., theils aufgelöst theils nicht aufgelöst vorkommen, nur daß die Zellen meist mikroskopisch klein sind. Ein Wasserbläschen, von einem dünnen Häutchen umschlossen, wäre ein anderes Bild. Der Inhalt der Zellen macht die Pflanzen zu Farbpflanzen, Nahrungspflanzen u. s. w.

Die Form der Zelle ist ursprünglich gewöhnlich rund, ohne daß andere Formen derselben ausgeschlossen sind.

Häufig geschieht es nun, daß sich die Zellenwände verdicken, indem ein Theil des flüssigen Inhalts in feste Form übergeht, wodurch dieselben alsdann wahre Holzzellen werden (verholzen). Das eigentliche Holz wird sonach aus solchen Holzzellen bestehen.

Rücken nun solche Zellen einfach aneinander, so entsteht ein sogenanntes Zellgewebe und es geht beim Zellgewebe oft auf die natürlichste Weise durch Druck die runde Form verloren. Eine Partie von Seifenblasen geben ein anschauliches Bild des Zellgewebes und ein Querschnitt erscheint etwa wie ein Spitzengewebe.

Die Zellen erhalten nun oft auch eine längliche Form, und wenn die querlaufenden Zwischenwände aus irgend einer Ursache verschwinden, so entstehen förmliche Röhren, welche alsdann Gefäße genannt werden und es sind die Gefäße als eine höhere Entwicklungsstufe der Zellen anzusehen. Eine Partie nebeneinanderliegender Gefäße und gestreckter Zellenreihen heißt auch ein Gefäßbündel, und diese Gefäßbündel sind für die Pflanzen sehr wichtig, weil die Stufenfolge der Pflanzen vorzugsweise von ihrer Anwesenheit und der Regelmäßigkeit ihrer Stellung und Anordnung im Pflanzenkörper abhängt.

An den inneren Wänden der Gefäße und mancher Zellen schlingen sich oft auch Fasergebilde herum, nach deren Gestalt Spiralgefäße, Treppengefäße u. s. w. unterschieden werden. Zuweilen lassen sich dieselben auch förmlich herausziehen und sind dem bloßen Auge sichtbar, wie das bei Rosenblättern, Kornelkirschenblättern u. s. w. der Fall ist.

Aus diesem einfachen Material baut sich sofort der Pflanzenkörper auf und erzeugt sowohl die linearen Formen der Axe, den aufwärts wachsenden Stengel und die abwärts wachsenden Wurzeln, als auch die Flächenformen der Blätter, die in weiterer Umwandlung selbst die männlichen und weiblichen Blüthenorgane, Staubbeutel und Stempel erzeugen. Selbst die verschiedenen Fruchtformen sind nur weitere Umbildungen der früheren Blüthentheile und bilden dann meist körperliche Organe. Sowohl Blüthen als Früchte nehmen wieder verschiedene Stufen der Vollkommenheit ein und wir bemerken hier nur, daß die vollkommene Blüthe eigentlich aus vier Blattkreisen besteht, dem Kreis der Kelchblätter, Blumenblätter, Staubbeutel und Stempel. Je vollständiger diese vorhanden sind, in je größerer Anzahl die einzelnen Blätter und je freier dieselben nebeneinander stehen, desto vollendeter erscheint die Blüthe.

Wir können nun die Pflanzen in zwei große Gruppen theilen: in Kryptogamen und Phanerogamen.

Die Kryptogamen unterscheiden sich aber von den Phanerogamen allgemein dadurch, daß die Fortpflanzungszellen der ersteren niemals einen Embryo, d. h. eine vorgebildete Anlage der neuen Samen enthalten, was bei den letzteren der Fall ist. Die embryolosen Samen der Kryptogamen nennt man Sporen. Solche Sporen sind alsdann häufig in zierlich geformte Büchschen eingeschlossen.

Man theilt endlich die Kryptogamen wiederum in niedere und höhere. Die niederen bestehen nur aus Zellgewebsmassen und heißen Zellenkryptogamen und man rechnet hieher die Pilze, Algen und Flechten. Die niedersten Pflanzenformen sind sogar einzellige Pflanzenkörperchen. Als Repräsentanten dieser Formen erwähnen wir die eßbaren Schwämme, die grünen Wasserfäden, welche man oft auf unseren Teichen wahrnimmt und die gelben Ueberzüge auf unseren Baumrinden.

Die höheren Kryptogamen haben in ihrem Zellgewebe auch Gefäßbündel, weßhalb sie auch Gefäßkryptogamen genannt werden und es gehören hieher die Lebermoose, Laubmoose, Bärlappe oder Lycopodiaceen, Schafthalme oder Equisetaceen und Farrenkräuter. Die Lebermoose sind ihrer Form nach den Laubmoosen ähnlich. Sie unterscheiden sich aber schon im Aeußern meist dadurch, daß der Stengel ganz verkürzt ist und die Pflanze sich blattartig ausbreitet. Noch mehr unterscheidet sie die Art ihrer Früchte.

Die Bärlappe oder Lycopodiaceen und die Schafthalme auf feuchten Wiesen spielen in der Jetztzeit eine untergeordnete Rolle; ganz anders aber waren diese Verhältnisse in der Vorwelt.

Die Farrenkräuter endlich kommen da, wo wie unter den Tropen, Wärme und Feuchtigkeit es begünstigen, in baumartigen Formen vor. Deßhalb mußten sie, wie wir bald sehen werden, naturgemäß in der Vorwelt eine noch größere Rolle spielen.

Was die Phanerogamen betrifft, so theilen sich dieselben wiederum in zwei große Gruppen.

Der Hauptcharakter der ersten Gruppe besteht darin, daß der Embryo von einem einfachen Hüllblatt (Samenlappen oder Cotyledon) umschlossen wird und daß bei ihnen die Gefäßbündel ohne bestimmte Ordnung in dem Zellgewebe des Stammes zerstreut sind. Man nennt diese Pflanzen Monocotyledonen.

Man rechnet zu den Monocotyledonen namentlich die Gräser, die Palmen, die lilienartigen Gewächse, die Orchideen und Musaceen. Sie sind häufig äußerlich schon daran zu erkennen, daß bei ihnen gewöhnlich die eigentlichen Zweige fehlen, die Blattnerven, welche die Blätter gleichsam wie Adern durchziehen, nicht netzförmig vertheilt sind, sondern parallel laufen, bei den Blumen derselben oft ein bestimmter Unterschied von Kelch und Krone fehlt und die einfachere Dreizahl vorherrscht.

Eine Stufenfolge läßt sich bei ihnen allerdings wahrnehmen. Bei den Gräsern steht die Blume auf einer sehr niederen Stufe und es fehlen die gefärbten Hüllen. Aehnliches findet bei den Palmen statt, deren Blüthen eine geringe Entwicklung besitzen, während übrigens bei Gräsern (Getreidearten u. s. w.) und bei manchen Palmen die Früchte eine bedeutende Rolle in der Natur spielen. Hier überwiegt also der Nutzen der Pflanze bei weitem die äußere Schönheit. Gerade umgekehrt ist das Verhältniß bei den Gruppen der Liliaceen und Orchideen und schon die Bibel benützt die Lilien zu einem ihrer schönsten Bilder.

Im Bananenbaum erscheint übrigens das Gleichgewicht zwischen der Schönheit und dem Nutzen hergestellt und wird derselbe deshalb auch der König des monocotyledonischen Reiches genannt.

Der Hauptcharakter der zweiten Gruppe dagegen, welche die höchste Stufe des Pflanzenreichs einnimmt, besteht darin, daß der Embryo hier von zwei oder mehreren Samenlappen umschlossen wird, und daß die Gefäßbündel bei ihnen ganz bestimmt geordnet sind und in regelmäßigen Kreisen stehen, welche endlich zu geschlossenen Ringen verwachsen, die unter dem Namen der Jahresringe allgemein bekannt sind. Bei ihnen trennt sich im Stamm das Mark, das Holz, der Splint oder Bast und die Rinde, und lagern sich in der angegebenen Ordnung von innen nach außen. Man nennt solche Pflanzen Dikotyledonen. Wenn man ein spanisches Rohr, das den Monocotyledonen angehört, im Querschnitt betrachtet, so wird man also von Jahresringen und Bast nichts bemerken können.

Auch die Dikotyledonen sind meist dadurch kenntlich, daß sie regelmäßige Aeste (Seitenachsen) tragen, Blumen und Kelch unterscheiden lassen, die Blätter netzförmige Rippen besitzen und die Fünfzahl vorherrscht. Man kann bei ihnen wiederum drei Stufen annehmen, die man nach der Ausbildung der Blüthentheile unterschieden hat.

Die unterste Klasse der Dikotyledonen besitzt keine Blume (Blumenblätter), sondern nur einen Kelch und man nennt dieselben Apetalen.

Die Apetalen bilden nun oft Blüthen, in denen Staubgefäße und Stempel nebeneinander vorkommen. Solche Blüthen heißen Zwitterblüthen und die Gewächse selbst Monokliniſten. Die hieher gehörigen Familien sind inzwischen weniger wichtig.

Eine andere Reihe von Apetalen dagegen besitzt zweierlei Blüthen, von denen die eine Art blos Staubgefäße und die andere blos Stempel enthält und man nennt dieselben Dikliniſten. Hieher gehören aber sehr wichtige Pflanzen und namentlich die Nadelhölzer (Coniferen) und kätzchentragenden Laubhölzer, (Amentaceen), wie die Eiche, Buche, Birke u. s. w.

Unter den Dikliniſten hat man aber wieder zwei Hauptformen zu unterscheiden. Bei der ersten sind die beiden Blüthenarten auf demselben Baum vorhanden, bei der andern kommt jede Blüthenart auf einem besonderen Baum vor. Die ersten heißen Monöciſten, die andern Diöciſten. Diöcesische Gewächse sind z. B. Pappeln und Weiden.

Eine höhere Klasse von Dikotyledonen bilden solche Pflanzen, welche zwar eine besondere Blumenkrone enthalten, deren Blätter aber zu einem Rohr, einer Tute u. s. w. verschmolzen sind. Man nennt dieselben Monopetalen.

Es lassen sich unter ihnen zwei Stufen annehmen. Bei der ersteren sitzt die Blumenkrone am Kelch, bei der zweiten frei an der Axe. Man nennt sie Calycanthen und Thalamanten. Zu den Calycanthen zählen namentlich die Compositen, von denen der sog. Löwenzahn (leontodon taraxicum) ein Beispiel gibt. Zu den Thalamanten rechnen wir unter andern die Labiaten oder Lippenblumen mit ihren eigenthümlich gestalteten Blüthen, zu denen z. B. die Taubnessel (Lamium) und der Salbey (Salvia) gehört.

Die höchste Klasse der Dikotyledonen begreift endlich diejenigen Pflanzen, deren Krone mehrblätterig ist. Man nennt solche Pflanzen Polypetalen. In derselben Weise wie vorher unterscheidet man alsdann wiederum zwei Stufen. Bei der ersten sitzen die Kronenblätter am Kelch, bei der zweiten frei an der Axe. Man hat sie danach Calycopetalen und Thalamopetalen genannt. Zu den ersteren sind u. A. die Doldengewächse oder Umbelliferen zu rechnen, zu denen z. B. der bekannte Schierling (Conium maculatum) gehört; zu den letzteren gehören unter andern die Kreuzträger oder Cruciferen, von denen wir als Beispiel den Senf (Sinapis) und Kohl (Brassica) anführen wollen.

An der Spitze der Pflanzen hat dieses System folgerichtig die Ranunculaceen zu rechnen, zu denen die bekannte Butterblume gehört. **W.**

Würzburger Stadttheater.

‖ Würzburg, 6. Mai. Noch ein Nachzügler! Post tot discrimina rerum kam endlich gestern doch noch das Drama des Hrn. Gätschenberger „Altes und neues Wissen", zugleich Hrn. Denzin's Benefiz, zur Aufführung. Mit dem sehr zahlreichen Besuch des Hauses konnte sowohl der Benefiziant, welcher bloß die Köpfe zu zählen brauchte, recht wohl zufrieden seyn, als auch der Verfasser, dem es dabei doch auch wesentlich auf die Stimmung der Zuschauer ankommen mußte; und daß die überwiegende Mehrzahl der Anwesenden ihm günstig gestimmt war, ließ sich im Laufe der Darstellung leicht erkennen. Und es bedurfte schon dieser günstigen Stimmung, um über die Mängel der Darstellung hinwegzukommen, die wahrhaftig wenig geeignet war, die Schwächen des Stückes zu verdecken, sondern eher noch seine guten Seiten unkenntlich zu machen. Es ließ sich freilich kaum Anderes erwarten bei einem Personal, das zum Theil erst in aller Eile zur Noth zusammengerafft war und das, wie es scheint, auf das Lernen der Rollen nicht die gehörige Zeit hatte verwenden können. Und doch hätte auch unter diesen Umständen die Darstellung immer noch besser ausfallen können, wenn die Leute wenigstens alle ihre Rollen begriffen hätten. Aber, du lieber Himmel, was waren das für traurige Mitglieder des Gelehrten-Vereins! Und Hr. Bumsrius glich weit mehr einem Korporal als einem Oberrichter! Wenn nun trotz dieser Mängel der Darstellung das Stück doch Beifall fand und zwar wiederholten stürmischen Beifall und der Verfasser mehrmals gerufen wurde, so muß jedenfalls etwas Gutes daran seyn. Dies Gute liegt unseres Bedünkens in der Tendenz des Stücks — Kampf und Sieg der Aufklärung über Zopfthum und Beschränktheit, dann in dem sittlichen Kern desselben, endlich in der guten Erfindung, namentlich verschiedener komischen Scenen. Daneben hat es aber auch seine schwachen Seiten, und diese sind unseres Bedünkens vornämlich folgende: die Exposition im 1. Akt ist zu gedehnt und läßt darum kalt; der Dialog sollte fließender seyn, und die Ausführung im Einzelnen bedarf noch der bessernden Feile. Letzteres gilt besonders von der Zeichnung der Vertreter des neuen Wissens gegenüber den Repräsentanten des Zopfthums; letztere sind gehörig gegeißelt, während Charakter und Richtung der ersteren nur schwach angedeutet werden. Wir hörten nachträglich, daß mehrere Reden, welche diesen vom Verfasser in den Mund gelegt sind, bei der Aufführung wegblieben, und es mag seyn, daß gerade diese Stellen dem hier berührten Mangel abgeholfen hätten; da wir sie jedoch nicht kennen, vermögen wir auch kein Urtheil darüber auszusprechen. Wir möchten noch Manches berühren, wozu uns aber hier der Platz fehlt. Alles in Allem genommen, hat der Verfasser in seinem Werk ein nicht zu verachtendes dramatisches Talent bekundet; aber um seiner selbst willen möchten wir ihm rathen, sein Stück, bevor er es wieder aufführen läßt, erst noch einmal gründlich durchzuarbeiten und auszufeilen.

Miscelle.

Das System, Briefe durch athmosphärische Rohre zu befördern, wird nun in Paris zur Anwendung kommen und zwar zunächst zwischen dem Telegraphenbureau im Faubourg St. Germain und den Tuilerien und von dort zur Börse. Mittelst Luftpumpen an beiden Seiten entsteht durch einen Luftzug eine Triebkraft von 1000 Schuh in der Sekunde; gelingt der Versuch, so sollen Briefe nach allen Theilen von Paris in gleicher Weise befördert werden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 38. Sonntag den 12. Mai 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Ein eisiger Schauer floß über Justins Herz.

„Wäre ich nicht Flüchtling und in Gefahr gewesen, so würde ich mir das Vergnügen gemacht haben, ihre schönen Erinnerungen auffrischen zu helfen, denn so viel ist richtig, geschont hat sie uns Beide nicht, das bewies das unmäßige Gelächter der Offiziere."

„Verfluchte Kokette!" murmelte Justin, alle Selbstbeherrschung verlierend.

Hätte jetzt Richard Steinbrecht gefragt, so würde Justin offenherzig gebeichtet haben. Richard aber lachte nur und das Gespräch wendete sich.

Spät Abends, als Steinbrecht schon sein Schlafzimmer aufgesucht hatte und Justin in etwas gestörter Seelenruhe über die Episoden seiner letzten Vergangenheit nachdachte, die seinen guten Verstand in Zweifel setzten, da trat Katharine leise und vorsichtig zu ihm ein und legte, gewiß mit einem stillen Gebete zu Gott, einen Brief vor ihrem jungen Hausherrn nieder.

Ein Blick genügte, um Adelinens Handschrift zu erkennen.

Eilig riß er ihn auf. Was er auch gefürchtet haben mochte, das, was er las, das überstieg alle Grenzen seiner Befürchtungen.

„Mein Gott", sprach er, wie ein Halbträumender um sich schauend. „Mein Gott, habe ich denn das verdient? Ist mein Vergehen so entsetzlich gewesen? Was weiß sie davon? Ist sie Hellseherin geworden, nachdem sie blind, wie sie sagt, neben mir fortgegangen seit Jahren? Wovon weiß sie, was ich mit der Miß geredet habe. Von Meta? — Meta, mein unschuldiges Kind, in Gefahr verdorben zu werden." — Wieder floß jener eisige Schauer, wie schon vorher, über sein Herz. Es war ihm gerade, als müsse es still stehen.

Nachdem dies sonderbare Gefühl verflogen war, nahm er von Neuem den Brief vor.

„Ich hätte mein Herz verkauft, meinte sie. — Bei Gott, ich habe gesündigt, als ich jene Worte zu Mary sprach! Sie müßte mir mißtrauen?" Ein tiefes Athemholen Justins kommentirte diesen Ausspruch. „Da sie sich nicht zur Rolle einer Heuchlerin herabwürdigen wolle, so brauche sie Zeit, um sich zu beruhigen, um ihre Empfindungen für mich in die Schranken hineinzuzwingen, die fortan unser Verhältniß begrenzen müßten? Was soll das heißen?"

Er sah sinnend eine Weile vor sich hin, ehe er weiter las. Als er fertig war, schlug er mit einer heftigen Geberde den Brief zusammen. „Zwei Jahre will sie getrennt von mir leben? Zwei Jahre will sie mich nicht sehen — ich soll reisen, ich soll diesen heißen Wunsch meiner Seele erfüllen! — Sie glaubt die Bande der Liebe zwischen uns gelöst? Untreue? Bin ich ihr denn ungetreu gewesen? Adeline sollte es wissen, daß ich ihr niemals ungetreu werden kann!"

Plötzlich erwachte sein Trotz wieder, der sich an diesem Abend noch wenig geregt hatte. Er schritt zum Schreibtisch, nahm die Feder zur Hand und schrieb in fliegender Hast:

„Im Falle du nicht binnen vierzehn Tagen in mein Haus und in meine Arme zurückkehrst, so sehe ich dies als den ersten unzweideutigen Schritt zu unserer ewigen Trennung an und werde meine Maßregeln danach nehmen. Meine Kindern gehören zu den Artikeln, die ich mir nicht abkaufen lasse."

Der lakonische Brief ging in der Morgenfrühe ab. Am Abend hielt er eine Antwort darauf in der Hand. Adeline schrieb:

„Es kann und wird mich keine Macht der Welt zwingen, zu dir zurückzukehren, wenn nicht die Liebe. Meine Liebe hast du verwirkt und meine Achtung erschüttert. Gönne mir die bedungene Frist und ich will die nöthige Ruhe des Geistes zu erlangen suchen, um nach den erlebten Täuschungen meiner würdig neben dir leben zu können. Dein Gerechtigkeitssinn muß diese Bitte natürlich finden. Ich kann nicht anders handeln!"

Diesen Brief seiner Gattin ließ Justin ganz unbeantwortet.

Es wurde Licht in ihm. Er erwachte aus dem Wahne, der ihn umfangen gehalten. Die Schleier des Selbstbetruges sanken, er erkannte die Verirrung seiner Seele, welche von dem Mädchen, das seiner Achtung so wenig werth war, den ersten Impuls empfangen hatte. Miß Marys spöttische Beurtheilung seiner Gattin legte den Grund zu seiner Unzufriedenheit. Von dort aus wuchs das Uebel und zwar rasend schnell, weil die übermüthige junge Dame es vortrefflich verstand, seine Charakterschwäche zu nutzen.

Daß seine ursprünglich edle Natur sich mächtig gegen alle Versuchungen seiner Sinne auflehnte, war nicht abzuläugnen. Ohne daß er es sich bewußt war, fürchtete er den reinen Blick seiner Adeline. Ohne daß er es ahnte, floß es wie ein Hauch ihres zärtlichen Gefühles um ihn. Ihr Geist wehete um ihn und weckte einen tiefen Wider-

willen in den verborgenen Tiefen seiner Brust, als er leichtsinnig einer andern Frauengestalt die Regungen seines Herzens widmen und sich in den Fesseln ihrer verführerischen Blicke verstricken wollte. Adelinens Einfluß war weit größer, als er es sich damals einzugestehen Lust hatte.

Daß sie vor ihm floh, daß sie sich ihm in dem kritischen Momente entzog, wo sein Männerübermuth mit ihrem Glücke ein Spiel zu treiben anfing, das war seine Rettung. Unbewußt zog sein Herz ihr nach. Er wiegte sich in Träumen von thränenvoller Trauer und fröhlichem Wiedersehen und er fand den Gedanken unerträglich, dann schuldbewußt ihr Auge meiden zu müssen. Miß Mary wurde ihm schon unbequem, als er sich noch gern mit ihrem Bilde beschäftigte, seine Heilung war aber natürlich vollständig, nachdem sein Freund ihm die unerfreulichen Mittheilungen gemacht hatte.

Was war jedoch nun zu thun? Zur Unterwerfung konnte er sich nicht entschließen! Räumte er Adelinen das Recht ein, ihm gerechte Vorwürfe zu machen, so blieb sie ewig die Königin und er ihr Gemahl. Es mußte also schweigend der Versuch gemacht werden, den vorliegenden Konflikt ausheilen zu lassen. Adeline sollte sich unterwerfen.

Seine eigenthümliche Organisation unterstützte ihn bei diesem Vorsatze. Er war von so leichtem Sinn, daß er die Trennung kräftig und wohlgemuth zu ertragen vermochte. Es kam nun darauf an, einen Wettkampf zu eröffnen. Ob Adeline im Stande seyn werde, ihn zu entbehren, das stand in Frage. Seine Entbehrung wurde durch den Besuch Steinbrechts bedeutend erleichtert. Seine Verpflegung war in guten Händen, denn Katharine, seine alte Köchin, that Alles, um ihm das Haus behaglich zu machen. Was da im Schoße der Zeit lag, das mußte eben ertragen werden. Um sich gegen freundschaftliche Forschungen Steinbrechts sicher zu stellen, gab er diesem zu verstehen, daß sich eine wunderbare Mißhelligkeit in sein eheliches Verhältniß eingeschlichen, die aber nicht von Bestand seyn könne. Die Tage wurden aber zu Wochen und zu Monaten, ohne daß eine Aenderung eintrat. Justin blieb heiter vor den Augen seiner Freunde und Bekannten — ob er aber nicht im Stillen litt, ob die Beweise von Verachtung, die in Adelinens Entschluß lagen, nicht endlich seine eiteln Träumereien zernagten und die bittere Wahrheit vor seine Seele führten? Wir glauben es aus seinen spätern Schritten entnehmen zu können.

IV.

Wer im Sommer des Jahrs 1850 in Hamburg verweilt hat, der wird wissen, daß fast durchgehends eine Sympathie für Schleswig-Holstein herrschte, die an Schwärmerei gränzte. Die Herzogthümer waren durch das Zurückziehen der Hilfsmächte auf sich selbst angewiesen und begannen sich, nach jahrelangem Waffenstillstand, ganz in der Stille wieder zum Kampfe zu rüsten. Mit freudigem Stolze eilte Alles wieder zu den Waffen. Die Hoffnung auf Sieg und Erfolg belebte die Herzen der Jünglinge, die von allen Ständen herzuströmten, Haus und Herd verlassend, um mit dem schönsten Aufschwunge ihrer geistigen Kraft für Rechte zu kämpfen, die ihnen gefährdet erschienen.

In Hamburg gab es wenige, die nicht für den Aufstand der Schleswig-Holsteiner begeistert gewesen wären, die nicht mit Enthusiasmus den Muth derjenigen gepriesen hätten, welche ihr Blut für diese deutschen Brüder zu opfern bereit waren. Das Interesse für die Sache ihrer Nachbarländer wuchs, als das Volk in sich selbst die Kraft zur Abwälzung ihrer drückenden Lasten suchte und es zog Männer aus den [illegible] Komptoiren und Schreiberstuben, aus den Lehrsälen und Handwerkstätten hinaus nach Altona, begleitet von den Segenswünschen der Seinen, um sich von dort nach Kiel zu verfügen.

Wer nicht sein Blut dazu hergeben konnte, der lieh sein Gut her. Ansehnliche Summen wanderten dem Lande zu, das baldigst von den Flammen des Krieges ergriffen werden sollte, und die Frauen bewiesen auch hier, wie schon oft, daß ihre Sympathien für Hochherzigkeit und Tapferkeit sie opferbereit machten. Sechs volle Monate währte jetzt die Trennung Adelinens von Justin. Er zürnte ihr und sie lebte in der sichern Ueberzeugung, recht zu handeln.

Daß Justin ihren Brief unbeantwortet gelassen, fiel ihr nicht auf. Sie hatte es im ersten Briefe ausgesprochen, daß sie keinen Briefwechsel wünsche. Sie war fest überzeugt von der Möglichkeit, noch ein ruhiges Glück an Justins Seite erzielen zu können und dachte niemals daran, daß sie gleichgültig gegen dieses Glück werden würde.

Wir glauben behaupten zu können, daß Justin mehr litt als sie. Obwohl es nicht ohne Kampf in ihr abgegangen war, obwohl die Blüthe ihrer Gesundheit dahin schwand und die Frische ihres Geistes welkte, so stützte sie sich immerhin mit Zuversicht auf eine Hoffnung und damit lassen sich die Entbehrungen besser ertragen als im Gefühle, „verachtet zu werden".

Je länger der Zeitraum sich ausspann, der die beiden Gatten trennte, desto unerträglicher wurde für Justin der Gedanke an ein Wiedersehen.

Während also Adeline ihre Hoffnungen auf seine ruhige Seelenstimmung anbauete, während der Zeit erhob sich die Erbitterung in ihm zu einem Paroxismus, den nur eine günstige Krisis zum Heile leiten konnte.

Madame Bärwald blieb beharrlich ihrem Grundsatze getreu, der sie zum tadelnden Schweigen verdammte. Sie fand das Unternehmen ihrer Tochter bedenklich und nur die kurzen beschwichtigenden Berichterstattungen der alten Katharine, die sich hierbei als exemplarisch getreu erwies, hielten eine leise Hoffnung auf günstige Erfolge wach. Katharine schilderte in ihrer Manier, aber die Schilderung befriedigte ihr Mutterherz. Daß sie in Verkehr mit Katharinen war, wußte Adeline und sie erfuhr auf diesem Wege also nicht allein den Besuch Steinbrechts, sondern auch Justins entschiedenen Widerwillen gegen eine Reise.

Mit dem Anfange des Frühlings bezog Madame Bärwald ein hübsches Gartenhaus, dicht hinter Altona im Dorfe Ottensen gelegen. Adeline blieb in Hamburg, um den Unterricht ihrer Kinder nicht zu unterbrechen, allein jeden Sonnabend fuhr sie mit ihnen zur Großmutter hinaus und kehrte erst Montags früh wieder zurück in ihre Wohnung.

Als sie an einem Junimontage nach hergebrachter Sitte ihr Zimmer wieder betrat, meldete ihr die Köchin, daß ein Herr Tags zuvor dagewesen sey, sich nicht habe nennen wollen, dagegen versprochen habe, um 11 Uhr wiederzukommen. Mit stockendem Athem hörte Adeline diesen Bericht an. „Justin" — tönte eine unabweisbare Stimme in ihr. Von ihrer Gemüthsstille verführt, hatte sie geglaubt, auf dem besten Wege zum Gleichmuthe zu seyn und es bedurfte nur eines leichten Anstoßes, um eine Ursache in ihr

anzufachen, die leidenschaftlicher und auflodernder war, als Alles, was sie bisher empfunden hatte.

Was sollte sie thun? Ihn abweisen? Dagegen sträubte sich ihr Gefühl. Sich waffnen? Ja! Wie aber? Sollte sie Kälte heucheln? Sie mußte sich selbst bemitleiden bei diesem Gedanken. Kälte heucheln, wenn es vulkanisch im Busen tobt — wer vermöchte das wohl. Sollte sie ihrer beleidigten Liebe Worte gestatten?

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hexenmord.

Nicht eine Reminiszenz aus früheren „dunklen Zeiten", sondern ein Prozeß neuesten Datums ist der Hexenprozeß, den wir im Folgenden Wiener Blättern nacherzählen. Für die Fülle von Aberglauben, die noch in einigen Gegenden unseres Vaterlandes herrscht, ist er ein ebenso unterrichtender als niederschlagender Beweis.

In den letzten Tagen des vorigen Jahres wurde vor dem Kreisgerichte Leoben in Steiermark folgender Hexenprozeß verhandelt. Der Bauer L. war angeklagt, die von ihm für eine Hexe gehaltene Frau Kathi todtgeschlagen zu haben, und der Bauer R., an diesem Todtschlage mitschuldig zu seyn, da er in Folge Kartenaufschlagens dem L. den Rath ertheilte, die Hexe zu „reißen". Der vermeintlich behexte Bauer ist ein junger Mann von 27 Jahren und Familienvater, der Kartenaufschläger R. dagegen ein Greis von 75 Jahren, der in höchst ärmlicher, fast durchweg geflickter bäuerischer Lodenkleidung vor dem Gerichtshofe erscheint. Charakteristisch ist, wie der Angeklagte L. die Handlung erzählt, deren er angeklagt ist.

Vom Vorsitzenden aufgefordert, beginnt derselbe:

Ich bitte meine Herren, ich hab' ein schwaches Gedächtniß, mein Vater hat mich schon in meiner Kindheit viel geschlagen; ich war erst vier Jahre alt, als er mich mit der Backschüssel auf die Brust stieß, bei der Arbeit ließ er mich nicht rasten. Ich weiß Das Alles aus den Erzählungen meiner Mutter. Als die Mutter das zweite Mal geheirathet hatte, war ich bei der Geburt des Kindes ungeschickt mit dem Kerzenlicht, wo mich mein Stiefvater so schlug, daß mich die Hebamme vom Platze wegtragen mußte.

Präs.: Ich frage Dich, wie die Kathl ums Leben gekommen ist.

L.: Ich hab' sie umgebracht, weil ich schon länger krank war. Meine Herren, Sie müssen mir Zeit lassen. Ich war immer krank. Mein Weib wußte dagegen allerhand Mittel. Ich meinte dann ein Sympathiemittel zu versuchen. Mein Weib hat Kräuter gekocht, und die haben mir geholfen. Schon früher hab' ich eine Geschwulst am Auge gehabt, da rieth mir ein Schuster, beim abnehmenden Monde am Felde ein Bein zu suchen, dasselbe mit einem Schnupftuch aufzuheben, und damit das Auge dreimal zu bekreuzen. Ich that das, und das Auge wurde gesund. Ich glaube daher an die Sympathiemittel. Als ich jetzt der Kathl den geflickten Schuh brachte, hat die Krankheit wieder angefangen. Ich hab' ihr den Schuh selbst gebracht, sie fragte, was sie dafür schuldig sey. Ich verlangte Anfangs Nichts, dann einen Groschen, sie gab mir vier Kreuzer; dabei stellte ich den rechten Fuß auf die Schwelle, und der Schmerz stieg immer höher. Ich klagte den Schmerz meinem Weibe mit Dem, daß am Ende doch Das richtig sey, was in dem Planetenbüchl steht, daß ich in meinen jungen Jahren verhext wurde. Mein Weib rieth mir zum Hiesl (dem Angeklagten R.) zu gehen. Sie hat sich in solchen Sachen gut ausgewußt. Sie hat, als die Gais keine Milch gab, Milch zur Gebetläutzeit zu lauter Haut versotten, und die Gais gab wieder Milch. Ich ging daher über den Rath meines Weibes zu Hiesl, nahm aber das Dirndl meines Weibes mit, damit ich Hülfe habe für den Fall, als ich vor Schmerzen nicht weiter könnte. Ich ging nun zum Hiesl, der uns schon früher den Tod meines Schwiegervaters richtig vorhergesagt hatte. Als ich bei Hiesl ankam, sagte ich: „Hiesl, ich hätte eine Bitte, mir fehlt was, schlag' mir die Karten auf." Hiesl sagte: „Ich kann heut nicht, ich habe keine Zeit. Mein Herr müßte halt sein Weib für mich arbeiten lassen." Das geschah auch; Hiesl ging mit mir heim, und schlug die Karten auf; ich und die Hexe standen neben einander. Hiesl sagte: Es steht um dich gefährlich, deine Schwiegermutter ist hingegangen zur Kathl, und hat dich verschwärzt, Kathl ist die Hexe, sie hat dir einen Todtennagel gesteckt." Das zeigten die Karten dreimal nach einander. Wir gingen hinaus, gruben Alles durch, aber vergebens. Nun schlug Hiesl nochmal die Karten auf. Ich ermahnte ihn, daß ich nur die Wahrheit wissen wolle. Er schlug nochmal auf und sagte, sie hat dir den Kreuzguß mit ihrem Urin gemacht, der 14 Tage gestanden ist. „Du mußt hingehen, sie allein kann dir helfen, sonst gibt es kein Mittel." — Mir war der Kopf schon ganz schwer, so wahr Gott da am Kreuze vor mir steht. Ich sagte darauf, daß mich die Hexe nicht auflösen werde. „Ja", sagte Hiesl, „du mußt schon hingehen, und sie recht stark angehen; eine Hexe nimmt nicht so leicht was zurück." Mein Weib widersprach, er sagte aber, es gibt kein anderes Mittel. Jetzt ging ich hin. Meine Herren, jeder Wurm wehrt sich um sein Leben, ich wollte auch nicht sterben.

Ich ging nun hin und habe angeklopft. Die Kathl machte auf. Ich sagte ihr gleich: „Du verfluchte Hex, ich habe dir stets Gutes gethan, jetzt hast du mir's angethan." Sie antwortete: „Ich hab' dir Nichts gethan." Weil Hiesl mich so fest versichert hat, daß sie mir's angethan, ergriff ich sie bei den Haaren, zog sie heraus, und stieß sie zu Boden. Kathl bat und sagte: „Laß mich aus, ich werde dich schon auflösen." Ich schaute sie an und sagte: „Willst du mich richtig auflösen?" Sie sagte: „Ich hab' dir Nichts gethan." Das brachte mich in höchsten Zorn, denn einen „verlogenen" Menschen kann ich nicht leiden, da dachte ich mir: „Wart, du Hex, ich werde dich schon zwingen." und hab' Das gethan, was geschehen ist. Wie sie sich nicht mehr rührte, hab' ich sie in die Hütte gezerrt. Ich war stets bei mir.

Präs: Wer war dabei?

L.: Ein Fremder, der Nachts bei mir war. Dieser sagte: er habe nie etwas auf Hexen gehalten, bis er in Oesterreich erfuhr, daß eine Hexe es einem Wirth angethan habe, daß er am lebenden Leibe ausdorrte. Der Fremde erkannte mich für ebenso verhext und sagte, er könne mich nicht auflösen.

Präs.: Was hast Du nach der That gethan?

L.: Da bin ich mit meinem Weibe nach Hause gegangen." Ich habe nicht geglaubt, daß ich ihr so viel gethan habe, ich habe geglaubt, daß sie noch lebt; doch fragte ich den Hiesl, der auf mich wartete, ob ich ihr zu viel gethan habe. Hiesl schlug wieder die Karten auf und sagte: „Sie kommt davon, die Hexe hat den Teufel im Leib." Ich sagte: „Jetzt gehe ich zum Pfarrer und zahle ihm eine Messe." Hiesl aber sagte: Dem darfst du es nicht sagen. Ich ging aber doch zum Pfarrer und erzählte ihm den Vorfall. Der sagte mir aber: „Schau, wie kannst denn so was glauben, daß's Hexen gibt, da nutzen auch die Messen Nichts." Ich sagte: „Ja, was ist da zu machen?" Der Pfarrer sagte: „Schau um den Chirurgen." Ich ging nun hin und erzählte es dem Chirurgen Gößnitzer mit Dem, daß mir der Pfarrer gesagt habe, es gebe keine Hexen. Wir gingen mit einander nun hin, trafen aber unterwegs den Hacker und den Chirurgen Gasteiger, welcher sagte, daß Kathl schon todt sey.

Mir ward gegen Mittag recht schlecht, gegen Abend aber ward mir besser, und da dachte ich mir, es wäre jetzt schon besser, wenn ich zum Bezirksamt gehe; dann dachte ich aber, die Gendarmen werden schon kommen und mich holen; — sie sind auch wirklich bald gekommen.

Im weitern Verlauf der Verhandlung stellt der Vorsitzende die Frage: „Hast du nicht eingesehen, daß du Unrecht gethan hast?

L.: Ich hab' geglaubt, daß, wenn sie mir's Leben nehmen will, auch ich mich wehren darf. Schauen's, wenn ein Räuber kommt, darf ich mich vertheidigen, — wenn mich Jemand umbringen will, darf ich mich nicht wehren? Um's Leben hab' ich sie nicht bringen wollen, aber ich hab' ihr recht wehe thun wollen.

Präs.: Sie hat dich aber nicht angepackt, alle Leute nennen sie gutmüthig.

L.: Aber auch mein Weib hat mir gesagt, daß die Kathl hexen könne, sie hat's auf der Alpe erfahren, sie hat gehört, sie könne Roßhaare zu Ottern machen.

Staatsanw.: Du hast ja in der Untersuchung gesagt, R. sey ein Betrüger, weil er gleich nach Deiner That ein anderes Mittel wußte?

L.: Ja, das ist wahr, er sagte, ich solle drei Wipfel von einer Kronabitstauden (Wachholder) abschneiden, sie kreuzweise unter einen großen Stein vor meinem Hause legen, und dann kreuzweis den Johanniswein darüber gießen.

Staatsanw.: Glaubst Du jetzt auch noch daran?

L.: Nein, jetzt glaub' ich's nicht mehr; Hiesl bringt sich schon viele Jahre mit solchen Sachen fort. Er sagte mir auch, daß wenn er vor mein Haus urinire, und drei Vaterunser rückwärts bete, ich nach einem Jahre nicht mehr lebe. Der Köhler Fritz in Kallwang soll auch so ein Mann seyn, der auflösen kann.

Präs.: Hältst Du Deine That für recht?

L.: Wenn ich gewußt hätte, daß es gefehlt ist, hätte ich ihr gewiß Nichts gethan.

Auch das Verhör mit R. wirft ein interessantes Streiflicht auf den Bildungsgrad der Landleute in jener Gegend. Er sagt unter Anderm: Ich schlug die Karten auf und fand, daß ihm eine Hexe etwas vor die Hausthür gesteckt habe. Ich verfiel gleich darauf, daß es die Kathl sein könne; sie hat einmal wegen eines Verdrusses der Pfarrerköchin gedroht, daß sie ihr etwas anthun könne; bald darauf haben dort die Kühe keine Milch mehr gegeben.

Präs.: (weist ein Spiel deutscher Karten vor) Sind das die Karten?

R.: Ja.

Präs.: Wie lange hast Du dieselben?

R.: Nicht gar lang, die andern hab' ich schon verloren, die gegenwärtigen hab' ich nicht weihen lassen, die andern wohl.

Präs.: Zeig' uns, wie Du es gemacht hast, schlag' uns die Karten auf.

R.: Mein Gott, jetzt bin ich zu viel erschrocken.

R. nimmt die Karten, legt sie einzeln aufeinander, nimmt drei heraus und mischt sie dann unter das Spiel; er läßt sie dann dreimal abheben, und zwar auf Geheiß des Präsidenten von dem Schriftführer, legt dann die Karten in vier Reihen zu je acht Karten, und erklärt, der Eichel Ober (in der ersten oberen Reihe die zweite Karte) stellt die Kathl vor, darunter (in der dritten Reihe die dritte Karte) der Eichel König ist der L.; sie stehen also wieder beisammen. Wo der Todtennagel und der Kreuzfuß stecken, kann er nicht angeben.

Präs.: Glaubst Du an Hexen?

R.: Ja. Ich war noch ein kleiner Bub, da hab' ich eine Hexe beim Wetter herabziehen gesehen. Sie ist dann von den Bauern mit Pöllern erschossen und begraben worden. Ich glaub' daher an Hexen.

Präs.: Warum hast Du dem L. gesagt, daß er die Kathl reißen und beuteln soll?

R.: Ich hab' gesagt, er soll sie nur „ein Bißl" reißen und beuteln.

Präs.: L. und sein Weib begehrten aber ein anderes Mittel, warum hast Du kein anderes angegeben? — Hast Du geglaubt, daß L. durch das Reißen und Beuteln der Kathl gesund wird?

R.: Ich hab' Das Alles geglaubt.

M i s c e l l e.

Ueber die Entstehung des Bockbieres sind in Schmeller's bayerischem Wörterbuch Bd. I. S. 151 urkundliche Mittheilungen gegeben, an deren Genauigkeit kein Zweifel ist. „Im Reichsarchiv zu München, schreibt Schmeller, findet sich noch eine, auf den Erfurter Bürger Cornelius Gonwalt, unterm 2. März 1553, zum Transport von 2 Wagenschwer Ainpeckisch Bier, von Ainpeck aus, nach München oder Landshut ausgestellte herzogliche Vollmacht. „Einpeckisch Bier, so die Nürnberger dem gnädigen Herrn geliefert", kommt auch in einer Münchner Hofrechnung von 1574 (Westenrieder hist. Cal. v. 1788 p. 196) vor. Wie aus Einbecker- oder Embeckerbier (von Eimbeck, der Hauptstadt des Fürstenthums Grubenhagen in Hannover) dem gemeinen Mann, der in jeden ihm fremden Ausdruck gern einen handgreiflichen Sinn legt, Ainbock und endlich gar Bock werden konnte, ist begreiflich. Diese volksmäßige Umformung ist indessen schon ein paar Jahrhunderte alt, denn in der Land- und Polizeiordnung von 1616 f. 532 ist auch von einem „Bock-Meet die Rede, welcher nicht anders als zur Nothdurft der Kranken gesotten werden solle." Als Gegenstück zu diesem (stärker stoßenden) Bock ging, besonders aus den Bräuhäusern der Jesuiten, die etwas sanftmüthigere Gaiß hervor."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 39. Mittwoch den 15. Mai 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Die plötzliche Meldung ihrer Köchin, „daß der Herr um die Vergünstigung bitte, aufwarten zu dürfen", störte ihren Ideengang gänzlich. Adeline erhob sich. Ihr Blick erhob sich. Ihre Hände erhoben sich — dann aber brach alle Fassung zusammen und sie sank bleich wie eine Todte in ihren Lehnstuhl zurück. —

So fand Richard Steinbrecht, der nach Schleswig wollte und von Interesse und Neugier getrieben, den Umstand, daß er in Hamburg verweilen mußte, zu benutzen gedachte, um die Dame kennen zu lernen, welche auf Justins Geschick erst einen so wesentlich günstigen Einfluß gehabt hatte und jetzt in so seltsamen Verhältnissen zu ihm stand. Justin hatte ihm kein Vertrauen geschenkt, hatte jedoch entschieden jeden Tadel von seiner Gattin abgewendet, wenn sein Freund seiner Verwunderung über ihre lange Abwesenheit Worte lieh. Daraus mußte endlich ein Verdacht gegen den Freund Justin entstehen und Richard Steinbrecht nahm die Gelegenheit wahr, sich prüfend der Dame zu nähern, die ihm von jeher ein tiefes Interesse eingeflößt hatte.

Jetzt fand er sie bleich und machtlos einer furchtbaren Aufregung erliegend. Betroffen blieb er im Eingange des Zimmers stehen. Adeline sah und hörte kaum, daß er eingetreten war.

„Madame — ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich Veranlassung Ihrer Gemüthsbewegung bin", sagte er mit seiner milden schönen Stimme.

Adeline richtete sich zitternd auf und sah zu ihm hin. „Ich bin Richard Steinbrecht", fuhr er fort und trat ganz nahe zu ihr heran.

Ein liebliches Lächeln, der seltenste Gast seit vielen Wochen, zuckte über Adeliuens reizende Züge, Geist und Leben kehrte plötzlich in ihre schönen Augen zurück und sie flüsterte ein herzliches Willkommen. Gleich darauf glückte es ihr, jede Schwäche zu bemeistern und sie stand so vollständig gesammelt dem jungen Manne gegenüber, daß es nur seinem geübten Auge möglich wurde, hinter dieser Fassung und Haltung etwas zu vermuthen, was nicht seyn mußte.

Ihr erster Blick reichte schon hin, ihn zu überzeugen, daß, wenn eine Schuld die Trennung der Gatten bewerkstelligt hätte, sie auf Justins Seite zu suchen war.

„Sie kommen von Lautenberg", sprach Adeline mit weicher leiser Stimme. „Was macht mein Justin? Wie haben Sie ihn verlassen?"

Steinbrecht riß seine Augen weit auf. „Wenn Sie daran noch Interesse nehmen, Madame, so wundert es mich, daß sie nicht dort sind, wo Sie nach meiner Meinung seyn müßten!" rief er mit freimüthigem Lächeln in ihr Antlitz schauend.

Adeline neigte die Stirn ein wenig. „Hat Ihnen Justin nicht gesagt, was ich beabsichtige?" fragte sie. Ihr echt jungfräuliches Erröthen reichte hin, den aufkeimenden Verdacht des wackern jungen Mannes zu bestätigen. Er kannte Justin. Er hätte geglaubt, der Besitz einer schönen Frau würde ihn von seiner Flatterhaftigkeit kurirt haben.

„Justin hat mir nichts gesagt — er hat mir nichts geklagt, Madame!" entgegnete Richard sehr bestimmten Tones, „aber ich vermuthe, daß er zürnt und daß er leidet!"

„Zürnt? Er hat keine Ursache zum Zorn!" unterbrach ihn Adeline sehr schnell. „Er leidet, meinen Sie — ich leide auch und tröste mich nur damit, daß das menschliche Herz doch endlich ruhig werden muß."

„Ja — im Grabe!" war Richard Steinbrechts Antwort. Adeline fuhr sichtlich zusammen. „Wissen Sie etwas von meinem Lebenslaufe, Frau Adeline," begann der junge Mann sogleich mit ganz veränderten, höchst zutraulichem Tone. Als Adeline zögerte und sich zu besinnen schien, fuhr er fort. „Ich glaubte durch Aufopferung meines eigenen Ich's der Sache in Schleswig eine Wendung geben zu können." Er lachte so herzlich und gewinnend, daß die junge Frau nicht umhin konnte mit einzustimmen. Dann fügte er ohne Zaudern hinzu: „Wir Beide scheinen in ganz gleichem Falle zu seyn. Wir hatten ein hohes schönes Ziel vor Augen und wir griffen in der Ueberspanntheit unseres Wesens, welche stets über alle irdische Satzungen hinausgeht, zu gewagten Mitteln. Wenn Sie Justin noch lieb haben, so haben Sie Acht, damit er nicht eines Tages sagt: „ich kann Freundschaft für Liebe nicht gebrauchen, d'rum wollen wir lieber getrennt bleiben!"

Adeline sah ungläubig zu ihm auf. „Dahin kommt Justin nie!" sprach sie zuversichtlich.

„Pardon, Madame — man weiß gar nicht, wohin die Männer kommen können, wenn sie gereizt werden!" rief er heiter. „Der eine Mensch wird von Zorn geleitet, der andere von Furcht. Um auf meine idealen Sünden zurückzuschweifen, so hatte ich es mit furchtsamen Männern zu thun, die es nicht wagten, dem preußischen Deserteur ein

Plätzchen in ihren Heereshaufen zu erlauben, obwohl er ihrer Sache, ihrer heiligen Sache wegen seiner Fahne entlaufen war."

Adeline theilte den Enthusiasmus ihrer Mitbürger für die Schleswiger. Erstaunt horchte sie auf diese scherzhafte Mittheilung und bat um Aufschluß. Steinbrecht erzählte, was wir schon wissen — er erzählte aber leider das Ende seiner Abenteuer nicht mit. Adeline würde darin manche Aufklärung gefunden haben, die zwar nicht den Leichtsinn Justins beschönigt, wohl aber den Begriff seiner „ersten Liebe" in's richtige Licht gebracht hätte. Es war für sie ein erhebender Augenblick, in Richard einen Kämpfer der Freiheit begrüßen zu können. Die Anknüpfungspunkte ihres Gesprächs mehrten sich mit jeder Minute. Adeline entfaltete ihre geistige Regsamkeit seit jenem schaurigen Tage der Entdeckungen zum ersten Male wieder. Ihre vortreffliche Geistesbildung trat glänzend hervor und die gewandte, lächelnd heitere Manier ihrer Sprache stieg bis zur Beredtsamkeit, als sie sich in die Bedeutsamkeit eines Kampfes vertiefte, der ewigen Ruhm oder ewige Niederlage verhieß.

Richard Steinbrecht hob seine feurigen dunkeln Augen freudig und immer freudiger zu ihr auf. Hier fand er sich verstanden. Hier stand das Ideal eines Weibes vor ihm, das er als einen phantastischen Traum in sich gelegt hatte. Wenn Justin das Paradies seiner Ehe leichtsinnig entweiht hatte, so mußte er es dieser schönen, geistvollen, reinen Frau gegenüber strafbarer finden, als er gewollt hatte. Er pries Justin in Gedanken als den glücklichsten Mann, daß er dies Wesen sein nennen dürfe, und dieser glückselige Mensch, so gesegnet von Gott, sollte das nicht erkannt haben?

Als Steinbrecht von Adeline Abschied genommen hatte, wirkte der Eindruck, den sie auf ihn gemacht, so nachhaltig fort, daß er sich hinsetzen und darüber Justin schreiben mußte. Seine Exaltation leitete ihn bei seinen Schilderungen. Er entwarf ein ideales, aber vollkommen ähnliches Bild von ihr und er schloß diesen wirkungsvollen Brief mit der Beschwörung, „Alles zu thun, um Adelinens Liebe und Achtung würdig zu leben."

Steinbrecht sah Adeline nicht wieder. Er reisete ab, ohne das Versprechen halten zu können, „am Nachmittage die Kinder Justins sehen zu wollen."

Adelinens Segenswünsche folgten dem feurigen Freiheitskämpfer, der ihr Inneres aus einer unheilvollen Apathie aufgerüttelt hatte. Sie nahm von da an noch größern Antheil als sonst an den wachsenden Bewegungen in Schleswig, die auf einen nahen Ausbruch des Kampfes schließen ließen.

Wenn sie mit ihren Kindern zu ihrer Mutter hinausfuhr, so stieg sie in Altona aus, um Nachrichten bei den Bürgern dort einzuziehen. Man kannte die junge schöne Frau sehr bald, die nie verfehlte in der Pal Maille zu verweilen, wenn die Jünglinge des Ortes in den Alleen dieser Straße Exerzitien machten.

Aus dem Kerne der Bevölkerung dort bildeten sich Jägerkorps und es war in Altona fast kein Haus, das nicht einen Sohn oder einen Bruder oder einen Verlobten oder einen Gatten geliefert hatte. Alle brannten aber vor Begierde, sich mit den verhaßten Dänen zu messen.

Der Juli war unterdessen ins Land gekommen. In den ersten Tagen desselben entwickelte sich die längst im Stillen vorbereitete Truppenorganisation. Schaaren von jungen Männern eilten nach Kiel, um sich mit dem in Brantz stehenden Jägerkorps zu vereinen. Kampflust und Muth beseelte die schönen, kräftigen Männer, die frisch und fröhlich aufbrachen, vielleicht zum Siege, vielleicht zum Tode.

Adeline hatte wiederum unter den Bäumen der Pal Maille gestanden, hatte dem Aufbruche der jungen Krieger beigewohnt und ihre Segenswünsche mit denen vereint, die unter heißen Abschiedsthränen die theuern Angehörigen entließen. Adeline hatte aber auch freudig dem „Hurrah" gelauscht, womit die kriegslustigen Jünglinge in den Bahnhof einzogen und sie hatte begeistert mit eingestimmt, als die Scheidenden plötzlich „Schleswig-Holstein meerumschlungen" zu singen begannen, während die Lokomotiven heranbrausten, die sie fortbringen sollten.

Aufgeregt von dieser Scene kam sie zu ihrer Mutter, die mit der gemäßigten Theilnahme des Alters auf ihre Schilderungen horchte. Sie hatte die Kinder im Wagen vorausgesendet. Nachdem sie sich über Alles ausgesprochen, was ihre Seele erfüllte, fragte sie nach den Kindern.

Verwundert blickte Madame Bärwald auf. „Bei mir sind deine Kinder nicht!" entgegnete sie.

„Mein Gott! Ich habe sie unter Aufsicht des alten John im Wagen gelassen —. Wo ist John?"

„John ist gleich wieder zur Stadt gefahren. Im Wagen waren die Kinder aber nicht." Ein Todesschrecken überfiel die junge Frau. Madame Bärwald zog die Klingel. Das Hausmädchen erschien. „Hast du gehört, wo John die Kinder gelassen hat?" fragte die ältere Dame ganz ruhig. Es war schon öfter geschehen, daß man in der Nachbarschaft die allerliebst lustigen Kinder festgehalten hatte.

„Ja wohl!" lautete die Antwort. „Bei Donners Garten ist ein Herr an den Wagen getreten, der den Kutscher gebeten hat, die Kleinen aussteigen zu lassen. Der Herr ist mit ihnen die Treppe zum Strande hinabgegangen." Das Mädchen entfernte sich wieder.

Adeline zwang sich ruhig zu seyn. Mit den Kindern konnte nach dieser Auskunft nichts Unglückliches passiren. Sie setzte sich, stand aber sogleich wieder auf und trat unter die Veranda, welche nach dem Garten führte.

„Mutter — mir ist so unbeschreiblich bange —," flüsterte sie nach einer Weile zurücksehend.

„Du bist in nervöser Aufregung, mein Kind," entgegnete Madame Bärwald beschwichtigend.

„Nein, nein! Es bereitet sich etwas vor, Mutter! Mein Elend soll noch größer werden! Wo sind meine Kinder? Mutter —," fügte sie unheimlich leise hinzu, „wenn er mir meine Kinder raubte —."

„Adeline!" rief die Dame strafend. „Wie kommst du auf solche Gedanken! — Da — höre — demüthige dich — da kommen die lärmenden Geister! Bitte deinem Manne diese harte Beschuldigung im Geiste ab! Hörst du sie lachen und sprechen! Da kommen sie!"

Adeline hörte gar nicht, was ihre Mutter sprach. Sie eilte nach dem Garten. Dort sprangen ihr die Kinder lustig entgegen.

„Wir haben den Papa gesehen!" schrie Waldemar mit gewohntem Stimmenaufwand.

„Mama — Papa läßt grüßen —," rief Meta etwas manierlicher, aber ebenfalls so laut, als wolle sie es der ganzen Welt erzählen.

„Meine Ahnung!“ zitterte es von Adelinens Lippen, indem sie beide Kinder fest an sich drückte.

„Wir haben den Papa gesehen,“ wiederholte der Knabe. „Ich kannte Papa gar nicht mehr —.“

„O, ich kannte ihn,“ sprach Meta sanft und innig lächelnd. „Ich kannte ihn gleich, als er uns aus dem Wagen hob.“ Das Benehmen des kleinen Mädchens zeigte sich anders wie damals im Schloßgarten, wo sich in ihr das ganze Wesen ihrer unwürdigen Erzieherin wiederspiegelte. Das spöttisch schnippische Nasenrümpfen, das sie der Miß Mary abgelernt, war verschwunden und hatte ihrer angeborenen Natürlichkeit Platz gemacht. Sie schmiegte sich kindlich zutraulich fester an ihre zitternde Mutter und sah ihr geheimnißvoll in die Augen. Instinktmäßig offenbarte sich ihr, daß nicht Alles in Ordnung zwischen den Eltern sey, daß sie aber darüber schweigen müsse.

Als Waldemar gleich fort lief, um der Großmutter sein Erlebniß mitzutheilen, drückte sich Meta erst mit dem Köpfchen an die Wange ihrer Mutter und küßte sie dann zaudernd auf den Mund. „Mama“, sprach sie dann ganz leise dabei, als vertraue sie ihr schämig ein Geheimniß. „Mama, den Kuß sollte ich dir vom Papa bringen. Von meinen Lippen würdest du ihn wohl nehmen“, sagte er.

Adeline antwortete nicht eine Sylbe, aber sie zog ihre kleine Tochter wieder an sich und preßte ihre Lippen wiederholt mit ungestümer Liebe auf ihren Mund.

„Was sprach der Vater noch — weißt du wohl noch jedes Wort, Meta?“ fragte sie scheu und leise.

Meta sann nach. Treuherzig schüttelte sie ihr Lockenköpfchen. „Papa war ganz anders, wie sonst“, sprach sie, „aber was er gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Nur das weiß ich“, fügte sie in plötzlicher Erinnerung hinzu, „wir sollen täglich für Papa beten, damit er glücklich heimkehre und dann wieder bei uns bleiben könne. Nicht wahr, das wollen wir auch thun. Wir wollen alle Tage beten für ihn!“

Adeline senkte die Stirn. Sie betete schon jetzt. Also Justin wollte nun endlich seine Reise antreten. Er hatte nun endlich sein einsam gewordenes Haus verlassen, um ihrem Vorschlage gemäß die Welt zu durchreisen. Er ging dabei allerdings größern Gefahren entgegen, als an seinem Herde, in der Ausübung seines ruhigen Berufes. Ja, sie wollten beten für ihn — sie wollten den himmlischen Vater bitten, ihn glücklich und gesund heimkehren zu lassen! —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Eisenbahnfahrt von Wien nach Triest.

Aus dem Tagebuche eines Touristen entnehmen wir folgende kurze Beschreibung einer Fahrt auf der durch ihre Naturschönheiten und Kunstbauten berühmtesten Eisenbahn Europas, nämlich derjenigen, welche von Wien nach Triest über den Alpenpaß des Semmering führt.

Vom schönsten Wetter begünstigt, fuhren wir am 20. August 185 . von Wien Morgens 9 Uhr ab und gelangten gegen 11 Uhr nach Gloggnitz, wo die eigentliche Semmeringbahn beginnt und wo auch eine stärkere und schwerere Lokomotive dem Zuge vorgespannt wurde. Wohl waren meine Erwartungen durch manchfache Erzählungen und Bilder hochgespannt; indeß ließ die Wirklichkeit alle Vorstellungen weit hinter sich. Schon die Natur selbst hat ihre üppigsten Reize und zugleich ihre schauerlichsten Schönheiten an diesem Flecke Landes verschwendet. Die lachendsten Fluren wechseln mit den groteskesten Fels- und Waldlandschaften und zwar in Folge des Fluges der Eisenbahn mit einer Schnelligkeit, daß man in einen Zauberspiegel zu blicken, daß man an der Seite eines Aladdin mit seiner Wunderlampe sich zu befinden glaubt. Ueberdieß hat die Ingenieurkunst ihr Höchstes geleistet, um die Bewunderung unserer Seelen zu steigern. Anfangs läuft die Bahn in einem wunderlieblichen Wiesenthale auf einem Erddamme hin, welcher immer höher und höher emporsteigt; hierauf wendet sie sich plötzlich und überschreitet auf kirchthurmhohen Brückenpfeilern das ziemlich breite Thal; dann klettert sie auf der andern Thalseite an einem schroff abfallenden Berghange zu immer steileren Höhen hinan, dabei in mächtigen Bogensprüngen mehrere Schluchten überspringend, welche die wilden Bergwasser sich ausgewaschen haben; hier wird sie nur durch ungeheure Cyklopen-Mauern vor dem Hinabsturze in die fürchterliche Tiefe bewahrt. Jetzt gelangt die wilde Schlange des Bahnzuges auf einmal an einen Felsberg und kriecht in denselben hinein, und die Nacht die nun folgt und das erhöhte Schnaufen und Tosen des Dampf-Ungeheuers will gar nicht enden, bis endlich von der andern Seite das Tageslicht wieder sich eindrängt in die finstere Höhle, die des Menschen Kunst und des Menschen Kraft gegraben durch das harte Gestein. Dann thut sich eine ganz andere Scene dem staunenden Auge auf, welches oben längs einer Felswand wie auf Adlerflügeln fortgetragen wird. Da liegt tief unten im Thale, so daß der Ruf bei weitem nicht mehr hinabdringt, eingepreßt zwischen scharfkantigen Felsmauern, ein freundlicher Marktflecken; der weiße Weg schlingt sich durch die Häuserreihen und läuft dann durch üppig bewaldete Hügelgruppen in leicht geschwungenen Linien hinauf zu einer schmucken Kapelle, welche an eines Waldberges Halde sich lehnt und in ihrer klösterlichen Einsamkeit fremd herüberlugt zu dem sonderbaren Geschlechte, das mit Feuer und Wasser, mit Donnergepolter und Blitzeseile durch diese stillen ehedem kaum betretenen Gebirge rast.

Alsbald fliegen wir einer Felspyramide entgegen, die sich schroff hinausgeschoben hat in die waldigen Kegel ringsum und auf welcher, wie der Horst eines Raubvogels, die Ruine einer kühnen Ritterburg malerisch thront. Nun, fürchtet man, möchte sich das Dampfroß, gleich einem altrömischen Widder, die Stirne einstoßen an der urfesten Mauer. Aber siehe, da thut sich wieder ein Thor ihm auf und wieder kriecht es und heult es im nächtlichen Schlunde. So wiederholen sich Tunnels und Viadukte, Bergeinschnitte und Felsendämme fortwährend mit immer wechselnden Landschaftsbildern. Endlich nachdem bereits 10mal sich die Bahn durch die Berge hindurchgebohrt, nachdem sie öfter über tiefe Abgründe auf schwindelnd hohen Brücken hinübergesetzt, nachdem sie mehrfach den steilsten Bergstürzen entlang geschwebt, theils auf kühngeschwungene Doppel-Gallerien sich stützend, theils an die eingeschnittenen Felsenwände sich schmiegend, erreicht der kometenartig fortdampfende Zug eine mit Granitquadern besäte Fläche, aus der nur einige Bergriesen ihre Häupter emporstrecken. Einem solchen fliegen wir entgegen — es ist der Semmering, über dessen Kuppe sich die Gränze zwischen Erzherzogthum Oesterreich und Herzog-

thum Steiermark hinzieht. Und abermals wühlt sich das dampfende Unthier einen Weg in das steinerne Herz des Riesen vor uns. Aber — hat es wohl gar dieser verschlungen? Schon 5 Minuten lang währet die Nacht, nur stoßweise auf Augenblicke erleuchtet durch die gleich Irrlichtern vorüberfliegenden im Tunnel angebrachten Lampen! Endlich dringt der erste Strahl vom steyrischen Himmel hinein und das ängstlich pochende Menschenherz begrüßt ihn mit freudigem Aufseufzen. Jetzt ist die Landschaft eine gänzlich veränderte. Ein kleiner Bach rauscht munter durch eine smaragdgrüne, von niedrigen Waldhügeln umgränzte Thalmulde, in welcher sanften Falles die Bahn bis Mürzzuschlag hinabgleitet, woselbst wir um 1¾ Uhr ankamen.

Unvergeßlich durch mein ganzes Leben wird mir die Erinnerung an diese kaum 3 Stunden dauernde Semmeringfahrt bleiben; und doch thut die Natur auch auf dem nun folgenden Wege nicht weniger, um ein für ihre Schönheiten empfängliches Gemüth zu entzücken. Nicht mehr so schauerlich schön als eben in dem Alpenpasse, aber um so lieblicher wechselt jetzt in dem Mürzthale Gefilde um Gefilde. Die Burgruinen mehren sich auf den etwas zurücktretenden Bergen, Dörfer und Städtchen liegen so freundlich an dem Flußufer, Kirchlein und Kirchen blicken so traulich von den Hügeln in die Wohnungen der Menschenkinder hinein, die sich in ihnen Trost und Hülfe suchen, daß es Einem ganz wohl und wonnig um's Herz wird, zumal wenn der Himmel einen so reinen Azurbogen darüber spannt, wie an dem Tage, wo wir darunter wegfuhren. Hierauf trägt uns die Eisenstraße bei Bruck in das romantische Murthal, welches sich einmal so zusammenzwängt, daß sogar die Landstraße sich verdrängen lassen mußte von ihrer ehernen jüngeren Schwester, indem die erstere durch eine Gallerie von 38 Bogen 27 Fuß über die letztere hinaufgehoben ist. Aus diesem späterhin sich prächtig erweiternden Thale, in welchem dann Graz, Steyermarks Hauptstadt, mit seinem 400 Fuß hohen in die Ebene vorgeschobenen Schloßberge, mit seinen Villen und Schlössern und seiner Rundsicht auf die steyrischen Alpen im Umkreise die Perle bildet und woselbst wir die Nacht ruhten, gewinnt man, durch einige Tunnels die Wasserscheide durchschneidend, bei dem reizend gelegenen Marburg das Drau- und dann in ähnlicher Weise das Saunthal. Hier begrüßt uns mitten in einem Kranze von mit Ruinen, Schlössern und Kirchen gekrönten Bergen einer der größten Glanzpunkte des ganzen Weges, das Städtchen Cilli, in so prachtvoller Lage, daß wir gerne Zeitlebens hier unsere Wohnung aufschlagen möchten. Doch es drängt uns ein anderes Reiseziel vorwärts und wir eilen auf dem Flügelrade des Dampfers wieder über Viadukte und durch Felshöhlen in das wildromantische Thal der Save, und dann der Laibach, an deren Ufer, gleichfalls am Fuße eines in die breite Thalsohle vorgeschobenen Festungsberges, die gleichnamige Hauptstadt von Krain liegt. Wir versäumten nicht, von diesem Berge aus die herrliche Aussicht auf die reizende Umgebung zu genießen, auf welche fast sämmtliche Berghäupter der julischen karnischen und norischen Alpen stolz herabschauen. Von da schlingt sich der Schienenweg wieder mittelst der verwegensten Künste der Technik durch 5 Tunnels, tiefe Felseinschnitte und hohe Aufdämmungen mit der Aussicht auf die wundervollsten Berg- und Thalbilder nach Adelsberg, woselbst wir Halt machten und Nachtruhe hielten, um des andern Morgens die berühmte Höhle zu sehen. Es entfaltet sich da eine Pracht, wie in einem Mährchen aus 1001 Nacht. Drei Stunden Wanderung durch die Eingeweide der Erde, welche sich hier nicht blos dem Fuße des Menschen, sondern auch noch für einen Fluß (Poik) geöffnet, in den großartigst gewölbten Domen, verziert mit Millionen Tropfsteinen der verschiedensten Formen, Größen und Farbenmischungen; dazu das Getöse des eine Strecke offen durch die Höhle hinrauschenden Flusses, der theils durch natürliche Fels- theils durch Holzbrücken überschritten wird; eine vollständige unterirdische Landschaft mit einem See, sowie mit Bergen aus Tropfstein, wovon einer, freistehend, fast 1 Stunde im Umkreise mißt — mein Gemüth war überwältigt von den Eindrücken, die hier in überreichem Maße auf dasselbe einströmten, sowie meine Augen fast erblindet, als ihnen endlich das Sonnenlicht wieder aufging.

Auf einer sterilen Hochebene — dem Karste, wo nur auf dem Boden unzähliger trichterförmiger Löcher Kultur und Vegetation sich zeigt, lauft jetzt die Schienenstraße Meilen weit, und macht zuletzt einen gewaltigen mehr als zwei Stunden langen Umweg, um von dem sehr steil abfallenden Gebirge langsam herabzusteigen an die Küste der Adria.

Ermüdet sucht der Reisende den lang ersehnten Anblick. Da endlich, als sie an den Abhang gelangt, wendet sich die Bahn in einer ziemlich raschen Curve und jetzt, um 5 Uhr Nachmittags — „das Meer! das Meer!“ ertönte es wie aus Einem Munde von Allen, denen der Materialismus des Lebens den Sinn für die Gottes-Natur noch nicht erstickte. „Das Meer! das Meer!“ Wie mit einem Zauberschlage hatte sich urplötzlich die ganze Bucht von Triest den berauschten Blicken geöffnet. „Das Meer! das Meer!“ hallte es fort und fort in meinem Herzen wider, als hier meine Augen zum ersten Male dieses Gotteswunder einsogen und nicht satt werden wollten von dem prächtigen Anblicke, wie es sich in seiner dunklen Bläue höher und höher aufbaut, bis es in dem helleren Blau des Himmels sich verliert, wie es auf zwei Seiten eingefaßt ist von dem köstlichsten Kranze von Bergen und Felsvorsprüngen, von Gärten und Landhäusern, und hier gerade vor uns von der amphitheatralisch an den Berg hinanklimmenden, festungsgekrönten Stadt, umgeben von all' den reichen Gewächsen des Südens, unmittelbar an ihr am langen Molo den schlanken Leuchtthurm in die Wogen hinausstreckend, und auf diesen ein Gewimmel von Tausenden von Schiffen aller Größen vom stolzen, gewichtigen Dreimaster an mit seinem scharf am Himmel sich abzeichnenden spinnengewebgleichen Tauwerke bis zur winzigen vor jedem Windhauche schaukelnden Fischerbarke. Die Sonne warf ihre vollsten Gluthen über dies in Worten unbeschreibliche, auch in Farben kaum wiederzugebende Bild. Mir aber erweckte es im Busen die höchste Sehnsucht nach den Lieben, die ich in der Heimath gelassen, daß ich sie nicht herbeizaubern und mit ihnen das hochbegeisterte Entzücken theilen konnte, welches mein ganzes Innere durchbebte!

R.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 40. Sonntag den 19. Mai 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

V.

Drei Wochen waren nach dem oben beschriebenen Auftritte verflossen, als sich Frau Adeline eines Sonnabends Nachmittags abermals anschickte, nach dem Gartenhause ihrer Mutter zu fahren. Eben im Begriffe, den Wagen zu besteigen, wurde ihr ein Brief überbracht, der an ihre Mutter gerichtet und vom Kriegsschauplatz abgesendet war. Etwas verwundert betrachtete die junge Dame die Aufschrift und ein unheimliches Bangen schlich sich ganz unwillkürlich durch ihre Seele. Ihr erster Gedanke traf natürlich Richard Steinbrecht, eigentlich der einzige Mann unter den jungen Kriegshelden, der ihr persönlich bekannt geworden war. Ein forschender Blick auf die Adresse belehrte sie aber, daß die Schriftzüge derselben entschieden weiblich waren. Sie bezähmte also ihre unwillkürlich erwachte Neugier, die sie zur Eröffnung des Couverts verleiten wollte und schob den Brief eiligst in die Tasche, um ihn ihrer Mutter mitzunehmen.

Die Kriegsnachrichten aus Schleswig-Holstein lauteten nicht günstig. Es schien ein unglücklicher Krieg werden zu wollen. Ungeachtet der Tapferkeit des muthig entflammten kleinen Heeres zeigten sich die Resultate der Kämpfe nicht tröstlich und befriedigend. Zwar folgte der Ruhm ihren Fahnen, aber leider nicht der Sieg. Täglich hoffte man auf glückliche Wendungen, statt dessen traten Schlag auf Schlag Trauernachrichten ein und die Zahl der Verwundeten, welche per Eisenbahn von Kiel nach Altona transportirt wurden, um im dortigen Hospitale Aufnahme zu finden, mehrte sich auf erschreckende Weise.

Die Schlacht bei Idstedt war geschlagen. Trotz des ersten günstigen Berichts stellte sich dennoch eine Niederlage heraus, die man dem Befehlshaber der Armee zuzuschreiben geneigt war. Es hatte Blut gekostet. Kräftige Streiter waren dahingerafft oder mußten siech und elend Heilung suchen in den Lazarethen, wo außer allen Uebeln der Welt noch die Cholera zu wüthen begann. Wer also kaum dem Tode auf dem Schlachtfelde entronnen war, der lief Gefahr, nun dort der entsetzlichen Epidemie zu erliegen. Hilfe wurde von allen Seiten geboten. Ein gemeinsames Gefühl des tiefsten Bedauerns verband die Herzen der Hamburger und Altonaer und die Unterstützungen der Nachbarstadt halfen in Altona manchem eingetretenen Mangel ab. Aber wer kann wider Gott, wenn seine Hand schwer auf der Menschheit ruhet — die Opfer der Cholera mehrten sich mit jedem Tage.

Der Jammer war unbeschreiblich und alle Theilnahme vermochte die Thränen nicht zu trocknen, die Kummer, Angst und Sorge hervorpreßte.

Frau Adeline mußte Altona passiren. Schon in St. Pauli, der Hamburger Vorstadt, die sich unmittelbar an Altona anschließt, bemerkte sie ein reges ängstliches Leben. Schaarenweis zogen die Menschen hinaus und je tiefer sie in Altona hinein kam, desto zahlreicher wurden die Gruppen trauriger Leute.

Adeline hatte nicht nöthig, sich nach dem Grunde dieses Zusammenlaufens, der den Kieler Bahnhof zum Ziele hatte, zu erkundigen. Sie wußte schon, daß, um die Schrecken zu mehren, eine Explosion in Rendsburg zu allem Unglücke hinzugekommen war und daß man bei diesem unerklärlichen Unglücksfalle einem tiefer liegenden Verrathe auf die Spur zu kommen fürchtete. Das vorausgelaufene Gerücht hatte eine unglaubliche Sensation gemacht und man sprach davon, daß bedeutsame, schwere Nachrichten zu erwarten seyen. Man sprach aber auch davon, daß eine bedeutende Anzahl Verwundeter ankommen würde. Es war ein trauriges Bild, diese Väter und Mütter, die Schwestern, Gattinnen und Bräute zu beobachten, wie sie beklommen nach dem Perron stürzten, als die schrillende Pfeife der Lokomotive ertönte, die das Signal der Ankunft gab. Viele von den bleichen Frauen wußten schon, daß der Tod sie beraubt hatte, aber dennoch eilten sie mit den heißgeweinten Augen hin, eine gelinde Hoffnung im Busen, daß ein Irrthum obgewaltet haben könne.

Frau Adeline barg sich tief in dem Fond ihres Wagens, um die armen Menschen, mit denen sie vor wenigen Wochen gejubelt hatte, nicht zu sehen. Ihr Herz fühlte sich zermalmt bei der Erinnerung an den auflodernden Jugendmuth der abziehenden Krieger im Vergleiche zu ihrer jetzt schmerzlich erwarteten Ankunft.

Traurig langte sie im Gartenhause an. „Hier ist ein Brief an dich, Mutter," sprach sie, eilig das Schreiben hervorholend. „Wenn er eine Bitte um Unterstützung enthält, so gib reichlich, recht reichlich! Das Elend ist entsetzlich! Was die mörderische Kugel verschont hat, was menschliche Kunst heilen könnte, das holt die Cholera fort. Gott sendet der armen Menschheit eine schwere Heimsuchung."

Madame Bärwald nahm den Brief, betrachtete ihn kopfschüttelnd und griff zögernd nach einer Scheere, um das Couvert aufzuschneiden.

Während dieser Zeit lehnte sich Adeline aus dem Fenster und sog den frischen Wasserduft, der vom Elbstrome zu ihr heraufdrang, in tiefen Athemzügen ein. Dabei schweifte ihr sehnsuchtsvoll den Strom hinab, der in ruhiger Majestät seine Wellen dem Meere zusendete. Sie warf jetzt abermals, wie schon oft seit jener verhängnißvollen Stunde, wo sie von den Lippen ihrer kleinen Meta den Abschiedskuß Justins empfangen hatte, im Stillen die Frage auf: wohin ihr Gatte gegangen seyn möge. Nach England, das er kannte und vorzugsweise liebte? Oder nach Amerika, wohin ihn der Drang der Neugier so heftig gezogen? So lange Justin ihren Gedanken erreichbar gewesen war, hatte sie die Trennung von ihm nicht so schmerzlich gefühlt wie jetzt. Mit der Entbehrung, die sie sich höchst vermessen selbst auferlegt, mischte sich jetzt eine peinliche Sorge und ein stiller Schmerz, der wie ein Vorbote ewiger Trennung ihre Seele bewegte.

„Adeline —", sagte Madame Bärwald. Ihre Stimme klang merkwürdig bewegt und ängstlich.

Eilig wendete sich die junge Frau um und sah etwas befremdet in das Gesicht ihrer Mutter, welche ihr eine Einlage des Briefes entgegenhielt.

„Was enthält dein Brief?" fragte sie, noch von ihren Träumereien befangen, die sie ihrem Gatten nachgeführt hatten.

„Nichts Tröstliches", sprach Madame Bärwald dumpf. „Ich weiß nur nicht, von wem die Rede ist. Oeffne deinen Brief, damit ich dieser Ungewißheit überhoben werde."

Adeline riß schnell das Siegel auf und sah nach der Unterschrift.

„Richard Steinbrecht?" sagte sie halb fragend, halb verwundert zu ihrer Mutter aufblickend. Diese schöpfte mehrmals tief Athem. „Was fürchtest du, Mutter?"

„Justin —", flüsterte diese, wehmüthig auf das zweite Schreiben in ihrer Hand niederschauend.

Eine ganz leichte, kaum bemerkbare Geringschätzung zuckte über Adelinens Mienen.

„Von dieser Seite habe ich nichts zu fürchten, liebe Mutter. Justin hat mich stets mit meinen unfruchtbaren Sympathien für Schleswig-Holstein verspottet und er ist so weit gegangen, diesen Aufstand für eine Wirkung ehrgeiziger Großsprechereien zu halten. Er stellt den Druck der Dänen in Abrede und meint, im Kerne des Volkes sey Schleswig keineswegs betrübt über seine Anhängigkeit von Dänemark, die seinem Beutel große Vortheile brächte. Es läge an unwahren Darstellungen der Literaten, daß sich ein Haß und ein Mißtrauen gegen die dänische Regierung gebildet habe."

„Willst du deinen Brief nicht erst lesen, meine Tochter," unterbrach Madame Bärwald die eifrig werdende junge Frau.

Adeline entfaltete gehorsam das Blatt, aber es reichte eine kleine Spanne Zeit, nicht so lang wie eine Sekunde, hin, um ihr ruhiges Mienenspiel in Entsetzen und ihre blühende Gesichtsfarbe in leichenähnliche Blässe zu verwandeln.

„Mir ahnte es doch —," sprach die alte Dame, ergebungsvoll die Hände faltend.

„Mutter!" schrie Adeline und warf sich leidenschaftlich bewegt auf ihre Knie nieder. „Er ist dort — er ist verwundet — Justin — Justin! O, barmherziger Gott — ich habe ihn in den Tod gejagt!"

Madame Bärwald verbarg hastig ihren Brief und nahm den ihrer Tochter, der zur Erde gefallen war, auf, um ihn zu lesen. Der Brief lautete:

„Im Angesicht des Todes hört jede Rücksicht auf. Es war die glücklichste, die schönste Stunde meines ganzen Lebens, Adeline, die ich bei Ihnen verlebte und neu beseelt durch Ihre begeisternden Worte warf ich mich in den Kampf, um darin unterzugehen. Justin ist mir hierher gefolgt. Ich setzte mein Leben ein, um das seinige für Sie zu retten. Unsere Sache ist verloren. Der Kampf und Widerstand Schleswig-Holsteins geht zu Ende. Justin stürzte einem Rasenden gleich in Gefahr, um sich auszuzeichnen — sein Leben wäre dahin, wenn ich es nicht für Sie behütet hätte. Seit einigen Tagen kenne ich sein Vergehen gegen Sie. O mein Gott — dies Mädchen? — Wie war dies möglich! Beschwichtigen Sie ihn — suchen Sie ihn auf — seine Wunden sind leichter als die meinen — man schaffte ihn fort — mich mußte man liegen lassen. Adeline, ich glaube, daß Sie mir unaussprechlich theuer geworden wären — darum ist es gut, daß ich gehe. — Herz um Herz — Leben um Leben — ich habe ihn für Sie gerettet!

Richard Steinbrecht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflanzen der Vorwelt.

Wir wissen aus der Geologie, daß auf unserem Erdball eine Zeit existirt hat, in welcher aus einem wogenden Urmeer einzelne Inselgruppen emportauchten, deren Gesteine einen feurig flüssigen Ursprung hatten und die man plutonische Gesteine genannt hat, und zu welchen unter andern Granit, Hornblende u. s. w. zu rechnen sind. Diese Gesteine konnten aber keineswegs Bedingungen bieten, unter denen sich Organismen erhalten konnten, selbst wenn solche ursprünglich vorhanden gewesen wären. Wir können demnach, wenn wir im Schooße der Erde untergegangene organische Formen suchen wollen, nur jene Gesteine berücksichtigen, welche aus den Wasserfluthen nach und nach abgesetzt wurden oder die sogenannten Sedimentgesteine (Uebergangs- und Flötzgebirge). Dieselben bestehen der Hauptsache nach aus einem Wechsel von Sand-, Thon- und Kalkschichten mit ihren mannigfaltigen Mischungen (Mergeln u. s. w.), von denen die Thone und Mergel in der Regel für die Erhaltung organischer Gebilde am meisten, dagegen Sandschichten, besonders eisenhaltige, am wenigsten vortheilhaft waren.

Bei der Bildung dieser Gesteine unterscheiden wir aber drei große Perioden, welche man die primäre, sekundäre und tertiäre genannt hat.

In der primären Periode, welche von den ältesten Sedimentgesteinen beginnt und mit dem Zechstein- und Kupferschiefergebirge aufhört, haben wir uns der Hauptsache nach eine Inselwelt vorzustellen, unter einem heißen Klima, das seinen Ursprung weniger von der Sonne als von dem glühenden Innern unseres noch nicht so weit abgekühlten Planeten nahm, bedeckt von einer Atmosphäre, die mit Wasserdampf und Kohlensäure erfüllt war. Diese physikalischen und chemischen Verhältnisse werden aber schon von

vorne herein vermuthen lassen, welcher Art von Pflanzenformen wir zuerst begegnen werden.

Es mögen damals wie heute noch große Strecken von einzelligen Pflanzen (Protococcus atlanticus) als erste organische Bildungen den Spiegel des Meeres bedeckt haben, die natürlich spurlos verschwinden mußten, während lederartige Meeresalgen, die unter dem Namen von Fucoiden oder Tangen bekannt sind, durch ihre stärkere Consistenz der Zerstörung leichter entgingen und als die ersten Denkmäler des Pflanzenlebens auftreten konnten. So ist es aber auch in der That und die ersten Grauwackenbildungen beherbergen solche Formen, die uns von da ab durch die verschiedensten Formationen bis in die Jetztzeit begleiten. Dies gilt namentlich von den silurischen Schichten des Uebergangsgebirges, während in den kambrischen (den älteren Thonschiefern) keine organische Spur getroffen wird.

Kaum war nun in der zweiten Periode der Grauwackenzeit, der sog. Steinkohlenperiode, vielleicht eine noch reichere Inselwelt entstanden, so waren bei einer so großen Wärme und Feuchtigkeit alle Bedingungen gegeben, unter denen eine so überaus üppige Pflanzenwelt sich entwickeln konnte, daß die Vegetationsverhältnisse in den Urwäldern Brasiliens und Neuguinea's kaum ein annäherndes Bild der Aehnlichkeit bieten dürften.

Wenn aber bis jetzt nur Zellenpflanzen aufgetreten waren und zwar namentlich Tangen, indem Pilze und andere sich nicht wohl erhalten konnten, so tritt nun die nächste höhere Form der Gefäßkryptogamen auf. Für die zarten Moose waren freilich die Bedingungen der Erhaltung ungünstig. Um so reicher entwickelten sich dagegen die Farren, Lycopodien (Gliederfarren) und Equisetaceen und zwar in baumartigen Formen, was heutzutage unter den Tropen wohl auch noch bei den Farren vorkommt, nicht aber bei den Lycopodien und Equisetaceen. Die Farrenkräuter erscheinen in vielen Gattungen (Sphaenopteris, Neuropteris, Pecopteris u. s. w.) und Arten. Die Equisetaceen (Calamnites, Equisetum) erreichen einen riesenhaften Wuchs von mehreren Klaftern Länge und entsprechender Dicke. Neben ihnen kommt noch die bemerkenswerthe Familie der Asterophylliten (Asterophyllites, Annularia) vor. Die sonderbarsten und nunmehr ausgestorbenen Formen gehören indessen den damaligen Lycopodien an. Es ist der wunderbare Schuppenbaum (Lepidodendron) und Siegelbaum (Sigillaria), die hieher gehören. Ueber einige andere zum Theil seltsame und ausgestorbene Gattungen wie Stigmaria schwanken die Ansichten.

Von monocotylen Palmen und von Coniferen treten in der Steinkohlenperiode nur Spuren auf.

Was nun jene Zeit im Allgemeinen charakterisirt, ist die kleine Menge von Pflanzenformen, die sich bei dem damaligen Klima gleichzeitig über alle Theile der Erde verbreiteten, wodurch eine große Einförmigkeit entstehen mußte, wie dies etwa bei den nordischen Fichtenwäldern oder den Haiden am Cap der Fall ist. Rechnet man dazu den Mangel an eigentlichen Blüthen, an fleischigen und saftigen Früchten, an Gräsern u. s. w., so kann man sich etwa ein Bild der Natur aus jener Zeit in der Idee gestalten.

Die eben erwähnte Pflanzenwelt wurde nun später begraben, wobei die hohlen Stämme der Equiseten u. s. w. einen geringeren Widerstand geleistet haben mögen, und lieferte das Material zu den eigentlichen Steinkohlen. Was nun die Steinkohlenlager betrifft, so bemerken wir im Allgemeinen, daß die größern Massen von Kohle entweder an Ort und Stelle entstehen konnten, ähnlich wie unsere Torflager, oder daß Pflanzen durch Fluthen an einer entfernteren Stelle zusammengeschwemmt wurden, wie dies etwa bei dem Treibholz am unteren Mississipi der Fall ist. Wenn solche Pflanzen von Erde bedeckt, und dadurch einem großen Druck ausgesetzt und der Berührung der Luft entzogen werden, so entstehen Kohlen, die um so reiner seyn werden, je länger unter gleichen Umständen der Zeitraum ihrer Bildung gedauert hat. Es kann nicht befremden, wenn man hier den Maßstab von Jahrtausenden anlegt.

Was die letzte oder permische Periode des Uebergangsgebirgs (den Zechstein) betrifft, so hinterließ dieselbe in Deutschland wenig Spuren, da ihre Schichten hier nur vereinzelt abgesetzt wurden. Die Formen der Pflanzen waren denen der Steinkohlenzeit sehr ähnlich. Das Rothliegende ist besonders durch baumartige Farren (Psaronius) ausgezeichnet. Im Vergleich zur vorigen Periode ist aber die Flora ungemein arm und tritt nur mit etwa 100 Arten auf.

Mit ihr geht die primäre Epoche zu Ende und man kann sie die Zeit der apetalen Pflanzen nennen.

Die zweite oder sekundäre Hauptperiode, welche mit der Trias anfängt und dem Kreidegebirg endet, charakterisirt sich wesentlich dadurch, daß durch neue Niederschläge die vorher zerstreuten Inseln in Zusammenhang kamen, dadurch größere Kontinente gebildet wurden, die Temperatur abgenommen hat, wenn gleich das Klima noch ein tropisches zu nennen ist, also von Zonenunterschieden noch keine Rede seyn kann, und die Atmosphäre von Wasserdampf und Kohlensäure freier geworden ist, wodurch auch den Sonnenstrahlen ein größerer Spielraum gestattet wurde.

Was nun die Pflanzenwelt in dieser Periode betrifft, so hat ihr Reichthum gegen früher sehr abgenommen. Besonders war der bunte Sandstein mit seinem Eisengehalt der Erhaltung wenig günstig. Mehr Formen treten im Keuper, Lias und Jura und namentlich in Mergelschichten auf. Es begleiten uns auch hier die niederen Formen der Algen und ein Glied des Kreidegebirges, der Fucoidensandstein, verdankt seinen Namen der Menge, die er einschließt. In Erwägung der berührten physikalischen Verhältnisse wird es ferner nicht Wunder nehmen, wenn wir auch hier vielen Baumformen begegnen, wenn auch die Gattungen meist andere geworden sind und namentlich netzadrige Formen (Camptopteris, Thaumatopteris u. s. w.) erscheinen. Sie haben aber aufgehört, der ganzen Periode ihren Charakter zu verleihen, ihr Reich geht zu Ende und sie haben ihre Herrschaft der höheren Form von nacktsamigen Dikotyledonen (Cycadeen und Coniferen) so bestimmt abgetreten, daß ein Gewährsmann wie Adolph Brogniart die sekundäre Periode das Reich der gymnospermen Dikotyledonen genannt hat.

Was in dieser Periode auffallen mag, ist die geringe Menge monocotyledonischer Formen, wie z. B. der Palmen, Gräser und Getreidearten. Die letzteren waren aber wohl damals für die Thierwelt kein Bedürfniß, für die Blüthen vieler Monocotyledonen fehlte das hinreichende Licht und für die Palmen trat die amphibische Form der Zapfenpalmen oder Cycadeen als Vorläufer auf, die durch die eingerollten Wedel an die Farren,

durch die federbuschartige Form und Stellung der Wedel an die Palmen und durch ihre Früchte an die Coniferen erinnern. Zamites und Nilsonia sind die Hauptgattungen und prädominiren namentlich im Lias. Von Coniferen erwähnen wir die Gattungen Pinus, Araucaria, Thuja u. s. w. und namentlich die Gattung Voltzia aus der Familie der Abietineen im bunten Sandstein, welche ihrer Zeit die Wälder des Elsaß bevölkert hat.

In der Kreide treten auch zuerst Spuren von angiospermen Dikotyledonen auf. Im Quadersandstein die Gattung Credneria, deren Stellung im System noch unbestimmt ist, wenn auch ihre Blätter an Ahorn und Platanen erinnern.

Faßt man also das Bild dieser Periode kurz zusammen, so erscheinen noch in ziemlicher Zahl baumartige Farren, aber überwiegend im Anfang der Periode die Coniferen und später die Cycadeen. Der Charakter der Gegend mußte im Allgemeinen wieder ein einförmiger seyn, der Blüthenschmuck fehlt noch, und die Mischung und Menge der damaligen Hauptpflanzen können etwa mit der gegenwärtigen Flora der mexikanischen Gebirge einigermaßen verglichen werden.

Die dritte oder sogenannte tertiäre Hauptperiode erscheint wieder reicher als die sekundäre. Ihr Hauptcharakter liegt darin, daß bei ihr die höheren Pflanzenformen, d. h. die hüllsamigen oder angiospermen Dikotyledonen vorwalten. Wenn auch anfangs noch das Klima ein tropisches zu nennen war, so geht dasselbe im Laufe dieser Periode nach und nach in ein subtropisches über und noch später bilden sich Zonenunterschiede, wenn auch im Allgemeinen das Klima sich immer noch etwas höher gestaltet haben mag, als in gegenwärtiger Zeit. Daher kommt es denn auch, daß sich in Kohlenschichten (Braunkohlenschichten) der gemäßigten Ländergebiete, welche aus dieser Periode stammen, die tropischen Baumformen der Farren, Equisetaceen und Lycopodiaceen verschwinden und ihre Gestalten (Pteris, Aspidium u. s. w.) mehr den unsrigen gleichen. Die Coniferen und Cycadeen hören auf, die allgemein herrschende Form zu bilden, wenn auch noch neue Formen derselben auftreten, wie z. B. Ephedrites Jovianus mit seinen schachtelhalmartig herabhängenden gegliederten Blättern die Trauerweide der tertiären Zeit vorgestellt haben mag.

Die Laubhölzer werden im Verlauf immer vorwaltender, während die monocotyledonischen Palmen auch in dieser Zeit keine beachtenswerthe Bedeutung gewinnen. Die allmäligen Aenderungen der Pflanzenorganismen während dieser langen Hauptperiode hat aber Veranlassung gegeben, auch sie in drei Abtheilungen zu theilen, welche man, nicht ohne Willkür, nach der Prozentzahl von Thierformen festgesetzt hat. Man unterscheidet danach eine ältere (eocene), mittlere (miocene) und neuere (pliocene) Periode. Zu näherer Einsicht erscheint es nothwendig, jede dieser Perioden gesondert zu betrachten.

Was nun die eocene Zeit betrifft, so hat bei ihr noch ein tropisches oder subtropisches Klima gewaltet. Es erscheinen in derselben vorerst viele Seepflanzen, und zwar Tangen als Acotyledonen und Najaden als Monocotyledonen. Ferner finden sich Characeen (Spiralzellen von Gyrogoniten aus dem Pariser Kalk). Auch Palmen (Flabellaria u. s. w.) treten auf. Die Coniferen sind vorwaltend Cypressenarten. Aus Coniferenstämmen bildete sich in jener Zeit die Braunkohle. Die Bernsteinkiefer (Peuce succinifera) liefert namentlich den Bernstein, welcher wieder viele, auch niedere, Pflanzenformen, wie Pilze, Flechten, Moose u. s. w. wohlerhalten in sich einschließt.

Laubhölzer, wie Eichen, Birken, Ulmen u. s. f. treten auf. Auch Leguminosen, Haidekräuter, Rhamneen u. a. m. als höhere Familien.

Die miocene Zeit charakterisirt sich als eine eigentliche Uebergangszeit von einem tropischen in ein gemäßigtes Klima dadurch, daß in ihr Pflanzen nebeneinander auftreten, welche gegenwärtig den verschiedensten Klimaten angehören. Ein ähnliches Verhältniß trifft man bei uns etwa in Japan.

Es treten demnach tropische Formen, wie Palmen, Ericaceen, Lauriceen, Leguminosen, Apocyneen, Rubiaceen u. a. m. neben Familien aus einheimischen Zonen, wie Ahorn, Ulmen, Eichen u. s. f. auf.

Was endlich die pliocene Zeit betrifft, so hat sich in ihr bereits ein bestimmter Zonenunterschied gebildet und als Folge davon charakterisirt sie sich dadurch, daß hier eine große Zahl von Pflanzen nebeneinander auftritt, welche der nördlichen gemäßigten Zone in und außer Europa angehören. Wir treffen die hieher gehörigen Formen heutzutage namentlich in Nordamerika, dem östlichen Asien und Japan. Von den Coniferen erwähnen wir namentlich die merkwürdige Gattung Salisburia *) mit ihren sonderbaren keilförmigen Blättern, die äußerlich auf keinen Nadelbaum schließen lassen. Palmen scheinen zu fehlen. Von Dikotyledonen erwähnen wir ausdrücklich aus der Familie der Leguminosen die Gattungen Robinia, Gleditschia, Acacia u. s. w. Hieher gehören ferner außer einigen gewöhnlichen Waldbäumen Juglans, Rhus, Liriodendron, Caparis u. s. f., die bei uns nicht einheimisch sind, und darauf hinweisen, daß das damalige Klima, wie schon erwähnt, immer noch ein etwas höheres gewesen ist. Das Letztere bestätigen auch aufgefundene fossile Formen von Myrtaceen, Lauriceen u. s. w. in der Auvergne, welche gegenwärtig das Alpengebiet nördlich nicht mehr übersteigen.

Bemerkenswerth ist übrigens die Armuth an Pflanzenformen in der pliocenen Epoche, welche bis jetzt die Zahl 90 nicht übersteigt, während in der miocenen Periode etwa 300 und in der eocenen gegen 200 Pflanzenarten gezählt werden.

Das Resultat unserer Betrachtung über die fossile Pflanzenwelt besteht also darin, daß dieselbe von den einfachsten Formen ausgehend immer höhere Formen aufweist, je näher wir der Gegenwart kommen. Da aber die wenigen entwickelten Formen meist geblieben sind, so wird die Pflanzenwelt immer mannigfaltiger. Die Gliederung der gegenwärtigen Organismen hat sich also auch in ihren Typen historisch entwickelt.

A. W.

---

*) Ein Exemplar dieses merkwürdigen Baumes steht in dem hiesigen Hofgarten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

[161]

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 41. Mittwoch den 22. Mai 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Fortsetzung.)

Adeline lag unbeweglich vor ihrer Mutter, das Gesicht in dem Gewande derselben verhüllt. „Ihn suchen — ihn finden!" murmelte sie immerfort. „Ja — ihn suchen — ihn suchen!"

Madame Bärwald bemühte sich, ruhig zu erscheinen. Sie hatte noch einen Schluß zu diesem Briefe von der Hand einer Frau, die Richards Pflegerin gewesen war.

„Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht," schrieb diese Frau, „Ihnen mit der Uebersendung des inliegenden Briefes zugleich die Mittheilung zu machen, daß der Verwundete, den man sterbend in mein Haus brachte, am zweiten Tage sanft eingeschlafen ist. Er hatte es mir zur Pflicht gemacht, erst nach seinem Begräbnisse den Brief, den er mühsam mit dem verwundeten Arme zu Stande gebracht, selbst adressirt und selbst gesiegelt hatte, an Madame Bärwald in Hamburg zu senden. Seine letzten Worte waren: „Es ist gut so — die Ehre verloren — das Herz in Gefahr — das Leben wäre doch zu schwer geworden — es ist gut, recht gut!"

*

Während Madame Bärwald saß und bei sich überlegte, ob es rathsam sey, diese Todesnachricht ihrer Tochter mitzutheilen, sprang Adeline plötzlich auf, warf den Shawl, den sie über den Stuhl gehängt, wieder um und setzte in fieberhafter Eile den Hut auf. Ein Strahl der Erinnerung war durch ihr Gehirn gefahren. Die traurigen Menschen am Kieler Bahnhofe! Dahin gehörte sie. Dort mußte sie suchen — dort Nachricht einholen.

„Was willst Du beginnen, mein Kind?" fragte ihre Mutter sanft.

„Ich muß ihn suchen, Mutter! Weißt Du noch, wie Du mich warntest?" flüsterte Adeline mit eigenthümlichem Ausdrucke. „Jetzt liegt die Verantwortung schwer auf mir. Hilf mir tragen!"

„Baue fest auf mich! Was willst Du thun?"

„Justin suchen. Ihn suchen bis ins Grab hinein! Bewahre mir meine Kinder!"

„Ich muß Dich begleiten, Adeline. Warte einen Augenblick. Die Kinder sind bei meiner Gesellschafterin gut genug aufgehoben, so daß ich mit Dir gehen kann."

„Nein!" sagte Adeline entschieden. „Ich will ihn allein suchen! Ich muß ihn allein suchen. Habe ich seinen Tod verschuldet, so muß ich allein seyn — ist er ohne Abschied von mir zum Himmel gegangen, so will ich mein Herz zu ihm hinauf senden allein und einsam, bis ich ruhig geworden bin."

Sie bog sich schnell zu ihrer Mutter, berührte flüchtig und heiß ihre Lippen und war verschwunden.

Die alte Dame stand unbeweglich. Sie betete. Sie hatte es besser als ihre Tochter selbst gewußt, daß sich eine solche Liebe, wie Adelinens Liebe, nicht tödten läßt, daß eine solche Liebe nicht eher stirbt, bis das Herz erstarrt.

Adeline flog mehr als sie ging, indem sie den Garten durcheilte und den kurzen Weg durch Ottensen nach dem Bahnhofe zurückzulegen sich bestrebte.

Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, seitdem sie dort vorübergefahren, und welche Veränderungen seitdem in ihrem Gemüthe!

Auch auf dem Perron sah Alles ganz anders aus. Ruhe lag in allen Räumen. Einzelne Kofferträger liefen noch geschäftig hin und her, sonst schien Alles wie ausgestorben.

Sie fragte einen Bahnbeamten nach den Verwundeten, die mit dem Zuge angekommen. Nur einige, vielleicht acht oder zehn, lautete die Antwort. Sie seyen allzusammen in Krankenkörben nach dem Hospital geschafft.

„Gut," dachte Adeline, hastig den Perron verlassend und die Seitenstraße einschlagend, die nach dem Hospitale führte. „Ich muß ihn suchen! Finde ich ihn hier nicht, so reise ich nach Kiel. Ich muß ihn suchen!"

Im Hospitale war ebenfalls Alles schon wieder so ruhig, so geordnet, als sey diese Ordnung durch nichts gestört worden.

Ein dienstthuender Unterarzt zeigte sich sehr gefällig auf die Anfrage der jungen todtblassen Frau, die Liste der eben eingetroffenen Kranken durchzusehen und ihr sämmtliche Namen vorzulesen. Justin Kahlenburg war nicht darunter. Sie benutzte die Gelegenheit, um sich über die Mittel und Wege zu informiren, welche ihr bei ihrem Vorhaben Erleichterungen schaffen könnten. Der Unterarzt unterrichtete sie so weit er selbst Kenntniß davon besaß und rieth ihr, sich an irgend eine Oberbehörde des Militärs, vielleicht sogar an den General von der Horst selbst zu wenden, da dieser der Kommandeur der Brigade sey, welche bei Oberstolk agirt habe. Von Oberstolk war der Brief datirt, der ihr die Nachricht gebracht, und sie hatte dies dem Arzte mitgetheilt.

Sinnend durchschritt Adeline an seiner Seite den Korridor, bei sich selbst erwägend, welche Schritte sie einschlagen wolle.

Sie hatte das Ende des Korridors erreicht und stand eben im Begriff, sich dankbar von dem Unterarzte zu verabschieden, als eine Stimme an ihr Ohr drang, eine Stimme, die sie aus dem Todesschlummer erweckt haben würde.

Krampfhaft faßte sie den Arm des Arztes. „Was ist das?" stöhnte sie.

„Ja, ein Hospital ist kein Aufenthalt für schwachnervige Damen," entgegnete der Chirurg mitleidig lächelnd.

„Wo ist der, welcher da spricht — wo? Mein Herr, ich beschwöre Sie!"

„Dort —", sagte der Arzt und wies etwas ungeduldig auf eine Thür.

„Alles vergebens! Alles vergebens!" ertönte die Stimme von Neuem und im Nu, ehe der Chirurg sich nur besinnen konnte, war Adeline an dieser Thür, riß sie auf und lag auf ihren Knien vor dem Bette, auf dem ein bleicher abgezehrter Mann ruhte, der stereotyp die Worte wiederholte: „Alles vergebens! Alles vergebens!"

Bestürzt folgte der Chirurg und beinahe entsetzt sprang der Krankenwärter, der seitwärts gesessen hatte, vor, um die Dame zurückzuhalten.

„Madame!" rief der Chirurg. „Sie setzen sich der größten Gefahr aus —. Ich muß dringend bitten, daß Sie aufstehen — der Kranke hat den Typhus — Sie dürfen nicht hier bleiben!"

Adeline bewegte sich nicht von ihrem Platze, sondern legte ihre rechte Hand wie zum Schwure auf das schwach klopfende Herz des Kranken.

„Dieser Kranke ist mein Gatte, den ich suchte!" entgegnete sie ruhig und bestimmt, obwohl sie am ganzen Körper bebte. „Dieser Kranke ist mein Gatte und dies ist der Platz, den ich behaupten werde, Ihnen und der ganzen Welt trotzend. Gehen Sie, nehmen Sie den Mann dort mit sich — ich will allein mit ihm seyn —. Gehen Sie!"

Der Chirurg verließ in größter Eilfertigkeit das Zimmer, um seinen Vorgesetzten von diesem unerhörten Eingriffe einer Frau in die Hospitalrechte in Kenntniß zu setzen. Der Wärter aber blieb trotzig stehen und sagte drohend:

„Die Folgen werden Sie schwer ereilen! Warten Sie nur, so etwas thut man nicht ungestraft! Wir haben uns hier abgesperrt, um die gräuliche Epidemie nicht weiter zu verbreiten."

„Alles vergebens! Alles vergebens!" begann in diesem Momente Justin mit klägender dumpfer Stimme. Adeline glaubte vergehen zu müssen. Wenn sie nur allein mit ihm gewesen wäre! Verzweiflungsvoll griff sie zu dem Mittel der Bestechung. „Hier, guter Freund," flüsterte sie, indem sie einen Kronenthaler in seine Hand gleiten ließ, — „seyen Sie barmherzig — lassen Sie mich hier — gehen Sie!"

„Die Folgen auf Ihr Haupt, Madame", murmelte der Wärter, „ich wasche meine Hände in Unschuld." Die Thüre fiel hinter ihm in's Schloß und in demselben Momente lag auch schon der Nachtriegel davor. Adeline wollte Niemand zum Zeugen eines Wiedersehens machen, das fürchterlich erschütternd für sie seyn mußte. Wieder kniete sie neben Justin nieder, legte die Hand auf sein Herz, die Lippen auf seine Lippen und flüsterte mit dem Laute der heißesten Zärtlichkeit seinen Namen. Wie elektrisch berührt fuhr der Kranke zusammen, aber er öffnete die Augen nicht. Adeline unterdrückte ihr Schluchzen, das nach der Vergeblichkeit ihres Versuches auszubrechen drohte und wiederholte das Wiederbelebungsmittel.

Justin regte sich dies Mal nicht, aber er öffnete voll und groß seine Augen und sah Adeline ruhig an.

„Engel —," sprach er leise, „willst du mich holen? Ich bin bereit."

„Ja," entgegnete sie eben so leise; „Ich will dich holen, Justin. Ich will dich zu deinen Kindern bringen —."

„Zum Tode!" unterbrach er sie flüsternd.

„Nein, zum Leben!" sprach sie etwas lauter. Justin fuhr zusammen. Ein Schauer schien sein Herz erstarren machen zu wollen.

„Leben? Leben?" wiederholte er. „Der Tod mit dir wäre lieblicher!"

Adeline, zu wenig mit Krankheit vertraut, glaubte, er rede mit Bewußtseyn. Sein ganz ruhiges Aeußere machte diesen Irrthum verzeihlich. Er sprach nur mit einem Traumbilde und sie gab sich der Hoffnung ganz zuversichtlich hin, daß er sie erkannt habe.

„Aber unsere Kinder?" sprach sie innig lächelnd, „Waldemar — Meta!"

Wieder schauerte er zusammen, wie wenn Frost über sein Herz zöge.

„Ich bin ihrer nicht werth! Alles vergebens! Alles vergebens!" Der Funke des halben Bewußtseyns erlosch und sein Wahngebilde nahm wieder vollständig Besitz von ihm. Adeline erkannte nun endlich die Trostlosigkeit ihrer Lage.

Hier half freilich die Kraft und Macht der Liebe allein nicht. Leise ging sie zur Thür und zog den Riegel wieder auf. Leise und geduldig ließ sie sich wieder aufs Knie nieder und strich sanft mit ihrer weichen Hand über die kaltfeuchte Stirn und über die bleichen Wangen. Plötzlich griff Justin nach dieser weichen Hand und legte seine Lippen darauf. Gespannt beobachtete Adeline sein Mienenspiel, das eine bedeutende Veränderung erlitt. Friedliche Gefühle schienen seine Gedankengebilde zu durchziehen, eine Ruhe, die an Verklärung grenzte. Eine Minute dauerte das, dann öffnete er abermals die Augen und heftete sie fest auf die kleine weiße Hand, die er mit seinen beiden Händen hielt. Von der Hand streifte sein Blick in Adelinens Gesicht hinüber, um sogleich wieder zu ihrer Hand zurückzukehren. Die junge Frau wagte kaum zu athmen, geschweige denn zu reden und sich zu bewegen. Eine tiefe Stille trat ein. Der Athem des Kranken wurde plötzlich leiser. Er schloß die Augen.

„Adeline —," lispelte er so leise, daß nur ihr Ohr diesen Namen daraus hervortönen hören konnte. Die Hand hielt er fest umspannt. Noch ein Mal, wie in der letzten Anspannung des schwindenden Lebens hob er die Augenlider ein wenig empor. Die reinste Seligkeit strahlte in dem kurzen Blicke, der sein Weib traf, dann sanken sie wieder nieder. Er schien einzuschlafen. Ob auf ewig, das fragte sich Adeline nicht. Sie blieb ruhig und geduldig in ihrer ziemlich unbequemen Stellung, bis sich draußen im Gange männliche Schritte hören ließen und die Thür mit verdächtigem Ungestüm geöffnet wurde.

Ein hochgewachsener, noch im besten Mannesalter stehender Herr trat mit bedeutend umwölkter Stirn ein und rief mit hartem Tone:

„Madame, was wagen Sie? Wie können Sie sich erlauben —." Er brach ab, denn die junge Frau hob mit rührender Demuth ihren Blick zu ihm auf, ohne sich sonst von der Stelle zu bewegen. „Entfernen Sie sich, Madame —," fügte der Arzt milder hinzu. „Stehen Sie auf — entfernen Sie sich —"

„Nicht um alle Schätze der Welt!" entgegnete Adeline schnell einfallend. „Hier ist mein Platz!"

„Sie können unbesorgt die Pflege dieses Kranken uns überlassen."

„Hier ist mein Platz und ich weiche nicht!"

„Wissen Sie nicht, daß der Kranke ein ansteckendes Fieber hat?"

„Ich bin des Kranken Frau, also hier ist mein Platz!"

Der Arzt trat sichtbar ergriffen etwas näher. Die Schönheit Adelinens frappirte ihn. Der Adel ihres ganzen Wesens entwaffnete seinen Zorn.

„Sie wagen ihr Leben und nützen dem Kranken wahrscheinlich gar nicht. Machen Sie Ihre Hand frei, Madame — stehen Sie auf — Sie müssen ja ohnmächtig werden."

Adeline schüttelte nur sanft mit dem Kopfe. „Er schläft. Er ist eingeschlafen mit dem Bewußtseyn, daß ich bei ihm bin und er soll mich finden, wenn er wieder erwacht!" sprach sie entschlossen.

„Ja," erwiderte der Doktor, „wenn er wieder erwacht! Sein Schlummer kann in Todesschlummer übergehen."

„Um so eher muß ich ihm die letzte Freude seines Lebens lassen."

„Wie?" fragte der Doktor aufmerksam. „Sie wollen doch damit nicht behaupten, daß er gewußt habe, wessen Hand er ergriffen?"

„Er hat es gewußt!" erklärte Adeline bestimmt.

„Das wäre hoffnungerweckend!" rief der Arzt. Er neigte sich dicht über den Kranken.

„Es ist noch wen'g Leben in ihm", sprach er mit der Rücksichtslosigkeit, die Schlachtfelder zu erzeugen pflegt. „Aber freilich, er lebt noch und so lange kann man hoffen. Wie kann ich Ihnen dienen, Madame?", fragte er sehr sanft und gütig. Adelinens Standhaftigkeit rührte ihn endlich.

„Senden Sie zu meiner Mutter, der Madame Bärwald, mein Herr," bat Adeline schnell. „Lassen Sie mir einen Schlafsessel und eine Matratze holen und geben Sie ihr wahrheitsgemäße Auskunft über die Lage, in der ich und mein Mann mich befinden. Meine Mutter soll nicht hierher kommen, der Kinder und ihres eigenen Lebens wegen. Es ist genug an einem Opfer und das muß ich seyn. Gott wird mir beistehen. Für Erfrischungen, wie sie einem Kranken dieser Art wohlthun, wird meine Mutter Sorge tragen und Sie, Herr Doktor, mögen anordnen, was Sie für gut finden."

(Schluß folgt.)

Franz Deak.

Das neueste Heft (52) des bekannten encyklopädischen Werkes „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Konversationslexikon" (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält unter andern interessanten Artikeln eine ausführliche Lebens- und Charakterskizze des ungarischen Staatsmanns Franz Deak, der in diesem Augenblick durch seine, am 13. Mai gehaltene Rede ein europäisches Aufsehen erregt und in den Angelegenheiten seines Vaterlandes von so großem Einfluß ist. Der Schluß dieses Artikels, der ohne Zweifel einer höchst unterrichteten Feder angehört, faßt in Kürze den öffentlichen Charakter und die Individualität des ausgezeichneten Mannes in folgender Weise zusammen: Franz Deak ist als Staatsmann nicht kühn, aber in vollem Maße kommt ihm das Prädikat eines Weisen zu. An Tiefsinn und Fernblick in politischen Angelegenheiten überragt ihn keiner seiner Vaterlandsgenossen, und seine Vorhersagungen in dieser Beziehung haben immer zugetroffen. Seine Thätigkeit hat den Frieden und die Ordnung zur Grundlage; und wo diese aufhören, wo die Revolution und der Waffenkampf beginnen, da hört auch seine Wirksamkeit auf. Vielleicht hätte er in der Umwälzung von 1848 seinem Vaterlande ein Retter werden können, wenn er mit der Weisheit mehr Kühnheit verbunden hätte. Doch würde man einen großen Irrthum begehen, wenn man in Deak einen Staatsmann von schwächlicher Nachgiebigkeit sehen wollte. Er hält auf seinem Gebiete unverbrüchlich fest an dem, was seiner Ueberzeugung nach das Rechte und Wahre ist. Er vertheidigt jeden Fuß breit sein Terrain; er ermüdet seinen übermächtigen Gegner, indem er, statt denselben zu reizen, mit ruhiger und zäher Opposition sich ihm entgegenstellt; er drängt den Gegner durch Hinweis auf Recht, Vernunft und Gesetz in eine Stellung, wo weiteres Widerstreben nur Schmach und Spott mit sich führen würde. Aus seinen vielen und glänzenden Staatsreden leuchtet ein tiefzusammenhängendes und wohldurcharbeitetes politisches System hervor, in welchem sich die großen Grundsätze der Freiheit und Ordnung in voller Harmonie begegnen.

Als Redner ist Deak stets zu den Zierden des ungarischen Landtags gerechnet worden. Seine Beredtsamkeit hat zwar nichts von jenem flammenden Feuer und schwungvollen Pathos, wie man es an Kossuth und Szemere bewunderte, aber sie ist klar, scharf, gründlich, erwärmend und überzeugend, wie es die Rede des großen Canning war. Als Jurist und Gesetzgeber endlich ist Deak unstreitig die größte Autorität in seinem Vaterlande: er besitzt alle Eigenschaften in vollem Maße, welche zu diesem Berufe gehören. Keiner hat es so wie er in der Gewalt, Gesetze klar und scharf zu formuliren, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, die logische Ordnung der Bestimmungen festzustellen, Einheit, Zusammenhang und System in das Ganze zu bringen. Glänzende Zeugnisse seiner Leistungen dieser Art sind z. B. das unter seiner Mitwirkung entstandene Strafgesetz, die Geschwornengerichtsordnung, die Urbarialgesetzvorlage ꝛc.

Mit den Eigenschaften und Verdiensten des Staatsmanns und des Patrioten verbindet Deak zugleich die Vorzüge eines durch und durch humanen Charakters. Seine Gerechtigkeitsliebe, Uneigennützigkeit und Biederkeit sind allgemein anerkannt. Alle namhaften Vereine und Gesellschaften des Landes haben ihn zum Zeichen ihrer Verehrung und Hochachtung in den Kreis ihrer Verwaltungsräthe und Vertrauensmänner gezogen.

Seine äußere Erscheinung verräth nicht die Spuren der Anstrengungen und wechselvollen Eindrücke, die er im Dienste des Vaterlandes erlebt. Mehr als mittelgroß und wohlbeleibt, erfreut sich der jetzt Achtundfünfzigjährige männlicher Frische und Behendigkeit. Sein Gesicht, von gesunder Röthe belebt, mit ausdrucksvollen, durchdringenden, von borstigen

Brauen überschatteten Augen, mit hoher freier Stirn, ist ein Spiegel seiner offenen Seele und seines festen Charakters. Sein Auftreten und Benehmen zeigt den echten Altungar, den Typus des wahren ungarischen Edelmanns aus der vormärzlichen Zeit. In der Conversation ist Deak stets lehrreich und gehaltvoll, dabei aber auch gemüthlich, anziehend, oft witzig und voll treffender Bemerkungen. Er besitzt die Neigung, Anekdoten zum besten zu geben, und wird hierin gleich Kant durch ein starkes Gedächtniß und ein sehr umfängliches Wissen unterstützt. Seiner Konfession nach ist er Katholik. In seinem Privatleben zeigt er sich einfach, anspruchslos, theilnahmsvoll und ungemein wohlthätig. Er ist nicht vermählt und führt als Junggesell, der Ungarn seine Braut nennt, ein ganz bescheidenes Haus. Einen Theil des Jahres bringt er auf Ausflügen und Reisen zu, aber den Sommer hindurch hält er sich in Pesth auf, wo er im Hotel zur Königin von England einige Zimmer bewohnt. Seine Muße ist meist der wissenschaftlichen Lektüre und der Theilnahme an der Verwaltung öffentlicher Institute (der ungarischen Akademie, des landwirthschaftlichen Vereins u. dgl.) gewidmet. Vor einigen Jahren übernahm Deak die Vormundschaft der Kinder des ganz mittellos verstorbenen ungarischen Dichters Vörösmarty, des Sängers der Nationalhymne „Szózat“, und sammelte für dieselben durch patriotische Beiträge die Summe von 100,000 fl.

Notiz über Wallenstein.

In einem in böhmischer Sprache geschriebenen Blatte, „Narodni Listy“, ist eine Mittheilung über Wallenstein enthalten, den kaiserlichen Feldherrn und Herzog von Friedland, die aus Aktenstücken des spanischen Staatsarchivs zu Simancas geschöpft seyn soll. Professor Gindely nämlich berichtet in Folgendem über das Ergebniß seiner Studien über Wallenstein in dem spanischen Staatsarchiv zu Simancas an den böhmischen Geschichtschreiber Palacky: „Als Kaiser Ferdinand 1632 den Grafen Waldstein zum zweiten Male zur Uebernahme des Oberkommando berief, versprach er ihm ein Kurfürstenthum. Das Versprechen erfolgte mündlich, und es wurde nicht ausdrücklich angegeben, welches Kurfürstenthum dies seyn solle; allein der Kaiser konnte kein anderes als die Pfalz, welche seit der Schlacht am Weißen Berge in den Händen der Spanier war, meinen. So lange Gustav Adolf lebte, begnügte sich Waldstein damit; nach dessen Tode aber verlangte er vom Kaiser ausdrücklich die Abtretung des Kurfürstenthums Brandenburg und die Vertreibung des daselbst herrschenden, mit den Schweden verbündeten Hauses. Mit diesem Kurfürstenthume wollte er Pommern, Mecklenburg ꝛc. vereinen und einen großen norddeutschen Staat bilden. Der Kaiser war aber solchem Vorhaben nicht geneigt, worauf sich Waldstein mit dem Kurfürstenthum Pfalz zufrieden erklärte, wenn man damit Würtemberg und Hessen vereinige. Aber auch hiermit wollte er noch einige norddeutsche Gebiete vereinigen. Sein Bestreben ging offenbar auf Gründung eines ausgedehnten Staates. Ferdinand unterstützte auch diesen Plan nicht. Vorstehende Angaben, die Professor Gindely in den Archiven zu Simancas fand, werden durch einige Thatsachen bekräftigt, die aus französischen Quellen geschöpft seyn sollen. Es war danach im Mai 1633, daß Wallenstein erkannte, sein Lohn werde allerhöchstens aus der kurfürstlichen Pfalz bestehen. Daher trat er von da mit Ludwig XIII. in Unterhandlung, der ihm die Krone von Böhmen gewährleisten solle, sobald Wallenstein den Kaiser Ferdinand mit dessen eigener Armee niedergeschlagen habe. Sachsen und Schweden wurden in den Plan eingeweiht. Der Erfolg der Verabredungen war, daß der König von Frankreich zweierlei Verträge abschloß und eigenhändig unterzeichnete (Gindely selbst kopirte die Originalien), in welchen er den Forderungen Wallenstein's nachgab und ihm das Königreich Böhmen garantirte, sobald er sich gegen den Kaiser erheben würde. Der französische Gesandte Feuquières, welcher zu diesem Behufe nach Paris zurückgekehrt war, reiste eben wieder nach Deutschland, um dem Friedländer diese Verträge einzuhändigen, als ihn die Nachricht von dessen Ermordung zu Eger (1634) erreichte. Auch für die Lösung der Frage, ob der Kaiser den Befehl zu Wallenstein's Ermordung gegeben habe oder nicht, fand Gindely ein interessantes Dokument, nämlich einen Brief des Grafen Onate vom 2. März 1634, in welchem derselbe nach Madrid berichtet, so eben sey die Nachricht von Wallenstein's Ermordung nach Wien gekommen, und beifügt, der Kommandant von Eger habe sich zu jener That aus eigenem Antriebe, ohne jeglichen Befehl des Kaisers entschlossen. Gindely will auch entdeckt haben — in Simancas —, daß der Papst Urban VIII. mit Frankreich und Gustav Adolph gegen den Kaiser und den König von Spanien verbündet war (er wollte dadurch das Königreich Neapel in die Hände bekommen), und daß Pater Lamormain, der Beichtvater Ferdinand's II., sowie der ganze Jesuiten-Orden, gleichfalls mit den Franzosen und Schweden gegen den Kaiser agitirten. (K)

Miscelle.

Ein Wiener Kleiderhändler kündet seine Waaren im „Volksfreund“ also an: „Schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen! Alles verkauft billig, — Viele wollen noch billiger verkaufen — aber ich verkaufe am billigsten, ich habe keine Spiegelscheiben, ich habe keine Mahagoni-Einrichtung, ich zahle keine enorme Miethe, ich halte keine Equipage, ich brauche kein Dutzend Commis und Buchhalter. Alles das kommt meinen Käufern zu gut!“

•

Hohes Alter scheint auch im Süden zu gedeihen. Nach der letzten Volkszählung in Spanien übertrifft Madrid alle andern Städte Europas in der Zahl Hundertjähriger, wovon viele zum schönen Geschlechte gehören. Eine davon ist 117 Jahre alt, 2 andere 111 und 108, 2 jede 102 und die siebente ist eben 100 Jahre alt geworden!

•

Neue Planeten. Nach der Entdeckung des Planeten Leto durch D. Luther in Bilk sind abermals zwei neue Planeten entdeckt worden, der eine von Schiaparelli in Mailand am 29. April, der andere von Goldschmidt in Chatillon, bei Paris, am 5. Mai. Die Zahl sämmtlicher kleiner zwischen Mars und Jupiter befindlicher Planeten ist jetzt auf 69 gestiegen, von denen 7 in dem gegenwärtigen Jahre 1861 entdeckt wurden.

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 42. Sonntag den 26. Mai 1861.

Die Königin und ihr Gemahl.

(Schluß.)

„Sie wollen also dies Zimmer nicht verlassen?“ fragte der Doktor ungläubig.

„Nicht eher, als bis mein Justin lebend oder todt daraus entfernt wird!“

„Es grenzt an Wahnsinn, aber ich bewundere Sie und werde Alles thun, um Ihre Absichten zu fördern,“ sprach der Arzt, indem er nochmals den Kranken besichtigte, seinen Puls prüfend und nach dem Verband der Wunden sah. „Währt dieser Schlaf fort, so ist Rettung möglich, allein machen Sie sich auf Alles gefaßt! Der Wärter mag in der Nähe bleiben, um bei der Hand zu seyn!“ Er entfernte sich. Adeline blieb allein, ganz allein bei Justin, ihre Hand lag in den seinigen und sie veränderte ihre Stellung nicht, um ihn nicht zu erwecken. Sie war auf Alles gefaßt. Mochte er sterben, mochte er leben — sie wußte, daß er ihre Nähe ahnete, daß er dadurch beruhigt und beseligt worden war.

Der Doktor sorgte thätig für ihr Wohl. Es währte nicht lange, so saß sie bequemer in dem mit englischer Finesse konstruirten Schlafsessel, ohne daß sie nöthig gehabt hätte, ihre Hand zu befreien. Die Abendsonne schien mild durch die Fenster des Krankenzimmers, sie streifte mit ihrem goldigen Schimmer die rührende Gruppe der treuen zärtlichen Hingebung einer Gattin und der bewußtlos leidenschaftlichen Anhänglichkeit eines Gatten. Die Hand war sein auf ewig, die er hielt. Als erkenne er die Bedeutung dieses Gedankens, so faßte er sie und legte sie auf das Herz, welches nur von ihrem Bilde erfüllt war. Die Weihe eines ewigen Glücks, ob auf Erden, ob im Himmel, sprach sich in der Handlungsweise beider Gatten aus und es hing von der Allmacht der Vorsehung ab, ihr Schicksal weiter zu bestimmen.

Bis Mitternacht schlief Justin. Auch Adeline, das holde bleiche Gesicht neben dem seinigen auf die Kissen geschmiegt, schlummerte in kurzen Absätzen ein wenig.

Der Doktor, lebhaft eingenommen für die interessante Krankenwärterin, widmete ihr eine große Aufmerksamkeit. Er kam von Stunde zu Stunde, um nach dem Patienten zu sehen. Momentan tauchten schon jetzt in ihm Zweifel an dem Charakter des Fiebers, das er für bösartig hatte halten müssen, auf. Die plötzliche Ruhe in dem Kranken und der Stillstand in der Krankheit wich bedeutend von den Symptomen ab, die in der Natur des Typhus lagen. Erwachte der Kranke aus diesem Schlummer, der ihn merkwürdiger Weise mitten im Stadium der fortschreitenden Verschlimmerung überfallen, mit Selbstbewußtseyn, so hatten die ersten Anzeichen der Krankheit ihn getäuscht. Man kann denken, daß es dem Doktor von Interesse war, dies Erwachen zu belauschen. Aber er versäumte es dennoch. Mitternacht war vorüber, wie er leise nochmals den Corridor hinabschlich, um nach Justin zu sehen. Als er die Thür öffnete, fand er seinen Patienten aufrecht im Bette sitzend, leuchtende Liebe in Blick und Geberde, von den Armen Adelinens unterstützt, im allerschönsten Liebesflüstern.

„Sieh da!“ rief der Arzt hocherfreut. „Das ist mehr, als ein vernünftiger Doktor verlangen kann. Den Typhus haben Sie nicht, Verehrtester, darauf gebe ich Ihnen jetzt mein Ehrenwort. Ihr Gehirn mußte wohl durch besondere Umstände affizirt seyn und Ihr unausgesetztes Delirium Grund in einer Seelenunruhe haben — die muthige Dame da, die sich Ihre Frau nennt, hat es besser verstanden, Ihre Krankheit zu heben, als ich alter Praktikus. Nun — Glück auf, Kinder. Nehmt nun Vernunft an und versucht die Nacht über zu schlafen!“ Er nickte wohlwollend mit dem Kopfe, faßte den Puls Justins, nickte abermals zufriedengestellt, sah nach dem Verbande und verließ eiligst das Krankenzimmer, um sich zur Ruhe zu begeben.

Adeline war zur rechten Zeit gekommen. Acht Tage lang blieb sie noch im Hospitale, dann aber verließ sie es an der Seite ihres sorgsam in Betten eingepackten Gatten, um sofort nach Lautenburg zu reisen, wo ihre Mutter mit den Kindern sie erwartete. Justin hatte mit rücksichtsloser Offenheit seine Schwäche gebeichtet und er hatte Absolution empfangen. Adeline erkannte, daß ein neuer Lebensabschnitt für sie begonnen hatte. Die Schleier schwärmerischer Selbsttäuschungen waren zerrissen. Menschliches Irren und menschliches Fühlen mußte von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet werden, wenn man irdisch glücklich bleiben wollte. Sie zeigte den besten Willen, der empfangenen Lehre gemäß zu leben. Für Justin enthielt diese kurze Episode seines Ehelebens noch weit eindringlichere Lehren. Es hatte herbe Opfer gekostet, daß er nicht der Gemahl seiner Königin bleiben, sondern als Alleinherrscher auftreten wollte. Richard Steinbrecht hatte sein Leben dahingegeben um seines irdischen Glückes willen. Das war ein Denkstein, der eine ewige Warnung enthielt.

Miß Marys Name wurde ohne Scheu genannt. In den Herzen beider Gatten hatte dieser Name jede Bedeutung

verloren. Man betrachtete die junge Dame als eine verkörperte Heimsuchung Gottes und pries sich glücklich, dieser Gefahr entronnen zu seyn.

Die Leute der Stadt wollten freilich finden, daß die Heiterkeit Adelinens und Justins, sowie Beider Gesundheit nicht in dem Grade zurückgekehrt wäre, wie man nach äußerlichen Familienereignissen wohl erwarten konnte. Es mag seyn, daß die Leute Recht haben, aber glücklich sind sie Beide doch wieder geworden. Die Kluft ist durch unbedingtes Vertrauen ausgefüllt und der Stachel der Erinnerung durch kluge Offenherzigkeit abgestumpft.

Explosion eines Oelbrunnens.

Aus dem Englischen übersetzt.

Tedioute in Pensilvanien, 18. April 1861.

Auf der Buchanan-Farm in Warren-County, Pensilvanien, siebenzehn Meilen von Tedioute, wo man während der letzten vier Monate eine große Anzahl von Oelbrunnen mit großem Erfolge gegraben hatte, trug sich am letzten Mittwoch ein so schreckliches Unglück zu, wie nur je eine Zeitung zu berichten hatte. Der Telegraph lieferte freilich die Hauptdaten der schrecklichen Katastrophe, aber die Einzelnheiten kannte man bis jetzt noch nicht.

Die Herren Hawley und Merrick hatten einen neuen Brunnen bis auf zweihundert Fuß Tiefe gebohrt, und trafen auf Oel (Steinöl); da aber der Ertrag den Erwartungen nicht entsprach, so hörte man mit Pumpen auf und erneuerte das Bohren; und als man nun etwa einhundert Fuß tiefer gelangt war, stürzte um die fünfte Stunde nach Mittag das Oel plötzlich durch die 5½ Zoll messende Bohrröhre, warf die Bohrer hinaus, und stieg bis zu 40 Fuß Höhe über die Oberfläche der Erde! — ! —

Nach der niedrigsten Schätzung warf der Brunnen nun von 70 bis 100 Faß Oel in der Stunde (das Faß zu 100 Maß badisch) — und von dieser Masse stieg das Bensin-Gas, einer Wolke ähnlich, bis zur Höhe von 60 Fuß. — Sobald man das Durchbrechen des Oeles erfuhr, wurden sämmtliche Maschinenfeuer in der Nähe des Hawley und Merrick'schen Brunnens gelöscht. —

Um ungefähr halb 8 Uhr sah man eine Anzahl von Männern und Knaben in der Nähe des Brunnens beschäftigt, das gefallene Oel zu sammeln, als sich plötzlich die Gaswolke durch ein über 100 Ruthen entferntes und deßhalb nicht gelöschtes Maschinenfeuer entzündete und in weniger als einer Sekunde die ganze Luftschichte unter donnerähnlichem Krachen in Flammen setzte. Das Feuer ergriff nun mit wilder Wuth die von dem Brunnen aufsteigende Oelsäule, und in einem Umkreise von 100 Fuß Durchmesser fielen die brennenden Oelkugeln — wie Wasser von einer Fontaine, und der Boden wurde mit einer wogenden Feuerdecke überzogen, welche sich fortwährend durch das herunterstürzende Oel vergrößerte! —

Jetzt entfaltete sich eine Schreckensscene, die nicht zu beschreiben ist! Zu Dutzenden stürzten die armen unglücklichen Nahestehenden zusammen, brannten entweder zu Tode, oder rafften sich, schwer und schmerzhaft verletzt, wieder auf und rannten unter herzzerreißendem Geschrei aus dem höllischen Kreise! — Gerade innerhalb des Zirkels sah man vier Leichen in der brennenden Masse schwimmen, und ein Arbeiter, welcher mit [illegible] des Oeles beschäftigt war, fiel über seinen Spaten mitten in die Glut und verbrannte jämmerlich. —

Ein Herr Rouse aus dem Dorfe Enterprise in Warren-County, ein hochstehender, geachteter Mann, welcher ein großes Interesse in den Oelbrunnen dieser Gegend hatte, und dessen Einkommen davon sich täglich auf 1000 Dollars belief, stand nahe dem Bohrloch, und wurde durch die Explosion 20 Fuß weit fortgeschleudert und, — nachdem er sich wieder aufgerafft und 10 bis 15 Schritte gelaufen — durch zwei seiner Arbeiter nach einer entfernteren Hütte geschleppt. — Er war von allen Kleidungsstücken mit Ausnahme der Stiefeln entblößt, — seine Haare und Fingernägel waren abgebrannt, seine Ohren und Augenlider waren fort, und — o! schrecklich, — die Augen selbst waren zu Kohlen verbrannt! — In diesem Zustande traurigen Jammers lebte der Unglückliche noch neun lange bittere Stunden, und machte noch seinen letzten Willen, wodurch er den Armen seines Bezirks 100,000 Dollars vermachte, seinem Vater, dem einzigen Verwandten, einen Jahrgehalt von 500 Dollars aussetzte, und seinem County ebenfalls 100,000 Dollars hinterließ, um damit die öffentlichen Wege zu verbessern. — Seine Leiche wurde am Freitag nach Westfield gebracht und dort — seinem Wunsche gemäß — bei der Seite seiner Mutter beerdigt. — Außer Hrn. Rouse zog man noch fünf kennbare Leichen aus dem Feuermeere, und fünf andere sah man in unkennbarem Zustande umhertreiben. — Dazu fehlen mehrere Fremde, welche da waren, um den Betrieb der merkwürdigen Brunnen zu besichtigen. — Man glaubt, daß viele der am nächsten Gestandenen zu Pulver verbrannt wurden? — 34 Menschen wurden minder oder mehr gefährlich verwundet.

Im Moment der Explosion wurde Alles rings um den Brunnen — bis auf 60 Ruthen Entfernung — von den Flammen ergriffen, und alle Baulichkeiten in diesem Bezirk wurden ein Raub des zügellosen Elements! Der Kessel des Dobb'schen Brunnens, 80 Ruthen vom Merrick'schen Brunnen entfernt, flog unter lautem Krachen in die Luft, und der Ingenieur — Hr. Wesley Skinner — wurde getödtet und der Schrecken des Abends dadurch vergrößert.

Jetzt stand die ganze Luft in hellen Flammen, und die von dem Brunnen aufschießende Oelmasse erschien wie eine lichte Feuersäule — und das Gas über derselben stieg unter fortwährendem Getöse und Krachen bis zu einer Höhe von mindestens 100 Fuß, und es war, als lecke es den Himmel mit seiner feurigen Zunge! Das Getöse und Krachen war wie bei einem Sturmwind (Tornado)! Die eintretende Finsterniß vollendete die Schrecken!

Die Hitze des Feuers war jetzt so groß, daß Niemand sich demselben nur auf 150 Schritte nähern konnte, ohne Gefahr zu laufen, Haut und Kleider zu verbrennen.

Zugleich aber war es das großartigste und erhabenste Feuerwerk, was wohl je einem sterblichen Auge geliefert wurde. —

Am Freitag Morgen stürzte das Oel noch fortwährend und in ungebrochener Kraft hervor, und man rechnete, daß der Hawley und Merrick'sche Brunnen bis auf 100 Faß per Stunde auswarf! Die Erde war weit und breit mit der brennenden Maße bedeckt, und die Eigenthümer verloren zwischen 20,000 und 25,000 Dollars im Tage. — Keine

menschliche Gewalt kann die Flammen löschen, und das Oel muß brennen, bis der Brunnen sich entleert hat. —

Keine Feder kann die Wuth des Elements, keine Zunge die Größe des Schreckens beschreiben. —

„Gestern begegneten wir einem Herrn, sagt der Cleveland „Plaindealer", welcher uns mittheilte, daß die Berichte über die brennenden Brunnen nicht übertrieben werden könnten! — Wie er dieselben am Freitag verließ, waren sie noch in vollem Brande, und die Flammen stiegen bis zu 50 Fuß Höhe. — Seinem Berichte gemäß wurden 15 Menschen durch die Explosion getödtet, und viele andere mehr oder minder schwer verletzt. — Tausende besuchen täglich die Zerstörungs-Scene, und es scheint dort, als sey der ganze Erdball in Flammen, und als wollen ihn seine eigenen Elemente verzehren."

Die folgenden Brunnen wurden mit ihren Maschinen verbrannt und der Verlust an Oel wird folgendermaßen abgeschätzt:

Wallworths-Brunnen .	300	Fässer täglich.
Dobbs-Brunnen . . .	250	„ „
Van Andem-Brunnen .	100	„ „
T. Morlan-Brunnen .	250	„ „
Hawley u. Marrick-Brunnen	2500	„ „

Quartett-Soireen.

Die für den abgewichenen Winter von den Herren Eulenhaupt, Hußla, Kimmler und Röder projektirten acht Quartett-Soireen sind nunmehr alle abgehalten, und es dürfte sich ein kurzer Rückblick auf dieselben lohnen. Was die Ausführung der einzelnen zum Vortrage gebrachten Streichquartette, denen auch zwei Mozart'sche Quintette beigesellt worden waren, anlangt, so können wir zunächst auf das verweisen, was bereits bezüglich einzelner Soireen in diesen Blättern gesagt wurde. Das Quartettspiel erfordert mehr als jede andere Art von Musik eine minutiöse Genauigkeit und Gleichmäßigkeit des Spieles und des Tones. Wenn nun auch Beides schon von vorne herein von sämmtlichen Spielern in hohem Grade bewiesen wurde, so läßt sich doch auch nicht läugnen, daß besonders die Gleichmäßigkeit des Tones erst durch längeres Zusammenspielen mehr und mehr erreicht werden kann, und die späteren Soireen gaben unverkennbar das beste Zeugniß, daß sämmtliche Spieler sich eben durch das öftere Zusammenspielen die Gleichmäßigkeit, das Ebenmaß des Tones in allen vier Instrumenten (was in den ersten Soireen allerdings vermißt wurde) in solcher Vollkommenheit angeeignet haben, wie man es für ein Streichquartett nur wünschen kann. Bei einigen Soireen hatten die Spieler oder vielmehr ihre Instrumente und besonders die Saiten viel durch die Ungunst der Witterung und Temperatur zu leiden; und wenn dann von nicht reiner Stimmung u. dgl. gesprochen wurde, so hat man gewiß nicht berücksichtigt, daß diese Zufälligkeiten in der Temperatur, nicht aber in den Spielern ihren Grund hatten. Wir können nun am Schlusse der Soireen unser Urtheil dahin abgeben, daß alle Spieler durch die anerkennenswerthe Meisterschaft ihrer Leistungen nicht blos den allgemeinen Beifall, sondern auch den Dank des Publikum verdienen. Es liegt jetzt nach Beendigung sämmtlicher Soireen die Frage nahe, welchen Erfolg dieselben hatten; wir meinen natürlich hier nicht, welchen finanziellen Erfolg für die Spieler, obgleich wir dabei von Herzen wünschen, daß auch dieser der beste gewesen seyn möge; — wir meinen hier vielmehr den Erfolg, den Nutzen, welchen diese Soireen für das Publikum hatten. Es ist richtig, in Würzburg wird außerordentlich viel musizirt in allen Arten von Instrumenten und Musik: von der Guitarre bis zum vollsten Orchester, von der einfachen Signaltrompete bis zur kräftigsten Militärmusik, von einem einfachen Zitherländler bis zur Symphonie und Oper; allein trotzdem war bisher für die eigentliche Kammermusik und namentlich für das Quartettspiel hier wenig geschehen; wenn auch da und dort manchmal Quartette gespielt wurden, so waren diese doch dem Publikum nicht zugänglich; dem Publikum war der Genuß eines Quartettes nur hie und da im Musiksaale und selten einmal, wenn ein auswärtiger Künstler ein solches hier veranstaltete, beschieden. Um so erfreulicher und lobenswerther war es, daß nun die oben genannten, dahier einheimischen Herren es unternahmen, einen Cyclus von Quartetten vorzuführen, das Publikum mehr und mehr mit dieser Gattung von Musik bekannt zu machen und dadurch den allgemeinen musikalischen Geschmack zu veredeln. Denn wie überhaupt nebst der Oper die Kammermusik am meisten geeignet ist, den musikalischen Geschmack, die musikalische Bildung zu heben und zu vervollkommnen, so führt gewissermaßen das Quartett, als die einfachste und klarste Art einer symphonischen Darstellung musikalischer Gedanken, erst in das Verständniß der erhabeneren musikalischen Kunstwerke ein. Wenn von dem Publikum, welches die Quartett-Soireen in diesem Winter zu besuchen pflegte, vielleicht Anfangs auch Manche durch den Reiz der Neuheit u. dgl. angezogen wurden, so ist doch auch bei diesen allmälig gewiß etwas von dieser klassischen Musik hängen geblieben, wie der Lateiner sagt: „semper aliquid haeret"; man gewöhnt sich allmälig an diese Art von Musik, man findet Vergnügen daran, man bildet und veredelt dadurch seinen Geschmack. Diese Quartettsoireen haben also nicht blos bei Musikkennern dadurch, daß diese noch ungekannte Piecen zu hören Gelegenheit hatten, sondern auch beim größeren Publikum dadurch, daß es seinen musikalischen Geschmack bilden und veredeln konnte, einen sehr guten Erfolg gehabt, und wir können nur mit dem Wunsche schließen, daß dieses schöne Unternehmen auch im nächsten Jahre fortgesetzt und von dem Publikum durch die regste Theilnahme gefördert werden möge. KK.

Wachsthum und Abnahme europäischer Städte.

Bei der mangelhaften Statistik früherer Zeiten fehlen für manche der uns jetzt interessanten, damals unbedeutenden Städte alle Bevölkerungsangaben, für die meisten übrigen sind nur Schätzungen vorhanden, welche durch die Rundheit der Zahlen sogleich von den wenigen angestellten Zählungen sich unterscheiden. Indem wir wegen der heutigen Zahlen auf jenen früheren Artikel verweisen, geben wir die früheren Zahlen, die Vermehrung aufs Jahr und ihr prozentiges Verhältniß zur ursprünglichen Bevölkerung

beginnen mit den Städten, welche Zuwachs aufweisen. Es steht voran Liverpool, 1774 mit 34,407 Bewohnern, mit einer jährlichen Zunahme von 4324 oder von 13 pCt.; Manchester, 1790 mit 43,000 Bewohnern, mit einer jährlichen Zunahme von 6000 oder von 13 pCt.; Glasgow mit 40,000 Einwohnern in 1790, was ein jährliches Wachsthum von 4800 oder 12 pCt. ergibt. Es folgt Pesth mit 13,550 Einwohner in 1784 und einer Zunahme von jährlich 1479 oder 11 pCt.; Sevilla mit 28,000 Bewohnern in 1790, einer jährlichen Vermehrung um 1850 oder $6^1/_2$ pCt. Birmingham zählte 1785 nur 50,295 Bewohner, wies also bis 1851 jährlich 2700 Köpfe oder $5^1/_2$ pCt. Zunahme nach. Von deutschen Städten steht Köln voran, mit nur 40,000 Einw. in 1790 und einer jährlichen Steigerung von 1955 oder 5 pCt.; es folgt Berlin, 1785 mit 146,647 Einw., einer jährlichen Zunahme von 4274 oder 3 pCt.; Marseille mit 90,000 Bewohnern in 1790, einem jährlichen Zuwachs von 2424 oder $2^2/_3$ pCt. London, welches 1778 bereits 960,000 Einw. hatte, nahm um jährlich 25,000 oder $2^6/_{10}$ pCt. zu. Brüssel, mit 100,000 Einw. in 1785, weist eine jährliche Zunahme von 2180 oder von mehr als 2 pCt. auf; Petersburg mit 217,948 Bewohnern in 1798 und einer jährlichen Zunahme von 4735, etwa das gleiche prozentige Verhältniß; genau 2 pCt. zeigt Malaga mit 43,000 Einwohnern in 1787 und einer jährlichen Vermehrung von 860; nahe an 2 pCt. reicht auch Breslau mit 55,000 Einw. in 1787 und 900 jährl. Zuwachses. Um die Zahlen nicht zu sehr zu häufen, bemerken wir nur, daß die übrigen Städte sich zwischen 2 pCt. und einem Bruchtheil Zunahme bewegen, z. B. Lissabon $1^1/_{10}$, Lyon $1^7/_{10}$, Madrid $1^1/_2$, Wien $1^1/_4$, Hamburg 1, Kopenhagen $^9/_{10}$, Antwerpen $^3/_4$, Florenz $^3/_5$, Mailand $^1/_2$, Rom $^1/_7$, Amsterdam $^1/_{11}$ pCt. Folgende Städte dagegen zeigen eine Abnahme: Neapel, Venedig, Bordeaux, Palermo, Moskau. Doch sind die hier vorliegenden Zahlen durchweg Schätzungen. Daß Moskau durch die Katastrophe von 1812 gegen 1777 einen Rückgang zeigte, ist wohl möglich; ebenso kann das Venedig und Bordeaux von 1790 durch Triest und Marseille heute zurückgedrängt seyn, von Palermo ist es gegen 1713 möglich, aber nicht wahrscheinlich; von Neapel aber für Jeden, der die Baugeschichte dieser Stadt kennt, undenkbar, da seit 1790 die Stadt fortwährend erweitert worden ist. Hier liegt für das Jahr 1790 wohl eine übertriebene Schätzung vor, zu der das Gewimmel des beständig auf der Straße lebenden Volkes Veranlassung gab. (Schw. M.)

Miscellen.

Der Magistrat und die Gemeindebevollmächtigten zu Bayreuth haben einstimmig beschlossen: 1) Ein Badhaus mit einer zweckmäßigen Einrichtung zu warmen und kalten Bädern und einer Bad- und Waschanstalt für Minderbemittelte (Lohnarbeiter) und Arme, und 2) eine Turnhalle für Kinder (Knaben und Mädchen) und Erwachsene zu erbauen. Die Kosten für beide Anstalten sind auf 20,000 fl., (je 10,000 fl. für eine) veranschlagt.

•

Zu Wien gab man am 14. Mai zu Ehren des anwesenden Komponisten den „Lohengrin". Das Haus war sehr gefüllt und das Publikum sehr demonstrationslustig. Es gab sich redlich Mühe, Hrn. Wagner für das Pariser Fiasko zu entschädigen. Gleich nach der Ouverture brach der Sturm los und Wagner mußte von seiner Loge aus danken. Derselbe Vorgang wiederholte sich nach der ersten Scene. Am Schlusse eines jeden Aktes mußte der Komponist dreimal auf der Bühne erscheinen. Man schien offenbar, von der Oper selbst absehend, für den in Paris so arg zugerichteten deutschen Landsmann in die Schranken zu treten.

•

Wien, 18 Mai. Richard Wagner verließ Wien schon heute. Das Personal des Hofoperntheaters wollte ihm ein Festessen veranstalten, der akademische Gesangverein beabsichtigte, ihn durch ein Ständchen zu überraschen; diese und ähnliche Ovationen müssen aber wegen seiner schleunigen Abreise unterbleiben. Wagner reist nach Karlsruhe, um den Sommer daselbst zu verbleiben und die letzte Feile an seine Oper „Tristan und Isolde" zu legen.

•

Aus Pesth, 21. Mai, wird der „Presse" geschrieben: „Graf Arthur Batthyany wird seit mehreren Tagen, dessen Gemahlin Julie, geborne Apraxin, seit gestern vermißt. Der Grund der Entfernung dürfte jedoch kein politischer, sondern ein ökonomischer seyn, da eine bedeutende Schuldenlast unbeglichen zurückgeblieben ist. Die Gattin des Grafen hat in Paris einen Roman erscheinen lassen, und vor Kurzem ein Drama geschrieben, welches trotz der Stellung der Verfasserin durchfiel; auch ist sie im Nationaltheater bei Wohlthätigkeits-Vorstellungen als Declamatrice aufgetreten. In Wien erzählte man bereits seit einigen Tagen, Gräfin Julie Batthyany sey verschwunden, betonte aber dabei, daß sie nicht mit ihrem Gemahl abgereist sey.

•

Der Seidenbau gewinnt in Norddeutschland immer mehr an Ausdehnung und kann als sicher eingebürgerter Nebenerwerb für zahlreiche Familien betrachtet werden.

•

Der „Nord" berichtet, daß die „Gesellschaft des Wetteifers" zu Lüttich bei ihrem letzten Konkurse das Opfer eines Betruges geworden sey. Die Gesellschaft hatte einen Preis auf eine Novelle in Prosa ausgeschrieben. Unter den Arbeiten, welche eingingen, wurde die eine, betitelt: „Die Rosenjungfer von Bricquebec", von der Jury für ganz vorzüglich befunden, für ein kleines Juwel erklärt und durch die Jahrbücher der Gesellschaft veröffentlicht, bis sich schließlich herausstellte, daß es nur eine Uebersetzung oder vielmehr Abschrift einer Novelle Washington Irving's war. Nur der Titel und die Namen der Orte und der Personen waren geändert.

•

Auf der Mechanics-Fair, welche im vorigen Herbst in Cincinnati abgehalten wurde, erregte eine Familien-Strickmaschine besondere Aufmerksamkeit. Ihre Einrichtung ist etwa folgende: Die Maschine ist äußerst einfach und kann mit der Hand vermittelst einer Kurbel oder mit dem Fuße vermittelst eines Tretschemels in Operation gesetzt werden; sie ist in der That einfacher und die Kenntniß von ihrer Operation leichter zu begreifen als von einer Nähmaschine. Die Maschen sind dieselben, wie sie die Damen gewöhnlich mit ihren Stricknadeln machen, und können je nach Verhältniß durch den sogenannten Maschinenregulator fester oder lockerer angefertigt werden. Ihre gewöhnliche Geschwindigkeit beträgt 5000 Maschen in einer Minute, so daß ein paar Herrensocken in dem kurzen Zeitraum von 16 Minuten fix und fertig gemacht werden können. Jedes Kind kann nach einem kurzen Unterricht auf dieser Zeit ersparenden Maschine, einem der jüngsten Kinder amerikanischen Erfindungsgeistes, arbeiten. Während die Maschine in Bewegung ist, kann das Garn durch eine eigene Vorrichtung auf Spulen abgewunden werden.

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 43. Mittwoch den 29. Mai 1861.

Mary Kreuzer.

Aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von

Otto Ruppius.

(Aus der Gartenlaube.)

Vor einem der zahlreichen Emigranten-Kosthäuser, mit welchen Greenwich-Street in New-York im Jahre 1849 noch besetzt war, hielt an einem Juni-Morgen ein einspänniger, ärmlicher Leichenwagen. Das Haus, obgleich kleiner als viele der übrigen, zeichnete sich vor diesen durch eine gewisse Respektabilität der Erscheinung aus, die indessen mehr in der äußern Reinlichkeit und Ordnung, als in andern Unterschieden, ihren Grund fand.

Der Leichenfuhrmann schwang sich eben auf den Bock, um den einsamen Todten, der in dem ringsum pulsirenden Leben nirgends eine Lücke verursacht zu haben schien, der wie so Viele vor ihm und so viele Tausende nach ihm unbekannt in unbekannter Erde ruhen sollte, hinwegzuführen, als aus dem Innern des Hauses ein junges Mädchen in die offene Hausthüre stürzte und hier in die Knie brach. Eine ältliche Frau, die ihr gefolgt war, fing sie auf und schien in gutmüthigem Eifer ihr zuzureden, bis mit verdrießlichem Gesichte, die Hausmütze auf den Hinterkopf schiebend, eine wohlbeleibte Wirthsfigur hinzutrat.

„Du kannst nicht mit, Mädchen," sagte der Mann, als streite sich Unmuth und eine Regung von Mitleid in ihm, „der Wagen fährt viel zu schnell, und Du könntest ohnedies den Weg nicht wieder hierher finden; 's ist traurig, aber doch nicht zu ändern."

Der Wagen fuhr im Trabe davon, das Mädchen stieß einen Schrei aus und streckte die Arme dem schwarzen Gefährt nach, alle Bemühungen der Frau zu ihrer Beruhigung von sich weisend, bis der Mann mit einem: „Bring' sie ins Hinterzimmer!" die Hausthür schließen wollte.

Der Vorfall hatte einige der Vorübergehenden veranlaßt stehen zu bleiben; die Scene aber endete rasch, als sich die Thür schloß und bald Jeder wieder gleichgiltig seinen Geschäften nachging. Nur auf der entgegengesetzten Seite der Straße stand noch ein Zuschauer, dessen reges Interesse an der Scene sich selbst dann noch unverholen in seinen Mienen aussprach, als sich das Haus bereits geschlossen hatte, eine hohe, viereckige Gestalt, deren ganze Erscheinung, von dem faltigen, wetterbraunen Gesicht unter dem breiten Hute bis zu den riesigen Händen und der groben Fußbekleidung herab, sogleich den Mann aus dem Hinterwalde verrieth.

Er schien einige Sekunden lang mit einem Entschlusse nicht fertig werden zu können und besah nachdenklich das Zeichen über der Thür, das Kost und Logis verhieß, schritt dann aber fest über die Straße und trat in das Haus.

In dem offenen Gastzimmer stand der Wirth hinter dem Schenktische eben beschäftigt, ein großes Glas mit Branntwein zu füllen.

„Das ist gut und stärkt ein trauriges Herz!" sagte der Fremde, mit einem kurzen Blicke durch das leere Zimmer herantretend, „ich nehme aber auch so einen Tropfen, und Sie trinken mit mir!"

Der Wirth ließ schweigend einen musternden Blick über den Gast gleiten; als dieser aber aus einem ledernen Beutel eine Silbermünze zwischen einer Anzahl Goldstücken hervorsuchte und auf den Tisch warf, schob Jener Glas und Weiskeyflasche her, und schweigend ward mit einem Stampfen der Gläser gegenseitiger „Bescheid gethan."

Seyd auch ein Deutschländer?" fragte der Fremde, sich den Mund wischend.

„So ist es, Landsmann!" nickte der Andere, die Flasche wegstellend.

„Seyd dann aber auch maulfaul genug, und ich möchte mich doch über eine Sache befragen!"

„Ich spreche gerade so viel als nothwendig ist, was manchmal auch für andere Leute gut wäre, die zum ersten Male nach New-York kommen," erwiderte der Wirth, seinen Gast mit einem Ausdrucke von halbem Humor betrachtend. „Wenn Ihr etwas zu fragen habt, so kommt nur heraus damit!"

„So — na denn geradezu! Ich möchte wissen, wie es mit dem Mädchen ist, das eben so ganz desperat that, ob sie zu Euch ins Haus gehört, oder ob sie sonst Jemanden hat." —

Der Wirth sah dem Frager einen Augenblick scharf ins Gesicht, schien aber schnell einen aufgestiegenen Verdacht zu beseitigen. „Wollt Ihr mir wohl sagen, Landsmann, woher Ihr seyd und was Ihr in New-York thut?" fragte er dann.

„Das kann Jeder wissen," erwiderte der Fremde, gutmüthig nickend, „ich habe eine Farm in Jowa, heiße Michael Kreuzer, über den jedes Kind in unserm County Bescheid geben kann, und habe in New-York mit den Advokaten wegen einer Erbschaft zu verhandeln. Und wenn Ihr wissen wollt, weßhalb ich gefragt habe, so ist es das: Es

ist mir gewesen, als habe das Kind seine einzige Hoffnung in dem schwarzen Wagen fortfahren sehen, und wenn es so ist, könnte ich vielleicht etwas für sie thun?"

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Histoire du droit des gens et des relations internationales, par F. Laurent, Professeur à l'Université de Gand. 5 Vol. Gand. 1850—1857, im 4. und 5. Bande noch unter dem speziellen Titel: Études sur l'histoire de l'humanité, zusammen mit 2708 Seiten.

Von diesem Werke sagt R. Mohl: „Die Schwierigkeit einer Anzeige dieses Werkes liegt in der Unermeßlichkeit der Aufgabe, welche sich der Verfasser gesetzt, und in der Unüberfehbarkeit des Stoffes, den er sich dienstbar gemacht. Wo ist Einer außer ihm, der in solchem Umfange Studien in dem Schriftensatze aller Völker über deren völkerrechtliche Ansichten und Handlungen gemacht hat? Es bedarf in der That einer Durchgehung des Buches selbst, um einen völlig richtigen Begriff von der staunenswerthen Gelehrsamkeit, dem kaum begreiflichen Fleiße des Verfassers zu erhalten. Ich kann mich keines Werkes entsinnen, welches auf eine gleich ausgedehnte und kaum übersehbare Gelehrsamkeit gegründet wäre, als etwa Ritter's Erdkunde. Die Wissenschaft ist um ein Hauptwerk reicher geworden."

Dieses Zeugniß eines unserer ersten staatswissenschaftlichen Gelehrten senden wir voraus, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf Laurent's Werk zu lenken und dessen ausführliche Besprechung zu rechtfertigen.

1.

Das nächste Ziel des Werkes ist nach dem Titel die Geschichte des Völkerrechts. Innerhalb der Grenzen einer solchen Aufgabe fällt in erster Linie die Entwicklung der Bedeutung des Krieges und der Eroberung auf die Lage der Völker, namentlich in der Gestaltung des Verhältnisses der Sieger zu den Besiegten, ferner die Aufführung und Darstellung der Völkerverträge; in zweiter Linie aber war die Gastfreundschaft unter den Völkern, das Fremdlingsrecht, der Einfluß von Handel und Schiffjahrt auf das Völkerrecht historisch darzulegen. Der Krieg und Handel spielen auf diesem Gebiete eine hervorragende Rolle; sie schlagen die Grundsteine einer neuen Völkergestaltung und einer größeren Vereinigung früher oder bis lang getrennter Völker. Aber Krieg und Handel, wie die Gastfreundschaft und das Fremdlingsrecht stehen niemals als für sich abgesonderte Gestalten im Völkerleben da, sie stehen vielmehr im innigsten und tiefsten Zusammenhange mit der Religion und Weltanschauung der Völker überhaupt. Darum mußte der Verfasser nothwendig über die natürlichen Grenzen der Aufgabe seines Werkes hinübergehen, er mußte behandeln und hat darum in den Kreis seiner Forschungen auch die Kolonisation, die Religion, die Philosophie, die Civilisation, die Geographie, die Literatur, die Geschichtschreibung, die Vaterlandsliebe, Stände und Familie gezogen; er betrachtet aus gleichem Grunde auch die Mission der einzelnen Völker und Rassen, das Verhältniß des Menschen zu Gott, und die Weltgeschichte wird in dieser wahrhaft großartigen Auffassung ein Dokument des Fortschritts der Völkee zur Einheit, sie erscheint als eine Verwirklichung des Planes der göttlichen Weltregierung, der providentiellen Ordnung der Dinge. So hat sich die unmittelbare Aufgabe des Werkes — die Geschichte des Völkerrechts — in die allgemeine einer Philosophie der Geschichte aufgelöst, bez. zu solcher erweitert. In dieser Weise behandelt der erste Band den Orient, der zweite Griechenland, der dritte Rom, der vierte das Christenthum, der fünfte die Barbaren. Ueberall begegnet uns das umfassendste Quellenstudium, die reichste Kenntniß der Literatur, eine durchaus klare, humane und lebensfrische Auffassung der Geschichte, der entschiedenste Freimuth des Gedankens, die reinste Liebe zur Wahrheit, die strengste Parteilosigkeit und darum auch Erhabenheit über Parteistandpunkte, und das Alles in solchem Maße, daß das unbefangene Urtheil dem Ausspruche Mohl's seinem ganzen Inhalte nach sich anschließen muß.

2.

Zu einer näheren Würdigung des Inhaltes übergehend, hätten wir im ersten Bande eine schärfere Begrenzung des Wortes „Theokratie" gewünscht. Im theokratischen Staate ist Gott allein Souverän, Gesetzgeber und Richter, wie Ordner aller Dinge; vor ihm sind Alle gleich, die religiöse Gesetzgebung ist zugleich die bürgerliche, die Priester üben keine Herrschaft, bilden keine Kaste u. s. w. Das ist nun in hervorragender Weise im mosaischen Staate voehanden, daher dieser vorzugsweise Theokratie; Israel hat keine Stände, kein bevorrechtetes Priesterthum, Jehovah allein ist der Herr. Das findet sich nicht in gleicher Weise in den Priesterstaaten des Orients; sie ruhen auf dem Kastensystem, das Priesterthum ist die bevorrechtete Kaste, innerlich hat sie Herrschergewalt, diese Staaten ruhen daher auf einer wirklichen Priesterherrschaft; diese ist der Gesetzgeber, der Richter, das Königthum ist ihr moralisch untergeordnet, sie steht potentiell auch über der Kriegerkaste. Solche Staaten sind keine Theokratien, sondern Hierokratien (Hierarchien). Von diesem Gesichtspunkte aus können wir der Auffassung des Mosaismus in Bd. I S. 237 u. ff. nicht beistimmen.

Wenn im II. Bande S. 25, 26 der Verfasser vom heroischen Zeitalter der Griechen sagt: „La force est le seul droit, que reconnaissent les hommes", oder: „la violence, le droit du plus fort regnaient partout", so kann man auch in diesem Punkte ihm nicht beipflichten. „Homer's Könige", sagt Hermann (griech. Staatsalterth. §. 55), „sind keine asiatischen Despoten; wie der Götterfürst Zeus selbst dem Rathe des Schicksals, so sind auch sie der Idee des Rechten unterthan, die bei den Göttern wohnt; etwaiger Willkür von des Fürsten Seite zu wehren, genügt die Scheu vor den Göttern und vor der öffentlichen Stimme, die sich allerdings auch bisweilen auf thätliche Weise Luft macht." Der Verfasser gibt zwar später (p. 41 §. 5) zu, daß sich schon in der Gesellschaft, wie sie Homer schildere, sanftere Sitten Bahn brechen, aber er stellt den allgemeinen Satz vornehin: La violence y domine à la vérité.

In Band III. S. 3 gibt der Verfasser zu, daß das römische Patriziat aus der Eroberung hervorgegangen sey, er nennt es aber eine Aristokratie des Geldes. Diese Bezeichnung ist nur für die römische Nobilität richtig, nicht aber für das Patriziat, das ursprünglich der alte Geschlechtsadel

war, mit all dem priesterlichen und kriegerischen Charakter angethan, der dem Adel im Jugendalter der Völker eigenthümlich ist (Lange, röm. Alterth. §§. 44, 45). Wenn er in gleicher Weise (V. 28) behauptet, die Aristokratie sey der ursprünglich germanischen Verfassung fremd gewesen, so steht er in dieser Anschauung zwar nicht allein, aber die hervorragendsten Germanisten haben das Daseyn eines alten germanischen Adels angenommen.

Am meisten Bedenken haben seine Ausführungen über das Christenthum erregt. Er bekennt sich mit Origines zum Systeme der Wiedergeburt und sieht in den Thatsachen und Umständen von Außen, in welchen sich der Mensch schon bei seiner Geburt findet, die ihn überall umgeben, gleichsam die Lebensbedingungen des Eintritts in die Welt sind, nur die Folge des Gebrauches, den der Mensch von seiner Freiheit in einem vorausgegangenen Leben machte (V. c. 1. p. 7); er schließt sich an Tertullian an, wenn es sich von der Fortdauer des Christenthums in Zukunft handelt, er stellt in Abrede, daß im Christenthum das Bedürfniß und der Sinn für bürgerliche Freiheit liege, da es das Sklaventhum und die Tyrannei hingenommen habe (IV. p. 5. 6. 11. 16. 177 u. a. a. O.). Das Christenthum, sagt er, habe die sittliche Fäulniß des Heidenthums nicht überwinden können, die Kirche habe die Heiden als Unreine von sich gestoßen, ein geoffenbarter Glaube sey nothwendig ausschließend, intolerant und haßerfüllt (IV. 72); das Christenthum sey in seinem inneren Leben schon erloschen, von der Ueberzeugung der Gebildeten verlassen, es sey nicht absolute Wahrheit, sondern nur eine Vorbereitung zu einem neuen Fortschritt (IV. p. 49. 393. V. 466); es habe das große Problem der Einheit nicht gelöst; diese Lösung sey nur möglich, wenn die Religion aufhöre, auf einer wunderbaren, von der Gottheit unmittelbar ausgehenden Offenbarung zu beruhen, daher die Folgerungen in IV. p. 52. 38. 60. 394—402. u. a. ꝛc., daher wir, was wir an Freiheit besäßen nicht dem Christenthum, sondern dem germanischen Blute zu danken hätten (IV. p. 332. 360. 389. 484. 489. 490. 321—324. 326. 327. 328. vgl. mit 88. 93. 133. 134—149. u. a.). Diese Anschauungen können wir nicht theilen. Das Christenthum konnte nicht auf einmal Sklaventhum, Heidenthum und Tyrannei vernichten, weil es nicht mit dem weltlichen Schwerte gerüstet, nur eine moralische Macht war und seyn wollte, welche Tyrannei, Heidenthum und Sklaverei nur durch die Reform der Gesinnung, durch die Umwandlung der Ueberzeugung, daher auch nur im langsameren Laufe der Kultur innerlich untergraben und vernichten wollte. Den Weg des Schwertes betrat der Islamismus, den der moralischen Gewalt das Christenthum; wo jenen auch die Bekenner des Christenthums betraten, da haben sie den Geist des Weltheilands verläugnet, und man soll und kann nicht dem Christenthum zur Schuld legen, was seine Träger verschuldet haben. Das Christenthum als die Weltreligion des großen Völkergesetzes der Liebe ist auch nicht ausschließend, oder intolerant. Durch die innere Freiheit, die es zunächst will, legt es den festesten Grundstein auch für die äußere, die bürgerliche Freiheit. Eine Religion, welcher die höhere Beglaubigung abgeht, wird für die Mehrheit ohne sittlichen Nachhall bleiben, somit den Zweck verfehlen. Das Christenthum, mit dem der Geist der Wahrheit geht, ist entwicklungsfähig für alle Stufen der Kultur, welche die Völker noch zu durchlaufen haben. Wer könnte es bezweifeln, daß seit den letzten Jahrhunderten eine reinere Auffassung des Christenthums im Bewußtseyn der Menschen aufgegangen? Wird seine Erkenntniß nicht um so mehr im Völkerbewußtseyn sich erweitern, je mehr die fortschreitende Kultur seine heiligen Quellen erschließt? Wem dankt die Humanität ihre Erkenntniß, ihren Sieg? Wer wird über Gott, Unsterblichkeit, Vergeltung, sittliche Weltordnung andere Wahrheiten verkünden, als Christus lehrte?

3.

Stellen wir nun obigen Ausführungen andere gegenüber, in welchen Laurent sich über das Wesen des Christenthums selbst ausspricht. Hierüber finden sich folgende Stellen: „Die Christen sahen in dem Gründer ihrer Religion den Sohn Gottes, sie nahmen an, daß sein Wandel auf Erden der Ausfluß seiner Liebe zu den Menschen sey. Die Philosophie kann diesen Gedanken annehmen, ja es war der Erguß göttlicher Liebe nothwendig, um die Menschheit zu retten. Die alte Welt kannte nicht das Gefühl der Liebe, daher herrschte da der Geist der Spaltung, der Kampf der Gesellschaftsklassen, Sklaverei, Auflösung; es war nothwendig, die Menschen von Neuem zu einigen, sie zu erfüllen mit den Ideen der Brüderlichkeit und Gleichheit, die die Philosophie aufgenommen hatte, aber todt und unfruchtbar liegen ließ. Da war es die Liebe, welche diese Umwälzung vollzog, das größte Wunder, das Jesus Christus zu Stande brachte (IV. 21). Das Christenthum steht eben so sehr über dem Buddhismus als über dem Mazdeismus; beide letzteren Religionen hatten eine falsche unvollständige Auffassung Gottes; der Mazdeismus erkannte kaum den Schöpfer in Gott, er sah nicht das Band, das Gott und Menschen eint; der Buddhismus führt zum Pantheismus (IV. 23). Schon die äußeren Erscheinungen, unter welchen Christus in das Leben trat, offenbaren uns das Walten der Vorsehung (IV. 24). Die Essäer waren nur eine Sekte, halb jüdisch, halb orientalisch; das Christenthum aber bietet uns ein Schauspiel unermeßlicher Bewegung, welche die ganze Menschheit erreicht (26). Es steht über den Religionen des Alterthums und seiner Philosophie (36). Es vereinigt in seinem Dogma alle wesentlichen Wahrheiten, welche die Philosophie entwickelte, es entkleidet sie zugleich der Irrthümer, die sich dort eingemischt, es schuf da die Gewißheit des Glaubens, wo bisher Zweifel und Streit war; es machte das zum Gemeingute Aller, was das Erbe weniger intelligenter Köpfe bisher war. Die Menschheit fand im Christenthum die Befriedigung all' ihrer Bedürfnisse, der geistigen wie der religiösen. Darin liegt sein Sieg über die Philosophie (IV. 384). In der Verbindung des Menschen mit Gott liegt die Superiorität des Christenthums. Zwischen der menschlichen und göttlichen Natur waltet nur das Verhältniß des Unvollkommenen zum Vollkommenen; die Dreieinigkeit hat ihr Bild in der menschlichen Natur, der Mensch kann Gott begreifen, lieben und anbeten. Das hat Feuerbach nicht erkannt, daher seine falsche Lehre von Gott (386. n. 4). Die christliche Religion blieb auch den Interessen der Erde nicht fremd, das Völkerrecht hat nur im Christenthum seine Wurzel; die Alten kannten nur die Gewalt, das Christenthum stellt die Einheit, die Brüderlichkeit als Grundlagen des Lebens der Völker hin (392). Nur dem Christenthum war es beschieden, die Welt zu civilisiren (406). Das Christenthum humanisirt die Sitten durch das Vorbild der Wohlthätigkeit und Liebe, es mildert die Leiden, wenn es sie nicht heilen

kann, der Katholizismus nimmt daher eine schöne Stelle in der Geschichte der Humanität ein, er ist das Civilisationsprinzip der modernen Zeiten (V. 425). Das Papstthum war es, welches das Christenthum und die Civilisation rettete (V. 335); es rettete die Kirche vor der Korruption der Barbarei, in welche sie die Konfusion des Episkopats und die kriegerische Aristokratie gestürzt hatte (V. 342). Das Papstthum erhielt seinen Sitz in Rom durch die Hand der Vorsehung (V. 385). Wir verweisen ferner noch auf folgende Stellen: Bd. II. 241. 248. 259. 295. 351. IV. 454. 455. 456 Abs. und 473 am Ende; dann Bd. V. 294. 295. 287. 267. 304. 305. 314. 337. 338. 373 Ziff. 2. S. 375. 377. 420—425, wo von den Segnungen des Christenthums für Gesittung und Civilisation die Rede ist.

Wir haben hier die Ansichten Laurents gegen und für das Christenthum in ihrer Wesenheit kennen gelernt. Wollen wir einen sichern Schluß gewinnen, so können wir ihn, der das Christenthum über alle Religionen stellt, nicht als dessen Feind erklären; ja, wenn er voranstellt, daß wir Civilisation und die Humanisirung der Sitten nur dem Christenthum zu danken hätten, so ist er ein Verehrer seiner Größe, seines Verdienstes um die Menschheit; wenn er dem entgegen aber behauptet, es habe das Heidenthum, die Sklaverei, die Tyrannei nicht überwinden können, so kommt er da mit sich selbst in Widerspruch, und diesen können wir nicht anders als durch die Annahme lösen, daß der Schmerz über gewisse durch Menschen verschuldete Weltereignisse auf der einen und die heilige Glut für die große Sache des Fortschritts und der Civilisation auf der andern Seite ihn dahin gebracht habe, der Christus-Religion zur Last zu schreiben, was ihre Bekenner und Träger verschuldet haben. Daß er das historische Christenthum, wie dieses nämlich aus der Hand der Menschen in die Erscheinungswelt trat, wie es eben von den Menschen erfaßt und ausgeübt wurde, nicht immer von dem reinen Christenthum in seinem Bewußtseyn bei Darstellung der Weltbegebenheiten schied, und aus einander hielt. das ist es, was eine unbefangene Kritik ihm zur Last schreiben und bedauern wird, das ist es, wofür sie bei einer zweiten Ausgabe, besonders des 4. Bandes, eine wiederholt eingehende Prüfung von dem Verfasser erwartet. Aber eben so entschieden und mit Indignation muß sie sich gegen Jene erheben, die den Verfasser des Pantheismus anklagen, ihn, der diesen Bd. IV. S. 405 so entschieden verwirft, oder ihn einen Anhänger von Strauß und Feuerbach nennen, deren Lehre in keiner Zeile seines Werkes einen Beifall findet, oder ihn einen Feind des Christenthums nennen, ihn, der doch Bd. V. S. 423—425 gegen die Feinde des Christenthums in die Schranken tritt, oder ihn endlich gar zum Gottesläugner stempeln, ihn, dessen Werk auf jeder Seite ein Lob der göttlichen Vorsehung ist.

Den Grundgedanken des Werkes selbst, den nämlich, daß die Harmonie, die Einheit in der Vielheit der Völker ein weltbeherrschendes, in der Weltgeschichte immer mehr zum Vollzuge drängendes und kommendes Weltgesetz sey, bekämpft Mohl (Krit. Zeitschr. für die Rechtswissenschaft des Auslands Band XXIV. Seite 321 ff. und Geschichte der Staatswissenschaften Band I. Seite 374, 375 Anm.). Es ist hier nicht der Raum gegeben, diese inhaltschwere Frage zu erörtern. Wir stellen uns auf die Seite Laurent's und führen zu seiner Vertretung die Worte Michelets an, wenn er sagt: „Wie Cyrus das Morgenland aus seiner dumpfen Eingeschlossenheit befreite und für die westliche Welt erschloß; wie Alexander das Griechenthum über die engen Grenzen seines volksthümlichen Schönheitsgebietes hinausführte, und über Vorder- und Hinter-Asien hin verbreitete, wie Cäsar die Weltherrschaft der Römer die Alpen übersteigen ließ, und den europäischen Norden der Bildung zugänglich machte: so rief Washington die geistige Entwicklung der Weltgeschichte von dem kleinen Fleck der Bildung im kleinsten Erdtheile über das atlantische Meer hinüber und hat den Anstoß zur Bildung einer ganzen Erdhalbkugel gegeben, um damit den Grund zum **einheitlichen Bewußtseyn der Menschheit** zu legen. Amerika grenzt wieder an das Morgenland. Der im Morgenlande aufgegangene Geist des Menschengeschlechts scheint in Amerika nach vollendetem Umkreis seinen Niedergang, sein Herabsteigen in seine innersten Tiefen vollbracht zu haben, und so daselbst die Bildung der Menschheit zu ihrem Endziel führen zu sollen." (Geschichte der Menschheit, 1859, S. 4. 5.)

Wir haben nur noch jene Abhandlungen und Stellen aus dem Werke hervorzuheben, welche man als besonders gelungene rühmen muß, weil sie hervorragend den Stempel der Meisterschaft an der Stirne tragen. Als solche führen wir an im I. Bande die über den Handel S. 465—468, und über den Charakter der Phönizier S. 469—472; aus dem II. Bande: die Entwicklung des griechischen Nationalbewußtseyns und seine Bedeutung für die Humanität in dem Kapitel über das delphische Orakel §. 2 S. 87 ff., dann die Darstellung der olympischen Spiele §. 3 S. 90 ff., die des Krieges §. 3 S. 128 ff., dann aus der Geschichte Athens die über die neue Tyrannei und Auflösung der Gesellschaft S. 183 ff., S. 236 ff.; ferner die Darstellung Alexanders S. 259 ff., Platons S. 378—399; aus dem III. Bande aber die Bedeutung der röm. Republik und des Kaiserreichs S. 229—231, die Charakterisirung von Rom und Griechenland S. 371 ff., ferner die Entwicklung der Idee der Association S. 269 ff., und des Einflusses von Wissenschaft und Kunst auf die Humanisirung der Völker S. 252 ff., über das Wesen der Reform S. 459, über die Universalmonarchie S. 463; aus dem V. Bande insbesondere die Würdigung der Idee der Nationalität S. 252, die Vertheidigung des Islam gegen seine Gegner S. 505 ff. Das Urtheil über das Ganze aber fällen wir wie am Anfange, so auch am Ende mit den Worten Mohl's: „das Werk von Laurent ist ein **staunenswerthes Werk**, mag man nun die Kühnheit und den Umfang des Planes, die Gelehrsamkeit der Ausführung, oder die Klarheit und Reinlichkeit der Darstellung in das Auge fassen. Wenn dem Verfasser bescheert ist, sein Werk zu vollenden, so werden diesem in wenigen Wissenschaften ebenbürtige Arbeiten zur Seite gesetzt werden können!" Möchte die Vorsehung ihm dieses Glück zu Theil werden lassen! —ch.

Würzburg, im Mai, 1861.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 44. Sonntag den 2. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Der Wirth rückte an seiner Hausmütze und kam langsam hinter dem Schenktische vor. „Wir wollen uns einmal setzen!" sagte er, nach einem der von Stühlen umgebenen Tische deutend.

Der Wirth erzählte nun Folgendes: „Es mögen jetzt drei Wochen her seyn, da kam mit einem der Emigrantenschiffe ein Mann mit seiner Tochter und quartierte sich bei mir ein. Es war etwas Feines an ihm, wie an dem Mädchen, was wir selbst bei den besseren Einwanderern nicht gewohnt waren, und von Andern, die mit ihm auf dem Schiffe gewesen, aber sich billigeres Logis und ein Bett voll Wanzen in der Nachbarschaft gesucht, vernahm ich nachher, daß er ein Regierungsbeamter oder so etwas gewesen seyn soll. Ich habe ihn selber nie darum gefragt, denn er war fast niemals hier im Bar-Room, und ich hörte nur so viel von ihm, daß er schnell nach dem Westen wolle. Am vierten Tage wurde der Mann krank und mußte sich legen; er bezahlte prompt und gut, und wir thaten für ihn, was wir konnten — in der letzten Woche hat meine Frau selbst abwechselnd mit dem Mädchen bei ihm gewacht. Aber die Doktoren und alle Pflege konnten ihm nicht helfen; gestern am frühen Morgen starb er und heute ist er begraben worden. Das Mädchen war von Anstrengung und Gram so herunter, daß sie bei der Leiche selbst wie todt eingeschlafen war; wir legten sie auf's Bett und dachten, sie solle nichts von dem Begräbniß merken, wenn wir's rasch machten; aber sie war aufgewacht und schrie, sie müsse wissen, wo ihres Vaters Grab sey — und das Uebrige habt Ihr ja wohl mit angesehen. Nun ist die Sache so: Ob der Mann etwas Vermögen mitgebracht hatte, weiß ich nicht; viel kann es aber nicht seyn, denn er klagte schon den dritten Tag über die Kosten, die ihm der unvermeidliche New-Yorker Aufenthalt verursache. Jetzt muß das Kind also irgendwo untergebracht werden. Sie ist zu eigentlicher Arbeit noch zu schwach, so herzhaft und flink sie auch sonst seyn mag, und wir selbst können sie nicht behalten. Finden wird sich wohl etwas für sie, aber sie muß es nehmen, wie es kommt, und darf bei dem mancherlei Elende unter der Masse von Einwanderern, die Hilfe beansprucht, nicht wählen."

Der Farmer hatte ernsthaft zugehört und nur durch einzelnes halbes Nicken seine Theilnahme geäußert.

„Ich möchte einmal mit dem Dinge reden," sagte er, als der Wirth geendet, „und wenn sie nicht gar zu schlimm traurig ist, so könntet Ihr sie wohl einmal holen!"

„Will sehen," erwiderte der Wirth, sich zögernd erhebend, und ging.

Es mochten zehn Minuten vergangen seyn, als sich eine Seitenthür öffnete und das junge Mädchen mit einem Ausdrucke scheuer Zurückhaltung, die durch das leidende, verweinte Gesicht eine noch erhöhte Wirkung erhielt, in's Zimmer trat. Sie konnte kaum fünfzehn Jahre seyn; demungeachtet lag etwas in ihrer Erscheinung und der Weise, wie sie ihren schlanken Körper trug, das auf früh errungene Selbständigkeit deutete, und der alte Kreuzer setzte sich bei ihrem Anblicke wie unwillkürlich aus seiner nachlässigen Stellung aufrecht.

„Das ist der Gentleman!" sagte der Wirth, welcher ihr gefolgt war, und der Farmer hustete einige Male, als wisse er nicht recht, wie seine Worte einzuleiten.

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten, Miß, weil Sie einen rauhen Bären hier sitzen sehen," begann er endlich, „bei uns auf dem Lande tragen sie keine feinen Handschuhe, sie meinen's aber darum vielleicht desto aufrichtiger!"

„Ich fürchte mich nicht!" erwiderte sie leise, während ihr großes, trauriges Auge in den treuherzigen Zügen des Fremden hängen blieb.

„Well, so denke ich, Sie kommen einmal zu mir her und hören, was ich Ihnen sagen möchte," fuhr der Letztere fort, den möglichsten Grad von Freundlichkeit in sein verwittertes Gesicht legend; „wissen Sie: hören soll der Mensch Alles, heißt's in Amerika, das Thun steht nachher Jedem frei!"

Sie näherte sich, ohne eine Miene zu verändern, während der Alte rasch einen der Stühle am Tische zurückschob. „So, jetzt setzen Sie sich hierher," sagte er, „und nun," fuhr er fort, als das Mädchen ungezwungen seiner Aufforderung folgte, „nun geben Sie mir einmal Ihre Hand — Sie geben sie einem rechtschaffenen Manne und brauchen sich nicht zu scheuen!"

Es war ein eigenthümlicher Anblick, dieses jugendliche Gesicht, das regungslos kaum etwas von den Bewegungen des übrigen Körpers zu wissen schien. So legte das Mädchen, fast wie mechanisch, kalt und still ihre Hand in die des Farmers, und dieser sah eine Weile in ihr ausdrucksloses Auge, schloß dann warm seine Finger um die ihren und schüttelte endlich den Kopf.

„Wissen Sie, Miß, es ist ein schlimmes Land, das Amerika", begann er wieder, „es ist Keiner herübergekommen, der nicht irgend etwas, woran sein Herz gehangen, hat fahren lassen müssen — ich weiß ja wohl, Sie haben einen schweren Verlust gehabt; aber das Grämen thut's hier nicht und der Mensch muß immer vorwärts und nicht zurücksehen — hab' es auch erst lernen müssen, so alt ich bin. Hier ist Jeder selber sein bester Freund, und wenn er nicht auf sich sehen will und sich an Verlornes hängt; geht er selber mit verloren. Sie sehen so verständig aus, so jung Sie auch seyn mögen, daß ich Ihnen das wohl sagen kann. Jetzt möcht' ich aber doch einmal wissen, ob Sie wirklich das sind, was ich mir gedacht habe, eine starke, junge Lady, die einsieht, um was es sich handelt, oder ob Sie mit sich ungefragt thun lassen, was eben kommt. Haben Sie denn schon einen Gedanken wegen Ihrer Zukunft gehabt, Miß?"

Das Auge des Mädchens ruhte ernst und forschend in des Fragers Gesicht. „Mein Vater ist eben erst begraben worden, und ich weiß noch nicht einmal wo!" erwiderte sie mit einer leisen, tiefen Stimme, während es in ihrem Gesichte zuckte, als strebe sie mit Macht ihre Thränen zurückzudrängen.

Der Alte nickte einige Male rasch hinter einander. „'s ist so, und es könnte fast über die Kräfte eines alten Menschen gehen; aber es ist ein böser Lehrmeister, das neue Land, und das schärfste Mittel gegen nutzlose Trübsal sind neue Sorgen. Hier im Kosthause können Sie doch nicht bleiben, in Dienst zu gehen sind Sie auch noch zu schwach — und werden ohnedies nicht dazu passen, wenn auch Mancher in einen noch saueren Apfel hat beißen müssen. Haben Sie denn Jemand in Deutschland, auf den Sie sich verlassen können?"

In dem Auge des Mädchens begann es sich zu regen, als ob neue Gedanken in ihrer Seele aufschössen. „Ich weiß Niemand in Deutschland, der sich groß um mich kümmerte", sagte sie nach einer Weile; „Mutter starb vor zwei Jahren und Vater ging fort, weil er es mit der Revolution gehalten hatte."

Der Alte nickte wieder, als sie schwieg. „Und so müssen Sie jetzt doch allein an sich denken, trotz allen Kummers!" versetzte er. „Hören Sie einmal das Wort, das mir vom Herzen kommt. Ich weiß nicht, wer Sie sind, noch was Sie haben, aber ich wollte, Sie könnten so viel Zutrauen zu mir fassen, als ich Gefallen an Ihnen finde. Ich wohne, was sie hier „im Westen" nennen und wo die meisten Einwanderer hingehen."

„Vater wollte auch nach dem Westen!" unterbrach sie ihn mit leuchtenden Augen.

's ist schon recht!" nickte Kreuzer. „Da habe ich eine Farm — oder ein Bauerngut, wenn Sie das besser verstehen; eine schöne Gegend rings herum, und auch Gesellschaft genug von Deutschen und Amerikanern; habe eine brave Frau, aber blos zwei Jungen — es hat einmal kein Mädchen geben sollen, so sehr sich auch meine Alte danach gesehnt hat. Nun weiß ich, daß ich keine größere Freude anrichten könnte, als wenn ich eine Tochter in's Haus brächte — die Sache fuhr mir gleich durch den Kopf, als ich Sie so im Jammer an der Hausthür sah — da haben Sie Alles! Und nun", fuhr er, ihre Hand drückend, fort, „denken Sie sich die Sache selber durch, ich kann Red' und Antwort geben über meine Verhältnisse; — wenn Sie eine neue Heimath haben wollen, sollen Sie eine haben, gedrängt sollen Sie aber nicht dazu werden! Morgen früh komme ich wieder, bis dahin sind Sie ja wohl mit sich einig geworden!"

Er erhob sich langsam, den Blick auf ihr ruhen lassend, als wolle er ihr Gesicht recht seinem Gedächtniß einprägen, und drehte sich dann nach dem Wirthe. „So, und nun sprecht ein vernünftiges Wort zu dem Kinde, damit sie weiß, wie es hier steht; und wollt Ihr selber klaren Bescheid über mich haben, so fragt bei Mr. Schmidt, dem Konsul, nach; ich heiße Michel Kreuzer aus Iowa!" Er nickte noch einmal dem „Kinde" zu und wandte sich nach der Thür. —

Zwei Tage nach dem soeben Erzählten saß Kreuzer mit dem jungen Mädchen in einem Wagen der Neuyorker Central-Eisenbahn und rollte dem Mississippi entgegen.

Der Farmer hatte den Ellbogen in das offene Fenster an seiner Seite gestützt, sah in den sonnigen Morgen hinaus und lächelte wie in einer frischen Erinnerung.

Als er am Morgen nach dem von ihm gemachten Anerbieten wieder in das Kosthaus in Greenwich-Street getreten war, war ihm das Mädchen in voller Fassung entgegen gekommen, hatte ihm zuerst die kleine schmale Hand gereicht und gesagt, wenn er sie als Tochter annehmen und für eine kurze Zeit mit ihr Geduld haben wolle, bis sie sich in das amerikanische Leben gefunden, so wolle sie mit ihm gehen, und er möge glauben, daß sie Alles für seine und der künftigen Mutter Zufriedenheit thun werde. Kreuzer hatte ihr derb die Hand geschüttelt und erwidert, sie sollte nur guten Muth haben, das Amerikanische lerne sich ganz geschwind, und wenn sie erst einmal 4 Wochen bei ihnen auf dem Lande zugebracht, werde sie gar nirgends anders mehr hin wollen; sey sie aber bereit, mit ihm zu gehen, so möge sie hier kurzen Abschied machen, er werde, was etwa noch für sie berichtigt werden müsse, mit dem Wirthe ordnen. Der Wirth aber schien nur auf so etwas gewartet zu haben, war jetzt herangetreten und hatte gemeint, das sey wohl das Beste, dann könne das ganze Gepäck des Verstorbenen gleich mit fortgenommen werden, es sey noch nichts davon angerührt — hatte dann hinter dem Schenktische ein großes Buch hervorgeholt und darin angefangen zu rechnen, bis er endlich mit einem halben Kopfwiegen gesagt, Alles zusammen möge etwas über 30 Dollars betragen, er wolle aber mit 30 zufrieden seyn. Kreuzer war schon mit der Hand nach seinem Geldbeutel gefahren, als das Mädchen plötzlich seinen Arm gefaßt. „Das ist wohl nicht ganz recht so, Herr Schwarz," hatte sie begonnen, während ihr Gesicht sich zu beleben anfing. „Vater hat genau aufgeschrieben, was wir schuldig waren und was bezahlt worden ist, und als er es nicht mehr konnte, hab' ich es gethan. — Noch den Tag, ehe Vater starb," hatte sie hinzugesetzt, während es in ihren Augen und um ihren Mund spielte, als zwinge sie die aufsteigende Weichheit hinab, „bezahlte ich die Rechnung des Doktors, weil er es so verlangte, wie die Arznei, und der Frau Schwarz gab ich ein Zehn-Dollar-Goldstück für andere Ausgaben — vorgestern aber habe ich Ihnen erst unser Kostgeld für die letzte Woche bezahlt, ich kann Ihnen das Buch holen!" —

„Wird ja wohl nicht nothwendig seyn, und der Fehler sich hier schon finden!" hatte Kreuzer genickt, indem ein sichtliches Vergnügen durch sein Gesicht zuckte, und der Gedanke, welcher ihn im Eisenbahnwagen bei der Erinnerung an diese Scene lächeln machte: „Die läßt sich in Amerika einmal nicht die Butter vom Brode nehmen," war damals durch seine Seele geschossen. „'s ist ein bischen viel, Alter,

30 Dollars für das Begräbniß, was ich mit angesehen habe, wenn das nicht etwa schon mit ein oder zwei Zehn-Dollar-Goldstücken bezahlt ist — wollt Ihr nicht lieber noch einmal nachrechnen?" Er hatte gleichzeitig zwei Goldstücke auf den Schenktisch gelegt, der Wirth, der erst auffahren wollte, hatte sie brummend in den Geldkasten geworfen und dann mit ärgerlichem Gesichte das Zimmer verlassen.

Zwei Stunden darauf war das Mädchen mit 3 großen Kisten in dem Hotel des Farmers einquartiert, und dieser hatte sich auf den Weg gemacht, um das Grab des Verstorbenen zu erkunden. Die Tochter hatte den Wunsch, vor ihrer Abreise Abschied davon zu nehmen, so dringend ausgesprochen, daß der Alte kein Wort dagegen hatte sagen mögen.

Sie frug nicht, sie zweifelte nicht, als er, nach einer langen stillen Fahrt mit ihr angekommen, auf das Merkmal, welches er errichtet, deutete; sie ging langsam auf den niederen Hügel los, brach dort in die Knie und fiel mit der Stirn in den aufgeworfenen Boden. So lag sie lange, und nur das krampfhafte Zucken ihres ganzen Körpers gab Zeugniß von dem Ausbruche ihres Schmerzes. Kreuzer hatte sich, von einem weichen Gefühle übermannt, weggedreht; als er sich aber wieder zurückwandte, kam sie ihm mit gefaßtem Gesichte entgegen und reichte ihm mit großen vertrauenden Augen, an deren Wimpern noch die Tropfen hingen, schweigend die Hand. —

Kreuzer's Lächeln, mit welchem er im Eisenbahnwagen die einzelnen Scenen an sich hatte vorübergehen lassen, war schon längst gewichen; er drehte sich jetzt nach dem neben ihm sitzenden Mädchen herum und legte die breite schwielige Hand auf die ihrige. „Bist du jetzt zufrieden und ruhig, Mary?" sagte er mit einem Tone, der fast an Zärtlichkeit streifte.

„Ja, Vater!" erwiderte sie, den klaren Blick zu ihm aufschlagend.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Physiologie des Diplomaten.

I.

Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense sind so eben — ohne Zweifel durch seine Nichte Ludmilla Assing — die „Tagebücher von Friedrich v. Gentz" mit einem Vor- und Nachwort von Varnhagen (Leipzig, Brockhaus 1861) herausgegeben worden. Das Buch ist von vorn bis hinten interessant genug, es ist die Physiologie des Diplomaten durch einen Diplomaten. Sicher ist Gentz der geistreichste und witzigste aller deutschen Diplomaten gewesen, doch witzig und geistreich waren auch Andere: aber einzig in seiner Art ist er durch sein Talent, seine Marotte für Selbstbeobachtung und Selbstbespiegelung, und seine Naivität in der vollendeten Ruchlosigkeit.

Beginnen wir mit dem Schluß des Buchs, um uns näher zu erklären. Der romantische, diplomatische, abgelebte Sünder Gentz schreibt in sein Tagebuch, worin er über seine Diners, Soupers, seine liebenswürdigen, berühmten, vornehmen, lüderlichen Bekanntschaften, über Verschwendung, Bestechung rc. in seiner Weise Buch führt, wörtlich Folgendes: „Wien, 1819, Dezember, Dienstag den 14. Um 11 Uhr bei Fürst Metternich: der letzten und wichtigsten Sitzung der Kommission zur Bestimmung des dreizehnten Artikels der Bundesakte beigewohnt, und meinen Theil an einem der größten und wichtigsten Resultate der Verhandlungen unserer Zeit gehabt. Ein Tag wichtiger als der bei Leipzig!"

„Mit diesem Ausbruch frevlen und wahnsinnigen Uebermuths" schließt Varnhagen (für dießmal, denn es ist noch mehr Vorrath da) seine Mittheilungen und fügt bei: „Nicht ohne Schaudern, und jetzt, nach so vielen Jahren bei freiem Rückblick nicht ohne Erbarmen, sieht man in den vorstehenden Blättern die stumpfen, herzlosen Diplomaten am traurigen Werk, der eigenen Nation schmachvolle Fesseln anzulegen, und sieht sie in Dünkel und Wohlleben sich freuen und rühmen, alle Vortheile der Zwangsherrschaft nun auf ihrer Seite zu haben. Nicht ohne Schaudern, wenn man bedenkt, daß solche Nichtswürdigkeit, zwar immer bekämpft und oft durchbrochen von frischer Kühnheit, doch ein ganzes Menschenalter hindurch sich über uns herrschend behauptet hat; nicht ohne Erbarmen, wenn man erwägt, wie plötzlich und schmachvoll sie doch endlich in eigener Schande zusammengestürzt und mit ihren Urhebern den Verwünschungen von ganz Europa verfallen ist. Man sieht, wie die Herrschenden und Vornehmen hier fast allein auf bürgerliche Schultern sich stützten, wie ihre Sache ohne die Willfährigkeit und die Geisteskräfte eines Gentz, Adam Müller rc. rath- und kraftlos geblieben wäre. Wie Gentz selbst über die Menschen dachte, denen er diente, haben wir am Schlusse seines Tagebuchs vom J. 1814 gesehen. Je ausgezeichneter seine Geistesfähigkeiten in der That waren, um so mehr verdient ihr Gebrauch, zum Dienst der schlechtesten Zwecke herabgewürdigt, zur Knechtung und Schmach der eigenen Nation, eben um dieser hohen Gaben willen am schärfsten und unauslöschlichsten gezeichnet zu werden."

In der That kann die Diplomatie sich nicht schärfer zeichnen und brandmarken, als es in dem Tagebuch dieses Diplomaten geschieht, den wir vor unsern Augen einen langsamen moralischen Selbstmord an sich vollziehen sehen. Einige bezeichnende Proben, hervorgezogen aus einem Wust von nichtssagenden (obwohl vom Tagebuchschreiber selbst gesichteten) Bemerkungen, werden den Leser vollkommen in den Stand setzen, das vielleicht bei Manchem noch vage Bild von Gentz sich zu ergänzen. Zuvor noch eine Notiz aus dem Vorwort. Gentz schrieb vom Jahr 1800 an jedem Tag in kurzen Worten dessen Begegnisse auf und fügte gelegentlich „den Ausdruck seiner Empfindungen oder seiner betrachtenden Gedanken hinzu, wie gerade der Augenblick sie lieferte. Er schrieb mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit und merkte auch solche Dinge an, die man sonst ungern dem Papier vertraut." Die Auszüge aus seinen Tagebuchnotizen machte Gentz vom Jahr 1806 an und führte sie bis zum J. 1814. Aus den folgenden Jahren sind noch ganze Jahrgänge der ursprünglichen Noten übrig, „weil die ausziehende und dann zerstörende Hand an sie erst noch kommen sollte. Herzensbeschäftigung, mit welcher Gentz unerwartet in den letzten Lebensjahren auf's Neue sich erfüllt sah, und gleich darauf die neuen Erschütterungen der Welt durch die Julirevolution haben ihm, wie es scheint, jene Arbeit aus dem Sinn gerückt, und der Tod ließ ihm keine Zeit, sie wieder aufzunehmen. Der Auszug ist zum Zweck der Mittheilung geschrieben. Merkwürdig ist es an sich schon, zu sehen, auf welchem Boden von Tages-

leben und mit welchem gesellschaftlichen Gerüste die Arbeiten des Wiener Kongresses und der Karlsbader Berathungen zu Stande gekommen sind."

„1801. August. Eine unbegreifliche Reise nach Freienwalde — mit Müller, den ich aber dort in 5 — 6 Tagen gar nicht sah, währenddeß ich mich mit der sog. guten Gesellschaft von Morgen bis in die Nacht in unerhörten Dissipationen, in rasenden Spielpartien rc. herumtrieb ... Und das Alles mitten im äußersten Gelddérangement." „Wo kamen, ruft später Gentz selber naiv aus, die Mittel zu allen den hohen Partien her? Ich weiß es durchaus nicht mehr zu erklären."

Die Erklärungen finden sich denn doch zahlreich genug in diesem Buche, wovon später.

„24. Oktober. Denselben Abend verlor ich . . . 74 Louisd'or."

„2. Novbr. Des Morgens mache ich bei einem Advokaten ein Arrangement (versetzte ein Manuskript, das ich erst 20 Jahre nachher wieder einlöste), wobei ich 70 Louisd'or erhalte. Abends waren diese 70 Louisd'or bei Faril verspielt."

(Schluß folgt.)

Kunstbericht.

* Würzburg. Im historischen Vereine ist am Sonntag den 2. Juni ein Cyklus von Reliefen ausgestellt, welcher nicht blos einen allgemein anziehenden Stoff behandelt — „Deutschlands letzte Ritter", sondern auch für unsere Stadt manches besondere Interesse bieten dürfte.

Wir begegnen da zuerst dem Vorfahrer eines hier berühmten, noch in unserer Mitte lebenden Geschlechtes, dem Ulrich von Hutten, dem „Demosthenes deutscher Nation", wie ihn Herder nennt, dargestellt als fahrender Ritter auf seinen sturm- und dornenvollen Pfaden, seine letzte Habe mit sich führend: ein Manuskript und sein Schwert. Als Pendant erblicken wir seinen Beschützer, den edlen Franz von Sickingen. Beide, wie sonst Niemand, kämpften im Mittelalter für ein einiges, starkes Deutschland; beide litten unsäglich für ihre Idee und — gingen unter darüber. Auch von Letzterem soll ein edler, weiblicher Sprosse dahier noch leben. Ihm zunächst tritt uns ein Mann entgegen, welchem vielleicht zu danken, daß unsere schöne Marienburg im Bauernkriege nicht gleich vielen anderen fränkischen Burgen in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde; denn auf sein entschiedenes Abrathen unterließen die wilden Bauernrotten den Sturm auf die Feste. Es ist Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, durch Göthe's herrliche Dichtung in den weitesten Kreisen bekannt. Hier stellt er sich uns als der fröhliche, raufslustige Weglagerer dar, wie ihn die Geschichte kennzeichnet, der von einem Tag auf den andern sorglos dahinlebt, und „den Herrgott einen guten Mann seyn läßt", welcher aber gleichfalls treulich für des Kaisers und Reiches Ansehen, wenn auch häufig ohne sorgfältige Wahl seiner Mittel sich abkämpfte. Ihm gegenüber sehen wir endlich den eigentlichen „letzten Ritter", Kaiser Max I. Er ist als Turnierritter dargestellt, als welcher er in Worms gegen die Herausfoderung eines französischen Riesen, nachdem kein anderer deutscher Ritter sich ihm stellen mochte, in die Schranken trat und den fermden Prahler in den Staub warf.

Die scheiftlichen Motto's in Reimen an jedem Reliefe bezeichnen in treffender Kürze das Leben und Streben der dargestellten Männer und die bildlichen Attribute neben, ihren Familienwappen deuten an, mit was, wofür und wogegen sie kämpften; so Hutten mit der Feder für einen Dornenkranz, Sickingen für das Reich, Götz mit der Faust und Max gegen seinen leeren Geldbeutel, der ein komisch-tragischer Gegensatz ist zu dem Lobeerkranz, den er für Alles, was Poesie heißt, bereit hielt. Hatte doch unser guter Kaiser an die Augsburger Leinweber beinahe ein Herzogthum verpfändet, ohne es je wieder einlösen zu können, hatte man ihm doch sogar in Innsbruck, als er das letzte Mal durchzog, wegen seiner Schulden die Aufnahme der Pferde in die Ställe verweigert, so daß er ausrief: „Das soll Gott erbarmen, daß wir als römischer Kaiser von allen Fürsten so schön und ehrlich gehalten werden, und jetzt von den Untern so verachtet und verkleinert sind!" —

Die Zusammenstellung solcher Männer ist ebenso poetisch als historisch-nationell, und wird hoffentlich überall gebührende Anerkennung finden; denn wir sahen romantische Plastik noch selten, von mittelalterlicher Ungeheuerlichkeit und von engherzigem Mystik gleichweit entfernt, so realistisch aufgefaßt als in diesen Gestalten, welche wie nach dem Leben gebildet erscheinen. Namentlich ist es der charakteristische Ausdruck in den Gesichtern, der mit seiner ausgezeichneten Individualisirung uns fesselt.

Alfred Rose ist der Bildner dieser kerngesunden originellen Kunstwerke. Wir wünschen dem strebsamen Künstler gerne den Erfolg, welchen so manche andere plastische Darstellungen errungen haben, obgleich sie in Charakterisirung hinter seinen Werken weit zurückstehen.

Miscellen.

München, 29. Mai. Die gestrige erste Aufführung der mehrerwähnten komischen Operette: „Der Hans ist da", hatte sich einer sehr freundlichen Aufnahme zu erfreuen. Außer den fast nach jeder Gesangsnummer applaudirten Hauptdarstellern wurden am Schlusse auch der anwesende Dichter, Hr. Franz Bonn, und der Kompositeur, Hr. Franz Jörg (Bürgermeister zu Donauwörth und Abgeordneter der 2. Kammer) von dem vollen Hause hervorgerufen. (Weniger günstig, als dieser Bericht der „Neuesten Nachrichten", lautet einer in der „Allg. Zeitung", wo es u. A. heißt: „Diese Musik ist eine Musterkarte willkürlich aneinandergereihter Reminiscenzen aus dem landesüblichen Opernrepertoire — Mozart voran bis zu Nicolai und Flotow herab — bei deren Aneinanderreihen jeder Versuchung, polyphonisch zu stylisiren, mit gemüthlichster Unbefangenheit aus dem Wege gegangen wird. Auf einer viel tiefern Stufe steht der Text zu dieser Komposition.")

•

Ein bisher unbekanntes Lustspiel Schillers wird demnächst veröffentlicht werden. Dasselbe, welches Ereignisse im Körner'schen Kreise im Jahre 1786 behandelt, als Schiller sich daselbst aufhielt, durfte aus Rücksicht für diese Familie nicht veröffentlicht werden. Schiller hat dieses kleine Werk am Geburtstage von Körners Vater im Juli 1786 der Gattin desselben als Andenken überreicht.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 45. Mittwoch den 5. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Es war ein stiller, lauer Abend, als die Postkutsche nach einer halben Tagreise von Rütteln und Stößen die Reisenden an einem riesigen Blockhause absetzte. Sie hatten am Vormittag das Ufer des obern Mississippi verlassen.

„Jetzt haben wir nur noch zwei kleine Meilen," sagte Kreuzer, „und sind in kaum einer Stunde zu Hause, machen uns bis dahin einen Spaziergang und lassen das Gepäck so lange hier!"

Er wandte sich nach dem Hause, in dessen Thür eben der Besitzer getreten war und ihm die Hand entgegenstreckte.

Das Gepäck, von welchem der alte Farmer gesprochen, war indessen von den drei Kisten, die Mary als Erbtheil ihres Vaters erhalten, bis zu einem der eigenthümlichen amerikanischen Koffer zusammengeschmolzen. Als Kreuzer die wohlgefügten und an allen Seiten mit Eisen beschlagenen Bretter aufgebrochen, hatte sich neben einer großen Sammlung deutscher Bücher so viel deutscher, für Amerika kaum brauchbarer Kram vorgefunden, daß sich der Alte nach oberflächlicher Uebersicht nicht lange mit Betrachtung der einzelnen Gegenstände aufgehalten, die Bibliothek seinem Advokaten zum möglichst besten Verkauf übergeben und den Rest nach einem Auktionslokale gesandt hatte. Was in Mary's Koffer jetzt geborgen war, bestand nur aus deren reichlichem Vorrathe an Wäsche und Bekleidungsstücken und ihres Vaters goldener Uhr. In des Farmers Taschenbuche aber ruhte ein auf „Mary Kreuzer" ausgestellter Depositenschein einer New-Yorker Bank über verzinsliche 763 Dollars, den Betrag dessen, was mit dem Erlös der verkauften Gegenstände zusammengenommen der Verstorbene hinterlassen.

Das Mädchen sah mit sinnendem Auge auf die Gegend, die ihre Heimath werden sollte, und erst als der Wald sie längst wieder aufgenommen, als der Farmer nach Ersteigung einer Anhöhe in eine sich öffnende Klärung hinab zeigte, wo zwischen weit ausgedehnten Feldeinzäunungen ein neues, sauberes Holzhaus sich erhob, und als er mit einem Blicke, welcher die ganze Befriedigung des heimkehrenden Besitzers aussprach, sagte: „Da sind wir, Mary!" erst da überkam das Mädchen ein leichtes Gefühl von Beengung, wenn sie an die Personen dachte, unter die sie jetzt treten sollte, und von denen sie noch Niemand kannte. Sie wußte, daß der Alte von ihrem Mitkommen schon im Voraus geschrieben und ihr dadurch die Pein aller Erklärungen bei ihrem ersten Eintritte erspart hatte; trotzdem konnte sie eine Art ängstlicher Scheu, je näher sie dem Hause kam, je weniger los werden.

Sie bogen in eine von den Feldeinzäunungen begrenzte Straße ein, die gerade auf das Haus zuführte, und hatten bald den freien Platz vor demselben erreicht. Nichts regte sich darum her, und es war dem Mädchen, als lege sich diese Stille jetzt noch zu größerer Beengung auf ihr Herz; der Farmer aber ließ ihre Hand los und ging mit großen Schritten ihr voran nach der von einem breiten Dache überschatteten Hausthür, öffnete diese rasch und steckte den Kopf in die Lücke. „Komm nur her, Kind," rief er dann zurück, „Mutter ist gerade da!"

In einem freundlichen, weißgetünchten Zimmer, das zum Theil von einem großen zweischläfrigen Bett eingenommen ward, erhob sich eine ältliche Frau aus dem hölzernen Schaukelstuhle und ließ schweigend einen musternden Blick über die ganze Gestalt der Eingetretenen laufen. Mary war stehen geblieben und hielt das große Auge ernst auf das Gesicht der Farmersfrau geheftet, bis diese ihren Blick traf und beider Augen eine Sekunde lang in einander hingen.

„Geh heran, Kind, scheu' dich nicht und gib der Mutter die Hand," sagte Kreuzer aufmunternd — „weißt du," wandte er sich an seine Frau, „sie ist noch traurig, aber das gibt sich, und Verstand hat sie auch genug — ich könnte selbst ein Stückchen davon erzählen!" setzte er mit einem halben Lachen hinzu.

Mary trat, ohne ihren Blick zu ändern, langsam auf die Frau zu und streckte ihre schmale, weiße Hand aus. „Herr Kreuzer hat mir gesagt, ich solle ihn Vater nennen, und Sie würden auch gern eine Tochter in ihr Haus aufnehmen, die Alles thun will, damit Sie mit ihr zufrieden sind," begann sie mit tiefer, bewegter Stimme.

„'s ist Alles recht, Mädchen, und ich habe gar nichts dawider," unterbrach sie die Frau, eine kalte steife Hand in die ihre legend, „wenn du nur nicht zu vornehm für unser Leben hier seyn wirst. Es ist kein Zuckerlecken, die Farmarbeit; es sieht noch wild aus um uns herum, und da muß Alles mit anfassen, was im Hause ist — du nimmst dich mehr wie ein Fräulein aus, als eine Farmersdirne, und um Grobes scheinen sich die weichen Hände auch noch nicht bekümmert zu haben!"

„Ei was! mach' mir dem Kinde das Herz nicht gleich zu Anfange schwer!" rief Kreuzer mit einem Anfluge von

Verdrießlichkeit, „sie hat das rechte Zeug in sich, und das Andere findet sich von selber!"

In diesem Augenblicke sprang die Hinterthür des Zimmers auf und geräuschvoll trat ein junger Mensch von 15 oder 16 Jahren ein, in dem breiten groben Strohhute, der ein gebräuntes Gesicht beschattete, dem dunkel gestreiften Hemde, um das sich die Beinkleider nur von einem Gurt gehalten schlossen, und den bloßen Füßen in den derben Schuhen, das rechte Abbild eines westlichen „Farmerboy's."

„Halloh, Vater, wieder da?" rief er, den Alten erblickend; zugleich fiel sein Blick auf das Mädchen, welches das unverändert ernste Auge nach dem Eingetretenen gewandt hatte, und plötzlich inne haltend, starrte er mit halb offenem Munde die neue Erscheinung an.

„Komm nur her und reich' ihr die Hand, 's ist deine neue Schwester Mary", rief Kreuzer, sichtlich seine gute Laune wieder gewinnend; „Mutter wird euch ja wohl erzählt haben!"

Der Bursche warf einen Blick nach der Frau und dann wieder nach dem Mädchen. „So, das ist sie?" sagte er endlich, „sie ist anders, als ich mir gedacht — ich glaube aber hübscher, wenn auch nicht so lustig!" Ein Lächeln wie in halber Befangenheit ging über sein Gesicht; dann trat er heran und schüttelte der Angekommenen derb die Hand, den Blick auf ihre Züge geheftet, als müsse er sich erst damit vertraut machen.

„Well, Ihr werdet müde und hungrig seyn", begann die Frau wieder; „Heinrich mag Eure Sachen mit dem Wagen vom „Point" holen und ich werde unter der Zeit sehen, daß ich ein Unterkommen zurecht mache. Bis dahin ist dann auch das Essen bereit. Jetzt Mädchen, sage „du" zu mir, wie sich's bei gemeinen Leuten für eine Tochter paßt, und mit der Zeit, denke ich, werden wir mit einander fertig werden. Heute Nacht schläfst du mit der Magd, und morgen werden wir zusehen, wie sich anders Rath schaffen läßt!"

„Ich bin mit Allem zufrieden, Mutter", erwiderte Mary, das dunkle Auge zu ihr aufschlagend, „sage mir nur, was ich thun soll!"

„'s ist schon recht!" nickte die Frau, „heute heißt's ruhen, morgen werden wir dann weiter sehen."

Der erste Strahl, welchen am andern Morgen die aufgehende Sonne über den Wald schoß, fiel in das Giebelzimmer von Kreuzer's Hause, und zauberte Rosen auf das bleiche Gesicht des jungen Mädchens, das dort auf einer Maisstroh-Matratze unter einer der gebräuchlichen Steppdecken lag. Leicht sprang sie von ihrem Lager. Wer sie beobachtet, hätte durch die ganze Gestalt, von den kleinen zierlichen Füßen an bis zu der biegsamen Taille und dem feinen Halse an die flüchtige Antiloppe erinnert werden müssen.

Geräuschlos vollbrachte sie ihr Reinigungswerk und ihren einfachen Anzug, öffnete dann leise die Thür und eilte mit leichten Schritten die Treppe hinab. Im Hause war noch nirgends ein Laut hörbar; sie schob behutsam den Riegel von einer Hinterthür und trat hinaus in's Freie.

Mary warf einen Rundblick über die Morgenlandschaft und folgte dem ersten Pfade, welcher dem Walde zuführte; sie horchte, ob sie nicht den Gesang einer Lerche oder den Schrei eines andern Vogels höre, aber Feld und Wald waren stumm, und nur ein dumpfes Brummen unter den umherlagernden Kühen unterbrach zeitweise die Morgenstille. Eine kurze Minute lang dachte das Mädchen daran, wie hier selbst die Natur so ganz anders, so viel weniger freundlich als in ihrer Heimath sey; dann aber stand wieder der gestrige Abend mit seinen Erlebnissen, der eine scharfe Grenze für ihre Zukunft bilden sollte, ihr vor der Seele. Sie hatte sich jetzt so früh aufgemacht, um eine halbe Stunde mit sich allein zu seyn, ehe sie der Frau, die sie Mutter nennen sollte, wieder entgegentreten mußte.

Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie mancherlei Arten von Druck mit ihrem Vater durchmachen und Selbständigkeit lernen müssen; sie fühlte, daß sie die Kraft habe, sich in die fremdeste Lebenslage hineinzufinden, und mit dem Betreten von Kreuzer's Hause war ihr früherer Entschluß wieder hell vor ihre Seele getreten — aber das erste Begegnen mit der Farmersfrau hatte ihr das offene Herz fast wieder zugeschnürt. Bei dem ersten Blick, den sie mit jener getauscht, war es ihr gewesen, als könne sie in diesem kalten, grauen Auge lesen, daß sie dort nie auf eine verwandte Empfindung treffen werde; selbst in dem Blick des Sohnes war ihr nach dessen erstem Gruße ein Etwas entgegen gesprungen, das ihr Gefühl beleidigte, ohne daß sie sich eine rechte Ursache dafür hätte angeben können. Nur der zweite Sohn vom Hause, ein Bube von zehn Jahren, der den vollen treuherzigen Blick seines Vaters geerbt und ohne Scheu schnell mit ihr Freundschaft geschlossen, sowie der alte Kreuzer selbst standen als freundliche Bilder vor ihr. Als ihr Koffer angekommen war, hatte die Frau sogleich eine Besichtigung des Inhalts vorgenommen, hatte die ganze Ausstattung, welche ihr Vater noch in Deutschland für sie hatte anfertigen lassen, Stück für Stück herausgelegt und endlich den Kopf geschüttelt. „Ja, was sollen alle die feinen Sachen hier im Hinterwalde, wo wir noch lange nicht denken dürfen, die Lady zu spielen?" hatte sie gesagt; „mit weißen Strümpfen können wir nicht durch Morast und nasses Gras zu den Kühen gehen, und bei solchem Unterzeuge würden wir hier mit Waschen nicht fertig!"

„So wird Anderes angeschafft", hatte der Alte gebrummt, der, dicke Dampfwolken aus seiner Tabakspfeife blasend, seine Frau eine Weile beobachtet hatte.

Es war nicht die Schwäche eines kleinen Charakters, es war ein voller, bewußter Entschluß gewesen, der Mary's Seele sich unter die herben Worte der Frau beugen hieß. „Es wird mir nichts sauer ankommen, Mutter", hatte sie gesagt, „wenn du nur Geduld mit mir haben willst, bis ich weiß, was ich zu thun habe. Ich konnte nichts mitbringen, als meinen guten Willen, über den aber sollst du dich nicht zu beklagen haben!"

Es mußte, der kaum sichtbar gewordenen Sonne nach, noch sehr früh seyn; der Pfad hatte sie zu einem rohgearbeiteten Gatterthore geführt, hinter welchem ein Fahrweg am Saum des Waldes entlang lief, und eben überlegte sie, ob sie weitergehen oder schon zurückkehren solle, als ein Knall dicht vor ihr die Morgenstille unterbrach und ihr einen leichten Schrei entriß. Im nächsten Augenblicke sprang ein junger Mensch, eine kurze Büchse in der Hand, aus dem Gebüsche, ließ die Augen über den Boden gleiten und hob dann ein getödtetes Eichhörnchen aus dem Grase auf. Sein nächster Blick traf das Mädchen am Gatterthor, das mit einem Lächeln, als schäme sie sich ihres Schreckens, die neue Erscheinung betrachtete, und eine unverholene Verwunderung begann in seinem Gesichte aufzusteigen. Eine Sekunde lang starrte er sie schweigend an, dann breitete sich ebenfalls ein Lächeln, wie wiedergespiegelt von dem ihrigen, über seine

Züge, und mit einem leichten Roth im Gesichte trat er näher. Er mochte etwa 18 Jahre alt seyn, aber die modische städtische Kleidung, wie die Art seiner Haltung verriethen, daß er mehr als den Hinterwald gesehen. Er hatte sie angeredet, aber das Mädchen konnte nur mit einem neuen Lächeln den Kopf schütteln, sie verstand kein Wort des Gesagten.

„Nix inglisch sprecken?" fragte er, ihr Kopfschütteln wiederholend, und eine gleiche Pantomime war Mary's Antwort. Beide sahen sich eine Minute lang wie in halber Verlegenheit in die Augen; dann nickte sie einen leichten Gruß und wandte sich zum Rückwege. Sie konnte es aber nicht unterlassen, nach kaum zwanzig Schritten den Kopf noch einmal umzudrehen — da stand der junge Mensch noch auf derselben Stelle und sah ihr mit so hellen Augen nach, daß sie schnell den Blick abwandte, ohne sich doch eines rechten Grundes dafür bewußt zu seyn, aber ein stilles Lächeln lag auf ihrem Gesichte, als sie rasch ihren Weg weiter verfolgte; und als sie dem Hause nahe kam, wo der große Hund soeben alle Glieder reckte und ihr dann mit einem leisen Schweifwedeln entgegenblickte, mußte sie sich niederbeugen und dem Thiere das zottige Fell klopfen, sie wußte ebenso wenig warum.

Aus der Vorderthür des Hauses war der alte Kreuzer, die kurze dampfende Pfeife im Munde, getreten, einen behaglichen Blick über die Felder werfend. „Halloh, ist das Wiesel auch schon auf den Beinen?" rief der Farmer, mit sichtlichem Gefallen ihre schmucke Erscheinung überblickend.

„Bin schon hinüber bis zum Walde gewesen," erwiderte sie „— gehört der Wald auch mit zur Farm, Vater?"

„Gehört meinem Nachbar, dem amerikanischen Major," sagte er mit einem eigenthümlichen Stirnrunzeln, — „aber ich wollte etwas Anderes sagen, da du gerade hier bist. — Weißt, Kind," fuhr er langsam vorwärtsgehend fort, „meine Alte ist so gut, wie nur Eine, aber die Weiber haben alle ihre Eigenheiten, und dir werden sie auch nicht fehlen, wenn du erst älter bist. Also thue jetzt, was sie dir sagt, und sey freundlich zu ihr, schicke dich in sie, mir zu Liebe, und du wirst sehen, daß schon in 8 Tagen Alles geht, wie es nur soll."

„Ich werde gewiß Alles thun, was ich kann, Vater," erwiderte sie, hell zu ihm aufsehend, und Kreuzer wandte sich kopfnickend nach dem Hause zurück.

Es war ein eigenthümliches Leben, was sich von da ab auf der Farm herausbildete. Mary hatte sich schon am dritten Tage in alle kleinen Hausgeschäfte gefunden, und schien instinktmäßig die einzelnen Eigenheiten der Frau zu errathen. Sie hatte jeden kleinen Ausputz von ihrer Kleidung entfernt; um die Mahlzeiten durfte sich die Frau bald kaum mehr bekümmern, und der Eßtisch schien unter den Händen des Mädchens ein ganz neues behaglicheres Aussehen zu gewinnen, wenn es auch schwer gewesen wäre, zu sagen, worin der eigentliche Unterschied zwischen sonst und jetzt bestand. Die Frau hätte wohl mit ihrer neuen Tochter zufrieden seyn müssen, die immer freundlich und jedes ihrer Worte gewärtig neben ihr waltete und doch lag eine stille Kluft zwischen Beiden, die mit jedem Tage sich immer fühlbarer befestigte.

„Sie hat etwas an sich, für das ich kein Wort weiß, wenn ich's nicht „vornehm" nennen soll, das mir die rechte Freude an dem Mädchen nimmt!" äußerte sich die Alte, als sie eine Woche nach Mary's Ankunft sich Abends neben ihren Mann zur Ruhe legte. „Sie thut ihre Arbeit ordentlich und recht, aber dabei hat sie eine Art, als geschehe das Alles nur zum Zeitvertreib und sie dürfe sich kaum die Hände damit schmutzig machen. Sie ist freundlich und willig, aber zwischendurch sieht immer etwas Fremdes, daß man nie weiß, wie man mit ihr daran ist. Und rede ich ein lautes Wort zu ihr, wie es im Aerger wohl einmal kommt, so sieht sie mich still mit ihren großen Augen an, als hätte ich kaum das Recht, ihr etwas Unschönes zu sagen; so daß es mir oft ist, als gehöre sie eher irgendwo anders hin, als auf eine Farm im Busche!"

Kreuzer hatte sich langsam mit der Hand über das Gesicht gestrichen. „Ich denke, Jeder kann froh seyn, der nicht mehr über seine Kinder zu klagen hat," sagte er; „mache, daß sie Zutrauen bekommt — du hast wohl noch nicht ein einziges herzliches Wort zu ihr geredet, seit sie in's Haus getreten ist — und sie wird auch anders werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Physiologie des Diplomaten.

(Schluß.)

II.

Dem Tagebuch einer Reise nach Weimar, wo Gentz mit Schiller, Göthe, Wieland, Herder u. s. w. viel verkehrte, aber viel interessanter als alle Männer die Weiber, vor Allen Amalie Imhoff fand, geht die aus späterer Zeit stammende Bemerkung voran: „14. Nov. (1801). Mitten unter all' diesen Rasereien entschließe ich mich, . . nach Weimar zu reisen, und bleibe dort 14 Tage. Eine Totalrevolution (so wähnte ich!) trug sich in meinem Innern zu. Aber meine Liebschaft mit Fräulein Imhoff — wozu konnte, wozu sollte sie führen?" Das Tagebuch ist französisch geführt. Bei Hof wird Gentz glänzend empfangen, ebenso bei den großen Genie's. Mit Herder ist Gentz peu content: chez M. de Goethe, où on a vu réunis Wieland, Herder, Schiller, ist er in einer Soirée qui aurait du être brillante, mais qui m'a paru froide et presqu' insipide, — cependant cette soirée m'a servi prodigieusement à developper mes idées, et à fixer mon jugement sur bien des objets intéressants; elle m'a produit des avantages négatifs.

Ein Souper bei Schiller, dem die Imhoff anwohnte, findet er hingegen ganz charmant; es dauerte jusqu' à 1 heure; après quoi j'ai ramené Mlle. d'Imhoff — und er ist très content de Weimar. Mlle. Jagemann wird fort aimable gefunden, aber was ist das gegen die heures délicieuses, die er mit der Imhoff verlebt, des heures dont je me souviendrai jusqu' à la mort. Nie hat er eine Sensation gehabt, wie bei ihr: il me semblait même voir approcher le moment d' une grande revolution interieure. Zum Abschied endlich schreibt er ihr une lettre, dont j'ai été moi même extrêmement content. Mit Schiller und Göthe hat man zwischenhinein conversations des plus intéressantes et des plus profondes. Endlich reist er ab pleurant comme un enfant, et se livrant aux réflexions les plus douloureuses, mais en même temps les

plus graves. Er liest sodann das admirable poëme der Imhoff: Les soeurs de Lesbos und schreibt ihr noch einen Abschiedsbrief. — Ainsi finit ce qu'il y a de plus beau dans la vie des hommes! Mais l' impression du voyage de Weimar durera, je l'espère, éternellement. Amen! Amen!

Das schreibt Gentz am 7. Dez. 1801. — Aber die „innere Revolution", der „Effekt der Vorsätze von Weimar" hält nicht lang vor. Schon am 23. Dez. verliert er Alles, was er hatte, im Hazardspiel, so daß er den ganzen folgenden Tag herumlaufen mußte, um einige Thaler zu Weihnachtsgeschenken aufzubringen. Am 1. Jan. soupirt er, spielt und bringt die Nacht anderwärts zu. Hier kann er doch nicht umhin zu notiren: qu' après la résolution de décembre c' était une assez singulière manière de commencer la nouvelle année. Doch gehen noch 6—8 Bogen lange Briefe an die Imhoff ab. Aber am 26. Jan. findet er in Berlin bei Mlle. Levin die Christel Eigensatz, und Christel Eigensatz gefällt ihm.

Umgang mit den Prinzen Louis, August und vielen Offizieren. Im Februar geht eine starke Rimesse „durch L. Carysforts Verwendung" ein. Am 21. Febr., als er Morgens 2 Uhr nach Hause kommt, findet er einen Brief von seiner Frau: „qui a décidé du sort de ma vie — et le lendemain — notre résolution a été prise". Vermuthlich, fügt G. bei, die, uns zu scheiden. Das hinderte mich jedoch nicht, des Abends auf einen Ball zu Pourtalés zu gehen, Trente-et-Quarante zu spielen &c."

März. „Obgleich ich äußerlich mit meiner Frau gut blieb, mit ihr bei Prillwitz aß, in's Theater ging &c., so hebt doch jetzt die Liaison mit Christel Eigensatz recht ordentlich an; zwischen dem Prinzen Louis, Rahel und Andern. — 13. März. Die Passion für Christel wird förmlich deklarirt und am folgenden Tage — erlaubt sie mir, die Nacht mit ihr zuzubringen. Aber gleich darauf, theils durch mein schlechtes Benehmen, theils durch die Ankunft ihres wahren Liebhabers (Zinnow) bricht der Teufel los. Am 21. begegnet mir Scholz auf einem einsamen Spaziergang mit Christel und erzählt es meiner Frau. Die große Gesellschaft wird von nun an etwas weniger besucht. Der Prinz Louis, Kurnatowski, die Familie Cesar, Pauline &c., die Levin, werden die Hauptfiguren. Alles bezieht sich auf Christel. — 5. April. Sollte man es glauben? Le plus pressant, le plus sensible de mes malheurs était l'impossibilité de faire un cadeau à Christel, qui avait aujourd'hui son bénéfice. — Und an demselben Tage führt dem Unwürdigen, der das schreiben konnte (die eigenen Worte von Gentz!) das Schicksal eine Rimesse von 1000 L. St. aus England zu!! Die Passion für die Christel hat ihren Gang und mit ihrem eigentlichen Liebhaber, Zinnow, wird Freundschaft geschlossen; bei Christels Mutter in Trentow werden tagelang Rendevous gehalten. Zinnow verliebt sich in Pauline. Nun bin ich obenauf bei der Christel. Maintenant c'est le délire complet. Dabei die größte Intimität mit Zinnow. Wir fressen und saufen in der „Stadt Paris", fahren wie toll im Whisky durch die Promenaden, spielen Tarok &c."

Am 4. Mai schlägt ihm Minister Voß einen Urlaub ab. „Am folgenden Tag, nach einer Unterredung mit Grattenauer über meine häuslichen und Geldverhältnisse, setzt der Gedanke, Berlin zu verlassen und meine Ehe zu trennen, sich in mir fest. Am 24. zieht meine Frau und Schwiegermutter ohne mich nach Schöneberg. Der Abschied muß traurig gewesen seyn. Endlich Abends ein herzzerreißendes Gespräch mit meinem Vater, welches damit schließt, daß er, als wir uns verlassen, einen Anfall von Schwindel bekommt, fällt (ich mit ihm) und sich am Kopf verwundet. Und nach solcher Scene konnte ich von Gott Verlassener noch den Abend mit Christel, Zinnow und Bohlen zubringen. Indessen söhne ich mich am folgenden Tage mit meinem Vater, der sich besser befindet, Mutter, Schwestern aus — und der redliche alte Mann gibt mir noch Geld zur Reise. Unterdessen geht die Geschichte mit Christel ihren Gang, bald im Frieden, bald im Krieg, aber immer Christel und Christel. Nach unendlichen Wortwechseln bleibe ich endlich in der Nacht vom 17. zum 18. Juni bei ihr. Und après cette nuit céleste, il ne me restait qu'à me jeter entièrement dans les préparatifs du voyage. Und doch spiele ich an dem nämlichen Abend auf dem Casino Hazard und verliere eine große Summe. An eben dem Tage hatte ich von meinen Eltern und Schwestern Abschied genommen. Am 19. nehme ich von meiner Frau Abschied und am 20. früh um 3 Uhr fahre ich mit Adam Müller von Berlin — um es nie wieder zu sehen."

Er reist nach Wien, findet es „gräulich"; ganz zufällig macht ihm Elliot den Vorschlag, mit ihm nach England zu gehen. Metternich gibt ihm einen Wechsel von 100 L. St. und Armfeldt einen ähnlichen nach London mit; in Weimar läßt er sich vom Herzog 40 Louisd'or vorschießen &c. Aus England zurückgekehrt, erhielt er in Weimar die Nachricht aus Berlin vom Tode seiner Frau. „Ich war tief gerührt von dieser Neuigkeit; doch genoß ich 4 Tage lang den Aufenthalt in Weimar, und lebte dort mit dem Herzog und seinem Hof, mit — Amalie Imhoff, die ich immer noch sehr liebte, mit Schiller, Göthe, Mlle. Jagemann &c." In Dresden hat er mit Adam Müller merkwürdige Gespräche: „ich selbst war in tiefbewegter Stimmung, kräftig, (und — das hat allein noch zur Vollendung des romantischen Diplomaten und Wüstlings gefehlt!) — lebendig religiös, und doch auch — wie gleich naiv beigefügt wird — zur Ausschweifung sehr geneigt und sehr fähig."

Miscellen.

„Der Zauberer von Rom", von Karl Gutzkow, ist mit dem soeben herausgekommenen neunten Bande nunmehr abgeschlossen.

•

Lindau, 31. Mai. Am gestrigen Tage entwickelte sich an der Lagerungsstelle des Dampfbootes „Ludwig" unter dem Zudrange einer großen Zuschauermenge, die sich mit allen Arten von Fahrzeugen um die Hebungsstelle gruppirten, ein sehr bewegtes Leben. Das Dampfboot, welches sich nun wiederum fest im Seegrunde in horizontaler Lage eingesenkt hat, bedarf für Ausführung der Hebung noch die Anzahl von 10 bis 12 Tonnen, so daß die Gesammtzahl immerhin 55 bis 60 Stücke beträgt. Die stürmische Witterung fügt den letzteren mannigfachen Schaden zu. Die Zerplatzung der Tonnen hat gefahrbringende Zustände im Gefolge.

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 46. Sonntag den 9. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Aber es blieb, wie es gewesen, und Mutter und Tochter gingen neben einander her, die Erstere kalt und wortlos das Mädchen gewähren lassend, als wolle sie sich dadurch ein Gegengewicht für Mary's eigenthümliche Haltung schaffen — die Letztere immer still und emsig, bis die Abendmahlzeit vorüber war; dann aber schweifte sie hinaus in's Freie, meist von Kreuzer's Jüngstem, dem kleinen George begleitet, der sich vom ersten Tage an traulich an sie geschlossen hatte, und hier schien bei dem Mädchen oft im lustigen Tollen der den Tag über unterdrückte Kindersinn zum Durchbruch zu kommen. George war es auch, mit dem sie nach und nach englisch plaudern lernte, und der ihr auf diesen Wanderungen erzählte, da drüben im Walde wohne ein amerikanischer Major mit zwei Söhnen, von welchen der Eine „Advokat" studire, und der Andere „amerikanischen Offizier" lerne.

Fast noch sonderbarer, als zwischen Mutter und Tochter, hatte sich das Verhältniß zwischen der Letztern und dem ältesten Sohne des Hauses gestaltet. Ihr eigenthümliches Wesen bei ihrem Auftreten hatte dem Burschen imponirt, und er konnte das Gefühl nicht wieder loswerden, so sehr sich auch sein Selbstbewußtseyn, das noch niemals in seiner Umgebung etwas über sich anerkannt, dagegen sträubte. Er spottete über des Mädchens Eigenthümlichkeit, erst innerlich, dann mit Blicken und Mienen und zuletzt laut. Mary hatte wohl im Anfange das Auge nach ihm gewandt, als wolle sie fragen, was sie ihm zu Leid gethan; bald indessen schien sie kein Ohr mehr für seine hingeworfenen höhnischen Worte zu haben — wenn sie aber dann oft an ihm vorüber ging, als sey er gar nicht in der Welt, dann zuckte es sonderbar in seinem Gesichte, und seine Augen folgten ihr, als könne er sie von der schlanken Gestalt nicht losreißen.

Es war eines Abends, und Mary hatte sich allein nach dem Walde gewandt, als Heinrich ihr mit einem Arm voll Maiskornstengeln für die Kühe entgegenkam. Sie hatte nur einen Blick nach ihm geworfen, glaubte aber den gewöhnlichen Hohn schon um seinen Mund spielen zu sehen, und wollte eine Seitenrichtung einschlagen, um ihm nicht zu begegnen. Kaum schien er aber ihre Absicht errathen zu haben, als auch seine Last auf der Erde lag und das Mädchen sich an beiden Armen gehalten fühlte. „Darfst du mir nicht einmal guten Abend sagen, daß du mir aus dem Wege gehst?" sagte er, und Mary sah in ein Paar seltsam erregter Augen. „Jetzt gib nur einen Kuß dafür, wie sich das für eine Schwester gehört!"

Mary stand einige Sekunden, als wolle sie sich von der Ueberraschung erholen. „Du wirst meine Arme loslassen, Heinrich," sagte sie dann, während sich ein Beben in ihrer Stimme geltend machte, als unterdrücke sie mit Macht ihre innere Bewegung.

„Nicht eher, als bis du thust, was ich will!" erwiderte er mit einem Lachen der Befriedigung, während seine Augen im dunkeln Feuer auf des Mädchens Gesichte ruhten.

Mary wurde bleich, um ihren Mund legte sich ein Zug unbeschreiblicher Verachtung. „Ein schwaches Mädchen verhöhnen und sich an ihr vergreifen, weil sie sich nicht wehren kann, das sind deine Heldenthaten, pfui! Zwinge mich doch," fuhr sie, den Kopf höher haltend, fort, „und ich werde morgen so gewiß von der Farm gehen, als es für eine Waise, die arbeiten will, wohl noch einen andern Schutz geben wird!"

Er sah ihr einen Augenblick ungewiß in das blitzende Auge und ließ dann langsam seine Hände von ihren Armen gleiten. „Ich habe dir nichts zu Leide thun wollen, Mary," sagte er sichtlich herabgestimmt; „wenn du aber meine Schwester seyn willst, warum thust du so stolz, daß es mich böse macht, und warum gehst du mir aus dem Wege oder thust, als sehest du mich nicht?"

Sie hielt den Blick wie im stillen Forschen auf sein Gesicht geheftet. „Soll ich dir etwa noch freundlich für dein höhnisches Gebahren danken?" erwiderte sie nach einer kurzen Pause. „Was habe ich armes Mädchen dir gethan, daß du mir so begegnest?"

„Mary," sagte er eifrig, „warst du es nicht zuerst, die mich von oben herab behandelt hat. Bist du nicht überall mir aus dem Wege gegangen, als wäre ich für dich nicht da — ich dein Bruder?"

„Du hast mich wie ein Bruder behandelt, Heinrich? Hast du mich nicht stets verfolgt mit harten, höhnischen Worten, als ich zu Euch kam als Wildfremde — wenige Tage darauf, nachdem ich meinen armen Vater begraben und meine Seele noch wund und zerrissen war von meinem unsäglichen Unglück? Sollte ich da auf Alles das eingehen, was du einen Spaß nennst?" sagte sie, und mit jedem Wort klang es mehr, als mache sich eine lang unterdrückte Stimmung Luft. „Du kannst dir wohl gar nicht denken, wie so einer Waise zu Muthe ist, und wie sie behutsam angefaßt

seyn will, wenn ihr nicht Alles wehe thun soll, und wie sie sich verschließt, wenn sie keine Liebe findet, und jedem schlimmen Worte ängstlich aus dem Wege geht —"

„Aber ich habe dich lieb — weiß Gott, ich habe dich lieb!" unterbrach sie der Bursche, auf's Neue ihre Arme fassend. „Ich habe mich geärgert über dein stolzes Behaben — jetzt aber mußt du mich wieder lieb haben, Mary!"

Sie wand leicht ihre Arme aus seinen Händen. „Sey du nur nicht böse und herzlos", sagte sie, als suche sie ihre eben ausgebrochene Bewegung zu unterdrücken, „und ich werde auch noch lernen, anders zu seyn!"

Sie drehte sich weg und schritt dem Walde zu. Heinrich folgte ihr mit den Augen, zog dann die Stirn kraus und schlug mit der rechten Faust in die linke Hand. „Sie wird doch nicht anders, ich weiß es schon!" sagte er und wandte sich langsam dem hingeworfenen Kühfutter wieder zu.

Von da ab stellte sich indessen zwischen Beiden ein anderes Verhältniß als bisher heraus. Blieb auch Mary ihrem Wesen im Allgemeinen treu, so schien sie doch immer einen freundlichen Blick für Heinrich zu haben, der, als könne er sich ihrem Einflusse nicht entziehen, sich ein Geschäft in ihrer Nähe machte, sobald er nur das Haus betrat, oft aber auch finster ihr nachschaute, wenn ein Zufall sie hinderte, ihn zu bemerken. Gesprochen ward wenig zwischen Beiden.

So gingen Spätsommer und Herbst mit ihren Arbeiten hin. Der alte Kreuzer, dessen Blicke oft mit großer Theilnahme auf dem Mädchen ruhten, fühlte sich unwillkürlich zu ihr hingezogen und zeigte dies ganz offen dadurch, daß er sie stets auf seinen Ausflügen nach einem benachbarten Flecken mitnahm und sie den dort eingetroffenen Nachbarfamilien vorstellte. Mit dem Englischen war Mary in den sechs Monaten, welche sie bereits auf der Farm verbracht, eben so wunderbar schnell vertraut geworden, als sich unter der steten Arbeit und Bewegung ihr Körper überraschend entwickelt hatte. Ihre feinen magern Glieder begannen an Fülle zu gewinnen, ihre zerbrechliche Gestalt hatte eine kräftige Elasticität angenommen und ihr Gesicht sich zu einem blühenden feinen Oval gerundet. Und sah man ihren Händen auch wohl an, daß sie die Arbeit kannten, so hatte doch selbst diese deren Zierlichkeit nur wenig Eintracht thun können.

Die erste wehe Rückerinnerung, die Mary trotz aller errungenen Selbstcontrole nicht zu überwinden vermochte, kam ihr, als schon längst der Schnee die Felder deckte und der Weihnachtsabend niederdämmerte. Seit der eingetretenen Kälte waren die sämmtlichen Hausbewohner einen großen Theil des Tages und den vollen Abend auf das Familienzimmer angewiesen, und das Mädchen hatte schwer ihre gewohnten Streifereien in's Freie vermißt, die ihr sonst immer das rechte Gleichgewicht mit sich selbst wiedergegeben. Sie hatte Wolle spinnen lernen, hatte ihre ganze Geschicklichkeit im Nähen zusammengesucht, um der Frau bei Instandsetzung der Leib- und Hauswäsche behilflich zu seyn; trotz der emsigen Arbeit aber lag es an manchem Abend wie ein Alp auf ihr, wenn der alte Kreuzer, langsam die Tabakswolken von sich blasend, schweigend im Schaukelstuhl saß und stundenlang vor sich hinblicken konnte, ohne sich kaum einmal zu rühren; wenn Heinrich, die Stuhllehne gegen die Wand gelehnt, in lauten Tönen schnarchte, die Magd neben dem großen Kamin nickte und das trübe brennende, von der Frau selbst gegossene Talglicht die geräuschlose Arbeit in ihren und der Hausmutter Händen beleuchtete. Und als nun der Weihnachtsabend kam, ohne daß die gewohnte Ordnung sich in einer andern Weise zu ändern schien, als daß die Magd einen wilden „Turkey" (Truthahn), den Heinrich geschossen, zu rupfen bekam und Kreuzer sich mit der Bemerkung in den Schaukelstuhl setzte, daß er morgen, um auch einmal Christmeß zu feiern, bei Zeiten in die Stadt gehen werde, und wer mit wolle, seine Festtagskleider heute noch zurechtlegen solle, da tauchten in Mary's Seele alle früheren Bilder selig verbrachter Weihnachtsabende auf — ihres Vaters Gesicht, als er sich niedergebogen und das beschenkte Kind geküßt, trat vor sie, und auf ihr Herz begann es sich immer schwerer, wie ein drückendes Gewicht zu legen, daß sie endlich meinte, ersticken zu müssen, wenn sie sich nicht ausweinen dürfe. Geräuschlos erhob sie sich und verließ das Zimmer. Neben der Kammer der Magd, im hintern Giebel des Hauses, war ihr eine kleine Stube eingeräumt worden. So lange das Haus stand, war freilich noch nie hier geheizt worden, und auch jetzt herrschte eine eisige Luft darin, welche durch den klaren hereinfallenden Mondschein fast noch kälter zu werden schien. Mary aber, die dorthin geeilt war, schien nicht darauf zu achten, setzte sich auf ihr Bett und legte das Gesicht in beide Hände. Den Kopf in das Kissen gedrückt, weinte sie heftig und lange.

Als sie sich endlich wieder erhoben hatte, ging sie nach ihrem Koffer, kniete dort nieder und nahm zwischen ihrer Wäsche die wohlverwahrte Uhr ihres Vaters und dessen Handschuhe, welche er bis zum Tage seiner Krankheit getragen, heraus und drückte Beides an ihre Lippen. „Mein Vater — mein lieber Vater!" schluchzte sie laut. Dann barg sie die Erinnerungszeichen an ihren früheren Ort, schloß den Koffer, trocknete sorgfältig ihr Gesicht und ging so lautlos, als sie gekommen, nach dem untern Zimmer zurück, wo ihre Abwesenheit kaum bemerkt worden war. Nur des alten Farmers Blick haftete lange auf ihr, als sie das verweinte Gesicht tief auf ihre Näherei bog.

Als später Mary mit einem „gute Nacht, Mutter!" der Frau die Hand gereicht und zu dem Farmer trat, hielt dieser ihre Finger einen Augenblick fest. „Es wird morgen wenigstens eine Abwechslung geben," sagte er, ihr aufmunternd in die verweinten Augen sehend, „im Uebrigen soll man sich aber nicht so viel Gedanken um verlorene Dinge machen, es nimmt den Muth, Kind, und wenn man auch noch so ein tapferes Herz hat." Sie zwang sich ein Lächeln ab, und er legte mit einem befriedigenden Kopfnicken die Hand auf ihr Haar. „Jetzt geh und verdirb dir in der Nacht nicht den Spaß für morgen!"

Es war am Abend darauf, als Kreuzer's Schlitten, der kaum mehr war, als ein viereckiger Kasten auf rohe, selbstgezimmerte Kufen gesetzt, aus der Stadt zurückkehrte. Konnte auch Mary, die in eine wollene Pferdedecke gehüllt neben dem Farmer saß, von großem Vergnügen, welches sie gehabt, nicht reden, so hatte doch das Neue einer amerikanischen Weihnachtsfeier, das Schießen und Tollen der Jugend auf der Straße, das Treiben der umherwohnenden Landbevölkerung, welche sich eingefunden, die zahllosen komischen Scenen, welche whiskyselige Menschen dargestellt, sie aus dem Ueberrest ihrer trüben Stimmung gerissen.

Anders war es mit Heinrich, welcher den Vordersitz eingenommen hatte und die Pferde lenkte. Er hatte nicht allein Staat mit seiner schönen, städtisch geputzten Schwester

gemacht, er hatte auch zum ersten Male den erwachsenen Burschen gespielt und öfter im Glase Bescheid gethan, als es für sein rasches Blut gut seyn mochte. So ließ er denn die beiden Pferde nach Herzenslust laufen, jauchzte auf, wenn bei einer raschen Biegung der aufgerissene Schnee den Schlitten überschüttete, und erwiderte die einzelnen Worte des Alten, der ebenfalls in bester Laune zu seyn schien, mit derben Witzen.

So lange die Straße zwischen freien Feldern hinführte, ging Alles vortrefflich. Der rasche Flug gewährte selbst dem Mädchen ein eigenthümliches Vergnügen; als aber der Weg nach der Farm abbog und sich nach dem Walde hinüberwand, begann erst der Schlitten einzelne grobe Erschütterungen zu erhalten, wofür sich Heinrich an den Pferden rächen zu müssen glaubte. Aber kaum 5 Minuten darauf flog das Gefährt gegen einen Baumstumpf, daß die getroffene Kufe wie ein Rohr in Stücke barst und Mary es nur der breiten Basis des Farmers, gegen welchen sie fiel, zu danken hatte, daß sie nicht in den Schnee hinausflog. Mit einem Satze war sie aus ihrer Decke heraus und auf den Boden gelangt; Heinrich folgte langsam. „Jetzt, Vater, schimpfe nicht," sagte der Letztere gelassen, „es ist nur einmal Christmeß im Jahre, und an dem Rumpelkasten hier ist auch nichts gelegen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwicklungsgeschichte der Erde im Allgemeinen und Deutschlands insbesondere.

1. Artikel.

Die Urgeschichte.

Astronomische, physikalische und chemische Beobachtungen und Gesetze berechtigen uns, auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft eine Theorie über die Entstehung und Entwicklung des Erdballes aufzustellen, welche die früheren Hypothesen über diesen Gegenstand, die oft nicht viel mehr oder weniger als geistreiche Träumereien waren, immerhin weit übertrifft, wenn auch die Urgeschichte der Erde so wenig vollständig aufzuklären seyn wird, als dies mit jenen Zeiten der Menschengeschichte der Fall ist, in welcher die Mythe eine so große Rolle noch spielt. Auch kann gleich anfangs bemerkt werden, daß bis jetzt alle aufgestellten Hypothesen der Wissenschaft gegenüber immer noch gar Manches zu wünschen übrig lassen, und wir werden darauf selbst in speziellen Fällen zurückkommen.

Es war nun vorzüglich Laplace, dem wir eine bessere Hypothese über jene ersten Vorgänge verdanken, bei deren Beurtheilung aber demohngeachtet der Phantasie stets ein ziemlicher Spielraum wird eingeräumt werden müssen. Nach ihm bestand das ganze Sonnensystem ursprünglich aus einem Gasball, in welchem nach und nach an einer bestimmten Stelle ein dichterer Kern (die Sonne) ausgeschieden wurde, so wie wir analoge Vorgänge im Großen bei den Kometen, durch deren Schweif und Kern selbst Sterne hindurchschimmern, und im Kleinen in Pflanzen- und Thierzellen ebenfalls bemerken können, während die Dunstatmosphäre noch weit über die Bahn des letzten Planeten (Neptun) hinausragte. Dieser ungeheure Ball gerieth (vielleicht unter dem Einfluß der Anziehung eines benachbarten Systems) in eine rotirende Bewegung, während von außen nach innen der Gasball, welcher aus bekannten physikalischen Gründen eine große Menge von Wärme in sich enthalten mußte, durch die Abgabe derselben an den kälteren Weltraum zunächst eine Zusammenziehung erlitt. Die Folge davon mußte dann seyn, daß die Rotation schneller wurde und daß einzelne Schichten oder Zonen sich zu bilden vermochten, welche theils wegen der ungleich starken Bewegung, theils wegen des verschiedenen Grades der Abkühlung sich trennen und am Ende unter dem Einfluß einer hinreichenden Centrifugalkraft in Ringen abspringen konnten. Diese Ringe, von denen der Saturnusring heute noch ein Beispiel bietet, erlitten unter denselben Einflüssen an ihrer äußeren und inneren Fläche einen oder mehrere Risse und ballten sich zu einem größeren oder mehreren kleineren Planeten zusammen, wie die Beispiele der alten und neuen Planeten uns deutlich zeigen. Bei diesen Planeten wiederholten sich alsdann dieselben Vorgänge und es entstanden die sekundären Bildungen der Trabanten oder Monde. Ein solcher abgesprungener Ring gab nun der Erde und dem Mond seine Entstehung, ganz wie dies oben bei der Sonne und ihren zugehörigen Planeten der Fall war, nur daß hier aus dem Centralkern die Erde sich bildete, während ein abgesprungener Erdring zur Bildung des Mondes weitere Veranlassung gab.

Wir wollen aber nun die muthmaßliche Geschichte der Erde weiter verfolgen.

Da nämlich die Erde ursprünglich als Gasball erscheint, in welchem die Urstoffe (chemischen Elemente) der Erde in ziemlicher Mannigfaltigkeit erscheinen, von denen übrigens doch nur einige an der Bildung der größeren Partien wesentlichen Antheil nehmen, so gab ursprünglich auch zuerst die äußerste Schicht Wärme an den kalten Weltraum ab, es entstand eine Zusammenziehung des Balles, wodurch die Theile einander mehr genähert und zu gegenseitigen chemischen Einwirkungen befähigt wurden, wobei theils in Folge der Zusammenziehung des Balles, theils in Folge der eingeleiteten chemischen Prozesse ein bedeutender Hitzgrad sich erzeugen mußte. Eine fortgesetzte Wärmeabgabe nach außen und dadurch bedingte Verdichtung nach innen, bei einer sehr hohen Temperatur, mußte aber die schließliche Folge haben, daß ein Theil der gebildeten Materie in eine flüssige Form gerieth, welcher dem Gesetz der Schwere folgend im Mittelpunkte sich sammeln mußte, während ein anderer Theil von mehr flüchtiger Natur diesen flüssigen Kern in Luftform umgab.

Von außen kühlten sich nun immer neue Schichten ab, welche einen ähnlichen Prozeß durchlaufen, niedersinken und den flüssigen Kern vergrößern, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß in den abgekühlten dichteren Schichten, wenn sie den glühenden Erdkern berührten, diejenigen Theile wiederholt in Luftform übergehen mußten, welche dazu mehr disponirt sind und erst bei einer stärkeren Abkühlung flüssig bleiben.

Um aber die folgenden chemischen Aktionen besser zu beurtheilen, wollen wir in Kürze das in Frage stehende Hauptmaterial etwas näher in's Auge fassen.

Bekanntlich theilen sich die chemischen Grundelemente in Metalloide und Metalle. Von den Metalloiden erscheinen in Luftform der Sauerstoff, der Stickstoff, der Wasserstoff und das Chlor. Von den festen haben

wir zu unserem Zweck den Kiesel (Silicium), die Kohle und den Schwefel zu beachten.

Die Metalle theilen sich in schwere und leichte. Von den schweren Metallen erwähnen wir vorläufig nur das Eisen und Mangan. Von den leichten (Halbmetallen) das Aluminium, Magnesium und Calcium als Grundlagen von Erden, das Kalium und Natrium als Grundlagen von Alkalien.

Die Hauptrolle dabei war offenbar dem Sauerstoff zugetheilt, der fast ein Drittel der bekannten Erdrinde bildet, in dem äußerst elektrischen Gegensatz mit den übrigen Körpern steht, und dessen unwiderstehlichee Einwirkung nur die edlen Metalle sich entziehen. Von den Metalloiden hat der Stickstoff die größte Selbständigkeit und der Sauerstoff bildet mit ihm nur ein Gemeng — die atmosphäeische Luft. Mit dem Wasserstoff bildet er das Wasser. Eine wichtige Verbindung bilden noch Wasserstoff und Chlor, nämlich Salzsänee. Mit dem Kiesel bildet der Sauerstoff die mächtige und weitverbreitete Kieselsäuee (Kieselerde), welcher die bedeutendste Rolle bei der Gebirgsbildung zugetheilt ist. Mit der Kohle bildet er die Kohlensäure, mit dem Schwefel die Schwefelsäure.

Unter den schweren Metallen erwähnten wir das Eisen. Der Sauerstoff bildet mit ihm das Eisenoxyd, das so oft in mineralischen Massen erscheint, und dem sie häufig die rothe Farbe danken.

Mit den leichten Metallen, dem Aluminium, dem Magnesium und Calcium bildet er die wichtige Thonerde, Talkerde (Bittererde) und Kalkerde, mit dem Kalium und Natrium das Kali und Natron.

Die Säuren und Alkalien mit iheen entgegengesetzten Eigenschaften haben nun ein weiteres Streben, sich zu vereinigen und bilden zunächst die einfachen Salze. Dabei kommt eine Hauptrolle den kieselsauren Salzen oder Silicaten zu. Hieher gehört die kieselsaure Thonerde, kieselsaure Talkerde u. s. w. Außer ihnen erwähnen wir die kieselsauren Alkalien.

In zweiter Linie reihen sich die kohlensauren Erden und kohlensauren Alkalien an.

Oft ist eine Säure mit mehr als einer Basis verbunden, und z. B. Kieselsäure mit Thonerde und Kalkerde zugleich. Eine solche Verbindung nennt man ein Doppelsalz. So ist z. B. unser gewöhnliches Glas eine Verbindung der Kieselsäure mit einem Alkali und Kalkerde. Daher sind auch die Doppelsalze künstlichen Glasflüssen zu vergleichen.

Hiehee gehören nun endlich jene Grundmaterialien, welche die sichtbaren Hauptbestandtheile unserer ältesten Gebirge ausmachen, der Feldspath, der Glimmer, die Hoenblende (Amphibol), der Augit (Pyroxen), der Talk, der Chlorit u. s. w.

Der Feldspath ist eine Verbindung von dreifach kieselsaurer Thonerde mit zweifach kieselsaurem Kali, der Glimmer eine Verbindung von kieselsaurer Thonerde mit kieselsaurem Kali und etwas Eisen und Mangan, die Hornblende eine Verbindung von dreifach kieselsaurer Kalkerde mit zweifach kieselsaurer Talkerde, deren Farbe von etwas Eisenoxydul herrührt, der Augit zweifach kieselsaure Talkerde mit zweifach kieselsaurer Kalkerde und etwas anders krystallisirt als die Hornblende u. s. w.

In Beziehung auf die beiden letzteren Mineralformen der Hornblende und des Augits ist übrigens sehr bemerkenswerth, daß man durch Umschmelzung von Hornblendekrystallen künstliche Augitkrystalle zu Stande gebracht hat, während dies umgekehrt nicht möglich war. Dies scheint vorauszusetzen, daß die Hornblendekrystalle eine viel langsamere Abkühlungszeit nöthig machen. Es konnten also Hornblendekrystalle in dem heißen Erdinnern sich bilden, aber an der Oberfläche der Erde nur dann, wenn eine schnellere Abkühlung nicht möglich war (wie z. B. bei den ältern Gebirgen).

Der Talk ist kieselsaure Magnesia, der Chlorit gleichfalls, aber mit Thonerde, Eisenoxydul und Wasser verbunden.

Nachdem wie nun das wesentlichste Material kennen gelernt haben, aus dem die bekanntesten Felsarten zusammengesetzt sind, wollen wir zunächst zu der Beantwortung der Frage schreiten, wie dasselbe der Hauptsache nach gruppirt war.

Wir sahen aber, daß nach einer bestimmten Entwicklungsperiode ein feurig flüssiger Erdkern vorhanden seyn mußte, den eine Atmosphäre in Dampfform umgab, und es ist natüelich, daß die schmelzbaren Körpee in dem Kern und die flüchtigen in der Atmosphäre ihren Platz einnahmen, wobei nur zu bemerken, daß bei der damaligen hohen Temperatur Körper noch in Luftform auftraten, welche heutzutage unter gewöhnlichen Umständen flüssig erscheinen. Dahin sind namentlich das Wasser, die Schwefelsäuee und Salzsäure zu rechnen. Die dortige Atmosphäre unteeschied sich also wohl von der unsrigen dadurch, daß damals die atmosphärische Luft mit Wasserdämpfen und flüchtiger Schwefelsäure und Salzsäure erfüllt war, die sich ungehindert nebeneinander ausbreiteten, wie das bei Gasgemengen der Fall ist (Physik). — Wasser in flüssiger Form war damals noch nicht vorhanden, also kein Meee, das die Erde bedeckte. —

Was den flüssigen Erdkern betrifft, so bestand das Gemenge, wie bemerkt, aus schmelzbaren Stoffen, die sich aber, weil hier flüssige Körper auftraten, nach ihrem spezifischen Gewichte schichtenweise sonderten. Wie können mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die schweren edlen Metalle den Mittelpunkt einnahmen, auf dieselben Basalte und basaltische Laven, Erzgänge, Trappgesteine, wie Syenit, Hornblende, Grünstein u. s. w., Porphyre, granitische Gesteine und kohlensaure Erden und Alkalien in stufenweiser Gliederung auseinander folgen mochten.

Die eben entwickelte Hypothese wurde in ihrem mechanischen Theil nicht minder als in ihrem physikalischen und chemischen der Kritik unterzogen. Was den mechanischen Theil betrifft, so war es vorzüglich die Ellipsenbahn, Axenlage und Dichtigkeit unserer Planeten und ihrer Monde, die damit in Widerspruch stehen sollten. Petzholdt hat übrigens die Rechtfertigung versucht, die sich namentlich darauf gründet, daß erwiesenermaßen unser ganzes Sternensystem selbst in Bewegung begriffen ist und bei der Beurtheilung der Dichtigkeit der Planeten auch das Volumen derselben berücksichtigt werden muß.

Für einen feurig flüssigen Kern der Erde spricht sehr entschieden die Wärmezunahme nach der Tiefe und ihr konstantes Verhältniß, sowie die fortdauernden vulkanischen Erscheinungen. A. W.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 47. Mittwoch den 12. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Der Alte brummte ein paar unverständliche Worte, schien aber die Richtigkeit des aufgestellten Satzes anzuerkennen, drückte dem Burschen die Zügel in die Hand und begann den angerichteten Schaden zu untersuchen. „Hier ist nichts zu machen," sagte er nach einer kurzen Pause, „als ein paar junge Bäume zu holen und den Kasten darauf heimzuschleppen, so gut es geht. Gib die Pferde her und lauf nach dem Wald."

Heinrich warf einen Blick nach der abgebrochenen Kufe und ging durch den Schnee davon. Kreuzer aber beruhigte die noch immer aufgeregten Thiere und sah dann nach dem Mädchen, die mit ihren dünnen Festtagsschuhen den Schnee stampfte, um sich zu erwärmen. „Steig wieder in das Stroh hinein, bis der Heinrich zurückkommt!" rief er ihr zu; seine nächste Aufmerksamkeit aber ward durch einen in ihrem Rücken rasch herankommenden eleganten Schlitten in Anspruch genommen, dessen Führer, kaum daß er den Unfall wahrgenommen haben konnte, das Pferd anhielt.

„Halloh, Mr. Kreuzer!" klang es in englischer Sprache, „Schaden gelitten?"

„Nichts Besonderes, nur ein Christmeß-Zufall!" erwiderte der Angerufene mit einer eigenen Kürze, nachdem er den Fragenden erkannt zu haben schien.

„Soll ich Ihnen helfen?" rief der Andere und machte Anstalt, aus dem Schlitten zu steigen.

„Ist nirgends nothwendig, Sir!" sagte Kreuzer in derselben kurzen Weise, wie sie ihm sonst nie eigen war; „aber warten Sie!" unterbrach er sich in einer plötzlichen Aenderung des Tons, „wenn Sie die junge Lady hier nach Hause mitnehmen wollen, so wird es gut seyn; ich weiß sonst nicht, wie lange sie hier wird im Schnee stehen müssen!"

Mary hatte bei dem ersten Klange der jugendlichen Stimme den Kopf nach dem Fremden gehoben, und es ward ihr plötzlich, als ginge ein stilles, klares Licht in ihr auf. Trotz des weiten Rockes, welcher den Herangekommenen umhüllte, und dessen großer Mütze aus feinem Pelz hatte sie den jungen Amerikaner wiedererkannt, welcher ihr den ersten Morgengruß nach ihrer Ankunft geboten. Ohne sich Zeit zu einem Worte zu nehmen, war er jetzt von seinem Sitze gesprungen, und ein Lächeln angenehmer Ueberraschung glänzte in seinem Gesichte auf, als er herantretend die Züge des Mädchens zu unterscheiden vermochte.

„Sage der Mutter, was hier los ist, und daß uns beim Heimkommen ein heißer Kaffee gut thun würde!" rief Kreuzer deutsch, als der junge Mensch seine Hand an Mary's Arm legte, um sie in den Schlitten zu heben; diese aber hatte bei des Letzteren Lächeln an ihre beiderseitige frühere Sprachverlegenheit denken müssen und rief jetzt englisch zurück: „Laß doch lieber den Schlitten bis morgen liegen, Vater, und reite mit Heinrich nach Hause!"

„Wird auch wohl so werden, da wir Dich jetzt los sind!" antwortete der Alte in wiedergewonnener Laune; das Mädchen war mit einem kurzen Schwunge auf dem ihr bestimmten Platze, und in der nächsten Minute glitt das leichte Gefährt, sichtlich von kundiger Hand geleitet, davon.

Mary fühlte ein elastisches Sitzkissen unter sich, ihre Füße standen auf weichen Buffalofellen, und eine mit Pelz gefütterte Schlittendecke zog sich warm über ihre Kniee herauf — ein Gefühl von Behaglichkeit fing an sie zu durchrieseln, das sie an frühere Zeiten mahnte, als ihre Mutter noch lebte und ihr Vater noch der reichbesoldete Staatsbeamte war, und doch scheute sie sich jetzt fast, sich der wohlthuenden Empfindung hinzugeben.

„Sprachen Sie wirklich noch kein Englisch, Miß, als ich Sie zum ersten Mal sah?" begann ihr Begleiter, sobald das Pferd einen ruhigen Trab angenommen hatte, und warf einen Blick in ihr Gesicht, das angehaucht von der kalten Luft wie eine Mairose aus dem dunkeln kleinen Sammthute hervorsah.

Sie sah ihn mit ihrem Lächeln an, das von so wunderbarer Helle seyn konnte. „Ich war ja erst am Tage zuvor von Deutschland hier angekommen," sagte sie, „ich verstand wohl ein klein wenig französisch, habe aber nie vorher an das Englische gedacht!"

Ein Stoß, welchen der Schlitten erhielt, zwang ihn, seine Aufmerksamkeit auf den Weg zu lenken, und erst nach einer Weile wandte er den Kopf wieder nach ihr. „Es war eine ganz merkwürdige Ueberraschung, als ich Sie damals so unerwartet sah," begann er, „— aber wollen wir uns nicht selbst mit einander bekannt machen?" fuhr er mit einem Lachen fort, als wolle er sich damit von einer inneren Befangenheit befreien. „Ich heiße James Osborne!"

„Und ich heiße Mary Kreuzer!" lachte das Mädchen. „Kannten Sie diesen Namen in der That noch nicht?"

„Ich wußte ihn nicht, Miß," erwiderte er, die Augen wieder dem Pferde zuwendend. „Ich bin wohl an den drei Morgen nach unserm ersten Begegnen, die ich noch im

elterlichen Hause vollbrachte, wieder Eichhörnchen schießen gewesen, bekam aber nichts von Ihnen zu sehen — und so bin ich erst gestern wieder nach Hause gekommen, um die Weihnachtstage hier zu verbringen. Sie sind eine Tochter oder eine Verwandte von Mister Kreuzer?" fuhr er fort, den Blick von Neuem auf ihr Gesicht heftend.

Sie schüttelte leise den Kopf. „Ich bin nur angenommenes Kind," sagte sie, „meine Eltern führten einen andern Namen, sie sind aber Beide todt."

„Aber wenn Sie mit Kreuzer nicht verwandt sind, wie kommen Sie zu uns in den Hinterwald?" fragte er angeregt, „ich sah doch auf den ersten Blick, daß Sie nicht unter die Leute gehören, zwischen denen Sie leben; — ich meine damit nicht," setzte er, wie sich besinnend, hinzu, „daß Mr. Kreuzer und seine Frau nicht so brav wären, als sich nur erwarten läßt —"

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen," unterbrach sie ihn, „aber ich denke nicht, daß ich etwas verliere, wenn ich tüchtig wirthschaften lerne. Was ich vielleicht sonst noch weiß, behalte ich doch, und dazu muß ich es ja als ein großes Glück betrachten, als Tochter des Hauses gehalten zu werden, für das ich nicht genug danken kann!" Und damit begann sie zu erzählen, wie sie mit ihrem Vater nach New-York gekommen, von seiner Krankheit und seinem Tode; es war ihr nicht, als säße sie neben einem fremden Menschen, sondern als müßten sie Beide sich schon längst gekannt haben; erzählte dann, wie sie in Kreuzers Haus gekommen, ging aber über alle Kämpfe, welche sie im Anfange zu bestehen gehabt, hinweg und sprach nur von der Freundlichkeit des alten Farmers; — und der junge Mann warf hier und da eine Frage über ihre früheren Verhältnisse in Deutschland dazwischen, ließ oft lange den Blick in ihrem Auge ruhen und schien nur an das, was sie sprach, zu denken, bis ein Stoß des unebenen Wegs ihn wieder an seine Lenkerpflicht mahnte. Die Farm lag endlich vor Beiden, ehe Mary nur recht daran glauben wollte, und als ihr Begleiter sie an dem Thore der Einzäunung aus dem Schlitten hob und die Hoffnung aussprach, sie noch einmal zu sehen, ehe er die Farm seiner Eltern wieder verlasse, reichte sie ihm mit einer Vertraulichkeit die Hand, als könne das nach der gehabten Unterhaltung kaum anders seyn.

Die Frau saß, als Mary in die Stube trat, mit George am Tische und blätterte in dessen Schulbüchern, während der Knabe ihr eifrig die einzelnen Bilder darin erklärte. Sie hörte ruhig den Bericht des Mädchens an, sah aber groß auf, als diese den Namen ihres Begleiters nannte. „Und Vater hat selbst gesagt, er soll Dich nach Hause bringen?" fragte sie.

„Wie soll ich denn sonst dazu gekommen seyn, Mutter?" war die Antwort, bei welcher aber Mary das Blut in ihr Gesicht steigen fühlte, ohne daß sie sich doch eine Ursache dafür angeben konnte.

Mit einem kurzen Kopfschütteln wandte die Frau den Blick wieder nach ihrer früheren Beschäftigung.

Mary eilte nach ihrem Zimmer, entledigte sich ihrer Umhüllungen und war bald am Küchenofen beschäftigt; sie fühlte sich so leicht wie noch nie, seit sie sich auf der Farm befand, und war froh, mit sich allein seyn zu können. Es war das trübste Weihnachtsfest, das sie bis jetzt erlebt; dennoch leuchtete es in ihrer Seele wie heller, beglückender Weihnachtsschimmer, und sie gab sich der wohlwollenden Stimmung hin, ohne zu fragen, woher sie ihr gekommen.

Sie hatte kaum den Blechkessel mit dem dampfenden Kaffee vom Ofen gehoben, als sie auch die beiden Zurückgebliebenen mit den Pferden ankommen hörte. Eilig ordnete sie das nothwendige Geschirr und machte sich damit auf den Weg nach dem Vorderzimmer, damit den Ankommenden gleich beim Eintritt der wärmende Trank entgegendufte; der alte Farmer war ihr aber bereits zuvorgekommen, und hart hinter ihr trat Heinrich ein. Keiner von Beiden schien sich in guter Laune zu befinden, denn mit einem einsylbigen Gruß legte Kreuzer seinen Hut bei Seite, während der Bursche einen trotzigen Blick über das Mädchen laufen ließ und sich dann wortlos auf einen Stuhl warf.

Die Frau schien die Unfreundlichkeit Beider kaum zu bemerken und hob erst eine Weile nach deren Eintritt in ihrer kalten Weise den Kopf. „Ist's wirklich so, Kreuzer, daß du das Mädchen mit einem von den Osborne's heimgeschickt hast?" fragte sie.

„Das ist so, Mutter!" erwiderte der Sohn an Stelle des Vaters, „und ich habe schon auf dem Wege gesagt, was ich davon halte. Wenn die Mary zur Familie gehört, so soll sie kein Wort mit den Osborne's reden; mit James, dem hochmüthigen, dummen Jungen, aber am allerwenigsten!"

„Wie ist das, Kreuzer?" fragte die Frau streng zu dem Alten aufsehend.

„Das ist gerade so, wie es ist!" erwiderte der Farmer, ruhig seine Pfeife vom Kaminsimse nehmend, „und wenn Junge erst ihren Vater meistern wollen und wenn sie darin von ihrer Mutter unterstützt werden, anstatt eins auf die Zähne zu bekommen, so thut unsereins am Besten, schreien zu lassen, was schreit, und seinen Weg allein zu gehen!"

Die Frau warf einen forschenden Blick in das Gesicht des Alten, der, ohne eine Erregung kund zu geben, sich seine Pfeife anbrannte. „Ich habe meinethalben gefragt", sagte sie dann, „und kaum gehört, was der Heinrich gesprochen!"

„Dann war es jetzt am allerwenigsten die Zeit zu fragen", erwiderte Kreuzer. „Weil es aber nun einmal so weit ist, so will ich ein paar Worte sagen, damit wenigstens das Mädchen weiß, woran es ist, und nicht noch meint, sie habe selber ein Verbrechen begangen. Gib mir eine Tasse Kaffee her, Mary, er riecht ganz gut!"

Mary hatte dem kurzen Gespräche mit einer Art heimlicher Angst zugehört, der ganze Weihnachtsschimmer in ihr war davor erloschen, und auch die letzten Worte des Farmers vermochten nicht, ein Gefühl von Druck, das plötzlich über sie gekommen, von ihr zu nehmen. Kreuzer hielt ihre Hand fest, als sie ihm den Kaffee bracht'. 's ist da eine alte Geschichte zwischen uns und den Osborne's, die du jetzt erfahren sollst", sagte er; „aber wenn ich auch dem Major nicht vergessen kann und darf, was er gegen mich gethan, so wäre es doch vielleicht für eine Frau und die jungen Leute besser gehandelt, wenn sie hülfen, daß unter ihnen begraben würde, was einmal geschehen ist, als daß die Feindschaft immer von Neuem frisch gemacht und weiter fortgepflanzt wird."

„Sie haben erst zu uns zu kommen, wenn von Vergessen geredet werden soll!" warf die Frau mit finster zusammengezogenen Augen ein.

„Du weißt noch nicht viel von den Amerikanern, Mädchen," fuhr der Alte fort, als habe er den Einwurf nicht gehört, „darum muß ich dir sagen, daß ein Theil davon umgänglichere Leute sind, als wir Deutsche es gegen

Fremde vielleicht jemals werden können, daß aber auch ein anderer Theil, in denen das alte englische Adelsblut steckt, den eingewanderten Bauer und Arbeiter wie einen ganz anderen, geringeren Menschenschlag ansieht, dem sie am liebsten das wenigste Recht in diesem Lande geben und mit dem sie nirgends etwas zu thun haben wollen. Und zu dieser Sorte gehörte — 's ist nun schon ein Jahrer zehn oder länger her — der Major Osborne. Aber er bekam doch mit dem Michel Kreuzer, der gerade eingewandert war und sein gekauftes Land baar bezahlt hatte, zu thun und er hat hart daran beißen müssen. Die Landvermessungen hier herum waren alle längst gemacht, aber es mußte ein gutes Theil Unordnung darin herrschen, denn der Major behauptete, der größte Theil von dem wilden Lande, das ich gekauft, gehöre zu seiner Farm, und als ich mein erstes Blockhaus aufrichten wollte, kam er mit seinen Knechten und drohte mich niederzuschießen wie einen tollen Hund, wenn ich nicht mache, daß ich fortkomme. Es waren noch zwei Deutsche und ein Amerikaner aus der Nachbarschaft bei mir, die mir helfen wollten, das Haus aufzurichten; sie redeten mir Alle ab, mich mit Gewalt zu widersetzen; der Major habe Anhänger rings herum und ich könne nicht gegen ihn aufkommen, ich solle mein Recht vor Gericht suchen. Der Amerikaner brachte mich zu einem Advokaten, der sein Geschäft wohl verstehen mochte, aber aus der Sache auch die besten Pfeifen für sich selber schnitt. Ein Jahr nach unserer Ankunft hier lagen wir allesammt noch immer in der „Tavern" am „Point"; das Land war uns endlich zugesprochen, aber unser Geld war aufgezehrt und zumeist für Advokaten-Gebühr darauf gegangen, wir kamen in Noth und Keines von uns wußte, was werden solle. Da drängte uns der Advokat zu einer Entschädigungsklage gegen den Major, wofür er nichts haben wolle, bis wir selbst unsere Entschädigung hätten. Die Sache ging los und es mußte wohl ein ordentliches Feuer dahinter gemacht worden seyn, denn drei Wochen darauf ließ mir der Major sagen, ich solle zu ihm kommen, er wolle sich mit mir vergleichen. Ich ließ ihm melden, er habe gerade so weit zu mir, als ich zu ihm; im Uebrigen aber überlasse ich die Sache meinem Advokaten. Es dauerte noch zwei Monate, da hatte ich mein früheres Geld wieder und auch den Advokaten bezahlt; der Major aber ließ mir wissen, wenn sich Eins von uns auf seinem Lande blicken ließe, werde er ihm mit einer Kugel den Weg weisen. Das war freilich kein Gruß, um gute Nachbarschaft zu beginnen, und zudem konnte uns kein Geld die Sorgen und die schlaflosen Nächte, die wir ausgehalten, bezahlen. Ich hatte bis dahin noch nicht gewußt, was es heißt, Jemand von Herzensgrunde hassen — damals aber lernte ich es.

„Wir fingen unsere Arbeiten hier an, und wenn es sich zufällig traf, daß ich dem Major auf der Straße begegnete und er mit einem so kalten Gesichte gerade aussah, als habe er mich mit keinem Blicke bemerkt, hätte ich ihm oft die Fäuste unter die Nase halten mögen; da das aber zu nichts helfen konnte, als dem Manne das Recht zu einer Klage gegen mich zu geben, vielleicht die größte Freude, die ich ihm hätte machen können, so ließ ich es unterwegs. Desto tiefer aber grub sich der Groll in mir ein, und Mutter hier, die dem Heinrich jeden Tag erzählte, weshalb er niemals ein Wort mit dem Jungen des Majors reden dürfe, war auch nicht faul, mir das Herz immer noch bitterer zu machen — sie hatte während des langen Jahres voll Sorgen vielleicht auch noch mehr gelitten, als ich selber."

(Fortsetzung folgt.)

Karl Heinrich Caspari.

Vor Kurzem erlag in München der durch seine Schriften in ganz Deutschland und über dessen Gränzen hinaus bekannte protestantische Pfarrer Karl Heinrich Caspari einem langen schmerzhaften Lungenleiden.

K. H. Kaspari war am 16. Februar 1815 zu Eschau im Spessart geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Einen großen Theil seiner Jugend verlebte er im Elternhause, besuchte von seinem 14. Jahr an die Gymnasien zu Nürnberg, Aschaffenburg und Schweinfurt, und bezog 1834 die Universität Erlangen, um daselbst Theologie und Philologie zu studiren. Nachdem er im Jahr 1838 die Universitätsstudien vollendet hatte, wurde er in das evangelische Predigerseminar in München einberufen. Während seines dasigen Aufenthalts lernte er seine vortreffliche Gattin, die ihm in Freud' und Leid getreulich zur Seite stand, kennen. Im Jahr 1840 wurde er Stadtvikar in Würzburg, und nachher Badeprediger in Kissingen, war sodann vom Jahr 1844 an Pfarrer in Sommerhausen, wo er sich vermählte, in seiner Heimath Eschau, der er in seinen Erzählungen ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, in Kulmbach, und seit 1856 in München.

Schon als Kandidat machte er in München durch seine Predigten Aufsehen. An wenigen, selbst solchen, die ihn nur einmal hörten, sind sie ganz spurlos vorübergegangen. Er sprach von Herzen, und das mußte zu Herzen gehen. Seine große Predigergabe entwickelte sich auf den genannten Pfarreien mehr und mehr. Ein tiefer Kenner des Volkes, wie des menschlichen Herzens überhaupt, wußte er überall den rechten Ton für dasselbe zu treffen, die rechten Saiten desselben anzuschlagen. Er verstand zu dem Volke herabzusteigen, seine Sprache, aber veredelt und gehoben, zu reden, und es so zu sich emporzuziehen. Wenn die hohe edle, etwas blasse Gestalt die Kanzel bestieg, lag über derselben eine großartige Ruhe ausgebreitet; aber es war jene wohlthätige Ruhe, die den Hörer an den Redner fesselt und kein Wort desselben verlieren läßt. Zu dieser Ruhe stimmte sein herrliches Organ aufs Trefflichste. Seine Predigten waren merkwürdig einfach, klar in der Sprache, klar in der Anordnung der Gedanken, klar in deren Durchführung. Und trotz der Einfachheit — welche Fülle, welcher Reichthum des Inhalts!

Allgemein anerkannt und bekannt ist Caspari als Schriftsteller. Seine theologischen Werke liegen dem Schreiber dieser Zeilen ferner; nur so viel weiß er, daß seine „Katechismuspredigten," sein „Geistliches und Weltliches," sein Katechismus über Deutschlands Gränzen hinaus bis nach Amerika Haus- und Familienbücher geworden sind. Dafür einige Worte über seine Volksschriften, die ihm einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte gesichert haben.

Wer kennt nicht „den Schulmeister und seinen Sohn", „Zu Straßburg auf der Schanz'," „Die alten Geschichten aus dem Spessart?" Weniger bekannt ist vielleicht jetzt noch seine letzte Erzählung: „Christ und Jude," aber, wie die

andern, hat sie sich schon vieler Herzen gewonnen. In diesen Erzählungen ist der Volkston getroffen wie sonst nirgends, so treffliche Bücher der Art auch andere geschrieben haben. Caspari's Erzählungen ist unbedingt alles Romanhafte fremd, von einem Haschen nach Effekt findet sich keine Spur in denselben. Sie sind durch und durch natürlich und wahr; aber das Natürliche ist nicht gemacht, und das Wahre ist nicht platt. Alles trägt eine höhere Weihe an sich, athmet Leben, ist Leben, und doch so grundverschieden von der gemeinen Wirklichkeit. Einem Künstler bietet fast jedes Kapitel Stoff zu einem Gemälde. Seine Personen sind unmittelbar aus dem Volksleben gegriffen, scheinen fast bestimmte Persönlichkeiten, die ihm vorschwebten, sie leben und weben im Volke; aber der Griffel des Meisters hat sie geadelt, geadelt in ihrer Sphäre.

Den Styl handhabt Caspari in allen seinen Schriften meisterhaft, mag er im Tone der Chronik, in der Sprache der früheren oder der jetzigen Zeit reden. Er ist körnig und gedrungen; nirgends ist etwas zu viel, aber auch nichts zu wenig. Er ist, ganz wie der Mann der ihn geschrieben, voll Ebenmaß. (Allg. Z.)

Englische Predigtenfabrik.

In englischen Blättern stößt man häufig auf folgende Anzeige: „Für Parlamentsmitglieder, öffentliche Redner, Prediger u. s. f. Ein geübter Literat versieht Staatsmänner, Klubredner, Geistliche u. s. w. mit Reden, Predigten und Vorlesungen in jedem möglichen Styl und über alle möglichen Gegenstände. Hierauf Reflektirende mögen sich wenden an das Bureau des Herrn X. Y. Z. ꝛc." Leser auf dem Kontinente mögen geneigt seyn, dergleichen für einen schlechten Spaß zu halten. Und doch ist dem so. Der Gerichtssaal, dieser schonungslose Enthüller aller Wunden und Schwächen der Gesellschaft, konstatirte das Vorhandenseyn solcher „geistigen Fabrikation."

Vor einigen Wochen kam, wie in einem deutschen Blatt erzählt wird, vor dem Londoner Sheriffs-Court folgender „Fall" zur Verhandlung: Herr Rogers trat als Kläger gegen Herrn Havergal, einen Pfarrer in Bedfordshire, auf, um eine Schuld von zwei Pfund Sterling zehn Schilling für zwanzig gelieferte Predigten einzutreiben. Der Anwalt des Klägers gab an: „Am 28. April 1859 bestellte Herr Havergal bei meinem Klienten eine Predigt über die „glückliche Beendigung der indischen Meuterei." Sie wurde ihm zugeschickt, und kurz darauf bestellte er zwanzig Predigten über verschiedene Gegenstände. Diese zwanzig Reden, die zwei Schilling sechs Pence (nicht ganz einen preußischen Thaler) das Stück kosten, bezahlte er nicht." Der Anwalt las dann den Brief vor, welcher die Bestellung enthält. Es heißt darin: „Senden Sie mir eine Portion der besten Predigten, die Sie im Vorrath haben."

Richter: Es scheint, wir haben es hier mit einer förmlichen Predigtfabrik zu thun. (Gelächter.) Wie kommt es, daß die Predigten so billig sind? — Anwalt: Sie werden je nach der Nachfrage in mehr oder weniger Exemplaren lithographirt, und je mehr Abnahme ein „Artikel" findet, desto billiger ist das Exemplar. — Richter: Also die nämliche Predigt wird von vielen Geistlichen benutzt? Und wenn ich am Sonntag verschiedene Kirchen besuche, kann ich das Vergnügen haben, dieselbe Predigt mehrmals zu hören? — Anwalt: Allerdings. — Richter: Was sind Ihre höchsten Preise? — Anwalt: Fünf Guineen. Das ist der Preis für Bischöfe. — Richter: Ihr Klient macht also auch Predigten für Bischöfe? — Anwalt: Gewiß. (Gelächter.) — Richter: Was würde eine Predigt zur Erbauung des Lord-Mayor kosten? — Anwalt: Drei bis fünf Guineen. — Richter: Ich fürchte, nach dieser Eröffnung wird der Lord-Major nicht mehr leicht zu erbauen seyn. (Gelächter.)

Das Ende vom Lied war, der Verklagte, welcher persönlich zugegen war, aber sich durchaus nicht beschämt fühlte, wurde zur Bezahlung der Schuld und in die Kosten verurtheilt.

Literarische Notiz.

Journal für Architekten und Bauhandwerker von Töbelmann und Kämmerling. — Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung

Wir sind zwar reich an Zeitschriften im Gebiete des Bauwesens, die meisten und ausgezeichnetsten dieser Journale behandeln jedoch ihren Stoff in vorherrschend wissenschaftlicher Weise, um den Anforderungen der höher gebildeten Techniker zu genügen, und hierin mag die Wahrnehmung hauptsächlich ihren Grund haben, daß diese Blätter so selten in den Händen des einfachen Praktikers sich befinden. In der Gegenwart werden jedoch die Anforderungen an die Baukunst in einer Vielseitigkeit gestellt, daß jeder Baumeister in die Lage kommen kann, zur Lösung einer Aufgabe mitwirken zu müssen, für welche ihm seine erworbenen Erfahrungen nur ungenügende Hülfsmittel bieten und die Kenntniß und Benützung der bei Ausführung ähnlicher Bauwerke gewonnenen Erfahrungen unbedingtes Erforderniß wird. Die vorliegende Zeitschrift hat sich nun die Aufgabe gestellt, die Erfahrungen, welche bei interessanten Bauwerken der verschiedensten Gattungen und an den verschiedensten Orten gemacht wurden, zum Gemeingut zu machen, und dabei besonders die Erfüllung der Bedürfnisse des Praktikers, des Bauhandwerkers, als leitenden Gedanken für das Unternehmen gewählt. Dieses Ziel finden wir in dem uns vorliegenden Jahrgang 1860 erreicht, indem nicht nur eine Fülle von Material in demselben geboten wird, sondern auch die Darstellung in übersichtlicher klarer Weise erfolgt und sich nicht allenfalls auf die Vorführung von bemerkenswerthen Baugeschichten beschränkt, sondern die besprochenen Bauanlagen aller Gattungen nach allen Beziehungen einer gründlichen Besprechung unterstellt, so daß das Gebotene jeden Techniker befriedigen wird.

Die Zeitschrift bringt Berichte über ausgeführte Bauwerke und bauwissenschaftliche Originalbeiträge, Referate aus Zeitschriften, kleine Mittheilungen, Kunstberichte und Korrespondenzen in Bausachen, Besprechung neuer Erscheinungen in der technischen Literatur ꝛc. und wir führen schließlich aus der ersten Abtheilung zur Bezeichnung der Vielseitigkeit des Gebotenen außer den Mittheilungen von ausgeführten Gebäuden, die mehrere Privatwohnhäuser, Schwurgericht und Gefängniß in Greifswald, eine große Realschule in Stettin, die Dachkonstruktionen über dem Winter-Zuschauerraum des Viktoriatheaters in Berlin, eine Schneidmühle in Halberstadt ꝛc. darstellen, noch einige besprochene Gegenstände an, wie die Mittheilungen über die Anordnung des Grundrisses bei Privatwohnhäusern mit interessanter Vergleichung der für diese Gebäude in mehreren Hauptstädten Europas üblichen Bauweise, über Gasbeleuchtung und Gasfabrikation mit besonderer Berücksichtigung der nothwendigen Gebäudeanlagen, über die Verwendung von Eisenbahnschienen zu Trägern, über Anordnung von Geläuten, über Gesimse im Rohbau ohne Anwendung von Formsteinen ꝛc., wonach in entsprechendster Weise Vielseitiges geboten wird. —h—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 48. Sonntag den 16. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

„Das ist aber, wie gesagt, länger als zehn Jahre her. Während dem siedelten sich mehr Deutsche hier herum an und die Amerikaner fingen an, zu merken, daß wir ihnen über den Kopf wuchsen. Ich hatte den Rest von meinem Vermögen aus Deutschland bekommen und konnte bald ordentlich in's Zeug gehen, so daß ich mit der Zeit so viel unter den Deutschen galt, als der Major unter seinen Amerikanern, und wenn einmal eine Wahl vor der Thür stand, kam mancher von dessen Freunden zu mir und meinte, ich solle meinen Groll nicht andern Leuten entgelten lassen, die, wenn sie auch Amerikaner wären, ihn nicht verdient hätten. Ich wußte, daß jetzt der Major noch bitterer gestraft wurde, als damals, wo er Prozeßkosten und Entschädigung hatte zahlen müssen — und wenn ich ihm auch keinen Finger aus Gefälligkeit hätte hinhalten mögen, so kam mir doch oft genug der Gedanke, daß es unrecht sey, die Feindschaft der Eltern auch auf die Kinder zu übertragen, von denen noch keins weiß, wie es einmal das andere brauchen kann — kam mir besonders, wenn ich die Jungen vom Major thun sah, als wüßten sie von dem alten Streite kein Wort —".

„Du magst thun, wie du willst, Vater, und ich werde es auch thun!" unterbrach Heinrich den Sprechenden. „Mir soll Keins von den Osborne's guten Tag zu bieten haben, und meine Meinung ist, wer sich von den Jungen einen Gefallen thun läßt, der hat auch schon dem Alten die Hand geboten!"

Kreuzer legte langsam die Pfeife weg, erhob sich und schritt auf den Burschen los. „Und wenn ich nun dem Alten die Hand bieten wollte," sagte er mit gerunzelter Stirn, Heinrichs Arm fassend, „willst du Kieck in die Welt, der sich noch mit Kornmehl-Papp füttern ließ, als deine Eltern ihre Leiden durchmachten, mir etwa sagen, was ich zu thun habe? Gefällt dir das nicht, was dein Vater für recht findet, so magst du zusehen, ob es dir bei andern Leuten besser behagt, es steht dir frei —".

„Kreuzer, jetzt habe ich auch ein Wort darein zu sprechen!" erhob sich die Frau.

„Ich sage, Frau, es wird jetzt nichts mehr über die Sache geredet!" erwiderte Kreuzer, sich langsam herumdrehend. „Was die Eltern mit einander haben, mögen sie unter sich abthun, aber nicht vor den Kindern und so lange ich noch hier im Hause lebe, sollen meine Jungen mir keine Vorschriften machen, und wäre auch die Mutter wirklich so unverständig, daß sie sich mit ihnen gegen den Vater verbündete!" Es war ein ungewöhnlich heller Ton, welcher in des Alten letzten Worten klang, und die Bedeutung desselben schien der Mutter wie dem Sohne hinlänglich bekannt; keine Sylbe folgte als Erwiderung; Kreuzer aber schritt ruhig nach dem Tische zurück, trank seinen Kaffee aus und brannte dann seine Pfeife wieder an. „Ich denke, es ist Zeit, zu Bette zu gehen," sagte er nach der kurzen Pause, „und was ich noch sagen wollte," wandte er sich an Mary, „wenn es auch nicht nothwendig ist, daß du dich groß um die Osborne's bekümmerst, Kind, so hast doch du die wenigste Ursache, ihnen aus dem Wege zu gehen, wo du sie etwa treffen solltest!"

Heinrich ließ eine Art brummenden Laut hören, erhob sich von seinem Stuhle und ging geräuschlos nach der Thür, die Frau wandte sich in dem Tone unterdrückten Aergers nach dem kleinen George und befahl ihm, seinem Bruder zu folgen, und als Mary an sie herantrat, um zu fragen, ob noch etwas für sie zu besorgen sey, traf das Mädchen nur auf ein unbewegliches Gesicht, ohne daß ihr eine Antwort wurde. Leise stellte sie das Kaffeegeschirr zusammen und verließ damit das Zimmer, um ebenfalls ihr Bett zu suchen. Lange aber lag sie hier mit offenen Augen im trüben Sinnen, was die Zukunft in diesem Hause wohl für sie bringen könne. Als sie endlich mit einem Lächeln, das nichts mehr von Trübsal erzählte, einschlief, waren es die letzten Worte des Farmers, die sie in ihre Träume begleiteten: „Du hast die wenigste Ursache, den Osborne's aus dem Wege zu gehen, wo du sie etwa treffen solltest!"

Der Winter verging und der Frühling kam, ohne daß sich in den äußern wie innern Verhältnissen der Hausbewohner viel geändert hätte. Heinrich schien während der Tage bis zu Neujahr von einer steten Unruhe gepeinigt zu seyn; bei jedem Tritte, den Mary aus der Hausthür that, sah sie die Augen des Burschen ihr folgen, und erst als George eines Mittags die Nachricht heimbrachte, daß er die „Jungen" des Majors mit ihren großen Koffern habe fortfahren sehen, schien er beruhigt zu werden; in seinem Wesen dem Mädchen gegenüber aber begann von da ab ein eigenthümlicher Trotz sich geltend zu machen, während seine Blicke, wenn er sich unbeobachtet glaubte, doch im stillen Glühen wie festgebannt an der zu voller Jungfräulichkeit aufblühenden Gestalt hingen. Nur der Alte war unverändert sich gleich geblieben und Mary fühlte in der ganzen Art seines Benehmens, daß er ihr für die ruhige Haltung, welche sie

bewahrte, Dank wußte und gut zu machen suchte, so viel er vermochte.

Es war Ausgangs Juni, als von der Familie einer benachbarten amerikanischen Farm die Einladung zu einem Picknick im Grünen einlief. Der gewöhnliche Farmwagen wurde andern Tages bespannt und Kreuzer mit Sohn und Tochter — die Mutter hatte die Einladung abgeschlagen — die ersteren Beiden im besten Farmerstaate; die Letztere in einem einfachen Kleide, in welchem sie sich indessen wunderbar zwischen ihren Begleitern heraushob, traten, versehen mit allerhand Lebensmitteln, die Fahrt nach dem nur wenige Meilen entfernten Festplatz an. Sie hatten diesen noch nicht ganz erreicht, als ihnen schon helles Mädchengelächter durch die Büsche entgegenklang: surrende Menschenstimmen, durchbrochen von einzelnen Violintönen, ließen sich hören, und bald lag ein offener Rasenplatz, belebt von den verschiedensten Gruppen vor ihnen. Den Mittelpunkt bildeten die Quarrés tanzender Paare, zu deren Seite ein fidelnder Neger auf einem Fasse stand, zugleich die Touren ausrufend und den Takt mit dem Fuße tretend, während zu seiner Seite auf dem Boden ein alter weißer Mann, dem die deutsche Ergebenheit in allen Zügen geschrieben stand, sich mit Sekundiren abplagte. Rings umher lag ein anderer Theil der eingeladenen Gäste in bunten Gruppen im Grase — weiter hinten brannte ein helles Feuer, neben dem ein letzter Theil der Gesellschaft sich in voller Heiterkeit mit Kochen und Braten zu beschäftigen schien — es war ein Bild von überraschender Lebhaftigkeit, was sich plötzlich zwischen den Bäumen des Urwaldes aufthat, und Mary's Herz begann beim Anblicke desselben in einem Vergnügen zu klopfen, das ihr nach der eintönigen Stimmung des verflossenen Jahres fast fremd geworden war.

Kreuzer fuhr einer Waldecke zu, wo die Pferde und Wagen der übrigen Gäste zerstreut unter den Bäumen standen — die Ankunft der Familie war aber bereits bemerkt worden, und eine sichtliche Genugthuung drückte sich in des Alten Gesicht aus, als er den Festgeber mit seinem Sohne herankommen und ihm, noch ehe das Gefährt anhielt, die Hand zum Willkommen heraufreichen sah. Der Letztere, dessen sich Mary aus einigen flüchtigen Begegnungen in der Stadt erinnerte, schüttelte kräftig des Mädchens Hand, nickte dem jungen Kreuzer einen Gruß zu und hob die Erstere nach einem kurzen Sträuben derselben vom Wagen. „Es fehlt gerade noch ein Paar; Miß, kommen Sie rasch mit mir!" sagte er, während er das leichte Tuch von ihren Schultern nahm und zugleich beim Entledigen ihres Hutes behülflich war, und ehe sich das Mädchen nur recht besinnen konnte, sah sie sich schon lustig fortgezogen.

„Nur los, Mary, 's ist nicht alle Tage Picknick!" rief ihr der Alte nach, und sie folgte dem jungen Mann, wenn sie auch in ihrer augenblicklichen Verwirrung von dem wortreichen Gespräch desselben kaum etwas hörte.

Erst als sie in unmittelbarer Nähe der tanzenden Paare waren, hielt sie ihren Schritt an und überflog mit einem besorgten Blicke das heitere Schauspiel vor ihr. Sie verstand kein Wort von dem, was der Neger auf seinem Fasse ausschrie, und doch richteten sich augenscheinlich die Bewegungen der Tänzer danach; ein zweiter Blick aber zeigte ihr längst aus Deutschland bekannte Quadrillenfiguren, die Lust vergangener Kindertage erwachte plötzlich in ihr, und mit einem hellen Lächeln reichte sie ihrem Begleiter wieder die Hand, mit diesem einem offenen Platze in der Tänzergruppirung zueilend.

Kreuzer, der inzwischen Pferd und Wagen besorgt, wendete sich wieder dem Tanzplatze zu, und sein Auge hatte schnell Mary's feine Gestalt unter der Menge der Uebrigen herausgefunden. Das Mädchen bewegte sich mit einer Sicherheit und Grazie in den Verschlingungen der Touren, die sie vor allen übrigen Tänzerinnen auszeichneten, ihr Gesicht strahlte von Heiterkeit und Erregung, während sie dennoch in den Ruhepausen den eifrigen Worten ihres Tänzers nur mit einer Gelassenheit horchte, die fast über ihre Jahre ging.

Heinrich lehnte beobachtend an einem seitwärts stehenden Baume, und ein sonderbarer Wechsel von Genugthuung und Bitterkeit ging durch seine Züge. Er mochte die Schönheit seiner Schwester noch nie so empfunden haben, wie jetzt, noch nie aber war es ihm wohl auch so klar geworden, wie weit die Verschiedenheit ihres Wesens sie von ihm trenne. Er hatte sich bis jetzt noch kaum um Mädchengesellschaft und Umgangsformen bekümmert, und seine ganze Schwäche kam ihm Angesichts des leichten geselligen Treibens, in das er sich nicht zu mischen wagte, zum Bewußtseyn — mitten unter der Menge lachender Menschen erschien er sich einsamer, als er sich je gefühlt. Da traf sein Auge endlich auf ein bekanntes Gesicht — der Sohn eines benachbarten deutschen Farmers war es, welcher ziemlich eben so verloren als jener unter den Gruppen umher zu spazieren schien. Heinrich hatte nie viel auf die Freundschaft des unbedeutenden jungen Menschen gegeben; jetzt aber erschien sie ihm fast wie ein großes Glück. Er ging ihm entgegen und noch niemals hatte ihm ein Gruß so wohlgethan, als die Herzlichkeit, mit welcher jener ihm die Hand entgegenstreckte. Bald sah er sich zu einer Gruppe deutscher Farmer-Familien, die sich von den Amerikanern abgesondert und weiter rückwärts gelagert hatten, geführt und befand sich wieder unter einem Elemente, das eben so wenig als er selbst sich in dem leichten amerikanischen Gesellschaftstone heimisch fühlte und eben so wenig von den graziösen Schwingungen moderner Quadrillen verstand.

Der Tanz war zu Ende, und noch glühend von der letzten raschen Tour sah sich Mary von einer Anzahl junger Männer umringt, die sich herandrängten, um sich ihr durch ihren bisherigen Tänzer vorstellen zu lassen. Eine Reihe von Namen tönte an ihr Ohr, von welchen sie in der nächsten Sekunde nicht einmal den allgemeinen Klang mehr wußte; hier hatte sie auf eine Bemerkung zu hören, dort auf eine Frage zu antworten, und sie hätte sich doch am liebsten nach Vater Kreuzer umgesehen. Da streckte sich ihr plötzlich eine Hand entgegen, und eine wohlbekannte Stimme fragte: „Ich brauche mich doch nicht erst vorstellen zu lassen, Miß Mary?"

Wie ein leiser freudiger Schrecken blitzte es in ihrem Auge auf, als sie, emporsehend, in James Osborne's belebte Züge blickte; ein hohes Roth aber übergoß ihr Gesicht, als sie ihre Hand von der seinigen festgehalten fühlte.

„Das ist ein Glück, was nicht alle Tage kommt, und ich hoffe, Sie sind nicht schon wieder versagt?" fuhr er fort, während sein leuchtender Blick ihre ganze Erscheinung umfassen zu wollen schien, „sprechen Sie, Miß Mary!"

„Ich weiß noch kaum, ob ich überhaupt weiter tanze," erwiderte sie, ihre Hand leicht zurückziehend, „ich möchte mich erst nach Mr. Kreuzer umsehen."

„O, der alte Gentleman steckt mit dem Vater irgendwo tief in der Politik, lassen Sie ihn!" lachte ihr bisheriger Tänzer; „erlauben Sie, daß ich Sie einen Augenblick zu Mutter und Schwester führe, und dann entziehen Sie sich uns nicht wieder!"

Er eilte mit ihr einer nahen Gruppe zu; die Bewillkommnungen wurden aber bald durch den Ruf und die Geige des Negers abgeschnitten, von allen Seiten flogen die Paare wieder nach dem Tanzplatze, und Mary sah sich bald an James Osborne's Seite in einem der Quarrés.

„Werden Sie mir glauben, Miß Mary, wenn ich Ihnen sage, daß es mich unendlich glücklich macht, Sie hier zu treffen? Welch ein Freudentag für mich!" flüsterte er ihr zu. „Es ist ein reiner Zufall, der mich hergebracht!"

„Ich wußte nicht, daß Sie wieder in der Nachbarschaft waren!" erwiderte sie, ohne die Augen aufzuschlagen. Das frühere Roth war von ihrem Gesichte gewichen; um ihren Mund indessen spielte ein Zug wie tief inneres Glück; sie hob kaum die Augen, aber ein aufsteigendes Lächeln deutete jedes launige Wort an, welches ihr Tänzer ihr hier und da in den Verschlingungen des Tanzes zuwarf.

„Sie wußten nicht, daß ich wieder in der Nachbarschaft war?" begann er halblaut, als Beide wieder neben einander standen, „aber macht es Ihnen Freude, mich in Ihrer Nähe zu wissen? Wie gewiß hatte ich darauf gerechnet, Sie nach Weihnachten noch einmal zu sehen, ehe ich abreiste — ich habe manche Stunde im Schnee gestanden, um mir eine günstige Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, aber Sie hatten jedenfalls vergessen, daß ein Mensch wie James Osborne existire!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Krieg von 1859.

In der Geroldschen Buchhandlung in Wien ist die erste Lieferung der Erlebnisse eines englischen Arztes in Italien (in Mailand, Rom, Neapel, Gaeta) 1859 und 1860 erschienen, welche uns mancherlei interessante Aufschlüsse bietet. Der Verfasser ist eine von den zugleich kernigen und humanen Persönlichkeiten, die in Albion leider eine Seltenheit zu werden scheinen. Seit einigen Jahrzehnten in verschiedenen Ländern an Schlachten und Revolutionen als Beobachter und als Arzt sich betheiligend, war er zu Anfang des Jahres 1859 in Hamburg angelangt, um der Ständeversammlung von Itzehoe anzuwohnen und die holsteinische Sache nach der Wahrheit kennen zu lernen — ein Grund mehr, ihn als eine seltene Erscheinung zu begrüßen. Da erhielt er von der Zeitung, deren Berichterstatter er war, Ende April die telegraphische Weisung, möglichst schnell auf den Kriegsschauplatz nach Italien zu eilen.

So sah er denn von Böhmen an eigentlich das österreichische Heer aus den Tausenden von Bächlein zusammenrinnen; er war Zeuge, wie die Mütterlein und Geliebten die Einberufenen an die Bahnhöfe begleiteten und sich von ihnen verabschiedeten, er sah kurz darauf auf dem Schlachtfelde von Magenta die vom Tode verglasten Augen eben derselben Jünglinge. Mit humoristischer Aufrichtigkeit erzählt er uns, wie er durch Benützung von sechs Jahre alten Empfehlungskarten an die Häupter der geheimen Polizei in Wien geräth und von diesen weiter befördert wird; die mit List gepaarte Wiener Gutmüthigkeit lacht ihn an; nicht minder freundlich wird er von den österr. Beamtenfamilien auf der Weiterreise über Triest und in Mailand aufgenommen und hält sich deßhalb beinahe ausschließlich an diese und an die Offiziere. Ueber das österreichische Heer urtheilt er, daß es, obgleich aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzt, durch den Gehorsam und die Achtung, welche der Soldat für den Vorgesetzten hat, alle seine Vorstellungen übertroffen habe.

Als unser Engländer in Mailand anlangte, war Giulay über den Tessin gegangen; die Straßen und öffentlichen Orte boten den düstersten Anblick, nur wenigen Leuten mit finstern Mienen, Patrouillen mit gespanntem Hahn begegnete man. Bald nach ihm stieg im Hotel Reichmann der bisherige Badekommissär von Karlsbad ab, nun zum Oberpolizeikommissär in der Lombardei ernannt. Während er am Thore von Mailand seinen Paß vorzeigte, hatte, wohl zu Ehren seiner dekorirten Brust, ein Italiener in seinen Wagen gespuckt. Der martialische Herr schwur, das mailänder Gesindel bald zu Paaren zu treiben. Eine Woche darauf, am zweiten Morgen nach der Schlacht bei Magenta, findet der Engländer die Thüren der ihm befreundeten Beamtenfamilien fest verschlossen, sie sind schon entflohen; er eilt nach seinem Gasthofe zurück und findet den Hrn. Polizeikommissär, ohne eine Ahnung des kritischen Moments, um 8 Uhr noch in den Eiderdunen. Dieser läßt sich nun nach dem Kastell schleppen, in der Todesangst, in die Hände der italienischen Banditen zu fallen. Sie eilen auf die einzige Schildwache zu, welche an einem Kastellthore steht; diese sagt aber, sie sey ganz allein noch da, das Kastell sey geräumt. Zum Glück kann der Engländer den halb todten Polizisten noch in den Wagen eines vorüberfahrenden Offiziers werfen. In demselben Momente hat sich ein anständig gekleideter Civilist verstohlen jenem letzten Posten genähert und will dem mehrmaligen Zurufen desselben: zurück! nicht Folge leisten; jetzt springt er mit einem Satze auf den Posten los, um ihn zu entwaffnen; der Soldat aber gibt ihm die volle Ladung ins Gesicht. „Ohne zu zucken, fiel er todt zur Erde; das Blut hatte mich bespritzt, sein Hut kollerte zu meinen Füßen. Die erstaunte Menge schrie auf; da kam eine Abtheilung, von einem Offizier geführt, aus der benachbarten Straße und löste den letzten Posten ab; ich schloß mich demselben an und verschwand unter der Masse. Der brave Posten schien ein Pole zu seyn."

Angesichts der Zuneigung des Verfassers zu den Oesterreichern haben seine Ausstellungen volles Gewicht. Nachdem er sich von der Entblößung der meisten gefangenen österreichischen Militärärzte, welche ihre Verwundeten in Mailand zu pflegen hatten, überzeugt hatte, erpreßte er von dem französischen Stadtkommandanten die Erlaubniß, auf französische Kosten für dieselben Kleidungsstücke zu kaufen. „Auffällig war es mir bei der Vertheilung, daß, statt Dank zu sagen, einige dieser Herren Aerzte uns noch mit schnöden Worten behandelten. Ich kann unmöglich hier verschweigen, was mir in Bezug auf die gefangenen österreichischen Aerzte besonders aufgefallen ist. Viele dieser jungen Herren mochten, wollten oder konnten nicht mit den italienischen Aerzten zusammenwirken, und es schien mir auch, daß die österreich. Offiziere es vorzogen, von den italienischen, als von ihren eigenen jungen Aerzten behandelt zu seyn. Ueberhaupt schien

die Achtung und das Vertrauen auch der Mannschaften gegen dieselben nicht besonders zu seyn. Ich glaube, wenn die österreichische Armee mit weniger Aerzten, hingegen mit tüchtigen Männern, gut bezahlt, mit höherem Range und einer großen Anzahl sogenannter Gehülfen versehen wäre, so könnte unmöglich eine solche Geringschätzung gegen Aerzte von Seiten der Offiziere stattfinden."

Schon in Wien hatten die Herren von der politischen Tagespresse einstimmig geklagt, daß Nachrichten vom Kriegsschauplatze von ihren Korrespondenten nur spärlich und spät oder gar nicht einlangten, wobei nur die offizielle „Wiener Zeitung" eine Ausnahme mache. Giulay hatte nämlich aufs Strengste eine Zulassung von Korrespondenten im Hauptquartier verboten, während er selbst einmal im russischen Hauptquartier als Korrespondent zugelassen und mit vieler Zuvorkommenheit behandelt worden war. „Ich kann nicht unterlassen, hiebei zu bemerken, daß dadurch in Wien an höchster Stelle Manches unbekannt blieb, was die Presse, sobald sie sich über verschiedene Unregelmäßigkeiten in der Verpflegung hätte aussprechen können, z. B. die vielen und großen Betrügereien, nicht allein zum Vortheile der Finanzverwaltung, sondern auch der braven Soldaten zu verhüten im Stande gewesen wäre. Wer denkt hiebei nicht an den Krimfeldzug und an die großartigen Uebelstände bei der englischen Armee? Noch heute weiß man es dem „Times"-Korrespondenten Russell Dank, daß er unumwunden die Sache veröffentlichte."

Die Unordnungen, welche am ersten Tage nach dem Einmarsche der Franzosen in Mailand, besonders von Turkos und Zuaven verübt wurden, hatten sich die Mailänder selbst zuzuschreiben, nachdem sie ihre Gäste betrunken gemacht hatten. Ein Chasseur, der beinahe nackt in der Straße herumtaumelte und sich auch gegen die Feldpolizei gewaltsam widersetzte, wurde andern Tags erschossen. Das französische Kriegsgericht fragt nicht viel nach der Ausrede der Trunkenheit.

Uebrigens können wir aus dem Munde von Mailänder Deutschen hinzufügen, daß die Turkos die verschiedensten Physiognomien und Farben darboten. Einer unserer Gewährsmänner betrachtete ihrer einige, in der Meinung, es seyen alle ächte Exemplare Algiers — als er hörte, wie der Eine den Andern fragte, von welchem „G'schacht" er sey. Beide waren aus der Basler Gegend.

Literarische Notiz.

* Von dem „Buch der Erfindungen" (Verlag von Otto Spamer in Leipzig) erscheint jetzt die vierte Auflage; bereits liegt der erste Band derselben fertig vor. Wir haben dieses Werk schon früher einmal in diesen Blättern besprochen, und die Raschheit des Absatzes, welcher in Zeit von wenigen Jahren drei Auflagen verbrauchte, wird das Lob, welches wir demselben damals ertheilten, am besten rechtfertigen. Um einen Begriff von dem Inhalt zu geben, führen wir kurz die Gegenstände an, welche im ersten Band behandelt sind: Geschichte des Papiers, der Buchdruckerkunst, des Naturselbstdrucks, der Chemitypie, Holzschneidekunst, Stahl- und Kupferdruck, Steindruck, Stenographie, Daguerrotypie, Photographie, Schießpulver und Feuerwaffen, Magnetismus, Elektrizität, Blitzableiter, Teleskop, Mikroskop, Luftballon, das Leuchtgas und die Leuchtstoffe, Dampfmaschinen und kalorische Maschinen. Durch zahlreiche in den Text eingedruckte Holzschnitte wird dieser erläutert und verdeutlicht; wie gründlich und zugleich leicht faßlich aber die Behandlung des Stoffes ist, davon kann sich Jeder sofort überzeugen, wenn er nur irgend einen der vorgenannten Gegenstände herausgreifen und aufmerksam durchlesen will. Beispielsweise empfehlen wir hiezu das Kapitel über die Dampfmaschinen, worin man über die ersten Anfänge dieser Erfindung, ihre allmälige Entwicklung und Vervollkommnung trefflich belehrt wird. Und in ähnlicher Weise sind auch die andern Gegenstände behandelt.

Miscellen.

Berlepsch' „Chronik der Gewerbe" entnehmen wir folgende Notiz über die Duelle der Frankfurter Schuhknechte: „Wenn ein Schuhknecht (so erzählt der Chronikenschreiber) gegen den andern seinesgleichen Streit hat, so überfällt einer den andern nicht gleich, sondern er schickt zwei Schuhknechte an ihn, wo er arbeitet, und läßt ihm andeuten, er würde wissen, was er mit ihm vorgehabt oder zu thun hätte: er erwarte seiner auf der Herberge, und wenn er ein braver Kerl wäre, so solle er zu ihm kommen. Widrigenfalls er es nicht thut, arbeitet kein Gesell länger denn 14 Tag neben ihm, sondern stehet aus. Wenn er aber auf die Herberge kommt, so hält einer dem andern das Seine vor und fordern einander auf drei Gänge Schuhknechtsmanier, daß sich keiner untersteht, in währendem Schlagen kein Messer zu zucken, keinen heimlichen Griff noch Biß zu thun, sondern sich wehren, wie einem brafen Schuhknecht zusteht. Darauf ziehen sie sich aus, streiffen die Ermel am Hembd hinter sich, stecken die Haar unter einen Kopffriemen; die vier Altgesellen nehmen vier außgemachte Stecken, welche man Schreibhöltzer titutirt, und stellen sich zwei oben und zwei unten in die Stub, schlagen die gemeldete Schreibhöltzer kreutzweiß vor, daß keiner zum andern kann, bis sie die Schreibhöltzer öffnen. Vor Aufhebung der Schreibhöltzer reden die Altgesellen sie nochmalen an, ob sie sich nicht in der Güte vergleichen wollen; wenn sie es verneinen, so lassen sie solche zusammen. Da klopfen sie sich braf herum; sobald sie zur Erde fallen, springen die vier Altgesellen herbei mit ihren Schreibhöltzern; da darff keiner keinen Schlag mehr thun. Wann sie aufgestanden, so muß der, der oben gestanden, unten stehen; darauf läßt man ihnen Zeit zum verdömen. Dann thun sie den zweiten Gang und darauf den dritten; wann alle Gänge vorbei, so geben sie einander die Hände und fragen, ob einer den andern anjitzo vor einen brafen und ehrlichen Kerl hielte. Wenn sie es bejahen, trinkt einer dem andern zu; darauf sind sie wieder gute Freunde, obschon zum öfftern der eine stehet und ihm das Blut aus der Nasen und Maul läufft und dem andern das Hembd vom Leibe gerissen."

*

In Petersburg ist am 10. Mai einer der bedeutendsten russischen Staatsmänner, Fürst Alexei Feodorowitsch Orloff, von schweren Leiden durch den Tod erlöst worden. Er litt, wie die „Kreuzzeitung" erzählt, schon seit einem Jahre an demselben Uebel, welchem Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erlag. Ein Koloß von Figur und seiner Zeit wohl ein ebenso schöner Mann als Kaiser Nikolaus, widerstand er lange der furchtbaren Krankheit durch seine riesigen Körperkräfte. Noch zur Zeit, als Alexander II. ihn zum Präsidenten des Hauptbauernkomite ernannte, hätte man ihn schwerlich schon für 73 Jahre alt gehalten, und doch war er 1787 geboren. Seine Carriere ist eine seltene gewesen. Natürlicher Sohn des Grafen Theodor Orloff, kam er als Offizier in die Garde zu Pferde. Bis zum Jahr 1825 zeigte sich indessen weder eine besondere Befähigung, noch geschah etwas mehr für ihn, als was das gewöhnliche Militäravancement mit sich brachte. Bei dem Aufruhr aber, der sich bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus erhob, eilte Orloff sofort mit seinen Kuirassieren auf den Platz beim Winterpalast und stellte sich dem Kaiser Nikolaus zur Verfügung. Das hat ihm weder Kaiser Nikolaus noch Kaiser Alexander vergessen. Man kann wohl sagen, er war beider Kaiser Freund, wenigstens haben es Beide von ihm gesagt. Als Generaladjutant wurde er zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht. Fürst wurde er zur Belohnung für den Pariser Frieden. Fürst Orloff kannte den Kaiser Nikolaus genau. Man kennt von ihm das Wort: „Der Kaiser war machtrunken, als er den Krieg gegen die Westmächte begann."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 49. Mittwoch den 19. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Mary war bei seinen letzten Worten bleich geworden, sie hob wie in einer plötzlichen Sorge die Augen und ließ sie rasch über ihre Umgebung schweifen — die ganze Scene, die ihre Heimkunft am ersten Weihnachtstage hervorgerufen, war vor sie getreten, und sie meinte jeden Augenblick Heinrichs finster beobachtendes Auge entdecken zu müssen. „Sie reden, als stände nichts zwischen Kreuzer's und Major Osborne's Farm, als die Einzäunung!" sagte sie nach einer Pause langsam aufsehend und begegnete einem eigenthümlich gespannten Auge, mit welchem der junge Mann ihr Gesicht beobachtet zu haben schien.

„Wir sind sogleich an der Reihe, Miß Mary", sagte er, das Auge rasch über die Tänzer werfend, „aber ich muß über das, was Sie andeuten, später mehr mit Ihnen reden!"

Das Mädchen fühlte einen kräftigen Druck seiner Hand, als sie ihm in die neue Tour folgte, sie sah, wie er fast nur mechanisch die Bewegungen des Tanzes ausführte und ungeduldig das Ende derselben zu erwarten schien. „Lassen Sie uns austreten", raunte er ihr zu, als Beide ihre Plätze wieder erreicht hatten, „Sie bedürfen jedenfalls einer Erfrischung, — kommen Sie!" fuhr er in dem Tone dringender Bitte fort, als er sie mit einem neuen Ausdruck von Besorgniß zögern sah, „es wird nirgends auffallen, und wenn der Tanz vorüber ist, finde ich wahrscheinlich keinen unbewachten Augenblick wieder, um ein nothwendiges Wort mit Ihnen zu sprechen."

Sie war fast unwillkürlich seinem Drängen einige Schritte gefolgt, und lachend eilte er jetzt mit ihr nach dem Takte der Musik davon. Unweit der zum Kochplatz hergerichteten Stelle stand am Saume des Gebüsches ein Erfrischungstisch, beladen mit Gläsern und mehreren Holzeimern voll zubereiteter Limonade — der Wallfahrtsort erhitzter Paare, die von hier aus entweder dem Tanzplatze wieder zueilten, oder promenirend sich im Schatten der breitästigen Buchen verloren. Mary hatte der willkommenen Erfrischung zugesprochen und war dann neben ihrem Begleiter in einer Richtung, die sie Andere gehen sah, weiter geschritten. Indessen konnte sie das unangenehme Gefühl, das sie bei dem Gedanken an Heinrichs Gegenwart beschlichen, nicht von sich streifen.

James war eine Strecke den vor ihm gehenden Paaren gefolgt, bog aber dann in einen einsameren Pfad ein. „Sagen Sie mir offen, Miß Mary", begann er hier, des Mädchens Hand fest ergreifend, „was ist Ihnen über die Osborne's gesagt worden? Ist die alte Geschichte noch immer so lebendig, daß sie auch Ihnen das Herz damit verbittern mußten?"

„Vater Kreuzer hat mir Alles erzählt, weil es nothwendig war, daß ich es hörte!" erwiderte sie, ihre Hand leise befreiend, „aber er hat nicht bitter gesprochen —"

„O, ich kenne den alten Gentleman," rief der junge Mann erregt, „und weiß auch, daß er längst vergessen hätte, was doch nun einmal geschehen ist, wenn er nicht immer einen neuen Stachel an seiner Seite hätte, der auch auf Ihre Unbefangenheit schon seinen Einfluß ausgedehnt hat. Meinen Sie, Miß Mary, ich hätte den Unterschied nicht schmerzlich gefühlt, der zwischen unserem ersten Gespräche im Schlitten, zwischen Ihrer vertraulichen Offenheit und der Aengstlichkeit, mit welcher Sie heute neben mir gehen und stehen, liegt? Und nun sagen Sie mir doch nur," fuhr er stehen bleibend und ihre beide Hände fassend fort, „was habe ich denn in der ganzen Angelegenheit verbrochen, warum sollen Sie denn gegen Menschen eingenommen werden, nur weil sie Osborne heißen. Glauben Sie doch, daß mein Vater die Uebereilung, die er vor Jahren begangen, eingesehen hat, daß er Mr. Kreuzer so achtet, als es nur Jemand von dessen Nachbarn thun kann, und daß er diesem längst selbst die Hand geboten hätte, wenn er nicht wüßte, welcher feindselige Geist noch immer in Ihrem Hause erhalten und genährt wird. Ich habe geahnt, als ich während der Christzeit Tag für Tag um Ihre Farm streifte, ohne auch nur eine Spur von Ihnen zu sehen, daß der alte Groll sich zwischen uns gestellt habe — soll denn das aber wirklich geschehen, Miß Mary? Sollen denn zwei Menschen, die sich bei der ersten Begegnung schon verstanden, als wären sie alte Bekannte, sich wegen Dingen aus dem Wege gehen, mit denen sie nie etwas zu thun gehabt?"

Das Auge des Sprechenden ruhte mit einem so klaren, innigen Ausdrucke in dem ihrigen, daß sie den Blick nicht davon abwenden konnte. „Ich bin Ihnen nicht aus dem Wege gegangen und ich werde es nicht thun!" erwiderte sie. „Vater Kreuzer hat mir selbst gesagt, ich brauche es nicht! Aber ich habe Rücksicht zu nehmen —."

„Hat er Ihnen das gesagt, der alte Gentleman? Gott segne ihn dafür," unterbrach sie James, ihre sich leise strebenden Hände fester fassend, „was kann es denn noch für Rücksichten geben, die Sie so unruhig machen?"

Es rauschte im Gebüsche und Heinrich sprang plötzlich in Beider Weg, einen finsteren Blick auf Mary und einen zweiten voll flammender Drohung auf ihren Begleiter werfend. „Was haben Sie hier mit meiner Schwester zu thun, Sir, hier, entfernt von der Gesellschaft im Walde?“ rief er mit bebender Lippe. „Lassen Sie ihre Hand los,“ fuhr er fast schreiend fort, „oder bei Gott, es geht nicht gut!“

Mary hatte in der ersten Ueberraschung ihre Hände aus denen ihres Begleiters ziehen wollen, aber dieser hielt ihre Rechte fest in seiner Linken. „Sind Sie ein Gentleman, Henry, daß Sie sich in Gegenwart der jungen Lady so gehen lassen?“ erwiderte der Letztere mit völliger Ruhe, obgleich sein Auge einen seltsamen Glanz annahm und das Blut dunkel in sein Gesicht stieg. „Ich denke, Sie werden nicht verwehren wollen, was mir und Miß Mary recht scheint?“

Das Gesicht des jungen Kreuzer nahm den Ausdruck eines tödtlichen Hasses an. „Was den Osborne's recht scheint?“ stieß er hervor, „haben sie denn nicht bewiesen, daß Lüge und Unrecht bei ihnen zu Hause sind? Die Hand von dem Mädchen, sage ich zum letzten Male!“

„Heinrich, um Gotteswillen!“ rief Mary, welche die Hand des jungen Amerikaners plötzlich an der ihren zucken gefühlt, James aber war, ohne sie loszulassen, todtenbleich einen Schritt vorwärts getreten und stand dicht Aug' in Auge vor seinem Beleidiger. „Wärest Du ein Mensch von Ehre,“ sagte er mit einem eigenthümlich heisern Klange der Stimme, „so würdest Du Deine Beschimpfungen bis zu einer Zeit aufgespart haben, wo mich nicht die Gegenwart einer Lady abhält, Dich nach Verdienst zu züchtigen —.“

„Züchtigen — du?“ brach es in einem schrillen Laut aus dem Munde des Andern, „da nimm es!“ und ein voller Faustschlag fiel in Osborne's Gesicht.

Mary war mit einem Aufschrei zurückgefahren — einen einzigen Moment nur stand der Getroffene wie betäubt, im nächsten hatte er des Mädchens Hand losgelassen, den Burschen gefaßt und ihn zu Boden geschmettert, daß dieser, ohne auch nur noch ein Glied zu regen, liegen blieb, wie er den Boden berührt.

James blickte eine Sekunde lang auf den bewegungslosen Körper, dann wandte er, sichtlich seine Aufregung niederdrückend, sich nach dem Mädchen.

„Kommen Sie, Miß, und entschuldigen Sie mich, er hat nur was er verdiente. Ich werde dann nach ihm sehen.“

„Aber um Gotteswillen, er regt sich nicht!“ rief Mary, wie von Entsetzen gepackt, ihre Hände nach dem Niedergeworfenen ausstreckend.

„Er wird zu sich kommen, seyen Sie ohne Sorge, und es ist besser, er findet sich allein,“ erwiderte er, ihren Arm unter den seinigen nehmend, „kommen Sie, der Ort taugt jetzt nicht für Sie!“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ stöhnte das Mädchen, die Augen starr auf Heinrichs bleiches Gesicht geheftet,“ gehen Sie zu ihm, sehen Sie, ob er Schaden genommen, um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie ihn nicht so liegen!“

Mit finster zusammengezogenen Augen trat James an den Daliegenden heran und faßte ihn bei beiden Schultern, ihn heftig rüttelnd, aber nur eine todte Masse schien seiner Anstrengung zu gehorchen. Jetzt faßte er den Oberkörper und richtete ihn auf — schwer fiel der Kopf zurück und zwischen den Haaren hervor kräuselte Blut; ein rascher Blick Osborne's traf eine aus dem Grase hervorragende mit Blut gefärbte Felsenecke. Langsam legte er den Körper zurück und richtete sich auf. „Ich werde Wasser holen und bin auf der Stelle wieder hier,“ sagte er in einem eigenthümlich klingenden Tone. Mary aber sah in ein verstörtes, aschenfarbiges Gesicht, und als ihr Begleiter, ohne sich umzublicken, davon geeilt war, überkam sie in voller Macht das Entsetzen, dessen Anfänge sie eben erst empfunden. Er war todt, sie wußte es, sie hatte es in des Davoneilenden Zügen gelesen, und nur ihrem fast die Besinnung überwältigenden Schrecken folgend, flog sie den Weg zurück, um den alten Farmer zu suchen.

Nur wie eines Traumes entsann sie sich später der aufgeregten Menschengruppen, welche nach den ersten Worten, die sie zu reden vermochte, sie umgaben, entsann sich des verstörten Gesichts des herbeigestürzten Kreuzer, sah sich wieder neben Heinrichs leblosem Körper, um welchen die Menschen in vergeblichen Belebungsversuchen beschäftigt waren, bis er aufgehoben und davongetragen ward, und fand sich endlich von dem Sohne des Festgebers mit beruhigenden Worten nach einem der wartenden Wagen geführt. „Nehmen Sie alle Kraft zusammen, Miß,“ sagte der junge Mann, „es ist nöthig, daß die alte Lady auf das Unglück vorbereitet wird, ehe sie es durch Unberufene erfährt, und auch für Sie ist es am Besten, wenn Sie den Neugierigen aus dem Wege gehen.“

Damit hatte er die Widerstandslose in den Wagen gehoben, ihr Hut und Tuch eingehändigt und fuhr mit ihr davon.

Mary kam erst wieder zur rechten Besinnung, als sie das heimathliche Farmhaus erblickte; zugleich aber erwachte in ihr auch ein eigenes Gefühl von Angst, wenn sie sich den ersten Schmerzausbruch ihrer Pflegemutter vorstellte. Fast wollte es sie überkommen, als trage sie einen Theil der Schuld an dem entsetzlichen Unglücke. „Lassen Sie mich hier absteigen,“ sagte sie, als der Weg sich nach dem Thore der Umzäunungen wandte, „Mutter muß gleich etwas Besonderes vermuthen, wenn sie mich in einem fremden Wagen ankommen sieht!“

Sie sprang zu Boden und folgte dem Gefährte langsam. Sie sah ihren Begleiter an der Hausthür absteigen und im Eingange verschwinden. Eine Minute stand sie harrend und glaubte jeden Augenblick einen Schrei aus dem offenen Fenster hören zu müssen, aber kein Ton wurde laut um sie her und eine peinigende Unruhe trieb sie vorwärts. Mit hochklopfendem Herzen ging sie dem Hause zu und war nur noch wenige Schritte davon entfernt, als die Thür sich öffnete und die Frau, gefolgt von dem Farmerssohne, rasch heraustrat. Ihr Haar saß so glatt und fest am Kopfe wie gewöhnlich, und nur der krampfhafte Griff, mit welchem sie den Sommerhut in der Hand hielt, verrieth eine ungewöhnliche Aufregung. Ihr Gesicht war fast steinern, und der starre Blick suchte den Wagen. Mary fühlte, als solle ihr das Herz zerdrückt werden. „Mutter, Mutter!“ rief sie, ehe es noch der junge Mann mit einem Winke verhindern konnte. Die Frau aber schien sie nicht zu hören und schritt auf das Gefährt zu. „Ich weiß, daß er meine Stimme vernehmen wird, und hätte auch sein Geist schon halb den Körper verlassen,“ sagte sie, als der junge Farmer

ihr beim Einsteigen behilflich war; „nur rasch, und es muß noch Alles gut werden!"

Das Mädchen sah die Beiden davonfahren, sie betrat das Haus, in welchem sich keine lebendige Seele außer ihr zu befinden schien, und wirre Bilder dessen, was die nächsten Stunden bringen würden, schossen durch ihren Kopf. Fast erschrack sie, als die Nase des zottigen Haushundes, der ihre Kleider beschnopperte, ihre Hand berührte. Mit einem Gefühle, als sey jeder Theil in ihrer Brust zusammengeschnürt und gepreßt, setzte sie sich an das offene Fenster, um die Heimkehr ihrer Pflegeeltern abzuwarten. Der ganze verhängnißvolle Vorfall trat in einzelnen Bildern noch einmal vor sie, bis ihre Gedanken an dem jungen Osborne hängen blieben — er war, seit er den Erschlagenen verlassen, nirgends wieder zu erblicken gewesen. Die Worte, welche er zu ihr gesprochen, klangeu noch einmal in ihren Ohren wieder, sie sah sein klares Auge auf sich ruhen und fühlte noch einmal den Eindruck, welchen sein inniger Blick auf sie gemacht — dann trat es wie ein Gespenst vor sie, daß gerade einer der Osborne's es hatte seyn müssen, durch welchen das Unglück herbeigeführt worden. Sie meinte den alten Kreuzer zu sehen, wie er im Schmerze um den Sohn den versöhnlichen Sinn verfluchte, welcher die erste Ursache zu dem Geschehenen gewesen — zwei große, schwere Thränen begannen sich aus ihren Augen loszuringen. Bald aber folgten deren mehr; sie legte den Kopf auf den Arm, und im heißen Weinen fing ihre gepreßte Seele an sich Luft zu machen, es war ihr, als müsse sie jammern über ein ganzes verlorenes Lebensglück.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Hauner's Versuche zur künstlichen Ernährung kleiner Kinder.

München, 12. Juni. In zwei Monaten sind es 15 Jahre, daß dahier ein Institut in's Leben gerufen wurde, welches wie kaum ein anderes sowohl seine Lebensfähigkeit als seine vielfache Nützlichkeit in eclatanter Weise bewiesen hat, wir meinen das Dr. Hauner'sche Kinder-Hospital.

Mit geringen Mitteln, — durch den Muth und die Kraft eines einzigen und dazumal noch unbekannten Mannes, der es aber verstand, thatkräftige Hilfe vom Thron an bis herab zum schlichten Bürgersmann zu gewinnen, gegründet, — wuchs die junge Anstalt im stillen, aber segenreichen Wirken rasch empor.

Wie der Gründer und Vorstand dieser Anstalt, der hier zu den gesuchtesten Kinderärzten zählt, durch seine Schriften und durch seinen Unterricht im Kinderhospitale das Studium der Pädiatrik dahier besonders gehoben hat, und wie seine Assistenzärzte und zahlreichen Schüler sowohl dahier in München als auch auf dem Lande — in diesem Fache wohlgeschult und unterrichtet, als vorzügliche glückliche Kinderärzte wirken, ist bekannt, weniger bekannt aber dürfte es noch seyn, wie die hiesige Einwohnerschaft den Bestrebungen des Dr. Hauner eine weitere Gründung zu verdanken hat, die, wenn einmal vollständig entwickelt, sicher einen größeren Nutzen verschafft, als die Entdeckung irgend eines spezifischen Mittels für diese oder jene gefahrvolle Krankheit. Es ist Thatsache, daß die Sterblichkeit von kleinen Kindern überhaupt eine große ist, die aber in volkreichen Städten aus verschiedenen Ursachen sehr häufig selbst eine enorme wird. In München gehört nach den Aussprüchen und Erfahrungen aller Aerzte die mutterlose Erziehung und unrichtige Ernährung der kleinen Kinder zu den vorzüglichsten Quellen (Ursachen) für die große Sterblichkeit derselben. Aus den Jahresberichten und Schriften von Dr. Hauner ersehen wir, wie sich derselbe seit einer langen Reihe von Jahren alle Mühe gab, die verschiedenen Ernährungsarten für künstlich zu erziehende Kinder zu versuchen und zu prüfen, und wie ihm unter allen Nahrungsmitteln für dieselben eine geschickte Mischung von Kuhmilch mit Wasser oder schwachem Wollblumenthee als das beste und zweckmäßigste Surrogat für Mutter- oder Ammenmilch sich bewies, wie eine solche Nahrung nur dann aber von besonderm und gesichertem Nutzen sich bewährte, wenn die Milch auch von Kühen stammte, die immerwährend auf eine gleiche und zweckmäßige Weise gefüttert würden. Dr. Hauner hat diese in großen Städten äußerst schwierige Aufgabe gelöst, indem es ihm gelang, durch die Gefälligkeit des Gutsbesitzers Hrn. v. Dallarmi eine genügende Zahl von Kühen auf eine vollkommen zweckmäßige Weise ernähren zu lassen, und diese Milch bei Hunderten von Kindern, die künstlich aufgefütteet wurden, während vieler Monate hindurch als einzige Nahrung in Anwendung zu bringen. Wie wir hören, sollen demnächst in hiesiger Stadt mehrere Milchniederlagen in's Leben treten, wo man wähernd des ganzen Jahres hindurch unverfälschte und von zweckmäßig ernährten Kühen gewonnene Milch erhalten würde, damit dieser unschätzbaren Wohlthat sodann auch eine größere Zahl von Kindern theilhaftig werden könnte. (N. M. Z.)

Zustände in Polen.

Warschau, 4. Juni. Seitdem ich die Verhältnisse hier mit eigenen Augen ansehen kann, begreife ich einen großen Fehler, den die ausländische Presse im Allgemeinen, besonders aber die deutsche Presse in der letzten Zeit begangen hat. Es ist die Vermengung der posenschen Verhältnisse mit denen jenseit der Prosna und der Drewenz. Es liegt im Selbsterhaltungsinteresse, daß die deutschen Zeitungen sich gegen das Gebaren der Polen im preußischen Abgeordnetenhause und anderwärts mit Entschiedenheit ablehnend verhalten müssen. Hier aber hinter den Gränzpfählen handelt es sich vor der Hand gar nicht um Nationalität, Selbständigkeit und was dergleichen mehr, hier handelt es sich einfach um Forderungen, die im westlichen Europa kein Mensch mehr für unbillig halten wird. Hier ist gar nicht von der haute politique die Rede, hier verlangt man nur die Abstellung eines Zustandes, der vielleicht nur in dem Sklavenleben des südlichen Nordamerika oder in der türkischen Anarchie ein Analogon findet. Russische Bestechlichkeit — wie oft ist dieser Stoff schon traktirt worden; es geht aber mit solchen Dingen wie mit großen Zahlen; man spricht sie leichthin aus, ohne sich die ganze Schwere ihres Begriffs klar zu machen. Was russische Bestechlichkeit bedeutet, das kann man nur durch den Augenschein begreifen, alle Schilderung bleibt hinter der Wahrheit zurück. Lapawa, das ist, wenn Sie das Lexikon nachschlagen, Bestechung, Sündengeld; thatsächlich ist es aber hierzulande das, was man bei uns Recht, Vernunft,

Gesetz, Menschenverstand, Wahrheit nennt. Ohne Lapawa können Sie nicht eine Fahrt von zwei Meilen machen; mit Lapawa, wenn Sie wollen, den Himmel grün und die Wiese blau. Dabei ist die himmlisch-naive Ungenirtheit der niedern wie höhern Beamten bewunderungswürdig, die, wenn man mit dem geringsten Verlangen an sie herantritt, vornweg gleich die Frage aufwerfen: „Wie viel geben Sie Lapawa?" Ich will mich z. B. auf der Post einschreiben lassen. Der Postmeister: „Geht nicht; ich schicke heute nur einen reitenden Boten mit dem Postfelleisen." Ich: „Aber müssen denn nicht täglich die Wagen gehen?" Der Postmeister: „Bah, wer will mich zwingen?" Ich: „Aber das Gesetz lautet doch so." Der Postmeister: „I so, wirklich? Ich habe es noch gar nicht gelesen; man hat so viel zu thun. Nun, wenn es so ist, dann will ich den Wagen gehen lassen. Aber was geben Sie Lapawa?" Ich: „Lapawa! Gar nichts; wofür denn?" Der Postmeister: „Dann können Sie zusehen, wie Sie fortkommen." Das muß ein Deutscher seyn, sagt er zu seinem Sekretär, und wendet mir den Rücken zu. Ohne Lapawa darf man hier nicht geboren werden, ohne Lapawa darf man hier nicht sterben.

Einmal gelang es mir, einen hochgestellten Beamten von polnischer Geburt zum Reden zu bringen. Mit Thränen in den Augen sagte er mir: „Ich gestehe Ihnen ehrlich: ich bin der verworfenste Dieb, den Sie sich denken können; ich sehe täglich unsern sauern Schweiß nach Rußland wandern, uns läßt man nicht einen Kopeken zugute kommen. Warum soll ich nicht stehlen? Was kann mir denn begegnen? Man wird mich nach Sibirien schicken. O, beneidenswerthes Loos! Dort unterhält man wenigstens keine Spione und Agenten, die das bedeutungsloseste Wort zum Gegenstande einer Denunziation machen."

In der That ist die Verwahrlosung in der Verwaltung beispiellos und die Entsittlichung bodenlos. Lassen Sie mich z. B. vom Schulwesen reden oder vielmehr Ihnen statt aller Schilderung ein Faktum erzählen, das ich aus einer sehr zuverlässigen Quelle habe. Bei einer gelegentlichen Zählung der Schulen im russischen Reich ergab es sich, daß das kleine Polen ungefähr noch einmal soviel Schulen habe als das große, weite Rußland. Der Kaiser Nikolaus äußerte darüber sein Erstaunen — und am Ende des Jahres schrieb Hr. Muchanow an den Kaiser: „Ich bin so glücklich, Ew. Maj. melden zu können, daß ich in diesem Jahre 150 Schulen geschlossen habe."

Aus der allgemeinen Verzweiflung nun über einen solchen Zustand der Dinge müssen Sie sich die beinahe läppischen Demonstrationen der hiesigen Bevölkerung deuten. Jeder Ausdruck des Unmuths, der Unzufriedenheit, der leiseste Protest gegen die Zerfressenheit des hiesigen Lebens ist dermaßen zur Unmöglichkeit gemacht, daß sich die verbitterte Galle andere neue Auswege zur Aeußerung sucht. Freilich erscheinen hier fünf bis sechs Zeitungen (darunter eine „deutsche"), aber wer dort auch nur eine Andeutung der Sachlage zu finden vermeint, begeht einen großen Irrthum. (Uebrigens können die Bübereien — denn anders läßt sich's nicht nennen — welche die Polen in letzter Zeit vielfach verübten, dadurch allein sich nicht entschuldigen lassen. Wenn die Leute sich bübisch benehmen, findet man es natürlich, daß sie danach behandelt werden.)

Die Londoner Ausstellung.

London, 3. Juni. Die Kommissarien für die Ausstellung des kommenden Jahres halten jetzt wöchentlich mehrere Sitzungen, um die ungeheure Arbeit zu bewältigen, und das Urtheil Sachverständiger in allen Einzelnheiten zu erörteen. Von Seiten des Kontinents liegen bis jetzt noch wenig Beweise allgemeiner Theilnahme an dem Unternehmen vor, was theilweise ohne Zweifel dem Mangel an Vertrauen in die friedliche Gestaltung der politischen Verhältnisse beizumessen ist. In England scheint man in dieser Beziehung minder ängstlich zu seyn, und die Anmeldungen um Ausstellungsraum sind jetzt schon bei Weitem größer, als vermuthet worden war. Trotzdem die eine Hälfte des Raumes, wie im Jahr 1851, ausschließlich englischen Ausstellungsgegenständen eingeräumt werden soll, sind die Anmeldungen doch jetzt schon so zahlreich, daß, um ihnen zu genügen, das Gebäude dreimal so groß angelegt werden müßte, als es wirklich im Plan liegt. Es wird sich darum Jeder mit dem sechsten Theil dessen, was er forderte, begnügen müssen. Der Bau selbst schreitet rasch vorwärts. Schon sind die Concrete-Fundamente fertig, und die Seitenmauern der Gemäldegallerie 15 Fuß über der Oberfläche des Bodens. Je weiter der Bau fortschreitet, desto mehr Arbeiter können beschäftigt werden, und wenn das Werk erst recht im Gange ist, werden deren 3000—3500 vollauf zu thun haben. Vor der Hand arbeiten im ausgedehnten Raume nicht über 800 Maurer und Handlanger, die in dem ungeheuren Labyrinthe von Quermauern und Holzgerüsten wie verloren sind. Doch ist schon viel geschehen. Die Grundlagen haben bis jetzt schon 100,000 Centner Concrete-Cement verschlungen und werden bis zu ihrer Vollendung über 18 Millionen Ziegel erfordern, die ihrerseits 440,000 Centner Mörtel in Anspruch nehmen werden. Man hat die Masse des im ganzen Gebäude zu verwendenden Eisens auf 200,000 Ctr. veranschlagt, und eben so groß die Masse des zu verwendenden Bauholzes. Die Belegung des Flurs allein erfordert 360 englische Meilen Bretter von 7 Zoll Breite, und 270 Meilen Bretter von 9 Zoll Breite. Die Fenster erfordern 600,000 Fuß Länge Rahmen und 10,000 Centner Glas zu ihrer Ausfüllung. Zur Bedachung sind 600,000 Quadratfuß wasserdichten Filzes erforderlich, und zu den Voranschlägen untergeordneter Gegenstände gehören 2000 bis 4000 Ctr. Nägel, 12,000 Ctr. Oelfarbe zum Anstreich, 6000 Ctr. Dachrinnen und sonstige Röhren. — Der neue botanische Garten, in dessen Fronte das Ausstellungsgebäude zu stehen kommt, wird übermorgen durch den Prinzen Albert feierlich eröffnet werden.

Miscelle.

Nach einer neueren statistischen Uebersicht berechnet man in Deutschland den jährlichen Werth des Tabakverbrauchs auf circa 150 Mill. Pfund, die davon gemachten Cigarren auf ca. 8 bis 900 Mill. Stück, wovon überseeisches Kraut allein nach Bremen in der Massa von 40 Mill. Pfund verschifft wird. In Frankreich werden durchschnittlich in einem Jahre nicht weniger als 523,636,000 Cigarren geraucht und die Einnahme der Regierung aus dem Staatsmonopol beträgt über 73 Mill. Frs. In Oesterreich berechnet sich dieselbe auf circa 30 Mill. Gulden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 50. Sonntag den 23. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Es war dämmerig geworden. Mary hatte langsam ihre Ruhe wiedergewonnen und ihre augenblickliche Lage in's Auge gefaßt. Sie war sich in keiner Weise bewußt, einen Vorwurf verdient zu haben, und doch, wenn sie an ihre Pflegemutter dachte, konnte sie die Ahnung von einem bösen Sturme, welchen sie zu bestehen haben werde, nicht von sich weisen, wenigstens aber wollte sie jede Pein, welche die nächste Stunde für sie bringen konnte, standhaft entgegentreten. Jetzt sah sie eine Gestalt auf das Haus zukommen; es war die Magd, die, als sie das Mädchen am Fenster bemerkte, einen auffallend scheuen Blick nach ihr warf und dann nach der Küche am hintern Ende des Gebäudes eilte. Dieser eine Blick fiel wie ein Stich in Mary's Herz, aber er befremdete sie nicht; er galt ihr nur als Vorspiel dessen, was noch kommen werde; wußte doch Jeder, daß sie bei der That allein gegenwärtig gewesen war und die Magd war jedenfalls schon von den Vorgängen unterrichtet.

Es währte jetzt nicht lange, so machte sich das Geräusch eines herankommenden Wagens hörbar. Das Mädchen horchte scharf und trotz des gefaßten Entschlusses fühlte sie ihre Brust sich krampfhaft zusammenziehen. Sie hörte das Thor der Einzäunung öffnen — langsam nahte der Wagen und konnte endlich vom Fenster aus erblickt werden — Mary schlug die Hand vor die Augen und mochte nicht mehr hinsehen. Oben neben dem ausgestreckten Körper des Todten saß die Mutter und hatte den Kopf desselben in ihre Arme geschlossen; daneben ging der alte Kreuzer, mit schlaff zu Boden gesenktem Haupte an seiner Hand den schluchzenden George führend und von zwei andern Männern begleitet.

Das Gefährt hielt vor der Thür, die Frau aber schien von nichts Notiz zu nehmen und blieb in der eingenommenen Stellung. „Mutter!" sagte der Alte, so weich, als Mary noch kein Wort aus seinem Munde gehört, „Mutter, wir sind zu Hause, wir wollen ihn hineintragen!"

Die Frau fuhr auf und blickte um sich. „Ja, tragt ihn nur hinein, aber laßt mich erst sein Bett herrichten, ich habe ihn ja schon oft so in meinem Arme heimgebracht!" erwiderte sie wie geistesabwesend, legte den umschlungenen Kopf behutsam auf das Stroh zurück und machte Anstalt, aus dem Wagen zu steigen. Als aber einer der mitgekommenen Männer zu ihrer Unterstützung herzutrat, brach sie in seinen Armen zusammen.

Der zweite Begleiter der Familie hatte die Hausthür geöffnet und traf hier das Mädchen, welches beim Zusammensinken der Frau dieser zu Hülfe eilen wollte. Mit einem leichten Griffe faßte er ihren Arm. „Halten Sie sich bei Seite, bis der erste Schmerz vorüber ist", sagte er halblaut, „so ein halbgebrochenes Mutterherz redet oft mehr, als es später verantworten kann!"

Mary verstand instinktmäßig die Bedeutung der Worte, zugleich aber wallte ihr ganzes Gefühl dagegen auf, wie eine Schuldbewußte bei Seite treten zu sollen — lieber wollte sie einen ganzen Sturm von Ungerechtigkeit über sich ergehen sehen. „Lassen Sie mich, Sir; habe ich denn etwas verbrochen?" erwiderte sie, während die Thränen ihr wieder in die Augen drangen, und zugleich trat sie hinaus, auf den alten Farmer zu, der sich soeben von seiner Frau wandte, welche in den Armen des Hilfeleistenden sich wieder aufgerichtet hatte.

„Vater!" sagte sie weinend seine Hand fassend, „bin ich denn durch das Unglück Eurer unwerth geworden, daß die Menschen mich von Euch weg halten wollen?"

Kreuzer drehte langsam das bleiche tieftraurige Gesicht nach ihr und warf dann einen Blick nach seiner Frau, die von ihrem Begleiter unterstützt dem Hause zuging. „Geh' nach deiner Stube, Mary, daß sie dich nicht sieht", erwiderte er wie unter schwerem Seelendrucke. „Deine Zeit zu reden wird kommen. Ertrage jetzt in Geduld, wo wie Schwereres zu tragen haben! — Geh' zur Mutter", wandte er sich an George und schloß sich dann den Männern an, welche Anstalt machten, die Leiche vom Wagen zu heben.

Ein herbes Gefühl von Bitterkeit machte Mary's Thränen versiechen. Sie hätte ohne Schmerz die schlimmste Aeußerung der Frau ertragen — gegen die kalte Abweisung des Alten aber war sie nicht gewappnet gewesen. — Sie fühlte, sie war durch dies eine Wort Kreuzer's außerhalb der Familie gestellt. Aber fast fand sie eine Art Beruhigung in diesem Gedanken — war ihr denn, so sehr sie auch alle Kindespflichten erfüllt, wirklich schon einmal ungetrübt das Gefühl gegönnt worden, Familienglied zu seyn? War denn nicht die Zeit, welche sie hier zugebracht, ein stiller fortdauernder Kampf gegen Widerwillen und Unfreundlichkeit gewesen? Sie sollte ihr aus dem Wege gehen; sie wollte es thun; dann aber fielen von selbst auch alle Rücksichten, welche sie dem Hasse der Frau gegen die Osborne's wohl zu bringen gehabt hätte.

Sie hatte sich langsam weggedreht und war nach der Hinterthür gegangen. In der Küche stand die Magd und

lugte durch die Thürspalten nach den Vorgängen im Vorzimmer, ohne die Eintretende zu bemerken. Mary nahm Leuchter und Kerze und schritt nach ihrem Zimmer im obern Stock hinauf. Dort setzte sie sich auf ihr Bett und versuchte, das Ganze ihrer Lage sich vor die Augen zu stellen; aber immer trat wieder das Gesicht des Todten, wie es in den Armen der geistesabwesenden Frau geruht, vor ihr Auge; und dann mußte sie wieder an James denken, wo er wohl hingekommen und ob er nicht vielleicht schon als Mörder festgenommen worden sey; und dann stand die Scene im Walde wieder vor ihr, und die Nachschauer des Entsetzens, welches sie gefühlt, rieselten über ihre Haut.

Es war dunkel im Zimmer geworden, und ein ihr bis jetzt noch ganz unbekanntes Gefühl von Grauen überkam sie; sie zündete das Licht an, legte den Kopf auf das Kissen zurück und schloß die Augen.

Sie wußte selbst nicht, wie lange sie so gelegen, als etwas wie ein innerer Schrecken sie wieder auffahren ließ. Sie sah nach dem Lichte, das schon zur Hälfte abgebrannt war und in langer Schnuppe kohlte, dann horchte sie — es war ihr, als müsse ein äußeres Geräusch in ihre wirren Träume gedrungen sein. Durch den dünnen Boden klang das Jammern und Wimmern der unglücklichen Mutter zu ihr herauf und schuf in dem Mädchen eine wehe Stimmung wie Verlassenheit und Heimathlosigkeit; noch niemals, wie jetzt, hatte sie so gefühlt, wie fremd sie bisher in der Familie gestanden, und nur zu deutlich trat die Erkenntniß vor sie, daß ihres Bleibens in dem Hause kaum noch lange seyn könne. Sie wollte sich eben wieder zurücklegen, als ein behutsames Pochen an dem Fenster laut wurde, und es war ihr plötzlich klar, daß es dasselbe Geräusch gewesen, welches sie erweckt. Mehr gespannt, als erschrocken sprang sie von ihrem Bette; sie wußte, daß das Küchendach, welches an ihr Fenster stieß, leicht zu erklimmen war, kaum aber frug sie sich, wer Nachts hier den Weg zu ihr suchen möge; das Außerordentlichste wäre ihr heute kaum unerwartet gekommen. Sie setzte das Licht auf die Seite und schob leise das Fenster auf.

„Miß Mary, erschrecken Sie nicht, ich muß zwei Worte mit Ihnen reden! flüsterte eine Stimme, und zugleich hob sich ein helles Gesicht vom Dache, auf welchem eine Gestalt im Schatten des breiten Schornsteins ausgestreckt lag.

Das Mädchen ward noch bleicher, als sie war, aber keine Mine zuckte, als sey ihr nur die Verwirklichung einer Ahnung entgegengetreten. „Halten Sie sich ruhig, Mr. Osborne, ich will das Licht löschen!" antwortete sie kaum hörbar, und im nächsten Augenblicke lag Dach und Fenster im tiefen Dunkel.

„Die Deutschen machen von allen Seiten Jagd auf mich, und auch meines Vaters Haus bietet mir keine Sicherheit," hörte sie die flüsternde Stimme wieder, „ich mag ihnen nicht in die Hände fallen, aber ich überliefere mich noch heute dem Gerichte, wenn ich weiß, Mary, daß Sie Zeugniß für mich ablegen wollen. Es bedarf nichts, als der einfachen Wahrheit, um den Mord von mir zu nehmen, Sie wissen es ja, Mary; aber ich bin ein halbverlorner Mensch, wenn ich nicht die ganz bestimmte, unverdächtige Aussage eines Zeugen neben mir habe — und Niemand hat doch das Unglück mit angesehen, als Sie!"

In diesem Augenblicke ließ sich ein kurzes, dumpfes Knurren in nächster Nähe hören. „Um Gotteswillen, der Hund!" stieß Mary mit unterdrückter Stimme hervor, und horchte mit angehaltenem Athem.

Das Geräusch von Schritten im Grase drang herauf, zugleich auch wurden die Sprünge des Hundes und ein kurzes freudiges Bellen laut. Das Geräusch wandte sich indessen der vordern Thüre des Hauses zu, und bald ließ sich von dort das Winseln und Kratzen des ausgeschlossenen Thieres vernehmen.

„Jetzt fort, so lange der Weg frei ist!" flüsterte das Mädchen dringend, „ich werde Alles sagen, wie es mir mein Gewissen gebietet — verlassen Sie sich darauf."

„Und es soll Ihnen gelohnt werden, so nur Gott will!" klang es zu ihrem Ohre; dann vernahm sie ein leichtes Rutschen, einen kaum hörbaren Fall, und Alles war wieder still.

Einige Sekunden noch starrte das Mädchen in die Dunkelheit, dann legte sie sich angekleidet, wie sie war, zurück auf das Bett. Eine sichere Festigkeit und Ruhe war plötzlich in ihr Inneres eingezogen, sie wußte, daß sie Partei zu nehmen hatte in dem neubelebten Hasse der Kreuzers gegen die Osborne's und daß sie nicht dastehen durfte, wo ihre jetzige Heimath sie hinwies. Sie grübelte nicht über die Folgen, sie fühlte nur die Befriedigung, mit sich selbst klar zu seyn, und wußte, daß sie sich selbst nicht untreu werden konnte.

Unter ihr waren die Klagen der Frau verstummt, dafür tönte es aber dumpf wie sprechende Männerstimmen, und sie hörte Kreuzers Tritt die Stube durchmessen. Bald klappte die Frontthür wieder, und eine neue Stimme wurde laut, von den gesprochenen Worten aber war nichts unterscheidbar, und bald hatte sich über Mary ein tiefer Schlaf gesenkt, jede Erinnerung an die Schrecken des Tages verwischend.

Eine heitere Sonne war am Morgen über dem Trauerhause aufgegangen, als das Mädchen von ihrem Lager auffuhr. Es konnte nicht mehr früh seyn, und doch schien sich in dem Hause noch nichts zu regen. Eine kurze Minute lang saß sie horchend auf ihrem Bette, dann rief sie sich alle durchlebten Ereignisse vor die Seele, sich sammelnd und festigend, ordnete hierauf ihren Anzug und nahm leise ihren Weg die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwicklungsgeschichte der Erde im Allgemeinen und Deutschlands insbesondere.

2. Artikel.

Die geologischen Systeme.

Die Urgeschichte, so wie wir dieselbe dem Leser vorgeführt haben, betrachtet die Erde hauptsächlich vom astronomischen Standpunkt. Sie verglich ihre Entstehung mit derjenigen von anderen Himmelskörpern, und bis jetzt steht wohl die Hypothese von Laplace in dieser Beziehung unübertroffen da. Wir entwickelten dieselbe so weit, bis sich ein geschlossener planetarischer Körper gebildet hatte, dessen flüssiger Kern von einer luftförmigen Atmosphäre umgeben war.

Wenden wir uns nun zu der weiteren Entwicklungsgeschichte derselben, so haben wir zunächst die gegenseitige

Einwirkung der verschiedenen Körper, welche das Material des Erdballes bilden, zu betrachten und kommen sonach vorzugsweise zu ihrem chemischen Theil.

Neuere Geologen, welche namentlich vom chemischen Standpunkt ausgingen, wie Fuchs, Bischoff u. a. m., beginnen deshalb auch das System mit einem vorgeschrittenen Zustand der Erdbildung und nehmen von der von uns so genannten Urgeschichte förmlich Umgang.

Es waren aber zunächst zwei Hauptwege, welche früher betreten wurden. Auf dem ersten Weg ließ man Alles durch Wasser entstehen, auf dem zweiten wurde der Hauptantheil dem Feuer zugewiesen und man nannte die beiden Systeme deshalb auch das neptunische und vulkanische.

Der Schöpfer des neptunischen Systems war Werner. Nach seiner Ansicht waren unsere Gebirge als Niederschläge aus dem Wasser anzusehen. Die Schwäche dieses Systems bestand einfach darin, daß die Mineralien, aus denen unsere meisten und größten Gebirge bestehen, theils gar nicht, theils so wenig im Wasser löslich sind, daß die vorhandene Wassermasse zu ihrer Auflösung nicht hingereicht haben würde.

Als Begründer des vulkanischen Systems ist wohl Hutton zu betrachten, den zuerst die Basalte zu der Ansicht führten, daß dieselben auf feurig flüssigem Weg entstanden seyen. Selbst den Urkalk ließ die Schule feurig flüssig emporsteigen. Fuchs bemerkt darüber, daß man z. B. im Granit gar keine glasartige Masse gefunden habe, während sogar umgekehrt ein Körper eine glasartige Beschaffenheit besitzen könne, ohne ein Produkt des Feuers zu seyn (Wasserglas).

Beide Standpunkte sind aber in ihrer Einseitigkeit gegenwärtig wohl als überwundene zu betrachten. Zunächst tauchten Systeme auf, welche mehr oder weniger den beiden Ansichten Rechnung trugen. Dabei wurde den Kräften des Wassers und Feuers der gebührende Antheil zugewiesen.

Wir wählen zunächst die Hypothese von Petzholdt, welche sich unmittelbar an die von Laplace anschließt und zunächst die Vorgänge als reine Wirkungen des Wassers oder Feuers erklärt. Der Leser erinnert sich, daß am Schlusse des vorigen Aufsatzes von der Bildung eines feurig flüssigen Kernes die Rede war, den eine mit Dämpfen erfüllte Atmosphäre umgab, indem wir auch die hauptsächlichsten Stoffe namhaft machten, welche muthmaßlich in dem Kern sowohl, als in der Atmosphäre enthalten waren.

In Folge der fortdauernden Abkühlung der Dunsthülle und des feurig flüssigen Erdkerns fing der letztere an, an seiner Oberfläche zu erstarren und bildete eine feste Kruste, die aus granitischen Gesteinen bestand. Die damalige unter dem Einfluß des schon gebildeten Mondes bewegte flüssige Oberfläche veranlassen die schiefrige Struktur der Gesteine und so mögen Gneis, Glimmerschiefer und Thonschiefer, zum Theil von kohlensauren Erden und Alkalien überdeckt, die erste feste Rinde gebildet haben. Je tiefer die Lagen, desto langsamer und regelmäßiger konnte die Krystallisation vor sich gehen. Was von diesen Schiefern am raschesten erkaltete, zeigt auch die unvollkommenste Krystallisation (der Urthonschiefer), während tiefere Granitlagen immer vollkommener krystallisiren.

Durch die Abkühlung der Dunsthülle schlugen sich aber auch die wäßrigen und sauren Dämpfe nieder und es bildete sich das damalige Urmeer, gemengt mit Schwefel- und Salzsäure. Durch die Einwirkung dieser Säuren auf die kohlensauren Alkalien entstanden lösbare schwefelsaure Alkalien (Kali und Natron), die noch heutigen Tags einen wesentlichen Gehalt des Meerwassers ausmachen. Auch Steinsalz wurde theilweise ausgeschieden. Die freigewordene Kohlensäure erhielt aber eine sehr wichtige Bestimmung, indem sie durch den Atmosphärendruck in dem Urmeer zurückgehalten wurde und es dadurch befähigte, schwerer lösbare Körper zur Auflösung zu bringen. Der Rest von Säuren griff nämlich die nächste Schicht der kohlensauren Erden (Urkalk und Urdolomit) an, bildete Erdsalze, den schwerlöslichen Gyps und die lösliche schwefelsaure und salzsaure Magnesia, welche dem Meerwasser noch heute den salzig bittern Geschmack verleihen, während bei überschüssiger Kohlensäure Bicarbonate (doppelkohlensaurer Kalk und Magnesia) gebildet wurden und im Wasser suspendirt blieben, um später bei vermindertem Atmosphärendruck und der Bildung freier Kohlensäure als neutrale Kalke (Uebergangs und Flötzkalke) niedergeschlagen zu werden, was auch trefflich mit der Beobachtung harmonirt, daß der Absatz von Kalkgebirgen immer massenfester sich gestaltete, je weiter die Bildung des Erdballs vorschritt.

Durch die Einwirkung der sauren und heißen Flüssigkeit auf die Theile der Erdoberfläche, welche nicht von kohlensauren Alkalien und Erden bedeckt waren, also auf die granitischen Schiefer, und namentlich Thonschiefer, entstanden durch chemische Prozesse als Produkte Thon- und Kieselerde. In diese Periode mag die Bildung der Thonschiefer- und Grauwackengebirge fallen. Der Feldspath wurde wohl unter dem Einfluß des über 80° R. heißen Wassers zersetzt, wobei sich Thonerde und ein kieselsaures Alkali bilden mußte, welches letztere unter dem Einfluß anderer Säuren wiederum zersetzt wurde und Kiesel frei gab, der seinerseits namentlich Veranlassung zur Bildung von Kieselschiefermassen geben mochte. Die Wasser waren damals noch wenig bewegt, indem hauptsächlich nur der Einfluß des Mondes wirksam war und die Sonne kraft des Lichtes und der Wärme auf Vorgänge in der mit Dünsten erfüllten Atmosphäre noch zu wenig Einfluß hatte. Dafür sprechen auch die meist feinkörnigen Bildungen der damaligen Zeit. Durch die fortdauernde Abkühlung verlor indessen die Atmosphäre immer mehr Wassergehalt und in Folge dessen verringerte sich auch der Druck auf den Meeresspiegel. Die Sonnenstrahlen konnten einen Weg durch den Nebel finden — es ward Licht. Die Temperatur des Wassers sank unter 80° R., es gab einen Theil der Kohlensäure ab, und veranlaßte Ablagerungen von neutralem kohlensauren Kalk (Uebergangskalk).

Nachdem sich übrigens einmal eine feste Erdrinde gebildet hatte, zog sich dieselbe durch Abkühlung immer mehr zusammen und wir können auf den Grund dieses physikalischen Vorganges von da ab zwei große geologische Zeiträume unterscheiden, die man den plutonischen und vulkanischen nennen kann.

Die plutonische Periode dauerte nämlich so lange, als die Erdrinde sich zusammenzog und in Folge dessen einen Druck auf die darunter befindlichen flüssigen Massen ausübte. Die Zusammenziehung mußte aber Sprünge und Risse in der Erdrinde nach allen Richtungen hervorbringen, durch welche die weiche und feurig flüssige Masse im Innern

empor gepreßt wurde. An der Oberfläche erkalteten diese Massen in längerer oder kürzerer Zeit und gaben Veranlassung zu den **Gebirgen**. Die ersten Massen, welche auf diese Weise gehoben wurden, waren **granitische**, die unter den Schiefern lagen und in jener Periode bei langsamerer Abkühlung vollkommen zu krystallisiren vermochten. Diese granitischen Bildungen fanden statt zur Zeit, wo das Uebergangsgebirge abgesetzt wurde. Wenn sich Granite in einer spätreren Periode als gehoben darstellen, so sind dieselben wahrscheinlich durch andere gehobene Massen (z. B. Basalte) mechanisch in die Höhe gebracht.

Die vielen Erhebungen und dadurch bewirkten Aenderungen des Meeresniveaus, der Einfluß der Winde u. s. w. zersetzten und zerrieben die älteren Gebirge, schwemmten die Theile fort, um sie an einem andern Ort wieder abzusetzen und bildeten neue Gebirge; Vorgänge, die sich in ähnlicher Weise öfter zu wiederholen vermochten. Dadurch entstanden die verschiedenen neptunischen Niederschläge in den Gebirgsformationen, die wir heute unterscheiden, ohne daß es nöthig erscheint, dieselben in geologischer Beziehung zu trennen, da dieselben wesentlich nur einen Wechsel von **Kiesel-**, **Thon-** und **Kalkbildungen** mit ihren mannigfaltigen Uebergängen und Mischungen darbieten. Die **Kalke** entstanden stets durch Ausscheidung einer Menge von Kohlensäure, die namentlich auch zur Bildung und Ernährung von Pflanzen und gewissen Seethieren nöthig war, wobei sich unlöslicher einfach kohlensaurer Kalk (Flötzkalk) absetzen mußte.

Wie schon bemerkt, lagen wahrscheinlich unter der granitischen Masse die **Porphyre** (schneller, also unvollkommener krystallisirte Granite), die **Trappgesteine**, die **Basalte** und **Erzlager**. Bei der Zunahme der sich immer mehr abkühlenden festen Erdrinde nach Innen mußten dieselben der Reihe nach immer später auftreten. Dies ist aber auch der Fall, indem der **Porphyr** bis zum bunten Sandstein, die **Trappgesteine** bis in den Jura, die **Basalte** bis in die Tertiärschichten und die **Erzlager** (wie z. B. die Magneteisensteinlager im Norden Europas) noch höher reichen.

Die Erdkruste wurde nun immer dichter; in Folge der ungleichen Zusammenziehung der Rinde und der weichen Unterlage entstehen nicht nur wie früher Risse und Sprünge in der Rinde, die sich bis an die Oberfläche fortsetzen können, wobei sie wohl immer enger wurden, sondern es muß sich auch der feste Kern von der weichen Unterlage losreißen, wodurch hohle Räume zwischen ihnen entstehen.

In diese dringt von oben Wasser, welches bei der Berührung des feurig flüssigen Erdkerns verdampft und bedeutende **vulkanische Wirkungen** erzeugen muß, womit sich die **zweite geologische Periode**, die **vulkanische**, einleitet. Die plutonische Kraft hat aufgehört. Die gebildeten Dämpfe erweichen Gesteine, welche sie berühren, und werfen sie aus, woraus z. B. **trachytische** Bergbildungen hervorgehen. Die Wirkungen waren dabei intensiver und rascher als die plutonischen. Wir finden deshalb in der tertiären Periode, in der namentlich diese vulkanischen Wirkungen und dadurch erzeugten Hebungen hervortreten, viel gröbere Massen und Conglomerate. Die glühende Oberfläche des Kerns mußte sich aber gleichfalls mehr und mehr abkühlen, und auch die vulkanische Periode scheint dem Erlöschen wenigstens nahe zu stehen.

Gegen dieses System erhoben sich manche Einwände. Es wurde vorerst bemerkt, daß Gemische von geschmolzenen Carbonaten wohl nicht nach dem spezifischen Gewicht sich ordnen mochten. Doch macht auch **Burmeister** die Bemerkung, daß unter den Graniten die schwereren Silicate (Basalte u. s. w.) im geschmolzenen Zustand gelagert seyn möchten.

Das Daseyn von **kohlensauren Alkalien und Erden** bei damaliger Temperatur sucht **Petzholdt** durch den vorhandenen ungeheuren Atmosphärendruck zu rechtfertigen, und stützt sich namentlich auf die Versuche von **Hall**, welche derselbe zur Unterstützung der Hypothese von **Hutton** angestellt hat. Dasselbe gilt von dem Umstand, daß kohlensaure Verbindungen neben freier Kieselerde unzersetzt bestehen konnten (s. **Petzholdt** und **Faraday**). **Bischoff** gibt den Einfluß des Druckes zu, glaubt aber nicht, daß die **flüchtige Kohlensäure** dem zersetzenden Einfluß der **stärkeren Kieselsäure** und **Schwefelsäure** hätte widerstehen können, weshalb er überhaupt das Daseyn von **Schwefelsäure** und **Salzsäuer** in der damaligen **Atmosphäre** für unwahrscheinlich hält.

Was dagegen den Einwand betrifft, daß die Bildung der **Granite** nach der plutonischen Ansicht bei den **verschiedenen Schmelzgraden** der einzelnen Bestandtheile in ihrer jetzigen Gestalt nicht möglich sey, so erkennt auch **Bischoff** an, daß die Gegengründe von **Petzholdt** sehr gewichtig seyen, der darauf aufmerksam macht, daß der **Schmelzpunkt** und **Erstarrungspunkt** der verschiedenen Körper durchaus nicht zusammenzufallen brauche, und daß der **Quarz**, der allerdings am **unvollkommensten** krystallisiee, und deshalb **zuletzt** zur Krystallisation gekommen seyn mußte, was eine **tiefere Temperatur** und einen theoretisch dadurch bedingten **tieferen Schmelzpunkt** voraussetzt, vielleicht eine ähnliche Rolle wie der **Schwefel** und **Phosphor** spiele und gleichfalls einen **tieferen Erstarrungspunkt** besessen haben möge, als es sein **Schmelzpunkt** ist. A. W.

(Schluß des Artikels folgt.)

Miscelle.

Dr. Pitschner, der vor zwei Jahren, als der erste Preuße, den Montblanc bestieg und bei dieser Gelegenheit von der Berliner Akademie der Wissenschaften anerkannte Forschungen über das mikroskopische Leben des Montblanc-Gipfels angestellt hat, beabsichtigt in diesem Jahre eine neue Expedition nach dem Montblanc; er will, um jene Forschungen so viel als möglich zu ergänzen, auf dem sog. Grand-Mulet-Felsen, am Fuße des Gipfels, drei Wochen zubringen und nimmt für diesen Zweck sein eigenes Zelt mit. Der noch junge Mann hat sich für diese Mission leiblich abgehärtet und geistig vorbereitet. Der preußische König, dem er in diesen Tagen seinen Plan vorlegte, hat davon Kenntniß genommen und dem preußischen Montblanc-Besteiger 300 Thaler aus der kgl. Schatulle bewilligt. Den übrigen Bedarf werden wahrscheinlich die übrigen Glieder des k. Hauses decken. Die Ereignisse der ersten Montblanc-Reise im Jahre 1859 hat Dr. Pitschner in dem prachtvoll ausgestatteten Werke: „Der Montblanc. Ein Blick in die Eislandschaften der europäischen Hoch-Alpen“ niedergelegt und durch einen Atlas von Farbendruck-Tafeln erläutert.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 51. Mittwoch den 26. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

In der Küche herrschte wirre Unordnung; gebrauchte Kaffeetassen und Teller standen umher, das Kochgeschirr befand sich zerstreut am Boden, und der Ofen sah der Eintretenden mit ungeschlossenen Oeffnungen entgegen. Es schien während der Nacht für eine ganze Gesellschaft gekocht worden zu seyn und die Magd noch von ihrer Anstrengung zu ruhen.

Einen Augenblick stand Mary unschlüssig, dann aber machte sie sich mit möglichster Vermeidung von Geräusch an's Aufräumen. Eben raffte sie das umherliegende Holz zusammen, um Feuer anzuzünden, als sich die Thür nach dem Vorderzimmer aufthat und der alte Kreuzer in der Oeffnung erschien. Seinem ganzen Aussehen nach war er während der Nacht in kein Bett gekommen, noch trug er die Sonntagskleider, welche er zum Picnick angelegt, auf dem Kopf saß sein Filzhut zerdrückt und verbogen und das Gesicht erschien grau und erschlafft. Ein Blick voll tiefer Trübsal fiel in Mary's aufschauendes Auge und machte deren Herz fast zittern vor Wehmuth über die gebeugte Gestalt des sonst so kräftigen alten Mannes.

„Es ist gut, daß du da bist, Mary," begann er nach einer kurzen Pause, „komm herein, es müssen ein paar Worte gesprochen werden, ehe Weiteres geschieht."

Er wandte sich in die Stube zurück und ließ, als das Mädchen ihm folgte, sich matt auf einem Stuhle nieder.

Im Schaukelstuhle neben dem noch unberührten Bette saß zurückgelehnt die Frau; die gerötheten Augen waren eingesunken und trocken; aber der matte Blick begann ein fast unheimliches Leben zu gewinnen, als sie ihn nach der Eintretenden wandte.

„Ich möchte über ein paar Umstände Auskunft haben", begann der Alte wieder, „sie können in dem furchtbaren Schicksale, das über uns gekommen ist, nichts ändern, denn todt ist todt —", er hob beide Hände und preßte sie gegen einander, als wolle er dadurch den neu in ihm aufsteigenden Schmerz zurückdrängen, „aber sie können helfen, daß der Coroner*), der bald hier seyn wird, schnell klar sieht und mein armer Junge wenigstens ohne lange Umschweife seine Genugthuung bekommt. — Du hast selbst gesagt, Mary, als du unter die Leute stürztest, daß James Osborne den Heinrich niedergeworfen und zum Tode gebracht habe — alle meine Nachbarn haben es sich auch die ganze Nacht kosten lassen, um den Mörder zu fangen; er hat sich aber selbst an das Gericht ausgeliefert, vermuthlich weil er auf das Geld seines Vaters pocht; aber alle Reichthümer sollen ihn nicht retten, denn im schlimmsten Falle können die Deutschen selber die Gerechtigkeit in die Hand nehmen. Aber ich wollte sagen", fuhr er wie sich sammelnd fort, „du bist die Einzige gewesen, die mit angesehen, was vorgegangen ist — die Leute haben dich mit James Osborne in den Wald gehen sehen — jetzt möchte ich nun zuerst von dir selber hören, was du dort mit dem Menschen zu thun gehabt — ich habe nachher wohl einen Begriff, wie das Uebrige gekommen seyn mag —."

„Frage doch nicht erst lange!" unterbrach die Alte, sich langsam aufrecht setzend, den Sprechenden, „der junge Kuckuk, der im Hänflingsneste ausgebrütet ist, hackt zum Dank auf seine Pflegemutter los, und was kümmert sich so ein Mädchen, das nicht unser Fleisch und Blut ist, das kein Herz für ihre neue Heimath hat, darum, ob sie uns alten Leuten die Seele zerreißt? Sie ist mit dem Osborne gegangen, weil es ihr so gefallen, weil sie sich nichts um uns zu kümmern hat, vielleicht weil sie's dem Heinrich, der auf unsere Ehre hält, recht vor das Gesicht hat stellen wollen, daß Kreuzer's Sachen nicht ihre Sachen sind — ach, allbarmherziger Gott!" unterbrach sie sich zurücksinkend, und ein kurzes, krampfhaftes Schluchzen stieg aus ihrer Brust, während die Augen, die keine Thränen mehr zu haben schienen, sich nach der Decke richteten, „das ist der Fluch und die Strafe, daß man mit Gewalt verlangt, was der Himmel versagt hat, und fremdes Blut zum eigenen machen will —"

„Mutter, laß es gut seyn jetzt!" fiel ihr der Farmer in die Rede, während ein leiser Zug von Mißbehagen sich durch den Schmerz in seinen Mienen drängte, „laß sie erst reden, und wir werden dann sehen!"

Mary stand bewegungslos auf der Stelle, welche sie nach ihrem Eintritte eingenommen, ihr Gesicht war bei den Worten der Frau von Sekunde zu Sekunde bleicher geworden, und als sich jetzt Kreuzer nach ihr wandte, traf er auf denselben eigenthümlichen Ausdruck von Starrheit in ihren Zügen, der ihn an sein erstes Begegnen mit ihr in New-York erinnern mußte.

„Sprich, Mary," fuhr er fort, „und fürchte dich nicht!"

„Ich fürchte mich nicht!" erwiderte sie langsam, als werde ihr das Sprechen schwer, „und ich werde reden, da Ihr es verlangt. Ich bin mit dem jungen Osborne ge-

*) Der für die erste Untersuchung aller ungewöhnlichen Todesfälle angestellte öffentliche Beamte.

gangen, weil er das einzige bekannte Gesicht rings um mich her zeigte und Vater mir gesagt hatte, daß ich ihm nicht auszuweichen brauche; ich bin willig mit ihm gegangen, weil er mit Liebe und Achtung vom Vater Kreuzer sprach und mir erzählte, daß der alte Mr. Osborne gern schon längst die Hand zum Frieden geboten und das geschehene Unrecht auf irgend eine Weise wieder ausgeglichen hätte, wenn er nicht wüßte, daß hier im Hause die Feindschaft immer wieder neu geschürt würde. Und kein anderes Wort als von dieser Art ist aus seinem Munde gekommen. Da ist der Heinrich, den ich, seit wir auf den Platz gekommen, nicht gesehen, aus dem Gebüsche getreten wie ein Wüthender, hat ihn geschimpft und die Osborne's vom Vater zum Sohn Lügner genannt, und als ihm James gesagt, er werde ihn ein anderes Mal treffen und züchtigen, wo er nicht auf die Anwesenheit einer jungen Lady Rücksicht nehmen müsse, hat Heinrich die Faust gehoben und ihn in's Gesicht geschlagen. Da hat James den Wüthenden gepackt und ihn zu Boden geworfen — und das ist Alles!" Ein stiller Schauer schien ihren ganzen Körper zu überfliegen, aber kein Zug ihres Gesichts änderte sich. „Und nun will ich noch Eins sagen, weil ich es Euch schuldig zu seyn glaube", fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „es wird wohl kommen, daß ich Zeugniß von dem Geschehenen ablegen muß, und so kann ich nicht anders, als nach Wahrheit und Gewissen aussagen, daß James mit Gewalt zu einer That gedrängt worden ist, die er niemals beabsichtigt und an die er nie gedacht —"

„Siehst du das Kuckuksei?" richtete sich die Frau mit stechendem Blicke auf, „hörst du, wie die Sachen stehen? James, James! so weit sind sie schon mit einander! Siehst du endlich, was du in's Haus gebracht, du alter bethörter Mann? Aber die Mutter wird wohl noch ihr Recht bekommen, und sollte sie meilenweit auf den Knien rutschen, um die deutschen Männer gegen den amerikanischen Mörder und seine Liebste aufzurufen!"

Kreuzer, der bis zu diesem Augenblicke bleich und still dagesessen, erhob sich jetzt rasch und faßte den Arm der Frau. „Ruhig, Mutter, es wird Alles klar werden, aber ruhig jetzt!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwicklungsgeschichte der Erde im Allgemeinen und Deutschlands insbesondere.

2. Artikel.

Die geologischen Systeme.

(Schluß.)

Man sieht aus diesen Einwendungen, daß selbst die modifizirten Systeme nicht vollständig befriedigen konnten. Das erste Bedenken, welches noch vor Petzholdt angeregt wurde, war die Natur der plutonischen Schiefergesteine, mit einer Struktur, die einen neptunischen Ursprung vorauszusetzen schien, war eine Krystallisation verbunden, die der Annahme eines neptunischen Niederschlages nicht günstig war. Wir haben gesehen, wie Petzholdt die Sache auf eine möglichst einfache Weise durch die Annahme einer Bewegung in der feurig flüssigen Masse aufzulösen suchte.

Es lag übrigens auch der Gedanke nahe, daß ein schon gebildetes Gestein unter gewissen Verhältnissen Veränderungen unterworfen seyn konnte. Dies ist das Wesen des sogenannten Metamorphismus. Hier war es aber namentlich [illegible], der für diese Gesteine einen neptunischen Ursprung annahm und eine spätere Umbildung durch einen Schmelzprozeß. Ursprünglich läßt sich auch die Möglichkeit nicht läugnen, daß ein Thonschiefer, mit seiner unvollständigen Krystallisation, einer gehörigen Temperatur ausgesetzt schmelzen, und unter Umständen wiederum langsamer und deshalb vollkommener krystallisiren, und etwa die Form des Glimmerschiefers, Gneises, Granites annehmen könnte. Die Schwäche dieses Systemes lag aber darin, daß die Ursache einer dazu hinlänglichen Temperaturerhöhung nicht wohl zu ermitteln war. Ebenso nimmt man oft an, daß der Urkalk eine durch Hitze bewirkte krystallinische Umbildung von neptunisch abgesetztem Kalk sey.

In dieser Zeit trat Fuchs auf. Er fand, daß Körper nicht erst im Wasser aufgelöst zu seyn brauchen, um krystallinisch zu werden. Es gibt nämlich sogenannte amorphe (unkrystallinische, gestaltlose) feste Körper, die unmittelbar krystallisiren können. Günstig ist für einen solchen Prozeß die Gegenwart von Wasser, von dem die Körper durchdrungen sind. Sie nehmen dann bei der Krystallisation ein geringeres Volumen ein.

Amorphe Körper sind solche, welche ohne Mitwirkung der Krystallisationskraft entstanden sind und deßhalb wohl von manchen dichten Körpern zu unterscheiden, welche nur ein Konglomerat von ungemein kleinen Krystallen darstellen (wie z. B. dichter Kalk).

Es gibt Körper, welche aus demselben Material bestehen, wovon aber das eine krystallisirt, das andere unkrystallisirt ist und die sich überdieß in wesentlichen Eigenschaften unterscheiden. Ein Beispiel bietet der Quarz, der im amorphen Zustand den Opal bildet. Ein Konglomerat von kleinen Quarzkrystallen bildet dagegen der Hornstein.

Ein ausgezeichnet amorpher Körper ist das gewöhnliche Glas, das übrigens auch krystallinisch werden kann. Präcipitirter kohlensaurer Kalk ist anfangs voluminös und amorph, wird aber darauf krystallinisch und zieht sich zusammen, was bei Kalkgebilden wohl zu beachten ist.

Auf diese Untersuchungen hin stellte Fuchs das sogenannte System des Amorphismus auf. Die Stellung desselben in der Geschichte der Geologie ist aber bedeutend genug, um es zu entschuldigen, wenn wir seine Ansichten kurz zusammenfassen wollen.

Zu irgend einer Periode war die Erde unter dem Einfluß des Wassers theils im weichen, theils im flüssigen (aufgelösten) Zustand. Zwei wichtige Säuren vermittelten die Zustände — die Kieselsäure und Kohlensäure.

Die Kieselsäure bildete theils für sich als gelatinöse Substanz, theils mit Basen — Thonerde, Bittererde, Kali, Eisenoxid u. s. w. — die unauflösliche Masse der Erde im amorphen (unkrystallinischen) Zustand. Ein Theil der Kohlensäure war aber auch im Wasser aufgelöst und Bestandtheil von Quellen. Davon zeugen namentlich stalaktitische Höhlengebilde.

Die Kohlensäure eignete sich vorzugsweise die Kalkerde und Bittererde (Talkerde) zu und bildete den Hauptbestandtheil des aufgelösten Theils der Gebirge, indem

ein Ueberschuß von Kohlensäure als Gemengtheil des Wassers das letztere befähigte, diese Erden im neutralen Zustand auflöslich zu machen.

Die Atmosphäre bestand vermuthlich nur aus Stickgas, Kohlensäure und Wasserdampf, ohne damals Sauerstoff zu enthalten.

Von diesem Zustand geht Fuchs aus und es sind demnach zwei große Formationsreihen vorhanden — die Kieselreihe und Kalkreihe, denen sich später die Kohlenreihe zugesellt. Nebenreihen bildeten der Gyps, das Steinsalz u. s. w.

Die Kieselreihe enthält aber die granitischen Gesteine im weiteren Sinne, den Granit, Syenit, Diorit, Porphyr, Glimmerschiefer, Hornfels u. s. f., die gewissermaßen nur als Varietäten zu betrachten sind. Der geschilderte weiche Zustand der granitischen Masse erklärt dann besser als jeder andere die Möglichkeit der Art ihrer Krystallbildung, welche auf die mannigfaltigste Weise und unter dem Einfluß lokaler Verhältnisse vor sich gehen konnte.

Indem nun diese Gesteine von dem amorphen in den krystallinischen Zustand übergehen, wird das Volumen derselben geändert und es entstehen Licht und Wärme, die bei rascher Entwicklung bis zur Gluth sich steigern konnten. Daher leitet sich dann wahrscheinlich der Mangel an Krystallwasser in den älteren Silikaten ab, wovon nur der Chlorit und Serpentin auszunehmen sind. Bei hinlänglicher Steigerung dieser Verhältnisse konnten endlich selbst Erscheinungen hervorgehen, welche den vulkanischen vergleichbar sind.

Was dann ferner die Struktur und Schichtung dieser Gebirge anbelangt und überhaupt ihre vollkommene oder unvollkommene Ausbildung, so hing dieselbe wesentlich von der Ruhe und Bewegung der vorhandenen Wassermassen ab. Je weiter übrigens die Gebirgsbildung fortschritt, desto freier wurde im Allgemeinen das Wasser und seine Beziehung zur Atmosphäre.

In den Flözgebirgen hat sich der Quarz in kleineren Körnern fortgesetzt und bildet die Sandsteine, während namentlich Gemenge von Sand und Thon als die Repräsentanten des Granites zu betrachten sind, welche aber großentheils auf dieselbe Art und Weise, wenn auch unter veränderten Umständen entstanden.

Hieher gehört auch der Feuerstein in der Kreide mit seiner unvollkommenen Ausbildung. Für eine solche Entstehung der Sandgebilde sprechen übrigens auch die häufig vorkommenden Ecken und Kanten der Körner, welche auf eine Krystallisation hinweisen. Wenn die letztere oft zu fehlen scheint, so waren mechanische Einwirkungen Schuld. Uebrigens kann immerhin ein Theil dieser Sandsteingemenge mechanisch gebildet worden seyn.

Verbindungen von Kieselerde, Thonerde, Kali u. s. w., bilden namentlich die verschiedenen Arten der Thone. Selbst den Pechstein und Bimsstein hält Fuchs für neptunische Gebilde und weist darauf hin, daß auf wässerigem Weg ähnliche Körper künstlich dargestellt werden können.

Er bemerkt auch, daß nie aus Schmelzöfen ein den granitischen Gesteinen ähnliches hervorgegangen sey, während E. Mitscherlich und Bischoff gerade entgegengesetzte Beobachtungen über eine mögliche künstliche Bildung gemacht zu haben scheinen.

Die Kalkreihe läuft mit der Kieselreihe parallel und beginnt schon mit den ältesten Gesteinen. Ihre Menge wächst mit den Gebirgsformationen. Der gegenwärtige Kalk ist ohne Ausnahme krystallinisch (nicht amorph) gebildet, was sich übrigens nur in den Kalken des Urgebirgs so deutlich zeigt, daß die Hülfe des Mikroskops nicht nöthig ist.

Fuchs macht bei dem Kalk aufmerksam, daß zwar ein feurig flüssiger Zustand unter großem Druck möglich sey, allein es sey nicht gut erklärlich, weßhalb bei der Anwesenheit von freier Kieselerde der kohlensaure Kalk keine Zersetzung erlitten haben sollte. Diejenigen Geologen, welche den Kalk mechanisch (nicht chemisch) niederschlagen lassen, erklären die wachsende Zunahme der Kalkgebirge nicht.

Der ältere Kalk wurde langsamer niedergeschlagen und erscheint dadurch besser krystallisirt. Der Kalk war aber ursprünglich amorph. Indem er nun krystallisirt, verringert er sein Volumen und es erklären sich die hohlen Räume und ihr Krystallinhalt.

In den weichen Kalk konnte nun auch Thon gemengt werden und wirklich zeigen gewisse Schichten des Flözkalks eine gleichmäßige Vertheilung des Thones darin.

Eine dritte Reihe bildet die Kohlenreihe. Sie ist gleichfalls schon in den ältesten Gebirgen vorhanden. Davon zeugt der Graphit in dem Urgebirg, der schwarze Urkalk und schwarze Thonschiefer (Dachschiefer), der Zeichnen- und Kieselschiefer, der Anthrazit im Uebergangsgebirg u. s. w.

Hieher gehören ferner die verschiedenen Erdharze, welche große Massen von Kalkstein, Sandstein, Thon und Mergel durchdringen, wie z. B. den bituminösen Mergelschiefer im Kupferschiefergebirg. Als ursprüngliche mineralische Kohlengebilde betrachtet man im Allgemeinen den Graphit und Anthrazit. Hieher gehört auch der seltene Diamant. Die größte Masse der Kohle lieferte aber offenbar die Kohlensäure, welche beim Niederschlag der Kalkgebirge frei wurde. Bei der Zersetzung der Kohlensäure entstanden aber dann vorzüglich zweierlei Produkte — bituminöse mit starkem Wasserstoffgehalt und humusartige, welche nebst Wasserstoff auch Sauerstoff enthalten, während der freigewordene Sauerstoff in die Atmosphäre trat.

Durch die Vereinigung bituminöser und humusartiger Massen mochten die verschiedenen Steinkohlen entstanden seyn. Zu den späteren Braunkohlen kann allerdings das Pflanzenreich das Hauptmaterial geliefert haben, welches von Erdharz durchdrungen war.

Ein großer Theil des freigewordenen Sauerstoffs wurde aber ohne Zweifel auch zur Bildung des Gypses verwendet, indem wohl leicht auflöslicher unterschwefelsaurer Kalk ursprünglich vorhanden und in Gyps verwandelt worden seyn mag. Deshalb dürfte sich kein älterer Gyps finden.

Daraus ist aber ersichtlich, daß die Kohlensäure eine dreifache bedeutende Rolle zu spielen hatte, indem sie erstens die kohlensauren Salze von den schwefelsauren getrennt hielt, zweitens die Auflöslichkeit der Massen von neutralem Kalk im Wasser vermittelte und bei seiner Entfernung ihren Niederschlag bewirkte, und endlich drittens der Atmosphäre den Sauerstoff zu liefern bestimmt war, abgesehen, daß ein Theil davon zur Gypsbildung u. s. w. verwendet wurde.

Die allgemeine Verminderung des Volumens bei dem Uebergang von dem amorphen in den krystallinischen Zustand gab dann wohl die nächste Veranlassung zu Klüften, Spalten, Gängen, Senkungen, Einstürzen u. s. w., wodurch unter weiterer Einwirkung von Wasser, Wasserdampf, Luft, Imponderabilien u. s. w. Erscheinungen auftreten, welche unsere Gebirgsbildungen hinreichend zu erklären vermögen.

Man sieht aus dieser Darstellung, daß der sogenannte Amorphismus von Fuchs eine recht eigentliche Metamorphose ist, jedoch eine Metamorphose der Form (Struktur).

Wenn früher von metamorphischen Umbildungen unter dem Einfluß emporgestiegener feurig flüssiger Massen die Rede war, und man vergleicht die Erscheinungen, welche man heutzutage an Vulkanen zu machen Gelegenheit hat, so läßt sich zwar einestheils das Stattfinden solcher Umbildungen nicht bezweifeln, allein es sind dieselben verhältnißmäßig in ihrer Erstreckung so unbedeutend, daß sie der Ansicht von der Umbildung ganzer Gebirgszüge nichts weniger als günstig sind. Man hat deshalb in der neuesten Zeit, durch das genauere Studium der sogenannten Pseudomorphosen veranlaßt, Metamorphosen auf nassem Weg angenommen, und nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft kann sich dieselbe nur des Beifalls gründlicher Forscher erfreuen. Hier ist nun vor allen Bischoff anzuführen, dessen „chemische und physikalische Geologie“ klassisch zu nennen ist. Man sieht, daß der Neptunismus immer wieder an Terrain gewinnt, indem derselbe übrigens auf einer höheren Potenz erscheint.

Unter Pseudomorphosen oder Afterkrystallen versteht man aber im Allgemeinen diejenigen Fossilien, welche in einer andern Krystallform auftreten, als es ihre chemische Zusammensetzung eigentlich bedingt. Blum theilt dieselben in Umwandlungs-Pseudomorphosen und in Verdrängungs-Pseudomorphosen.

Ein Beispiel der ersten Art bieten Afterkrystalle des Malachits nach Rothkupfererz, indem das letztere durch Aufnahme von Sauerstoff, Kohlensäure und Wasser in Malachit verwandelt wird, während das Rothkupfererz die Krystallform bestimmt. Ein Beispiel der zweiten Art sehen wir in Afterkrystallen des Hornsteins nach Kalkspath, wo weder durch Zunahme noch durch eine Abnahme von Stoffen, noch durch einen Austausch einzelner Theile des Kalkspaths der Hornstein entstehen könnte, und wo also der Hornstein den Kalkspath förmlich von seiner Stelle verdrängt haben muß. Die Umwandlungs-Pseudomorphosen können nämlich herrühren von einem Verlust, einer Aufnahme und einem Austausch von Bestandtheilen. Die Verdrängungs-Pseudomorphosen können entstehen durch Umhüllung oder Ersetzung. Dabei muß aber ausdrücklich bemerkt werden, daß sich bei diesen Eintheilungen die Grenze oft gar nicht bestimmen läßt und daß es z. B. in einem einzelnen Fall sehr zweifelhaft bleiben kann, ob man es mit einer Umwandlungs- oder einer Verdrängungs-Pseudomorphose zu thun hat.

Die pseudomorphischen Prozesse sind aber mit chemischen Prozessen zu vergleichen und z. B. die Umwandlungspseudomorphosen durch Verlust, Aufnahme und Austausch mit einer Zersetzung schwerlöslicher Krystalle durch Basen, einer Umwandlung durch Schwefelmetalle in schwefelsaure Salze, einer Zersetzung schwerlöslicher Krystalle durch Lösliche; die Verdrängungspseudomorphose ist wohl am besten zu vergleichen mit den sogenannten Metallvegetationen (z. B. dem Bleibaum).

Arbeiten über diesen höchst wichtigen Gegenstand besitzen wir von Blum, Haidinger, Scheerer u. a. m.

Die Bestrebung der besseren Geologen geht nun vorzüglich dahin, darauf zu verzichten, die Erde aus ihren Elementartheilen entstehen zu lassen, lieber anzunehmen, daß das Zusammengesetzte früher da war, als das Einfache, zu untersuchen, welche Fossilien am geeignetsten als primäre und sekundäre zu betrachten sind, zu bestimmen, welche auf feurig flüssigem Weg entstehen konnten und welche nicht, welche Umwandlungen ein Fossil durch die umgebenden Agentien erleiden konnte, ob verschiedene Bildungswege für eine und dieselbe Mineralform möglich seyen u. s. w.

Die Akten über diese Verhältnisse sind, wie es scheint und wie man zu sagen pflegt, von unsern neuesten Geologen noch nicht für spruchreif erklärt und es könnte sich Niemand erlauben, kompetenten Urtheilen vorzugreifen. Wir wollen deßhalb nur noch kurz wenigstens einiger Erscheinungen im Großen Erwähnung thun, um gewissermaßen dem Leser eine Probe der neuen Anschauungen zu geben.

Man erklärt z. B. den Prozeß der Dolomitisirung gegenwärtig einfach dadurch, daß kohlensaure Magnesia führende Gewässer den geschichteten Kalk durchdringen, einen Theil der Kalkerde entführen und Talkerde dafür zurücklassen. Die Umwandlung des Dolomits schreitet deshalb auch von oben nach unten (vergl. z. B. eine Beobachtung des Dolomits im Urkalk bei Wunsiedel von Dr. Fr. Schmitt, Regensburger Korrespondenzblatt 1858).

Die metamorphosirende Substanz kann aber auch in Gasform eindringen. So erklärt man z. B. die Gypsbildung im Kupferschiefergebirg dadurch, daß Schwefelwasserstoffgas die Sedimente des kohensauren Kalks durchdringt, mit dem Sauerstoff der Luft zu Schwefelsäure wird und den Kalk entweder in wasserfreien Anhydrit oder gewässerten Gyps umwandelt.

Wir verweisen eben nochmals auf das Werk von Bischoff. Der Leser wird aber aus dieser kurzen Uebersicht entnommen haben, daß die Geologie mit der Naturwissenschaft verhältnißmäßig gleichen Schritt hielt, daß öfters eine erfreuliche Uebereinstimmung selbst unter Männern aus verschiedenen Schulen über einzelne wichtige Fragen herrscht und daß trotz einzelner Irrthümer wir jeder Schule schätzbare Beiträge verdanken, wenn auch das Material erst zum kleinen Theil gesammelt seyn mag.

Schließlich wird der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, daß etwa ein Mann wie Bischoff das dafür interessirte Publikum mit einem geschlossenen System erfreuen möchte, um so mehr, als jeder Einsichtige weiß, daß in der Geologie ein ganz vollkommenes System wohl niemals aufgestellt werden kann.

A. W.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.
Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 52. Sonntag den 30. Juni 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Durch des Mädchens Züge zitterte es, wie eine mit Gewalt unterdrückte innere Bewegung. „Mutter, wenn ich dich noch so nennen darf," sagte sie, „warum beschimpfst du mich? Ich weiß, daß ich nicht länger hier im Hause bleiben darf, daß ich dir den großen Schmerz immer wieder zurückrufen würde; — aber bin ich dir nicht ein gehorsames Kind gewesen? habe ich etwas gethan, was du mir vorwerfen dürftest? warum beschimpfst du mich jetzt, wo ich nur rede, was vor Gott und meinem Gewissen recht ist?"

Ein Pochen an der Vorderthür schnitt die weitern Worte ab. In dem langsam geöffneten Eingange erschien eine hohe, stattliche Männergestalt, in die leichte Tracht der amerikanischen Farmer gekleidet. Das volle, gebräunte Gesicht war von eisengrauem Haar umwallt, und die wie aus Gewohnheit leicht zusammengezogenen Augen schienen mit einem Rundblicke Alles, was das Zimmer bot, erfassen zu wollen.

„Mister Kreuzer!" wandte er sich in ruhiger, wohltönender Stimme an den alten Farmer, „erlauben Sie, daß ich für einige Minuten Ihre Schwelle übertreten darf?"

Die Frau hatte sich bei seinem Anblicke langsam, als sähe sie ein Gespenst, aufrecht gesetzt. „Laß ihn nicht herein, Kreuzer!" rief sie plötzlich, abwehrend die Hand ausstreckend, „das Unglück ist da, wo sie hineintreten, er und was zu ihm gehört! Laß ihn nicht herein; was will er noch in dem Hause des Gemordeten?"

Ein Ausdruck von Trauer überflog die Züge des Angekommenen, ohne daß ihn indessen der gewordene Empfang zu überraschen schien; Kreuzer aber hatte mit einem bestimmten „Mutter sey ruhig!" von Neuem den Arm der Alten gefaßt und wandte sich dann mit einem Gesichte voll tiefen Ernstes nach dem Fremden. „Treten Sie ein, Major!" sagte er.

„Ich danke Ihnen," erwiderte der Eingetretene herzlich, die Thür hinter sich schließend. „Mr. Kreuzer, ich weiß," fuhr er dann fort, „daß heute Ihr ganzes Haus mit schwer verwundetem Herzen, mit doppelt feindseligem Auge auf die Osborne's blicken muß, und dennoch hat es mich gerade heute getrieben, zu Ihnen zu gehen, Ihnen meinen tiefen Schmerz über das entsetzliche Unglück, das Sie betroffen, auszusprechen und Ihnen die Versicherung zu geben, daß meinerseits keine Hand gerührt werden soll, um den vollen Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen. Es ist mein Sohn, den ich seiner Sache und seinem Schicksale überlasse, wie Heinrich der Ihre war, — es ist Alles, was ich Ihnen jetzt als freilich trostlose Genugthuung bieten kann. Wollte doch Gott, Mr. Kreuzer, was so viele Jahre zurück zwischen uns gestanden, wäre christlich vergeben und nicht verpflanzt worden auf das junge Geschlecht —"

„Das ist es, das ist der Fluch, der jetzt über uns gekommen!" sagte Kreuzer dumpf, die Augen auf den Boden heftend.

„O ja!" fuhr die Frau mit einem unheimlichen Lachen auf, „und wer hat das junge Kreuzer'sche Geschlecht niederschießen wollen, wenn es sich auf fremdem Boden zeige? Und das junge Geschlecht hätte nicht einmal wissen sollen, daß es sich zu wahren habe? O, die Redensarten sind jetzt schön, jetzt, wo es an den Hals des eigenen Fleisches zu gehen droht — aber", fuhr sie mit gehobener Stimme und stierblickendem Auge fort, „der Heinrich ist gemordet worden, und so muß sein Mörder hängen! Der Deutsche ist nicht mehr der Fußschemel des Amerikaners — Leben um Leben heißt es! — Gehen Sie, Sir, das Reden hilft Ihnen nichts!" rief sie und stieß die Hand ihres Mannes, der sich nach ihr gewandt, zurück; „gehen Sie, und nehmen Sie auch gleich diese da, die den Advokaten für die Osborne's machen wird, mit!"

Der Eingetretene hatte, so lange die Frau sprach, keine Miene bewegt, als habe er sich vorgenommen, durch nichts seine Fassung stören zu lassen; bei den letzten Worten aber wandte er das Auge nach dem Mädchen, und ließ es angeregt über die ganze feine Gestalt laufen.

„Ich werde allein gehen, Mutter", erwiderte Mary, langsam den Kopf hebend, „und eine Waise, die arbeiten will, wird wohl ein Unterkommen finden, das sie frei von Verdacht hält. Vergib mir, wenn ich dir irgendwo eine unzufriedene Stunde gemacht, wie ich dir vergeben will, was du mir jetzt gethan!" Sie wandte sich zum Gehen, aber Kreuzer, der sichtlich unruhig dem Gespräche gefolgt, ließ ein hastiges: „Warte noch eine Minute, Mary!" hören und wandte sich dann nach dem alten Osborne.

„Ich will die gute Gesinnung erkennen, die Sie hergeführt haben mag, Major", sagte er mit trübe zusammengezogenen Augen, „Sie werden aber einsehen, daß es jetzt die schlimmste Stunde ist, zu niedergebrochenen Elternherzen zu reden —"

„Ich gehe, Mr. Kreuzer", unterbrach ihn Osborne, die Thür in die Hand nehmend, „ich habe nur das erfüllen wollen, was ich Ihnen schuldig zu seyn glaubte, selbst auf

die Gefahr hin, anders behandelt zu werden, als Sie es jetzt, wie nur der Gentleman es konnte, gethan! Gott tröste uns Beide in unserm Unglück, Sir!" Er warf einen Rückblick auf das Mädchen und schritt dann langsam hinaus.

„Wo willst du hin, Mary?" fragte Kreuzer, als sich die Thür geschlossen.

„Ich weiß es noch nicht, Vater, aber ich denke irgendwo für die nächste Zeit wohl einen Schutz zu finden!" erwiderte sie ruhig.

„Natürlich, wenn das auch unter einem deutschen Dache hart halten sollte!" warf die Frau ein. „Was fragst du noch, Kreuzer? Was kümmerst du dich darum! Sie weiß selbst, wohin sie gehört! Denk an deinen Sohn, den sie noch im Grabe beschuldigen will — er ist ja stumm und kann sie nicht Lügen strafen!"

Das Mädchen fuhr auf, als habe sie ein Stich in's Herz getroffen. Der Alte aber faßte mit einem raschen Griffe ihren Arm und führte sie mit einem: „Sey ruhig und komm mit mir!" nach der Küche. Dort saß George in eine Ecke gedrückt und sah den Eintretenden mit scheuen Augen entgegen. „Geh zur Mutter und bleib bei ihr," sagte Kreuzer weich, „sie wird dich heute mehr als jemals brauchen," und als der Knabe mit einem scheuen Blicke auf Mary davon gegangen, wandte jener das gedrückte Auge wieder nach dem Mädchen.

„Ich mag nicht in dein Gewissen reden, ich will dir glauben," begann er, „wenn es auch dreifach schmerzt, gegen sich zu haben, was einem an's Herz gewachsen ist. Du mußt gehen, Mary, das ist so, denn die Mutter hat das erste Recht. Aber du sollst trotz Allem, was geschehen ist, nicht verlassen seyn. Geh hinüber nach dem „Point," dorthin will ich deinen Koffer schicken und dir weitere Botschaft senden. Warte jetzt einen Augenblick!"

Er wandte sich wieder nach dem Zimmer und kam bald mit einem der ledernen, auf dem Land gebräuchlichen Geldtäschchen zurück. „Hier ist der Schein über dein Vermögen, und ein Paar Dollars habe ich für deinen ersten Bedarf dazu gethan," sagte er, sichtlich seine Empfindungen niederkämpfend, „nimm es —"

„Vater, ich möchte kein Geld mitnehmen. Was ich heute zum Leben brauche, finde ich schon und ich habe auch noch eine Kleinigkeit!" unterbrach sie ihn.

„Nimm es!" wiederholte der Farmer und drückte ihr die Tasche in die Hand, „nimm es und geh mit Gott — Du sollst bald weiter von mir hören!" Damit hatte er sich herumgedreht, als wolle er die Erregung in seinen Zügen verbergen, und verschwand in dem Eingange zum Vorderzimmer.

Mary's Blick hing noch einige Sekunden an der geschlossenen Thür, sie rang augenscheinlich mit einer sie überkommenden Weichheit; dann aber begann ihr Gesicht die stetige Ruhe eines bestimmten Entschlusses anzunehmen; langsam stieg sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf und nach kaum zehn Minuten kam sie in dem Anzuge, den sie gewöhnlich trug, wenn sie den Alten nach der Stadt begleitete, zurück. Sie öffnete die Hinterthür und trat in's Freie — dort kam ihr in ungeschlachten Sätzen der große Hund entgegen; sie bog sich zu ihm hinab und drückte ihr Gesicht in das zottige Fell, als wolle sie in ihm Abschied von ihrer ganzen bisherigen Heimath nehmen. Dann schlug sie raschen Schrittes und ohne sich umzusehen, den Weg nach der Straße ein.

Noch hatte sie auf dieser den Anfang des Waldes nicht erreicht, als sie rasche Schritte hinter sich hörte und umblickend den Major Osborne gewahrte. Die Gelassenheit in seinen Zügen, welche er in Kreuzer's Hause bewahrt, hatte einem deutlich ausgeprägten Ausdruck von Sorge Platz gemacht, und ohne sich Mühe zu geben, seine Empfindung zu verbergen, sprach er das Mädchen an.

„Sie haben den alten Leuten gesagt, Kind, daß Sie für die Unschuld meines Sohnes zeugen werden?" fragte er, sich ohne Ceremonie zu ihr gesellend.

„Ja, Mr. Osborne!" erwiderte sie aufsehend.

„James hat mir heute morgen wissen lassen, daß er mit Ihnen gesprochen," fuhr er fort, „und es war hauptsächlich die Hoffnung, mit Ihnen ein paar Worte reden zu können, welche mich nach Ihrem Hause trieb. Es ist der dümmste Streich, den der Junge begehen konnte, und wenn auch Ihr Zeugniß die Sache schnell klar machen muß, so ist doch wieder ein Feuerbrand unter die ganze deutsche Bevölkerung geworfen. Sie werden Kreuzer's Haus verlassen, wenn ich heute recht gehört habe?"

„Ich habe es bereits verlassen, Sir!"

Er warf einen halb überraschenden Blick auf sie. „Very well, so ist es das Beste, Sie folgen mir gleich nach meinem Hause — Sie haben doch wahrscheinlich im Augenblick nicht viel zu wählen — wenn aber der Prozeß vorüber ist, mögen Sie darauf rechnen, daß ich Ihnen ein anderes zufriedenstellendes Unterkommen verschaffen werde."

Mary's Augen richteten sich gerade aus, und ein leichtes Roth stieg in ihr bleiches Gesicht. „Ich habe Sie wohl noch nicht um ein Unterkommen angesprochen, Sir", erwiderte sie, „ich bedarf jetzt keiner Hilfe und bin auch in Betreff meiner Zukunft ziemlich klar."

Sein Auge überlief wieder ihre ganze Gestalt. „Ich weiß nicht, Miß, ob ich mit meinem Anerbieten bei Ihnen angestoßen habe", erwiderte er mit hörbarer Aenderung seines bisherigen Tones, „aber es war gut gemeint, und vielleicht haben Sie Recht, den Aufenthalt gerade in meinem Hause auszuschlagen. Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht, demohngeachtet möchte ich Sie auf etwas aufmerksam machen. James sagte, Sie gehörten nicht zu dem Schlage der hiesigen Deutschen, ich habe aber noch keinen andern kennen lernen und ich darf Ihnen so viel sagen, daß sich keine Thür bei ihren Landsleuten rings umher für Sie öffnen wird, wenn Sie auf unserer Seite stehen. Ich habe die Menschen in der vergangenen Nacht gesehen, wie sie meinen armen Jungen aufjagen wollten, als wäre er ein zehnmal der Gerechtigkeit entsprungener Verbrecher. Ich kann nach diesem Vorgange, wie nach den Worten der alten Kreuzer schon schließen, was etwa noch kommen wird, und ich muß Ihnen sagen, daß, wenn Sie unbelästigt und frei Ihr Zeugniß zu Gunsten der Wahrheit abgeben wollen, Sie sich jedenfalls einer amerikanischen Familie anschließen sollten — es ist nicht nur der besorgte Vater, der aus mir spricht, Miß, es ist der Mann, der seit langen Jahren die hiesigen deutschen Ansiedler kennt, von denen Mr. Kreuzer noch der vernünftigste ist, wenn er auch jetzt kaum anders können wird, als mit seiner Frau und der übrigen Menge in dasselbe Horn zu stoßen!"

Mary schritt eine Weile schweigend neben ihrem Begleiter her. „Ich habe mich so wenig um die Nachbarn gekümmert", sagte sie endlich, „daß ich besonders unter den Amerikanern die Familien kaum dem Namen nach kenne. Ich wollte nach der Stadt gehen, wo ich eines schnellen

Unterkommens, wenn auch vorläufig in dienender Stellung, sicher war."

„Wenn ich Ihnen nun aber einen Platz in einer amerikanischen Familie verschaffte, wo Sie keinesfalls die Abhängigkeit so fühlen würden, als unter Ihren Landsleuten", unterbrach er sie, „würden Sie damit einverstanden seyn?"

„Ich weiß es noch nicht, Sir!" erwiderte sie zögernd. Es widerstrebte mit Macht ihrem Gefühle, jetzt, wo aus dem stattgefundenen Unglück eine Parteisache zwischen den beiden Nationalitäten gemacht zu werden schien, eine so bezeichnete Stellung, wie sie ihr Aufenthalt unter den Amerikanern mit sich bringen mußte, einzunehmen. Zudem hoffte sie mit Sicherheit, den alten Kreuzer in der Tavern am „Point" zu sehen, noch ehe sie einen bestimmten Entschluß über ihre Zukunft faßte; hatte er doch versprochen, „bald" von sich hören zu lassen, und das mußte jedenfalls bei Sendung ihres Koffers geschehen. — „Das ganze Unglück mit seinen Folgen ist so schnell über mich gekommen", fuhr sie fort, „daß ich zwar das Eine weiß, was mein Gewissen von mir fordert, daß ich aber noch keine Minute gefunden habe, um über mich selbst mit mir zu Rathe zu gehen. Heute Abend erst geht die Postkutsche nach der Stadt und bis dahin habe ich mich jedenfalls entschlossen —"

„Und wohin führt Sie Ihr Weg jetzt, Miß?"

„Nach dem „Point", Sir!"

„Gut, so sehe ich Sie dort gegen Abend — ich rechne darauf, meinet- und Ihrethalber!" Er neigte höflich den Kopf und wandte sich nach der nächsten Feldeinzäunung, die er leicht überstieg und dann zwischen den hohen Stengeln des Welschkorns verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Sklavenjagden in Afrika.

Aus Alexandria werden der „Köln. Z." von Hrn. Winkler empörende Schilderungen des Treibens mitgetheilt, mit dem sich in Afrika die weiße Race zur Befriedigung barbarischer Eitelkeit und kannibalischer Habgier schändet. Diese Schilderungen verdienen auch bei uns bekannt zu werden.

Said Pascha, der von seinen Schmeichlern als human und gerecht geschilderte Vizekönig von Aegypten, hat im Sudan förmlich den Wiederbeginn des Sklavenhandels proklamiren lassen; er hat Aufträge zum Ankauf von 500 Schwarzen für seine Leibgarde gegeben und dadurch den fluchwürdigen Menschenhandel wieder in vollen Flor gebracht. Darüber schreibt nun ein Bekannter des Hrn. Winkler aus Chartum, dem eigentlichen Sitz dieser Menschenjagden: „Der k. k. Konsul Dr. J. Natterer hat Chartum verlassen müssen, weil er seines Lebens keinen Augenblick mehr sicher war; hiesige Sklavenhändler hatten geschworen, diesen energischen Eiferer gegen eines der rentabelsten Geschäfte brevi manu kalt zu machen, wo sie ihn treffen würden. Natterer ging in der letzten Zeit nur mit einem schußfertigen Revolver zur Hand durch die Straßen, mußte es sich jedoch selbst zugestehen, daß diese Vorsichtsmaßregel keinen Schutz biete gegen meuchlerische Angriffe, und zog es deßhalb vor, heimlich auf einer Nil-Barke Chartum zu verlassen.

Sie entsinnen sich zweifelsohne noch, daß vor etwa vier Jahren der General-Statthalter von Aegypten nach Chartum reiste, um mit Theodosius I. von Habesch freundnachbarliche Beziehungen anzuknüpfen; bei dieser Veranlassung proklamirte Said Pascha das Verbot der Sklaven-Ausfuhr, welches ihm durch europäische Traktate diktirt war. Somit hörte zwar der Sklavenhandel unter der Hand niemals ganz auf, bestand aber auch nicht rechtlich, bis derselbe endlich in neuester Zeit wieder, protegirt von der ägyptischen Regierung, zur schönsten Blüthe gedieh und die giftigsten Früchte trug. Said Pascha, der ein großer Soldatenfreund ist, scheut keine Ungerechtigkeiten, sogar nicht die Verletzung mit anderen Mächten geschlossener Traktate, um seiner Soldaten-Manie zu fröhnen. Hoheit hat einem gewissen „Schech Achmed", der hier ansäßig ist, den Auftrag geben lassen, für ihn 500 gesunde, kräftige, schöngebaute Neger einzufangen, er zahle pro Mann 700 Piaster ägyptisch (47 Thlr. Preuß. Kour. circa) und wolle sie zu Soldaten benutzen. Schech Achmed nahm diesen Vorschlag mit Enthusiasmus an, war aber nicht klug genug, es zu verschweigen, daß er einen Auftrag von der ägyptischen Regierung habe. Sobald eine Autorität dergleichen erlaubt, zögert natürlich kein Mensch mehr, das gute Geschäft wieder aufzunehmen, und die Herren Sklavenhändler sagten ganz richtig: „Was Schech Achmed im Interesse der ägyptischen Regierung darf, das dürfen wir auch für uns!" Bald ging eine kleine Flotte unter Segel, welche, wie ihre Eigenthümer sagten, zum Elfenbein-Ankauf ausgerüstet war; jedes Schiff hatte seinen besonderen Eigenthümer, der einen Wekil (Stellvertreter) an Bord hat, welcher mit seinen wohlbewaffneten Berberinern auf die Menschenjagd eingeübt ist.

Der Auftrag Said Pascha's auf 500 kräftige Neger kostet, Alles in Allem gerechnet, den Sudanländern 10,000 Menschenleben. Dabei erwähne ich noch gar nicht des Schadens, welchen der Handel dadurch erleidet, da es Kaufleuten oder Forschern, so lange die Menschenjagd dauert, und noch lange Jahre nachher unmöglich seyn wird, den weißen Nil zu bereisen.

Es wiederholen sich jetzt am weißen Fluß hinauf jene Raubzüge, deren entsetzliche Scenen man nicht beschreiben kann. Es wurden Massen von Sklaven bei Heli Kaka ausgeschifft und forttransportirt, so daß es den europäischen Konsulaten in Chartum nicht verborgen bleiben konnte und nicht stillschweigend von ihnen übergangen werden durfte. Dr. Natterer, der mehrere Konsulate gleichzeitig vertrat, schritt wiederholt mündlich und schriftlich bei der Muderie (Statthalterei) dagegen ein, erhielt jedoch entweder gar keine oder nur nichtssagende und ausweichende Antworten, noch weniger that das Gouvernement etwas gegen diese Uebergriffe seiner Unterthanen; Schech Achmed wurde so frech, daß er sich nicht entblödete, seine für Said bestimmten Sklaven öffentlich, auf die bekannte grausame Weise (durch Halsgabeln) gefesselt, durch Chartum führen zu lassen. Die europäischen Kaufleute Delphin Barthelemy (Franzose), Andre Debono und dessen Neffe Aimable Maiu (Malteser), von denen es bekannt war, daß ihre Schiffe Sklaven gebracht hatten, erklärten sich nicht für verantwortlich dafür, wenn ihre Schiffsleute ein Nebenbeigeschäftchen mit Sklaven machten, und doch wußte man, daß die Herren ihren Schiffsleuten vor der Abreise versprochen hatten, sie mit Sklaven zu bezahlen, um die Berberiner zu veranlassen, im eigenen

Interesse Prachtexemplare jener Unglücklichen einzufangen. Da die hier vollkommen isolirt stehenden Konsulate ohnmächtig waren, so war die natürliche Folge, daß nur noch Mehrere zu dem leichten, rentablen Geschäfte griffen und sich nur Wenige mit dem ehrlichen Handel befassen wollten; zu diesen Wenigen gehöbten aber sämmtliche hi r ansässige Deutsche, was ich zu ihrer Ehre sagen muß.

Ich will es nun versuchen, Ihnen die Art und Weise zu schildern, wie die Sklavenhändler zu ihrer menschlichen Waare kommen. Alle Barken, die den Fluß hinauf gehen, dessen Quellen noch immer unbekannt sind, versehen sich reichlich mit Tauschartikeln, welche aus großen, bläulichweißen Glasperlen (sogenannten Taubeneiern), sowie aus Eisenwaaren (Lanzenspitzen, Messern, Scheeren, Schwertklingen), kleinen Spiegeln, Spieldosen, ordinären Wollstoffen ꝛc. bestehen; hiemit tauschen Manche auf ehrliche Weise von den Negern am weißen Fluß Gold und Elfenbein ein; Andere gehen zu den Bagara — einem großen arabischen Kriegerstamme, welcher sich weit bis über den Kordofan hinaus erstreckt und der stets Krieg mit den Negern führt — bei diesen Arabern tauschen sie Sklaven ein; dieses ist die minder grausame Art und Weise, Negersklaven zu erhalten. Andere, welche sogar die geringen Tauschgegenstände sparen wollen, führen auf eigene Faust Krieg, der nur wenig Pulver und viel Blut kostet und welchem an Grausamkeit nichts gleichkommt.

Die Neger, schlau genug, um sich in einen offenen Kampf gegen die gefürchteten europäischen Donnerbüchsen nicht einzulassen, nahen sich in der Jetztzeit den Schiffen nicht mehr auf Schußweite, und die Sklavenhändler sind gezwungen, zur List ihre Zuflucht zu nehmen. Sie legen z. B. mit freundlicher Geberde Kleinigkeiten ans Ufer hin und ziehen sich zurück; die neugierigen Schwarzen kommen näher und werden, wenn sie es am allerwenigsten erwarten, überrumpelt. Wer sich vertheidigt, wird niedergeschossen, die Uebrigen werden gefangen fortgeführt. Dabei machen sich die Sklavenjäger von Zeit zu Zeit das Vergnügen, alten Männern oder Frauen, die ihnen nichts nützen, die Hände abzuhacken, Ohren und Nasen abzuschneiden und sie, nachdem man ihnen diese Fleischstücke am Halse aufgehängt hat, nach ihren Dörfern zurückzuschicken, mit dem Auftrage, ihren Brüdern zu sagen: sie sollen sich hüten, sich zu vertheidigen, wenn man ihnen die Wohlthat erzeigen wolle, sie mit nach Charlum zu nehmen. Ein anderer Kunstgriff ist der, friedfertig — mit dem Revolver unter dem Rock — am Lande zu bivouakiren und die von Weitem zusehenden Neger zum Essen einzuladen. Da diesen das Gastrecht heilig ist, so fürchten sie nichts, legen die Waffen ab, um zu essen, werden plötzlich überfallen und fortgeführt. Von nächtlich überfallenen Dörfern und gelegten Hinterhalten, welches sehr ergiebige Jagdarten sind, hört man hier täglich.

Außerdem treiben die Räuber den armen Leuten das Vieh fort und tödten es aus reinem Uebermuthe, wenn sie es nicht anders verwerthen können. Wie ist es anders möglich, als daß durch diese und durch noch hundert andere Grausamkeiten auch der Schwarze, welcher von Natur sanftmüthig ist, endlich zum Tiger wird? Sie ziehen sich vom Flusse nach dem Innern zurück, haben unsere Missionäre verjagt, und es darf kein ehrlicher Kaufmann mehr wagen, gewisse Distrikte, wo die Sklavenhändler hausten, zu besuchen. Die Neger haben bemerkt, daß eine abgeschossene Büchse nicht mehr werth ist, als eine Keule, und daß sie mit ihren vergifteten Pfeilen schneller schießen können, als die Europäer mit ihren Gewehren. Das Resultat der Ueberlegung war, daß vor nicht gar langer Zeit bei nächtlicher Weile ein Verhack von den Negern überfallen wurde, worein die Räuber gestohlenes Vieh getrieben hatten, bei dem sie friedlich schliefen. Die Metzelei war entsetzlich! Die Revolver der Ueberfallenen waren in der Finsterniß fast unnütz; die Messer der Neger wirkten indeß fürchterlich: 120 Mann blieben auf dem Platze, und es wäre vielleicht keiner von den Angegriffenen zu den Schiffen entkommen, wenn nicht die Neger mehr an ihr durch das Schießen und Geschrei scheu gewordenes Vieh als an die Rache gedacht hätten.

Man hat Haarsträubendes erzählt von dem häringsartigen Einpferchen der Negersklaven auf europäischen Schiffen; ärger jedoch als auf den Nilbarken kann es nicht seyn. Die Unglücklichen, von welchen man so viele wie möglich aufnimmt, haben nur gerade Platz genug, um zu hocken wie die Affen; sie können sich weder bewegen noch ausstrecken und erdulden diese Folterqual während der ganzen, oft wochenlangen Reise. Ihre Nahrung besteht in roher Durrah (einer Art türkischen Weizens) und Wasser; Brod erhalten sie nie. So hocken sie, von der Sonne beschienen, nackt, vom Nachtthau durchkältet, in den eigenen Exkrementen. Viele bekommen die Blattern und werden einfach am Ufer, den wilden Thieren zur Speise, ausgesetzt oder noch kürzer in den Nil geworfen, wo die Krokodile sie nicht lange leiden lassen. Die jungen Mädchen und Frauen dienen vor den Augen ihrer Eltern oder Männer im Guten oder mit Gewalt den viehischen Gelüsten ihrer Entführer.

Natterer hat sein Möglichstes gethan; aber es war Alles ohne jeden Erfolg. Er hat sich Todfeinde zugezogen, und das ohne jeden Nutzen; denn es kommen hier täglich Sklaven an. Natterer's Unbeliebtheit (welche ihm nur zur Ehre gereicht) war in der letzteren Zeit so groß, daß diejenigen türkischen Unterthanen verhaftet und verhört wurden, welche es wagten, mit dem verhaßten Sklavenfreunde zu verkehren.*)

Das einzige und sicherste Mittel, dem Sklavenhandel in Sudan den Todesstoß zu geben, ist, in Heli-Kaka eine Militärstation von 200 Mann (weniger würden sogleich von den erbitterten Sklavenjägern überfallen und ermordet werden) zu errichten, welche die strengste Ordre hätten, jedes Schiff anzuhalten, zu durchsuchen, etwaige Sklaven zu befreien und die ganze Mannschaft gefangen nach Charlum zu schicken oder bei der geringsten Widersetzlichkeit über die Klinge springen zu lassen. Wenn Said Pascha Soldaten nöthig hat, so käme es weit billiger, wenn Se. Hoheit ein Werbeschiff hinaufschickte, dessen Mannschaft streng überwacht wäre. Das Werbeschiff könnte gleichzeitig eine Art Flußpolizei führen, um den entsetzlichen Sklavenhandel endlich ganz zu unterdrücken.

---

*) Natterer ist inzwischen wohlbehalten in Alexandrien angekommen und bestätigt obige Nachrichten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 53. Mittwoch den 3. Juli 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Mary hatte ihm nur mit kurzen Blicken nachgesehen und ging jetzt schärfer vorwärts. Er hatte anfänglich in einer Weise zu ihr gesprochen, die sie heimlich verletzt; nicht in seinen Worten aber in dem Tone derselben, in der umstandslosen Art, wie er sich zu ihr gesellt, lag es ausgedrückt, daß er sie zu Leuten zählte, die weit unter ihm standen, daß er die gewöhnliche Höflichkeitsform, „Ladies" gegenüber, bei ihr nicht für nöthig hielt. Kaum hätte sie wohl so sehr darauf geachtet; wenn er nicht gerade der Vater von James gewesen wäre. Sie freute sich, daß ihre Antwort ihn zu einer Aenderung seines Tones vermocht, und dennoch hätte sie sich auch über ihre Kurzgebundenheit wieder ärgern mögen. Es war ihr, als müsse sie den alten Gentleman recht lieb haben können, wenn sie nur dürfe.

Als sie endlich das Blockhaus, welches die Tavern bildete, erreicht hatte, setzte sie sich still in eine Ecke des Zimmers, ohne sich weiter um ihre Umgebung zu kümmern, die fast nur aus Deutschen bestand und sie mißtrauisch betrachtete. Der Hunger stellte sich nach dem langen Marsche ein, sie bestellte ein frugales Mahl und verzehrte es. Sie fühlte recht wohl, daß sich das leise Gespräch der Deutschen um ihre Person drehte, achtete aber nicht darauf. Dann stützte sie den Kopf in die Hand und ließ die Bilder des ganzen jüngst verflossenen Jahres noch einmal an sich vorüber ziehen. Das Schicksal hatte die Lösung der peinlichen häuslichen Verhältnisse selbst übernommen, sie fühlte nach den Erfahrungen des heutigen Morgens mehr als jemals, daß sie unter dem deutschen Elemente, wie es in der Umgegend lebte, niemals gedeihen könne. Der Vorschlag des alten Osborne, sich einer amerikanischen Familie anzuschließen, trat wieder vor ihre Seele, aber der Gedanke an dessen Sohn James hieß ihr den Antrag ablehnen. Er hatte sie bis jetzt als „junge Lady," als Tochter eines reichen Farmers gekannt, und nun sollte sie Dienstbote da werden wo vielleicht junge Ladies, die er zu seinen nächsten Bekanntschaften zählte, als ihre Herrinnen auftraten. Sie sah gedankenvoll vor sich hin, sie merkte nichts von dem Verrinnen der Zeit, und erst als das Rasseln eines Wagens in der Nähe der Tavern laut wurde, hob sie langsam den Kopf. Sie erkannte Kreuzer's Fuhrwerk, sie sah ihren Koffer darauf, aber ein fremder Mann leitete die Pferde. Noch ehe der Wagen heran war, stand sie an der Außenthür, sie wußte, daß jetzt die Zeit gekommen war, einen bestimmten Entschluß zu fassen — das Gefährt hielt, der Mann lud den Koffer ab und sagte nach einem prüfenden Blick auf die Dastehende: „Sie sind ja wohl die Jungfer Mary? hier bringe ich Ihre Sachen!"

„Und sonst haben Sie nichts zu bestellen?" fragte das Mädchen, als Jener Miene machte, das Fuhrwerk wieder zu besteigen.

„Hat mir nichts weiter gesagt, der Mr. Kreuzer!" war die einsylbige Antwort. Die Pferde zogen an, in den Rückweg einbiegend, und bald verschwand der Wagen hinter dem nächsten Welschkornfelde.

Mary hatte ihm nachgesehen, so lange er zu erblicken war, während es um ihren Mund wie eine gewaltsam unterdrückte Empfindung zuckte. Dann aber, als sei sie vollkommen mit sich klar und fertig, warf sie einen Blick nach der bereits tiefstehenden Sonne und setzte sich auf den am Rande des Weges stehenden Koffer nieder. Sie war noch immer zweifelhaft, was sie thun sollte — ob nach der Stadt fahren oder auf den Major warten. Das Schicksal sollte über sie entscheiden. Noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als sie den Major Osborne zwischen den Maisfeldern hervorkommen und bei ihrem Erblicken einen schnellern Schritt annehmen sah.

* * *

Es war vierzehn Tage später, und das Countystädtchen bot ein Bild von Aufregung, wie es seit seiner Erbauung noch nicht erlebt worden war. Der Ort bestand fast nur aus einer langen Hauptstraße, deren Mittelpunkt das Court-(Gerichts-) Haus, umgeben von den hauptsächlichsten Hotels, Kaufläden und Trinklokalen, bildete, und vor jedem dieser Geschäfts- und Erfrischungsplätze trieb sich eine sichtlich erregte Menschenmenge umher, gestikulirend und in englischer wie deutscher Zunge durcheinander redend. Die Meisten der Anwesenden gehörten augenscheinlich der Landbevölkerung an, doch fehlte es auch nicht an Gestalten, wie sie sich besonders in neugegründeten Landestheilen finden, Leute, von denen Niemand weiß, womit sie ihren Lebensunterhalt verdienen, wenn es nicht durch Vieh- und Pferdediebstahl, Spiel und Verbreitung von falschem Gelde geschieht, und die überall auftauchen, wo eine Aufregung sich der Bevölkerung bemächtigt.

Der Gerichtshof war heute zusammengetreten, um den Prozeß gegen James Osborne, als Mörder des Heinrich Kreuzer, zu beginnen. Aus irgend einem Grund aber war der Anfang der Verhandlung auf den nächsten Tag verschoben

worden, und die aus allen Theilen des County's zusammengeströmten Menschen waren in ihren Erwartungen getäuscht. Anfänglich schien es, als würde die in der Nähe des Courthauses angesammelte Menge ruhig auseinandergehen, bald aber begannen in den einzelnen Haufen, wie sie sich vor den Thüren der Trinklokale gebildet, die verschiedensten Gerüchte über die Ursache der Gerichts-Vertagung zu kursiren.

Zuerst hieß es, die Jury sey aus lauter Amerikanern, alle vom Major Osborne bestochen, zusammengestellt, nun sey aber Einer davon krank geworden, und so müsse erst ein neuer zuverlässiger Mann gefunden werden. Dann kam eine andere Version. Nicht an der Jury liege es, aber an dem Mädchen, welches den Hauptzeugen mache und zu Gunsten des Mörders aussagen solle, schlage das Gewissen so, daß sie erst wieder richtig bearbeitet werde müsse. Von anderer Seite aber wurde dem widersprochen — das Mädchen sey des Uebelthäters Liebste gewesen und denke gar nicht daran, sich ein Gewissen aus irgend etwas zu machen — der Grund der Vertagung liege in der Menge versammelter Deutscher, von denen man vermuthe, daß sie die im Voraus „gefixte“ und abgemachte Freisprechung des Mörders nicht ruhig hinnehmen würden und es sey beschlossen, so lange ein Hinderniß gegen den Beginn des Prozesses zu finden, bis die Deutschen es müde würden, der Gerichtsverhandlung beizuwohnen. Und es war wunderbar, wie schnell diese letzte Angabe die Runde machte und Anklang fand, wie sie durch die Bestätigung von den verschiedensten Seiten über allen Zweifel festgestellt und in dem Durcheinandertreiben der erregten Masse durch eine Menge der bestimmtesten Einzelheiten ergänzt wurde. Bald begannen sich die Trinklokale zu füllen, abwechselnd ihren Menscheninhalt wieder ausspeiend und einen neuen Strom aufnehmend. Die Aufregung fing sichtlich an zu steigen — aus dem Innern der Schenkzimmer klang das Schlagen der Fäuste auf die Tische und außerhalb fielen Aeußerungen, drohend wie das erste Wetterleuchten bei einem aufsteigenden Gewitter.

Da begann ein Haufen Menschen sich unter Geschrei aus einem der größeren Lokale zu wälzen, und von dem Spektakel angezogen, begannen von allen Seiten neue Haufen sich heranzudrängen. Bald war die Hälfte des freien Raums vor dem Courthause mit einer dichten Menge gefüllt, und aus der Mitte derselben tauchte von unsichtbaren Kräften gehoben, eine einzelne Gestalt auf, den zerdrückten Hut aus dem rothen Gesichte nach dem Hinterkopfe schiebend und die massiven Hände, welche bis über die Knöchel aus den engen Aermeln des schäbigen schwarzen Fracks ragten, weit von sich streckend.

„Gentlemen!“ begann er englisch, und eine tiefe Ruhe lagerte sich über die Masse, „Gentlemen, so viel ich verstehe, handelt es sich hier um eine deutsche Sache, aber ich schere mich verdammt um nichts Anderes, als daß es eine gerechte Sache ist, und das ist sie!“ ein einzelner johlender Beifallslaut wurde hörbar, dem aber, als sey er nur ein Signal gewesen, ein lautes Beifallsgeschrei der Masse folgte.

„Ich sage, Gentlemen,“ fuhr der Redner fort, „es ist eine Sache, die das Volk selber in die Hand nehmen sollte; es handelt sich darum, ob der Reiche, nur weil er reich ist und Advokaten, Zeugen und Jury bezahlen kann, nach Belieben einen Andern todtschlagen und frei ausgehen darf, während der Arme, der das nicht kann, hängen muß ohne Gnade — Gentlemen, ich habe den alten Vater des Gemordeten unter Ihnen gesehen, dem seine einzige Stütze geraubt ist. Ich habe von Ihnen gehört — und verdammt will ich seyn, wenn Sie nicht gerade dem Dinge auf den Leib gingen, was wir jetzt brauchen — wollen Sie noch warten, bis der Mensch, der sein Verbrechen schon eingestanden hat, mit Hülfe seines Geldes sich auf und davon macht und Sie Alle betrogen sind? Eins will ich Ihnen nur noch sagen: Wäre dies nicht eine deutsche, sondern eine amerikanische Sache, so wäre schon längst geschehen, was nothwendig ist, wenn das Volk die Gerechtigkeit gegen Reichthum und Bestechung selbst in die Hand nehmen muß!“

Der Redner tauchte nieder in die Menge, die einige Sekunden unbeweglich in einer unheimlichen Stille verharrte. Dann ließ sich plötzlich eine einzelne Stimme hören: „Drauf, holt ihn 'raus!“ und ein wirres hundertfältiges Geschrei folgte als Antwort. „Hängt ihn!“ klang es und: „Hängt ihn!“ brüllte es nach. Ein wildes Wogen kam unter die Masse, bis der wiederholte Ruf: „Nach der Jail!“*) der Bewegung eine bestimmte Richtung gab.

Ein Stück die Straße hinauf stand ein ausschließlich von Amerikanern besuchtes Gasthaus, und dort saß schon seit dem frühen Morgen Mary in einem Hinterzimmer, der Zeit gewärtig, in welcher sie ihr Zeugniß ablegen sollte.

Sie war vor vierzehn Tagen dem Major nach einer amerikanischen Farm gefolgt, entschlossen, sich gefaßt ihrem neuen Schicksale zu fügen, sey dies, welches es wolle. Indessen schien es in der Familie, die sie jetzt aufgenommen, Niemanden einzufallen, ihr eine Arbeit anzumuthen, der sie sich nicht freiwillig unterzog. Sie sah sich völlig als Gast behandelt, nur daß die Freundlichkeit, welcher sie begegnete, eine so kalte und gemessene war, daß sie herauszufühlen meinte, sie werde hier nur dem Major zu Liebe als der nothwendige Zeuge verwahrt, und ihr Aufenthalt hier werde ebensobald ein Ende nehmen, als man sie nicht mehr brauche. Aber selbst dann wäre sie nicht schlimmer daran gewesen als vor dem Eintritt in das Haus, und so, ohne sich vorzeitigen Sorgen hinzugeben, bat sie in voller Freundlichkeit darum, sich nützlich machen zu dürfen, erwähnte ihrer Fertigkeit mit der Nadel und schien hier einen leicht zugänglichen Punkt bei der Frau des Hauses getroffen zu haben. Sie erhielt eine Arbeit, wenn auch in einer Weise, als wolle man ihr nur den Willen thun. Als aber unter Mary's leichten Fingern die Stücke sich wie im Spielen zusammenfügten, als sie neue Beschäftigung verlangte und der heimlich prüfende Blick der Hausfrau auf die sauberste Abeit gefallen war, begann das Gesicht der alten Lady einen wärmeren Ausdruck zu gewinnen. Die Tochter des Hauses, kaum viel jünger als Mary, obgleich sie noch eine Schule in der Nachbarschaft besuchte, setzte sich am Nachmittage zu dem Gaste und leitete ein Gespräch ein, an welchem auch bald die Mutter Theil nahm, und Mary hatte, wohlthuend von der größeren Herzlichkeit berührt, nach Kurzem einzelne Theile ihrer Geschichte mitgetheilt, ohne daß sie es nur recht beabsichtiget.

---

*) Das Gefängniß.

(Fortsetzung folgt.)

Die ostindischen Militär- und Bauernaufstände der letzten fünf Jahre; die Indigopflanzer; der Indigo.

(Aus dem „Schwäb. Merkur".)

Im Laufe der letzten fünf Jahre hatte die englische Regierung in Ostindien nicht weniger als vier Aufstände zu bekämpfen; zwei Militär-Revolten und zwei Bauern-Erhebungen. Von jenen war der erste jener furchtbare Ausbruch der eingeborenen Sipahi-Armee im Jahre 1857; der zweite hatte die europäischen Regimenter selbst ergriffen, als im Jahre 1859 mit dem Uebergang der Regierung Indiens an die Krone Englands die bisherigen Kompagnietruppen in den Dienst der Königin einzutreten hatten. Die Verweigerung des diesen Truppen gebührenden neuen Handgeldes durch die königliche Regierung hatte entschlossene Verweigerung des Gehorsams und eine bedenklich drohende Haltung von Seiten jener Krieger zur Folge, so daß die Krone sich in einen Vergleich mit ihnen einlassen und 10,000 Mann auf ihre Kosten nach Europa zurückführen lassen mußte zu einer Zeit, wo sie in Indien so nöthig gewesen wären. Wenn diese beiden Militärrevolten uns in erschreckender Weise den unterhöhlten Boden zeigen, auf dem die englische Herrschaft in Indien steht: so haben uns die beiden Bauernaufstände der letzten fünf Jahre von einer andern Seite her die Gefahr enthüllt, von welcher England auf indischem Boden unaufhörlich bedroht ist. Wir meinen damit den blutigen Aufstand der Santhals im Jahre 1855, und die neue bedenkliche, ob wohl rasch unterdrückte Erhebung der Rayats oder Ackerbauern gegen die europäischen Indigopflanzer im Krischnagordistrikt*) und in anderen Gegenden. Den äußersten Ostpunkt der langgestreckten Kette des Vindhyagebirges, zwischen welchem und dem Himalaya sich das Gangesthal ausbreitet, bilden die Radschamehalberge, welche unmittelbar an die fruchtbaren Ufer des Ganges abfallen. Von vielen tiefen Schluchten und Thalgründen durchfurcht, in jähen, dicht bewaldeten Abhängen gegen die Ebene sich senkend und am Fuß umgeben mit einem Gürtel feuchten Urwalds, der Behausung der Tiger und Leoparden, und dem Treibhaus tödtlicher Fieber, beherbergt diese Bergregion eine Reihe von Völkerschaften, die eben so sehr durch Abstammung, Färbung und Körperbildung, als durch Sprache, Sitte und Religion sich von der Hindu- und Muselmannbevölkerung der Ebene wesentlich unterscheiden. Diese Gebirgsstämme sind höchst wahrscheinlich die Ueberreste der dunkelfarbigen, negerartigen Ureinwohner Ostindiens, der asiatischen Aethiopen Herodots, welche den brahmanischen und mongolischen Eroberern weder in leidendem Gehorsam sich unterwarfen, noch durch freiwilliges Eingehen in ihre höhere Bildung sich mit ihnen verschmelzen wollten. Während viele ihrer Brüder diese beiden letzten Wege einschlugen, woraus im ersteren Falle die Parias oder kastenlosen Auswürflinge, im letzteren günstigeren Falle die niederen Hindukasten entstanden, zogen es die jetzigen Bergvölker des Vindhyagebirges vor, ihre Freiheit und altväterliche Sitte durch Flucht in die unwegsamen, unwirthlichen Berge zu retten. Dort bilden sie nun heute noch, rings umgeben von einem üppigen und bedeutendem Kulturvolke, ein inselartig abgeschlossenes, selbstständiges, in viele Stämme zertheiltes Geschlecht, mit uralten Feudalzuständen, ohne Kaste, ohne brahmanischen Götterdienst, mit eigener Volkssitte und einem gewissen elenden Fetischkultus. Die Bhilla, von denen unsere Zigeuner stammen sollen, die Kola, die Gonda, die Paharia sind Theile jener Gebirgsvölker. Mit den Paharia, einem wilden, kräftigen und gefährlichen Bergvolke, das die Hindufürsten der Ebene und nach ihnen die muhamedanischen Eroberer vergebens zu zähmen versucht hatten, kamen die Britten zuerst in Berührung.

Ums Jahr 1780 nämlich wurde die Verwaltung jener Gegenden einem jungen Engländer, Cleveland, anvertraut, und dieser verstand es, durch seine Offenheit, Güte und Herzlichkeit ihr Vertrauen zu gewinnen, und schützte sie aufs Kräftigste gegen die Mißhandlungen der Semindare oder Erbpächter großer, dem Staate gehöriger Grundstücke, bei welchen viele jener Paharia als Knechte, Taglöhner oder Unterpächter in Diensten standen. Doch schon im Jahre 1784 erlag der edle Cleveland dem Sumpffieber. Aber noch heute steht auf einem grünen, reizenden Hügel jener Berge das kleine, unscheinbare Denkmal, welches die Gebirgshäuptlinge gemeinschaftlich mit den Semindaren der Ebene (denn auch diese ehrten in ihm, trotz seiner Strenge gegen sie, einen Vater) auf eigene Kosten errichtet haben. Ein bedeutsames, aber von der englischen Regierung bisher nicht beachtetes Wahrzeichen davon, auf welche allein sicheren Grundlagen die rechte Staatsweisheit ihre Herrschaft über Unterthanen, besonders einer fremden Nationalität und Religion, festzustellen habe! Auch zwei andere Wohlthäter der Paharia, die Missionäre Christian, ein Deutscher, und Hurter aus Schaffhausen, wurden ihnen nach kurzer gesegneter Wirksamkeit in den Jahren 1827 und 1848 durch dieselbe tödtliche Krankheit entrissen, und an ihre Stelle ist dort seit 1850 der deutsche Missionär Dröse mit seiner trefflichen Gattin zu erfolgreicher Thätigkeit eingetreten. Es sollte nicht lange dauern, bis die Paharia, seither fast ausschließlich mit den Feldarbeiten in jenen Gegenden beschäftigt, hinter einen anderen Gebirgsstamm zurücktraten. Es sind dies die zu Anfang genannten Santhals. Durch Uebervölkerung aus ihrem ursprünglichen Wohnsitze auf den Gebirgen von Orissa, südwestlich von Kalkutta, fortgedrängt, hatte sich ein Theil von ihnen auf den nördlichen Abhängen der Radschamehal-Berge in den eigentlichen Fieberdistrikten niedergelassen. Dort lebten sie lange Zeit als ein ruhiges, arbeitsames Volk, den gröbsten Mißhandlungen von Seiten des Semindars der Ebene, des Hinduwucherers, des eingeborenen Steuereinnehmers der englischen Regierung bloßgestellt, während die Herren des Landes, die britischen Christen, sie kaum des Beachtens würdigten. Kein Versuch ward gemacht, ihnen Gutes zu thun oder die Segnungen europäischer Bildung und der christlichen Religion unter sie zu bringen, indeß die Armen, unsägliche Unbill Jahrzehnte hindurch geduldig ertragend, auf rechtlichem Wege bald da, bald dort bei den Gerichten umsonst Abhülfe dawider suchten. Als nun vollends die halbverhungerten, ausgesogenen Bergbewohner beim Bau der von Kalkutta nach den nordwestlichen Provinzen zu führenden Eisenbahn ihr Brod zu erwerben suchten, aber durch die Unterschleife der auszahlenden eingeborenen Aufseher von ihrem sauerverdienten reichlichen Taglohn nichts oder ein elender Bruchtheil in ihre Hand kam, da, wie natürlich, zur Verzweiflung getrieben, erhoben die Santhals im Jahre 1855

*) In diesem Distrikt und in dem von Nuddea auf beiden Seiten des Hugly (einige Meilen nördlich von Calcutta) bestehen seit langer Zeit ausgedehnte Indigofaktoreien unter europäischen Pflanzern.

den oben schon berührten Aufstand, der bekanntlich nur in Strömen von Blut erstickt werden konnte. Wird die indobritische Regierung aus dieser blutigen Erfahrung eine ihr so nahe gelegte große und wichtige Lehre ziehen? Wird sie in Zukunft, so viel an ihr ist, allenthalben Schulen und Lehranstalten schaffen, von denen der belebende Geist ächt menschlicher Kultur und christlicher Wahrheit auf die todte Masse des Volks ausgehen kann? Wird sie fortan aus dem Kreise der vorhandenen Hindu-Christen ihre Unterbeamten, Steuereinnehmer, Polizeimänner, Dorfrichter nehmen? Wird sie endlich mehr denn bisher auf den Rath, die Warnungen, die Aufschlüsse der Missionäre achten, welche mit dem Volke lebend, mit seinem Leid und seiner Lust bekannt, seine Sprache reden, seine Gedanken und Gefühle verstehen, und nach dem eigenen Eingeständniß der Regierungsbeamten die Hindus besser kennen, als irgend Jemand? (Schluß folgt.)

Reflexionen eines Reisenden über Altes und Neues in Würzburg.

Eine Stadt, reich an Denkmälern der Kunst, der Geschichte, der Industrie u. s. w., verdient es schon, einige Zeit darauf zu verwenden um sie zu besehen und den Geist der Jahrhunderte, in denen sie entstanden, und von dem sie Zeugniß geben, in Etwas zu studiren. Je reicher daher eine Stadt an solchen Denkmälern, desto geeigneter ist sie, den Fremden in kürzester und bestimmtester Weise mit der Geschichte ihrer Entwicklung und der in ihr stattgehabten Strebsamkeit bekannt zu machen, insbesondere zu allen Zeiten ihren Bewohnern ihre Geschichte lebhaft in Erinnerung zu erhalten.

Wir wollen nun gerade nicht behaupten, daß Würzburg, die alte und edle Frankenstadt, an solchen Denkmälern ihrer Vergangenheit wie ihrer Gegenwart überreich sey, aber das glauben wir behaupten zu dürfen, daß sie in Ansehung ihrer Größe, gegenüber anderen größeren Städten, sich schon reich nennen dürfe; denn es haben Religion, Wissenschaft, Kunst, Handwerk, sowie allseitige Sorge für's Gemeinwohl ihr Andenken aus allen Jahrhunderten hinterlassen, und ziehen des Beschauers ganze Aufmerksamkeit auf sich, wie nicht minder auch die neueste Zeit der vergangenen würdig sich anreiht, und den Zeitgenossen den Beweis zu liefern versteht, es beseele die Stadt, beziehungsweise deren Vertreter, das Streben und der Drang, ihrem alten Glanze und Ruhme nichts zu vergeben.

Solche Meinung muß sich aufdrängen beim Besuch der Schrannenhalle, obschon deren Zweckmäßigkeit vielfach angestritten werden will: davon gibt Zeugniß die Marschule, die das Nützliche mit dem Schönen in sich vereinigt — Denkmäler bautechnischer Strebsamkeit neuester Zeit, welchen unstreitig der prachtvolle Ausbau des Thurmes an der Marienkapelle die Krone aufsetzen dürfte, abgesehen von der meisterhaft ausgeführten Restauration der Statuen (ausgenommen vielleicht die beiden Statuen am Hauptportale, die, weil zu „fein“ und kraftlos, zum gothischen Bau nicht passen) und der Ornamentik an der Außenseite gedachter Kirche.

Eines jedoch vermißt man in Würzburg, und doch müßte es der ganzen Stadt und ihren einzelnen Theilen so gut anstehen, um so mehr, da es sich in den meisten Städten findet und ihnen zu nicht geringer Zierde gereicht, ihnen ein gewisses Leben und, so zu sagen, eine freundliche Physiognomie verleiht — es sind dies nämlich schöne Brunnen und zwar monumentaler Art.

Wenn der sogenannte „Vierröhrenbrunnen“ und der Marktbrunnen mit seinem Obelisk auch gleichwohl der Zeit ihrer Errichtung das Wort reden und die Plätze, an welchen sie sich befinden, an ihnen eine, wenn auch bescheidene, Zierde haben, so sind doch die übrigen, alte wie neue, nicht geeignet, gerade die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, ausgenommen vielleicht der sogenannte „Engelbrunnen“, der Marschule gegenüber, der einer gründlichen Restauration nicht unwürdig wäre.

Die allegorischen Figuren und Gruppen auf den einzelnen sind wohl recht sinnig, aber sie würden sich auf einer schöneren Basis viel besser repräsentiren.

Schreiber dieses konnte sich nicht enthalten, über diesen Mangel seinem Begleiter gegenüber sich auszusprechen, und war sehr erstaunt, als er von diesem, statt aller Antwort, zur Gewerbehalle geführt wurde, woselbst er Gelegenheit hatte, ein herrliches Steinbild, den hl. Kilian, den Patron und Apostel des Frankenlandes darstellend, zu Gesicht zu bekommen.

„Sehen Sie, mein Bester, dieses herrliche Bild hatte die Bestimmung, dem von Ihnen gefühlten Mangel an monumentalen Brunnen einigermaßen abzuhelfen, indem es bei seinem Meister, Herrn Arnold in Kissingen, bestellt wurde, um als Zeugniß für den christlichen Sinn der Stadt und für das edle Streben derselben, auch der gediegenen Kunst Rechnung zu tragen, den sog. Kürschnerhof, als vis-a-vis der Stiftskirche zum Neumünster, dem Grabe des allverehrten und gepriesenen Frankenapostels zu zieren. Nicht wahr, das wäre so Etwas, was Sie wünschten? Aber das Unternehmen scheiterte, ich weiß nicht an was; das Bild, ein wahrer Kunstschatz, bleibt ungekauft, und allem Anschein nach wird unsere Stadt, die eines solchen Meisterwerkes wohl werth wäre, und zu dessen Anschaffung sicherlich die Mittel leicht zu beschaffen wären, nicht so glücklich seyn, dasselbe für die Zukunft ihr Eigenthum zu nennen.“

Schreiber dieses muß gestehen, daß bei dieser Expektoration seines Begleiters sich so etwas von Zorn in ihm regte, da er nicht begreifen kann, wie ein solches Kunstwerk — denn das ist „St. Kilian“ in der Gewerbhalle in Wirklichkeit — das noch obendrein leicht erworben werden könnte, für die Stadt nicht um jeden Preis erworben werden will. Fast möchte es scheinen, als ob da einem Dritten von irgend woher ein Strich durch die Rechnung gemacht werden sollte.

Es steht dem Schreiber dieser Zeilen nicht zu, dies zu untersuchen oder nur danach zu fragen, aber als Freund der Kunst und des Schönen kann er nicht umhin, nachdem er von Würzburg eine so gute Meinung gewonnen, den Wunsch hier auszusprechen, die Vertreter oder die Bewohner der Stadt, speziell die katholischen Bürger derselben möchten die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, in der Erwerbung dieses Meisterwerkes behufs der Errichtung eines monumentalen Brunnens oder als Zierde für eine Kirche, ihrem christlichen Sinne sowohl als ihrem alten Ruhme entsprechend vor der Mit- und Nachwelt sich ein ehrendes Denkmal zu schaffen.

—*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 54. Sonntag den 7. Juli 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Noch keine Woche hatte Mary im Hause verbracht, als sich auch nach und nach unter den sämmtlichen Familiengliedern eine deutlich erkennbare Theilnahme für den jungen Gast geltend machte, und ein vertraulicherer Ton sich gegen sie herausbildete; wie absichtlich aber wurde niemals des gefangenen James erwähnt, oder auch nur der Name desselben genannt, und Mary selbst, so oft sie auch an ihn dachte — und je näher der Tag der Gerichtssitzung kam, um so öfter — fühlte instinktmäßig, daß hier ein Punkt war, den sie nicht berühren dürfe; eine Ahnung des Grundes aber sollte ihr in der zweiten Woche werden.

Da kam der Major angefahren und mit ihm ein junger magerer Mann im schwarzen Fracke, mit stechenden Vatermördern, buschigem dunkelm Haar und klug blickenden Augen. Der Hauswirth empfing sie und führte sie nach dem Vorderzimmer, wo Mary bei einer feinen Näherei saß und bei dem Eintritte der Gäste die Stube verlassen wollte; der Major aber rief ihr zu, zu bleiben, sie hätten mit ihr zu reden. „Und wenn Sie Nachbar," wandte er sich an den Farmer, „eine Viertelstunde abbringen können, so thun Sie mir den Gefallen, uns Ihre Gesellschaft zu schenken; es liegt mir daran, Jemand zum Zeugen zu haben, daß nicht auf unrechte Weise auf das Märchen eingewirkt wird!"

In Mary's Ohr klang wieder derselbe nachlässige Ton in Bezug auf sie, welcher sie schon bei ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Major verletzt hatte; er that ihr aber heute, in Gegenwart der Uebrigen, noch weher. Sie sah groß und ernst auf und begegnete dem Auge des alten Osborne; dieser aber schien ihren Blick nicht einmal zu bemerken. „Well, Sir, ich denke, wir gehen gleich ans Werk," wandte er sich an seinen jungen Begleiter, „stellen Sie Ihre Fragen an das Märchen und Sie werden ja dann selbst hören."

„Einen Augenblick, Mr. Osborne," sagte sie mit ruhigem Ernste, „wollen Sie mir nicht erst sagen, wer der Gentlemen ist, und was von mir verlangt wird? Ich glaube doch diese gewöhnliche Rücksicht zu verdienen."

Der Major hob die zusammengezogenen Augen nach ihr, und um seinen Mund zuckte es wie eine herbe Erwiderung, der er nicht gleich Worte zu geben wisse; sein Begleiter aber, dessen Blick schon seit seinem Eintritte Mary's ganze Erscheinung umfaßt hatte, nickte wie in stiller Befriedigung und sagte mit einem höflichen Lächeln: „Erlauben Sie, Miß, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle und Sie zugleich versichere, daß Sie Alles, was Sie jetzt vielleicht befremden mag, schnell klar sehen sollen. Ich bin der Vertheidiger des jungen Mr. Osborne und möchte wissen, wie weit ich auf Ihr Zeugniß fußen kann, außerdem aber mir noch einige andere nöthige Fragen erlauben!"

Mary neigte leicht den Kopf. „Es ist Alles recht," erwiderte sie, „es gibt mir aber noch keinen Aufschluß, warum Major Osborne mir in einer Weise entgegentritt, wie er es mit keiner andern jungen Lady, und wäre sie noch so arm, thun würde. Ich stehe so ganz allein, daß mich jede grundlose Unfreundlichkeit doppelt schmerzen muß —"

„Es ist gut, ich werde ganz klar und offen zu Ihnen reden, da Sie das zu verlangen scheinen," fiel ihr der Major ins Wort, ohne seine Miene zu ändern, „lassen Sie uns aber zuerst die Hauptsache abmachen, und antworten Sie auf die Frage des Gentlemen hier!"

Er zog einen Stuhl herbei, und setzte sich breit nieder; ihm folgte der Hauswirth, welcher mit sichtlichem Interesse der kurzen Scene beigewohnt; der Advokat aber machte erst von einem Stuhle Gebrauch, als auf einen höflichen Wink seinerseits Mary ihren Platz eingenommen hatte. Das Mädchen ward aufgefordert, die Vorgänge, welche den Mord herbeigeführt, zu erzählen; sie that es in klarer Kürze, und der Advokat nickte beifällig.

„Jetzt, Miß, komme ich zu einem andern Punkte," fuhr der Letztere fort. „Es wird wahrscheinlich Alles angewandt werden, um Ihr Zeugniß zu verdächtigen; so werden Sie gefragt werden, ob Sie sich nicht einen Grund für diesen so plötzlichen und seltsamen Angriff des Herrn Kreuzer denken können, ob Sie nicht in einem näheren Verhältnisse zu James Osborne gestanden, durch welches der Verunglückte bei seinem Zusammentreffen mit Ihnen Beiden als Ihr brüderlicher Ehrenwächter hat aufgeregt werden müssen — und um mein Verhalten für alle Fälle regeln zu können, möchte ich Sie bitten, mir vollkommen wahr die Art Ihrer Bekanntschaft mit James Osborne anzugeben — das Verschweigen irgend eines bedeutenden Umstandes, der während der Gerichtsverhandlungen zum Vorschein käme und auf den ich nicht vorbereitet wäre, könnte das Verderben des jungen Mannes werden, während eine rücksichtslose Offenheit jetzt mir die Macht geben würde, alle ungünstigen Fragen von Ihnen abzuhalten."

Mary hatte mit großen, ernsten Augen und erhobenem Kopfe die Worte des Vertheidigers angehört, während ein leichtes Roth in ihr Gesicht getreten war. „Ich habe auf alles das nichts zu verschweigen, aber auch nichts zu be-

kennen," sagte sie, als der Advokat innehielt; „ich habe vor dem Unglücke den jungen Mr. Osborne nicht mehr als drei Mal in meinem Leben gesehen." Sie berichtete in kurzen Zügen, wie sie, unfähig englisch zu reden, ihn an der Einzäunung getroffen — wie er sie später auf den Wunsch des alten Kreuzer in seinem Schlitten nach Hause gefahren — und wie er zuletzt ihr auf dem Picknick entgegengetreten. Sie gab sodann von der nächtlichen Begegnung zwischen ihr und dem Gefangenen eine genaue Beschreibung.

Der Advokat hatte, während sie sprach, den Blick auf sie geheftet, als wolle er ihre ganze Seele durchdringen; des Mädchens Haltung schien aber darunter nur immer freier zu werden und an Würde zu gewinnen. „Und so glaube ich, Alles gesagt zu haben, was ich nur zu sagen weiß!" schloß sie; Osborne aber richtete ungeduldig den Kopf auf und erhob sich.

„Es ist das Alles nichts und es muß gerade herausgesprochen werden," begann er, „ein Mädchen wird natürlich nicht von selber reden. Die Welt sagt, „mein Junge habe ein Liebesverhältniß mit der Miß hier gehabt, Kreuzer's Junge habe beide bei ihren Zärtlichkeiten im Walde ertappt, und so sey das Unglück fertig gewesen. Und wenn ich mir das Weitere dazu rechne, so scheint mir die Geschichte sehr wahrscheinlich. Mein James, um gleich Alles zu sagen, hat an dem dummen Streiche nicht genug und erklärt mir ganz einfach, daß er, so bald er frei sey, das Mädchen, das um seinetwillen ihre Heimath habe verlassen müssen, heirathen werde. In Bezug auf die Heirath werden natürlich noch einige Worte geredet werden," setzte er ärgerlich lachend hinzu; „es läßt sich davon aber auf das Vorhergehende schließen, und wenn ich wünschte, Miß, Sie wären lieber irgend wo anders hin, als zu uns verschlagen worden, wenn ich aus dem Ganzen nicht viel Rühmenswerthes für eine Person, die eine junge Lady seyn will, herausfinden kann, so werden Sie mich jetzt wohl verstehen. Das ist aber nur unter uns gesagt und weil Sie es so verlangten; der Jury gegenüber ist es etwas Anderes; da handelt es sich vor Allem darum, alle Fragen zurückzuweisen, durch welche Ihnen ein besonderes Interesse an meines Sohnes Freisprechung nachgewiesen und so Ihre Glaubwürdigkeit als Zeuge geschwächt werden könnte. — Fragen Sie, Sir, da die junge Lady jetzt wohl genug wissen wird," wandte er sich an den Advokaten, „und fragen Sie, wie Sie denken, daß es im Kreuzverhör geschehen mag, Sie werden dann wohl bald klar sehen!"

„Lassen Sie nur das Fragen, Sir," fiel Mary ein, in deren bleichem Gesichte die Augen in einem tiefdunklen, feuchten Glanze schimmerten, während ihre Stimme leise bebte; „ich werde sicher auf nichts mehr antworten; ich habe versprochen, mein Zeugniß abzulegen, aber nicht die fortdauernden, absichtlichen Beleidigungen eines Mannes zu ertragen, der mich hätte in Schutz nehmen sollen —" sie nahm einen neuen Ansatz zum Sprechen, aber als fürchte sie den Ausbruch ihrer Bewegung, erhob sie sich plötzlich und that einige Schritte nach der Thür.

„Halloh, Miß, warten Sie einmal!" rief Osborne, rasch aufspringend, „es hat kein Mensch daran gedacht, Sie zu beleidigen; aber bei einer Sache, wo es um Leben und Tod geht, muß voll herausgesprochen werden — und zuletzt verlangen Sie wohl auch noch von mir, ich soll zu dem letzten Einfalle meines Jungen Ja und Amen sagen, nur um Sie nicht zu beleidigen?"

Mary war stehen geblieben und hatte sich langsam umgedreht, ihr Blick war wieder klar und fest. „Was ich verlange, ist, daß Sie einem Mädchen, das für Sie gut genug ist, Ihren Sohn befreien zu helfen, das Sie hierher in eine achtbare Familie gebracht, ihre Ehrenhaftigkeit nicht nehmen — das Einzige, was sie besitzt. Sie möchten dem boshaften Geschwätz Recht geben, weil es vielleicht das Bequemste für Sie scheint, dadurch den ausgesprochenen Absichten Ihres Sohnes in den Weg zu treten; ich aber sage Ihnen, Major Osborne, daß ich erst würde gefragt seyn wollen, was ich zu einer solchen Absicht sage, deren Erfüllung nur Alles bestätigen müßte, was jetzt über mich geredet werden mag. Ich bin jetzt eine Waise, Sir, die nur auf ihre eigene Kraft angewiesen ist; aber wenn die Erziehung dem Menschen eine Stellung geben kann, so glaube ich dieselbe Stufe einzunehmen und dieselbe Rücksicht zu verdienen als Ihre eigenen Töchter, Sir, wenn Sie deren hätten. Seyen Sie vollkommen wegen der Absicht Ihres Sohnes beruhigt, Mr. Osborne, mein Wort hat er nicht dazu!"

Sie wandte sich ab und ging hoch aufgerichtet aus dem Zimmer. Einige Sekunden lang herrschte das Schweigen der Ueberraschung unter den Zurückgebliebenen. „Wie alt ist das Mädchen?" begann endlich Osborne, der bis dahin den Blick auf die geschlossene Thür geheftet.

„Sie kann nicht viel über sechzehn Jahre seyn", erwiderte der Hausbesitzer mit einem langsamen Kopfnicken; „sie muß aber nach dem, was sie uns und meiner Lucy, mit der sie Freundschaft gemacht, erzählt hat, schon viel Unglück erlebt haben, und das macht frühzeitig reif."

„Ich halte das ganze Gerede über die junge Lady für einen böswilligen Schwatz der Kreuzer's und ihrer Anhänger", begann jetzt der Advokat, „und ich traue meiner Menschenkenntniß so viel zu, daß ich rathen möchte, nur das als wahr zu betrachten, was sie als geschehen angibt. Ihre Erscheinung und ihre Weise, einer grundlosen Anschuldigung entgegen zu treten, wird viel günstiger auf die Jury wirken, wenn wir der Gegenpartei vollen Spielraum lassen, als wenn wir einzelne Fragen der Anklage unbeantwortet niederschlagen!"

„Gerade meine Meinung!" warf der Farmer ein, „und ich kann Ihnen nebenbei sagen, Major, daß Ihr James gar keinen üblen Geschmack hat!"

„Danke schön!" brummte Osborne, „mein Geschmack sind aber diese Deutschen, mögen sie nun aussehen, wie sie wollen, niemals gewesen, und der dumme Junge soll eher an etwas Anderes denken, als an ein Mädchen, das ihr bisheriger Pflegevater in New-York auf der Straße aufgelesen hat."

Mary war nach der Kammer gegangen, welche sie mit der Tochter des Hauses theilte. Bald aber kam diese, ihr verkündend, daß der Major mit seinem Begleiter das Haus verlassen habe — und von diesem Tage an fand Mary in der Familie eine erhöhte Herzlichkeit, eine Theilnahme, die sich mehr in der Art, ihr zu begegnen, als in bestimmten Worten aussprach. James wurde zwar nach wie vor nicht erwähnt, desto mehr aber stand er vor Mary's Seele, nicht als Bild geheimer Sehnsucht oder stillen Verlangens, sondern als edler Mensch, der ihr vergelten wollte, was sie um seinetwillen verloren — wenn sie jetzt auch selbst zurückweisen

mußte, was sie unter andern Umständen wohl glücklich gemacht haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die ostindischen Militär- und Bauernaufstände der letzten fünf Jahre; die Indigopflanzer; der Indigo.

(Schluß.)

Wir gehen zu Szenen von etwas verschiedener Natur über, die aber nichts desto weniger das menschliche Gefühl mit Trauer erfüllen. Wir meinen die Erhebung der Rayats gegen die englischen Indigopflanzer im Krischnagordistrikt und in anderen, nördlicher gelegenen Bezirken. Das Ganges-Delta von Niederbengalen ist eines der fruchtbarsten Gebiete Indiens. Der bengalische Bauer oder Rayat ist fleißig, ausdauernd in der Arbeit und mit Wenigem zufrieden. Dennoch ist er eines der unglücklichsten, geplagtesten Geschöpfe auf Erden. Zwischen dem Semindar oder großen Erbpächter umfangreicher Staatsländereien und dem Rayat mögen nämlich oft sechs oder mehr Mittelglieder von Pächtern und Unterpächtern sich befinden. Während nun jener für seinen gesammten Grundbesitz eine mäßige, feste Steuer an die Regierung zu entrichten hat, steht es ihm frei, von seinen Unterpächtern so viel Zins zu fordern, als ihm beliebt, und gleicherweise hinwiederum den Unterpächtern, so daß, bis ein Acker in die Hand des eigentlichen Bauern kommt, welcher von seiner Hände Arbeit lebt, der zu entrichtende Pachtzins um das Zehn-, Zwanzig- und Fünfzigfache von dem zunimmt, was der Semindar an die Regierung zu zahlen hat. Zudem ist jener von dieser mit außerordentlichen Rechten und Vollmachten bekleidet, wider deren Anwendung dem schutzlosen Rayat die Anrufung der höheren Gerichte in der Regel eine unsichere oder schwer zu gewinnende Abhülfe gewährt. Ueberdies ist der Bauer zu arm, um die ersten Auslagen für Samen, Errichtung einer Lehmhütte, Anschaffung der nöthigen Feldgeräthe und der Lebensmittel bis zur Ernte zu bestreiten. Er muß also bei einem eingeboren Baulier gegen Verpfändung eines Theils von seiner Ernte Geld aufnehmen und sich mithin auch den mancherlei Mißhandlungen dieses Aussaugers blosstellen. Ferner steht er zu seinem Semindar in ähnlichem Verhältniß, wie im deutschen Mittelalter die Lehensbauern zu ihrem Lehensherren, das heißt, er muß an dessen Freuden und Leiden mit hülfreicher Hand theilnehmen, an Familien- und Jahresfesten mit Gaben sich einstellen, an den Kosten einer Wallfahrt desselben mitzahlen, und während er den Schaden einer Ueberschwemmung allein zu tragen hat, von dem auf seinem Grundstück zurückgebliebenen Fischsegen ein gut Theil dem Semindar überlassen und, um das Maß der erdrückenden Leistungen voll zu machen, auch noch die Knechte und Geschäftsführer des letzteren durch immer wiederkehrende Geschenke sich günstig zu stimmen und zu erhalten suchen!

Aber siehe, da öffnet sich dem unglücklichen Rayat eine neue Thüre der Hoffnung. In seiner Nähe haben europäische Indigopflanzer ihre Faktoreien angelegt, und sie sind bereit, ja begierig, so viele Rayats als immer möglich in ihr Interesse zu ziehen. Es werden zu dem Ende mit den Bauern umher Kontrakte geschlossen, gerade wie bei uns die Rübenzuckerfabrikanten mit der umliegenden Bauernschaft Verträge schließen zur Ablieferung von Runkelrüben. Ebendamit schien sich dem indischen Rayat eine erträglichere Zukunft zu eröffnen, als er sie unter dem Wucherregiment des Semindars und des Hindubankiers fand. Hat er es doch hier mit Europäern, mit Christen zu thun, und auch der heidnische Rayat hat ein bestimmtes Gefühl, daß das Christenthum die Menschen gerecht und menschlich mache. Aber er sollte sich bitter getäuscht sehen! Denn der europäische Pflanzer scheint sich an dem indischen Großpächter und Darleiher, deren Funktionen er in sich vereinigt, ein Vorbild gewählt zu haben, nicht bloß im Abschließen und Durchführen der Kontrakte, sondern auch in Betreff der unmenschlichen Härte, des Geizes und der Ungerechtigkeit, ja die indischen Berichte wissen von ihm und seinen Helfershelfern noch Schlimmeres zu melden, als selbst von jenen. Doch, was sollen wir alle von diesen christlichen Europäern an den Hindubauern verübten Mißhandlungen aufzählen? Sie sind oben im Semindar bereits zum Theil verzeichnet, und Weiteres kann in der von uns benutzten, leicht zugänglichen und glaubwürdigen Quelle*) nachgelesen werden, die selbst wiederum aus zuverlässigen, amtlichen und anderweitigen Angaben geschöpft ist. Nur eine Maßregel der empörendsten Härte und Habsucht soll hier noch angeführt werden. Der indische Bauer treibt im Allgemeinen den Indigobau nicht gern. Er sieht den Werth des Färbekrauts nicht ein, auch saugt dasselbe den Boden allzusehr aus. Daher ist es ihm eine widerwärtige Empfindung, an der Stelle eines wogenden Reis- oder Waizenfeldes weithin nur den Indigostrauch zu sehen, und das Feld wird deßhalb zwischenhinein insbesondere mit den genannten Nahrungspflanzen bestellt. Da mag es nun geschehen, daß ein Stück Land mit Getraide besäet ist, das vor dem Eintritt der eigentlichen Regenzeit zu reifen pflegt. Aber vertragsmäßig ist dasselbe Feld zur neuen Indigo-Aussaat bestimmt, die vor dem Eintreten der Regenzeit vollzogen werden muß. Kaum fallen daher die ersten Regenschauer, so erscheint der Aufseher der Indigofaktorei und drängt unerbittlich zur Aussaat des Färbekrauts. Alles Flehen des Rayat nur um etliche Tage Geduld ist vergeblich. Die unreife Wintersaat wird vor den Augen des Jammernden abgemäht, auf daß der Indigosame Raum habe. Aber vielleicht bringt die reiche Indigo-Ernte den Schaden doppelt wieder herein? Nichts weniger als das; denn mit genauen Zahlangaben wird nachgewiesen, daß nach Abzug aller Ausgaben dem armen Rayat von einer Bigah**) des besten Landes im allerbesten Falle ein Jahresgewinn von 52 Kreuzern unseres Geldes in der Tasche bleibe. Auf die einem Europäer nahe liegende Frage: warum suchen aber die Unglücklichen nicht Abhülfe bei den Gerichten? dient das schon oben über diesen Ausweg Bemerkte zur Antwort. Zwar hätte eine Petition, vor wenigen Jahren von etlichen Missionären und andern Menschenfreunden zu Gunsten der Unterdrückten ans englische Parlament gebracht, vielleicht daselbst eine amtliche Untersuchung dieser Uebelstände hervorgerufen, da nahm aber der Militär-Aufstand des Jahres 1857 alle Aufmerksamkeit für viel schwierigere Aufgaben in Anspruch. Hätte damals nicht die göttliche Barmherzigkeit über dem britischen Indien gewaltet und wäre die bengalische Bauern-

*) Dem „Baseler evangelischen Missions-Magazin", September 1860.

**) Eine Bigah beträgt etwas weniger als einen Morgen.

schaft mit den Sipahis in Verbindung getreten, es würde nicht Ein Engländer in Indien übrig geblieben seyn. So aber wurde, indeß die Rayats ruhig blieben, die Militärrebellion nach zwei schweren Kriegsjahren unterdrückt und das Land wieder zum Frieden gebracht. Das mußte, hätte man denken sollen, den Indigopflanzern zur abschreckenden Lehre dienen. Als aber dessenungeachtet Alles beim Alten blieb, da hob der gerechte Gott noch einmal den warnenden Finger auf. Einige Rayats des Krischnagor-Distriktes, mit ihrer Klage von einem jungen Unterbeamten zurückgewiesen, wandten sich an den Statthalter der Provinz, Herrn Halliday. Und dieser ebenso erfahrungsreiche, als wohlwollende Mann, derselbe, welcher einst Missionsschulen bei den Santhals hatte einrichten wollen, erließ ein scharfes amtliches Schreiben gegen das gottlose Verfahren der englischen Pflanzer, versprach den Rayats den Schutz der Regierung dawider und erklärte, diese seyen nicht die Sklaven von jenen, sondern seyen Bürger, wie sie. Dies Schreiben fand seinen Weg in eine bengalische Volkszeitung und von da in andere einheimische Blätter. Die Kunde davon flog wie ein Blitz durch alle Indigodistrikte. Hunderte von Rayats ermannten sich zu Arbeits-Verweigerungen, ja, wer hätte es glauben sollen? sie gingen im Anfang März dieses Jahres rasch von ihr zu offenem Aufstand über. Zwar wurde derselbe nach wenigen Wochen durch Waffengewalt niedergeschlagen, doch hat die Regierung unter drohender Warnung vor gewaltsamer Selbsthülfe amtliche Abhülfe der bestehenden Uebelstände in Aussicht gestellt.*) Wird sie nun auch Wort halten, oder wird sie den gewissenlosen Pflanzern, welche die Schuld des von ihnen allein hervorgerufenen Aufstandes gewissen Aufreizungen der Missionäre zuschrieben, am Ende doch wieder ihren Willen lassen und so auch ihrerseits das System der jämmerlichsten Selbstsucht aufrecht erhalten, über das sich gegen England und seine Lenker in unseren Tagen überall so viele und so schwere Anklagen gehäuft haben? — Suchen wir nach diesen betrübenden Mittheilungen endlich einen Ruhepunkt zu gewinnen, indem wir über die Zubereitung der im Bisherigen öfters genannten Pflanze zum bekannten Färbestoff, sowie über ihre Verbreitung und ihre Geschichte zum Schlusse noch Einiges zusammenstellen. Der Indigostrauch also gedeiht auf dem dunkelbraunen Thonboden von Bengalen, zumal wenn diesem noch etwas Kalk beigemengt wird, besonders gut. Es ist eine zierliche Pflanze, dem Rosmarin gleichend, 3 Fuß hoch und darüber, mit einfachem, oft fingersdickem und holzigem Stengel, welcher sich in strohhalmdicke Zweige ausbreitet. An diesen treten die fingerslangen Blattstiele mit 6 bis 8 Paar genau sich gegenüberstehender zarter, glatter, bläulich-grüner Blättchen hervor. Diese Blätter sind es, die den köstlichen Färbestoff liefern. Die Pflanzen werden, wenn sie 8 bis 10 Wochen alt sind, noch ehe sie blühen, mit einer Sichel abgeschnitten, was von Zeit zu Zeit wiederholt wird, bis sie 2 oder 3 Jahre alt sind, worauf man sie ausreißt und die Felder von Neuem bestellt. Das abgeschnittene Kraut wird in Bündeln in die Faktorei gebracht und hier in eigenen Trögen ins Wasser gelegt, bis durch die entstehende Gährung die Flüssigkeit sich grün färbt.

Sobald sich aber darin ein blauer Satz zu scheiden anfängt, wird die dunkelgrüne Brühe in ein zweites Gefäß gebracht und hier mit Stangen geschlagen, bis die feinen Theilchen des blauen Färbestoffs sich in kleinen Körnern vereinigen und niederfallen, während die Brühe gelb wird. Die letztere wird sodann abgelassen und die breiartige, als Satz niedergeschlagene Masse in ein drittes Gefäß, wo sie sich völlig setzen und scheiden soll, und von da in leinene Säcke gebracht, damit die Feuchtigkeit ablaufe. Zuletzt wird der so gewonnene Indigo in kleinen backsteinförmigen Stücken an der Luft völlig ausgetrocknet, verpackt und zum Verkauf gebracht. Die Anpflanzung und Pflege des großen Indigostrauchs erfordert große stetige Aufmerksamkeit und mancherlei Mühe. Der Same muß in dem Boden genau mit den ersten Schauern der einbrechenden Regenzeit gelegt werden; die Furchen oder Löcher müssen die rechte Tiefe und gegenseitige Entfernung haben, das Unkraut muß aufs Sorgfältigste ausgereutet und entfernt werden. Ueberdies drohen der Pflanze mancherlei Gefahren von Insekten, die oft in einer Nacht eine ganze Ernte vernichten. Der erste Sichelschnitt muß zu rechter Zeit geschehen, wenn die Pflanze eben die gehörige Entfaltung und Reife erlangt hat.

---

* Die Beilage Nr. 324 zur „Allg. Z.“ vom Jahr 1860 und Nr. 6 von 1861 enthalten in dieser Beziehung schwere Anklagen gegen die englische Regierung, die englische Geldaristokratie in Indien und die „Times“, diese herzloseste Verfechterin der im englischen Ministerium, Parlament und, sollen wir sagen, Gesammtvolke vorherrschenden Krämerpolitik. Auch französische Journale theilen diese gerechte Entrüstung. So die Revue de l'Orient in ihrem Dezemberheft vom Jahr 1860. Dort weist sie (p. 428) den im Londoner asiatischen Journal vernehmbaren Ausdruck eines tiefen Mitleids (!) mit jener unglücklichen indischen Bevölkerung, welche voll heroischer Energie gegen die europäische Civilisation ankämpfen und derselben doch zuletzt mit ihrer Nationalität leider erliegen werde“, sehr treffend also zurück: Machen wir für die von England über die Hindus verhängte Mißhandlung doch ja nicht die Civilisation verantwortlich, sondern legen wir vielmehr das zermalmende Gewicht dieser Verantwortlichkeit auf die kaufmännische Habgier, welche schon die Lenker der ostindischen Kompagnie verzehrte, auf den unwiderstehlichen Durst nach Geld und den damit zu erkaufenden Genüssen, welche gegen jede Einsprache des Gewissens taub geworden ist. Dies sind nach unserem Dafürhalten die einzigen Triebfedern, welche England zu der blutigen Strenge hinreißen, die es seit dem indischen Aufstand ausüben zu müssen wähnt. Mit einem Wort, es ist unmöglich, das Verfahren einer Nation zu begreifen, welche am Ende noch dahin kommen könnte, im Namen der Bildung die ungebildetsten Nationen an Grausamkeit zu übertreffen. Schmach über diese heuchlerische und unbarmherzige Politik, bei welcher die Rücksicht auf das Staatswohl nur ein bitterer Hohn wäre!

Miscelle.

(Folgen eines großen Treffers.) Den Haupttreffer der Kreditloose pr. 250,000 fl. im Monat Jänner v. J. machte ein Kürschner in Krakau, Namens Rzikowsky. Um augenblicklich in den Besitz des gewonnenen Geldes zu gelangen, zahlte er bei 11,000 fl. Eskomptegebühr. Als Rzikowsky das Geld im Hause hatte, war es auch um seine Ruhe geschehen. Er sah nichts Anderes mehr als Diebe und Räuber, gegen welche ihn nur eine Wertheim'sche Kasse sicher stellen konnte. Diese wurde angeschafft, in dem finstersten Winkel eines sichern Gewölbes verborgen und gegen lüsterne Blicke durch die Umhüllung mittelst eines großen Reisepelzes verwahrt. Mehr als zehnmal des Tages enthüllte Rzikowsky das Geheimniß hinter dem Pelze und ebenso oft überzeugte er sich von dem Inhalt der feuer- und diebessichern Kasse. Die beständige Aufregung war aber Ursache eines Nervenfiebers — und dieses befreite erst vor Kurzem den bekümmerten Besitzer von seinem Mammon und von allen irdischen Sorgen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 55. Mittwoch den 10. Juli 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

So kam der Tag der eröffneten Gerichtssitzung heran, und von dem Major, welchen die Nähe der Entscheidung völlig schweigsam gemacht zu haben schien, abgeholt, wie von ihrer neuen Freundin Lucy begleitet, hatte Mary den Weg nach der Stadt angetreten. Osborne hatte dort, um seinen Advokaten aufzusuchen, die beiden Mädchen im Hotel allein gelassen; bald aber verließ auch die lebendige Lucy, von dem entstehenden Lärm auf der Straße angezogen, das Zimmer. Mary's Gedanken wandten sich, sobald sie allein war, der bevorstehenden Verhandlung, von welcher sie sich nur einen dunkeln Begriff zu machen wußte, zu; trotz des Unbekannten aber, welchem sie entgegen ging, fühlte sie einen Muth in sich, für die Sache des Angeklagten einzustehen, der ihr ganzes Innere hob und kräftigte.

Kaum einige Minuten indessen mochte sie mit sich selbst beschäftigt gewesen seyn, als Lucy mit verstörtem Gesichte zur Thür hereinstürzte. „Um Gotteswillen, das gibt ein Unglück — sie wollen ihn lynchen — komm und sieh selbst!" rief sie und ergriff die Hand der Freundin, diese mit sich aus dem Zimmer reißend.

Mary verstand nichts, als daß dem Angeklagten ein Unglück drohe, und selbst als sie, bleich von dem sie überkommenden Schrecken, auf dem Balkon des Hotels stand und mit mehreren der Inwohner, die sich dort bereits gesammelt, auf die heranziehende schreiende Menge blickte, konnte sie sich von der eigentlichen Natur des gefürchteten Unglücks noch keine rechte Vorstellung machen.

„Da — sie wollen das Gefängniß stürmen, sie wollen ihn hängen, hörst du?" rief Lucy entsetzt.

„Das gibt eine fürchterliche Geschichte. Fast lauter Deutsche, zu denen man nicht einmal eindringlich reden kann, und eine Menge verdächtiges Gesindel darunter, das den Brand nur immer ärger schürt!" klang die Stimme eines danebenstehenden Mannes; „sie meinen, der Gefangene soll der Untersuchung entzogen werden — die alte Geschichte, sie wollen kurzen Prozeß mit ihm machen — in fünf Minuten müssen sie das Gefängniß erbrochen haben!"

Mary überblickte die sich an dem Hotel vorüber wälzenden Menschen und das Verständniß der drohenden Gefahr stieg mit einer Klarheit, die sie fast erdrückte, in ihrer Seele auf. Ihr Auge flog umher, ob nicht irgendwo eine Macht dem wahnsinnigen Haufen entgegentrete; noch an die europäischen Begriffe öffentlicher Ordnung gewöhnt, schien es ihr unmöglich, daß selbst nur der Versuch zu einem Verbrechen, wie es hier beabsichtigt wurde, ungestraft gemacht werden könne. Aber in sichtlich sich immer steigender Aufregung bewegte sich die Masse dem Countygefängniß entgegen, das unweit des Courthauses in einer Nebenstraße seine aus Balken gezimmerte, mit einer starken Thür versehene Vorderseite zeigte. Einige Aexte wurden plötzlich in den Händen der vordersten Gestalten, welche die Führer der ganzen Bewegung zu seyn schienen, sichtbar; die Zeit konnte schon fast berechnet werden, in welcher die Thür vor dem Andrange zusammenbrechen mußte, und Mary meinte, ihr Herz sich wie in einem Krampfe zusammenziehen zu fühlen. „Soll denn das wirklich geschehen", wandte sie sich an die sie umstehenden Männer.

„Es ist eine Schande!" erwiderte der frühere Sprecher, „aber wer will sich dem Mob entgegenstellen, wenn er sich nicht selbst opfern will?"

Da fiel Mary's ruheloses Auge auf eine Gruppe, die sich an einem der Häuser, einige Schritte abseits der wogenden Masse befand, und ihr Blick begann sich mit einem eigenthümlichen Feuer zu beleben. Der alte Kreuzer war es, der lebhaft gestikulirend zwischen drei oder vier Männern stand — kaum zwei Sekunden ruhte des Mädchens Auge auf ihm, als sie, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, sich nach dem Innern des Hauses zurückwandte und von da die Treppe hinabeilte. Auf halbem Wege kam ihr hier der junge Advokat erhitzt und von Schweiß triefend entgegen. „Ist der Major oben?" rief er ihr zu und faßte, da sie an ihm vorbei eilen wollte, als hätten seine Worte kaum ihr Ohr berührt, ihren Arm.

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!" rief sie leidenschaftlich, „oder das Unglück geschieht, ohne daß Jemand helfen kann!" Seine Hand löste sich, und sie stürzte weiter; er aber folgte, als wisse er nichts Besseres zu thun, dicht an ihrer Seite.

Mit fliegenden Schritten eilte das Mädchen der von ihr wahrgenommenen Gruppe zu und schob die Männer, welche den Alten umstanden, energisch zur Seite. „Vater, um Gotteswillen!" rief sie, die Hand des sichtlich betroffenen Farmers ergreifend, „wenn du nicht selbst zum Mörder mit werden willst, so sprich ein Wort zu den Leuten! Auf dich werden sie hören, müssen sie hören, du hast das Recht hier und sonst Niemand. Du weißt, Vater, daß ich dein gutes Kind gewesen bin, daß dich lieb gehabt wie seinen leiblichen Vater und dem du glauben darfst — du weißt, wie der Heinrich um's Leben gekommen ist, und daß Alles Bosheit ist,

was in einee andern Weise gesagt wird; jetzt hilf, daß ein wirklicher Mord verhütet werde, der dir nimmermehr Ruhe lassen würde, wenn du ihn hättest verhindern können. —"

„Ich möcht' es ja wohl, ich verdamme das ganze Treiben, ich hab's eben gesagt; aber wie kann ich helfen —?" rief der Alte, das Auge von dem Mädchen abwendend, und über die tobende Menge, die kaum noch zwanzig Schritte von ihrem Ziel entfernt war, blickend; — da klang ein heller Laut durch den Lärm, und auf der Treppenerhöhung, welche nach der Gefängnißthür führte, erschein eine kräftige Gestalt mit grauem Haar, mit beiden Händen beschwichtigend über die Menge winkend.

„Der Richter — hört ihn!" erklang es zugleich von verschiedenen Seiten; die Menge schien zu stutzen, und der Lärm minderte sich. Mit möglichster Anstrengung erhob der aufgetauchte Redner seine Stimme und einige Secunden lang schien es, als solle er Gehör gewinnen; als aber die englische Laute an die deuschen Ohren schlugen, begann der Lärm wieder zu steigen und wurde bald so arg, als er nur vorher gewesen. „Aus dem Wege mit ihm, er ist gerade so gut gekauft, wie die Andern!" wurde eine brüllende Stimme laut, und das jetzt folgende Geschrei verschlang die letzten noch hörbar gewesenen Laute des Redners.

Mit zitternder Spannung Kreuzer's Hand in der ihrigen haltend, hatte Mary den Vorgang beobachtet. „Jetzt komm, Vater, sprich zu den Menschen, oder es wird zu spät!" fuhr sie auf, als der bisherige Sprecher Miene machte, seinen Platz zu verlassen. Sie hatte in der Verwirrung des Augenblicks englisch gesprochen, und ein plötzlicher Hoffnungsschein ging über das Gesicht des Advokaten an ihrer Seite. — „Du mußt, Vater!" fuhr sie energisch fort, als der Alte, wie im Kampfe mit sich den Blick zur Seite wandte, „Du mußt, wenn du an dich selber und die Andern zu Hause denken willst; um deinetwillen geschieht hier Alles, und auf dich wird es allein fallen, wenn die That geschehen ist!"

„Sie hat Recht, Sie!" trat der Advokat drängend hinzu; „zögern Sie keinen Angenblick, wenn Sie nicht um des fremden Gesindels willen, das nur des Spektakels wegen die Sache angezettelt hat, sich selber unglücklich machen wollen!"

„Denke an deinen guten Namen, Vater!" rief Mary in ängstlicher Bitte; Kreuzer aber hatte den Blick über die ihn umgebenden Männer laufen lassen, hatte gesehen, wie die Augen bei Erwähnung einer möglichen Verantwortlichkeit die Blicke des Advokaten zu vermeiden suchten, wie eine Bewegung sich unter ihnen zeigte, als möchte jeder bei der ersten Gelegenheit, sich zurückziehen, und sein braunes Gesicht überflog ein dunkles Roth des Aergers. Mit einem finstern Kopfnicken wandte er sich nach dem Advokaten: „'s ist schon recht, lassen Sie uns den kürzesten Weg suchen!" und in der nächsten Sekunde waren Beide, an den Häusern hineilend, zwischen den Menschen verschwunden.

Der Richter hatte nach einem erneuten Versuche, sich Gehör zu verschaffen, soeben mit einem trüben Kopfschütteln seinen Platz verlassen, und ein betäubendes Geschrei folgte seinem Verschwinden, als an derselben Stelle sich das unwillig verzogene Gesicht und die breite Gestalt des alten Farmers erhob.

„Kreuzer, Kreuzer! Hurrah für Kreuzer!" rief es jetzt von allen Seiten; der Angerufene aber ließ finster den Blick über die Masse schweifen, und kaum schien es der mahnenden Rufe zur Ruhe zu bedürfen, um den soeben noch unstillbaren Lärm in ein erwartungsvolles Schweigen zu verwandeln.

„Hab' ich hier Bekannte darunter?" begann jetzt der Alte mit weithin tönender Stimme.

„Ja, ja!" schrie es massenhaft von allen Seiten.

„Gut, zu denen spreche ich auch nur, und ich möchte ihnen blos hier laut und deutlich sagen, daß von meiner Seite nicht die geringste Ursache zu dem jetzigen Spektakel und was damit zusammenhängt, gegeben worden ist, und daß Jeder für das, was er etwa hier thut, selber die Verantwortlichkeit auf seinen Kopf zu nehmen hat. Das Unglück liegt schwer genug auf mir, als daß ich noch das, was aus der Geschichte hier entstehen muß, auf mich laden mag, und wer jetzt geglaubt hat, mir eine Freundschaft zu erweisen, der kennt nun meine Meinung. Uebrigens denke ich, wenn ich zufrieden bin, kann's auch jeder Andere seyn, der nicht blos des Krawalls halber hier losschreit und sich nichts daraus macht, ob er ordentlichen Leuten damit eine böse Suppe einbrockt. So und nun mag Jeder thun, wozu er Lust hat."

Mit einem kräftigen Kopfnicken trat er zurück und verschwand; die erhitzte Menge aber erschien wie plötzlich mit kaltem Wasser übergossen. Wohl wurden an verschiedenen Orten die früheeren aufreizenden Rufe laut, aber die Antwort blieb aus, und die Menschen in ihren Bewegungen wandten sich nicht mehr dem Gefängnisse zu, sondern begannen durch einander zu wogen; die Masse schob sich aus einander, bald trennten sich hier und dort einzelne Haufen ab, denen andere nachfolgten, und in einer Zeit, so kurz, wie es nach dem erregten Zustande der Menge kaum für glaublich gehalten worden wäre, hatte sich diese in zahlreiche, eifrig sprechende Gruppen zeetheilt.

Eine Viertelstunde später gaben nur noch einzelne, vor den verschiedenen Trinklokalen versammelte kleine Haufen Zeugniß von der stattgehabten Aufregung.

Kreuzee hatte, als ee die Treppen-Erhöhung verlassen, sich nach den Häusern zur Seite der Straße gewandt, um schnell dem Gewühl zu entkommen, fühlte aber kräftig seinen Arm gefaßt. Aufblickend sah er in des Majors Gesicht, in welchem sich noch alle Empfindungen, welche der stattgehabte Auftritt in ihm erzeugt, widerspiegelten. Zu seiner Seite befand sich der Advokat.

„Einen Augenblick nur kommen Sie mit mir, Mr. Kreuzer," sagte der Erstere, fast krampfhaft die Hand des alten Farmers fassend, „ich habe nicht verstanden, was Sie gesprochen haben, aber ich sehe es an den Menschen um uns; ich kann Ihnen jetzt nicht so danken, wie ich es möchte —"

„Haben mir nichts zu danken, Sir, unterbrach ihn der Alte, seine Hand zurückziehend, „wenn ich hier etwas gethan habe, ist es meinethalber und sonst keines andern Menschen wegen geschehen. Wollen Sie sich durchaus bedanken, so thun Sie's bei der Mary, ohne die es mir gar nicht eingefallen wäre, ein Wort zu reden, und — ja das wollte ich sagen, weil es gerade so paßt — Sie haben jetzt das Mädchen bei Bekannten untergebracht; machen Sie gut an ihr, was Sie durch das Unglück in meiner Familie verloren hat. Ich hätte sie nicht von mir gelassen, wenn es angegangen wäre; es ist ein Kind, so brav, als es nur eins gibt, war aber zu fein für uns, sonst wäre wohl auch Alles anders gekommen. Denken Sie daran, Sir, wenn Ihr Sohn ohne großen Schaden durchkommen sollte, daß

Sie an der Mary vergelten mögen, was Sie an den Kreuzer's nicht gut machen können." Er nickte ernsthaft und schritt dann zwischen die Menschen hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Faustkampf um den Ehrengürtel von England.

Aus der „Times".

Vor einigen Tagen hat unter großem Zulauf von Gönnern aller Stände, ob auch wieder von Bischöfen, ist nicht gesagt, ein neuer Kampf um den Boxergürtel stattgefunden, den die „Times" mit der Versicherung ihres Abscheus, aber doch con amore folgendermaßen beschreibt:

Auch wer nicht eingeweiht ist in die unsaubern Mysterien der Boxerei, hat wohl davon gehört, daß der Ehrengürtel, um dessen Besitz Heenan und Sayers mit solcher Hartnäckigkeit gekämpft, am Ende keinem von beiden zugesprochen ward. Der Siegespreis blieb unvergeben; weil er aber eine von den Schicksalsgaben ist, die man nicht dadurch gewinnt, daß man darum bittet, sondern die Verpflichtung mit sich bringt, mit allen zu kämpfen, die sich melden, wie viele ihrer und welche gewaltigen Kerle sie auch seyn mögen, so war der Andrang von Bewerbern nicht bedeutend. Die ersten waren Hurst und Paddock. Hurst ist der erste Ringer von Lancashire, ein Mensch von riesigem Körperbau und fast übernatürlicher Stärke, aber vielleicht der ungelehrteste Boxer, der je den „Ring" betreten. In seinem Kampf mit Paddock wurde er fürchterlich „gezüchtigt", brachte es aber gegen Ende fast durch Zufall fertig, seinem Gegner einen einzigen Schlag zu versetzen, und ein Schlag von einem solchen Goliath war genug, hätte dem Paddock um ein Haar das Leben gekostet. Hurst gelangte also in den Besitz der gefährlichen Ehren, die ihm aber sofort ein gewisser Mace streitig machte. Mace ist ein ganz kleiner Mann, aber unglaublich muskelkräftig und flink; seine Schläge fallen schwerer als die von Sayers, und dazu gilt er für den wissenschaftlichsten Boxer in der Welt. Aber trotz aller dieser Vortheile erschien es als ein ungeheuerlicher Gedanke, daß er mit irgend einer Aussicht auf Erfolg sich auf einen Kampf einlassen könnte mit einem Gegner, so überwältigend an Stärke, Größe und Gewicht wie Hurst. Gleichwohl wurde eine Partie zwischen ihnen verabredet und am Dinstag auf einer Insel des Medway (Zufluß der untern Themse) ausgefochten; das Resultat war, daß Mace seinen riesigen Gegner dermaßen „züchtigte", daß man buchstäblich sagen kann, er habe ihn fast getödtet, ohne selbst einen einzigen Schlag davon zu tragen. Das Mißverhältniß in der äußern Erscheinung beider, als sie den Ring betraten, war noch auffallender, als zwischen Heenan und Sayers. Hurst mißt über 6 Fuß 2 Zoll und wiegt 16 Stein (zu 14 Pfd.), und sein hühnenhafter, gebräunter Brustkasten mit entsprechenden Gliedmaßen, an denen die Muskeln in großen Falten und Knoten wie aus Bronze gegossen hervortreten, ließ seine Figur noch größer und furchtbarer erscheinen, als sie in der That war. Wenn man seine massigen Verhältnisse ansah und die Anzeichen von Kraft, die sich bei jeder Bewegung in dem Spiel der Sehnen verriethen, so überkam einen eine Art von bezauberndem Entsetzen, das in peinliche Angst um das Schicksal eines Mannes überging, der einem solchen Koloß entgegen treten wollte. Für Menschen von gewöhnlichem Schlage würde Mace ein gefährlicher Gegner seyn, aber zwerghaft und überschattet, wie er neben dem Riesen stand, den er gefordert, schien er der baren Tollheit schuldig. Er mißt nur eben 5 Fuß 8 Zoll und wiegt nicht mehr als $10^1/_2$ Stein; aber das leichte, unbekümmerte Wesen, mit dem er sich zu dem Kampfe anschickte, sein gedrungener Bau, seine weiße Haut, seine biegsame, bewegliche Gestalt, seine kleinen, aber harten und gut entwickelten Muskeln rechtfertigten die Zuversicht derer, die seine Geschicklichkeit kannten. Das Loos gab Hurst zu seinen übrigen Vortheilen noch die Wahl des Platzes, und er wählte natürlich so, daß er die Sonne im Rücken, seinen Gegner also voll in den Augen hatte. Als endlich Beide, wie es Brauch, sich die Hände gereicht hatten und allein in dem Ringe standen, war es fast, als ob einen Kampf zwischen zwei so ungleichen Gegnern zulassen, so viel hieße, als einen Mord zulassen. Aber Mace, indem er sich im Schatten des Andern in die Höhe zog, war das Bild vollen Selbstvertrauens, wenn auch großer Vorsicht.

Mit leichter Bewegung ausfallend und zurücktretend, Finten ziehend und lächelnden Gesichts und geräuschlos auftretend wie eine Katze, hielt er sich eben außerhalb des Bereiches der gewichtigen Arme, die, sollte man meinen, sich nur zu bewegen brauchten, um ihn zu zermalmen. Allmälig kamen sie einander näher und näher, der Riese auf die Gelegenheit lauernd, die der Andere ihm von Zeit zu Zeit zu bieten schien, ohne sich in der That blos zu geben. Endlich ging Mace ihm vorsichtig auf den Leib und versetzte ihm drei oder vier Schläge in das Gesicht. Es waren nur leichte Schläge, aber genügend, ihm die Ueberzeugung zu geben, daß er den langsamen, unbehülflichen Boxer abreichen konnte, wenn er wollte, und sich ungefährdet wieder zurückziehen. Von diesem Versuch befriedigt, begann Mace den Kampf im Ernst mit einem entsetzlichen Schlage, der Hurst's eines Auge sofort verschwollen machte und seine ganze Figur bis in die Füße erschütterte. Ehe der erste Gang, der beinahe 12 Minuten dauerte, vorüber war, war Hurst erstickt in seinem eigenen Blut und sein Gesicht so aufgerissen, als ob Mace ihm mit einem Rasirmesser zugesetzt hätte. Da es aber bekannt war, daß nur ein Schlag von Hurst zu sitzen brauchte, um den Kampf zu entscheiden, so schien noch Niemand Lust zu haben, auf Mace zu wetten. Indessen der furchtbare Schlag, der über ihm hing, wollte nimmer fallen. Hurst verstand offenbar nichts vom Boxen; sein Gegner wich mit der vollkommensten Kaltblütigkeit den langsamen, schwerfälligen Bewegungen der Riesenarme aus und besorgte seine Schläge auf Kopf und Gesicht mit einer Gewalt und Geschwindigkeit, die wahrhaft entsetzlich. Vergebens warf Hurst wie ein geblendeter Cyklop seine Arme umher, vergebens versuchte er seinen verschlagenen kleinen Feind zu fassen, zu treffen, ja nur zu berühren, vergebens suchte er ihn in eine Ecke zu treiben. Mace wird einfach seinen furchtbaren Schlag mitten in das zerbläute Gesicht seines Gegners legen, unter dessen Arm durchschlüpfen und in Sicherheit seyn, ehe das Auge Zeit gehabt hat, seinen Bewegungen zu folgen. Hurst war buchstäblich von Blut überschwemmt, das in solchen Strömen an seinem Leibe hinabfloß, daß auch Mace damit bedeckt und die Kleider von Hurst's Sekundanten davon getränkt wurden. Nichts konnte besser die ungeheure Stärke des Mannes zeigen,

als daß er solche „Züchtigung" und solchen Blutverlust ertragen konnte, ohne eine Abnahme seiner Kräfte zu verrathen. Fort und fort verfolgte er seinen Gegner mit unerschütterter Entschlossenheit, und niemals berührte er ihn auch nur, während Mace's Schläge über den ganzen „Ring" schallten, bis sie von einem scharfen Krach sich allmälig dämpften zu einem Quatsch! wie wenn einer auf ein Stück rohes Fleisch schlägt, daß einem übel wurde, es zu hören. Kein Schwamm und Essig wollte die Blutströme stillen, die von Hurst's Gesichte flossen, und der ganze, einseitige Kampf wurde über alle Beschreibung ekel- und schauererregend. Nach zehn Gängen, die $^3/_4$ Stunden gedauert, sahen Hursts Sekundanten und die, die auf ihn gewettet, ein, daß seine Sache hoffnungslos war, und suchten ihn zu bewegen, abzustehen. Aber obwohl vollkommen blind, im Gesicht zerbläut, daß er kaum als menschliches Wesen zu erkennen, und taumelnd von dem furchtbaren Blutverlust, wankte der Riese immer wieder aus seiner Ecke hervor, um immer wieder zurückgeschleudert zu werden von einem Gegner, den er, sollte man meinen, zerschmettern konnte. Mace legte jetzt alle Vorsicht ab, schlug, wohin er Lust hatte, ja faßte sich mit dem berühmten Krieger und warf ihn. Es war vorbei mit Hurst. Hercules selbst hätte so furchtbaren Schlägen unterliegen müssen und dem beunruhigenden Bluterguß, der den Schlägen folgte und jetzt schon rings auf dem Grase stand. Jemand, der die größte Summe auf ihn gehalten, sprang endlich auf den Kampfplatz und bestand darauf, daß er abtrete, aber der verstümmelte Riese schien es nicht begreifen zu können, daß er einem so kleinen Gegner unterliegen sollte, und fühlte noch einmal seinen Weg vorwärts. Es erforderte nur noch ein oder zwei Schläge auf den blinden und die Besinnung verlierenden Kämpfer, um der Sache ein Ende zu machen, aber diese Schläge auf die hülflose Fleischmasse waren ein so entsetzliches Schauspiel, daß es nicht zu beschreiben. Seine Sekundanten und Anhänger erklärten ihn ohne sein Vorwissen für besiegt und hielten ihn in ihren Armen aufrecht und erschöpften alle in dem „Ring" bewährten Reizmittel, um ihn vor einer Ohnmacht zu bewahren, die bei dem Mangel eines Arztes die ernstesten Folgen drohte. Man kann es nicht unternehmen, zu beschreiben, wie er aussah. Die ältesten Helden standen entsetzt vor der „Züchtigung", die in 50 Minuten beigebracht war. Mace trug nicht eine einzige Brausche. Die Polizei von Chatham war in einem Dampfschiff abgesendet worden, den Kampf zu verhindern und kam an, als es eben vorbei war — ganz dem amtlichen Geschäftsgang entsprechend.

Es ist merkwürdig, daß der Redakteur der „Times" Zeit hatte, einen Berichterstatter an Ort und Stelle zu schicken, aber nicht, die Behörden zu benachrichtigen. Ein anderes Blatt vom Sonnabend meldet, daß das Nasenbein und die Oberkieferknochen zerschmettert und in das Fleisch getrieben und ein Schädelknochen (der Ethmoides) zerbrochen sey.

Der große Juli-Komet.

Professor Heis gibt uns aus Münster vom 4. Juli über den Kometen die folgenden Nachrichten: „Mittwoch Abends konnte der Komet schon um 9 Uhr trotz der starken Dämmerung mit freiem Auge am Himmelsgewölbe herausgefunden werden; derselbe überstrahlte an Helligkeit und Größe die in der Nähe befindlichen nach und nach hervortretenden größeren Sterne des großen Bären. Die Ortsveränderung des Kometen hatte wie am Tage zuvor, während 24 Stunden wiederum nahe 10 Grad betragen. Der Glanz des Kometen hatte im Vergleich zu dem der vorhergehenden Abende bereits etwas abgenommen. Aus dem, was jetzt vorliegt, läßt sich vorläufig schon rückwärts ein Schluß machen auf den Weg, den der Komet bisher zurückgelegt hat, und es tritt der Grund hervor, warum dieser Fremdling so plötzlich uns sichtbar wurde. Derselbe nimmt nämlich die Richtung der Bewegung von der Sonne her, und der 27. Juni ist sehr wahrscheinlich der Tag, an welchem er entweder nahezu oder genau zwischen Sonne und Erde seine Stellung einnahm. Fand das Letztere statt, so konnten möglicher Weise wir selbst, ohne es zu merken, in dem, wahrscheinlich mehrere Millionen Meilen weit sich erstreckenden, der Sonne entgegengesetzten, Schweife uns befinden. Bei dem großen Märzkometen 1843 ist wirklich dieser Umstand eingetreten. Auch bei völlig günstiger Witterung hätten wir füglich vor dem 29. Juni den großen Kometen nicht sehen können; an diesem Tage hätte man bei uns, wenn die Luft völlig klar gewesen wäre, um Mitternacht nur den Schweif des Kometen ohne Kopf am nördlichen Horizonte gleich dem Strahlenbüschel eines Nordlichtes glänzen sehen können. Der Komet mußte von bedeutender Größe gewesen seyn, bevor er die Sonne erreichte, und ist nicht daran zu zweifeln, daß wir zur Zeit die Nachricht von den Sternwarten der südlichen Erdhemisphäre, vom Cap der guten Hoffnung, von Paramatta in Australien, von San Jago in Chili, erhalten werden, daß ein Komet am südlichen Himmel entdeckt worden sey, der nach und nach an Glanz zugenommen und endlich in den Sonnenstrahlen verschwunden sey."

Professor Heis schreibt unterm 6. Juli: „Der Glanz des Kometen nimmt noch immerfort ab. Er entfernt sich jetzt wieder vom Nordpol des Himmels. Er wird von Tag zu Tag an Glanz abnehmen und später für das Auge in den Strahlen des Mondes sich verlieren. Aus den vorliegenden Beobachtungen ergibt sich für die Bahnverhältnisse des jetzigen Kometen das Nachfolgende. Der Komet erreichte südlich von der Ebene der Erdbahn bereits am 10. vorigen Monats die Sonnennähe; er kam der Sonne bis auf $16^1/_2$ Mill. Meilen nahe. Die Ebene der Erdbahn durchschnitt der Komet am 28. Juni und erreichte die geringste Entfernung von der Erde am Sonntag den 30. Juni, nämlich die Entfernung von etwa 3 Mill. Meilen. Der Komet stand somit bei sechzig Mal so weit von uns entfernt, als der Mond. Der Kern des Kometen hatte ungefähr 100 Meilen im Durchmesser. Die Bahnebene des Kometen durchschneidet die Ebene der Ekliptik unter einem Winkel von 86 Graden, sie steht somit fast senkrecht auf dieser. Zur Zeit der größten Nähe des Kometen zur Erde, wo derselbe seine größte Pracht entfaltete, am 30. Juni, wurde er bereits an mehreren Orten Deutschlands, Frankreichs u. s. w. gesehen, so in Hamburg, Breslau, Prag und Paris, wo von Goldschmidt seine Position bestimmt wurde, in Neapel, an vielen Orten Englands. Vor dem 30. Juni ist er nirgendwo bemerkt worden." (K. Z.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 56. Sonntag den 14. Juli 1861.

Mary Kreuzer.

(Fortsetzung.)

„Wenn die Gefahr vorüberzieht, haben Sie wirklich der jungen Lady das Meiste zu danken, Major", sagte der Advokat, den Blick über die Menschen schweifen lassend, „und ich denke, das Schlimmste ist vorüber. Sie war die Einzige, welche das rechte Hülfsmittel erkannte, und als sie sich unter die Menschen warf, verstand ich selbst nicht eher, was sie wollte, bis ich sie den Alten fast zwingen sah, zu reden. Aber wo ist sie jetzt? Wir müssen jedenfalls nach ihr sehen! Und hier ist noch ein guter Gedanke", fuhr er fort, als Osborne vor sich niederblickend, an seiner Seite hinschritt, „der mir bei dem, was Kreuzer über die junge Lady geäußert, durch den Kopf geschossen ist —", er schien auf eine Aeußerung seines Begleiters zu warten, Osborne aber gab keine Antwort und schritt, als habe er kaum gehört, mitten durch die sich zerstreuende Menge dem Hotel zu.

Am nächsten Morgen war das Städtchen nicht weniger gefüllt, als am Tage vorher; ein einziger Blick aber belehrte das kundige Auge von der Verschiedenheit zwischen der heutigen und gestrigen Menge. In merkwürdiger Schnelle hatte sich die Nachricht von dem „dutch Mob" in der ganzen Umgegend verbreitet und das gesammte Amerikanerthum für den Fall herbeigezogen, daß ein erneuter Auflauf der Deutschen stattfinden sollte. Von diesen ließ sich aber kaum hier und da ein Gesicht blicken, und die Gerichtsverhandlung nahm in voller Ordnung vor den gedrängten Zuschauern ihren Anfang.

Mary, unweit des Vertheidigers auf dem Zeugenplatz, verwandte bleich und ruhig den Blick nicht von dem Richter und dessen nächster Umgebung, selbst nicht, als die entstehende Bewegung unter den Zuhörern die Einführung des Angeklagten verkündete. Sie wußte, daß von heute wieder ein neuer Abschnitt ihres Lebens beginne. Der Major hatte gestern die beiden Mädchen, ohne mit einem Worte des Geschehenen zu erwähnen, wieder nach Hause gefahren, und so lebendigen Antheil auch die Mitglieder der Farmersfamilie an den stattgehabten Vorfällen nahmen und der Farmer ihr zum ersten Male erklärte, sie möge sein Haus, komme was da wolle, so lange als ihre Heimath betrachten, als sie einer solchen bedürfe, so fühlte sie doch mehr als je, daß sie es sich selbst schuldig sey, mit der Freisprechung des jungen Osborne, auf welche sie sicher rechnete, die unmittelbare Nachbarschaft zu verlassen. Sie hatte die bestimmte Ahnung, daß sich James von seinem Vater nicht abhalten lassen werde, ihr zu vergelten, was er ihr schuldig zu seyn glaubte; die ganze Weise indessen, in welcher der Major sie behandelt, hatte einen Stolz in ihr wach gerufen, der ihr vorschrieb, eher jeden innern Schmerz und jede äußere Entbehrung zu ertragen, wenn sie dadurch die niedrige Meinung dieses Mannes über sie vernichten konnte, als durch ein Nachgeben ihrer eigenen Neigung alle die hämischen lautgewordenen Voraussetzungen zu rechtfertigen.

Die Anklage auf Mord war verlesen, der Gefangene hatte sein „Nicht schuldig!" erklärt, und die Vertheidigung rief das einzige vorhandene Zeugniß zum Nachweis auf, daß nur ein Todtschlag, und zwar in Selbstvertheidigung erfolgt, vorliege. Mary gab nach ihrer Vereidigung das Geschehene in allen seinen Einzelheiten, und die anschauliche Klarheit, mit welcher dies geschah, verbunden mit der anfänglich leise bebenden Stimme und dem ruhigen, bleichen Gesichte machten auf Jury und Publikum einen sichtlich günstigen Eindruck. Jetzt erhob indessen der Staatsanwalt den Kopf und erklärte, wie Angesichts des nur zu deutlich ausgesprochenen Mißtrauens, das unter den deutschen Bürgern des County's herrsche, die strengste Untersuchung eine gebieterische Pflicht werde, und begann hierauf das Unwahrscheinliche eines Angriffs, ganz ohne dazu gereizt worden zu seyn, wie ihn der Todte gegen einen langjährigen Nachbar ausgeführt haben solle, darzulegen. Nicht allein diese ersichtliche Lücke in dem Zeugniß schwäche letzteres, erklärte er, sondern auch noch ein anderer Umstand. Nach den Ergebnissen der Coroners-Untersuchung habe der Mord in einem von dem Festplatze abseits gelegenen Theile des Waldes stattgefunden. Sicher aber folge eine junge Lady nur dem intimsten Bekannten so weit ab von der Gesellschaft, und die Anklage sey wohlberechtigt, anzunehmen, daß ein Verhältniß zwischen der Zeugin und dem Angeklagten stattgefunden habe, welches die erstere jetzt auf die natürlichste Weise bewege, die eigentliche Ursache des Streits unerwähnt zu lassen. Das ganze Zeugniß sey deßhalb äußern und innern Gründen nach von so geringer Bedeutung, daß die Jury sich hüten möge, ein besonderes Gewicht darauf zu legen. Die vollbrachte Tödtung sey von dem Angeklagten bereits zugestanden, und so müsse die Anklage bei einem gänzlich mangelnden annehmbaren Entlastungszeugniß auf ihren ursprünglichen Forderungen stehen bleiben.

Jetzt erhob sich der Vertheidiger und begann die traurige Stellung der Anklage zu geißeln, welche, um die Idee eines eingebildeten Verbrechens aufrecht zu erhalten, kein anderes Mittel wisse, als, trotz des von der Zeugin abge-

legten Eides, nicht allein die Glaubwürdigkeit derselben auf die vagsten Voraussetzungen hin zu bezweifeln, sondeen sich sogar nicht scheue, in verdeckter Weise die Ehre einer achtbaren jungen Lady, welche, nur ihrem Pflichtgefühle folgend, auf dem Zeugenstande erschienen sey, anzugreifen. Zufällig sey er diesmal im Stande, fuhr er fort, die hohe Respektabilität seiner Zeugin und die gänzliche Grundlosigkeit aller Voraussetzungen seitens der Anklage nachzuweisen, und damit zugleich die Freisprechung des Angeklagten über allen Zweifel zu erheben — wolle das Gericht ihm nur erlauben, einen Zeugen zur Feststellung des ersten Zeugnisses vorzuführen, dessen Glaubwürdigkeit in dem vorliegendem Falle wohl nicht wieder beanstandet werden könne. Er wandte das Gesicht nach dem Zuschauer-Raume, und zwischen den Menschen hervor trat der alte Kreuzer. Ein Summen und Murmeln erhob sich plötzlich, der tiefe Eindruck, welchen seine Erscheinung machte, war unverkennbar. Er leistete eenst den Zeugeneid, und sprach dann unter einem tiefen Schweigen der Anwesenden:

„Ich bin aufgefordert worden, als ehrlicher Mann zu sagen, was ich übee das junge Mädchen hier weiß, und ich muß es thun, wie auch die Sachen stehen mögen, denn es hat noch niemals ein wahreres und besseres Kind gegeben, als sie ist, das sag' ich, wenn ich auch, als das große Unglück über mich kam, selbst Unrecht that in meinem Schmerze. Und so sage ich auch, weil es die Wahrheit ist, daß Alles, was da von Liebesgeschichten und dergleichen geredet worden ist, ihr nur im Hasse nachgesagt werden kann. Das Kind ist nicht eine Stunde des Tages aus meinen Augen gekommen, und nach dem Picknik, wo der schreckliche Schlag über uns kam, ist sie nur gegangen, weil ich es verlangte. Ich sage, es ist das Sündhafteste, einer elternlosen Waise, der das Schicksal ihre einzige Heimath, die sie hatte, genommen, auch noch die Ehre und den guten Ruf stehlen zu wollen — mich drängt es das zu sagen, und mein armer Heinrich, der jetzt nichts mehr von irdischer Rache weiß, wird mir Recht geben, wenn er jetzt hierher sehen kann!"

„Vater Kreuzer!" rief in diesem Augenblick Mary aufspringend und die Hand des Alten erfassend.

„'s ist schon recht, Kind," erwiderte dieser, seine Linke auf des Mädchens Kopf legend; „es hat nicht seyn sollen mit uns, wie ich es mir ausgedacht hatte; das Schicksal hat eine Wand zwischen uns gezogen, über die wir Beide nicht hinaus können. Aber so lange ich es verhindern kann, sollen sie Dir wenigstens Deine Reputation nicht nehmen!"

Er trat langsam in den Zuschauerraum zurück, wähenend Mary ihren bisherigen Platz suchte, und noch eine volle Minute lang schien der Eindruck der Szene jeden Laut unter den Zuschauern niederzuhalten.

Die Anklage hatte auf das weitere Wort verzichtet, die Jury hatte sich nicht einmal von ihren Plätzen erhoben, sondern nach kurzem Wispern das „Nicht schuldig!" durch iheen Vorsitzenden verkünden lassen, und der Angeklagte wae im Nu von zahlreichen Freunden umringt, die fast ehe noch der Richter die Verhandlung geschlossen, ihn in ihrer Mitte davon führten. Auch der Vertheidiger war dem allgemeinen Zuge gefolgt und Mary sah sich plötzlich allein, bis sie endlich ihre Freundin Lucy sich nach ihr durchdrängen sah.

„O, Mary, es war so rührend, und Du hast so viele Freunde gewonnen!" rief diese, ihre Hand fassend. Jetzt erschien aber auch der Vater der Sprechenden, nahm mit einem herzhaften: „So mußt' es kommen!" gegen Mary die Arme der beiden Mädchen unter die seinigen und führte sie zwischen den davon strömenden Menschen aus dem Saale.

„Ich denke, wir lassen jetzt die Osborne's wo sie sind," sagte er, als das Courthaus hinter ihnen lag, „sie werden doch sobald von ihren Freunden nicht loskommen, und das Beste ist, wir faheen gleich nach Hause!"

„Nur noch einen Augenblick, Sir!" rief Mary, ihren Arm frei machend. Sie sah den alten Kreuzer soeben unweit über die Straße gehen und war mit einigen Schritten an seiner Seite. „Vater Kreuzer, ich habe Dir noch nicht gedankt!" begann sie, seine Hand ergreifend, „und wie geht's zu Hause?"

Der Alte sah ihr trübe in das eeregte Gesicht. „Du hast nichts zu danken, Kind," sagte er, „ich kam ja nur der Aufforderung Eueres Advokaten nach, um wieder in etwas gut zu machen, daß ich in meinem Leide Dich so allein in die Welt hinausgeschickt hatte. — Es geht nicht gut daheim, Mary," fuhr er den Kopf schüttelnd fort, „die Muttee, weißt Du, hat sich beinahe nur von der Hoffnung genähet, den James hängen zu sehen; dabei ist sie abee jeden Tag schwächer geworden und liegt nun schon seit ein paar Tagen fest. Sie hat mich gestern und heute in die Stadt getrieben — was abee mit ihr werden wird, wenn sie hört, daß der James Osborne ganz frei ausgegangen — und ich habe doch vor Gott und meinem Gewissen nicht anders handeln können — weiß ich nicht. Ich habe so einen Gedanken, Alles zu verkaufen und hinüber nach Missouri zu ziehen, wo das Land noch besser seyn soll als hiee herum — wir werden ja sehen, wie Alles kommt!" Er nickte dem Mädchen trübe zu und schritt seines Weges weiter.

(Schluß folgt.)

Die Reibungselektrizität.

Wenn man eine Siegellackstange einem kleinen Körperchen und etwa einem Stückchen Papier nähert, so zieht allerdings die Siegellackstange nach dem allgemeinen Gesetz der Attraktion das Papierstückchen an, allein diese Anziehung ist nicht stark genug, um die Hindernisse zu überwinden und eine Bewegung zu bewerkstelligen.

Wenn man aber die Siegellackstange reibt, etwa mit einem wollenen Lappen, so erhält dieselbe auf einmal die Eigenschaft, das Papierstückchen anzuziehen.

Eine ähnliche Eigenschaft bemerkten bereits die Alten an einem natürlichen Harz, dem Bernstein (ἤλεκτρον) und Plinius (um 600 v. Chr.) berichtet darüber. Später fand sich, daß auch Glas und Schwefel diese Eigenschaft in gleichem Maße besitzen. In einem gleichfalls erheblichen Grad bemerken wir sie auch noch an einigen anderen Köepern, wie z. B. an Thierfellen, Seide, trockenem Holz u. s. w.

Werden z. B. Katzen mit trockener Hand gerieben, so wird der Balg dieselbe Eigenschaft besitzen und man dann auch noch bemeeken, daß förmliche Funken entlockt werden können.

Man nannte aber diese Eigenschaft der Körper eine elektrische und schrieb die Ursache einer feinen und un-

sichtbaren Materie zu, welche bei den erwähnten Körpern durch das Reiben gewissermaßen hervorgelockt werden soll, um sich über die ganze Oberfläche als eine unsichtbare Schichte zu verbreiten.

Es gibt nun Körper, welche die Eigenschaft haben, die elektrische Kraft von Körpern, mit denen sie in Berührung stehen, leicht aufzunehmen und wieder weiter zu leiten, während das bei anderen nicht der Fall ist. Wir unterscheiden daher gute und schlechte Elektrizitätsleiter, wie wir gute und schlechte Wärmeleiter unterscheiden. Die besten Leiter der Elektrizität sind die Metalle und die Kohle. Gesäuerte Flüssigkeiten, feuchte Luft, Pflanzen- und Thierkörper sind ebenfalls gute Leiter, wenn auch nicht in demselben Grade, wie die vorhergehenden.

Die besten Nichtleiter sind Glas, Harz, Schwefel, Seide, Thierfelle, trockenes Holz, trockene Luft u. s. w.

Ein Körper kann seine elektrische Kraft unmittelbar und mittelbar erhalten. Unmittelbar erhält er dieselbe durch Reibung, mittelbar durch einen gehörigen Zusammenhang mit einem elektrischen Körper. Man unterscheidet demnach auch eine ursprüngliche und mitgetheilte Elektrizität.

Reibt man eine Glasstange und eine Harzstange mit Wolle, so werden sie leichte Körperchen anziehen, welche letztere alsdann die Elektrizität der Stange aufnehmen. Nun werden aber zwei Körperchen, wenn sie ihre Elektrizität beide von der Glasstange oder beide von der Harzstange erhalten haben, einander abstoßen oder fliehen, während zwei Körperchen, von denen das eine seine Elektrizität von der Glasstange, das andere von der Harzstange erhalten hat, einander anziehen werden. Daraus geht das wichtige Gesetz hervor, daß wir zwei verschiedene Elektrizitäten unterscheiden müssen.

Untersucht man die eben erwähnten Körperchen, nachdem sie sich berührt haben, so wird man finden, daß die gleichnamig elektrisirten auch nach der Berührung ihre Elektrizität behalten, die ungleichnamig elektrisirten dagegen, wenn anders die beiden Körperchen ziemlich dieselbe Oberfläche haben, ihre Elektrizität mit der Berührung verlieren. Diese Beobachtung lehrt uns aber, daß die beiden verschiedenen Arten von Elektrizität in ihren Eigenschaften einander gerade entgegengesetzt sind, und sich in ihrer Wirkung aufheben, weßhalb man auch die Elektrizität des mit Wolle geriebenen Glases positive (+E) und die Elektrizität des mit Wolle geriebenen Harzes negative (—E) und die vereinigte (0E) genannt hat.

Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß man einen tiefern Einblick in das Wesen der Elektrizität nicht durch die Einwirkung zweier elektrischer Körper aufeinander, sondern erst durch eine genaue Beobachtung der Einwirkung eines elektrischen Körpers auf einen unelektrischen gewonnen hat.

Wenn ein unelektrischer Körper b einem elektrischen Körper a allmälig bis auf eine gewisse Entfernung (Schlagweite) genähert wird, so springt ein Funken über. So lange man glaubte, daß der unelektrische Körper bis zur Schlagweite gerückt werden müsse, wenn der elektrische Körper eine Einwirkung auf ihn äußern soll, so mußte man glauben, daß der Funken ein Ueberfließen der Elektrizität auf den unelektrischen Körper andeute, und es blieb nicht nur das Wesen der Elektrizität, sondern auch ein anderer äußerst wichtiger Umstand unbekannt. Erst als man erkannte, daß der Einfluß des elektrischen Körpers über die Schlagweite hinaus reicht, und schon beginnt, noch ehe der Funke überspringt, wurden viele elektrische Erscheinungen klar. Man gewahrte nämlich, wenn ein durch einen Glasfuß isolirter und anfangs unelektrischer Leiter b in die Nähe eines etwa positiv elektrischen Körpers a kam, daß noch vor dem Ueberspringen des Funkens das genäherte Ende die ungleichnamige —E und das entferntere die gleichnamige +E zeigte. Man mußte daher annehmen, daß in einem unelektrischen Körper b eigentlich beide Elektrizitäten vorhanden sind, aber ohne daß dieselben ihre Wirksamkeit äußern können, weil jede die andere bindet. Die Wirkung des elektrischen Körpers besteht alsdann wesentlich darin, daß er durch seine elektrische Kraft die vorher vereinigten oder gebundenen Elektrizitäten trennt oder vertheilt, die ungleichnamige anzieht und die gleichnamige abstößt. Man nannte das eben angeführte Gesetz das Gesetz der elektrischen Vertheilung und durch seine Ermittlung war aber auch das Wesen des elektrischen Funkens klar geworden. Da nämlich bei größerer Annäherung des Körpers b, oder wenn derselbe in die Schlagweite rückt, ein Funken überspringt, so konnte der letztere nur dadurch entstehen, daß die +E des Körpers a mit der —E des Körpers b sich vereinigt. Man konnte daher auch die Behauptung aufstellen: daß jede Anziehung bei elektrischen Körpern nur in einer Anziehung der entgegengesetzten Elektrizitäten zu suchen und daß ein elektrischer Funken stets als eine Vereinigung der beiden entgegengesetzten Elektrizitäten anzusehen ist.

Schon zu einigen Versuchen behufs der Ableitung der bereits erwähnten Gesetze war es wünschenswerth, die elekt. Materie in einer größeren Quantität zu sammeln. Dazu durfte man nur eine größere Glasfläche oder Harzfläche reiben und etwa statt der Stangen Scheiben benützen, die eine größere Fläche darbieten. Die auf einer Glas- oder Harzfläche erzeugte elekt. Materie hat aber alsdann den Nachtheil, daß sie weniger verfügbar ist, weil Glas und Harz als Nichtleiter die elekt. Materie auf ihrer Oberfläche festhalten und immer nur den Theil abgeben, der sich an der berührten Stelle oder wenigstens nahe dabei befindet. Wird dagegen auf einer Metallfläche die elektrische Materie gesammelt, was freilich nur durch Mittheilung und nicht unmittelbar durch Reibung geschehen kann, so ist diese Materie insoferne vollständig verfügbar, als bei einer Berührung oder Weiterleitung beinahe die ganze gesammelte Elektrizitätsmenge abfließt. Eine solche Metallfläche besitzt aber für sich wieder den Uebelstand, daß sie ihre Elektrizität an den ersten besten Leiter, der ihr nahe liegt, abgibt, während man dieselbe vielleicht an einen ganz anderen Körper hinleiten will. Um nun den doppelten Zweck zu erreichen, eine größere Menge Elektrizität anzusammeln, und durch dieselbe in der Art verfügbar zu machen, daß man eine größere Menge auf einmal an einen bestimmten Ort zu leiten vermag, hat man die Elektrisirmaschine konstruirt.

Die Hauptheile einer Elektrisirmaschine ergeben sich aber nunmehr aus ihrem Zweck und werden außer dem geriebenen und reibenden Körper aus einem zweckmäßigen System von Leitern und Nichtleitern bestehen müssen. Der geriebene Körper besteht meistentheils

aus Glas und Harz, wonach man Glas- und Harzelektrisirmaschinen unterscheidet. Uebrigens sind gegenwärtig nur die ersteren im Gebrauch. Das geriebene Glas hat alsdann wieder entweder die Cylinder- oder Scheibenform und man unterscheidet daher auch Cylinder- und Scheibenmaschinen, von denen wiederum die letzteren meistens im Gebrauch sind.

Der reibende Körper oder das Reibzeug ist ein ledernes Kissen, das mit Amalgam überstrichen ist. Dieses Amalgam ist alsdann als der eigentliche reibende Körper anzusehen. Eine Art Rechen von Metall, mit eben solchen Spitzen versehen, welcher Collektor genannt wird, ist ferner bestimmt, die elektrische Materie einem Cylinder von Blech oder dem Conduktor zuzuführen, auf welchem die elektrische Materie gesammelt werden soll, damit sie verfügbarer wird. Um aber den Conduktor zu hindern, seine Elektrizität der Erde zuzuleiten, ist derselbe mit einem gläsernen Fuße versehen. Dieser Fuß heißt sodann Isolator, weil er gewissermaßen die Elektrizität auf dem Conduktor isolirt und am Abfließen hindert.

Durch eine ganz eigenthümliche Wirkungsweise der Elektrizität sieht man sich auch in den Stand gesetzt, nicht nur die Elektrizität in größerer Menge zu sammeln, sondern die elektrische Materie so zu verdichten, daß ihre Wirkungen weit stärker und intensiver hervortreten.

Wenn nämlich ein elektrischer Leiter durch einen Nichtleiter von einem anderen Leiter getrennt ist, wie das etwa stattfindet, wenn man eine Glasplatte auf beiden Seiten mit Stanniol belegt, und dem einen Beleg Elektrizität zuleitet, so hindert zwar der Nichtleiter den Uebergang der elektrischen Materie von einem Leiter zum anderen, hebt aber keineswegs die vertheilende Kraft der Elektrizität auf. Bezeichnet a den vorderen Stanniolbeleg, und b den Beleg auf der Rückseite, welcher durch einen Draht d mit dem Boden in Verbindung stehen soll, während dem Beleg a durch einen anderen Draht +E zugeführt wird, so wird diese +E die Elektrizität auf dem Beleg b in der Art vertheilen, daß die gleichnamige +E abgestoßen wird und durch den Draht d abfließt, während die ungleichnamige —E über den Beleg b sich ausbreitet, und von der +E des Beleges a angezogen wird. Damit hört aber die Wirkung der Elektrizität noch nicht auf. Es äußert nämlich nicht nur die anfangs über a verbreitete +E ihre vertheilende Wirkung, sondern die angezogene über b verbreitete —E wirkt wiederum rückwärts in der Art, daß dieselbe von der Elektrizitätsquelle durch den Draht D neue +E anzieht, welche sich als eine zweite positive Schicht über a ausbreitet. Diese letztere Schicht ruft dann wiederum eine zweite Schichte über b hervor, welche von der 0E des Erdbodens entnommen wird u. s. w., so daß immer eine neue Schicht auf einer Seite eine entgegengesetzte elektrische auf der andern Seite herbeizieht, wodurch offenbar eine bedeutende Verdichtung und Verstärkung der Elektrizität ermöglicht wird. Uebrigens muß bemerkt werden, daß dieser Verdichtung der Elektrizität auf beiden Belegen dadurch eine Grenze gezogen wird, daß bei einem gewissen Grad derselben die Anziehung der beiden Elektrizitäten so stark wird, daß sie ihre Vereinigung mit Gewalt und nöthigenfalls durch eine Zersprengung des Glases herbeiführen. Inzwischen ist auch aus andern theoretischen Gründen dieser Verdichtung eine Grenze gesetzt.

Der eben beschriebene Apparat stellt aber im Wesentlichen die Franklinische Tafel vor, von welcher die Leydnerflasche oder sog. Verstärkungsflasche nur der Form nach verschieden ist, da die Franklinische Tafel als eine ebengewalzte Flasche betrachtet werden kann.

In der Hauptsache von der elektrischen Flasche nicht wesentlich unterschieden, wenn auch Einrichtung und Zweck verschieden sind, ist der bekannte Elektrophor. Der Harzkuchen vertritt nämlich hier die Stelle des Glases bei der Flasche, während Schüssel und Deckel die beiden Stanniolbelege vorstellen. Der Unterschied zwischen der Flasche und dem Elektrophor besteht nur darin, daß die beiden Belege der Flasche mit der Glastafel fest verbunden sind, während sich beim Elektrophor der Deckel, der mit dem inneren Belege zu vergleichen ist, frei abheben läßt, und daß bei der Flasche die Elektrizität eine mitgetheilte ist, während sie beim Elektrophor unmittelbar durch Reibung erzeugt wird.

Man hat endlich auch Messungen mit der Elektrizität vorgenommen und weil Kräfte nur durch ihre Wirkungen gemessen werden können, die Stärke der Abstoßung, die Länge des Funkens u. s. w. dazu benützt. Apparate, welche zu einer Messung dienen, heißen alsdann Elektrometer. W.

Miscelle.

In dem vierten Bande seiner Memoiren erzählt Guizot folgende Geschichte: Als Louis Napoleon nach dem Straßburger Putsch von Louis Philipp nach Amerika entlassen wurde, erschien auf der Fregatte kurz vor dem Absegeln der Unterpräfekt von Lorient und fragte Louis Napoleon, ob er, in New-York angekommen, Geldmittel finden werde. Auf dessen verneinende Antwort erklärte der Unterpräfekt: „Der König beauftragt mich, Ihnen diese 15,000 Frs. einzuhändigen, welche sich in Gold in diesem Kistchen befinden". Der Prinz nahm das Kistchen, der Unterpräfekt kehrte ans Land zurück, und die Fregatte segelte nach Amerika. Später hat sich der Kaiser für diese Gabe gegen die Erben Louis Philipps durch Beschlagnahme ihrer Güter glänzend revanchirt, wie männiglich bekannt.

•

(Ueber die Abnahme des Podagra in unserer Zeit.) Das Podagra, nach den Ueberlieferungen der alten Aerzte, der Geschichte und Literatur, ein Alterthum bei Hebräern, Griechen, Römern, im Mittelalter und noch in den ersten Jahrhunderten des neueren Zeitalters eine der häufigsten Krankheiten, ist jetzt ohne Zweifel eine viel seltenere Plage der Menschheit geworden. Als Ursache dieser Abnahme bezeichnet Prof. Alphons Corradi in Modena die vollkommene Umwälzung in der Ernährungsweise der civilisirten Völker. Während nämlich in früherer Zeit Fleisch und Brod fast den ganzen Küchenzettel ausmachte, bildet jetzt die Pflanzenkost einen großen Theil derselben. Für diese Thatsache sprechen die vom Verf. angestellten, höchst interessanten Nachforschungen über die Ernährungsweise in den verschiedenen Geschichtsepochen.

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 57. Mittwoch den 17. Juli 1861.

Mary Kreuzer.

(Schluß.)

Mary war mit ihren Freunden auf deren Farm angekommen, aber noch ehe eine Viertelstunde verstrichen war, hielt auch Osborne's Wagen vor dem Thore der Einzäunung. Ein nervöses Zittern überkam das Mädchen, als sie von ihrer Kammer aus den Major und dessen Sohn auf das Haus zukommen sah. Als aber Lucy zu ihr hereinsprang, um sie von dem Besuche und dessen Wunsche, sie zu sehen, zu benachrichtigen, deutete nur noch eine tiefe Blässe ihre innere Erregung an.

Als sie die Vorderstube betrat, in welcher die Familie die Angekommenen umringte, eilte ihr James mit ausgestreckten Händen entgegen. „O, es war unrecht, Miß Mary, daß Sie sich so schnell davon machten, ohne uns nur ein Wort zu Ihnen zu gönnen!" rief er. Dann aber, wie von ihrem Ernste betroffen, sah er ihr zwei Sekunden lang schweigend in die dunkeln Augen. „Haben Sie denn keinen Gruß für mich, Mary?" fragte er endlich.

„Es ist vielleicht das Beste, Mr. Osborne," erwiderte sie gedrückt, während ein leises Roth in ihre Wangen stieg und wieder ging, „wir haben überhaupt keinen Gruß mehr für einander. Sie erhalten sich damit die Zufriedenheit Ihres Vaters und ich werde nicht mehr nöthig haben, um meinen guten Namen fürchten zu müssen!"

Sie sah ihm mit einem so bestimmten und doch so schmerzlichen Ernste in die Augen, daß ihm das Wort auf der Zunge zu sterben schien.

„Mary, ich weiß nicht ganz, was Sie meinen. Ich weiß aber doch, daß ich jetzt nicht so von Ihnen gehen kann", sagte er endlich, ihr auf's Neue die Hand entgegenstreckend.

„Gehen Sie nur, Mr. Osborne", erwiderte sie, leicht ihre Hand in die seine legend, „und wenn Sie wirklich glauben, mir etwas schuldig zu seyn, so lassen Sie dies als unsern Abschied gelten!" Sie schien noch etwas sagen zu wollen, drehte sich aber plötzlich um und schritt aus dem Zimmer.

Der alte Major hatte mit steif zusammengezogenen Augen die Scene beobachtet. Der Farmer aber, als habe er kaum etwas Anderes erwartet, nickte nur mit dem Kopfe, als sich die Thür hinter dem Mädchen schloß.

Als Lucy der Freundin nach einigen Minuten folgte, fand sie die Kammerthür verschlossen, und erst am späten Nachmittag kam Mary mit rothgeweinten Augen wieder zum Vorschein. — Niemand im Hause aber schien es zu bemerken, keine Andeutung des stattgehabten Auftritts fiel, und erst mit beginnendem Abend drückte Lucy mit vielsagendem Blicke der Freundin ein kleines Couvert in die Hand. „Ich habe es soeben von ihm!" flüsterte sie und wandte sich wieder davon.

Mary stand und hielt das erhaltene Papier, als dürfe sie kaum die Finger darum schließen. Als sie sich aber allein sah, stieg sie nach der gemeinschaftlichen Kammer hinauf, verschloß die Thür von Neuem und öffnete dann mit einem leisen Beben ihrer Hände das Billet. Sie sah nicht nach der Unterschrift, sie begann langsam, als wolle sie jedes Wort erwägen, zu lesen:

„Theure Mary!

„Ich habe mit meinem Vater ein langes, ernstes Gespräch gehabt und begreife jetzt die Gründe ihrer Handlungsweise, die mich heute Mittag vollkommen zu Boden schlug. Ich reise morgen früh von hier ab und werde Sie in zwei Jahren nicht wieder sehen — was mein Schicksal nach meiner Rückkehr seyn wird, liegt einzig in Ihrer Hand."

„Ich habe meinem Vater versprochen, nichts mehr als diese Nachricht Ihnen zugehen zu lassen, und ich will ehrlich gegen ihn seyn, damit ich später auch volle Ehrlichkeit von ihm fordern kann.

Gedenken Sie Ihres James Osborne."

Noch als bereits die volle Dunkelheit hereinzubrechen begann, saß das Mädchen auf dem eingenommenen Platze, den erhaltenen Brief in der herabgesunkenen Hand und das Auge träumend durch das offene Fenster gerichtet.

* * *

Es war kein Wort über Mary's ferneren Aufenthalt in dem Hause geredet worden, aber unter den Familiengliedern herrschte ein Ton, als verstehe sich ihr längeres Bleiben von selbst. Wohl war es dem Mädchen in den ersten Tagen gewesen, als dürfe sie eine Rücksicht nicht annehmen, die kaum auf etwas anderes als auf das Mitleid mit ihrer vereinsamten Stellung gegründet sein konnte. Indessen hätte sich eine Aenderung ihrer augenblicklichen Lage nur durch den Uebertritt in ein dienendes Verhältniß herbeiführen lassen, und so wenig sie auch früher den geringsten Anstoß daran genommen, so war es ihr doch jetzt, als müsse ein derartiger gesellschaftlicher Rücktritt ihr eine ganze Zukunft vernichten, die jetzt nur wie ein Traumgebild,

das sie nicht zu berühren wagte, in ihr lebte. So schwieg sie und suchte in regem Bestreben sich nützlich zu machen, ihre neue Heimath zu verdienen, und das stille Lächeln der Hausfrau, wenn es in Lucy zu erwachen schien, als wolle sie nicht hinter der Freundin zurückbleiben, wie die launigen wohlwollenden Worte des Farmers zeigten ihr eine Anerkennung, die ihr mit jedem Tag mehr ihre Sicherheit zurückgab.

Es war drei Wochen später, als an einem Nachmittage der kleine George Kreuzer auf der Farm erschien und in seiner Freude, die frühere Schwester wieder zu sehen, fast des Auftrags vergaß, der ihn hergeführt. Die Mutter sey so krank, berichtete er endlich, und wolle Mary gern sprechen, und Vater lasse recht sehr bitten, daß sie komme. Das Mädchen verfärbte sich in einen Schatten, machte sich aber sogleich zum Mitgehen fertig.

Kreuzer mußte nach den Beiden ausgesehen haben, denn er kam ihnen schon auf halbem Wege nach der Einzäunung entgegen.

„Es ist ganz recht, Mary, daß du kommst," sagte er, dem Mädchen trübe die Hand reichend, „ich denke, Mutter wird es nicht mehr lange machen — es sitzt ihr innerlich, weißt du, wo kein Doktor dazu kann — aber komm herein!"

Mary überschritt die so bekannte Schwelle, und aus dem Bette im Vorderzimmer sah ihr die fast zum Skelett abgemagerte Gestalt der Frau entgegen. Sie machte einen Versuch, sich aufzurichten, als sie das Mädchen bemerkte, fiel aber matt zurück, und die Letztere beeilte sich, den Stuhl neben dem Bette einzunehmen.

„Ich mußte dich noch einmal sehen, Mary," sagte sie mit einer Stimme, die von ihrem früheren Tone nichts als die eigenthümliche Härte behalten zu haben schien, „damit ich meinem Heinrich einen Gruß von dir bringen kann. Er hat gemeint, du wolltest nichts von ihm wissen, und der Osborne's Junge müsse es dir angethan haben; davon ist das ganze Unglück hergekommen; ich hab's wohl gewußt. Und nun freut's mich jetzt, daß ich ihm eine andere Nachricht bringen kann — 's ist recht brav von dir, daß du den andern hast ablaufen lassen! Er ist jetzt fort nach Europa, hör' ich, wenn er aber auch an's End der Welt ginge, wird er doch dem Wiedersehen mit meinem Heinrich nicht entlaufen können!" Sie nickte einige Mal still vor sich hin, dann sanken langsam ihre Augen zu, und als Mary sich über sie bog, war sie eingeschlafen.

Das Mädchen erhob sich leise, warf einen Blick durch das Zimmer, welches den gänzlichen Mangel einer ordnenden Hand verrieth, und traf auf den weichen Blick des Alten. „So hat sie bis jetzt noch keinen andern Gedanken gehabt, als den Heinrich," sagte er halblaut; „komm heraus, daß wir sie nicht stören!"

„Ich denke, Vater," begann Mary, als sie ins Freie traten, „ich komme jeden Morgen herüber und sehe nach der Wirthschaft, bis Mutter sich wieder erholt hat.

„Wenn Du's wolltest, Kind, es wäre gut für uns Alle!" nickte Kreuzer; „vielleicht, wenn Alles wieder in rechten Zug kommt, wendet sich dann auch die Krankheit der Mutter; ich weiß sonst nicht, auf was ich noch eine Hoffnung setzen soll!"

„Morgen früh bin ich bei guter Zeit hier," erwiderte sie, dem Alten die Hand reichend, und von einem Händedruck begleitet, der fast zu wohlgemeint für ihre feinen Finger war, machte sie sich auf den Heimweg.

Als sie am andern Morgen Kreuzer's Haus betrat, fand sie die Frau todt und das Haus von den nächsten Nachbarn gefüllt.

Die Zeit verging. Kreuzer hatte wirklich seine früher ausgesprochene Absicht ausgeführt, hatte seine Farm verkauft und die Gegend, die ihm so viel Herzeleid gebracht, verlassen. Sein Käufer aber war Osborne gewesen, und die Deutschen umher behaupteten, der Major habe nur einen so hohen Preis bezahlt, um den Alten bald aus der Nachbarschaft wegzubringen und so alle Erinnerungen an die vergangenen Dinge zu verwischen. Einigermaßen im Einklang damit stand wenigstens, daß der Käufer das Haus abbrechen und den Platz umher zu einem gewöhnlichen Maisfelde umpflügen ließ.

Mary, noch immer in der Familie des amerikanischen Farmers, war zu einer vollen rosigen Jungfrau herangeblüht, und kein gesellschaftlicher Kreis in der Umgegend galt für vollständig, dem sie mit ihrer Freundin Lucy nicht beiwohnte. Lucy war bereits nach Jahresfrist Braut geworden; so viel begehrliche Augen aber auch auf Mary fielen, so viele halbe, prüfende Worte, trotz des bekannten geringen Vermögens, welches sie besaß, laut wurden, so wenig schien sie doch von dem Vorzug, welchen sie genoß, zu wissen oder auch nur den leisesten Unterschied in Behandlung der jungen Männer, welche sie umschwärmten, machen zu können. Mancher Besuch ward in der Familie mit augenscheinlich bestimmter Absicht abgestattet, aber niemals fiel Seitens der „alten Leute" auch nur das kleinste andeutende Wort gegen das Mädchen.

So war bereits der dritte Sommer herangekommen, welchen Mary in ihrer neuen Heimath verlebte, und sie war eines Morgens im Hinterzimmer mit Ordnung der Hauswäsche beschäftigt, als der Farmer hereintrat und sich mit einem eigenthümlichen Lächeln auf dem nächsten Stuhle niederließ. „Wir haben eine Einladung für morgen", sagte er, „und wenn wir Uebrigen auch nichts dagegen haben konnten, so habe ich doch in Bezug auf Sie noch nicht zugesagt. Der älteste Sohn vom Major Osborne, der Lieutenant, ist gekommen, um für eine längere Zeit Abschied zu nehmen; er ist nach irgend einem Fort hinten bei den Indianern kommandirt, und so will der Vater zu seinen Ehren morgen noch eine „Partie" geben."

Das Mädchen sah starr auf ihre Wäsche nieder und schüttelte langsam den Kopf. „Sie glauben doch selbst nicht, daß ich bei der Einladung mit gemeint seyn kann," erwiderte sie mit halber Stimme, „und wenn es wäre, so wissen Sie eben so gut, daß ich nach Allem, was mir der Major gesagt, zumal da er es nicht einmal eines Wortes der Entschuldigung gegen mich werth gehalten, nicht hingehen könnte!"

's ist schon recht und es war ungefähr, was ich vermuthete!" nickte der Farmer, „er mag die Pille einmal schlucken. Uebrigens denke ich, Sie werden morgen nicht gar zu lange ohne uns seyn!" Er erhob sich mit einem sonderbaren Lächeln von Befriedigung und verließ das Zimmer.

Mary mochte etwas blässer seyn als gewöhnlich, als die Familie am andern Tage nach des Majors Farm abfuhr, aber ihre sichere Haltung beim Abschied sprach deutlich aus, daß sie der Gründe ihres Handelns sich voll bewußt war.

Fast zwei Stunden hatte sie im Vorderzimmer, eine Näherei auf dem Schooße, verbracht, bald durch die offene Thür in die sonnige Waldlandschaft hinausblickend und ihren Gedanken nachhängend, bald, wie sich selbst auf verbotenen Wegen ertappend, eilig ihre Arbeit aufnehmend, als sie einen leichten Wagen an dem Thor der Einzäunung halten, und mit einem Gefühle, das wie ein Schrecken ihren ganzen Körper durchzuckte, den Major herausspringen sah. Als der Angekommene in die offene Thür trat, stand sie, bleich wie die Wand, in der Mitte des Zimmers; Jener schien sich indessen kaum viel an das Aeußere ihrer Erscheinung zu kehren.

„Ich muß Ihnen sagen, Miß," begann er, während es wie unterdrückter Humor zwischen seinen Augen spielte, „daß ich es für unrecht halte, einem alten Knaben, wie mir, zwei Jahre lang Dinge nachzutragen, die längst vergessen seyn sollten. Es war eine böse Zeit, damals, und es mag manches Wort gefallen seyn, von dem ich heute nicht einmal mehr etwas weiß. Jetzt geben Sie mir Ihre Hand — ich sage Ihnen, es thut mir leid, was auch damals geschehen seyn mag; wir kannten uns eben zu der Zeit noch nicht — und ich werd' es nicht wieder thun!"

Mary sah den so ungewohnten Ausdruck in dem Gesichte des Sprechenden, sah die ihr entgegengestreckte breite Hand, und ein fast krampfhaftes Zittern überlief ihren Körper. „Ich habe nie mehr verlangt, Major, als daß Sie mich mit andern achtungswerthen Mädchen auf eine Linie stellen!" sagte sie leise, mit Macht versuchend, ihrer Herr zu werden, und legte ihre Hand in die dargebotene.

„So, das ist also abgemacht, jetzt reut mich auch nicht der Weg hierher," lachte der Alte in sichtlichem Vergnügen — Mary hatte ihn noch nie lachen hören — „und nun ziehen Sie sich ein anderes Kleid für die Gesellschaft an, ich warte so lange, und dann gehen sie mit mir!"

Sie hatte das Zimmer verlassen, ohne sich dessen recht bewußt zu seyn; als sie aber die Treppe nach ihrer Kammer hinauf sprang, klang es in ihr wie hundert Engelsstimmen. Sie hatte wohl noch nie so schnell als jetzt ihren Anzug beendet, und doch fühlte sie ihren ganzen Körper zittern; sie nahm sich nur noch Zeit, die Magd von ihrer Entfernung zu benachrichtigen. — Erst als sie, von dem flüchtigen Rappen gezogen, sich ein ganzes Stück von der Farm entfernt fand, kam sie zu eigentlicher klarer Besinnung. Neben ihr saß wortlos der Major, das Pferd zur Eile treibend, aber mit demselben Zucken des Humors zwischen den Brauen, das Mary bei seiner Ankunft bemerkt; die Felder und Waldstrecken flogen an ihnen vorüber, und bald tauchte vor des Mädchens Blicken das große steinerne Wohnhaus auf, das schon, als ihr George zuerst davon berichtet, ihre Phantasie rege gemacht hatte.

Hinter dem Gebäude klang Musik, als der Wagen auf den geschmackvoll mit Ziergewächsen besetzten Vorplatz rollte; ein Knecht sprang herbei, um das Pferd zu halten, und Mary konnte es nicht vermeiden, sich von ihrem Begleiter aus dem Wagen heben zu lassen.

„Jetzt, damit es in der Freundschaft nicht wieder einen Riß gibt, kommen Sie einen Augenblick hierher," sagte dieser, des Mädchens Hand fassend. Sie sah sich in die breite, mit hohen Thüren besetzte Vorhalle geführt, eine der letzteren that sich unter seiner Hand auf — „so, wir sehen uns dann bei der Gesellschaft wieder!" hörte sie noch, dann aber war ihre ganze Seele in ihr Auge übergegangen — in dem Zimmer vor ihr war James neben dem Fenster aufgesprungen.

Sie standen einander gegenüber, Beide dieselben und doch so verändert — sie in der vollen Blüthe der Jungfräulichkeit, aber wohl nie schöner, als in der Ueberraschung des Augenblicks — er männlich gebräunt und mit kräftig sprossendem Barte.

Eine halbe Stunde später suchte das Paar die auf dem waldigen Grunde hinter dem Hause sich vergnügende Gesellschaft auf; aber schon kam ihm der Major, wie von Ungeduld getrieben, auf dem Wege entgegen. Ein Blick in die Augen Beider schien ihm zu genügen, und er faßte derb des Mädchens Hand. „So, Miß Mary, und nun für jetzt kein Wort weiter, ich habe nur meinem James ein ehrlich gegebenes Versprechen gehalten — habe es gern und mit Freuden gehalten, weil der Junge gescheidter war, als sein Alter, und so wollen wir unsere Rechnungen gegenseitig quittiren!" Er bog sich nieder und drückte einen warmen Kuß auf des erröthenden Mädchens Lippen.

Vier Wochen später zog Mary als junge Frau nach der Osborne'schen Farm, deren Bewirthschaftung James nach seiner Rückkehr übernommen.

Von Kreuzer's wurde nichts wieder gehört, so oft sich auch Mary später Mühe gab, wenigstens den Aufenthaltsort des Alten zu erkunden.

Der Mordanfall des Barons Vidil.

London, 12. Juli. Die Geschichte eines Mordversuches unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen macht seit zwei Tagen in der fashionablen Welt viel von sich reden. „Morning Post" erzählt sie folgendermaßen: Seit mehreren Jahren lebte hier ein Franzose Baron de Vidil, ein Mann von eleganten Manieren und einnehmendem Wesen, eingeführt in die vornehme Gesellschaft durch die Familie Orleans, zu deren treuen Anhängern er gehörte. Im Jahre 1835 vermählte er sich mit Miß Susanah Jackson, einer reichen Erbin aus Hertfordshire. Als diese frühzeitig starb, lebte er während der Londoner Saison gewöhnlich als Junggeselle im Clarendon Hotel, war Mitglied des Travellers Klub und in der Welt der Sportingmen wohl bekannt. Von seiner frühverstorbenen Frau hatte er einen Sohn, der, wenn er großjährig geworden, das bedeutende Vermögen der Mutter erben sollte. Der junge Mann, der in Cambridge studirt und eben sein 23. Jahr erreicht hatte, befand sich seit vierzehn Tagen in London. Es war an der Zeit, ihm die Hinterlassenschaft der Mutter zu übergeben. So viel über die Vergangenheit des Barons Alfred Louis Pons de Vidil. Es sind heute gerade acht Tage, da lud der Vater den Sohn nach dem Clarendon Hotel zum Frühstück, und nach diesem zu einem gemeinschaftlichen Besuch bei der Exkönigin der Franzosen nach Claremont. Um zwölf Uhr fuhren sie zusammen mit der Eisenbahn nach Twickenham, wo der Baron den Vorschlag machte, Pferde zu miethen, um einen Ritt nach dem 6 bis 7 englische Meilen entfernten Claremont zu machen. Der Sohn willigte ein, und nachdem der Besuch etwa eine Stunde gewährt hatte, ritten sie wieder heimwärts von Twickenham. Dem Sohne war mittlerweile an seinem Vater Manches auffallend vorge-

kommen; zweimal lud er ihn ein, nach diesem oder jenem Orte einzulenken; er spornte mehrere Male sein Pferd, daß es sich bäumte, oder schlug mit der Reitgerte nach dem Pferde des Sohnes ohne sichtbare Veranlassung — das Alles machte den Sohn stutzig, denn er war dergleichen an seinem Vater nicht gewohnt. Noch weit stutziger wurde er, als der Vater in der Nähe von Twickenham, wo der Herzog von Aumale wohnt, von der Landstraße ablenkte und durch einsame Seitenwege ritt, die sich hinter den Wohnhäusern hinziehen und zu beiden Seiten von hohem Strauchwerk eingehegt sind. Auf die Frage des Sohnes, weßhalb sie nicht auf der Hauptstraße geblieben seyen, erwiderte der Vater, er fühle sich etwas unwohl, stieg vom Pferde und gab dieses dem Sohne zu halten. Nach einer Weile schien er sich wohler zu fühlen, denn er ging langsam neben den Pferden her, vertiefte sich aber immer mehr in die einsamsten Feldwege, die, wie er behauptete, gerade aus nach dem Landsitze der Familie Orleans führten. Plötzlich erhielt der Sohn, als er neben dem Vater herritt, einen Hieb auf den Kopf, und als er sich wandte, sah er, wie sein Vater eben zu einem zweiten Hiebe ausholte. Er konnte diesem nicht schnell genug ausweichen, der Hut fiel ihm vom Kopfe, das Blut stürzte ihm von der Stirne übers Gesicht und in diesem Augenblick führte der schreckliche Alte eben den dritten Hieb, der vielleicht der Todesstreich gewesen wäre. Aber glücklicher Weise hatte der junge Mann im entscheidenden Augenblick die Zügel seines Pferdes angezogen, so daß der Streich auf des letztern Nacken fiel. Diesen Moment benutzte der Sohn, vom Pferde zu gleiten, und gleichzeitig ward eine Frau an der Biegung des einsamen Weges sichtbar, welcher der verzweifelte Junge mit dem Rufe „Schützen Sie mich, ums Himmels willen!“ entgegen stürzte. Auch ein Arbeiter, John Rivers, der eine Sekunde früher um die Hecke gegangen kam, hatte die gräuelhafte Scene mit angesehen und näherte sich dem Schauplatze, und gleichzeitig kam von der entgegengesetzten Seite ein Schiffer Namens John Evans zur Stelle. An jeden Einzelnen wendete sich der junge Mann mit dem blutigen Gesichte um Hülfe und Schutz. Der Alte aber, der nun einen Moment seine Haltung verloren und über die Hecke zu steigen versucht hatte, versicherte, es sey nichts, das Pferd des Sohnes habe gescheut, sich gebäumt und den Reiter an die Wand geschleudert. Letzterer jedoch klammerte sich fortwährend an die beiden Männer und bat sie, ihn nicht mit dem Andern allein zu lassen. Die Beiden thaten ihm seinen Willen, begleiteten ihn nach dem nächsten Wirthshause, und dort wurde ein Wundarzt geholt, der sofort erklärte, die Verletzungen könnten unmöglich von einem Falle herrühren, sondern seyen wahrscheinlich mit einem sog. Life Preserver (kurzem biegsamen Stock mit schwerem Knopfe) beigebracht worden. Dem Arzte schien offenbar die Sache nicht geheuer, deshalb willfahrte er der Bitte des jungen Mannes sofort, ihm einen Gehülfen zur Heimfahrt nach London mitzugeben. Der Gehülfe that seine Schuldigkeit und wich nicht einen Augenblick von seinem Schutzbefohlenen, der zu Bette gebracht wurde, und von dem sich der Vater, nach verschiedenen Versuchen mit ihm allein zu bleiben, erst um Mitternacht trennte. Wenige Stunden später war der Sohn, dem es mittlerweile klar geworden war, daß ihm der Vater der Erbschaft wegen nach dem Leben trachtete, schon weit weg von London, auf dem Wege nach dem Landgute seines mütterlichen Oheims, dem er sein trauriges Abenteuer anvertraute. Dieser scheint es für gerathen gehalten zu haben, zum Schutze seines Neffen die Polizei von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen, worauf der Alte, der noch zwei Tage lang in London geblieben war, das Gefährliche seiner Lage einsah und nach Paris entfloh. Ein englischer Polizeibeamter wurde ihm nachgeschickt, doch scheint der zwischen Frankreich und England bestehende Auslieferungsvertrag die französischen Behörden nicht zu verpflichten, einen Franzosen, der ein Verbrechen auf englischem Boden beging und nach Frankreich entkam, den englischen Behörden auszuliefern. Ob dies im vorliegenden Falle dennoch geschieht, oder was sonst die Pariser Polizei beschließt, wird sich bald herausstellen.

Miscellen.

Am 20. August, dem Geburtstage des Kurfürsten von Hessen, wird in Kassel die romantische Oper „Otto der Schütz“, von Hofkapellmeister Karl Reiß (Text von E. Pasqué), zur ersten Aufführung kommen.

•

In einem Wiener Blatte lesen wir: „Eine höchst interessante Ordre, vom Jahre 1624 datirt, enthält die Verhaltungsmaßregeln für die zu einer erzherzoglichen Tafel geladenen Junker (Fähnriche, die jüngsten Offiziere). Wie müssen die damaligen Sitten beschaffen gewesen seyn, wenn es nothwendig war, nachfolgende Ordre zu erlassen: „Sintemalen Ihre k. k. Hoheit geruhten, mehrere Offiziere an Höchstdero Tafel zu invitiren, item ich alldieweilen in Okkasion bin gewesen, mit männiglicher Kenntniß und Persuasion wie sich allemalen die der meisten Offiziere als Kavaliere ritterlich und manierlich untereinander und männiglich traktiren thun und kontentiren, alsdann muß ich doch vorwegen den Junkern, so noch nicht ordentlich gehobelt sind, aufmerksam machen auf die mensure réguilaire, als 1) Item mit blanken Zeuge, saubern Rock und Stiefeln, und nicht antrunken Ihre k. k. Hoheit zu infomplimentiren. 2) Item bei der Tafel den Stuhl nicht wackeln und die Füß nicht lang ausspreizen. 3) Item nicht nach jedem Bissen trinken, alsdann man zu frühe voll wird, den Humpen aber nach jeder Speiß nur einmal halbert ausleeren, vorhinein aber den Schnautzbart und das Maul sauber abwischen. 4) Mit der Hand nicht in die Vorlegschüssel langen oder die abgekiefelten Beine zurück oder hinter den Tisch werfen. 5) Item nicht an den Fingern mit der Zunge schlecken, auf das Teller speien oder in das Tischtuch schneuzen. 6) Item zu letzterem nicht zu viehisch humpiren, daß man vom Stuhl fällt oder item nicht mehren gradweg gehen kann.“

•

Mehrfache in England angestellte Versuche, den neuesten Kometen photographisch aufzunehmen, sind mißglückt. Donati's Komet, der im Jahr 1858 erschien, ergab nach sieben Sekunden ein gutes photographisches Bild.

•

Megalophototypie heißt in Paris die Kunst, durch successive Vergrößerung der ursprünglichen photographischen Aufnahme ein Bild der ganzen Figur in natürlicher Größe herzustellen; durch sie wird die Reproduktion umfangreicher Kunstwerke der Skulptur und Malerei (Cartons) ermöglicht.

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 58. Sonntag den 21. Juli 1861.

Eine Seemanns-Geschichte.

(Aus den „Erheiterungen“.)

„Geschichten erzählen ist meine Sache nicht“, sagte der Seemann; „aber wenn es doch eine Liebesgeschichte seyn muß, so will ich 'mal eine andere erzählen, als meine eigene Heiraths- und Liebesgeschichte. Sie müssen nämlich wissen, ich bin von Liverpool gebürtig und so ist es gar nicht zu verwundern, daß von meiner frühesten Jugend an all' mein Dichten und Trachten nur darauf gerichtet war, zur See zu gehen und Seemann zu werden. Meine Mutter hab' ich nie gekannt, denn sie starb unmittelbar, nachdem ich zur Welt gekommen war; für meinen Vater aber, welcher aus Sheffield gebürtig, war das Meer nur eine große Lache, worin die Leute ersoffen. Er wollte von meinen Plänen nichts hören, sondern hatte sich vorgenommen, mich, sobald ich aus der Schule käme, bei einem Messerschmied in die Lehre zu geben, welcher wie er aus Sheffield gebürtig war. Nun war aber mein Vater — Gott hab' ihn selig! — ein Mann, der keinen Scherz verstand, und wenn er einmal etwas gesagt hatte, so ging auch kein Tüpfelchen davon ab, und so kam ich denn wohl oder übel nach meiner Konfirmation zu William Watkins von Copperas Hill in die Lehre. Watkins war gerade kein schlimmer Mann, nur sah er verteufelt strenge darauf, daß jeder soviel Arbeit lieferte, als er nur irgend leisten konnte. Der alte Kerl — denn er lebt noch heute und ist gesund und frisch — Watkins, wollt' ich sagen — haßt die Eisenbahnen, auf denen er niemals fährt, und hat einen Grimm auf Dampfboote, deren Anblick ihm das Herz im Leib umdreht; aber Dampfschiffe und Eisenbahnen und ähnliche neue Erfindungen sind noch Lieblingsgegenstände von ihm im Vergleich zu der neumodischen Ansicht, daß zehn tägliche Arbeitsstunden gerade die richtige Arbeitszeit für einen Menschen seyen. Die nennt er eine gottvergessene Trägheit, eine sündhafte Verweichlichung. Sieben Stunden Schlaf sind nach seiner Ansicht genug, eher zuviel, und die andern 17 sollten, mit Ausnahme der beiden für die Mahlzeiten bestimmten — Watkins will jedoch auch hierfür nur eine Stunde als genügend anerkennen — ausschließlich der Arbeit zugewandt werden. Arbeit, sagt er, ist der natürlichste Zustand des Menschen, und darnach lebt er auch noch bis auf den heutigen Tag, obschon er bereits ein starker Siebziger seyn muß. Wir mußten seiner Zeit um fünf Uhr schon an der Arbeit seyn und durften erst um zehn Uhr Abends aufhören, und Watkins wich die ganze Zeit hindurch nicht von unserer Seite. Und so treibt er es noch bis auf diese Stunde, obschon er sein Geschäft aufgegeben und nun nichts mehr zu thun hat, als in seinem Hause herumzupoltern und die Leute zu kujoniren, weil er der Ansicht ist, die heutigen Dienstboten leisten für ihren theuren Lohn nicht genug Arbeit.

„Es war ein hartes saures Leben, das wir bei dem strengen mürrischen alten Manne führten, und ich würde lange schon auf und davon gegangen seyn ohne einen gewissen besondern Grund. An guten Büchern hab' ich all' mein Lebtage lang keine große Freude gehabt, dagegen aber schon frühzeitig eine besondere Vorliebe für hübsche Mädchen. Es war aber nicht gerade mein Fehler, wie ich den Schulmeister manch liebes Mal zu meinem Vater sagen hörte, sondern rührte von meinem sanguinischen Temperament und einem frühreifen Hang zum Leichtsinn her, wie der gute Mann zu meinem innigen Trost sagte, und welch' beide Eigenschaften sich auch darin kund gaben, daß ich schon als Kind, erst 8 Jahre alt, einmal drei schmucken jungen Damen aus Leibeskräften nacheilte, um ihnen noch einmal in ihre schönen schwarzen Augen blicken zu können, wodurch ich das Scharlachfieber bekam. Dieß ist nämlich so zu verstehen: ich kam von diesem Dauerlaufe in Schweiß gebadet nach Hause gerannt. Am andern Tage sollte eine große Wäsche seyn, und alle Kufen, Kübel, Tonnen und Bütten im ganzen Hause standen bis zum Rande mit Wasser gefüllt. Ich aber, von Hitze und Schweiß angetrieben, bückte mich über die erste beste Bütte und sog soviel Wasser ein, daß ich hätte bersten können, — jedenfalls aber soviel, um davon das Fieber und die Wassersucht, Scharlach-Wassersucht nannten sie es, glaub' ich — zu bekommen. Dies hatt' ich damals von meinem sanguinischen Temperament und meiner frühreifen Neigung, und was für Folgen für mich bei dem alten Watkins aus diesen Eigenschaften entsprangen, das will ich jetzt erzählen.

„Watkins hatte ein einziges Kind, eine Tochter. Harriet war ungefähr zwei Jahre jünger als ich, so daß sie beiläufig fünfzehn Jahre alt war, als ich siebzehn zählte. Harriet war hübsch, blitzhübsch: goldbraunes Haar, allerliebste braune Augen, eine kleine, zierliche, wunderhübsche Gestalt wie eine Puppe. Ich konnte sie nie ansehen, ohne daß mir das Herz im Leibe lachte, und wenn sie mich anblickte, so ging mir's durch Mark und Bein wie ein warmer belebender Sonnenstrahl .... Ha!

„Aber ich muß rascher erzählen, oder Sie werden glauben, an meiner Geschichte sey auch, wie an des Irländers

Kabeltau, das Ende abgeschnitten, und wir werden niemals dazu kommen!

„Harriet Watkins war in derselben Kostschule mit Bessie Withrow und brachte diese oft mit nach Hause. Diese Bessie — denn so war sie getauft, nicht Elisabeth — war damals, wo ich sie zum ersten Mal sah, ungefähr zwölf Jahre alt, drei Jahre jünger als Harriet, und ein ganz eigenthümliches Mädchen. Wer ihr Gesicht nur ein einziges Mal gesehen hatte, der vergaß es nie wieder. Ein träumerisches blasses Ding, in dessen traurigen Augen sich vergangene und zukünftige Unglücksfälle abzuspiegeln schienen. Ihr Teint war weiß und zart wie eine Lilie, und wurde noch mehr hervorgehoben durch ein rabenschwarzes Haar. Sie war ein wundersam sanftes, liebenswürdiges Kind und in ihrer Stimme lag so etwas schüchtern Zitterndes, eine solch geduldige süße Scheu, daß man hätte weinen mögen. Es war daher ein Glück, daß sie nicht viel sprach. Ich ward einmal an einem schönen Sommerabend mit ihr nach Wavretree geschickt, um sie nach Hause zu begleiten, und ich erinnere mich noch deutlich, daß die einzigen Worte, welche Bessie sprach, nur schlichte kindliche Ausdrücke der Verwunderung und eine Art scheuer, schüchterner Freude waren über die schönen Sterne, die über uns am Himmel glänzten und über die Anmuth der Blumen in dem großen Strauß, womit sie bei uns beschenkt worden war. Ein eigenthümlich interessantes Mädchen, doch mehr für den Himmel als für die Erde passend, — mich erfüllte ihr naives, kindliches, engelsanftes Wesen mit einer wahren Ehrfurcht vor ihr.

„Es gelang mir bald, ihre Geschichte zu erfahren, die ihre Traurigkeit einigermaßen erklärte. Ihr Vater, Edward Whitrow, war mit seinem Bruder Cornelius Whitrow auf ein großes Geschäft in Bauholz in Liverpool associert gewesen. Edward mochte aber ein sehr schlechter Geschäftsmann, ein träumerischer, mondscheinschmachtender Bursche und ein Bücherwurm gewesen seyn. Daher gingen die Geschäfte schlecht, und um sich selber oder eigentlich beide zu retten, bestand Cornelius auf der Trennung ihrer Association. Edward gab diesem Andrang endlich nach und schiffte sich mit einem Kapital von ungefähr tausend Pfund Sterling nach Singapore ein, wo der allgemeinen Annahme zufolge sogar seine schwachen Fähigkeiten ihm forthelfen konnten. Seine Frau und sein Kind, eben die kleine Bessie, sollten in England zurückbleiben, bis er sich eine Stellung in Singapore gemacht haben würde. Die Frau überlebte jedoch die Trennung nicht lange, und nach ihrem Tode ward Bessie in einer Kostschule untergebracht, da ihr Vater sie niemals zu sich kommen ließ, obschon er in jedem seiner seltenrn und nur in langen Zwischenräumen eintreffenden Briefe diese Absicht kund gab. Dies Alles erfuhr ich von Harriet Watkins. Auch muß ich noch hinzufügen, daß Cornelius Whitrow, seit er sein Geschäft allein betrieb, mit Riesenschritten vorwärts kam. Er war schon zu der Zeit, von welcher ich rede und wo ich seine Nichte kennen lernte, der bedeutendste Holzhändler, hatte eigene Schiffe bis zu fünfzigtausend Tonnen Last in See, und war auf dem besten Wege, ein Millionär zu werden.

„Um jedoch wieder auf meine Geschichte zurückzukommen, so will ich zunächst erzählen, wie es zwischen dem alten Watkins und mir zum Bruche kam. Es war in den Weihnachtsferien. Harriet kam nach Hause und brachte Bessie mit. Ich und das Dienstmädchen hatten die Putzstube mit Misteln und Stechpalmen verziert, und ich rückte die grünen Dinger gerade noch zurecht und war allein in der Stube, als Harriet hereinkam. Ich flog auf sie zu, nahm sie in den Arm und küßte sie, daß es ordentlich knallte. Wir ahnten beide nicht, daß der Alte im Nebenzimmer war, und als er das Küssen hörte, mochte er denken, an seinen Bierflaschen sey ein Kork gesprungen, und kam herein gerannt, daß wir ganz betroffen auseinanderfuhren. Er war furchtbar erbost, denn er war sehr kitzlich in Beziehung auf Harriet, die er einem jungen Burschen aus Sheffied zugedacht hatte. „Wie kannst du dich unterstehen, du frecher Taugenichts?“ rief er und strich mir Eine hinter das Ohr, daß mir der Kopf brummte. — „Wie könnt Ihr Euch unterstehen?“ .... rief ich, ganz außer mir, und steckte ihm ebenfalls Eine, daß er umfiel. Harriet, Bessie und das Dienstmädchen, welch' letztere zwei ebenfalls hereingeeilt waren, erhoben ein Zetergeschrei. Dies brachte mich zur Besinnung und ich sah ein, was für einen tollen Streich ich gemacht hatte. Da blieb mir denn nichts anderes übrig, als wie besessen davon zu laufen. Wie ich nach Hause kam und meinem Vater den Vorfall erzählte, wollt' er gar nicht auf meine Entschuldigung hören, sondern warf mich sogleich aus dem Hause. Nun stack ich in einer saubern Patsche, und wußte nicht mehr, wo aus und wo ein. Zum Glück begegnete mir ein alter Schulkamerad Tom Rowley, der Lehrling an Bord der „Dame vom See“, welche Matrosen brauchte; er nahm mich mit sich an Bord, ich unterzeichnete den Vertrag, und segelte am andern Morgen nach Ostindien ab.

„Nun war ich auf einmal Seemann, wie ich mir von jeher gewünscht hatte. Aber ich kann Sie versichern, meine Herren, meine erste Woche an Bord war nicht die angenehmste, und ich wünschte mich im Stillen hundertmal wieder zu dem alten Watkins zurück und zu meinem Schraubstock und Feilkloben. Das Wetter war rauh und ich jammervoll krank, was der Hochbootsmann nach etlichen Tagen durchaus nicht mehr dulden wollte. Seine Kur für solche Uebel war eine reichliche Portion Tauende, fettes Schweinefleisch und harter Zwieback, und es ist zum Erstaunen, wie schnell Speck und Erbsen Einem besser über die Seekrankheit hinweghelfen, besser als alle Leckerbissen der Welt. Wenigstens hab' ich dieß an mir erprobt!

„Allein nun war ich einmal zur See und Manns genug, um der Sache die beste Seite abzugewinnen. Ich hatte meine Freude am Seemannsleben und brachte mich rasch vorwärts. Doch dies gehört nicht hieher. Genug, mein Lehrbrief ward unter gemeinsamer Zustimmung von meinem Vater und Watkins verbrannt, und wenn ich zufällig in Liverpool anlegte, was ziemlich oft geschah, so pflegten Harriet und ich, dem brummigen alten Messerschmied zum Trotz, uns doch jedesmal ein Stelldichein zu geben und unsere gemeinsamen Abendspaziergänge zwischen den Hecken von Everton zu machen. Das waren holde, selige Stunden, und ich dachte oft, wenn solche Spaziergänge im Mondschein nur ewig dauern könnten! Ich sagte dies auch dem Pfarrer, der uns, nämlich Harriet und mich, vor beiläufig sechszehn Jahren traute, und er meinte, im Himmel werde es dereinst wieder so seyn, was mich herzlich freuen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Adolf Schlagintweit's Tod.

Die indische Regierung hat jetzt verschiedene auf den Tod von Adolf Schlagintweit bezügliche Aktenstücke veröffentlicht. Sie stimmen der Hauptsache nach mit dem bisher bekannt Gewordenen überein, doch lassen wir hier das Wesentliche der offiziellen Darstellung folgen: „Adolf Schlagintweit war, wie noch im frischen Andenken ist, im Jahre 1857 aufgebrochen, um seine naturhistorischen Forschungen in der chinesischen Tatarei fortzusetzen. Chokand war sein Reiseziel, und da das Reisen in jenen Gegenden mit großen Gefahren verknüpft ist, hatte er seine schwere Bagage und seine Papiere nach Ladakh vorausgeschickt, und seinem Diener Murad, einem Juden, eine Geldanweisung übergeben. Lange war von ihm keine Nachricht eingetroffen, bis sich endlich das Gerücht verbreitete, er sey ermordet worden. Leider ist dies durch authentische Berichte, die im Laufe der beiden letzten Jahre der Regierung zu Händen kamen, bestätigt worden. Seine Diener Murad und Abdullah erschienen im Jahre 1859 in Lahore mit dem angeblichen Schädel des Vielbetrauerten, und um dieselbe Zeit traf auch ein Brief in Peschawer aus Chokand ein, geschrieben von Schlagintweit's vornehmstem Diener Mahomed Amin. Er stimmte in allen wesentlichen Punkten mit den Aussagen der beiden anderen Diener überein. Schlagintweit war demselben zufolge ohne Unfall von Sugeit nach Yarkand gelangt, einer in der chinesischen Tatarei gelegenen Stadt, die von den cholandischen Truppen erst vor Kurzem den Chinesen weggenommen worden war. In Yarkand wurde er freundlich aufgenommen; da diese Stadt jedoch durch die Chinesen bedroht war, die zuletzt wieder einige Vortheile gegen das Heer von Chokand errungen hatten, reiste er nach Kaschgar weiter, das durch einen syndischen Häuptling, Wali-Khan, mit dem Beinamen „der Heilige", von den Chinesen vor Kurzem erobert worden war. Eine Station von der Stadt schickte Schlagintweit seinen Diener Mahomed Amin mit Shawls und Seidenstoffen, als Geschenken für den genannten Häuptling, voraus. Zum Dank dafür sandte ihm dieser einen Munschi entgegen, damit er ein Inventar seiner Bagage aufnehme, und ließ ihm seine Waffen abfordern. Dagegen protestirte Schlagintweit und begab sich nach dem Bazar der Häuptlinge, um seine Beschwerde vorzubringen. Um seinen Reisezweck befragt, antwortete er, daß er als Gesandter der ostindischen Kompagnie nach Chokand zu gehen beabsichtige; worauf er sofort gebunden und enthauptet wurde. Seine Diener wurden als Sklaven verkauft. Einer derselben, Abdallah, entkam nach Peschawer; der zweite, Mahomed Amin, wurde später in Freiheit gesetzt und ging nach Chokand, während der dritte, Murad, sein Leben nur dadurch rettete, daß er sich zum Islam bekehrte. Das Unglück Schlagintweit's war, daß er in Kaschgar gerade zu der Zeit ankam, als die Chinesen verzweifelte Anstrengungen zur Wiedereroberung des Platzes machten, die ihnen einen Monat später auch in der That gelangen, die aber lange vorher den Verdacht der Mohammedaner gegen jeden Fremden wach gerufen hatten. Von den Reiseeffekten des Ermordeten ist nie wieder etwas zum Vorschein gekommen, und sein trauriges Schicksal ist eine neue Warnung, daß das Reisen in jenem wilden Grenzlande unter allen Umständen mit Lebensgefahr verknüpft ist. Trotzdem fehlt es im gegenwärtigen Augenblick nicht an englischen Offizieren, die, im vollen Bewußtseyn der ihnen bevorstehenden Gefahren, das Wagestück bestehen oder bestanden haben. Der bei weitem merkwürdigste Fall dieser Art war die im vorigen Jahre unternommene Reise eines britischen Offiziers von Teheran über Herat nach Kandahar und von da nach der peschawer Grenze. Er ritt in voller Uniform, unbewaffnet die ganze Strecke. Ein beispiellos kühnes Unternehmen, wenn man bedenkt, wie lüstern die Afghanen nach englischem Blute sind, ein Unternehmen, zu dem unendlich viel Muth und Geistesgegenwart gehört."

Motive über die „Reflexionen eines Reisenden über Altes und Neues in Würzburg."

Veranlassung zur Veröffentlichung des Nachstehenden gab ein Aufsatz in Nr. 53 dieses Blattes vom 3. l. M. unter obigem Titel: „Reflexionen ꝛc."

Die Absicht des fraglichen Aufsatzes mit ziemlicher Gewißheit zu errathen, dürfte vielleicht nicht so schwer seyn, als es dessen Verfasser sich etwa denken mag; denn er behandelt darin eine Angelegenheit, die schriftlich und mündlich, öffentlich und privat so zu sagen bis zum Ueberdrusse besprochen ist — eine Frage, die Niemand mehr stellt, weil Niemand mehr darauf Antwort gibt, denn es handelt sich um die Verschönerung der Stadt durch monumentale Brunnen; und davon will ja Niemand mehr etwas wissen.

Von der Erfolglosigkeit ähnlicher Winke in unseren Tagen ganz abgesehen, können wir dem Schreiber jenes Aufsatzes die begründetste Versicherung geben, daß solche Mittel, zum Zwecke der Realisirung irgend eines Planes, würde er auch gleichwohl Schönes und Edles, Gutes und Nützliches vereinigen wollen, vergebliche Mühe und Zeitaufwand sind, da es leider den Anschein hat, als ob, mit Rücksichtnahme gewisser Verhältnisse, selbst da, wo noch guter Wille mit Recht vermuthet wird, dergleichen wohlgemeinte Fingerzeige, die doch sicher nicht Ausfluß bösen Willens seyn können, nicht mehr recht verfangen wollen.

Sollen wir also offen und frei uns hierüber aussprechen, so müssen wir des Verfassers Zeit und Mühe mit großem Bedauern als verloren bezeichnen. Aber Offenheit in der Rede und deren Freiheit ist nur dann zu loben, wenn sie den Standpunkt der Gerechtigkeit nie verläßt und als Zielpunkt immer das Nützliche im Auge hat. Diesem Grundsatz Rechnung zu tragen, ist hier um so mehr unsere Pflicht, als Schreiber jenes Aufsatzes des Schönen und Guten, besonders des Verdienstes der schönen (bildenden) Kunst, so warm sich annahm, und wir müssen es ihm schon Dank wissen, daß er, begeistert von der Sache, aus der Ferne uns hinwies auf ein Kunstwerk, das Viele, obschon es in ihrer nächsten Nähe sich findet, kaum der Beachtung, geschweige einer näheren Besichtigung zu würdigen scheinen, oder, wenn es auch geschieht, gleichwohl den künstlerischen Werth desselben verkennen, oder vielleicht ohne Verständniß des Ganzen wie seiner Theile, folglich gleichgültig, davon gehen und höchstens mit entsprechender Miene sagen: „Nun, es ist schön!" — um nicht zu sagen: „Nullus propheta in patria!"

Von jenen, die als wahre Kunstkenner und ruhige Kritiker dem neuen Kunsterzeugnisse alle Anerkennung angedeihen

lassen, aber weder Mittel noch Wege suchen, sey es aus Mangel an gutem Willen oder aus Tendenz, den Leistungen des Künstlers auch die entsprechende Anerkennung und Unterstützung zu Theil werden zu lassen, will hier gar nicht geredet werden.

Gewiß werden unsere freundlichen Leser schon errathen haben, daß hier von nichts Anderem die Rede sey, als von dem Bilde des heil. Kilian, das sich schon seit vielen Wochen verkäuflich in hiesiger Gewerbshalle befindet, aber leider bis jetzt weder ein allgemeines Interesse, noch eine dem Werthe des Bildes entsprechende Verwendung gefunden hat, obschon, wie es scheint, Einzelne, sey es aus Begeisterung im Allgemeinen oder aus Religiosität und Pietät im Besonderen, dem Bild eine zarte und wirklich rührende Aufmerksamkeit schenken, indem von Zeit zu Zeit dasselbe mit frischen Kränzen und Blumen geziert wird, was namentlich am letzten Sankt Kiliansfest in ausgezeichneter Weise der Fall war.

Schreiber dieses vermuthet deßhalb, es möchte diese Theilnahmlosigkeit vielleicht darin zu suchen seyn, daß man kein rechtes Verständniß von der Idee des Bildes hat, weil man gewohnt ist, den h. Frankenapostel immer mit dem Schwert in der Hand, als dem Symbol seines Martertodes dargestellt zu sehen, während die fragliche Darstellung als ganz originell von der gewöhnlichen sehr verschieden ist, indem hier der Heilige als ein, mit bischöflicher Würde ausgerüsteter, und von Eifer für Gottes Ehre und das Heil der Menschen glühender Apostel (Missionär) von Franken erscheint. Eine, wie gesagt, neue, aber ganz originelle und geistvoll durchgeführte Darstellung, die aber nothwendig, um in die Gemüther einzudringen, verstanden werden muß.

Schreiber dieses erachtet es sohin als eine edle Pflicht, in einem nachfolgenden Aufsatze die Idee dieses Bildes einigermaßen klar zu machen, um so allen Beschauern desselben die Möglichkeit zu geben, einzudringen in dessen Geist, zu erkennen die Gedanken, welche beim Entwurf wie bei der Ausführung den Künstler leiteten, um dadurch, wenn möglich, die Aufmerksamkeit nicht allein des kunstliebenden Publikum, sondern aller Freunde des Schönen überhaupt und namentlich das Interesse der katholischen Bewohner der Stadt wiederholt darauf hinzulenken, damit vielleicht doch dem Meister die verdiente Anerkennung und Ermunterung und das Bild durch Erwerbung, sey es Eigenthum der Stadt, oder einer religiösen Korporation zu zweckdienlicher Verwendung werde, umsomehr da es wünschenswerth erscheint, demselben endlich einmal eine wohlverdiente ehrenvollere Stätte als in der Gewerbehalle anzuweisen. O—O.

* Kunstnotiz.

Der vergangene Mittwoch gewährte dem kunstliebenden Publikum einen besonderen Genuß. Im akademischen Musiksaale kam nämlich ein großes Oratorium „Das neue Paradies" von Ernst Reiter, früherem Dirigenten am akademischen Musiksaal dahier, jetzt Musikdirektor in Basel, zur Aufführung. Im Allgemeinen ließ sich an diesem Werke durchgehends der Charakter eines großartigen, erhabenen Styls wahrnehmen. Reichthum an tiefergreifenden Ideen, in natürlicher Gliederung sich immer mächtiger entfaltend, führt den Geist bald hinab in die Tiefen der Unterwelt, bald trägt er ihn zu den himmlischen Sphären empor, und die Seele, durch die Chöre der finsteren Geister von beängstigendem Schauer ergriffen, fühlt sich durch die einzelnen Stimmen und Akkorde aus den Höhen des Himmels bald wieder gehoben und frei. In vortrefflicher Weise ist es dem Compositeur gelungen, das innere Leben des ersten Menschenpaares vor der Sünde, den Kampf mit der Versuchung und die Last der Schuld nach dem Falle, so wie die innige Sehnsucht nach dem Erlöser und den Jubel des Himmels und der Erde über das vollbrachte Erlösungswerk durch Töne zu zeichnen. Was als besonderer Vorzug bei den einzelnen Partien erscheinen dürfte, ist die lebendige Fortbewegung des Grundgedankens, wobei niemals eine lästige Wiederholung wahrnehmbar ist. Das Werk zeugt in reichem Maße von den tiefen Studien, die der Verfasser in der Schule unsrer klassischen Meister gemacht, beweist aber auch zugleich, wie vortrefflich er es versteht, die neuere Musik mit der alten in der ansprechendsten Weise zu verbinden.

Die Aufführung des Oratorium war eine durchaus gelungene zu nennen, und es verdient der dadurch bewiesene Fleiß und Kunstsinn eine um so größere Anerkennung, als die Mehrzahl der Mitwirkenden eben noch Zöglinge und Schüler des königl. Musikinstituts waren, sohin nicht unbedeutende Schwierigkeiten überwunden werden mußten. Die Solopartien befanden sich in sehr guten Händen, wurden richtig aufgefaßt und mit hinreißender Begeisterung vorgetragen. Insbesondere war es die Arie des David, welche, von der Gattin des Compositeurs meisterhaft mit der Harfe begleitet, das Publikum zum lautesten Beifall veranlaßte.

Würzburg, 20. Juli 1861. —1—

Miscellen.

Das oldenburgische Schulblatt stellt die Frage auf: „Welches ist die größte Grausamkeit?" — und antwortete darauf: „Wenn man einem Lehrer, welcher Frau und Kinder und 175 Thaler Gehalt hat, guten Appetit wünscht."

•

In der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien wurde in einer der jüngsten Sitzungen der Sektion für Staatsarzneikunde Bericht erstattet über zwei Fälle, in denen der Baunicheidtismus angewendet wurde. Die Folge dieser Behandlungsweise war das Auftreten eines Rothlaufs von solcher Intensität und Ausbreitung, daß ein tödtlicher Ausgang hiedurch veranlaßt war.

•

Der Komet zeigt sich nur mehr schwach beleuchtet und wird uns bald ganz entrückt seyn. Die Astronomen der k. k. Sternwarte in Wien veröffentlichen unterm 13. d. M. über dieses Phänomen sogar einen offiziellen Bericht, aus dem wir die interessante Thatsache erfahren, daß diese Herren an dem Kometen zwei Schweife bemerkten und auf der linken Seite des längern Schweifes deutlich den dunkeln Himmel zwischen beiden Schweifen unterscheiden konnten.

•

Am Boulevard de Sebastopol in Paris steht ein kolossales Haus von 36 Fenstern Front, das ganz und gar in großen und kleinen Quartieren zu vermiethen ist und die ganze Bevölkerung einer Stadt „sechsten Ranges" in sich aufnehmen kann.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 59. Mittwoch den 24. Juli 1861.

Eine Seemanns-Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Jenun, um geradeaus zu steuern und nicht so viele Worte zu machen: Dank meiner leidlich anständigen Erziehung und einem guten Schulsack bracht' ich es im Verlauf der Zeit zum Untersteuermann eines schönen Klippers, der „Königin des Südens". Ich war damals kaum dreiundzwanzig Jahre alt. Einmal fuhren wir direkt nach Singapore, und unter unseren wenigen Passagieren war auch Bessie Whitrow. Ihr Vater hatte sie endlich kommen lassen. Sie war zu einem schmucken, nobeln Mädel herangewachsen, — ein so schönes Weibsen, daß ein hölzerner Mann sich in sie hätte verlieben müssen; und Harriet's letzte schluchzende Bitte an mich, ihr auf der Fahrt ja recht herzlich zu begegnen und recht brüderlich für sie zu sorgen, war schier überflüssig. Und doch wäre mir lieber gewesen, wenn sie auf einem andern Schiff Passage genommen hätte — ich weiß selbst nicht warum; aber mir war immer zu Muthe, als ob sie Unglück brächte, wo sie ging und stand; es war als ob ihr der Unstern wie ihr Schatten folgte. Sie sah gedankenvoller und träumerischer aus als jemals, und jene Art von Ehrfurcht, welche sie mir schon von Anbeginn unserer Bekanntschaft an eingeflößt hatte, war nun tiefer und stärker geworden. „Ja, es that mir wirklich leid, daß sie ihre Ueberfahrt auf der „Königin des Südens" machte. Trotzdem aber gelobte ich mir, das Versprechen, welches ich Harriet beim Abschied gegeben hatte, unverbrüchlich zu halten und emsig für ihre Behaglichkeit und Sicherheit zu sorgen.

„Die „Königin des Südens" hatte ungefähr die Breite von Ceylon erreicht, als wir von einer vollkommenen langweiligen Windstille überfallen wurden, welche ganze zehn Tage andauerte. Es war als ob unser Fahrzeug ein gemaltes Schiff auf einem gemalten Ocean sey. Ich habe dies einmal als Knabe irgendwo gelesen, und finde dieses Bild ganz wahr. Wenn wir überhaupt von der Stelle kamen, so war es leewärts, indem wir von Strömungen abgetrieben wurden. Die Bewegung eines Schiffes unter solchen Umständen, wenn es keine eigene Triebkraft hat und nur vom langsamen Wellenschlage und der Deining gehoben stampft und rollt, ist selbst für Seeleute unangenehm, — für Landratten aber geradezu verzweiflungsvoll.

„Bei Nacht war die Scene zauberisch schön. Die Gestirne des tropischen Himmels — keine solch bleichen Lichtfünkchen, wie sie hier vom Firmament des Nordens auf uns herunterflimmern — überflutheten das Meer mit den Spiegelbildern ihrer Glorie, und hatten anscheinend sammt dem Mond, wann dieser aufging, keinen andern Zweck, als nur auf uns herunterzustrahlen. Vielleicht klingt das, was ich soeben äußerte, wie Unsinn, aber so oder auf ähnliche Weise war mir damals zu Muthe, — dies oder Aehnliches fühlte ich mir durch die Seele ziehen.

„Bessie Whitrop war sehr aufgeregt; und theils um sie auf einige Stunden von der peinlichen Bewegung des Schiffes zu erlösen, theils um mich selber mit etwas Angelfischerei zu unterhalten, verschaffte ich mir vom Kapitän die Erlaubniß, ein kleines Boot, nicht größer als eine Schaukel, benützen zu dürfen, in welchem ich sie herumruderte, wobei ich bisweilen mich eine halbe Seemeile oder mehr vom Schiffe entfernte. Daß ich bei dieser Gelegenheit mit ihr auch von Harriet sprechen konnte, war wohl für mich ein weiterer Sporn hiezu.

„In einer solchen Nacht, wo ich ganz unbesorgt und gleichgültig mein Ruder handhabte, das Boot vielleicht eine Viertelmeile von unserem Schiff entfernt lag und Bessie Whitrow vorn auf der Bugruderbank stand, ganz versunken in die göttliche Ruhe, die uns umgab, und den silberähnlichen, geisterhaften Glanz, der uns umfluthete, blickte ich zufälligerweise nach vorn und gewahrte einen ungeheuren Hai, der kaum dreißig Armslängen von uns entfernt lag und offenbar auf uns lauerte.

„Es war ein furchtbares Ungethüm! Ich kann mich augenblicklich nicht auf den Namen dieser Haifischart besinnen; aber die Augen des Raubfisches leuchteten mit einer Art phosphorescirenden Lichtes, und es lag eine entsetzlich glotzende lüsterne Gier in denselben, als er uns beobachtete, so daß mir beinahe der Puls stockte. Ich bin fürwahr keine Memme und hätte wissen können, daß keine eigentliche Gefahr dabei vorhanden war, außer wenn irgend ein Unfall mich oder meine Begleiterin der entsetzlichen Kreatur in den Rachen warf; allein trotzdem durchrieselte mich ein panischer Schreck — vielleicht nur darum, weil ich mir in meinen dummen Kopf gesetzt hatte, Bessie Whitrow sey zu einem Opfer des Verderbens ausersehen. Kurzum, ohne mir über meine plötzliche Angst Rechenschaft geben zu können, handelte ich plötzlich unter dem Eindruck der Furcht, und ohne zu wissen, wie, wandte ich hastig und in der Uebereilung den Bug des Bootes dem Schiffe zu. Die plötzliche Bewegung brachte Miß Whitrow aus dem Gleichgewicht; wankend schwenkte sie sich herum und ward dabei des entsetzlichen Hai's ansichtig — ein unterdrückter Angstschrei entfuhr ihr, und ehe

ich sie noch erfassen und festhalten konnte, war sie ohnmächtig und kopfüber ins Wasser gefallen. Der Hai stürzte auf seine Beute los. Miß Whitrow's Kleid hatte sich zufälligerweise in den Ruderslöcken verfangen, und hielt sie über dem Wasser, allein sie noch zeitig genug ins Boot hereinzukriegen, war rein unmöglich — dieß fühlte ich deutlich. Und ich hatte keine Wage bei mir, nicht einmal ein Messer! Da zeigte Gott mir eine Waffe. Der kleine Anker, der an des Bootes Fangleine hing, war einer jener vierarmigen, wie sie im Norden so allgemein üblich sind. Diesen Anker ergriff ich und als das teuflische Ungethüm seinen silberglänzenden Bauch zum Lichte herauskehrte und sein Opfer entzweibeißen wollte, schleuderte ich demselben den Anker in den Rachen.

„Hoho! Jetzt kann ich darüber lachen! Des Ungethüms Kinnladen schnappten auf die starken eisernen Arme des Ankers hinein, von denen es sich dann nicht wieder auf einen Augenblick befreien konnte, und als ich die Ankerleine rasch auswarf, schoß das Ungethüm auf eine weite Strecke hinaus davon und schlug mit Schwanz und Flossen wie toll um sich. Dann aber fuhr es plötzlich zurück: ich erinnere mich nun, es war ein Tintorera, der gefräßigste und furchtbarste unter allen Haien. Mittlerweile hatte ich jedoch Bessie Whitrow ins Boot hereingezogen, an dessen Boden sie bewußtlos lag, was für das arme Mädchen am besten war und für mich ebenfalls, weil sie mir so am wenigsten hinderlich war.

„Ich wähnte anfangs wirklich, das fürchterliche Ungethüm habe in seiner Wuth unser leichtes Boot umwerfen wollen. Es machte jedoch keinen Versuch dazu, sondern schwamm nur ganz wüthend in schäumenden Kreisen um uns herum und schnappte nach den Rudern, von welchen es eines entzwei biß. Dieß hatte jedoch nicht viel zu sagen, denn man hatte den ganzen Vorfall vom Schiffe aus angesehen, wo man sogleich ein großes Boot ausgesetzt hatte, das bald bei uns war. Der Tintorera machte sich sogleich daran, kniff aber bald aus, nachdem er einen scharfen Stoß mit der Harpune erhalten hatte, und einige Minuten später waren wir auf dem Verdeck der „Königin des Südens", und kamen diesmal mit dem gehabten Schreck davon.

„Miß Whitrow brauchte viele Wochen, bevor sie sich von der erlittenen Gemüthsbewegung durch den Schreck wieder erholte. Diese hatte auf eine eigenthümliche Weise auf sie eingewirkt; — wenigstens hatte ich vorher nie etwas davon gehört, daß sie im Schlafe wandle, und ich erschrak daher ganz verwünscht, wie ich sie — als ich einmal Abends um eilf Uhr mit dem Schiffswundarzte in des Schiffers Kajüte saß und sie (wenn ich überhaupt an sie dachte) im tiefsten Schlafe liegend wähnte, — leise und langsam und vollständig angezogen hereintreten sah und sie auf mich zuschritt, mir um den Hals fiel, mich küßte (was an sich gerade keine unangenehme Operation war) und mich mit ihrer traurigen, wehmüthigen, mitleiderregenden Stimme ihren „lieben, lieben Robert" nannte und schmerzlich klagte, sie werde mich oder England in ihrem Leben nicht wieder sehen.

„Der Schiffswundarzt gab mir ein Zeichen, ich sollte mich gar nicht rühren und keine Notiz von ihr nehmen, und nach einer oder zwei Minuten ging sie leise wieder davon und kehrte in ihre Koje zurück. Von da an ward sie bei Nacht sorgfältig bewacht; und einige Monate vergingen, bevor ich Miß Whitrow wieder im Charakter einer Schlafwandlerin sah oder etwas davon hörte.

„Mit dem „lieben, lieben Robert" hatte es seine eigene Bewandtniß. Ich kannte ihn vom Sehen — er war ein schmucker junger Bursche, ein Künstler, und ich wußte von Miß Watkins, daß Bessie und er einstweilen insgeheim verlobt waren, d. h. sie wollten sich heirathen, wenn sie je wieder von Singapore zurückkehren und er im Stande seyn würde, eine Frau zu ernähren — allerdings sehr entfernte, trübe und dürftige Aussichten für ein Liebespaar!

„Doch da fällt mir eben ein, daß ich etwas zu erwähnen vergessen habe. Einige Tage, ehe wir von Liverpool absegelten, war mir gerüchtweise zu Ohren gekommen, mit der Gesundheit des Mr. Cornelius Whitrow gehe es sehr schlecht. Seine Nichte hätte nicht einmal von ihm Abschied nehmen dürfen, was man jedoch einer Kabale der Haushälterin des alten geizigen Junggesellen zuschrieb, — welch' besagte Haushälterin eine noch ziemlich junge und leidlich hübsche Person, aber eines der listigsten Weiber war, die die Erde je getragen hatte.

„Singapore ist ein blühender Handelsort, und mancher Bursche, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte, vermochte sich dort bisweilen in kurzer Zeit ein schönes Vermögen zu machen. Mr. Edward Whitrop war, wie es schien, keiner von den glücklichsten gewesen; er hatte es höchstens zu einem Vermögen von dreitausend Pfund gebracht, und war kränklich geworden. Er litt an der Leber und war halb blind, so daß er kaum mehr seinen Weg finden und den allergröbsten Druck, geschweige denn Geschriebenes, gar nicht mehr lesen konnte. Deshalb mußte sein Commis — ein gewisser Stephen Glover, ein Kerl von beiläufig fünfzig Jahren, in welchen er ein unbegrenztes Vertrauen setzte, obschon er, wie sich hernach ergab, einer der abgefeimtesten und elendesten Schurken auf Gottes Erdboden war — seine Rechnungen und Bücher führen und alle seine Briefe lesen. Miß Bessie Whitrow durchschaute bald diesen Schurken mit ihren scharfen, forschenden Augen und muß, wie mich dünkt, seine vergangenen Schlechtigkeiten trotz all' seiner Masken und Hehle ebenso gut geahnt haben, als die teuflischen Pläne, welche sie in seinem schuftigen Hirn heranreifen und ausbrüten sah. Aber Bessie Whitrow war ein wortkarges, schweigsames Mädchen — eine ziemlich seltene Ausnahme unter ihrem Geschlechte. Sie kleidete ihre Gedanken nicht in Worte, wenigstens nicht vor meinen Ohren.

„Ihr Vater stand beinahe ganz unter Glover's Einfluß und war von diesem bestimmt worden, ein Testament zu machen, das diesen ungehenkten Schuft zum Testamentsvollstrecker und zum Nacherben alles beweglichen und unbeweglichen Vermögens, welches der Erblasser bei seinem Tod besitzen und hinterlassen mochte, bestellte, mit der Bedingung, daß der Nacherbe an Miß Bessie eine lebenslängliche Jahresrente von einhundertundzwanzig Pfund Sterling bezahle. Diese Bestimmung erschien nicht so ungeheuerlich, denn das eigentliche Vermögen von Mr. Edward Whitrow erreichte wohl kaum und überschritt jedenfalls nicht die vorhin genannte Summe von dreitausend Pfund Sterling.

(Schluß folgt.)

Adalbero und das Bisthum Würzburg zu seiner Zeit.

Unter diesem Titel hat Herr Rechtskandidat Friedr. Emmert in das Archiv des historischen Vereins von Unterfranken einen sehr verdienstlichen Beitrag zur fränkischen Geschichte geliefert, auf welchen wir im Interesse der Sache aufmerksam machen. Es ist die Zeit der Kaiser Heinrich III. und IV., in der Adalbero auf dem Würzburger Stuhle saß, die Zeit, in der das Kaiserthum seine höchste Macht nach Innen und Außen erreichte, und welcher unmittelbar der verhängnißvolle Kampf zwischen Kaiser und Papstthum folgte, durch den schließlich jenes vollständig gebrochen wurde, ohne daß das Papstthum seinerseits des errungenen Sieges froh werden konnte.

Die politische Haltung des Würzburger Bischofs in den Kämpfen Heinrichs IV. gegen Gregor VII. war von großer Wichtigkeit, was schon der Umstand zur Genüge zeigt, daß fast alle Hauptschlachten im fränkischen Gebiete geschlagen wurden; denn was der Besitz Frankens in seiner Lage zwischen Nord- und Süddeutschland bedeute, wurde nicht erst in späterer Zeit erkannt. Das Bisthum trennte die beiden rebellischen Stämme der Schwaben und Sachsen. Schloß sich Ostfranken Heinrichs Gegnern an, so behauptete die Opposition ein geschlossenes ganz Deutschland durchziehendes Terrain. Adalbero stund auf Seiten Gregors VII. und der Fürsten: die Bürger Würzburgs und nicht wenige vom fränkischen Adel hielten mannhaft zu Heinrich IV. So verfloß der Kampf unter mancherlei Schwankungen. Hätte Adalbero Heinrichs Sache vertreten, bei der Macht, die ihm zu Gebote stund, noch mehr bei dem moralischen Einfluß, den sein tadelloser, unbeugsamer Charakter ausübte, war es nicht unwahrscheinlich, daß die Sache eine andere Wendung nahm. Die moralische Macht, der Charakter Adalbero's, welchen auch der Verfasser gebührend hervorgehoben, ist es eben, was ihm auch ohne den Besitz Frankens eine Bedeutung gibt. Ein Kampf der Prinzipien wird zu keiner Zeit durch plumpe Gewalt allein entschieden. Die geistige Strömung der Zeit, die Anschauung des Jahrhunderts erringt den Sieg über bloße Tüchtigkeit im Felde, die, wenn sie allein den Ausschlag gab, den deutschen Kaisern gewiß die Oberhand gesichert hätte. Die Kirche und mit ihr der Papst beherrschte die Geister; des Kaisers Macht, sie mochte ideell so weit gehen, als sie wollte, reichte faktisch nicht viel weiter, als seine Kraft.

Der unglückselige Ausgang des Kampfes, die Unzufriedenheit über die politische Entwicklung, die das Reich nahm, unsere ganze jetzige Anschauungsweise können leicht verführen, von dem Geiste echter Geschichtschreibung abzuweichen und bei der Beurtheilung von Personen und Zuständen des Mittelalters mit vorgefaßter Antipathie abzusprechen — nicht anders bei Adalbero. Um so mehr ist anzuerkennen, daß der Verfasser sich mit Objektivität in jene Zeit versetzte und doch zugleich mit Liebe seinen Stoff erfaßte. Wir freilich würden heutzutage jede geistige Bevormundung mit Entschiedenheit zurückweisen; lange schon befindet sich bei dem Klerus nicht mehr ausschließlich Wissen und geistige Ueberlegenheit. Andere Faktoren, nationales, staatliches Bewußtseyn und eine aus dem Alterthume abgeleitete Kultur haben sich der Kirche zur Seite gestellt und sie in ihr alleiniges unantastbares Gebiet zurückgewiesen, in das des Glaubens und der Ethik. Damals lagen die Dinge anders: die geistige Herrschaft des Klerus war eine Wohlthat; er rettete die Civilisation gegen die trotzigen Schaaren des Nordens vor völligem Untergang und schützte das Volk vor gänzlicher Unterdrückung durch die brutale Gewalt der mittelalterlichen Aristokratie. Bei ihm war fast alle Bildung. Gegen diese Erwägung muß manches Bedenken in den Hintergrund treten. Und danach müssen wir Adalbero und seine Parteistellung beurtheilen. Dazu rechne man, daß ein Mann von so imponirendem Einfluß wie Gregor es unternahm, die gährenden Geister, welche von den Clugnyacensern von Frankreich aus, wo auch Adalbero zu Paris einige Zeit seiner Bildung gewidmet hatte, schon in Bewegung gesetzt waren, daß gerade er es unternahm, sie in seine Bahn zu lenken oder vielmehr sich an ihre Spitze zu stellen; dies mußte auch Adalberos Richtung bestimmen; glaubens- und sittenstreng, wie er war, strebte er ernstlich wie wenige danach, die Kirche, den Klerus aus dem moralischen Verfall emporzuheben, als dessen Ursache er mit vielen Andern die Simonie betrachtete, deren Bekämpfung eben der Papst auf sein Banner geschrieben. Welche weittragende Umgestaltung des öffentlichen Rechtes aber die mit ihren Erfolgen allmälig weiter gehenden Plane des Papstes zur Folge haben mußten, d. h. was die kaiserliche Gewalt noch zu bedeuten habe, wenn, nachdem schon seit Konrad II. die weltlichen Lehen erblich waren, nun auch noch die Besetzung der Bisthümer, worauf eben zum guten Theile die Gewalt des Kaisers beruhte, in letzter Instanz in die Hände des Papstes überging, über diese Folgen war Adalbero mit vielen andern in Deutschland sich nicht klar. Er hatte moralische Besserung der Kirche im Auge; darum trat er auf Seite des Papstes und verfocht sein Ziel mit unbeugsamer Konsequenz, brachte ihm jedes Opfer, ohne sich jedoch zu ungerechten Schritten verleiten zu lassen.

Von der Reichsgeschichte abgesehen bieten die Territorialverhältnisse des Bisthums ein Interesse durch Wiederherstellung oder Neugründung einer Reihe von Klöstern. Seine Thätigkeit nach dieser Seite, mit seinem allgemeinen Streben nach Reform der Kirche zusammenhängend, war energisch und ein Theil seiner Stiftungen hat sich trotz der Stürme der Zeit bis heute erhalten. Bemerkenswerth ist aber vor Allem der rasche Aufschwung des Würzburger Bürgerthums, dessen Kraft ein bedeutendes Heer des Gegenkönigs Rudolph, nachdem es die Stadt lange vergeblich belagert, zum Abzuge zwang. Widriges Geschick und eigne Schuld ließ diese schönen Anfänge leider nicht zu gedeihlicher Entwicklung kommen.

Auf Einzelheiten der Arbeit näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur ein Bedenken schien uns bemerkenswerth, die Unterschrift Adalberos unter die Beschlüsse des Wormser Konzils. Daß nämlich Adalbero wirklich unterschrieb, geht aus der Aussage des Hauptzeugen, Lambert, nicht klar hervor. Der Verfasser aber gibt S. 224 dessen Unterschrift einfach als Thatsache ohne nähere Auseinandersetzung oder Begründung. —d—

Würzburg, 18. Juli 1861.

Eine Rechnung.

Der Herzog von Rovigo (Savary) gehörte zu den Vertrauten des Kaisers Napoleon I. und war vor Vielen

tief in dessen politische Geheimnisse eingeweiht. Rovigos Denkwürdigkeiten zählen zu den intressantesten Geschichtsquellen der Kaiserzeit und enthalten Lehren, welche die Gegenwart nicht genug beherzigen kann. Ueber den Zustand Frankreichs nach dem Frieden von Tilsit heißt es u. A. im dritten Bande: Ganz Paris war im Festkleide, ungeheure Geldsummen, die von den Brandschatzungen in Preußen herrührten, waren eingegangen, welche in Verbindung mit denjenigen, welche zum Unterhalt der Armee hätten abgesandt werden sollen, aber nicht abgeschickt wurden, überall einen bisher ungekannten Wohlstand verbreitreten ꝛc. Folgende Rechnung ist zur Erklärung des Gesagten beigefügt: Stand der Brandschatzungen verschiedener Art, welche den im Feldzuge (1806 — 7) eroberten Ländern auferlegt wurden. Beigetrieben zum 31. Okt. 1808. Außerordentliche Kriegskontributionen 311,661,982 Fr. 75 C. Ordentliche Auflagen 76,676,960 Fr. 66 C. Wegnahme öffentlicher Kassen 16,171,587 Fr. 62 C. Verkäufe (natürlich aus geraubtem Gute) 66,842,118 Fr. 50 C. Total 471,352,650 Fr. 53 C. Weiter Beizutreibendes: (Bis zur Zahlung blieb die französische Armee in Preußen und auf dessen Kosten stehen, d. h. 18 Monate nach dem Frieden von Tilsit, „um auszuruhen", wie Napoleon sagte.) Königreich Westfalen. Kriegskontributionen 7,065,437 Fr. 63 C. Gewöhnliche Auflagen 6,917,692 Fr. 61. C. Danzig. Kriegskontributionen 1,229,643 Fr. 14 C. Zinsen aus Obligationen 2,446,369 Fr. 16 C. Grafschaft Hanau 2428 Fr. 58 C. Bayreuth. Kriegskontributionen 1628 Fr. 53 C. Für die Domänen nach Vertrag vom 15. Oktober 15,000,000 Fr. Lieferungen für die Armee 2,000,000 Fr. Schwedisch Pommern. Kriegskontributionen 1,728,559 Fr. 97 C. Hansestädte, dergleichen 3,000,000 Fr. Zus. 39,391,755 Fr. 62 C. Ungefähre Schätzung der Lieferungen, welche dem Feinde abgenommen oder durch das Land gemacht wurden, und welche nicht in den Kontributionen begriffen sind: Lebensmittel 55,333,926 Fr. 44 C., f. d. Hospitäler 18,177,957 Fr. 50 C., Bekleidungsgegenstände 7,636,950 Fr. 43 C., Pferde 6,840,920 Fr., 3000 Baumstämme für die Artillerie à 75 Fr., 225,000, und aus den Vorräthen der Bergwerke 812,706 Fr. 8 C., 1,037,706 Fr. 8 C., Brennholz zu Berlin 1,373,935 Fr. 49 C., Porzellan 65,860 Fr. In den Münzen vorgefundene Metalle 16,256 Fr., zusammen 90,483,511 Fr. 94 C.; Hauptsumme 601,227,922 Fr. 9 C. Vorstehendes enthält nur die offizielle Beute; was den einzelnen Bewohnern des unglücklichen Landes noch von den Soldaten geraubt wurde, ist nicht darin begriffen. Auf ähnliche Weise wurde in Oesterreich, Italien, den Niederlanden gehaust. Die Nutzanwendung mag sich der geneigte Leser selbst machen!

Die russischen Studenten.

Petersburg, 4. Juli. Die wichtigen Veränderungen, welche unsern Universitäten, oder vielmehr unserem Studententhum bevorstehen, werden wohl mit dem Amtsantritt des Admirals Putjatin, als Minister der Volksaufklärung, in's Leben treten, denn vor der Hand ist der Admiral noch nicht wieder aus England zurückgekehrt, von wo er seine Gemahlin abholt. Es wäre ungerecht, sich darüber zu beklagen, wenn die offene Erklärung der Regierung des Kaisers Alexander II., durch Wort und That nicht hinter der neuen Zeit zurückbleiben zu wollen, auch auf die Universitäten und die ganze Blüthe der russischen Jugend elektrisch gewirkt hat. Man hat wenigstens dieselbe Erscheinung noch in allen Ländern beobachten können, wo neue Systeme, freiere Anschauungen sich Bahn gebrochen. Ebenso übereinstimmend ist die Erfahrung, daß die jungen Leute in solchen Situationen zu weit gehen, daß ihr Gebahren und Drängen den älteren Leuten, den Besitzenden und Erwerbenden lästig wird, und daß man zwar den brausenden Jugendmuth gern sieht, sich aber weder von ihm regeln, noch befehlen lassen will; und auf diesem Punkte waren wir in der That angekommen. Es ist ein langes Register von Vorfällen, die endlich zu einer ernsten Erwägung führen mußten, ob man auf diesem Weg den Strom weiter rauschen lassen dürfe. In Kiew demonstrirten die Studenten damit, daß sie bei der vorjährigen Durchreise des Kaisers nicht grüßten. In Charkow wurde eine Art von geheimer Verbindung entdeckt, die sich damit beschäftigte, die künftige russische Konstitution zu entwerfen. In Kasan und Moskau gab es mancherlei Widersetzlichkeit, namentlich in Kasan offenbares Intriguiren gegen alle nicht russischen Professoren. Hier in Petersburg traten die Studenten kurz nach einander bei den Begräbnissen der italienischen Sängerin Rosio und des Nationalschauspielers Martynoff so geräuschvoll, lärmend und ihre korporativen Verhältnisse mißbrauchend auf, daß es selbst der großen Masse des Publikum zu viel wurde. Für den Professor Kostomaroff führten sie eine Ovation herbei, die eigentlich eine Beleidigung für den Minister war; dann waren sie es, welche die kirchliche Todtenfeier in der katholischen Kirche für die in Warschau, im Widerstande gegen die Truppen Gefallenen veranstalteten und diese letztere, wenigstens nicht russische Demonstration scheint das Maß gefüllt zu haben. In sehr richtigem Ermessen geschah nichts, was wie eine Bestrafung oder selbst nur wie eine offizielle Mißbilligung aussah, aber man dachte nun doch ernstlich auf Mittel, weiteren Ausschreitungen entgegenzutreten. Dazu gehört vor allen Dingen die Abschaffung der Uniform, die jeder immatrikulirte Student nicht allein bei den Vorlesungen, sondern auch im gewöhnlichen Leben tragen mußte. Man irrt übrigens, wenn man die Uniform der Studenten aus der Vorliebe des Kaisers Nikolaus für Uniformen überhaupt erklären will. Es lag hier ein sehr wohlmeinendes Motiv zu Grunde. Die jungen Leute sollten sich gleich und ebenbürtig unter einander fühlen. Der Reiche sollte nicht besser gekleidet erscheinen können, als der Arme. Aber es war mit der Uniform auch die Verpflichtung des militärischen Grußes verbunden, und dies war es besonders, was den Studenten, namentlich im Vergleich zu ihren deutschen Kollegen, drückend erschien. Darum remonstrirten sie gegen diese Kleidung, obgleich sie andererseits die Vorzüge derselben sehr wohl zu benutzen wußten, wenn es galt, korporative Vorrechte und Usancen damit zu unterstützen. (A. Pr. Z.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 60. Sonntag den 28. Juli 1861.

Eine Seemanns-Geschichte.

(Schluß.)

„Der halb blinde Mann hatte schon, ehe seine Tochter Singapore erreichte, in einer launenhaften Anwandlung den Entschluß gefaßt, sein Leben, dessen Ende er als sehr nahe prophezeite, in England zu beschließen. Seine Gebeine sollten da ruhen, wo er sie empfangen hatte. Bessie hatte zwar keinen großen Einfluß auf ihn, denn er konnte sie ja nicht einmal deutlich sehen, aber auch sie wünschte nichts sehnlicher, als möglichst bald wieder nach Europa zurückzukehren, natürlich um des „lieben, lieben Robert's" willen. Glover allein war dagegen und unterstützte den alten Mann nicht in seinem launenhaften Wunsche, was mich überraschte, denn ich hatte gute Gelegenheit, ihn zu beurtheilen. Allein Mr. Edward Whitrow bestand hartnäckig auf seinem Verlangen, Singapore ohne Verzug zu verlassen. Da Glover all' seinen Widerstand vergeblich fand, willigte er endlich auch ein, jedoch unter der Bedingung, daß er seinen Prinzipal begleite, und so ward abgemacht, daß Mr. Whitrow, seine Tochter und Stephen Glover die Heimreise nach Europa an Bord der „Königin des Südens" machen sollten. Dies war eine Fügung der Vorsehung.

„Wir segelten in der ersten Woche des Novembers von Singapore ab. Ich muß hier noch besonders hervorheben, daß Mr. Edward Whitrow sich einen ganz eigenen Verschlag für sich und Glover hatte machen lassen, welcher Tag und Nacht beinahe keine Minute von seiner Seite wich. Ein ähnlicher Verschlag war für Miß Bessie hergerichtet worden, und der Eingang zu den beiden Verschlägen war mit Vorhängen von Segeltuch, die am untern Saume mit Blei beschwert waren, verhangen.

„Die Seekrankheit vermehrte noch die Leiden des Mr. Whitrow. Unser Schiffswundarzt, welcher, wie mir nicht entging, oft leise mit Miß Bessie tüschelte und sie besprach, war sehr aufmerksam gegen den Kranken und wollte um keinen Preis zugeben, daß Glover ihm die Arznei reiche. „Mein Herr," hörte ich ihn eines Tags zu dem Kerl sagen, wobei er ihn so finster und drohend ansah, als ob er ihn durchbohren wollte, — „mein Herr, wenn Sie sich unterstehen, auch nur im Geringsten meinen Anordnungen zuwider zu handeln oder mir ins Handwerk zu greifen, so erkläre ich Ihnen mit der Zustimmung und dem Vorwissen des Kapitäns, daß Sie sogleich in einem andern Theile des Schiffes eingesperrt werden."

„Glover ward leichenblaß, bebte unter dem Blick des Wundarztes zusammen, wagte nicht aufzuschauen, sagte aber nichts und schlich sich beiseite. Was mochte er nur darunter verstehen? Und welchen, das Wagniß lohnenden Erfolg konnte Glover durch falsches Spiel gegen einen Mann gewinnen, dessen Tage ohnedem schon gezählt schienen?

„Unsere Fahrt ging rasch und glücklich von Statten und wir hatten ohne einen einzigen bedeutenden Unfall schon den nordatlantischen Ocean erreicht. Die Reise schien Mr. Whitrow sehr gut zu thun, denn er ward zusehends kräftiger und sah minder gedrückt aus; aber im selben Maßstab, wie seine Physiognomie frischer und heiterer wurde, verdüsterten und verzerrten sich Glover's häßliche, abstoßende Züge und wurden teuflischer als jemals. Der Wundarzt und ich und Miß Bessie hatten stets ein wachsames Auge auf den Burschen und ließen ihn nur selten aus dem Gesicht. Ich dachte immer an den Kerl, wenn ich außer Dienst war und zuweilen auch im Dienste, und versuchte ihm in die Karten zu sehen; zu diesem Behuf merkte ich mir im Gedächtnisse alles was ich von dem Burschen bemerkte, Merkwürdiges, wie Unbedeutendes, grübelte dann insgeheim emsig darüber nach und suchte mir seinen Zusammenhang zu erklären. Ich traute dem Burschen einmal nichts Gutes zu, und so kam es vielleicht, daß ich beinahe wider Wissen und Willen in den Vorfall verwickelt wurde, welcher diesen Erbschleicher entlarvte.

„Dieß trug sich folgendermaßen zu: ich mochte eines Nachts schon zwei oder drei Stunden in meiner Koje gelegen und geschlafen haben, als mir ward, als ob mich jemand rüttle und aufwecke, und wie ich erwachte oder mich geweckt und erwachend dünkte, da war mir, als stünde abermals Miß Bessie Whitrow vollständig angekleidet neben meiner Koje, drückte und herzte mich, nannte mich ihren „lieben Robert" und bäte mich flehentlich, doch sogleich ihrem Vater zu Hülfe zu kommen, welchen Glober ermorden wolle.

„Als ich vollständig wach geworden und zu voller Besinnung gekommen war, hätte ich darauf schwören mögen, Bessie Whitrow habe mich wirklich so geküßt, geherzt, geliebkost und zu rascher Hülfe für ihren Vater aufgefordert. Aber mein Auge suchte sie nun vergebens in meiner Koje — sie war nicht mehr da. Trotzdem wirkte der Eindruck des Traumes oder der Vision so gewaltig in mir nach, daß ich mich schnell aufraffte, in meine Schifferhosen schlüpfte und ohne Schuhe ganz leise und hehlings nach Mr. Whitrow's Schlafstelle schlich. Vorsichtig schob ich den Vorhang von

Segeltuch etwas beiseite und schielte hinein. Beim Himmel! Stephen Glover war aus dem Bett, stand zitternd, fieberschauernd, unschlüssig, mit einem Teppich in den Händen neben Mr. Whitrow's Bette. Ich konnte Alles, zwar nur trüb aber deutlich sehen beim Schein der an der Decke hängenden, hin- und her schaukelnden kleinen Oellampe. Das Gesicht des Mörders war weiß wie Papier und glänzte von Schweiß — dem Seelenangstschweiße des feigen Meuchelmörders.

„Er breitete den Teppich aus, schlich sich näher zu seinem Opfer hin, überzeugte sich, daß dasselbe in tiefem Schlafe lag, und klappte dann mit plötzlicher Energie den dreifach zusammengefalteten Teppich auf des Schlafenden Mund und Gesicht! Einige Minuten mehr und Miß Bessie's Vater wäre erstickt, ohne den leisesten Laut von sich gegeben zu haben. Aber diese Zeit war dem Mörder nicht gegönnt — ich sprang vorwärts, packte den Schurken an der Kehle und schleuderte ihn auf den Boden nieder.

„Mr. Whitrow war gerettet, Glover raffte sich auf und sah mich an — jetzt ward er sich der Ahndung bewußt, die seiner harrte, und aus Furcht vor derselben eilte er auf's Verdeck hinauf, sprang im Wahnwitz der Verzweiflung über Bord und ertrank wie eine Katze — er hatte seinen verdienten Lohn.

„Die Beweggründe, welche den Elenden zum Mord an seinen Brodherrn und Wohlthäter getrieben hatten, wurden nun bald offenkundig. Unter Glover's Papieren fand sich ein Brief von einem höheren Sachwalter in Liverpool an Mr. Edward Whitrow vor, worin diesem angezeigt wurde, daß sein Bruder Cornelius gestorben sey, nachdem er ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode zum Erben seines ganzen bedeutenden Vermögens eingesetzt hatte. Dieser Brief war von Glover unterschlagen worden. Er mußte fürchten, Mr. Edward Whitrow werde sein eigenes Testament umstoßen, sobald er diese unerwartete Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse erführe, und er sah dann alle seine Hoffnungen und Intriguen vereitelt.

„Natürlich war mir Miß Bessie Whitrow zu großem Dank verbunden, und ich hatte die Ehre, etwa ein Jahr nach dieser Begebenheit sie am Altar wegzugeben, als sie ihren „lieben, lieben Robert" heirathete. Ihr Vater war bald nach unserer Ankunft in England gestorben, denn diese traurige Erfahrung über den Undank eines Menschen, den er mit einem solch unbedingten Vertrauen beehrt, hatte ihm gewissermaßen das Herz gebrochen.

„Ich meinerseits bin bis auf diese Stunde noch nicht mit mir darüber in's Klare gekommen, ob damals Miß Bessie mich wirklich als Nachtwandlerin besucht oder ob ich nur geträumt hatte. Harriet, d. h. meine jetzige Frau, ist der Ansicht, es sey nur ein lebhafter Traum gewesen, weil ich mich für ihre Freundin sehr interessirt habe; aber sie ist deshalb nicht eifersüchtig auf mich, sondern dieses Ereigniß hat mich in ihrer Werthschätzung erst recht hoch gestellt, so daß sie es am Ende durchgesetzt hat, mich zu heirathen und meinen Schwiegervater, den alten Watkins, wegen jener jugendlich übereilten Kopfnuß mit mir zu versöhnen. Und so endet meine Geschichte!"

Der Galvanismus.

Wenn eine Zinkplatte Z und Kupferplatte K, etwa von der Größe eines Thalerstückes, auf einander gelegt werden, so erregen sich durch die Berührung die beiden Metalle elektrisch: das Zink wird positiv und das Kupfer negativ elektrisch. Ein ähnliches Verhältniß findet bei der Berührung anderer Metalle statt. Die erzeugte Elektrizität ist aber in diesem Fall so gering, daß sie nur durch sehr feine Elektrometer nachgewiesen werden kann. Man nennt die auf eine solche Weise erzeugte Elektrizität Berührungselektrizität und die Lehre von derselben den Galvanismus (Galvani).

Bringt man zwischen die beiden Metalle Z und K einen feuchten Leiter, der aus einer Filzscheibe bestehen mag, die in gesäuertes Wasser getaucht wurde, so daß also beide Metalle mit der Flüssigkeit in Berührung sind, und man verbindet beide Metalle durch einen Draht, so wird ein elektrischer Strom erzeugt, welcher vom Zink durch den feuchten Leiter nach dem Kupfer strömt, und von da durch den Draht nach dem Zink zurück. Da nun die Berührung als Ursache fortdauert, so wird auch eine ununterbrochene Strömung erzeugt, die einen förmlichen Kreislauf macht. Eine solche Vorrichtung heißt eine galvanische Kette.

Man kann der galvanischen Kette eine andere Form geben, indem man z. B. in ein gläsernes Gefäß mit gesäuertem Wasser auf irgend eine Weise zwei Streifen von Zink und Kupfer hängt. Verbindet man die beiden Metalle durch einen Draht, so wird ein elektrischer Strom erzeugt, der in derselben Weise wie vorher vom Zink durch das Wasser nach dem Kupfer strömt und von da aus seinen Kreislauf macht.

Um eine größere Metallfläche zu gewinnen, welche dennoch wenig Raum einnimmt, kann man die Metalle so biegen, daß sie Cylinderoberflächen bilden und dieselben in das Glasgefäß einsetzen.

Vergleichen wir einige Körper und z. B. Zink, Kupfer, Platin und Kohle, so bilden diese in der Art eine elektrische Reihe, daß immer der vorhergehende Stoff in Verbindung mit einem folgenden positiv wird, und daß die elektrische Wirkung um so stärker ist, je weiter die der Reihe nach genannten Stoffe aus einander stehen.

Demnach werden Zink und Platin sich bei der Berührung so erregen, daß Zink positiv und Platin negativ elektrisch wird, und es wird Zink in Verbindung mit Platin eine stärkere Wirkung zeigen, als Zink mit Kupfer.

Nicht nur feste Körper, sondern auch flüssige und luftförmige können elektrisch werden. So besitzen Säuren negativ elektrische, und die Basen positiv elektrische Eigenschaften. Der Sauerstoff ist negativ, der Wasserstoff sehr positiv elektrisch, was man daran erkennt, daß bei Trennungen die Säuren an das positive und die Basen an das negative Metall eines Elementes treten.

Die nächste sichtbare Wirkung des elektrischen Stromes in einem Element ist die, daß das Wasser zersetzt wird, der negative Sauerstoff an das positive Zink tritt, und der positive Wasserstoff an das negative Kupfer.

Dadurch bildet sich Zinkoxyd, welches sich im gesäuerten Wasser auflöst, während eine Schicht Wasserstoff das Kupfer überzieht. Die beobachtete Wirkung ist also hier eine chemische.

Der Umstand, daß über dem Kupfer eine Wasserstoffschicht sich absetzt, verursacht, daß die Wirkung des Stromes bald geschwächt wird. Es bildet sich nämlich auf der negativen Kupferoberfläche eine positive Wasserstoffoberfläche, wodurch der elektrische Gegensatz aufgehoben oder wenigstens geschwächt wird.

Um einer solchen Schwächung der Wirkung zu begegnen, hat man das Kupfer in eine poröse Hülle (Gypscylinder u. s. w.) gebracht, welche die Eigenschaft hat, daß sie eine Auflösung von Kupfervitriol von der Flüssigkeit im Glasgefäß mechanisch trennt, während demohngeachtet Gase und der elektrische Strom durch ihre Poren streichen können. Der elektrische Strom zersetzt alsdann das Wasser im Glasgefäß, der Sauerstoff tritt an das Zink, bildet Zinkoxyd, welches sich in dem gesäuerten Wasser auflöst, während der Wasserstoff mit dem elektrischen Strom durch die poröse Hülle geht; der letztere zersetzt das Kupferoxyd in der Kupferlösung in der Art, daß sich der Sauerstoff mit dem eingetretenen Wasserstoff zu Wasser verbindet, während das ausgeschiedene Kupfer an dem Kupferstreifen sich absetzt, so daß nunmehr der Gegensatz keine Störung erleidet.

Eine solche poröse Hülle nennt man ein Diaphragma und eine solche Kette wegen ihrer andauernden Wirkung eine konstante Kette. Die beschriebene ist die Kette von Daniell.

Vertauscht man in der Daniell'schen Kette das negative Kupfer mit einem Platinstreifen und das Kupfervitriol im Diaphragma mit konzentrirter Salpetersäure, so hat man die Kette von Grove. In dieser Kette hat der elektrische Strom kein Kupfervitriol zu zersetzen, sondern es verbindet sich ganz einfach der Wasserstoff mit einem Theil des Sauerstoffs der Salpetersäure zu Wasser und reduzirt dadurch die Salpetersäure zu salpetriger Säure.

Vertauscht man das Kupfer mit einem Stück Kohle, während in das Diaphragma konzentrirte Salpetersäure kommt, also der chemische Vorgang derselbe bleibt, so erhält man die Kette von Bunsen.

Bei der Berührungselektrizität ist ebensogut eine Verstärkung möglich, wie bei der Reibungselektrizität, wenn auch auf andere Weise. Beim Galvanismus finden nämlich beständig Strömungen der beiden Elektrizitäten nach entgegengesetzten Richtungen statt. Die Verstärkung geschieht daher am einfachsten dadurch, daß man eine Reihe von Elementen auf einander setzt und jedes vom andern durch einen feuchten Leiter (etwa eine mit gesäuerten Wasser getränkte Filzscheibe) trennt. Man legt also auf eine Zinkplatte zunächst eine Kupferplatte, auf diese eine Filzscheibe, auf diese wiederum eine Zinkscheibe u. s. w. Fängt man mit Zink an, so hört man mit Kupfer auf. Das unterste Element erzeugt den ersten Strom, der positive fließt abwärts gegen das Zink, der negative aufwärts durch alle Schichten. Durch das zweite Element erzeugen sich aufs Neue Ströme, die nach denselben Richtungen fließen, der positive abwärts und der negative aufwärts, und so verstärkt jedes Element durch neue Zuströmungen die älteren Ströme. Die Richtung des Hauptstromes geht vom Zink durch den feuchten Leiter nach dem Kupfer. Eine solche Verbindung von Elementen heißt dann eine galvanische oder Volta'sche Säule, und die Platten an den beiden Enden Pole.

Eine solche Säule kann isolirt seyn, etwa dadurch, daß sie auf einem Glasfuß steht, oder nicht. Im ersten Fall wird sich der Strom an beiden Enden gewissermaßen stauen, also die Elektrizität an den beiden Polen am stärksten auftreten. Ist dagegen die Säule nicht isolirt und etwa mit dem Boden in Berührung, so wird der nach unten gerichtete Strom in den Boden abfließen können, während die eine Art von elektrischer Materie am oberen Pol sich sammelt.

Die erwähnte Form der Säule leidet an Mängeln, deren wesentlichste die sind, daß durch den Druck der Metalle die Feuchtigkeit aus dem feuchten Leiter gepreßt wird und die Metalle sich oxydiren, wodurch die Wirkung geschwächt wird. Eine Verbesserung ist dadurch möglich, daß man die früher beschriebenen veränderten Formen der Elemente bei der Zusammensetzung zur Säule benützt. Die Verbindung der einzelnen Elemente wird dadurch hergestellt, daß man das negative Metall des einen Elements mit dem positiven des nächsten Elements durch Drähte verbindet.

Verbindet man die beiden Pole einer Säule durch einen Draht, so werden die an ihnen gesammelten und gespannten Elektrizitäten einander entgegenströmen, bei der Annäherung der Drähte durch ihre Vereinigung einen elektrischen Funken erzeugen und wenn die Drähte geschlossen sind, eine fortwährende Circulation hervorbringen. Man unterscheidet danach auch eine offene und geschlossene Säule.

Trifft man die Einrichtung, daß alle positiven Metalle unter sich durch Drähte verbunden werden und ebenso alle negativen, so wirkt die Säule ebenso, als ob nur ein einziges Element da wäre, dessen Oberfläche aber der Summe der Oberflächen der Streifen der einzelnen Elemente gleich ist.

Eine Säule der letzteren Art heißt auch eine Säule der Quantität, während die früher beschriebenen Säulen der Intensität genannt werden.

Die Wirkungen des Galvanismus lassen sich aber nach fünf Hauptrichtungen verfolgen. Diese Wirkungen sind: 1) mechanische, 2) physiologische, 3) Licht- und Wärmeerscheinungen, 4) chemische und 5) magnetische.

Was die mechanischen Wirkungen betrifft, so ist zu bemerken, daß an den Polen einer Säule kleine Körperchen in ähnlicher Weise abgestoßen werden, wie dies bei der Reibungselektrizität der Fall war. Ausschließlich ist noch zu bemerken, daß die sog. trockene Säule von Zamboni unter gleichen Umständen die größte mechanische Wirkung äußert, mit welcher man häufig einen Pendel verbindet, dessen Schwingungen unter dem Einfluß der Abstoßung und Anziehung der beiden Pole erfolgen.

Die physiologischen Wirkungen anlangend, ist zu bemerken, daß sie hauptsächlich von der Menge der einzelnen Elemente und nicht von der Größe derselben abhängen, und daß hier die Säulen der Intensität die stärkste Wirkung äußern. Nimmt man die beiden Drähte, welche von den Polen der Kette kommen und schließt so die

Kette mit seinem eigenen Körper, so erleidet derselbe eigenthümliche **Erschütterungen**. Die bedeutendsten physiologischen Wirkungen werden durch die **Induktionsströme** hervorgebracht, von denen in einem spätern Artikel gehandelt werden soll.

In Betreff der **Lichtwirkungen** bemerken wir kürzlich Folgendes. Bringt man die beiden Drähte einer Säule zusammen, so **verbinden sich die beiden Ströme**. Nimmt man als Verbindungsglied einen sehr dünnen und schwachen **Platindraht**, so wird derselbe in's **Glühen** gebracht und ein eben solcher **Eisendraht** sogar unter Funkensprühen **schmelzen**. Bringt man an den beiden Drähten, die von den Polen herführen, **Kohlenspitzen** an, und bringt sie einander nahe, so entsteht das **elektrische Licht**, welches eine besonders schöne Erscheinung darbietet, wenn die Kohlenspitzen in einem **luftleeren Glasballon** nahe gebracht werden.

In Beziehung auf die **chemischen Wirkungen** haben wir bereits erwähnt, daß **Flüssigkeiten**, welche in den **Kreis** des geschlossenen elektrischen Stromes gebracht werden, eine **Zersetzung** erleiden, indem der eine Bestandtheil an den **positiven**, der andere an den **negativen Pol** tritt.

Werden **Säuren** zersetzt, so tritt der **negative Sauerstoff** an den **positiven** und der damit verbundene **positive Bestandtheil** an den **negativen Pol**. Bei der Zersetzung von **Salzen** geht die **negative Säure** an den **positiven Pol**. Namentlich erwähnten wir bereits die **Zersetzung des Wassers**.

Die chemischen Zersetzungen auf galvanischem Weg sind eben deshalb besonders bemerkenswerth, weil eine **direkte Zersetzung** ermöglicht wird, während **chemische** nur dadurch zu Stande kommen, daß **neue Verbindungen** entstehen.

Die **magnetischen Wirkungen** anlangend, so bemerken wir schließlich, daß namentlich durch den elektrischen Strom eine **Ablenkung der Magnetnadel** bewirkt wird. Auch besteht eine wesentliche Wirkung des elektrischen Stromes darin, daß **Eisen** und **Stahl** durch ihn **magnetisch** gemacht werden können.

Die gegenseitigen Beziehungen der **Elektrizität** und des **Magnetismus** sind übrigens von solcher Bedeutung und Ausdehnung, daß sie einen eigenen Zweig der Physik bilden, welcher **Elektromagnetismus** genannt wird.

W.

Die Crinoline im Jahre 1598.

Die bauschigen Reifröcke, mit welchen unsere Damen dem unteren Theile des Körpers eine anmuthige Fülle zu geben suchen, waren schon bei unseren Ur-Ur-Großmüttern ein sehr beliebter Toilettenartikel; das zarte Geschlecht, seit Eva's Zeiten her seinen Beruf erkennend, hat auch in vergangenen Jahrhunderten schon darnach gestrebt, der Gegend um die Hüften herum eine schwellende Rundung zu verleihen, und diesem Zwecke scheinen Reifröcke immer am besten zu entsprechen. Die Regierungen indessen, welche sich in der guten alten Zeit in Alles, auch in die Toilettenangelegenheiten der Frauen zu mischen beliebten, fanden diese Tracht polizeiwidrig und erließen Verordnungen dagegen. Als ein Exempel solcher Aktenstücke folgt hier ein Verbot, welches der Polizei-Ordnung Kaiser Rudolph's II. für Ober-Oesterreich entnommen: „Da vnder den Burgerlichen Weyber-Geschlecht, sonderlich den Jungfrauen bey einer Zeit her dise Hoffart vnd Frechheit aufkhumen, das sie vnden herumb Iren Röckhen Raiff, strickh vnd Fischpan, so man Hurtigall nennt, heuffig tragen, dadurch sie in der Grösse fast einem zimblichen khachelofen oder Lachspoting gleich seyn. Also wirdt es auch durch sie mit den Langen Röckhen, das man offt mer als ein halbe oder Viertl Elln im Khott vnd staub auf der Erdten, wie dem Pfauen der schwantz, nachschleppen mueß. Item daß sie auch an denselben Ihren Röckhen oben herumb zu merer Größe vnd Ausfüllung Schürtzl, Wuerst oder Pluntzen tragen, hiedurch der Zeug vnd das gelt ohne alle noth heuffig verderbt vnd verschwendet wirdt, welches Ihnen auch mer ein Pezier, darzue an sich selbst eine sonndere Leichtferttigkheit vnd obermeßig Hochfart zuerkhennen gibt, auch zur Haußwirthschaft nit dinlich noch nottwendig ist, So soll die vnnutze Tracht hiemit alls Ernstes gänzlich abgeschafft werden."

Miscelle.

König Ludwig von Bayern hat an den Direktor P. v. Cornelius bald nach dessen Ankunft in Berlin, bei seiner jetzigen Rückkehr aus Italien, die nachfolgenden Verse gerichtet, welche wir (sagt die Stern-Zeitung) dem deutschen Publikum, als einen Beweis der engen auf wahrer Hochachtung ruhenden Freundschaft, die den König mit dem echten Künstler verbindet, nicht glauben vorenthalten zu dürfen:

An Cornelius.

Nach Rom! nach Rom! Bald führ' es Dich zurücke,
Nur in dem Süden sich es wirklich lebt;
Und lange da begeistre und entzücke,
Du Großer, der das Ideal erstrebt.

Im ewigen Rom der Zeiten Maß verschwindet,
Ist es gleich alt, veraltet wird es nie;
Das Schönste, Höchste sich in ihm verbindet,
Es blühet immer in der Phantasie.

Nicht eignest Du Dich zu dem kalten Norden,
Geboren für des Südens Herrlichkeit,
In ihm bist dieser Künstler Du geworden,
Der rühmlichste, der hehrste unserer Zeit.

O möchte ich in Rom Dich wieder sehen,
Wo wir einander wurden einst bekannt.
Ob Menschenalter schnelle auch verwehen,
Es währt das uns vereinigende Band.

Der Samen wurde reichlich da geleget,
Und es entwickelte sich froh der Keim,
Es fand in Deutschland sich die Kunst erreget,
Es kehrte die erhab'ne wieder heim.

Des Schönen, welches damals ward geboren,
Hat edle Früchte viele man geseh'n;
Es gehet nie und nimmermehr verloren,
Erneuernd wird es immer fort besteh'n.

Berchtesgaden, 13. Juli 1851. **Ludwig.**

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 61. Mittwoch den 31. Juli 1861.

Skizzen aus der großen Welt.

Die falschen Spieler.

Robert Houdin, der berühmteste aller jetzt lebenden Taschenspieler, dessen Memoiren vor kurzer Zeit einen so großen literarischen Erfolg gehabt hatten, schildert uns in seinem neuesten Buch*) eine Menschenklasse der großen europäischen Städte, die man als den beau monde der Spitzbuben bezeichnen könnte, und die man im Französischen des Wohlklanges halber die „Griechen" nennt, nicht etwa weil sich irgend ein tertium comparationis zwischen ihnen und den Landsleuten des Miltiades und Aristoteles findet, sondern weil ein Neugrieche Namens Apoulus zu Zeiten Ludwigs XIV. am Hofe in Versailles seine Künste mit Frechheit und Gewinn betrieb, bis er entdeckt und seitdem eine zahlreiche Zunft als Griechen bezeichnet wurde.

Die Art, wie man in unserer Zeit dieses Gewerbe betreibt, verlangt bei der Witzigung des Publikum und der Wachsamkeit der Polizei besondere Talente; auch verbinden sich meistens mehrere der saubern Brüder zu gemeinsamen Streichen. Nicht immer aber herrscht Ehrlichkeit unter den Dieben. Die „Griechen" hatten längere Zeit gemeinschaftlich in Paris „gearbeitet," als einer von ihnen, ein Italiener, La Candeur mit seinem Zunamen geheißen, den Kameraden anzeigte, er habe einen jungen Mann aus guter Familie ausgespürt. In der Oper wurden die beiden andern dem neuen Opfer vorgestellt. Die Freundschaft war bald geschlossen und nach dem Schluß des Stückes die Nacht bei dem Restaurant der Maison dorée durchschwelgt. Zuletzt begann man zu spielen. Die drei Athenienser hatten sich verständigt, daß man dem Goldfasan zuvor 3000 Frs. gewinnen lassen, dann aber ihn unbarmherzig ausziehen wollte. Der Familiensohn öffnete beim Beginn des Spieles eine Brieftasche mit Banknoten und begann mit einem Zettel von 500 Franken. In kurzer Zeit hatte er die ihm zugebilligte Lockspeise bereits eingestrichen; als aber das Spiel sich gegen ihn wenden sollte, bekam er plötzlich das Nasenbluten und entfernte sich aus dem Zimmer, wo er jedoch seine Brieftasche zurückließ. La Candeur eilte hinter ihm drein, um dem Blutenden behülflich zu seyn. Die beiden Andern befanden sich jetzt der gefüllten Brieftasche gegenüber, und konnten nicht widerstehen, sich mit ihr, nachdem sie das Abendessen und den Kellner reichlich bezahlt, aus dem Staube zu machen. Als man unten am Hause war, sprach der eine der Griechen, welcher das Portefeuille des Familiensohnes eingesteckt hatte, zu seinem Gefährten: „Geh hinauf und sage dem Kellner, wenn unsere Gesellschafter wieder kämen, solle man sie nach dem Café Riche schicken, wo wir sie erwarteten. Dadurch machen wir sie irre und gewinnen Zeit, unsere Beute zu bergen." Kaum war der Grieche hinaufgegangen, so lief sein Gefährte spornstreichs davon, und hatte also Alle, den Familiensohn, La Candeur und den letzten Gefährten betrogen. In seinem Schlupfwinkel angekommen, öffnete er behaglich das Portefeuille, fand aber statt der Banknoten nur falsche Zettel, während die 3000 Frs. ächter Billete, die man den Familiensohn hatte gewinnen lassen, fehlten. Der Familiensohn gehörte nämlich, wie die Kameraden, zur attischen Zunft, nur war er noch gesalzener. Er und La Candeur hatten gemeinsam ihre Gefährten geprellt, während des Spiels waren die ächten Banknoten verschwunden und das Nasenbluten war ein tendentiöses gewesen, denn zur richtigen Zeit aus der Nase zu bluten, gehört zu den Künsten des Hellenismus.

Vor 30 Jahren stand in Paris auf der Place du Chatelet, wo jetzt die Notariatskammer aufgebaut worden ist, ein berühmtes Speisehaus, nach seinem Bierschild das „saugende Kalb" (Veau qui tète) genannt. Während des Carnevals 1832 wurde dort ein Subskriptionsball gegeben, bei welchem, wie es in einer großen Stadt nicht anders seyn kann, unter 300 Personen der Einzelne kaum ein Dutzend kannte. Robert Houdin hatte eine Eintrittskarte gelöst, und da er nicht tanzte, begab er sich in das Spielzimmer, wo er beim Ecarté nach und nach 10 Frcs. verlor. Als guter Wirth brach er das Spiel ab, und da ihm damals selbst dieser kleine Verlust zu Herzen ging, so trat er an den Nebentisch, um sich vielleicht an fremdem Unglück einen Trost zu erholen. Dort ging es lebhaft zu beim Ecarté, denn es glänzte Gold auf grünem Tuch. Auf der Seite, wo Houdin stand, wurden auch wirklich vier Partien hintereinander verloren. Niemand ist abergläubischer, als der Spieler im Verlust. Houdin, der einen „Unglücksabend" hatte, beschloß, um die Verluste ausgleichen zu helfen, sich hinter den Gewinner zu stellen, um der Gerechtigkeit halber eine Zeit lang ihm „Unglück zu bringen". Dies war ein Mann von 40 Jahren, mit starkem blonden Bart, einem blauen, bis zur Halsbinde zugeknöpften Rock. An seinen leichten Manieren hätte man ihn für einen Weltmann und vielleicht für einen ehemaligen Offizier halten dürfen. Bald jedoch fiel es Houdin auf, daß nach jedem gewonnenen Spiele der Zugeknöpfte seinem

*) Robert Houdin, Les Tricheries des Grecs dévoilées. Paris 1861. Libr. Nouv. 8.

Gegner alle Wendungen des Spiels in's Gedächtniß führte. „Hätten Sie Carreau statt Pique gespielt, dann mußte ich stechen, und Sie hätten den Point gemacht.“ Dieses Betragen öffnete Houdin die Augen, denn er wußte, daß falsche Spieler gern den Gang des Spieles durchsprechen, um Zeit für ihre Vorbereitungen zu gewinnen. Nun beobachtete Houdin sehr scharf die Finger des Zugeknöpften, und entdeckte bald, daß er einem Meister zusah, der vor den Augen seiner wachsamen Gallerie seine Kunststücke betrieb.

Wir wollen hier sogleich einschalten, worin diese Kunststücke im Allgemeinen bestehen, Houdin selbst hat in der zweiten Hälfte seines Buches oder im technischen Anhang sie beschrieben und durch Holzschnitte illustrirt. Man glaube deswegen nicht, daß sein Werkchen dadurch zum Lehrbuch für falsche Spieler dienen könnte. Er sagt nur so viel, um falsche Spieler zu erkennen, und wie die Streiche vor sich gehen, die einzelnen Kunstgriffe, auf die Alles ankommt, verschweigt er mit Vorbedacht. Das Handwerk der falschen Spieler besteht in drei Stücken: Erkennen der Karten auf der Rückseite, falsches Mischen, Neutralisiren des Abhebens. Um die Karten auf der Rückseite zu erkennen, dazu dienen in der Regel falsche Karten, welche die Spieler sehr oft in Taschen auf der Rückseite der Westen mitbringen und durch Taschenspielerfertigkeit vertauschen. Gefährlich sind die auf auf dem Rücken gemusterten Karten. Besteht das Muster aus Sternen oder Blumen, so wird der Spieler, je nachdem diese an dem einen Seitenrande voll erhalten, zu einem Viertel, zur Hälfte, zu drei Viertel durchschnitten sind, merken können, ob Coeur, Carreau, Treffle oder Pique obenauf liegt.

Je nachdem ferner das Muster an dem obern Rande der Karte voll erhalten, halb oder zu Vierteln durchschnitten ist, wird er wiederum erkennen, ob die Karte ein As, ein König, eine Dame oder ein Bube ist. Deßhalb sind unter gewissen Umständen alle gemusterten Karten verpönt, und man nimmt statt ihrer weiße und glatte. Aber selbst die weißen, glatten werden in den Händen der Griechen zu Verräthern. So wurden Houdin einst eine große Anzahl weißer, glatter Karten von den Griechen zur Untersuchung übergeben. Man hatte sie bei einem Glücksritter konfiszirt, von dem die Polizei, der Richter und Robert Houdin überzeugt waren, daß es ein falscher Spieler seyn müsse. Die Karten schienen indessen ganz unschuldig, und Robert Houdin mußte sich endlich entschließen, dem Urtheil anderer Sachverständiger beizutreten, die vor ihm sich für die Gesundheit der Kartenspiele erklärt hatten. Verdrießlich warf er eines der Spiele über den Tisch, als ihm plötzlich ein kleiner matter Punkt auf dem Rücken einer Karte auffiel. Es dauerte nicht lange, so fand sich, daß die Hauptkarten alle mit matten Punkten bezeichnet waren, und zwar so, daß man nach einiger Uebung aus der Stellung des Punktes zur Ecke der Karte Farbe und Rang der letzteren errathen konnte. Die matten Punkte wurden übrigens nur kenntlich, wenn man die Kartenfläche in gewisser Neigung zum Licht hielt. Ein scharfes Auge ist daher eines der Haupterforderniße eines falschen Spielers. Selbst wenn aber ächte Karten auf den Tisch kommen, im Laufe des Spieles werden sie gefälscht. Der Grieche zeichnet nämlich die Hauptbilder mit dem Nagel, aber so leicht, daß ein gewöhnliches Auge keine Verletzung wahrnimmt. Auch sieht der Grieche die Zeichen nicht, sondern er fühlt sie. Ein feines Tastgefühl ist eine andere unerläßliche Qualität des Kartengauners. Um sich den Tastsinn scharf zu erhalten, tragen die Matadore der Griechen stets Handschuhe, reiben sich die Finger mit Bimsstein oder erhöhen die Reizbarkeit der Tastnerven durch Hauteinreibungen.

Es ist schon wichtig, wenn man die Karten des Gegners kennt, beim Ecarté zumal, welches in Frankreich das herrschende Spiel geworden ist. Sind die Karten bekannt, dann hilft die Fingerfertigkeit das Spiel im Voraus ordnen. Das Hauptkunststück ist das Unterschlagen der Karte (filer la carte), welches darin besteht, daß man die oberste Karte ein wenig vorschiebt und unter ihr die nächste hervorzieht. Houdin beobachtete einmal einen Virtuosen, welcher die Bravour so weit brachte, daß er vor einer Gallerie von Zuschauern die oberste Karte des Spieles so oft unterschlug, daß er sie als die letzte ausgab. Mit diesem Hilfsmittel wird sich beim Geben der Grieche einen Atout oder eine hohe Figur leicht in seine Hand spielen können. Beim Mischen aber geschieht es gewöhnlich, daß der Künstler sein eigenes Spiel ordnet. Ist dieß geschehen, dann muß man verstehen, das Abheben zu paralysiren. Dieß geschieht dadurch, daß man die abgehobene Kartenhälfte unterschlägt (sauter la coupe), und zwar gibt es dafür fünferlei Arten — variatio delectat — und fünferlei technische Ausdrücke.

Kaum hatte Houdin einen eleganten Sauteur de Coupe unter den zugeknöpften Blauen im saugenden Kalb erkannt, so theilte er einem der Festordner, Hrn. Brissard, die Entdeckung mit. Ein Grieche gewinnt mit Sicherheit nur, wenn an ihm die Reihe des Kartengebens ist; er kann also auch bisweilen verlieren, ja er verliert absichtlich und aus Vorsicht. Als der Zugeknöpfte acht Spiele verloren hatte, stand er auf. Brissard trat auf ihn zu und fragte ihn als Festordner, wer ihn eingeführt habe. Der Grieche nannte einen Namen und bezeichnete eine Richtung, wo sein Freund verweilen sollte. Er lud die Herren ein, ihm zu folgen, war aber plötzlich im Gedränge wie durch einen Zauber verschwunden. Da er barhaupt fortgegangen war, so eilte man nach der Garderobe, um zu fragen, ob er dort seinen Hut abgeholt habe. Die Hoffnung, ihn dort zu fassen, war jedoch vergeblich, denn auf weiteres Erkundigen erfuhr man vom Portier, daß ein Herr im blauen Rock, mit starkem Bart zum Hause hinausgegangen sey, und dabei gelassen einen Claquehut aus der Tasche gezogen habe.

Eine andere Sorte von Spielern sind die sog. Spieler von Profession, Leute, welche, wie die Alchymisten, nach den Gesetzen des Zufalles herumtappen. Als Houdin 1852 in Spa sich zu seiner Erholung etliche Zeit aufhielt, wurde er an der Wirthstafel mit seinem Nachbar näher bekannt, einem alten Herrn, mit einem schneeweißen Einsiedlerbart und von blühender Gesundheit, den man Hrn. Raymond nannte, und der allgemein für sehr reich gehalten wurde, weil er beständig Roulette spielte *) und man reich seyn muß, um dies zu können, weil von allen Zufallsspielen beim Roulette das Wenigste verschenkt wird. Houdin lernte bald in Hrn. Raymond auch einen äußerst geschickten Virtuosen in Kartenkunststücken kennen, doch machte sein Freund diese Begabung sich nicht zu Nutze, denn nie sah man ihn mit Karten in den

*) Houdin versichert uns, daß es auch falsche Roulettes gebe, wo durch eine unsichtbare durch Federdruck in Gang gebrachte Vorrichtung sich die rothen Fächer auf Kosten der schwarzen erweitern und verengern ließen, so daß der Croupier, je nachdem die eine Farbe mehr bedeckt war als die andere, der Kugel mehr Chance geben konnte, in die eine oder die andere Farbe zu fallen.

Händen, sondern er hielt sich immer beim Rouge et noire oder beim Trente et quarente auf.

(Fortsetzung folgt.)

Das St. Kiliansbild in der Gewerbehalle.

Soviel des Interessanten, des Gleichgültigen, des Begeisterten aber auch vom Parteistandpunkte aus Kritisirenden und Wegwerfenden wurde von so mancher Seite über das neueste Kunsterzeugniß unseres (d. h. in unserem Franken) jüngsten aber besten und geistvollsten Bildhauers*) geäußert, daß einerseits des Kunstfreundes Herz sich freudig gehoben fühlt, andererseits in eine der Natur der Sache entsprechende Aufregung versetzt wird.

Für jene gleichgültigen Naturen, denen nur „gutes Bier und eitel Kurzweil" „Spaß" machen, wollen wir hier kein Wort verlieren, sie sind unbekehrbar; für jene, welche sich auf einen Parteistandpunkt gestellt haben, könnten wir manches kitzliche Wörtchen fallen lassen; aber es kann nicht unsere Absicht seyn, den Apologeten zu machen in einer Sache, die für sich selber spricht, und so wollen wir Zeit, Mühe und Worte daran wenden nur für Jene, die „guten Willens" sind und ein belehrend Wort mit Dank vernehmen. Wohlan denn! wir gehen zur Sache und bitten zuvor nur um das Eine, daß unsere Leser von uns keine gelehrte Abhandlung erwarten.

Ihr sagt: „Das Bild ist schön!" und sagt es mit allem Recht. Aber was will dieses „schön" in euerer Sprachweise heißen? Was nennt ihr „schön?" Etwa die außerordentliche Zartheit und Weichheit in der Bearbeitung des Stoffes, die eine so große Technik in Handhabung des Meisels beurkunden? Das allein könnt ihr nicht meinen; denn Feinheit in der Behandlung allein macht die Schönheit nicht aus, indem sie Steifheit nicht ausschließt. Oder begeistert euch die Natürlichkeit der Formen, das harmonische Verhältniß der Theile zum Ganzen und umgekehrt; ist es die Gewandung, die durch ihren ungezwungenen Faltenwurf so deutlich die kräftige Gestalt des Körpers erkennen läßt? Oder imponirt euch die Großartigkeit und das Majestätische in der Erscheinung, die, frei von allem Manierismus, Gottesbewußtseyn und glühendem Eifer für Gottes Ehre und das Heil des Menschen so ungehindert zu Tage treten lassen — verbunden mit dem Ernste einer wahrhaft apostolischen Würde? Wenn ihr durch alles das euch bestimmen laßt, das Kunsterzeugniß für schön zu halten, und die den Stoff förmlich verschwindenmachende Behandlung desselben damit verbindet, dann seyd ihr dem Begriffe von Schönheit am nächsten, welche, nebenbei gesagt, mit Rücksicht auf die bildende Kunst besonders, Lessing als „sinnlich anschauliche Vollkommenheit bezeichnet, die nur da statthabe, wo die ganze Bildung Geist und Leben ausspricht."

Beide nun, Geist und Leben, geben sich schon beim ersten Anblick dieses Kunstwerkes in unzweideutigster Weise zu erkennen, und es bedarf nicht erst einer langen beweisenden Exposition, daß wir hier keine Arbeit nach der Schablone, auch nicht eine der Zeichnung oder dem Modell eines Andern nachgebildete Figur vor uns sehen, sondern ein Kunstwerk im eigentlichsten Sinne, eine im Bilde vollkommen ausgedrückte Idee des Künstlers, die bis ins Einzelnste klar durchdacht, auch, so zu sagen, jeden einzelnen Meiselstich — das leblose Werkzeug belebte und auf diese Weise im Stande war, dem todten, ungeformten Stoff Geist und Leben mitzutheilen.

Des Bildes „Leben" gibt sich kund in Blick und Haltung; im Ausdruck des Gesichtes, das durch den von Mund und Kinn herabwallenden bewunderungswürdig ausgeführten Bart an Würde und Anmuth außerordentlich gewinnt. Das Leben bekundet die mit dem Kreuze erhobene rechte Hand, während der rechte Fuß eben Platz nimmt auf dem Bruststück eines in der Mitte entzwei geschlagenen Götzenbildes, auf dessen Rumpf die rechte Hand das einfache, aber mit seltener Naturtreue gearbeitete Holzkreuz aufsetzt, was Alles dem Bilde eine vorwärtsstrebende, begeisternde Bewegung verleiht, die auch in der Gewandung erkennbar ist. Es mag seyn, daß Mancher gerade die Bewegung vermissen möchte; allein dies ist eine Täuschung, die nur im ersten Augenblicke das Auge beherrscht, weil das Bild, als Hautrelief, nicht ganz freisteht, sondern an der Rückseite an die Nischenwand sich anlehnen muß. Aber nichtsdestoweniger ist die Bewegung frei, ungezwungen majestätisch und voll begeisternder Würde, der Idee des Ganzen vollkommen entsprechend.

Die Idee des Bildes, die dem Künstler den belebenden Gedanken eingab, also der Geist desselben, ist ein Theil der Geschichte des h. Kilian, und zwar seine Wirksamkeit in Franken im ersten Anfange, die man nicht erst zu wissen braucht, sondern die ziemlich klar aus dem Bilde herausgelesen werden kann.

Wir sehen nämlich einen Bischof angethan mit dem ihm zustehenden Ornate aus einer älteren Zeit — 7. oder 8. Jahrh.) — von welchem das Kreuz an der Kasula — (Meßgewand) — reich ausgestattet ist und in verschiedenen Medaillons sehr sinnig angewendete Basreliefs zeigt, nämlich die 4 Evangelisten und zu unterst den Ritter Sankt Georg, welche Bilder schon hindeuten auf den Zweck, den das Erscheinen des Heiligen unter den heidnischen Franken hat — die Predigt des Evangelium und den Kampf gegen Sünde und Satan. — Die Kasula selbst erscheint aus einfachem aber schwerem Stoff mit reichem Saum.

Nun wäre wohl die Frage erlaubt: Wie kommt St. Kilian in den Waldungen des Rhönlandes, am Kreuzberg zu solch reichem Ornat, und wie paßt dazu die einfache, aber gleichwohl schön geformte Inful oder gar der arme, und, wie es scheint, hölzerne Stab, dessen Krümmung ein Widderhorn abgibt?

Wir lassen sogleich die Antwort folgen: Wir entnehmen der Lebensbeschreibung des Heiligen die Thatsache, daß

*) Hr. Michael Arnold in Kissingen, der neben einer außerordentlichen Technik das Haupterforderniß, das an einen Künstler gestellt werden muß, die Gabe der Erfindung, also Originalität und einen in Folge fleißigen Studiums und schönen Reisen veredelten Geschmack besitzt; dabei eine sehr lebhafte aber immer edle Phantasie spielen läßt, die mitunter Ursache eines an sich witzigen aber immer belobend anzuerkennenden Einfalles wird, wie er z. B. auf seinen Stationsbildern, von denen die erste Station ebenfalls in der Gewerbehalle ausgestellt ist, Napoleon III. als Pilatus, auf den 5. Papst Pius als Simon von Cyrene, und Viktor Emanuel als Schergen darstellt, wodurch er die heutige französische Politik und den prophetischen Namen Pius IX. „Crux de cruce" sehr geistreich und witzig zugleich im Bilde am rechten Platze darstellt, nicht zu sprechen davon, daß manche frappante Judenphysiognomie an den Ufern der Saale ihm zum Modell geworden ist, für die verschiedenen Stationen, die er zu allgemeinster Befriedigung schon für so manche Gemeinde gearbeitet hat.

er, nachdem er sich in Franken umgeschaut und reiche Ernte in Aussicht gestellt sah, nach Rom reiste, um sich vom Papste die Vollmacht als Missionär von Franken zu erbitten, nebst welcher er ausgerüstet mit der bischöflichen Würde nach Deutschland zurückgesendet wurde, von wo er natürlich denn auch seine bischöflichen Gewänder mitgenommen haben mag, wenn sie auch nicht so reich waren. Es soll eben hier mit diesem reichen Ornate hauptsächlich angedeutet werden, daß St. Kilian in Rom selbst zum Bischof geweiht wurde, wo man zu damaliger Zeit reiche Kirchen und durch die Freigebigkeit der Kaiser, der Fürsten und reichen Patrizier, namentlich dem Kunstfleiß frommer Frauen, die reichsten kirchlichen Gewänder hatte, von denen man noch heute ganz gut erhaltene Exemplare zu Rom sehen kann.*) — Uebrigens darf sich Niemand stoßen an einem allenfallsigen Anachronismus, da es dem Künstler jedenfalls verstattet seyn muß, zur Verherrlichung seines Ideals, was als Schönstes und Bestes sich ihm bietet, sich zu erwählen und nach Thunlichkeit anzuwenden.

Die einfache, aber äußerst schön geformte Inful und das arme Pedum (Stab) sagen uns, daß St. Kilian zwar als rechtmäßiger Bischof von Franken aus Rom zurückkehrte, daß aber sein Sprengel noch gar arm an Seelen sey, welche er seiner Jurisdiktion zu unterstellen habe, daß er also nicht so fast seine bischöfliche Gewalt, als vielmehr seine apostolische Würde geltend zu machen habe und zwar nicht mit äußerlich erkennbarer rein menschlicher Gewalt, sondern mild und friedlich, als sanfter Hirte, stark allein in Gott gegenüber einer verwilderten Heerde; darum das Widderhorn, als Symbol des Friede verkündenden Hirten. Darum sehen wir auch das Pedum, das Zeichen der bischöflichen Jurisdiktionsgewalt, im Hintergrunde stehen, während wir in der rechten Hand das Kreuz, in der linken das Evangeliumbuch erblicken, die beständigen Begleiter und darum auch stereotyp gewordenen Embleme des Missionärs. Soeben hat Sankt Kilian den zuhörenden Heiden die Nichtigkeit ihrer Götzen und deren Ohnmacht dargethan, indem er ein ihnen heiliges und gefürchtetes Götzenbild zertrümmerte, und ihnen nun die allein beglückende Lehre des Kreuzes in heiliger Begeisterung kund thut, von dem ein in der Eile vom nächsten besten Baumaste mit Weide zusammengebundenes Holzkreuz ihnen einen Begriff beibringen soll, das er, aufsetzend auf den stehen gebliebenen Götzenstrunk**), ihnen darstellt als das Zeichen des Heils, die Leuchte in der Finsterniß, wodurch nicht minder die Idee, daß das Christenthum sich erhob auf den Trümmern des Heidenthums, vom Künstler meisterhaft dargestellt wurde, wie auch das an dem Boden liegende von dem Heiligen mit Füßen getretene Obertheil — Kopf und Brust — des Götzen die Macht des Christenthums, dessen Sieg über das Heidenthum durch die Kraft des ewigen, allein wahren Gottes, vor dem, als dem alleinigen Herrn über Himmel und Erde, alle andern Götter in den Staub sinken müssen, recht gut zu veranschaulichen geeignet ist.

*) Ein ähnliches reiches Meßgewand mit Kaselkreuz im 8. Jahrhundert sah z. B. Hr. Arnold auf seiner italienischen Kunstreise in Rom selbst in der Kirche Maria Maggiore.

**) Das Original, nach welchem dieses zerbrochene Götzenbild geformt ist, sah der Künstler im britischen Museum zu London und er liefert uns in demselben eine willkommene und genaue Kopie eines angelsächsischen Götzenbildes.

Die Lehre des Kreuzes nun verlangt Abtödtung und Selbstverleugnung, ohne welche eine Beseligung nie stattfinden kann, als Gegensatz zur ungebändigten Sinnlichkeit im Heidenthum, und deshalb finden wir im aufgeschlagenen Evangelienbuch die Stelle aus Luk. 12, 35: „Sint lumbi vestri praecincti et lucernae ardentes in manibus vestris"*) — („Lasset umgürtet seyn eure Lenden und eure Leuchten angezündet in euren Händen") — womit recht passend verbunden gegenüber eine Stelle aus der über diesen Schrifttext gehaltenen Homilie des heil. Papstes Gregor sich findet des Inhalts: „Ut et munditia sit castitatis in corpore et lumen veritatis in operatione" — („auf daß einerseits die Reinheit der Keuschheit im Körper sey, andererseits das Licht der Wahrheit im Werke") —.

Jetzt verstehen wir auch den nachdrücklichen Ernst des Gesichtsausdruckes und sind sogar im Stande, in den Augen die Seelenstimmung des Heiligen zu erkennen und dem Munde die Worte abzulauschen, welche durch Ueberzeugung und Gottes Gnade gleichsam allmächtig geworden zu den Ohren und von da zu den Herzen der erstaunten, aber heilsbegierigen Zuhörer zu dringen. Und nun sind wir wohl berechtigt zur Frage: Sahet ihr schon jemals eine schönere, eine bessere, eine vollendetere Darstellung des hl. Kilian, die so beredt sein Leben und Wirken erzählt?

Wohl gibt es der Stand- und Brustbilder so manche und die Gemälde, die uns St. Kilian zur Verehrung vorstellen, wer will sie alle nennen? Aber sie alle zeigen uns entweder den bereits verklärten oder den eben durch Mörderhand sterbenden Martyrer, keines den in seinem Apostelamte wirkenden ersten Bischof von Franken.

Und wenn so des Bildes Vollkommenheit und Originalität nicht in Abrede gestellt werden können, und dessen großer Kunstwerth von selber einleuchtet, so ist es denn nun an euch, ihr Kinder des heiligen Kilian, ihr Freunde der Kunst und des Schönen, dafür zu sorgen, daß dem Bilde alsbald eine entsprechende Verwendung, dem Schöpfer desselben aber, dessen Meisterschaft hier wiederholt**) sich erprobt hat, eben dadurch seine wohlverdiente Anerkennung und eine für den Künstler nicht blos erfreuliche, sondern der Förderung der Kunst unbedingt nothwendige Ermunterung zu Theil werde; denn was ist der Künstler ohne Freunde und was soll aus der Kunst werden ohne Unterstützung? Und schauen alle Länder der civilisirten Welt mit Stolz auf ihre Künstler, und haben die einzelnen Jahrhunderte durch Unterstützung der Kunst dieselbe geehrt, dann seyen auch wir Franken stolz auf unseren jüngsten Künstler und unterlassen wir es ja nicht zu unserer eigenen Ehre, auch unsererseits der Kunst ehrende Rechnung zu tragen und zu sorgen, daß der Entwicklung derselben bis zur höchstmöglichen Vollendung und Allseitigkeit der uneigennützigste Vorschub geleistet werde, so daß wenigstens von uns nicht gesagt werden könne, als gelte auch in Franken der Spruch: „Nullus propheta in patria!"

O—O.

*) In altgothischer Schrift.

**) Bereits besitzt die Stadt zwei Beweise von dem Schöpfertalent und der Meisterschaft in der Ausführung des Hrn. Arnold in den Statuen der „Kunst" und „Industrie" an der Maxschule. Es sey hier die Bemerkung erlaubt, daß es nur ehrend wäre für die Stadt, wenn sie der Kunst auch auf dem Gebiete der Religion Rechnung tragen würde.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 62. Sonntag den 4. August 1861.

Skizzen aus der großen Welt.

Die falschen Spieler.

(Fortsetzung.)

An einem vertrauensvollen Tag endlich suchte Raymond unsern Freund zu seiner Geheimlehre zu belehren, daß nämlich der Zufall und die Spiellaune Gesetzen unterworfen sey, die man ausbeuten könnte. Hr. Raymond selbst gestand, er sey ein Spieler von Beruf, er lebe von diesen seinen Kenntnissen und gelte als wohlhabend. Seine Weisheit war die Weisheit aller jener Thoren, die in Homburg, Wiesbaden und in Benazetville (in der Vulgärsprache Baden-Baden geheißen) ihr Vermögen zu den Spielpächtern tragen. Wenn die Roulettekugel zehnmal in Roth gefallen ist, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie das eilftemal in Schwarz fallen wird, zehnmal so groß als beim erstenmal wo sie in Roth fiel. Das ist das Kredo der Spieler, und man nennt eine solche Lage des Spieles das Reifwerden der Glückswendung: la maturité des chances. In absonderlichen Fällen ist es aber vorgekommen, daß dreißig Kugeln roth fielen. Wenn also irgend ein orthodoxer Spieler beim eilftenmal einen Gulden setzte, ihn verlor, und, um ihn wieder zu holen, beim zwölftenmal zwei Gulden, beim dreizehntenmal vier Gulden und so fort immer verdoppelnd setzte, so würde er beim dreißigsten Spiel seinen Einsatz auf nahe eine halbe Million habe steigern müssen, um seine bisherigen Verluste zu decken und einen Gulden zu gewinnen. Raymond war bescheiden genug, sein Glück nicht allein auf mathematische Grundsätze stellen zu wollen. Er gestand, daß er sogleich zu spielen aufhöre, wenn er merke, daß er einen „Unglückstag" habe und das „Reifwerden der Chancen" nur an „Glückstagen" ausbeute. Am Tische sey er stets der letzte, der setze, und zwar damit nicht etwa andere „Pechvögel" (enguignonnés) sich ihm anschlössen, denn nichts sey ansteckender als das Spielunglück. Das Glück und wieder das Glück bleibt also immer das Entscheidende.

Diese Schilderung eines Spielers ist treu aus dem Leben, denn sie paßt auf Tausende und Tausende gefoppter Müßiggänger. Zwei Jahre später stieß Houdin in Lichtenthal (Baden-Baden) wieder auf den Philosophen des Roulettes, diesmal aber im herabgekommenen Anzuge. Er verschmähte es nicht, 20 Francs als „Darlehen" anzunehmen, denn er hatte jetzt eine neue Spielmethode sich erdacht, die ihn „unfehlbar" dahin führen werde, die Bank zu sprengen. Am nächsten Tage sah man sich wieder. Raymond hatte „vorsichtig" gespielt und 100 Francs gewonnen, er behielt aber das Darlehen noch, „weil fremdes Geld Glück bringe." Der Eremitenbart war inzwischen gefallen und nur ein starker Schnänzbart stehen geblieben. Als Houdin seinen Kameraden sich schärfer ansah, entdeckte er in ihm eine alte Bekanntschaft, den zugeknöpften Blauen auf dem Balle im singenden Kalbe. Raymond bekannte auch ohne Zögern, daß sich der Taschenspieler nicht getäuscht habe, und da sich bei der Bank bald darauf das Glück gegen ihn wandte, der frühere Gewinn sammt dem Darlehen verloren wurde, so ließ er sich nicht lange bitten, um gegen ein Almosen Houdin Geständnisse aus seinem früheren Leben zu machen.

Es hatte damit begonnen, daß er in zwei Jahren ein Vermögen von 20,000 Francs Rente durchbrachte und wegen Wechselschulden nach Clichy wanderte. Dort machte er Bekanntschaft mit einem lockeren Vogel, Namens Andreak, der ihm Unterricht im Falschspielen gab. Sehr viele Bewohner des Schuldzwingers besitzen noch ansehnliche Geldquellen. Man gibt sich gegenseitig Bankette, bei denen selbst „Damen" nicht fehlen, und verspielt dabei beträchtliche Summen. Die beiden Kameraden schlossen Brüderschaft und nahmen bald ihren Mitgefangenen so viel Geld ab, um ihre Gläubiger befriedigen zu können. In die Freiheit zurückgekehrt, lebte nun Raymond in Ueberfluß und Verbrechen als Mitglied eines Gaunerklubs, dessen Mitglieder sich die Philosophen hießen. Von ihren Streichen wollen wir hier nur den raffinirtesten von allen anführen, der zugleich als furchtbare Warnung dienen kann.

Unter den „Philosophen" war Chauvignac derjenige, welcher die Hauptrolle bei jeder Betrügerei übernahm, nämlich seinen Kameraden reiche Gimpel zuzuführen. Calais, Boulogne und Saint-Omer waren der Schauplatz, wo die Streiche vollstreckt, Paris der Ort, wo die Opfer gewählt wurden. Dort hing sich Chauvignac an den Sohn einer höchst angesehenen, alten Familie Olivier de X. Der junge Mann trieb einen Luxus über seine Mittel, denn das Geld, welches ihm sein Vater bewilligen konnte, reichte für ein flottes Leben nicht aus. Von seinen Schulden gedrückt, fragte Olivier einst seinen Gefährten, wie er, ohne Vermögen, es denn anfange, alle seine Launen zu befriedigen, ohne beständig von Wechselgläubigern verfolgt zu werden. Auf eine solche Frage hatte Chauvignac schon lange gelauert. Es hinge, sprach er, nur von seinem Freund ab, bequem zu leben. In der Welt gäbe es nur zwei Sorten Leute: die Foppenden und die Gefoppten. Er zeigte ihm Beispiele aus dem Leben, wie weit man es mit etlicher Unredlichkeit bringen könne, doch widerstand Olivier den ersten

Sophismen und hielt fest daran, daß die Gefoppten die ehrlichen Leute, die Foppenden die Betrüger seyen. Chauvignac ließ sich von diesem Rest tugendhafter Gefühle nicht irre machen. Er gestand offen, daß er zu einer Gesellschaft von „Philosophen" gehöre, die sichere Mittel besäßen, im Spiel zu gewinnen. „Aber im Spiel betrügen", fuhr Olivier auf, „ist ja nur das Geschäft von ehrlosen Menschen!" — Das eben, fuhr Chauvignac fort, bestreite ich, denn was nennst du im Spiel betrügen? — „Im Spiel betrügen nenne ich die Anwendung geheimer Mittel, um auf das Spielglück einzuwirken." Der sophistische Verführer zeigte ihm nun, daß fast kein Spieler in diesem Fall ehrlich zu Werke gehe. Der Eine setze sich an einen bestimmten Platz, der ihm Glück brächte, der Andere führe eine glückbringende Münze im Geldbeutel oder irgend einen Talisman in der Tasche. Jeder von ihnen glaube fest an die Wirksamkeit seiner geheimen Mittel, und wende sie an, um dem Gegner sein Geld abzunehmen, daher gehörten alle sogenannten ehrlichen Leute nach strenger Moral zu den „Philosophen". Von Talleyrand erzählte er folgende Anekdote. Er spielte Bouillote, ein Spiel wo es gilt, den Gegner durch ein größeres Brelan*) zu schlagen. Der Verlierende überläßt dann stets seinen Platz dem nächsten Liebhaber. Zwei Gegner hatten schon gepaßt. Zehn Louis! ruft der dritte. Zwanzig! bietet Talleyrand. Vierzig! ruft der erste. Meine ganze Börse, versetzte der Diplomat. Aber während er noch spricht, läßt er eine Karte fallen, die er zwar rasch wieder aufrafft, die der Gegner aber als einen Neuner erkennt und ein Neuner war die Umschlagkarte. Besteht der Brelan aus derselben Karte wie die Umschlagkarte, so wird diese gleichsam mitgezählt, man hat dann ein „viereckiges" oder vierfaches Brelan, die höchste Chance im Spiel. Der Gegner besaß ein Königbrelan; da aber Talleyrand so entschlossen ihn überboten hatte, mußte er glauben, er besitze ein viereckiges Brelan. Eingeschüchtert legte er die Karten nieder, d. h. er verlor seine vierzig Louis. Hinterdrein ergab sich, daß der Diplomat drei ungleiche Karten und darunter den Neuner gehabt hatte, den er zur Einschüchterung des Gegners fallen ließ. Wie steht es in diesem Fall mit der Moral? Es ist gewiß erlaubt, im Spiel den Gegner zu täuschen und ihn einzuschüchtern, aber es muß innerhalb der Spielregeln vorgesehen seyn, und anständige Leute würden wahrscheinlich nach Talleyrand nicht weiter gespielt haben, wenn anders die Anekdote wahr gewesen ist.

(Schluß folgt.)

Die Entwicklungsgeschichte der Erde im Allgemeinen und Deutschlands insbesondere.

3. Artikel.

Die allgemeine Reihenfolge der neptunischen Gebirge und die fossilen Thiere. **)

I. Primäre Epoche.

Wir wissen nunmehr, daß auf unserem Erdball eine Zeit existirt hat, in welcher aus einem wogenden Urmeer einzelne Inselgruppen emportauchten, die unbezweifelt granitischer Natur waren. Eine besondere Bedeutung gewann aber der Erdball erst von da ab, wo Organismen, also Pflanzen und Thiere auftreten. Daß aber die ebengenannten Gesteine vermöge ihrer Bildungsart keine Bedingungen bieten konnten, unter denen wenigstens von einer Erhaltung der Organismen die Rede war, ist für sich klar. Wollen wir im Schooße der Erde solche Formen suchen, so können nur jene Gesteine in Rücksicht kommen, welche nach und nach aus den Wasserfluthen abgesetzt wurden, und welche der Hauptsache nach aus einem Wechsel von Thon-, Sand- und Kalkschichten mit ihren mannigfaltigen Mischungen (Mergeln u. s. w.) bestehen. Sie bilden das sogenannte Uebergangs- und Flötzgebirge.

In neuerer Zeit hat man drei große Perioden unterschieden, welche man die primäre, sekundäre und tertiäre genannt hat und die sich durch eine stufenweise Entwicklung des Pflanzen- und Thierlebens charakterisiren, so wie ihre Schichten selbst von unten nach oben stufenweise aufeinanderfolgen.

In der primären Epoche, das Reich der Farrenkräuter und Fische genannt, wurde das Grauwacken-, Steinkohlen- und Kupferschiefergebirge abgesetzt, in der sekundären Epoche, das Reich der Nadelhölzer*) und Amphibien genannt, das Trias-, Jura- und Kreidegebirge, in der tertiären Epoche, das Reich der Laubhölzer**) und Säugethiere genannt, die eocenen, miocenen und pliocenen Tertiärschichten und das Diluvium.

Das Grauwackengebirge (Uebergangsgebirge) zerfällt in Deutschland wiederum in drei Hauptglieder, den Uebergangsthonschiefer, Grauwackensandstein und Grauwackenkalk, während in England das cambrische, silurische und devonische System unterschieden wurde, die aber den vorgenannten drei Gliedern nicht in gleicher Weise entsprechen.

Das Steinkohlengebirge wurde in den alten rothen Sandstein, den Bergkalk (jüngeren Uebergangskalk) und das Kohlenschiefergebirge getheilt.

Das Kupferschiefergebirge umfaßt das rothe Todtliegende (den jüngeren rothen Sand), das Kupferschiefergebirge und das Zechsteingebirge.

Das Triasgebirge theilt sich in die Schichten des bunten Sandsteins, des Muschelkalks und Keupers.

Das Juragebirge begreift in sich die Schichten des schwarzen Jura (Lias), des braunen Jura (Ooliths) und des weißen Jura.

Das Kreidegebirge theilt sich in die untere Kreide (Neocomien- oder Hils-Bildung), die mittlere Kreide (Gault) und die obere Kreide (Quadersand, Grünsand, Flammenmergel, Plänerkalk, weiße Kreide).

Das Tertiärgebirge endlich theilt sich in die älteren (eocenen), mittleren (miocenen) und neueren (pliocenen) Bildungen. Demselben wird gewöhnlich auch noch das Diluvium beigezählt, während alle Bildungen der historischen Zeit Alluvialgebilde genannt werden. Die obertertiäre oder pliocene Bildung wird auch Subappeninenformation genannt. Die

---

*) Ein Brelan nennt man ein Kleeblatt gleicher Karten, z. B. drei Buben, drei Könige. Der Rang der Brelankarten entscheidet den Werth zweier vorhandenen Brelans.

**) Ueber die fossilen Pflanzen, s. Mnemosyne vom 19. Mai 1861.

*) strenger: der Gymnospermen.

**) strenger: der fruchtsamigen Dikotyledonen.

mitteltertiären oder miocenen Bildungen heißen auch Tegelbildungen und die untertertiären oder eocenen enthalten die Schichten des Grobkalks und Nummulitenkalks.

Während aber alle diese Gesteine, welche man wiederholt in Unterabtheilungen getheilt, und wegen ihres wässrigen Ursprungs neptunische genannt hat, abgesetzt wurden, drangen zu verschiedenen Perioden vermöge der noch fortdauernden Abkühlung und Zusammenziehung der Erde plutonische und später vulkanische Gesteine an die Erdoberfläche, die sie theils wirklich durchdrangen und darüber nach dem Grad der Abkühlung mehr oder weniger ausflossen, theils nur hoben und dadurch ihre Lage zu verändern und zu bestimmen im Stande waren.

Betrachten wir zunächst die Glieder der primären Epoche etwas näher und zuerst das Grauwackengebirge, so kann man selbst in England das cambrische System von dem silurischen nur durch seine veränderte Lagerung erkennen. Wir unterscheiden daher in Deutschland blos eine untere Grauwacke (silurische Formation) und eine obere (devonische), deren Grenzbestimmung übrigens bei uns schwierig ist wegen des Mangels an charakteristischen Versteinerungen. In untergeordneten Lagern des Grauwackengebirgs ist besonders der Anthracit (Kohlenblende) wichtig, bei dem der Prozeß der Verkohlung am weitesten vorgeschritten und der deshalb auch zur Feuerung sehr geschätzt ist (Amerika).

Was die Steinkohlengebirge betrifft, so haben wir als unterstes Glied den alten rothen Sandstein (old red) angenommen, den die Engländer noch zur devonischen Formation der Grauwacke ziehen. Auf ihn folgt der Bergkalk, der in Deutschland wenig entwickelt ist und zuweilen auch ganz fehlt. Die eigentlichen Steinkohlenschichten bestehen wesentlich aus einer Gruppe wechselnder Schichten von Kohlensandsteinen und Kohlenschiefern, in denen Kohlenflötze von verschiedener Mächtigkeit eingelagert sind.

In dem Kupferschiefergebirge haben wir als unterstes Glied das rothe Todtliegende als eine große Sandsteinbildung angenommen, während andere Schriftsteller diese Schichte als oberstes Glied der Steinkohlenformation annehmen. Es wird zuweilen auch als rothes, weißes und graues Todtliegendes unterschieden.

Der Kupferschiefer ist eine bituminöse Mergelbildung, der Zechstein eine Kalkbildung, die auch nach oben in Dolomit (Rauhkalk) übergeht. Bemerkenswerth sind Gypslager in demselben.

Ehe wir nun auf die in den neptunischen Schichten vorkommenden fossilen Thierreste übergehen, wollen wir vorerst daran erinnern, daß das Thierreich zunächst in drei große Gruppen zerfällt, die Schleimthiere, Gliederthiere und Wirbelthiere, von denen die ersten kein Skelett, die zweiten ein äußeres und die dritten ein inneres besitzen.

Die Schleimthiere theilen sich wiederum in Infusorien, Polypen (Korallen), Strahlthiere (Radiaten) und Weichthiere (Mollusken).

Die Gliederthiere theilt man ein in Würmer, Krebse (Krustenthiere), Spinnen (Arachniden) und Insekten.

Die Wirbelthiere (Rückgratthiere) sind Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere. Die beiden ersteren besitzen kaltes, die letzteren warmes Blut.

Zu den Infusorien rechnet man auch die Rhizopoden, mikroskopisch kleine Thiere mit gekammerten Schaalen.

Die Korallen theilen sich zunächst wieder in Pflanzenkorallen und Thierkorallen, von denen die ersten den Kalk äußerlich ablagern und fest sitzen, während die zweiten den Kalk innerlich ablagern und frei sind.

Die Radiaten theilen sich in Holothurien, Stachelhäuter und Quallen. Die ersten und dritten kamen wegen ihrer Körperbeschaffenheit fast nicht in Betracht. Die Stachelhäuter werden abgetheilt in Seelilien (Crinoideen), welche gestielt sind und fest sitzen, Seeigel (Echiniden) und Seesterne (Asteriden). Die Stachelhäuter sind sämmtlich in der Vorwelt von der höchsten Bedeutung. Durch ihre kalkigen Körpertheile eigneten sie sich trefflich zur Erhaltung.

Die Mollusken theilen sich wiederum in kopflose (Acephala) und kopftragende (Cephalophora). Von den ersteren sind Muscheln (Conchiferen) und Armfüßer (Brachiopoden), und von den zweiten Schnecken (Bauchfüßer oder Gasteropoden) und Kopffüßer (Cephalopoden) für uns von Bedeutung.

Alle diese Schleimthiere waren besonders geeignet in einer auch kohlensäurehaltigen Atmosphäre zu existiren.

Was die Gliederthiere betrifft, so konnten sich die Würmer und Spinnen wegen ihres weichen Körpers am wenigsten erhalten. Nur solche Würmer, welche in kalkigen Röhren lebten, konnten diese gut hinterlassen, und von Arachniden konnten sich auch leichter die Scorpione erhalten. Die Insekten waren gleichfalls zur Erhaltung weniger geeignet. Nur die Krustenthiere sind die eigentlichen fossilen Repräsentanten der Gliederthiere.

Die Gliederthiere anlangend, so unterscheidet man in der Petrefaktenkunde nach ihrer Schwanzbildung heterocerke und homocerke Fische. Bei den ersteren läuft die Wirbelsäule bis zur Spitze der obern Schwanzflosse und bei der zweiten nur bis zu ihrem Anfang am After. Nach der Bildung ihrer Schuppen dagegen unterscheidet man Eckschupper (Ganoiden), Kornschupper (Placoiden), Kammschupper (Ctenoiden) und Kreisschupper (Cycloiden). Die ersten haben der Hauptsache nach viereckige, die zweiten gehörnte, die dritten runde und am hintern Rand gezähnte und die vierten runde ungezähnte Schuppen oder Haut. Nach ihrer Wirbelsäule endlich werden sie auch in Knorpelfische und Knochenfische getheilt.

Die Vögel haben im Allgemeinen wenig Reste hinterlassen. Ihre Knochen sind bekanntlich hohl und marklos. Die Säugethiere endlich theilen sich in Flossenthiere, Hufthiere, Krallenthiere und Handthiere.

Gehen wir nun auf die einzelnen Formen in der primären Epoche über, so ergeben sich folgende wesentliche Resultate:

Von Infusorien und Rhizopoden finden sich nur seltene Spuren.

Die Polypen bauten sich schon damals Korallenfelsen, wenn auch nicht so zahlreich als später, und treten besonders im Kohlenkalk auf. Aus der ältesten Periode

finden sich die seltsamen Feilenkorallen (Graptholithen). Die Radiaten sind festsitzende Crinoideen (Caryocistis, Pentatrematides u. s. w.).

Die Mollusken sind besonders bemerkenswerth. Es finden sich Muscheln, Schnecken, Brachiopoden und Cephalopoden. Die beiden letzteren Formen sind vorzüglich vertreten und sind sonach als die ersten Haupttypen der Mollusken anzusprechen. Die Brachiopoden treten in vielen Gattungen auf (Terebratula, Spirifer, Leptaena, Pentamerus, Orthis, Calceola, Chonetes u. s. w.). Die Cephalopoden waren bis auf die Gattung Bellerophon tentaculifere, die in der Jetztwelt nur noch durch die Gattung Nautilus vertreten sind. Sie besitzen gekammerte Schalen. (Orthoceras, Clymenia, Goniatites u. s. w.)

Von den Gliederthieren ist vor allen Dingen aus der Klasse der Krustenthiere die Familie der Trilobiten zu nennen, welche gegenwärtig ausgestorben ist. Am meisten analog ist die lebende Gattung Branchipus.

Die Fische finden sich in der Grauwackenzeit noch sehr selten, mehren sich in der Kohlenperiode und finden eine ausnehmend reiche Entwicklung im Kupferschiefergebirge, so daß wie die primäre Epoche das Reich der Fische genannt haben. Doch erscheinen bloß heterocerke Placoiden und Ganoiden, während die übrigen höheren Fischformen noch fehlen.

Die Amphibien treten mit ihren ersten Formen sehr sparsam auf (Proterosaurus, Archegosaurus, Telerpeton).

Warmblütige Wirbelthiere, nämlich Vögel und Säugethiere gab es damals noch nicht. Der Kohlensäuregehalt der damaligen Atmosphäre läßt eine solche Erscheinung leicht erklären.

Wir sehen demnach, daß der Natur der Sache entsprechend die Thiere, welche den damaligen Schauplatz betraten, Meerthiere gewesen sind, während Landthiere noch fehlten. Sie beginnen mit niederen Formen und entwickeln sich stufenweise. In dem Grauwackengebirge sind es vorzüglich Brachiopoden, Cephalopoden als Mollusken und Trilobiten als Krebsthiere, und im Kupferschiefergebirge die Fische als Wirbelthiere, welche die höchste Entwicklung erreichen. Die Trilobiten überlebten nebst der Gattung Orthoceras die primäre Epoche nicht und sind sonach als recht eigentliche Repräsentanten dieser Periode zu betrachten.

Was endlich den Schauplatz betrifft, den die Thiere in der primären Periode betreten sollten, so stellt sich derselbe im Allgemeinen als eine Inselwelt dar. Aus dem Urmeer mochten zuerst einzelne granitische Gesteine aus den Wasserfluthen hervorragen. Das Material, welches alsdann die Gewässer nach und nach davon abführten, gab zunächst Gelegenheit zur Bildung der Uebergangsthonschiefer. Die ersten Kalke (Urkalke) wurden gleichfalls als Niederschläge abgesetzt. Der vorhandene Quarz gab das weitere Material zur Bildung der Grauwacken, die sich nun an die festen Granitbildungen anlehnten.

Deutschland erscheint aber nach dem Absatz des Kupferschiefergebirges als ein Meer, aus dem namentlich drei größere Inseln hervorragten, am Rhein, am Harz und in Böhmen.

Die erste Insel erstreckte sich anfangs von Bingen bis Bonn mit einem nierenförmigen Umriß und das Land wurde sonach durch die heutigen Ardennen, die hohe Veen, die Eifel, den Hundrück, den Westerwald und das westphälische Schiefergebirge gebildet.

Die alte nordwestliche Meeresküste, deren sumpfiges Vorland mit großen Waldungen bedeckt war, bildete das Thal der Sambre und der Maas bis Lüttich auf der einen und das der Ruhr auf der anderen Seite. Der südliche Rand der Insel wurde gleichfalls von einem dichten Waldsaum umringt. Diese Waldungen waren es aber, welche wir nunmehr als Steinkohlen in den belgischen, westphälischen und Saarbrücker Kohlenrevieren begraben finden. Südlich von dieser Insel lagen muthmaßlich noch zwei kleinere Inseln, an den Südspitzen der Vogesen und des Schwarzwaldes, abgesehen von einigen unbedeutenden Inseln in der jetzigen Rheinebene.

Die zweite ungleich kleinere Insel am Harz bildete ein länglich elliptisches Eiland, das von Nordwest nach Südost abfiel. Am flachen geschützteren Südostrand konnten sich gleichfalls vegetabilische Sedimente festsetzen und ebenso auf einigen kleineren flachen Inselchen in der Nähe. Dies gab Veranlassung zu den dortigen Kohlenrevieren, die immer nur in der Nähe der ältesten Meere auftreten.

Die dritte größte Insel bestand aus den granitischen Bergzügen, welche gegenwärtig Böhmen umgeben, dem Riesengebirg, Böhmerwald, Fichtelgebirg, Frankenwald und Erzgebirg nebst den mit ihnen verbundenen Grauwackenabsätzen, die in vier Hauptgruppen an die ältesten plutonischen Erhebungen Böhmens sich anlagerten. Ueberdies hing durch die nordwestliche Grauwackenmasse das Erzgebirge und Fichtelgebirge mit dem Thüringerwald zusammen. Sie bildeten einen großen Ring, der in seinem Innern noch Meeresfluthen umschloß.

Am Innenrand und Nordrand dieser Insel befanden sich gleichfalls Waldungen, welche die Kohlengebilde bei Pilsen und Zwickau absetzen konnten.

Der Zechstein, wo er auftritt, bildete stets (am Harz, am Thüringerwald u. s. w.) einen schmalen Saum um die alten Inseln und bezeichnet genau die Küsten des Meeres nach ihrem Absatz.

Durch die große Veränderung in der Atmosphäre, welche durch die Bindung von Kohlensäure in der Steinkohlenzeit vor sich gehen mußte, bildete die Zechsteinperiode den Uebergang zu einer neuen Periode — die man das Mittelalter der Erde nennen kann.

Es waren aber vorzugsweise die Porphyre, sowohl die quarzhaltigen granitischen Porphyre, als auch die quarzfreien Augitporphyre oder Melaphyre, welche in der primären Epoche sowohl Hebungen als Durchbrechungen verursachten (am Rhein, Thüringerwald u. s. w.) und dadurch die Configuration der Gebirge mannigfaltig veränderten und bestimmten. Sie mochten besonders vor dem Absatz des rothen Todtliegenden wirksam seyn und die durch sie verursachten Meeresstürme Veranlassung zur Bildung jener groben Conglommerate gegeben haben, welche wir als rothes Todtliegendes kennen.

A. W.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 63. Mittwoch den 7. August 1861.

Skizzen aus der großen Welt.

Die falschen Spieler.

(Schluß.)

Durch allerhand Sophismen über die Gränzen des Erlaubten und Unerlaubten im Spiele, hatte Chauvignac sein Opfer in ein Kaffeehaus gezogen und, um ihn zu unterhalten, zeigte er ihm einen wohlgenährten Spießbürger, der für sie den Kaffee zahlen solle. Chauvignac bot dem wackern Manne eine Partie Piquet gegen die Kaffeezeche an, der Vorschlag wurde angenommen und nach zwei Spielen mußte der Bourgeois zahlen. Nach dieser ersten Probe entfernte sich Chauvignac mit seinem Zögling, der betäubt und halb verführt auf der Straße die bedenkliche Frage an seinen Begleiter richtete, ob solche Kunststücke lange Uebungen erforderten. Chauvignac meinte, dies hänge von der persönlichen Begabung ab, lud aber seinen Kameraden zu einigen Studien zu sich auf das Zimmer. Olivier zögerte. „Es macht dich," fuhr der Verführer fort, „zu nichts verbindlich, jedenfalls ist es gut, so etwas zu kennen, wenn auch nicht zur Benützung, doch zur Gegenwehr gegen Andere." So folgte ihm denn Olivier und wurde eingeweiht in die Anfangsgründe, nämlich in das Spielen mit schräg geschnittenen (biseautées) Karten. Der Betrug besteht hier darin, daß von der Längenseite gewisser Karten ein dreieckiger Streifen abgeschnitten wird, freilich so unmerklich, daß das Auge kaum etwas, sondern nur der feine Tastsinn eines Griechen den Unterschied erkennen kann. Bisweilen auch werden die Kartenränder concav oder convex geschnitten und zwar immer nur entweder die Karten höchsten Ranges oder einer gewissen Farbe. Olivier fand sich bald in die vorgeschriebenen Kunstgriffe und hatte sichtlich eine Freude an der eigenen rasch erworbenen Fertigkeit. So trennte man sich.

Chauvignac hütete sich, in den nächsten Tagen weiter über seine Art von „Philosophie" zu sprechen, bis ihm eines Tages Olivier gestand, daß ihn ein Wechsel von 1000 Frs. drücke. Der Grieche bot sogleich eine Banknote in diesem Betrage dem jungen Verschwender an und versprach eine zweite „als Abschlagszahlung von 30,000 Frs., die schon lange auf Olivier warteten." Graf Vandermool, ein reicher Belgier, fuhr Chauvignac zur Erklärung seines Räthselwortes fort, halte sich gegenwärtig in Boulogne auf und sey ein eingefleischter Spieler, dem es nicht darauf ankomme, 100,000 Fres. zu verlieren. Wenn man von dem Fette des Millionärs etwas abschöpfe, so könne Olivier vergnügt und sorgenfrei in einigen Tagen wiederkehren und seiner Maitresse einen Caschmirshawl mitbringen. Der junge Mann zögerte, aber Chauvignac riß ihn mit sich: er solle sich wenigstens in Boulogne das Ding ansehen, er könne ja an Ort und Stelle noch immer Nein sagen.

So reisten Beide nach Boulogne und stiegen im Hotel de l'Univers ab, wo ein dritter „Philosoph" Namens Chaffard sie mit dem Grafen Vandermool bekannt machte, einem liebenswürdigen Herrn von 50 Jahren und herzlichem und gewinnendem Aeußern. Alles ging bald nach Wunsch. Am Abend vor seiner Abreise lud der Graf die drei Gevattern zu sich auf seine Zimmer. Man plauderte eine Zeit lang und als das Gespräch stockte, schlug der Graf selbst ein Spiel vor und zwar Ecarté. Chauvignac und Chaffard erklärten, daß sie das Spiel zu schlecht spielten und sich darauf beschränken müßten, gegen einander zu wetten, zugleich verständigten sie Olivier, dies geschähe nur, um etwaigem Verdacht vorzubeugen. Uebrigens waren ja die Gewinne eben so viele Streiche in's Wasser, denn die Philosophen tauschten später die gewanderten Summen wieder aus. Ehe man sich noch setzte, hatte auch schon Chauvignac, ohne daß es der Graf merkte, die Karten auf dem Tisch mit beschnittenen vertauscht. Der Graf wollte nur gegen Banknoten spielen, „denn Metall habe im Salon einen schlechten Geruch."

Olivier setzte sich ihm gegenüber, entschlossen von den falschen Karten keinen Gebrauch zu machen, sondern dem Glück seinen Lauf zu lassen. Allein schon bei der zweiten Partie hatte er sein Tausendfranks-Billets, das einzige in seinem Besitz, verloren. Jetzt gab ihm Chauvignac einen Wink und Olivier begann seine verbrecherischen Handthierungen. Er hatte leichtes Spiel, denn Vandermool war so kurzsichtig, daß er die Karten dicht vor die Nase halten mußte, um sie zu erkennen. Natürlich wendete sich sogleich der Verlust auf Seite des belgischen Grafen, der übrigens keinen Augenblick seine Laune verlor. Erst als seine Verluste sich auf 80,000 Fr. beliefen, bemerkte er, daß er jetzt nur noch 20,000 Fr. wagen wolle, aber nicht mehr. Ehe er diese letzte Summe aber preisgebe, fügte er hinzu, sey es billig, ihm eine Pause zu gönnen und sie mit dem Souper auszufüllen, vielleicht daß sich inzwischen sein Unglück erschöpfe. Aus Nachsicht gegen den Verlierenden ging man den Vorschlag ein. Olivier war von seinem Erfolge berauscht, er drückte heimlich Chauvignac die Hand, und man setzte sich zu Tisch, wo es ziemlich heiter zuging. Beiden Parteien lag indessen daran das Spiel zu beendigen, und so griff man denn bald wieder zu den Karten. „Wir wollen es kurz machen," bemerkte der Graf, „ich setze den Rest

von 20,000 Fr. auf ein Spiel." Der Vorschlag wurde angenommen und die Karten vertheilt. Aber siehe da! dießmal gewann der Graf und im nächsten Spiel wieder. Olivier mochte seine Künste noch so sehr wirken lassen, er erhielt die schlechten, sein Gegner die guten Karten.

Fragend schaute er Chauvignac an, der ihm winkte fortzufahren. Bald hatte er alle Gewinne verspielt und stürzte sich jetzt in Schulden. Ein Spiel nach dem andern ging verloren, als der Graf plötzlich ernst und streng wurde. „Sie haben jetzt", rief er aus, „100,000 Fr. verloren. Sie müssen auch bezahlen. Decken Sie zuvor Ihre Verluste baar, wie ich es früher gethan habe, dann wollen wir weiter spielen." Olivier gerieth in Verlegenheit, stotterte, sprach von Ehrenwort, von späterm Bezahlen und dergleichen. „Sacrebleu!" polterte jetzt der Graf, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „Sie sprechen von Ehre und Ehrenwort! Das steht Ihnen schlecht an! Hr. Olivier v. X., Sie sind ein Betrüger! Die Karten, die hier liegen, sind beschnitten, und Sie haben sie mitgebracht!" Olivier verlangte Genugthuung. „Die sollen Sie haben," rief der Belgier, indem er heftig an der Glocke zog. Sein Bedienter erschien. „Suchen Sie," rief er ihm zu, „augenblicklich den Polizeidirektor und bitten Sie ihn, sich schleunig hierher zu begeben." Olivier rief um Gnade. Der Graf bedeutete dem Bedienten vor der Thüre 10 Minuten zu warten, und wenn er keinen Gegenbefehl empfinge, nach der Polizei zu laufen. „Jetzt, mein Herr," rief der Graf, „werden diese Karten eingepackt, und Sie versiegeln sie mit dem Ring, den sie am Finger tragen." Olivier schaute auf Chauvignac. Dieser zuckte als Antwort mit den Achseln. Als die Karten versiegelt waren, sprach der Graf weiter. „Ich habe Ihnen mit diesen Karten 100,000 Fr. abgewonnen, die Sie mir schuldig sind. Setzen Sie sich nieder und schreiben Sie einen Wechsel für diese Summe nach Sicht zahlbar." Olivier zögerte. Der Graf griff nach der Glocke. „Schellen Sie nicht," rief der Geängstigte, „ich werde unterzeichnen." Olivier schrieb also den Wechsel, kehrte nach Hause zurück, bekannte seinem Vater den Vorfall, und dieser zahlte gegen Rückgabe des Wechsels und der Karten, um seine Familienehre zu retten, die 100,000 Fr., ohne zu ahnen, daß der Graf Vandelmool kein Graf, sondern der Helfershelfer Chauvignacs gewesen, und daß während des Soupers die falschen Kartenspiele mit andern vertauscht worden waren, bei welchen das Beschneiden im verkehrten Sinn angewendet worden war, so daß bei Anwendung des falschen Vertheilens die schlechten Karten stets in das eigene Spiel des Gebers fallen mußten!

Raymond hatte nach längerer Zeit die Philosophen verlassen, das falsche Spiel verschworen und seinen Schwur gehalten. Er spielte jetzt an den Banken und, zur Zeit wo ihn Houdin in Spa sah, mit andauerndem Glück. Das aber hielt er nicht für Glück, sondern für die nothwendige Folge seiner Spielmethode und seines Spielbetragens oder seiner „Conduite", wie der technische Ausdruck heißt, bis sich das Glück wendete und weder Methode noch Conduite helfen wollten. Houdin versichert uns, daß die meisten falschen Spieler zu gleicher Zeit leidenschaftliche Hasardspieler sind, und ihre unredlichen Gewinne gewöhnlich redlich in die öffentlichen Banken fließen lassen.

Es ist dieß eine merkwürdige psychologische Erscheinung, und hat etwas sittlich Befriedigendes, insofern es das Spiel selbst wieder ist, welches den Verbrecher ruinirt und ihn wahren Tantalusqualen aussetzt. Raymond hielt sich noch lange Zeit in Baden auf, immer von der Hoffnung gepeinigt, die Bank des Hrn. Benazet sprengen zu können. Es dauerte aber nicht lange, so erhielt Houdin in Paris einen Bettelbrief von dem Vagabunden, den er direkt nicht beantwortete. Doch ließ er ihm durch Dritte anonym noch einmal ein Almosen zufließen. Lange hörte er nichts mehr von dem Metaphysiker des Roulette, bis plötzlich eines schönen Tages ein eleganter Wagen vor seiner Wohnung hielt, und Niemand anders herausstieg als der Tischnachbar in Spa. Houdin meinte anfangs, es sey dem vergnügten Sünder doch schließlich gelungen, die Bank in Baden zu sprengen, aber Raymond löste ihm das Räthsel seines Ueberflusses auf andere Weise. Ein Bruder war gestorben und hatte ihm 25,000 Fr. Einkommen hinterlassen. Im Besitz dieses Vermögens hatte er alle Attentate auf den Geldbeutel des Spielpächters in Baden-Baden aufgegeben, und sich einem stillen Lebensgenusse zugewendet, der übrigens sehr rasch durch seinen Tod ein Ende fand. Sein neuerworbenes Vermögen fiel testamentarisch an milde Stiftungen.

Nach Houdon's kriminalistischen Erfahrungen soll in Frankreich die Zahl der falschen Spieler viel größer seyn, als man in der Regel meine. Wenn trotzdem so wenige dergleichen Verbrecher zur Bestrafung kommen, so rühre dies hauptsächlich daher, weil das Hasardspielen an sich verboten sey, und die Betrogenen, wenn sie die Strafgewalt zu Hilfe rufen, sich selbst in Unannehmlichkeiten bringen würden.

In der Regel geschieht es daher, daß man sich von dem falschen Spieler das Geld zurückgeben läßt, und ihn mit Fußtritten und Ohrfeigen zur Thüre hinauswirft. Dann aber ist in neuerer Zeit die Entdeckung des Verbrechens viel schwieriger geworden als früher. Solche grobe Mittel, wie das Beschneiden der Karten, kommen fast nie mehr vor, weil sie zu gefährlich sind. Ein reines Spiel Karten wird erst während des Spieles gefälscht, und wie wenig dazu gehört, mag man aus folgendem Umstand ersehen. Wenn ein ganz frisches Kartenspiel an einem nur wenig feuchten Ort gelegen hat, so wird ein geübter Grieche die Figuren von den niedern Karten dadurch unterscheiden können, daß die ersteren beim Geben weniger glatt sich abziehen lassen. Durch einen starken Druck mit dem Daumen der linken Hand beim Kartengeben steigert sich diese Eigenschaft, welche daher rührt, daß die Malerei der Karten mit Gummi gefirnißt wird, der bei vorhandener Feuchtigkeit etwas Weniges klebrig wird, so daß also die Figuren, die stärker gummirt sind, auch weniger leicht abgleiten als die niedern Karten, was für einen eingeübten Falschspieler schon hinreicht zur Ausführung seiner Betrügereien. Außerdem benützt man auch ein System des Telegraphirens. Der Grieche hat seinen Helfershelfer, der sich, scheinbar ihm völlig fremd, hinter das Spiel des Gegners stellt, und durch gewisse Bewegungen des Mundes die Farbe und durch gewisse Richtungen des Auges den Rang der Karten anzeigt. Es gibt überhaupt nur ein ganz sicheres Spiel, nicht betrogen zu werden, nämlich gar nicht zu spielen, oder nur mit seinen nächsten Bekannten.

Washington's Liebe und Ehe.*)

Ein Sonnenblick der Liebe war schon früh in Washingtons Seele gefallen. Aber ihn beherrschte die heilige Scheu, die edeln Menschen so oft den Mund schließt, wenn das Herz voll und übervoll ist. Ein Mädchen, dessen Name nie bekannt wurde, fesselte eine Weile alle Gedanken des fünfzehnjährigen Jünglings. Auf seinen Ausflügen in Wäldern und Bergen wurden diese Gedanken sogar zu poetischen Ergüssen. Aber nie kam ein Wort über seine Lippen, das der Geliebten das Geheimniß des Herzens erschlossen hätte. Damals waren übrigens des nachgebornen Sohnes Ansprüche auf zeitliche Güter nur geringe. Der Gedanke, daß er arm sey gegenüber den Töchtern reicher Pflanzer, die in dem Hause seines Bruders auf Mount Vernon einkehrten, half der heiligen Scheu der ersten Liebe das Geheimniß des wunden Herzens bewahren.

Ein zweites Mal war er weniger scheu, aber deswegen nicht glücklicher. Als Oberst, als Oberbefehlshaber der Milizen von Virginien, lernte er auf einer Geschäftsreise nach New-York bei seinem Jugendfreunde Beverly Robinson, dem Sohne von John Robinson, Sprecher des virginischen Unterhauses, dessen Schwägerin Miß Mary Philipse, eine reiche Erbin und eine vielgerühmte Schönheit kennen. Wenn, was sich die Sage erzählt, wahr ist, so hielt er um ihre Hand an und wurde nicht erhört. Er war damals jung, schön, beliebt und bereits berühmt; aber ein englischer Kapitän, der mehr Zeit und auch wohl mehr Gewandtheit in der Art, wie Frauenherzen zu bestürmen sind, besitzen mochte, trug den Sieg über ihn davon. In dem Augenblick, wo dieser Sieg auch Andern klar wurde, schrieb ein Freund, der wußte, welchen Eindruck Miß Mary auf den jungen Oberst gemacht hatte, diesem, daß er augenblicklich kommen müsse, wenn er nicht zu spät kommen wolle. Ob Washington bereits wußte, daß er zu spät kommen werde? Genug, er kam nicht. Denn zu derselben Zeit rief seine Pflicht ihn einem neuen Ausfall aus Fort Duquesne, einem neuen Angriffe der Indianer entgegen. Während er das Land vertheidigte, führte sein Nebenbuhler die schöne und reiche Erbin heim. Ob sie nicht doch später mitunter wie die Geliebte Jean v. Werths gedacht haben muß: „Wer das gewußt hätte!"

Die Frauen fühlen sehr tief den Werth eines ächten Mannes, wo sie ihn als solchen erkennen; aber sie sind nicht immer im Stande, das ächte Gold von dem Flitter, das tiefe, wahrhafte Gefühl von dem geistreichen Prunke zu unterscheiden.

Abermals war es eine Geschäftsreise Washingtons, im Auftrage seines Befehlshabers, des General Forbes unternommen, welche ihn zufällig in Damengesellschaft führte. Er hatte ein Mittagsmahl bei einem Gastfreunde, mit dem er zufällig während seiner Reise nach New-York auf einer Fähre über den Pannumkay, einem Arm des York River, zusammentraf, nur unter der Bedingung angenommen, daß er unmittelbar nach dem Essen weiter reisen dürfe. Nach Tisch stand sein vertrauter Diener Bishop mit den gesattelten Pferden vor der Thüre; er harrte Stunde um Stunde vergebens. Sein Herr hatte ihn und den Befehl, den er ihm gegeben, in der Unterhaltung mit einer geistvollen, liebenswürdigen jungen Dame vergessen. Erst später erinnerte sich Washington, daß er seinem Diener befohlen, sich zur Abreise bereit zu halten, und gab ihm dann weiter Befehl, die Pferde wieder abzusatteln. Als er am folgenden Morgen wirklich abreiste, war er der Verlobte der jungen, schönen, liebenswürdigen und reichen Wittwe Martha Custis.

Es war eines jener Bündnisse, die im Himmel vorher geschlossen werden. Martha Custis war so feinfühlend, edel und großherzig wie Washington selbst; sie wurde die seelenergebene Freundin ihres geliebten Mannes, der Bote des stillen Hausfriedens selbst im Heerlager neben dem Helden der Zeit. Die Ehe sollte nicht durch Kinder gesegnet seyn; aber die Gattin Washingtons hatte aus der ersten Ehe zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, denen Washingtons Liebe nicht schöner hätte zu Theil werden können, wenn sie seine eigenen Kinder gewesen wären.

Nachdem die Hochzeit am 6. Januar 1759 in der Wohnung der Braut abgehalten war, führte Washington seine Braut auf Mount Vernon, und begann dort ein Leben so schön, daß er hoffte, es würde bis ans Ende seiner Tage dauern. Die Liebe verklärte diese schöne Zeit; aber nicht das spielende und schillernde Glück der Honigmonate bildete das Wesen derselben. Die beiden jungen Eheleute waren stillglühende, ernste, ruhige, fromme, feste, in sich reiche und abgerundete Naturen. Washington seinerseits fühlte sich nach so manchen sturmbewegten Jahren besonders glücklich in dem friedvollen Schaffen und Wirken auf Mount Vernon. Er war hier Pflanzer, Ackerer, Gärtner. Er säete selbst mitunter sein Korn; er veredelte seine Bäume; er legte selbst Hand an in seinem Garten, er schuf ordnend und Alles angebend einen neuen schönen Park um sein Gut; er umritt alltäglich einen Theil seiner Aecker. „Des Herrn Auge düngt das Land", das wußte er und handelte darnach. Er selbst führte die Rechnungen seiner großen Verwaltung, und sie sind noch heute ein Denkmal der Ordnung und der Einfalt, mit der er seinen Pflanzungen vorstand.

Die Pflanzer Virginiens waren damals gezwungen, ihre Ernten selbst zu versenden. Englische Schiffe kamen auf den Flüssen so nahe als möglich zu den Pflanzungen heran, und wurden hier beladen. Die Tonnen und Säcke, die, auf Englands Werften angekommen, den Stempel „Georg Washington auf Mount Vernon" trugen, wurden nie geöffnet, weil das Zeichen Washingtons als unverbrüchliches Siegel der Wahrheit und Aechtheit galt.

Das ernste geschäftliche Wesen verhinderte dann wieder die frohen Fuchsjagden nicht, und ebenso wenig von Zeit zu Zeit ein Fest in Mount Vernon oder bei den benachbarten Pflanzern, insbesondere bei dem alten Freunde und Verwandten des Washington'schen Hauses, Lord Fairfax.

Bald aber klopfte die kalte Pflicht an der Thüre des noch im Brautschmuck stehenden Hauses. Washington war kurz nach seinem Austritte aus dem Heere zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung von Virginien gewählt worden. Kaum drei Monate nach seiner Verheirathung mußte er nach Williamsburg, um dort seinen Sitz im Bürgerhause einzunehmen. Er, dessen Verdienste um das Land allwärts anerkannt waren, wurde in ausgezeichneter Weise in das Haus eingeführt, und der Vorsitzende desselben, Robinson, dankte ihm für die hohen Dienste, die er seinem Lande zu leisten bereits berufen gewesen sey.

*) Aus dem soeben versandten trefflichen Werk „Washingtons Leben von J. Venedey (Freiburg. Wagner 1861), das in manchem Betracht ein Volksbuch zu werden verdient.

Washington erhob sich, um zu antworten, aber er fand zu seiner ersten öffentlichen Rede die Worte so wenig, wie zu seiner ersten Liebeserklärung. Die Scham des öffentlichen Wortes ist oft ein Erbe hoher und gefahrtrotzender Geister, wie der Muth der kecken Sprache nicht immer, ja nur selten eine Bürgschaft tapferer Herzen ist.

Der Vorsitzende des Hauses, ein Freund des Neulings im Parlament, sagte ihm: „Setzen Sie sich nieder, Herr Washington, Ihre Bescheidenheit ist ebenso groß wie Ihre Tapferkeit, und das ist mehr werth, als die Gabe des Wortes, die uns Andern zu Gebote steht."

Nach und nach lernte Washington diese Schüchternheit, diese Scham des öffentlichen Wortes besiegen; er wurde deßwegen kein großer Redner, es fehlte ihm dazu der poetische Schwung, der wallende Herzschlag der hinreißenden, weil hingerissenen Begeisterung. Aber er lernte so klar, einfach, nachdrücklich, tiefüberzeugend und Alles entscheidend sprechen, wie er dachte, schaffte und handelte. Er wurde nach und nach in dieser Weise einer der leitenden Köpfe, und gab dann in manchen Hauptfragen, die dem Bürgerhause bald vorgelegt werden sollten, vor allen Andern den Ausschlag.

Ein gelehrter Bauer.

Was menschliche Willenskraft (und Naturanlage) auf jedem Gebiete vermag, selbst wenn alle Vorbedingungen mangeln, die zu einem wirksamen Schaffen auf demselben für unerläßlich gehalten werden, haben wir an einer interessanten Persönlichkeit erkannt, die vor einiger Zeit in unserer Stadt Nürnberg weilte. Ein schlichter Mann von etwa 60 Jahren, Hr. Stephan Heuß von Breitenau, im Landger. Feuchtwangen gebürtig, und gegenwärtig als „Schriftsteller" und Besitzer einer Druckerei in Schwäbisch Hall ansässig, durchpilgert Deutschland als Verleger und Verbreiter seiner eigenen Werke auf dem praktischen Wege der Kolportage. Von Bauersleuten abstammend, hat er sich ohne allen anderen Unterricht als den einer gewöhnlichen Dorfschule durch eisernen Fleiß Kenntniß der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache verschafft und ist sogar im Stande, französische und englische Gedichte zu machen. Seine bisher erschienenen deutschen Poesieen ernster und humoristischer Art und naturphilosophischen Aufsätze füllen 4 kleine Bände, aus denen er jetzt einen Auszug in einem Bande erscheinen lassen will, wozu er Subskribenten sammelt. Diese Opera bilden in Anbetracht seines Bildungsganges ein überraschendes Bild von der Leistungsfähigkeit des Naturdichters auf dem poetischen Felde, wenn sie auch nicht frei von Auswüchsen und Trivialitäten sind, so enthalten sie doch auch Vieles, was in Form und Gedanken die poetische Begabung kundgibt. Doch sind es gerade diese Erzeugnisse nicht, auf welche der Verfasser selbst besonders viel hält. Bei Weitem mehr gibt er auf seine bereits in 2 Bänden erschienenen mathematischen Lehrbücher, in denen er von der niedern Rechenkunst und Algebra an bis zur Geometrie und Trigonometrie durch eine gründliche und faßliche Darstellungsweise kundgibt, daß er seine Methode der Selbstbelehrung auch auf Andere überzutragen versteht. Dafür sprechen auch die Zeugnisse der Professoren Dr. L. Seidel in München und Dr. Reuschle in Stuttgart, die den letztgenannten Büchern vorgedruckt sind.

Edwin James.

London, 27. Juli. Sie werden ohne Zweifel, wenn auch nur in aller Kürze, Ihren Lesern von der Ausstoßung des vielgenannten Edwin James aus dem Advokatenstande Mittheilung gemacht haben. Der Fall ist ein so seltener und gibt einen so eklatanten Beleg für die Selbstregierung des englischen Barreau, daß ich mit einigen Worten darauf zurückkommen muß. Die Ausbildung des Advokatenstandes in England als eines selbständigen Lebensberufes, getrennt von der Kirche, hatte ihren äußeren Anlaß in der Fixirung der großen Reichsgerichte zu Westminster. Die vier Inns of Court oder Advokaten-Innungen: Inner Temple, Middle Temple, Lincoln's Inn und Gray's Inn (die Namen sind von den Lokalitäten in London, wo sie sich ansiedelten, entnommen), haben von jeher das Recht gehabt, nach Zunftart Lehrlinge aufzunehmen und nach der Erfüllung gewisser Bedingungen zu den niederen und höheren Graden des Barreau zu berufen. Diese Bedingungen waren im Laufe der Zeit von wirklichen Prüfungen zu bloßen Zeitbestimmungen (die oft zitirte Anzahl Essen, welche jeder Studiosus juris abgegessen haben mußte) geworden; allein über die moralische Qualifikation, ob der Aspirant dem Stande Ehre machen werde, hat man zu allen Zeiten eine gewisse Kontrole geübt. Diese befand sich und befindet sich noch in den Händen der sogenannten Bencher, des Vorstandes der einzelnen Korporation, welche sich in prinzipiell nicht löblicher Weise selbst ergänzt, in Wirklichkeit jedoch immer die hervorragenden älteren Mitglieder des Inn enthält. Wie dieser autonomen Behörde das Recht zusteht, einem Neulinge die Zulassung in den Advokatengrad zu verweigern, so gibt es für sie auch die extreme Maßregel des Ausstoßens, des Auskleidens — disgown —, wie der gebräuchliche Ausdruck ist. Man wendet dieses Mittel höchst ungern an, da es namentlich bei der Common law bar noch ein weniger auffallendes Mittel gibt, Jemanden als schwarzes Schaf zu bezeichnen, nämlich durch Ausscheidung aus der Genossenschaft der Circuit-Tischgesellschaft. Nur in den seltensten Fällen wird eine solche levis nota nicht den Betroffenen ganz aus der Advokaten-Praxis treiben. Wenn nichts desto weniger gegen Edwin James die stärkste Maßregel ergriffen ward, so geschah es, um der Notorietät der ruchlosen Verschwendung das gleiche Maß der Oeffentlichkeit der Strafe an die Seite zu stellen. Formell gilt diese Ausstoßung nur für die Innung, welcher der Betreffende angehörte, aber er war auch Advokat nur durch diese Verbindung. Der Gerichtshof der Queen's Bench besitzt ein Oberaufsichtsrecht über die Art und Weise, wie die Korporationen ihre Befugnisse gebrauchen, und dies ist auch für die Advokatenkorps nicht zu läugnen, aber von jeher haben sich die Richter von England sehr zurückhaltend erwiesen, wo es galt, das freie pflichtmäßige Ermessen der Standesgenossen zu kritisiren, und kein Engländer zweifelt daran, daß die Selbst-Regierung und die Selbst-Disziplin für einen so wichtigen Stand, als der des Anwalts ist, die Grundbedingung einer gedeihlichen Wirksamkeit ausmacht.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 64. Sonntag den 11. August 1861.

Die letzte Stunde eines Börsenmannes.

Von Heinrich König.

Sobald der Regen ein wenig nachließ, der nebelartig herab rieselte, eilte ich dem langgestreckten Laubgang im prinzlichen Schloßgarten zu, wo man unter hochgewölbter Decke, zwischen dichten Rankenwänden wandeln, ruhen und auf den See hinausblicken kann. Eine einzige Frau hatte sich hier eingefunden und saß, ein paar spielende Kinder überwachend, auf einer der grünen Ruhebänke. Ich kannte sie aus dem Gasthofe, wo wir uns von verschiedenen Gebäuden her auf verbindender Gallerie unter überhangendem Schweizerdach täglich begegneten. Ich kannte sie als eine sinnige Frau von einfacher Herzensbildung und wohlwollender Lebensauffassung. Die Wohlthat des Gartens, deren wir eben Beide froh waren, führte uns von der Klage über das ungünstige Wetter sogleich auf die freundliche Gunst des Fürsten, der seine Gärten dem Mitgenuß des Publikum offen ließe. Nur eine Warnung vor dem Abbrechen der Blumen war ins erste Beet gesteckt, und an den Eingängen in den Laubgang war in drei Sprachen das Rauchen verboten. Meine Nachbarin kannte den Platz. Sie erzählte mir vom Schloß und dessen Besitzer. Diese weitläufigen Gebäude waren einst noch ausgedehnter und ein Benediktiner-Konvent gewesen, nachmals aber durch Verkauf in Privathände und in den Besitz des verstorbenen Königs gekommen, dessen zweiter Sohn es dann ererbt hatte und im Laufe des Sommers bewohnte. Zwei Töchter und Schwiegersöhne mit ihren Kindern waren zum Besuch anwesend. — „Eine Freude für den alten Herrn," setzte sie hinzu, „die leider durch Kummer und Sorge um das organische Halsleiden einer der Enkelinnen, eines begabten Kindes, nicht ungetrübt ist; wie denn auch solche hochgestellte und vom Glück begünstigte Familien gleich anderen von Leiden und Sorgen heimgesucht werden." „Es wäre auch viel zu viel verlangt, liebe Frau," sagte ich, „wenn dieselben zu den Vortheilen, die ihnen der Staat und die Gesellschaft gewähren, auch noch von den Gesetzen der menschlichen Natur begünstigt sein wollten." „Gewiß!" antwortete sie. „Und unser Prinz hat dabei den Vorzug eines edlen Herzens bei großem Reichthum, so daß er durch Wohlthätigkeit und Schaffen sich über häusliche Sorgen erheben kann. Aber welch ein betrübter Anblick ist es, wenn Reichthum — diese schöne Macht des Glücks — seinen Besitzer an Geist und Herzen verschlingt, — ich will sagen, jede menschliche Theilnahme, jede edle Empfindung, ja selbst jeden höheren Gedanken aufzehrt, wie ich es jüngst in einer angesehenen Familie auf entsetzliche Weise erlebt habe."

Die gesprächige Frau sah mich dabei wie fragend an. Ich wußte schon, wie gern sie sich mittheilte, und als ich ihr daher aufmunternd zunickte, erzählte sie mir folgende Geschichte.

„Lassen Sie mich Ihnen mit dem Namen Andreas Aldringer einen Mann bezeichnen, der ein ererbtes Kapital erst durch angestrengte Thätigkeit im Waarengeschäft, dann durch verständige Unternehmungen ins Weite, zuletzt durch glückliche Wagnisse in Wechsel- und Börsengeschäften zu wachsendem Reichthum gesteigert hatte. Mein seliger Vater, dem ich so viel verdanke, was sich nicht in Geld anschlagen läßt, pflegte zu sagen, was den Menschen früh und anhaltend beschäftige, befriedige und in seiner Weise beglücke, werde zuletzt sein Gott und sein Himmelreich.

„Aehnlich erging es unserm Herrn Aldringer. Sein Herz war — ganz biblisch — bei seinem Schatz. Er hatte bald für nichts mehr Sinn und kaum noch für irgend etwas Anderes einen Gedanken, als für Geld und Werthpapiere. Seine Seele setzte sich nur in Bewegung für Eisenbahn-Unternehmungen, für Wechselkurse und für das Steigen und Fallen der Staatspapiere. Mit einem so gestimmten und erfüllten Herzen hatte er bald nach Eröffnung seines Geschäftes sich um die Zuneigung oder doch um die Hand einer sehr vermögenden Waise beworben, die unterm Druck eines hypochondrischen Vormundes lebte, und mit demselben frommen und beschränkten Sinn, womit sie diesen ertrug, sich den jungen Freier gefallen ließ. Therese gebar ihm die beiden Söhne, die nun erwachsen und Theilnehmer des großen Geschäftes sind. Aber beide Eheleute kamen immer weiter auseinander, die stille Frau kam früher als ihr Mann zum Abschluß: sie starb. Nun heirathete Aldringer, aus dem Gesichtspunkt, ein Haus zu machen, ein jüngeres Fräulein von guter Familie und gesellschaftlicher Bildung, von der er sich mehr Verkehr mit der vornehmen Welt versprach.

„Durch meinen Mann, der als Architekt von Ruf mancherlei für Herrn Aldringer zu bauen hatte, kam ich in Bekanntschaft mit der jungen, liebenswürdigen Frau, ja wir wurden Freundinnen, was man weitläufig, ohne tiefere Bedeutung des Wortes so zu nennen pflegt. Ein inniges Verhältniß mit ihrem Mann bestand eben nicht, so daß sie sich um so mehr zu einer Freundin gedrungen fühlte. Albertine war wie ohne Vermögen, so auch ohne äußere Reize. Was sie an graziöser Lebhaftigkeit und artigen Manieren für die

gute Gesellschaft besaß, nahm ihr Mann auf guten Kredit ihrer Bewunderer gläubig an und that stolz damit. Sie selbst gefiel sich in den breiten Verhältnissen des Hauses Aldringer und Söhne, und suchte in dem, was sie sich und Andern Angenehmes bereiten konnte, einen Ersatz für Alles, was dem Chef dieses Hauses abging.

„Ich kam damals viel in das glänzende Haus — an Prunkabenden und in vertraulichen Stunden. Ich ging nicht ungern hin, und konnte hier an dem Reichthum, aus dem mein Mann so Manches baute, mich selbst erbauen. Da es nämlich ein Reichthum ohne inneres Glück war, so kehrte ich niemals in unsere heitere kleine Wohnung zurück, ohne auf's neue die Seligkeit zu empfinden, die hier zwischen unsern einfachen Wänden wehte, wo uns das fehlende Gold durch unsere Liebe, die Staatspapiere durch gute Bücher und Musikalien, die Geldwechsel durch Verkehr mit edeln Freunden, und die Kapitalzinsen durch das Interesse an allem Wahren, Schönen und Guten im Leben ersetzt wurde.

„Aber noch ein — vielleicht weniger egoistisches Interesse fesselte mich an das Aldringer'sche Haus, — ein schönes und holdseliges Wesen, das wie eine fremde, höhere Erscheinung diesem gewöhnlichen, mitunter niedrigen Lebenskreis angehörte.

„Meine Freundin Albertine war nämlich die ersten zwei Jahre ihrer Ehe mit dem Geldmann ohne Kinder geblieben, und hatte beim Tode ihrer Mutter eine jüngere Schwester zu sich genommen. Bertha war ein schönes, zartes, wie gesagt holdseliges Geschöpf, das durch seine körperliche Anmuth und sein loderndes, schwärmerisches Herz Alles für sich einnahm.

„Eine zarte Neigung, ein inniges Einverständniß mit einem ausgezeichneten jungen Künstler gab ihrer Erscheinung, ihrem Benehmen noch einen mysteriösen Duft, — den Zauber einer in sich selbst befriedigten Heiterkeit und liebreichen Hingebung. Selbst unser Börsenmann konnte diesem Zauber nicht widerstehen, so täppisch und lächerlich zugleich auch die zärtliche Zuthätigkeit sich anließ, womit dieser vom Erdgeist eingenommene und besessene Mann einem solchen ätherischen Wesen huldigte und kleine Opfer darbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwicklungsgeschichte der Erde im Allgemeinen und Deutschlands insbesondere.

3. Artikel.

Die allgemeine Reihenfolge der neptunischen Gebirge und die fossilen Thiere.

II. Secundäre Epoche.

Die zweite oder secundäre Hauptperiode, welche mit der Trias anfängt und mit dem Kreidegebirge endet, charakterisirt sich wesentlich dadurch, daß durch neue Niederschläge die vorher zerstreuten Inseln in Zusammenhang kamen, dadurch größere Kontinente gebildet wurden, die Temperatur abgenommen hat, wenn gleich das Klima noch ein tropisches zu nennen ist, also von Zonenunterschieden noch keine Rede seyn kann, und die Atmosphäre von Wasserdampf und Kohlensäure freier geworden ist, wodurch auch den Sonnenstrahlen ein größerer Spielraum gestattet wurde.

Betrachten wir vorerst das Triasgebirge, so bemerken wir in Kürze Folgendes: Von dem bunten Sandstein hat man als ein unteres Glied den Vogesensandstein abgetrennt, den einzelne Geognosten auch dem Kupferschiefergebirge noch einverleiben. Er besitzt nämlich in den Vogesen eine andere Lagerung als der eigentliche bunte Sandstein und seine Schichten zeigen sich aufgerichtet. Der Vogesensandstein zeichnet sich durch den Mangel an Versteinerungen aus. Im Muschelkalk lassen sich drei Lagen unterscheiden. Die unterste bildet den sogenannten Wellenkalk mit wellenförmiger Oberfläche, die mittleren Lagen (Encrinitenkalk) charakterisiren sich namentlich durch das häufige Vorkommen der Meerlilie (Encrinus liliiformis), die oberen durch das knotige Ammonshorn (Ceradites nodosus). Hieher reiht sich sich auch der Muschelkalkdolomit.

Der Muschelkalk hat vorzügliche Wichtigkeit durch seine Steinsalzablagerugen und Salzquellen.

Der Keuper besteht vorzugsweise aus Sandsteinen, welche die alten Franken überhaupt Keuper nannten. Er beginnt mit der Lettenkohle, einem schieferigen Thon, der in eine fettig anzufühlende Schwarzkohle übergeht. Es begleiten ihn häufig bunte Mergel und Gypsablagerungen.

In der Juragruppe bildet der schwarze Jura (Lias) das unterste Glied. Es besteht aus sandigen, kalkigen und thonigen Schichten mit ihren Uebergängen. Der untere Lias beginnt mit dem versteinerungsarmen Liassandstein und über ihm liegt ein Liaskalk (Gryphitenkalk). Der Name Gryphitenkalk kommt von der Muschelgattung Gryphaea, welche der Auster (Ostrea) nahe verwandt ist, von der sie sich nur dadurch unterscheidet, daß der Buckel der rechten Schaale sich spiralig nach innen einrollt. Der mittlere Lias charakterisirt sich durch die Menge von Belemniten. Der obere Lias (Posidonienschiefer) ist ein bituminöser Mergel, in welchem oft festere Bänke von Kalksteinen vorkommen. Er hat seinen Namen von der Muschelgattung Posidonomya, welche der Kammmuschel (Pecten) verwandt erscheint.

Die Liasschichten besitzen häufig eine schwärzliche Farbe, welche von einem Gehalt von Bitumen herrühren, der in den Schiefern und Kalken oft so bedeutend ist, daß sie beim Reiben und Zerschlagen stinken (Stinksteine).

Der mittlere Jura (braune Jura) hat meist eine braune Farbe und oolithische Struktur (Oolith). Am ausgezeichnetsten ist er in Deutschland an der porta westphalica entwickelt. Seine obern Schichten bilden den Oxfordthon der Engländer und sind an einigen Punkten der Deister, sowie am Lindner Berg bei Hannover aufgeschlossen.

Der weiße Jura besteht namentlich aus Korallenkalk (Coral-rag) und Portlandkalk (Londoner Baumaterial). Der Korallenkalk besteht fast ganz aus Korallen, welche bei der Verwitterung in der schwäbischen Alp die Felder haufenweise bedecken. Statt der schwäbischen Korallenriffe treten in Franken mehr die Dolomite in größerer Ausdehnung auf. Dem Portlandkalk dürfte der Solenhofer Schiefer entsprechend seyn, der übrigens im Allgemeinen als eine Lokalbildung zu betrachten ist. Dem Portlandkalk gleichbedeutend sind wohl auch die sogenannten Nerineen- und Diceratenkalke. Die Gattung Nerinea, den Schnecken angehörig, kommt

nur fossil vor und ist fast ausschließlich auf die jurassischen Gebilde beschränkt. Die Nerinea suprajurensis ist charakteristisch für den Portlandkalk. Die Gattung zeichnet sich durch viele eigenthümliche Falten aus, die sich im Innern der Schaale bilden. Die Muschelgattung Diceras (Doppelhorn) hat auch eine eigenthümliche Bildung und ihre Arten sind gleichfalls auf die oberen jurassischen Schichten beschränkt.

Zu der Juraformation rechnet man endlich auch noch die Wäldergruppe. Sie besteht aus drei Gliedern, dem Serpulitenkalk (Purbeckkalk), welcher den weißen Jura unmittelbar bedeckt, dem Kohlensandstein (Deister- oder Hastingssand) und dem eigentlichen Wälderthon, der unter dem Hilsthon der Kreideformation liegt. Sie ist als eine Süßwasserbildung zu betrachten und liegt in dem Gebiet zwischen dem Teutoburger Wald und der Ocker und bildet namentlich die Hauptmasse des Osterwalds. In England, wo sie in Sussex in dem Walde von Tilgate vorkommt, wurde sie zuerst als selbständige Bildung beobachtet.

Die Kreideformation theilt sich, wie bereits bemerkt wurde, in drei Glieder, ein unteres, mittleres und oberes.

Die untere Kreidebildung oder Neocomienbildung (Neufchatel) wird in Deutschland durch die sogenannten Hilsbildungen vertreten, und man unterscheidet von unten nach oben den Hilsthon, Hilsconglomerate und den Hilssandstein. Sie ist in Norddeutschland an einigen Orten (an der Deister u. s. w.) aufgeschlossen.

Die mittlere Kreide oder der Gault, in England und Frankreich mächtig entwickelt, scheint in Deutschland zu fehlen.

Die obere Kreide besteht endlich von unten nach oben aus fünf Gliedern, dem Quadersandstein, dem Grünsand, dem Flammenmergel, dem Plänerkalk und der weißen Kreide.

Der Quadersandstein ist besonders in der sächsischen Schweiz mächtig entwickelt und bildet dort die herrlichen Felspartien an der Elbe.

Der Flammenmergel ist ein mehr oder weniger festes Kalkgestein mit flammenartigen Aderbildungen. Er findet sich im nordwestlichen Deutschland.

Der Grünsand ist ein grüngefärbter Sandstein. Sein Bindemittel ist nämlich eine Mischung von Kalk und erdigem Chlorit (Grünerde), welcher letztere die Farbe gibt.

Der Plänerkalk hat seinen Namen von dünnen Steinplatten, welche in Sachsen von den Steinbrechern Pläner genannt werden. Er ist ein Kalkgestein, das gewöhnlich auf sehr versteinerungsreichen Mergeln (Plänermergeln) ruht.

Die weiße Kreide besteht großentheils aus einer zahllosen Menge mikroskopisch kleiner Thierschaalen (Foraminiferen). Sie ist in Deutschland auf die Insel Rügen beschränkt und bei uns nur durch Mergel und Tuffe vertreten. Interessant ist der Kreidetuff von Mastricht (Petersberg).

In der Kreide kommen namentlich Knollen von Feuersteinen vor, die gleichfalls thierischen Ursprungs zu seyn scheinen (Bacillarien und Spongillennadeln).

Was die Thierwelt in dieser Periode betrifft, so treten die Landthiere immer noch sparsam auf, da der Inselcharakter noch vorherrscht. Süßwasserthiere sind noch spärlich vorhanden. Die Infusionsthierchen und namentlich die Rhizopoden, welche zuerst vereinzelt im Jura erscheinen, treten massenhaft und schichtenbildend in der Kreide auf. Sie kommen heute noch in ungeheurer Zahl im Meeressand vor.

Die Polypen fehlen in der Trias merkwürdigerweise gänzlich, treten im Jura für die ganze Vorwelt auf ihren Höhepunkt, indem sie hier die merkwürdigen Korallenriffe (z. B. in Schwaben) bilden, und nehmen in der Kreide wieder ab. Die Polypen der Kreide gehören zumeist den kleinen Formen der Polythalamien und Foraminiferen an.

Die Strahlthiere, in der vorigen Periode seltener, treten hier in zahlreichen Gattungen auf. Charakteristisch für die Trias sind besonders die mit ihrem Stiel auf dem Meeresgrund festgewachsenen Crinoideen. Im Muschelkalk war ihre Blüthezeit, welche sie weder vorher noch nachher jemals wieder erreicht haben. Ganze Schichten bestehen z. B. aus den Ueberresten der Seelilie (Encrinus liliiformis). Die Jetztwelt kennt einen einzigen Repräsentanten Pentacrinus caput Medusae im Antillenmeer. Die Seeigel (Echinoideen) mit ihrem halbkugeligen und scheibenförmigen Körper, der mit Kalkstacheln besetzt ist, finden sich einzeln in der Trias, in großer Zahl im Jura, und erreichen ihre höchste Entfaltung in der Kreidezeit. Die freibeweglichen Seesterne (Asteriden) treten seltener auf.

Die Mollusken nehmen in dieser Periode einen ungeheuren Aufschwung, namentlich die Muscheln, welche dem Muschelkalk den Namen gegeben haben. Auch die Schnecken erscheinen in großer Zahl. Auch im Jura haben die Schichten des Gryphitenkalks und Nerineenkalks ihren Namen von Leitmuscheln (Gryphaea und Nerinea).

Die Brachiopoden verlieren bereits in dieser Periode ihren Formenreichthum. Wir erwähnen nur die sonderbare Todtenkopfmuschel (Crania larva) aus der Kreide.

Die Cephalopoden stehen durch die Gattung der Ammoniten mit ihren eigenthümlich gezackten Scheidewänden ziemlich auf ihrem Kulminationspunkt. Von besonderem Interesse ist aber die neue Gattung der Belemniten, welche den Orthoceratiten an Gestalt gleichen. Auch ihre Schaale besaß Scheidewände, lag aber unzweifelhaft im Innern des Thieres. Sie kommen nur im Jura und der Kreide vor und sind nunmehr gänzlich ausgestorben.

Die Gliederthiere dieser Periode sind weder sehr zahlreich, noch besonders bedeutungsvoll für das Alter der Schichten. Von Würmern hat sich nur die Gattung Serpula erhalten.

Von den Krebsen sind die Trilobiten verschwunden; von langschwänzigen Formen oder Macruren finden sich die ersten Spuren in der Trias (Pemphix), in der Juraperiode und namentlich im Solenhofer Schiefer aber zahlreiche Formen, die jedoch in der Kreide wieder merklich abnehmen. Nur die Cirrhipeden, welche jetzt noch in Menge unsere Meere bewohnen, oder Rankenfüßer haben sowohl in der Kreide als im Jura in ihren Schaalen unvergängliche Spuren ihrer Thätigkeit hinterlassen. In der Kreide erscheinen übrigens die ersten kurzschwänzigen Krebse oder Brachyuren. Von den Arachniden und Insekten finden sich namentlich einzelne Formen und insbesondere in den Solenhofer Schiefern, die in einem ruhi-

gen Busen sich abgesetzt haben. Wir erwähnen besonders Libellen, die sich ziemlich zahlreich in diesen Schiefern gefunden haben.

Von den Wirbelthieren sind es die Amphibien, welche in dieser Periode ihre höchste Entwicklung finden, so daß sie dieser Zeit ihren Stempel aufgedrückt haben, obschon die Fische ebenfalls einen großen Reichthum an Formen aufweisen. Von Vögeln und Säugethieren finden sich in dieser Periode nur geringe Spuren. Von den Vögeln sind Vogelknochen aus den Wälderschichten zu erwähnen, die Reihern und Schnepfen angehören mögen; die Reste von Säugethieren deuten auf Beutelthiere und Seehunde.

Die Fische behalten anfangs noch den Charakter, den sie in den Zechsteinschichten hatten; sie sind vorzüglich Ganoiden mit heterocerker Schwanzbildung und es treten noch neue Gattungen hinzu. Im Jura entwickeln sich Ganoiden mit homocerker Schwanzbildung (Lepidotus). Die Knochenfische und besonders Haifische sind gleichfalls im Zunehmen begriffen und im Muschelkalk finden sich förmliche Felder, die mit ihren Zahnresten übersäet sind. Auch in der Kreide finden sich zahlreiche Haifischzähne. In der Kreide finden sich die ersten Kreisschupper oder Cycloiden, in der Wäldergruppe Süßwasserfische.

Was die Amphibien betrifft, so treten zuerst zu den Lacertinen der vorigen Epoche einige neue Gattungen (Cladyodon, Rhynchosaurus).

Zu den ältesten Formen gehörten dann Labyrinthodonten mit ihrer merkwürdigen Zahnsubstanz. Sie waren den nackten Amphibien durch den doppelten Gelenkkopf am Hinterhaupt verwandt und den bedeckten oder Krokodilen durch ihr Schuppenkleid. Sie scheinen die Form der Eidechse besessen zu haben, wie etwa Ichthyosaurus, aber mit plumperen Füßen. Es sind von ihnen nur wenige Reste vorhanden und zu der ersten Spur der vorigen Periode treten hier neue Gattungen (Trematosaurus, Mastodonsaurus, Capitosaurus, Metopias). Sie charakterisiren die Glieder der Triasgruppe.

Eine andere Familie ist die der Seedrachen (Halidracones), die Vorläufer der spätern Meereidechsen (Enaliosauren). Diese Familie und die Labyrinthodonten besitzen nur ebene oder concave Gelenkflächen der Wirbelkörper. Man unterscheidet mehrere Gattungen aus dem Muschelkalk (Nothosaurus, Dracosaurus, Conchiosaurus).

In den Schichten des Jura kommen nun theils nackte mit biconcaven Wirbelflächen, theils bedeckte Amphibien vor.

Unter den nackten tritt die Gattung der Fischeidechsen (Ichthyosaurus) zuerst im Lias auf, von denen eine Art 40—50' Länge gehabt haben muß. Sie zeichnen sich durch ihren großen mit furchtbaren Zähnen bewaffneten Kopf und ihre ungewöhnlich großen runden Augen aus.

Die Gattung der Schlangenechsen (Plesiosaurus) besaß einen kleinen Kopf, einen ungewöhnlich langen Hals mit 35 Wirbeln und Fischflossen. Sie trat gleichzeitig mit dem Ichthyosaurus auf und bewohnte dieselben Buchten. Den Ichthyosaurus charakterisirt wesentlich ein großer Kopf, sehr kurzer Hals und langer Schwanz, den Plesiosaurus dagegen ein kleiner Kopf, langer Hals und kurzer Schwanz.

Etwas später im obern Jura treten dann zuerst mehr krokodilartig gepanzerte Gattungen auf. Der Teleosaurus im oberen Jura und der Mosasaurus in der Kreide.

Hieher gehört noch der Iguanodon, eine Landeidechse von 70 Fuß Länge.

Endlich führen wir noch die seltsame Form der Flugechsen (Pterodactylus) aus den Solenhofer Schiefern auf. Für das Luftleben derselben spricht außer den Krallenhäuten, zu welchen die Verlängerung der Fingerknochen diente, ihre Haarbekleidung, die aus Abdrücken hervorgeht.

Betrachten wir wiederum den Schauplatz und zwar unser engeres Vaterland, so veränderte sich derselbe in der secundären Periode sehr wesentlich.

Durch den Absatz der Triasschichten und namentlich durch den bunten Sandstein wurden sowohl die früher unterschiedenen drei Inseln, als auch die vorgeschobenen Felsenriffe am Südrand des Schwarzwaldes und der Vogesen miteinander zu einer einzigen Insel verbunden, während das Meer zurücktrat. Die Vogesen und der Schwarzwald ragten als zwei schmale Landzungen in das Meer hinaus und auch nordwärts bildete sich ein Vorsprung, wo später die Weserkette und der Teutoburger Wald hervorbrachen.

Am Anfang der Periode wurde übrigens zuerst der Vogesensandstein gehoben und erst nach dieser Hebung schlug sich der bunte Sandstein nieder.

Die älteste Küste der Triasformation ist durch die innere Grenze des Lias bezeichnet, während seine äußere das Ufer des Kreidemeeres bildet.

Der Jura läuft aber vom Fichtelgebirg abwärts bis zum Donauthal, bildet dessen nördlichen Abfall, zieht sich bis zum Schwarzwald, umgeht denselben südlich und steigt von den Vogesen aufwärts bis zu den Ardennen. Er bezeichnet den Ort des ehemaligen Jurameeres. Durch seinen Absatz schloß sich der Meerbusen des Rheinthales von Basel bis Mainz, der bis dahin im Süden frei geblieben. Sein späterer Durchbruch gab dem Rheinstrom sein Bett, ohne daß die Zeit dieses Durchbruches näher zu bestimmen seyn dürfte.

Durch den Absatz der Kreideglieder wurde vorzüglich das böhmische Binnenmeer ausgefüllt, und es entstanden allda die Schichten von Quadersand und Plänerkalk, in denen sich später die obere Elbe ihr Bett wühlte, welche dieselben an der böhmischen Grenze in malerischer Schönheit durchbricht. Böhmen wurde dadurch vom Meere befreit. Auch im Norden von Deutschland entstanden Kreideniederschläge.

Es ist übrigens zu bemerken, daß der Böhmerwald Schichten des Krupers, das Erzgebirge Schichten des Jura, und das Riesengebirge Schichten der Kreide hat, und daß sonach an den älteren Küsten mancherlei Veränderungen vor sich gehen mußten. A. W.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 65. Mittwoch den 14. August 1861.

Die letzte Stunde eines Börsenmannes.

(Fortsetzung.)

„Zuerst — ich muß es gestehen — war mir bang bei dieser Aufmerksamkeit, die zum erstenmale sich selbst zu vergessen schien, — bang um das unbefangene und zugleich abhängige liebe Kind. Ich war aufmerksamer, ich beeiferte mich über meinen Liebling zu wachen. Doch ich überzeugte mich bald, daß es mit solcher ungewöhnlichen Gunst nicht so schlimm gemeint war, als ich gefürchtet hatte, und daß nur die Miene und Geberde einer ungewohnten Empfindung sich ungeschickt und roh ausnahm. Ich ward nun vielmehr dem Mann etwas gewogener dafür, daß er noch einen Sinn für eine himmlische Erscheinung hate, daß sein vom Irdischen bestricktes Herz noch eine lichtempfängliche Stelle bewahrte, von der aus er noch erlöst werden konnte.

„Doch eine Aufgabe blieb mir noch übrig; das liebende, liebliche Wesen vor dem brutalen Reichthum des Schwagers und dem verlockenden Geschmack der Schwester in seiner anspruchslosen Einfalt und idealen Schwebe zu erhalten.

„Alberte, meine reich gewordene Freundin, war allerdings nicht ohne edeln und höheren Sinn in das geldmächtige Haus gekommen; aber ihr Wohlgefallen am Aeußern und die Beschäftigung mit dem Oberflächlichen, die ihr der gesellschaftliche Verkehr auferlegte, nahmen in dem Maße zu, als die Macht, die sie über den Gatten gewann, ihr die Mittel vermehrte, mit denen sie nicht blos ihre Freude am Aufwand, sondern auch ihrer Neigung Andern Freude zu machen oder wohl zu thun befriedigen konnte. Selbst diese Neigung und der ihr angeborne Trieb der Wohlthätigkeit, je leichter die heitere Frau beiden nachgeben konnte, schienen sich nur desto mehr ins Aeußerliche, Nichtige zu verlaufen, und das üppige Blätterwerk der Herzensgüte drohte rückwirkend die heilsame Wurzel selbst zu verderben.

„Mußte ich mithin nicht suchen, meinen Liebling mit seiner sanften Schwärmerei für das Ideale gegen den Einfluß zu schützen, den der Reichthum des Hausherrn und der Gebrauch, den die Hausfrau davon machte, so leicht auf ein junges Herz zum Verderbniß seiner Zukunft hätten ausüben können?

„So gingen Jahre vorüber, in denen das Geld die einander so fremden Herzen beider Eheleute mehr und mehr vereint hatte, so daß Albertine nun auch ihrem Manne drei Kinder schenkte, die eben sechs bis neun Jahre alt geworden waren, als ihr Vater von einem heftigen Typhus ergriffen wurde.

„Die Sache nahm sehr schnell ein ernstes Ansehen. Meine Freundin, in solchen Begegnissen unerfahren, nicht geduldig genug zum Ueberlegen und gewohnt, selbst in leichteren Anliegen sich an mich zu lehnen, ließ mich rufen. Ich hatte zu überlegen, ob ich bei den Pflichten für die Meinigen mich in den Ansteckungskreis eines so gefährlichen Fiebers wagen dürfe. Mein Mann rieth mir nicht ab: er wußte, daß ich in solchen Lagen resolut und nicht apprehensiv war. Ich eilte also dahin, wohin ich so oft auch früheren Einladungen gefolgt war. Albertine warf sich an meine Brust, und ich richtete sie auf.

„Der Kranke lag in heftigem Fieberwahnsinn. Der Arzt war da und der Geistliche kam bald. Jener konnte noch mit seinen Medikamenten dem stürmischen Körper beikommen; diesem aber entzog sich die irreredende Seele. Beide thaten, was sie vermochten. Als sie fort waren, und die Aufmerksamkeit der beiden erwachsenen, dem Geschäfte associirten Söhne sich ausschließend auf den unruhigen Vater richtete, nahm ihr Bedenken und ihre eigene Unruhe noch mehr zu. Es entging mir nicht, daß der Inhalt des Irredens beiden nicht weniger Sorge machte, als das Delirium selbst. Denn der Fiebernde sprach unaufhörlich von nichts Anderem, als womit freilich seine Seele sich das bisherige Leben lang ausschließend beschäftigt hatte, von Goldstücken, die nicht vollwichtig, von Aktien, die im Fallen, von Coupons, die fällig wären. Er schrie nach der Goldwage, nach dem Börsenblatte; er bezeichnete die zu verkaufenden Papiere, berechnete, was und wie viel angekauft werden sollte. Er machte mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand die Bewegung einer Scheere, und einer der beiden Krankenwärter, ein hämischer Mensch, warf ihm Papierschnitzel auf die Decke, die er wie Zinsabschnitte hintereinander steckte, — ärgerlich, zornig, fluchend, wenn er im Zusammenrechnen der Gulden und Kreuzer immer wieder irre wurde, wie er ja in seiner ganzen Existenz irre war.

„Mich überlief's ein und das anderemal eiskalt.

„Inzwischen waren auch die kleinen Mädchen ihrer Erzieherin entlaufen, und die Mutter aufsuchend in's Zimmer gekommen. Sie starrten erst ängstlich, bald aber lachend den närrischen Vater an. Die Mutter, meine Freundin Albertine, achtete der Kinder nicht. Ihre gespannte Aufmerksamkeit war auf die beiden Stiefsöhne gerichtet, die mit unruhigen Mienen eine heimliche Angelegenheit verhandelten. Der Fieberwahnsinn beunruhigte mit seinem Gegenstande ihren

Geschäftsverstand, und die unmündigen Halbgeschwister, die verwöhnten Mädchen, die jetzt unartig an's Bett schlichen, an der Decke zupften und lachend wieder fortliefen, stiegen mit ihrer Ausgelassenheit in die Ueberzeugung der Stiefbrüder — nicht als erziehungsbedürftige Kinder, sondern als Mitberechtigte an der Hinterlassenschaft des Sterbenden, um derentwillen das Gericht sofort einschreiten werde. Vergebens stieß ich meine Freundin an, den Kindern zu wehren, die durch das Zuwinken des tückischen Krankenwärters immer ausgelassener wurden. Albertine hatte nur Sinn für das Räthsel ihrer Stiefsöhne, und diese fühlten sich mehr und mehr gedrückt durch das große gespannte Auge der Stiefmutter, das auf ihnen ruhte und ihre Absichten zu bedrohen schien. Nicht lang, so zogen sie Albertine in ihre Ueberlegung und entfernten sich mit ihr, ich weiß nicht zu welchem Vorhaben, nach dem nahen Comptoir.

„Ich sah mich nun mit den Kindern und den beiden Wärtern allein. Diese hatten nun zu wachen und zu halten genug, da der Kranke immer wieder fort und an sein Pult wollte, plötzlich aus dem Bette sprang und nur mit voller Anstrengung der beiden Männer wieder unter die Decke zu bringen war.

„Kniet nieder und betet, ihr Bälge!" gebot ich zürnend den kleinen Fratzen. „Euer Vater stirbt! Fühlt ihr das nicht?"

„Im ersten Augenblick gehorchten sie mir, und ich betete ihnen laut das Vater unser vor mit dem protestantischen Schluß: denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit und die Ewigkeit. Amen. — Dann aber schrieen sie und riefen „Mutter!" und ich brachte sie zu ihrer Gouvernante.

„Wie ich wieder zurückkam, schien mir der Kranke bedenklich still geworden. Ich eilte durch's nächste Zimmer nach dem Comptoir. — Hier fand ich die beiden Brüder über das große Geschäftsbuch gebeugt, der Stiefmutter vorrechnend, die von entgegengesetzter Seite auf beiden Ellbogen über den Tisch gestreckt lag. Der schwere Deckel der angeschraubten eisernen Kiste stand offen; Geldsäcke waren herausgehoben, allerlei Papiere lagen umher; man zählte und rechnete. Auch mein Mann stand dabei. Er war gekommen, nach mir zu sehen und man hatte ihn statt eines höflichen Empfanges, wozu Alles zu pressirt war, als unparteiischen Zeugen in das Geschäft gezogen, über das im Allgemeinen die Brüder mit der Stiefmutter einverstanden schienen. Es galt — ich weiß nicht um welche Anordnungen oder Vorkehrungen, womit man dem nach dem Tode des Geschäftsvorstandes und Erblassers einschreitenden Gericht zuvorkommen wollte. Ich rief ihnen zu, sie möchten doch eiligst herüberkommen, Herr Aldringer liege im Sterben.

„Wir können aber noch nicht!" versetzte der ältere Sohn ungeduldig. — „Wir sind noch nicht fertig!" setzte der Andere gelassen hinzu. — „Bitte, liebe Fritze, laß doch meinen guten Mann noch ein Viertelstündchen —!" — Albertine besann sich noch, ehe sie in ihrer Eingenommenheit von dem Geschäfte den eiskalten Unsinn aussprach, und erröthete.

„In diesem Augenblicke trat Frau Bertha leise herein. Mein Liebling war nämlich seit einem Jahre mit ihrem bei der Akademie angestellten Maler verbunden, und kam zu sehen, wie's um den Kranken stehe. Jetzt erschien sie mir noch einmal als ein Engel des Trostes, ob man ihr gleich schon ansehen konnte, daß sie selbst auf einen kleinen Engel hoffte. Ich winkte ihr, und nahm sie mit ins Krankenzimmer.

(Schluß folgt.)

Die Entwicklungsgeschichte der Erde im Allgemeinen und Deutschlands insbesondere.

3. Artikel.

Die allgemeine Reihenfolge der neptunischen Gebirge und die fossilen Thiere.

III. Tertiäre Epoche.

Was die dritte oder tertiäre Periode anlangt, in welcher das Molassengebirge oder Braunkohlengebirge auftritt, so hat man nirgends auch nur die Hälfte von ihren Schichten übereinandergelagert angetroffen, um danach ihre Altersfolge wie bei den älteren Schichtensystemen beurtheilen zu können. Man hat, nicht ohne Willkühr, nach der Prozentzahl von Thierformen wiederum drei Perioden angenommen, und unterscheidet eine ältere (eocene), mittlere (miocene) und neuere (pliocene). Eine wesentliche Erscheinung war aber die, daß das Klima, welches anfangs noch ein tropisches war, in ein subtropisches überging, und am Schluß der Periode, in der sogenannten Diluvialzeit, welche von einigen Geognosten der Tertiärzeit noch zugezählt wird, Zonenunterschiede hervortreten. Die untertiären (eocenen) Bildungen bestehen aus zwei Gliedern, dem Nummulitenkalk und Grobkalk. Der Nummulitenkalk hat seinen Namen von einer Korallenart (Nummuliten) mit gekammerten linsenförmigen Schaalen, aus denen beinahe das ganze kalkige oder auch sandige Gestein besteht. Sie hat ihren Namen von ihrer Aehnlichkeit mit Münzen (numus). Strabo erzählt, daß bei der Aufführung der Pyramiden die Arbeiter dieselben für versteinerte Linsen gehalten haben.

Die untertiären Bildungen sind namentlich in den Becken von Paris und London entwickelt. Den Pariser Grobkalk vertritt im Londoner Becken der London-Thon. Von charakteristischen Versteinerungen des Pariser Grobkalks führen wir namentlich die Hornschnecken (Cerithium) und Stachelschnecken (Murex) an. Im Pariser Becken liegen überdieß über dem Grobkalk zwei jüngere Glieder, der Sandstein von Fontainebleau und der obere Meeressandstein; noch jünger ist der Gyps von Montmartre mit Resten von Dickhäutern (Palaeotherium, Anaplotherium). In Deutschland finden wir den Grobkalk im Mecklenburgischen, Mainzer Becken u. s. w.

Einzelne Braunkohlenablagerungen zeigen wohl durch ihre organischen Einschlüsse, daß sie den unteren Tertiärschichten angehören (bei Kassel, Halle u. s. w.) Die Braunkohlen des nördlichen Deutschland sind nämlich entschieden älter, als die des südlichen.

Die mitteltertiären (miocenen) Bildungen, auch Tegelbildungen genannt, finden sich in Deutschland vorzugsweise im Wiener- und Mainzer-Becken, und namentlich auch in ganz Mittel-Frankreich und bei Bordeaux. Auch in England und Italien sind sie an einzelnen Orten entwickelt.

Die hieher gehörigen Bildungen sind Sand-, Kalk-, Thon- und Mergelbildungen. Den Namen Molasse führen die Sandsteine von einem feinkörnigen grauen Sandstein, welcher am Nordrand der Alpen und in der Schweiz entwickelt ist. Zu ihnen gehören die Sandsteinbildungen zwischen dem Jura und den Alpen. Ein grobes Kalkstein-Konglomerat, welches die Molassensandsteine überlagert, heißt Nagelflue. Ein blauer Mergel bei Wien wird dort Tegel genannt, und von diesen Mergelschichten erhielt die Formation ihren Namen. Diese Schichten werden zuletzt von einer mächtigen Kalkbildung (Leithakalkstein) überlagert, welche namentlich das Leithagebirge konstituirt.

Diesen Bildungen scheinen die meisten Braunkohlenlager anzugehören. Mit der Braunkohle erscheint alsdann auch der Braunkohlensandstein und Braunkohlenschiefer. Durch Erdbrände gehen die Thonschiefer der Braunkohle in Porzellanjaspis über.

Außer vieler Herzmuscheln (Cardium) und Kegelschnecken (Conus) ist namentlich die beperlte Hornschnecke (Cerithium margaritiferum) charakteristisch. Aus dem Mainzer Tegelsand stammt das Dinotherium und aus entsprechenden Schichten in Amerika das Megatherium.

Die obere (pliocene) Formation ist wiederum aus Sand-, Kalk- und Thonschichten zusammengesetzt. Sie erscheint vorzugsweise in Italien entwickelt, wo sie den Fuß der Appeninen auf beiden Seiten begleitet, weßhalb sie auch den Namen der Subappeninenformation erhalten hat. Uebrigens steigt sie zuweilen zu bedeutenden Höhen daselbst hinauf. Die tertiären Schichten von Palermo in Sizilien, von Perpignan und die Landes in Frankreich, der nordamerikanische Kalkstein von Alabama (welcher das Zeuglodon einschloß), in Deutschland das hessisch-westphälische Becken, die bituminösen Süßwassermergel von Oeningen, der Süßwasserkalk von Bilin und Steinheim (Würtemberg) sind als parallele Formationen zu betrachten.

Von den Versteinerungen erwähnen wir besonders die Foraminiferen (Kammern- oder Loch-Träger).

Hieher gehören namentlich Schwefellager auf Sizilien. Für die Tertiärgebirge sind auch Salzablagerungen (Wielitzka, Cardona in den Pyrenäen u. s. w.) wichtig.

In Beziehung auf die Thierwelt charakterisirt sich die tertiäre Epoche namentlich durch die große Uebereinstimmung der damaligen Thierformen mit den jetzigen, besonders in den niederen Abtheilungen. Es gibt keine Familie der Tertiärzeit, welche der Gegenwart fehlte; nur Gattungen können ausfallen.

Von den Infusorien treten die Foraminiferen als schichtenbildend auf und geben einzelnen Schichten selbst den Namen, wie das z. B. beim Nummulitenkalk der Fall ist, den die Gattung Nummulina veranlaßt hat.

Die Polypen treten nicht häufig auf und liefern geringe Korallenreste in den Tertiärschichten; es ist aber nicht unmöglich, daß heutige Korallenbildungen bis auf jene Zeit zurück datirt werden können.

Was die Radiaten betrifft, so sind Haarsterne (Crinoideen) und Seesterne (Asteriden) sehr selten; häufiger treten Seeigel (Echiniden) auf.

Die Muscheln und Schnecken sind häufig und nähern sich den heutigen Formen mehr als denen der vorhergehenden Periode.

Die Brachiopoden und Cephalopoden sind gleichfalls seltener; es treten aber einige neue Formen derselben auf, welche zum Theil den Uebergang zur Jetztzeit vermitteln. Die Gliederthiere spielen im Ganzen auch hier eine untergeordnete Rolle.

Von Würmern finden sich nur die röhrenbildenden Ringelwürmer vertreten.

Die Klasse der Krustenthiere ist nur schwach vertreten. Nur die Cirrhipeden nehmen wesentlichen Antheil an der Bildung mancher Süßwasserkalkschichten. Die Gattung Cypris bildet, im Mainzer Becken in Unmasse auftretend, dünne Kalkschichten. Die kurzschwänzigen Krebse oder Brachyuren treten auf. Eben so die ersten wahren Ringelkrebse, und zwar Asseln. Von Spinnenthieren haben sich namentlich Skorpione gefunden.

Insekten haben sich besonders in dem Bernstein der Braunkohle gut erhalten. Ebenso finden sich in den Süßwassermergeln der Auvergne Kalke, welche ganze Schichten von Phryganeenlarvenröhren enthalten, woher der Namen Indusitenkalk (Indusia tabulata) rührt.

Die Fische betreffend, so sind hier die Eckschupper (Ganoiden) und Kornschupper (Placoiden) entschieden gegen früher in Abnahme begriffen, wogegen hier zuerst die Kreisschupper (Cycloiden) auftreten, von denen man annimmt, daß sie den Fischcharakter am bestimmtesten aussprechen. Die Fischformen jener Periode nähern sich übrigens deutlich denen der Jetztwelt und finden sich in vielen See- und Süßwasserablagerungen.

Die Amphibien anlangend, so ist ihre Zahl im Allgemeinen gering, und die Ueberreste nicht besonders gut erhalten. Die abenteuerlichen Formen der vorigen Periode sind verschwunden. Es ist aber sehr bemerkenswerth, daß jetzt zu den vorigen Ordnungen der Eidechsen (Saurier) und Schildkröten (Chelonier) auch noch die beiden andern Ordnungen, die Schlangen (Ophidier) und Frösche (Batrachier) hinzutreten.

Die Vögel geben auch hier kein deutliches Bild ihrer Formen, indem man eben nur einzelne Knochen findet, die den Ordnungen der Sing-, Hühner-, Sumpf- und Schwimmvögel entstammen. In Deutschland sind sie noch seltener als in Frankreich und England.

Die Säugethiere bilden die wichtigsten Versteinerungen dieser Periode, und unter ihnen sind es wieder die Dickhäuter oder Pachydermen, welche die eigenthümlichsten Formen darbieten. Sie finden sich sowohl in einzelnen Lagern, wie z. B. in der Pariser Tertiärformation, bei Alzei in Rheinhessen, bei Cannstadt, im Löß der Rheingegenden u. s. w. als in Höhlen, in denen sie theils ihre Lagerstätte hatten, theils durch Fluthen hingeschwemmt gefunden werden. Man vermißt keine einzige lebende Familie.

Die Wale finden sich, und zwar die Zahnwale oder Delphine schon in den unteren tertiären Schichten, die Bartenwale (Walfische) erst im Diluvium. Wir erwähnen namentlich die Gattung Ziphius, dem Delphin ähnlich, aber zahnlos. Das Zeuglodon mag ein Mittelding zwischen Seehund und Walfisch gewesen seyn. Eine Sirenengattung war ferner wohl das Dinotherium, mit abwärts gerichteten Hackenzähnen, wodurch es den Uebergang zum Walroß vermittelt hat.

Die Dickhäuter schließen sich durch ihren Zahnbau an die Sirenen. Der afrikanische Elephant war in der Tertiärzeit durch das Missurium (Koch) und der asiatische durch das Mammuth vertreten. Eine zweite Elephantenart, welche die Katastrophe des Diluviums nicht überdauerte, war das Mastodon, welches sich durch seinen Körperbau und seine eigenthümliche Zahnbildung (Zitzenzähne) von den Elephanten unterschied.

Von Naßhörnern fand sich auch eine Art ohne Horn (Aceratherium) und ohne Schneidezähne (Elasmotherium).

Die fossilen Gattungen Palaeotherium und Lophiodon vermitteln den Uebergang von den Naßhörnern zu den Schweinen und bilden vielleicht eine natürliche Gruppe, die gegenwärtig durch den Tapir vertreten ist und der sich gleichfalls fossil findet. Auch Nilpferde und Schweine finden sich fossil, und überdies namentlich auch Formen, welche den Uebergang von den Sirenen zum Walroß, den Naßhörnern zum Tapir, dem Tapir zum Schweine ꝛc. vermittelten.

Einen Uebergang von den Dickhäutern zu den Wiederkäuern bildet das Anaplotherium, welches zugleich in Bezug auf einige Eigenschaften an die Pferde erinnert.

Wiederkäuer, wie Pferde und Hirsche u. s. w. sind gleichfalls fossil vorhanden. Besonders finden sich viele Hirschgeweihe. Das merkwürdigste Glied dieser Klasse ist das Sivatherium, welches als Zwischenglied von Dickhäutern und Giraffen angesprochen werden kann.

Die Gruppen der Edentaten, welche gegenwärtig der südlichen Erdhälfte eigenthümlich ist, findet sich in Europa nicht unbezweifelt fossil. Dagegen fand man in Südamerika höchst merkwürdige Reste einer Thiergruppe, welche die Faulthiere mit den Gürtelthieren verband. Daher gehören die Gattungen Mylodon, Megatherium, Megalonix und Platonyx. Sie besaßen den kurzen runden Kopf mit wenig cylindrischen Zähnen des Faulthiers und den übrigen Bau mit der Solidität seiner Knochen von dem Gürtelthier. Panzer dürften dieselben schwerlich getragen haben.

Nagethiere kommen in allen Perioden vor, namentlich Hasen in Höhlen.

Nächst den Pachydermen sind unbezweifelt die Raubthiere die wichtigsten, deren Knochen sich auch häufig finden und am besten erhalten haben. Sie liefern auch den Beweis, daß die Fleischfresser (Carnivoren) jünger als die Pflanzenfresser (Phytophagen) sind.

Die Gattung Taxodon ist nicht aufgeklärt, und wurde schon zu den Nagethieren, Pachydermen und Beutelthieren gerechnet. Die Gattungen Thylacotherium und Phascolotherium sind ebenfalls verschiedenen Thiergruppen zugewiesen worden.

Im Allgemeinen ist bemerkenswerth, daß alle Hauptformen in jener Zeit vertreten zu seyn scheinen. Charakteristisch ist, daß in der tertiären Periode die Bären und Hyänen, in der Jetztwelt die Hunde und Katzen vorherrschen.

Die Fledermäuse und Affen sind gleichfalls fossil vorhanden, wenn auch ihr Vorkommen ein seltenes ist.

Was endlich den Schauplatz in der tertiären Epoche betrifft, so mußten gleich anfangs sehr bedeutende Veränderungen vor sich gehen, indem das Meer von einem sehr großen Theil der bedeckten Erdoberfläche sich zurückzog. Die Ursache dieser Störungen dürfte aber unschwer in den Durchbrüchen der westlichen Alpenkette, der Pyrenäen und Appeninen zu finden seyn.

Auch Deutschland erlitt in dieser Periode durch die Hebung der Weserkette und des Teutoburger Waldes nach dem Absatz der Kreide bedeutende Umwälzungen.

Das nördliche Meer überfluthete wohl öfters seine Ufer, nahm theilweise die Waldungen des Festlandes mit sich fort, um sie an geeigneten Plätzen abzusetzen, bedeckte sie mit Sand- und Thonschichten und gab Veranlassung zu lokalen Braunkohlenablagerungen. Im Norden blieb vorläufig die alte Meeresküste. Im Süden wurde dagegen die Alpenkette von Wallis bis nach Oesterreich gehoben und dadurch wahrscheinlich auch verursacht, daß die Molasse zwischen dem Jura und den Alpen größtentheils trocken gelegt wurde. Nur im Südwesten mag ein Binnensee geblieben seyn, der die Geröllmassen der Schweizeralpen aufnahm und sie vermittelst des Gletschereises als erratische Blöcke dem Jura zuführte.

Um diese Zeit oder vielleicht auch noch früher scheinen auch die Braunkohle, die vulkanischen Gebirge in Hessen und Böhmen, der Vogelsberg, die Rhön, das Mittelgebirge und die Basalttuffe Schwabens, welche der rauhen Alp ihre aufgerichtete Stellung gaben, durchgebrochen zu seyn.

Störungen im Innern Deutschlands und lokale Süßwasserabsätze scheinen eine Folge gewesen zu seyn. Nunmehr hing ein großer Theil des mitteleuropäischen Festlandes zusammen. Nur im Norden lag ein beträchtliches Binnenmeer zwischen dem Ural, dem Kaukasus, den Karpathen und der deutschen Nordküste, auf dem die nordischen Gebirge wiederum durch Gletscher erratische Felsblöcke herumtreiben lassen konnten.

Es waren endlich wohl die Durchbrüche der vulkanischen Kordillerenkette, welche Rußland und Deutschlands Norden vom Wasser befreiten und das Diluvium trocken legten.

Die Produkte der historischen Zeit werden als Alluvialgebilde bezeichnet, und dem aufmerksamen Beobachter bietet sich immer Gelegenheit, solche Bildungen zu verfolgen.

A. W.

Miscellen.

Der Komponist v. Flotow ist mit einer neuen Oper beschäftigt, zu welcher Dingelstedt den Text geliefert hat.

•

In dem kalifornischen Distrikt Hugh Rock Cannon unweit Maysville ist — wenn man den Berichten dortiger Blätter trauen darf — ein riesiges Versteinerungsprodukt, das größte, welches man bisher überhaupt kennt, aufgefunden worden. Dies Petrefact besteht aus einem vereinzelten im Erdboden versenkten Baum, welcher eine Länge von 660' und einen Durchmesser von 60' hat. Nicht weit davon lagert indessen auch ein ganzer versteinerter Wald, dessen Alter außerordentlich hoch in die sogenannte antediluvianische Aera hinaufsteigt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 66. Sonntag den 18. August 1861.

Die letzte Stunde eines Börsenmannes.

(Schluß.)

Beim Anblicke des Kranken erblaßte sie noch ein wenig mehr, als sie schon von ihrem Zustande war. Sie hob die kleinen Hände und faltete sie zum Beten; das Halstuch glitt von ihren Schultern, und so stand sie mit einer Anmuth da, die mich zu Thränen rührte, als ich zumal empfand, daß sie als ein Bild der Hoffnung an das Lager eines scheidenden Erdenwurms gekommen war.

„Eben geht's zu Ende mit ihm!" rief mitleidig der ältere Wärter, als er den stillgewordenen Mann sich entfärben sah. — „Ja," lächelte der jüngere in seinen röthlichen Bart, „der schneidet keine Coupons mehr ab. Selbst ein Coupon für den Wechsler Tod.

Ich stürzte nun wieder hinüber und rief: „Er stirbt, er stirbt!" —

„Um Gottes willen, wir müssen uns eilen!" keuchten die Söhne.

„Aber — Albertine —?" rief ich meiner zögernden Freundin mit einem Tone zu, worin sich alle Bitterkeit meines empörten Herzens aussprach. Mein Mann fühlte die Entrüstung mit. — „Geht zum Teufel mit euerem Mammon!" zürnte er, raffte die umher liegenden Papiere zusammen und schmiß sie in die eiserne Kiste, griff nach den Geldsäcken und —. Ich hatte Albertinen an der Hand genommen, als die Brüder gegen meinen Mann Widerspruch erhoben, und zog sie mit hinüber. Der Kranke lag erblaßt. Albertine wankte ohnmächtig; ich fing sie mit meinen Armen auf.

Im Augenblicke schlug drüben dröhnend der schwere Küstendeckel zu. Der Sterbende fuhr empor und starrte umher. Seine gläsernen Augen fielen auf die betende Bertha. Ein Strahl der Erkenntniß und Erinnerung zuckte über seine Stirne, ein Lächeln glitt über das verzogene Gesicht, und ein Blick aufwärts verrieth einen aufdämmernden Gedanken der Ewigkeit; er hob mit Anstrengung die flehenden Hände. Bertha eilte zu ihm, sie zusammen zu fügen; er zog einen tiefen Athem, und sank in die Kissen zurück.

Alle knieten wir feierlich nieder, nur Bertha blieb über den Sterbenden gebeugt. Eine Stille war im Zimmer. Wir athmeten die hohe Luft zwischen Zeit und Ewigkeit, und als wir ängstlich aufsahen, lag auf dem Antlitze des armen Mannes das Siegel des Todes. — — — —

Meine bewegte Nachbarin schwieg. Sie schien von der lebhaften Erinnerung sehr erschüttert.

„Sehen Sie, liebe Frau," versetzte ich nach einer Weile, — „so hatten Sie doch richtig vorausgesehen, daß die liebevolle Empfindung des armen Geldmannes für ein edles Geschöpf ihm noch zum Heil ausschlagen könnte. Er ist also doch nicht ohne die Ahnung — soll ich sagen, ohne ein Keimauge des Ewigen vom Baume des Lebens abgefallen, so unreif er auch sonst gewesen seyn mag!"

„Hoffen wir," flüsterte sie, „daß der flüchtige Augenblick der Erkenntniß, der Reue und Sehnsucht ihm drüben hoch genug angerechnet werde, wo er Rechenschaft über Vieles zu geben haben wird, — zu verantworten, wie er sein Vermögen erworben, wie er es verwendet, was er unnütz vergeudet, und was er Gutes vergessen hat. Ich fürchte, er wird ein starkes Saldo behalten."

„Sagen Sie mir nun noch", erwiderte ich, „was aus der Familie geworden ist."

„Ei nun, sie hadern jetzt um das, was der Hingegangene zurückgelassen hat, und verhadern es. Die Söhne der ersten Ehe und die Mutter der zweiten Kinder liegen vor Gericht. Die beiderseitigen Advokaten finden bei dem großen Vermögen, um dessen Theilung es sich handelt, ihre Rechnung hinter den Kniffen und Ränken, die sie ihren Parteien anrathen, und womit sie dieselben gegen einander aufhetzen und immer wieder erbittern. Eine Göttin der Vergeltung waltet in den Verlusten, die beide Theile dabei an den Summen und Werthschaften erleiden, über die sie in der Sterbestunde des Vaters und des Gatten ihrer heiligsten Pflichten vergaßen. Mein Mann und ich sind mit ihnen zerfallen: desto inniger stehen wir noch mit der liebenswürdigen Frau Bertha, der ich ihr erstes Kind aus der Taufe gehoben."

Die Schloßuhr schlug eben mit ihren schweren, langsamen Schlägen zwölf. Die Erzählende erhob sich und rief ihre Kinder herbei. Ich begleitete sie durch den Laubgang. Das Gewölk hatte sich gehoben; die Gebirgsgipfel lagen frei, die Sonne brach hervor. Der See schimmerte in seinem schönsten Blau, und ein weißer Kahn mit Flügelrudern brachte eben die Freunde herüber, die wir zu Mittag erwarteten.

— — —

Die Camorristi.

Der Leser findet in den italienischen Korrespondenzen so häufig das Wort „Camorrista" gebraucht, ohne die eigentliche Bedeutung desselben zu kennen, so daß man nicht ohne Interesse die nachfolgenden Details darüber lesen wird, da die Camorristi in keinem italienischen Lexikon ihre Erklärung finden.

Die „Camorra" ist eine Art von Freimaurerverbindung im neapolitanischen Volke, welche als Grundsatz das Recht des Stärkern anerkennt.

Dem Reisenden, welcher Neapel besucht hat, ist es sicherlich begegnet, daß er, in einen Fiaker steigend, einen Mann mit einem soliden Prügel in der Hand auf den Kutscher zutreten sah, der ihm einige kauderwelsche Worte zuraunte. Der Kutscher überreichte dem Manne mit dem Prügel eine Münze und fuhr fort. Dieser offiziöse Erpresser war ein Camorrista.

Diese Leute finden sich an allen Fiakerstationen, wo sie dem Auge des Fremden allerdings auffallen; aber ihr Hauptsammelplatz sind die Kneipen, die Märkte, die öffentlichen Schauspiele, überall, wo das Volk sich belustigt. Sie erheben von jedem Geschäft eine Art von Steuer. Der Frucht- oder Gemüsehändler, der vom Lande hereinkommt, findet einen Camorrista, der den Verkauf überwacht, daran theilnimmt und endlich einen Theil des Gewinns erhält. Wo die Leute aus dem Volke Karten spielen, steht auch ein Camorrista, das Spiel überwachend, und nach jeder Partie gibt ihm der Gewinnende eine kleine Münze.

Aber man darf nicht glauben, daß ein Jeder dazu berechtigt ist, sich ohne Weiteres zum Camorrista aufzuwerfen. Die Camorra ist, wie gesagt, eine regelmäßige Verbindung, die ihren bestimmten Regeln unterworfen ist und ihre bestimmten Mitglieder hat.

Der Ursprung der Gesellschaft ist unbekannt, aber über ihre Organisation weiß man das Folgende. Ehe der Kandidat Camorrista wird, ist er einfacher „Picciotto." Die Picciotti theilen sich wieder in Ehren- und wirkliche Mitglieder. Das Ehrenmitglied, Picciotto d'onore, ist die Anfangsstufe. Um zu derselben zugelassen zu werden, darf man weder zu der Gendarmerie, noch zur Polizei, noch zu der Marine gehören. Man muß nachweisen, daß man weder ein Spion noch ein Dieb ist oder gewesen ist, daß, wenn der Kandidat verheirathet, die Frau oder auch die Schwester keine prostituirte Person ist. Nachdem dieser Nachweis geführt, schwört der Kandidat Treue und Verschwiegenheit auf ein eisernes Kruzifix. Der Eid enthält die furchtbarsten Formeln.

Man bleibt ein Jahr Picciotto d'onore und ist einem Camorrista beigesellt. Um Picciotto di sgarro zu werden, muß man Proben bestehen, welche sehr ernster Natur sind. Der Kandidat erhält den Auftrag, wenn gerade die Gelegenheit vorhanden ist, für das Interesse der Gesellschaft eine Exekution, einen Dolchstoß, auszuführen; er muß, selbst auf die Gefahr hin, die Strafe zu erleiden, die Schuld eines Camorrista auf sich nehmen, wenn ein solcher einen Mord oder eine andere Kleinigkeit begangen; er schlägt sich aufs Stilet mit einem andern Kandidaten oder Aehnliches. Die gleichen Proben sind für den Picciotto di sgarro nothwendig, um zu der Würde des Camorrista zu gelangen.

Die Brüderschaft, die sich bis an die äußersten Grenzen des Königreichs Neapel erstreckt, hat in jeder Provinzialhauptstadt eine Centralstelle. In Neapel selbst gibt es zwölf, nach der Zahl der Zahl der Stadttheile. Jede Centralstelle hat ihren Chef, der von den Mitgliedern gewählt wird. Natürlich erhält der den Vorzug, welcher außer der Intelligenz am besten mit dem Messer umzugehen weiß. Die Mitglieder sind ihm Gehorsam schuldig. Sie grüßen ihn auf der Straße, wo er sich blicken läßt, und stehen zu seinen augenblicklichen Befehlen. Was er befiehlt, muß geschehen. Die Strafen für Ungehorsame bestehen in Stockschlägen, in der „Amtssuspension", in der Ausstoßung, in der Todesstrafe. Letztere tritt bei schweren Subordinationsvergehen, bei Verrath ꝛc. ein. Sucht der Schuldige zu entfliehen, so werden alle Provinzen davon benachrichtigt und der Verurtheilte entgeht in den wenigsten Fällen dem Messerstich seiner Kameraden. Der Ausgestoßene wird streng überwacht. Wenn er Verrath üben oder sich die Macht seines frühern Standes anmaßen will, fällt er ebenfalls dem Tode anheim. Die Amtssuspension dauert ein Jahr. Sie kann auf Verwendung eines einflußreichen Camorrista aus einer andern Gegend aufgehoben werden, denn man bewirthet einen solchen Gast mit einem splendiden Zweckessen, und die Bitte, welche er beim Dessert ausspricht, muß ihm gewährt werden. Die Prügelstrafe wird sofort nach dem Urtheilsspruch vollstreckt.

Jedem Distriktschef ist ein „Contarolo" (Rechnungsführer) beigegeben, der die Gelder in Empfang nimmt, die die Mitglieder in der obenerwähnten Weise von dem Publikum beziehen. Jeder muß den Ertrag abliefern, der dann mit Unparteilichkeit unter alle Mitglieder vertheilt wird. Die gemeinsame Kasse heißt „Barattolo". Nur der wirkliche Camorrista hat ein Anrecht daran. Der Picciotto erhält seinen Unterhalt von dem Camorrista, der ihm als Lehrer dient.

Wenn ein Camorrista in's Gefängniß kommt, so hat er kein Anrecht auf den Barattolo, aber braucht ihn auch nicht zu geben. Denn er erhebt auch im Gefängniß von den Gefangenen, selbst von dem Gefangenwärter die Gesellschaftssteuer. Dasselbe geschieht im Strafgefängniß. Noch neuerdings ist das in Castellamare konstatirt worden.

Die Camorristi beschäftigen sich auch mit der Contrebande. Der Chef und der Contarolo unterhandeln mit den Kaufleuten und ordnen die Expedition an. Sie besorgen auch den Ankauf der Waffen und die Bewaffnung der Mitglieder, denn Alle sind bewaffnet. Sie tragen ein jeder zwei Messer von besonderer Form und gleicher Länge. Dieselben dienen gleichzeitig als Erkennungszeichen für einen fremden Mitbruder. Ihre Streitigkeiten werden durch die Chefs geschlichtet, bei schweren Fällen durch das Duell. Man schlägt sich auf den Dolch. Alle Stiche müssen die Brust treffen.

Die Thätigkeit der Camorra erstreckt sich aber nicht allein darauf, von den Geschäften und Vergnügungen des Volks ihre Abgabe zu erheben, sondern bei Streitigkeiten, die sich im Volke selbst erheben, bildet der Camorrista eine Art von Schiedsrichter und übt einen Einfluß auf die Streitenden, der größer ist als der der Polizei.

Franz II. hatte zu Anfang seiner Regierung versucht, dem Treiben der Camorra ein Ende zu machen. Hr. Ajossa ließ die Camorristen aufgreifen und auf die Insel transportiren. Aber diese Maßregel, für welche Europa ihm Dank wissen sollte, trug nur zu seinem Sturze bei. Die Camorristi wurden mit einem Mal „liberal"; sie setzten sich mit dem Garibaldi-Komite in Verbindung und nach dem

Sturze des Königs Franz wurden die Deportirten sofort zurückgeholt. Liberio Romano wollte ihre Gewalt beugen und organisirte sie nach Art der Polizei. Aber ihre Anmaßungen wurden unerträglich und Spaventa löste sie wieder auf. Seit dieser Zeit ist die Camorra, wie die Zeitungen sagen, bourbonisch geworden. Aber Thatsache bleibt es, daß die Camorristi zu dem Untergange der Bourbons mitwirkten, und daß sie von der piemontesischen Regierung, die sie jetzt erschießen läßt, in Dienst genommen waren."

(Magdeb. Z.)

Heinrich Graf Guiot du Ponteil,

k. bayer. Kämmerer und pensionirter Generalmajor,

entsprossen einer altadeligen in Frankreich begüterten Familie, wurde geboren zu Weißenburg den 2. Dez. 1789 und trat, kaum 15 Jahre alt, 1805 den 8. Januar als Bombardier in das preußische 1. Artillerie-Regiment, rückte daselbst durch alle Grade bis zum Oberfeuerwerker vor und erhielt die nachgesuchte Entlassung mit dem Charakter als Lieutenant den 16. Dez. 1807. Zwei Monate später, 20. Febr. 1808, wurde derselbe als Unterlieutenant im k. b. 4. Infanterie-Regiment angestellt, und rückte Anfangs des Jahres 1809 in das Feld, fand auch bald Gelegenheit, in dem beschwerlichen Tyroler Kriege sich auszuzeichnen, wofür er mit dem Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion dekorirt wurde; während dieses Feldzuges wurde Graf du Ponteil zum Bataillons-Adjutanten ernannt, und kam hiedurch in nähere Beziehungen zu dem damaligen Kommandanten des Regiments, Frhrn. v. Zoller. Anfangs des Jahres 1812 zum Oberlieutenant befördert, marschirte derselbe nach Rußland. In diesem denkwürdigen Feldzuge, in welchem die bayerische Armee so Großes geleistet, nahm er ruhmvollen Antheil an den meisten von derselben geschlagenen Schlachten und wurde während desselben zum Adjutanten seines mittlerweile zum Generalmajor und Brigadier beförderten Regiments-Kommandanten ernannt. Anfangs des Jahres 1813 wurde die Brigade Zoller zur Besetzung der Feste Thorn beordert; das taktvolle Benehmen des Generals Zoller, die Tapferkeit und Ausdauer seiner Truppe bilden ein schönes Blatt in der bayerischen Kriegsgeschichte; die Brigade, bei ihrem Einrücken in Thorn aus 4040 Köpfen bestehend, hatte im Laufe der Blokade und Belagerung bis zum 15. April mehr als 1000 Mann durch den Tod verloren, während beinahe das Doppelte in den Krankenhäusern unbrauchbar für den Vertheidigungsdienst lag; unter diesen Verhältnissen und nachdem noch der letzte Versuch, die Festung zu halten, mißlungen war, beschloß der französische Gouverneur, eine Uebereinkunft zur Uebergabe derselben abzuschließen. Oberlieutenant du Ponteil hatte auch in diesen schwierigen Tagen ruhmvoll Antheil an den Kriegsthaten der Brigade genommen. Kurz nach der Rückkehr in das Vaterland 1813 den 25. Juni wurde er zum Hauptmann befördert, und schon im Oktober desselben Jahres sehen wir ihn an der Seite seines ritterlichen Generals bei Hanau ehrenvoll kämpfen. In den Feldzügen der Jahre 1813 und 14 fand Graf du Ponteil mehrfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen; seine glänzende Waffenthat bei Erstürmung der Sternschanze im Hünningen wurde mit dem Ritterkreuze des bayer. Max-Joseph Ordens belohnt.

Im Jahre 1814 zum Divisions-Adjutanten ernannt blieb derselbe bei dem Generallieutenant Frhrn. v. Zoller bis zu dessen Ableben und wurde hierauf (1822) zu den technischen Kompagnien versetzt, 1827 in den Generalquartiermeisterstab berufen, in demselben Jahre zum Major befördert und 1830 mit der Funktion eines Referenten im k. Kriegsministerium betraut, in welcher Stelle er bis zu seiner 1838 erfolgten Beförderung zum Oberstlieutenant und Kommandanten des 3. Jäger-Bataillons verblieb. 1840 wurde Graf Du Ponteil zum Obersten und Kommandanten des 14. Infanterie-Regiments und 1847 zum Generalmajor und Brigadier befördert. Nachdem ihm 1853 in Rücksicht auf seine mit Einrechnung von fünf Feldzügen 50jährige ehrenvoll geleistete Dienste das Ehrenkreuz des k. Ludwigsordens verliehen worden war, wurde derselbe 1854 in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Seit dieser Zeit lebte du Ponteil zurückgezogen in München, nur seiner Familie und den Wissenschaften lebend; im Sommer dieses Jahres begab er sich zu einem Landaufenthalte nach Lenggries an der Isar, woselbst ihn unerwartet und plötzlich am 2. August der Tod ereilte. Kriegsveteranen trugen seine Bahre zu Grabe und die wackeren Gebirgsschützen von Lenggries gaben dem Dahingeschiedenen das militärische Ehrengeleite. Graf du Ponteil war ein Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung, ein tüchtiger Soldat, streng im Dienste, aber auch wohlwollend gegen seine Untergebenen, seinem Könige ein mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit ergebener Diener; — er war auch ein gottesfürchtiger Mann; im Donner der Schlachten mag er wohl in der Ueberzeugung bestärkt worden seyn, daß auch der Soldat des Gottvertrauens nicht entbehren könne. Ihn beweinen seine Wittwe, geborne Freiin v. Gumppenberg, mit welcher er nahezu 43 Jahre in treuinniger Liebe überaus glücklich vereint lebte, und drei Kinder, würdig den Namen ihres braven Vaters zu tragen.

(N. M. Z.)

Die Gewinnung des Goldes in den Felsengebirgen.

(Auszug aus dem Schreiben eines Württembergers aus Mountain-City in dem Felsengebirge im nordwestlichen Theil von Nordamerika vom 30. Dez. v. J.)

Von Kansas bis in das Felsengebirge erstreckt sich eine unabsehbare, über 250 Stunden breite Ebene, Prairien-Land, ohne Bäume und Gesträuch, so weit das Auge reicht; nur hie und da den Bächen entlang findet man Bäume und Unterholz. Seitdem das Gold in dem Felsengebirge entdeckt wurde, bedecken diese Ebenen große Karavanen von Wägen, mit Ochsen und Maulthieren bespannt. Jedes Frühjahr wandern Tausende nach den Goldbergen, und Tausende kehren wieder von da in ihre Heimath zurück. Manche bereichern sich in kurzer Zeit, Andere aber Jahr und Tag, ohne etwas zu finden, und ziehen mißmuthig von dannen. Als wir diese Ebenen durchzogen, waren Wölfe, Büffel, Antilopen und anderes Wild unsere täglichen Begleiter. Welch ein Schauspiel, wenn Tausende von Büffeln in dichten Reihen und Massen über die Ebene einhergaloppiren! Nach einer sechstägigen Reise kamen wir

am Fuße der Berge an, und ein prachtvolles Panorama breitete sich vor unsern Blicken aus. So weit das Auge reicht, erblickt man eine unabsehbare Bergkette, deren Schnee- und Eisfelder in die Wolken reichen; kommt man jedoch in die Nähe und in das Innere der Thäler, so verlieren sie an Pracht. Denn statt der reichen Thäler und Weiden der Alpen sieht man beinahe nichts als rauhe Felsenmassen. Nur die Berge sind größtentheils mit Nadelholz bedeckt. Hier in diesen Felsenschluchten haust der Bär und der Berglöwe (eine Art Jaguar); auf den Weiden sind Hirsche, Bergschafe, und eine Art Steinbock findet man auf den hohen Gletschern. Das Gold wird hier auf zweierlei Art gewonnen, wie es auch in Kalifornien war. Die erste Art besteht in dem Waschen der goldhaltigen Erde, die sich im Laufe der Zeit in den Thalschluchten angehäuft hat. Ist diese Erde reichhaltig, so macht Mancher sein Glück in Einem Sommer. Dieß ist jedoch hier selten der Fall, da die Erde in diesen Schluchten mit einigen Ausnahmen nicht sehr reichhaltig ist. Vielmehr muß das meiste Gold, welches hier gewonnen wird, erst aus den Bergen gegraben werden. Zwischen den Felsenmassen befinden sich nämlich Adern von Quarz und Erde, welche mehr oder weniger goldreich sind; sie enthalten von hundert bis tausend Gulden Gold in einem Klafter. Um das Gold aus den Steinen und der Erde zu gewinnen, hat man sog. Quarzmühlen, welche die Steine zu einem feinen Pulver zermalmen oder stampfen. Dieses Pulver wird mit einer gehörigen Quantität Wasser über galvanisirte und mit Quecksilber bestrichene Kupferplatten geleitet, welche das Gold sofort anziehen, wenn es mit ihnen in Berührung kommt. Das Quecksilber und Gold bilden eine Mischung, welche nachher in einer Retorte einer ziemlichen Hitze ausgesetzt wird, bis alles Quecksilber verdampft ist; ist dieß geschehen, so hat man in der Retorte einen Kuchen feinen Goldes. Dieses Gold nun ist unser tägliches Verkehrsmittel; geprägte Münze sieht man sehr selten hier in unsern Bergen. In jeder Wohnung befindet sich eine Goldwaage, und kauft man etwas, so nimmt man sein Fläschchen aus der Tasche und wiegt so viel aus, als man braucht. Der Gold enthaltende Quarz muß größtentheils mit Pulver herausgesprengt werden, und da kracht es fortwährend in den Bergen. Vor zwei Jahren war hier noch eine Wildniß, wo Panther und Bären hausten und die Indianer ihre wilden fantastischen Tänze hielten. Jetzt sind etwa 10,000 Goldgräber hier, und in den Thälern ist eine Hütte an der andern. Aber es sind freilich nur Blockhäuser, und in den meisten nicht einmal ein Bretterboden. Frauenzimmer sind nur sehr wenige hier, und die Mehrzahl der Männer sind rauh und roh; Branntweingenuß ist fast ihr einziges Vergnügen. Pistole und Dolch sind unser Hauptgesetz. Nie gehe ich aus ohne Pistole und Messer im Gürtel. Von Zeit zu Zeit wird eine Volksversammlung gehalten, und wenn man einem Verbrecher auf die Spur kommt, so hängt man ihn an den nächsten besten Baum. Doch wird dieß Alles bald aufhören, denn die Organisation der Goldregionen geht rasch vorwärts. (Schw. M.)

Literarische Notiz.

* „Die Mühle am Floß“ von George Eliot, übersetzt von Julius Frese (Berlin, Verlag von F. Duncker). Wer „Adam Bede“ gelesen hat, der wird aus den ersten Paar Seiten dieses neuen Romans sofort finden, daß es dieselbe Verfasserin ist, die wieder zu ihm spricht: Der Styl, die ganze Art den Stoff zu behandeln, die sorgsame, feine, bis ins Einzelne gehende Charakteristik — Alles findet sich hier wie dort unverkennbar wieder. Auch diese Erzählung spielt in einer ähnlichen engen Sphäre, wie Adam Bede, eigentlich in einer noch engeren, denn die Ereignisse, die sie uns vorführt, gehen kaum ein wenig über den Kreis der Familie hinaus. Um das Verhältniß von Vater und Mutter zu den Kindern, dieser unter sich und hinwiederum zu den Eltern, endlich um das Verhältniß der Familie zu den nächsten Anverwandten des Mannes und der Frau, darum dreht sich im Grund Alles. Dazu kommt dann noch in der zweiten Hälfte ein Liebesverhältniß, dessen Entstehen und weitere Entwicklung aus dem Geistes- und Gemüthszustand der Betheiligten heraus die Verfasserin meisterhaft schildert. Es ist nichts besonders Neues, nichts Außerordentliches dabei, im Gegentheil, es ist schon hundert- und tausendmal dagewesen, was uns hier erzählt wird — aber eben so, wie es erzählt wird, zieht es Einen in seiner lieblichen Einfachheit weit mehr an, als irgend welche außerordentliche und abenteuerliche Begebenheiten. Mit mehr Grund noch, als bei Adam Bede könnte man sich hier wohl fragen, ob denn ein solcher Stoff genüge, um zwei Bände zu füllen. Und mit Verwunderung mag Mancher, der diese Frage sich aufwarf, nach dem Durchlesen des Buches gestehen, daß die Verfasserin das unmöglich Scheinende in der That geleistet hat. Aber das ist auch nur einer so aufmerksamen, gründlichen Beobachterin möglich, die zugleich in so hervorragendem Maß die Gabe der anziehendsten Detail-Malerei besitzt. Das vorerwähnte Liebesverhältniß tritt in dem letzten Theil des Buchs mehr und mehr in den Vordergrund, wodurch sich denn die Bezeichnung desselben als Roman noch rechtfertigt, und es bildet mit seinem tragischen Ausgang einen eigenthümlich ergreifenden Gegensatz zu den Skizzen aus der harmlosen Kinderzeit der Betheiligten, die uns im ersten Theil des Buches fast ausschließlich entgegentreten. Was so heiter spielend begonnen, daß das so trüb und ernst endigt, wer hätte es gedacht? Aber geht es nicht tagtäglich so im Leben? Und gerade daß die Geschichte dem Leben so ganz und voll entnommen ist, das erschüttert den Leser in den innersten Tiefen des Gemüths; hier ist Wahrheit, das fühlt er, und der Macht dieser Wahrheit kann er sich nicht entziehen.

Miscellen.

(Stoff zu einer Operette à la Wallfahrt von Ploërmel.) Aus dem Tyroler Unterland wird gemeldet: Eine Ziege, also ein Thier, das sonst in der Weltgeschichte eine geringe Rolle spielt, hat ein großes Unheil angerichtet. Sie hat ein Liebesband zerstört, damit die schon ausgemachte Heirath zu nichte gemacht, also den Staat vielleicht um einige Rekruten und die Schützen um ein Hochzeitsschießen gebracht. Der gewesene Bräutigam ist nämlich ein absonderlicher Freund von Ziegen und unter diesen Ziegen war es besonders eine, welche der vollsten Zuneigung des Bräutigams sich zu erfreuen hatte. Als nun die Braut jüngst das Haus des Bräutigams betrat, kam unglücklicher Weise gerade diese Ziege zur Hausthüre heraus und stieß, als wäre sie eifersüchtig auf die getheilte Liebe ihres Herrn, unsanft auf die eintretende Braut. Diese aber schlug die gehörnte Bestie für ihre Grobheit mit billigem Ingrimm, und was war die Folge davon? Der Bräutigam kündigte ihr dafür die Liebe auf, die er nun wieder ungetheilt seiner Ziege schenkt.

•

Man erinnert sich des Aufsehens, das die Konversion des jungen Gelehrten Hugo Lämmer vor einiger Zeit erregt hat; derselbe veröffentlicht nun die Ergebnisse seiner römischen Studien in einem größeren Werk: Monumenta Vaticana historiam ecclesiasticam saeculi XVI. illustrantia.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 67. Mittwoch den 21. August 1861.

Garibaldi.

Erzählung

von

Arthur Stahl.

Es ist in den ersten Frühlingstagen. Der kleine Garten liegt in der vollen Mittagssonne. Blendend glitzert sie auf den Kieswegen, den weißgestrichenen Mauern, die ihn umgeben und auch auf dem Hofe, der an den Garten stößt und vom Hause begrenzt wird, ist jedes Winkelchen hell.

Die Beete sind frisch umgegraben, aber es hat sich noch kaum ein Blättchen hervorgewagt und die Sträucher stehen noch in ihren Strohmänteln. Nur die Pfirsichen am Spalier haben sie abgeworfen und die rothen Knospen brechen neugierig hervor. Auch Krokus und Veilchen stecken die Köpfchen heraus, aber noch zagend in Blätter gewickelt, weil der bereifte Feind kaum den Rücken gewandt hat.

Auf der Mauer sonnt sich eine große graue Katze. Sie schnurrt ganz leise und bewegt zuweilen die Spitze des Schwanzes vor Behagen. Darunter auf dem Stroh eine Hühnerfamilie, alle in tiefster Mittagsruhe. Auch die flinken Rosenkäfer sitzen still am Wege. Nicht das kleinste Geräusch stört sie und die Sonne scheint unumschränkt.

Plötzlich aber fährt aus heiterm Himmel ein Ungeheuer nieder, der Katze an den Kopf, daß sie miauend aufspringt und mitten in das Hühnervolk hinein, das sich indignirt erhebt, während die Rosenkäfer davonlaufen. Ein roth und grün bemalter Ball, aus dem Nachbargarten herübergeworfen, liegt da als hätte er nichts verbrochen. Der Hahn kräht ihn entrüstet an, schüttelt seine Federn, reckt den Kopf in die Höhe und schreitet den Kiesweg entlang. Seine Damen folgen. Sie können kein Ende finden mit Gackern. Vor dem einzigen großen Veilchenbusche bleiben sie stehen. Der Hahn gibt das Zeichen zum Angriffe. Sie müssen sehr gereizt seyn, sonst ließen sie vielleicht einigen der armen Blättchen und Knöspchen das junge Leben. Sie picken bereits an den Wurzeln, als die Hausthür klingelt. Ein junges Mädchen oder vielmehr ein schwarzäugiges Kind kommt über den Hof in den Garten. Sie hängt die Schultasche und den Hut an die Gartenthür, sieht zum Hause hinauf, trällert ein Lied in den Frühling hinein, zieht im Vorbeigehen die Katze freundschaftlich am Schwanze und eilt zu ihrem geliebten Veilchenbusche.

Arme Gertrud! Sie bricht in einen Strom von Thränen aus beim Anblick der zerstörten Herrlichkeit. Umhergestreut alle die zarten Knospen, die sie noch am Morgen betrachtet und gepflegt.

„Onkel! Onkel! Onkel!“ ruft sie schluchzend zum Hause hinauf. Drei Fenster öffnen sich zugleich. An dem ersten erschien ein alter Mann mit Perrücke und Brille, an dem zweiten ein junger mit blondem Lockenkopfe und vielleicht dem ersten Flaum des Bartes, wenn man soweit sehen könnte, an dem dritten eine Magd mit energischen Augen. Alle drei sehen herab. Darauf schließt sich das erste Fenster wieder, der Kopf verschwindet und man hört gleich darauf einen schlurfenden Schritt auf der Treppe. Er gehört einem kleinen hagern Manne, an welchem die Kleider wie an einem Kleiderstocke hängen und der so eigenthümlich geht als wate er einen Fuß tief im Wasser. Das junge Mädchen zieht ihn hastig bis zum Beet.

„Onkel, deine Hühner haben meine Veilchen gefressen!“

„Abgepickt“, sagte der kleine Mann begütigend. Sein Gesicht drückt großes Bedauern aus. „Es thut mir leid, Gertrud; ich will den Hühnern verbieten, in den Garten zu steigen.“ Er sucht einige Knospen auf. „Komm, wir wollen sie unter dem Mikroskop besehen.“

Aber Gertruds Schmerz hat sich in Zorn verwandelt. Mit einem Strauch bewaffnet, macht sie Jagd auf die geflügelten Missethäter und treibt sie dreimal durch den Garten, bis sie über das Gitter fliegen und sich auf eine Leiter flüchten, von wo aus sie schmetternd Protest einlegen.

Der Onkel ist indeß wieder gegangen, wie er gekommen und begegnet auf der Treppe dem jungen Mann vom zweiten Fenster, der in drei Sätzen hinabspringt über den Hof in den Garten.

Gertrud befindet sich in der Abspannung des Kummers. Sie senkt das Köpfchen so tief, daß man vor den überfallenden Locken das Gesicht nicht sehen kann und geht langsam umher, düster grollend. Der junge Mann folgt ihr zehn Minuten mit einigem Pathos, sieht sie zuweilen von der Seite an und zupft endlich ganz leise an einem kleinen Löckchen. Sie bemerkt es nicht, sie ist nicht zum Scherz aufgelegt, nein durchaus nicht. Während der nächsten zehn Minuten noch nicht. Sie senkt den Kopf noch tiefer, während seine blauen Augen immer munterer lachen.

Wenn man aber so jung ist wie sie, wird auch der Kummer bald langweilig und ehe er's erwartet, schüttelt sie energisch die Locken zurück.

„Carpe diem! Heißt es nicht so, Titus? Schaukeln Sie mich ein wenig!“ Sie springt in die Schaukel und der Aufgeforderte beginnt lachend. Er kann sogar nicht umhin,

sie zu necken wegen ihres Zornes, was sie aber allen Ernstes zurückweist.

Bald hat sie auch das Schaukeln satt. Noch ein kleines Weilchen ein Spiel mit dem gefundenen Balle, den Beide einander zuwerfen und dann bittet sie ihn mit herauf zu kommen und ihr zu helfen, einen Aufsatz zu machen.

„Aber, Gertrud, du schreibst doch immer das Gegentheil von dem, was ich dir sage; du bist ein Widerspruchsgeist,“ sagt der junge Mann, folgt aber und nimmt ihren Hut, während sie die Büchertasche trägt.

Die Inhaberin des dritten Fensters, die alte Magd, hatte mit einer ihrer vielen Freundinnen der Scene unten zugesehen.

„Ist wohl ein wilder Vogel, dein Fräulein?“ fragte die Freundin.

„Ja, sie hat keine Mutter — nie eine gehabt, ich meine nie gekannt. Ich war Amme.“

„Von ihr?“ fragte erstaunt die Freundin mit einem Blicke auf ihr runzeliges Gesicht.

„Nein von ihm, von August — ich nenne den Professor zuweilen so, wenn ich daran denke, wie er in der Wiege aussah — von dem Onkel“, sagte sie und deutete mit dem Finger nach dem gegenüberliegenden Fenster, wo der Kopf des alten Mannes abermals sichtbar war.

„Wir nahmen sie zu uns, als ihre Mutter starb, das arme junge Ding; es war ihr erstes Kind. Sie ist eine Waise, August auch.“

„Und der junge Blonde?“ fragte die Freundin.

„Kommt blos in den Ferien her, er ist Student. Sein Vater ist Gutsbesitzer und des Herrn Freund....“ So fort spann sich der Faden der Unterhaltung in der Küche, indessen sich Gertrud und ihr junger Freund in der Schulstube etablirt haben und Beide an Gertruds Schreibtisch vor ausgebreiteten Heften sitzen.

Gertrud stützt den Kopf in die Hand und denkt über einen Anfang nach, während Titus behauptet, er wüßte schon einen und brauche nicht mehr nachzudenken, er könne sie ansehen.

Nein, wenn er sie ansehe, könne sie nicht nachdenken, er müßte aus dem Fenster sehen.

Er stellt sich ans Fenster. „Nun, Gertrud?“ fragt er nach einer Weile und tritt wieder zu ihr, „noch nicht?“

„O ja, komm nur. Wenn ich anfinge: „Die Nacht mit dunklem.... die Nacht mit schwarzem Fittig hatte die Erde berührt — der Mond in seinem silbernen Nachen schwamm im Aether — die Käfer hatten ihre Nacht....“

„mützen aufgesetzt —“, vollendete Titus mit Pathos und biß sich spottend in die Lippen.

„Das wollte ich nicht schreiben, Titus. Aber sie müßten reizend im Schlafmützchen aussehen. Hole mir einen Goldkäfer — ich nähe indessen; lieber Titus einen Goldkäfer!“

Titus schilt sie ein Närrchen, ein wahres Kind, aber — er geht. Sie verfertigt indessen ein Mützchen mit demselben Ernste, als sie in der nächsten Stunde dem Onkel lateinische Hexameter hersagt.

Titus kommt zurück mit dem Goldkäfer und setzt ihn dem „kleinen Trotzkopf“ in die Locken, von wo sie ihn ruhig herabkommen läßt auf ihre Hand und ihn kostümirt. Titus muß ihn halten, „aber ja recht zart, daß er ihm nicht weh thue.“

Sie lachen ein Weilchen über den dummen Gesellen, der sich so possirlich anstellt, und fahren dann mit ziemlich ernsten Gesichtern an der Arbeit fort, während der Käfer auf dem Tisch umher promenirt.

„Daß und das wirst du, glaube ich, nie unterscheiden lernen, Gertrud.“ Sie verbessert es schnell. „Nicht über den Rand schreiben, Kleine! Die Mädchen sind doch alle inkorrekt ....“ Endlich macht sie einen Schluß, der an Schwung den Anfang noch übertrifft und Titus lacht hell auf. Sie versucht zu verbessern — er lacht noch mehr, sie wird empfindlich — er spottet und nennt sie zum zweiten Male heute ein wahres Kind. Das macht sie so zornig, wie sie es seinen sanften blauen Augen gegenüber nur werden kann, wirft die Hefte zusammen und springt auf.

„Ich bin durchaus kein Kind mehr, Titus — ich bin schon vierzehn Jahre alt und Du — Sie dürfen mich jetzt nicht mehr Du nennen, Titus!“

Ein unbeschreiblicher Zug von Ueberraschung fliegt über das Gesicht des jungen Mannes, als er bei diesen Worten schnell in ihren Augen forscht. Er nimmt ihre Hände, aber sie entzieht sie ihm und als er sie doch festhalten will, reißt sie sich von ihm los und er sieht, daß eine Thräne in ihren Augen blitzt. ...

Titus bleibt allein in ihrem Zimmer zurück. So hat er schon seit Monden mit ihr gespielt, in Scherz und Ernst und die Zeit der Ferien geht zu Ende. Er bedauert es sehr — und doch ist es nur ein klösterlich stilles Haus, der Professor trocken und einsilbig und Gertrud — nur ein Kind von vierzehn Jahren.

Am Abend klang aus einem der geöffneten Fenster noch lange eine weiche Tenorstimme und an einem andern Fenster lauschte ein schwarzer Lockenkopf.

* * *

Früh Morgens des andern Tages, als die Hühner trotz des Professors Verbot wieder in den Garten gegangen waren und der alte Herr den Lehrstuhl bestiegen hatte, klopfte es an Gertruds Thür. Sie saß auf der Erde und hatte den ganzen Inhalt ihres Bücherschranks um sich herumgepackt. „Herein!“ Titus trat ein.

„Schon so thätig, Gertrud?“

„Ich bringe mir nur meine Bücher zum Bewußtseyn,“ sagte sie ohne aufzusehen.

„Haben Sie gut geschlafen, Gertrud?“

„Ausgezeichnet, ich danke.“

„Ich auch, Gertrud. Ich träumte, es würde mir am Morgen Jemand verzeihen.“

Wieder eine dumme Thäne in dem sonst so klaren Auge. Wie Gertrud sie verwünscht! Titus kniet zu ihr nieder auf den Boden und blättert in den Büchern. Nach einer stummen Weile hält er ihr die Hand hin.

„Du willst nicht, Gertrud?“ sagt er bittend. Sie wendet das Gesicht ab.

„Sie spotten nur über mich, Titus.“

„Sieh mich nur an, ob ich spotte, Gertrud,“ sagt er und das Lächeln verschwindet von seinen Lippen. „Ich gelobe dir, daß ich dich nicht mehr — nie mehr wie ein Kind behandeln will.“

Der Ernst, mit dem er spricht, befriedigt sie auch nicht; sie ist eben in dem Alter, in dem man nicht recht weiß, was man will. Jetzt möchte sie ihn lieber neckend und lustig sehen. Es beängstigt sie Etwas. Sie wollte er wäre

fort oder sie spielten wieder Ball im Garten. Aber er geht nicht ohne ihre Verzeihung und sieht sie immer noch bittend an. Und als er sie nun gar, ganz wie eine liebe Schwester, in die Arme nimmt und auf die Stirn küßt, da ist sie verwirrt und erschreckt; denn es hat sie noch nie Jemand geküßt als der alte Professor zum Geburtstag und ihrer Mutter Kuß war auch ihr letzter.

Das arme Kind verwünscht von Herzen ihre Empfindlichkeit von gestern und hätte die größte Lust etwas recht Tolles zu thun, um Titus nur wieder zu sehen wie früher, wenn ihr nicht das Weinen näher stände als das Lachen. Titus scheint es zu bemerken und ein leichtes Erröthen überfliegt seine Züge. Ohne ein Wort weiter zu sagen, steht er auf und verläßt sie.

Gertrud sieht noch ein Weilchen die Thür an, welche sich hinter ihm geschlossen hat, dann fährt sie eifrig fort, ihre Bücher in den Schrank zu stellen. Als sie das gethan und auch ihre Schmetterlingssammlung und ihr Herbarium neu geordnet hat, setzt sie sich an's Klavier, denn die Uhr zeigt schon halb Elf, die Unterrichtsstunde wird beginnen und der verwünschte Doppellauf für die linke Hand will noch immer nicht gehen. Um Zeit zu sparen, verzehrt sie, während die linke Hand thätig ist, ihr bescheidenes Frühstück, bis es klopft und die Lehrerin eintritt. Diese Dame macht durchaus nicht den Eindruck der gewöhnlichen Lehrerinnen. Sie hat Embonpoint, Tournure, feinste Toilette und hübsche blonde Locken, die sie sich mit vieler Gemächlichkeit vor dem Spiegel ordnet. Gertrud steht hinter ihr und hilft mit ihren besten Kenntnissen von weiblichem Putz, die aber freilich gering sind. Sie sieht Mademoiselle gern kommen, denn sie ist außer der alten Martha fast das einzige weibliche Wesen, mit dem sie in Berührung kommt.

Sie setzen sich an den Flügel. Wie Perlenreihen entquellen jetzt Gertruds Fingern die fraglichen Läufe, aber die Lehrerin scheint durchaus mehr mit den Augen als mit den Ohren beschäftigt. Sie hat verschiedene Male nach der Thür gesehen, welche zu Titus Zimmer führt, die Falten ihres Kleides eleganter gelegt, an den Ringen gedreht, die ihre weißen Finger schmücken und mustert nun Gertruds Anzug, die immer geduldig weiter spielt.

„Wie schlecht du frisirt bist, mein Kind, und das Kleid ist dir zu klein. Du arrondirst dich“, sagte Mademoiselle in einem Tone, der andeutet, daß sie es für ihre Pflicht hält, sich des verwaisten Kindes in dieser Beziehung anzunehmen. Sie läßt Gertrud aufstehen, ordnet mit geschicktem Finger ihr Haar und ist eben bemüht, ihr vor dem Spiegel begreiflich zu machen, wie sie das Kleid ändern müsse, damit sie nicht so serrée aussähe, als Titus eintritt und etwas erstaunt grüßt. Sie erwiedert verbindlich und Gertrud zieht sie schnell wieder zum Flügel, damit Titus nicht bemerke, wie ungeschickt sie noch in solchen Dingen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Gastein.

Am 10. August.

Der Besuch des Bades, das in seiner Thalspalt um den prachtvollen Wasserfall zwischen hohen Bergen so romantisch gelegen, wie vielleicht kein anderes in Deutschland, ist in dieser Saison stärker als je zuvor. Sehr viele Leidende sind aus Mangel an Logis genöthigt, ihre Kur in dem 1½ Stunde entfernten Hof-Gastein abzuhalten, wohin eine hölzerne Röhrenleitung das mit 32° aus den Quellen strömende Wasser noch immer wärmer als in 26 und 27° Grad bringt, in welcher Temperatur die Bäder gewöhnlich genommen werden. In der vorigen Woche indessen hatten zwei im Wildbade durch starke Regengüsse veranlaßte Bergstürze die Röhrenleitung nach Hof-Gastein zertrümmert und die dortigen Badegäste waren dadurch genöthigt, einige Tage ihre Kur zu unterbrechen. Die Quelle scheint sich besonders wohlthätig zur allgemeinen Stärkung gesunkener Lebenskräfte und zur Heilung rheumatischer Lähmungen zu erweisen. In Betreff der Letzteren haben mir einige Kranke wahrhaft außerordentliche Wirkungen berichtet, die sie an ihren Leiden erfahren. Andere dagegen wollen solche Wirkungen lediglich der reinen Gebirgsluft des mehr als 3000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Badeorts zuschreiben, da die chemische Analyse bekanntlich in dem krystallhellen Wasser der Heilquelle keine mineralischen Bestandtheile aufgefunden haben soll; denn daß Liebig dasselbe für arsenikhaltig erklärt habe, wird hier wenigstens stark bestritten.

Die Anwesenheit des Königs Otto von Griechenland, der gestern Gastein verließ, hat uns zwei herrliche Schauspiele bereitet. Während am Abendhimmel Feuer aufflammten und ihre rothe Lohe über die dunklen Bergeshöhen in das Thal hinein ergossen, und durch die Gebüsche der einen Bergeswand von den einzeln gelegenen Häusern glänzende Sterne aufblitzten, lag das Thal auf der andern Seite in klarer Tageshelle, hervorgerufen durch die Tausende von Lichtern der dort zusammengedrängten Häusergruppen. Zauberischer noch war das Schauspiel der acht Tage später veranstalteten Beleuchtung des Wasserfalles. Ringsum tiefe Nacht, stürzte eine glänzend helle, schäumende Woge durch die schwarzen Felsen und Millionen Fünkchen tanzten durch die dunklen Nadeln der Tannen, die wie riesige Weihnachtsbäume die Pracht des wundervollen Schauspiels erhöhten. Seinen Glanzpunkt aber fand dasselbe in der Beleuchtung einer von Gebüsch umschlossenen Cascade des Falles durch bengalisches Feuer. Der rosig und smaragdgrün durchleuchtete Schaum der donnernden Woge vereinigte die mildeste und zarteste Erscheinung mit einer furchtbaren Macht zu dem feenhaftesten Anblicke.

Außer dem König Otto von Griechenland, dem man in seiner wenig kleidsamen Nationaltracht häufig auf Promenaden begegnete, sah ich hier noch eine große Zahl bekannter Persönlichkeiten. So den wegen seines Duells mit dem Gerichtsrath Twesten jüngst vielfach genannten Chef des preußischen Militärkabinets, Hrn. v. Manteuffel, dessen Erscheinung den Eindruck eines sehr leidenden Mannes macht; während der vor Kurzem abgereiste alte Feldmarschall v. Wrangel sich noch mit fast jugendlicher Elastizität bewegte und mit Jedem, der sich ihm vorstellte oder vorstellen ließ, die lebendigste Unterhaltung führte. Dagegen sieht man den berühmten Komponisten Meyerbeer, der seine schmächtige, feine Gestalt noch so aufrecht und leicht trägt und aus seinem großen schwarzen Auge ein solches Feuer glänzen läßt, daß man sein hohes Alter schwerlich erräth — meistens allein in einem einspännigen Fiaker sitzen oder, von diesem begleitet, zu Fuß wandeln. Von sonstigen Berliner Notabilitäten sind die durch ihre Vertheidigungen in

politischen Prozessen bekannten Justizräthe Gall und Volkmar jetzt hier anwesend. Obwohl Beide den entgegengesetztesten politischen Parteien angehören, bemerkt man sie doch häufig im freundschaftlichsten und unbefangensten Verkehr mit einander — wohl ein Zeichen, daß der politische Fanatismus in Preußen seine leider zu lange genährte Kraft verloren hat, oder daß derselbe überhaupt nicht mächtig genug ist, Männer aus einander zu halten, die sich wegen ihres ehrenhaften Charakters und ihrer geistigen Begabung gegenseitig schätzen. Die große Mehrzahl der Badegäste gehört den österreichischen Ländern an; und unter ihnen machen sich einige Czechen und viele Ungarn durch ihre Nationaltracht, zu der bei den Letzteren denn auch sogar zuweilen die großen klirrenden Sporen kommen, bemerklich.

Am auffälligsten erschienen zwei junge Männer aus Posen mit federumwallten Confederatka, Kaffka und sonstigem Zubehör des polnischen Kostüms. Einer ihrer Bekannten sagte mir, daß sie deutsche Namen führten und weit besser deutsch als polnisch sprächen. Wenn ich über diese jungen Kleidernarren nur lächelte, so trieben mir dagegen ein alter deutscher Edelmann aus Posen und ein thüringischer Advokat, ein sonst braver und vortrefflicher Mann, die Röthe des Unwillens und der Scham durch ihren Mangel an deutschem Selbstgefühl in's Gesicht. Bei einem Toast auf ein scheidendes Mitglied unserer Tischgesellschaft sagte der Erstere, indem er mit einigen Ungarn anstieß: „Ich erkläre die Ungarn für unsere Brüder!" — und in ähnlichen Worten bekomplimentirte der Andere dieselben. „Die Magyaren aber nahmen die deutsche Aufdringlichkeit mit stolzem Schweigen hin.

Den bemitleidenswerthesten Eindruck von den vielen schwer Leidenden, auf denen das Auge mit Theilnahme haftet, machte auf mich der berühmte Violin-Virtuos Ernst am Arme seiner blühenden jungen Gattin. Die Züge des sonst so ausdrucksvollen Gesichts sind ermattet, der Glanz des Auges ist erloschen, die hohe, schlanke Gestalt gebengt und zitternd tastet ein Fuß langsam nach dem andern über den Boden hin, wenn der unglückliche Mann sich aus seiner Wohnung beim Straubinger begibt, um ein sonniges Plätzchen aufzusuchen. Grafen und Herren beeilen sich dann, ihm einen Platz einzuräumen, oder ihm ein Bank nach Wunsch zu stellen. Neben dem Künstler von bewährtem Rufe, den hoffentlich die heilende Kraft der Gasteiner Quelle seiner Kunst wieder zurückgibt, lernte ich hier einen jungen Künstler aus München kennen, der, wenn nicht Alles täuscht, einer schönen, ehrenvollen Zukunft entgegengeht. Herr Hey hatte sich früher der Malerei gewidmet und im landschaftlichen Fache bereits nichts Unbedeutendes geleistet. Aber das musikalische Genie, das in ihm lebt, zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf eine andere künstlerische Laufbahn. Unter Lachner's Leitung in München ausgebildet, entzückt sein vollendetes und von einem selbständigen Geiste getragenes Pianoforte-Spiel hier allabendlich in dem Damen-Salon eine kleine Zahl von Musikfreunden ebenso durch den Vortrag Bach'scher Fugen, Beethoven'schen Symphonien, Mozart'scher Sonaten und Opern-Piecen, wie der Arbeiten ältester und modernster Komponisten. Von seinen eigenen Kompositionen hörte ich nur einen höchst originellen und anmuthigen Kindermarsch. Dieser bildet eine Piece in einer Komposition zu Shakespeare's Lustspiel „Wie es Euch gefällt", das von Rudolf Benfey für die musikalische Begleitung arrangirt worden und demnächst auf dem Münchener Hoftheater zur Aufführung kommen wird. Außer Herrn Hey erfreuen uns einige Dilettanten, Damen und Herren, durch Gesang und Pianofortespiel und legen ein Zeugniß dafür ab, wie häufig in unserer Zeit eine bedeutende musikalische Bildung auch über die Kreise des künstlerischen Berufes hinaus verbreitet ist. Selbstverständlich fehlt uns auch nicht eine Bade-Kapelle, die ganz gut eingespielt ist und sich des Morgens zwischen 11 und 1 Uhr vor den Logirhäusern und am Abend auf dem Straubinger-Platze hören läßt. Jeder Badgast trägt zu ihrer Erhaltung nach Belieben, im Durchschnitt 5 Gulden, bei. Eben so viel wird unter dem Namen „Kurtaxe" und „Armenbeitrag" an die k. k. Kur-Inspektion gesteuert.

Für arme Kranke besteht ein schon im 15. Jahrhundert gestiftetes Spital, und nur für diese gibt es jetzt noch ein großes gemeinsames Bassin, während die übrigen Kurgäste sich der Badezellen bedienen, die sie in ihren Logirhäusern finden. Denselben wird das heiße Wasser durch Holzröhren unmittelbar aus der Quelle zugeleitet. Damit das Wasser die jedem Kranken verordnete Temperatur erhalten kann, ist jedes Logirhaus auch mit einem Reservoir versehen, in welchem das heiße Wasser am Tage vor seiner Benutzung angesammelt, abgekühlt und dann mit dem unmittelbar aus der Heilquelle zugeführten Wasser gemischt wird. Da die Dauer des Bades bis auf $^3/_4$ Stunden steigt, so sind die Badewannen oder vielmehr Bade-Bassins sehr geräumig und mit einem Stuhle versehen, damit der Badende sich frei bewegen und verschiedene Lagen annehmen kann. Daß das Wasser von Gastein die Kraft habe, welke Blumen neu zu beleben, habe ich übrigens nicht bestätigt gefunden. Die ärztliche Behandlung der Kurgäste leitet seit längerer Zeit schon in einsichtigster und sorgfältigster Weise Dr. v. Königsberger; und auch Dr. v. Härdtl, der seit einigen Jahren hier praktizirt, findet die dankbare Anerkennung seiner Patienten. An einem homöopathischen Arzte fehlt es auch nicht und von seinen Verordnungen der Benutzung der Heilquelle in homöopathischen Dosen erzählt man sich manches wunderliche, vielleicht übertriebene oder gar erdachte Stückchen.

Billiger Weise sollte ich meinen Gasteiner Bemerkungen etwas über die herrliche Lage des Ortes hinzufügen. Aber ich müßte fürchten, zu ausführlich zu werden, wenn ich mehr sagen wollte, als daß sich in dem Achthal von Hof-Gastein bis zu den Rastfeld-Tauern und dessen Nebenthälern, dem Kötschach und dem Anlaufthale, die freundlichste Anmuth mit der wildesten Erhabenheit in seltener Weise vereinen. Und von dem Gamskahrkogel bietet sich eine Rundschau von mächtigen Gebirgsketten mit ihren Schnee- und Eisfeldern, wie es schwerlich eine zweite in Europa gibt. Das berühmte Panorama von Rigi-Kulm übertrifft jene vom Gamskahrkogel allerdings an Reichthum und Mannigfaltigkeit landschaftlicher Schönheiten, aber sicherlich nicht an Großartigkeit und Erhabenheit. (Ostd. Post.)

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 68. Sonntag den 25. August 1861.

Garibaldi.

(Fortsetzung.)

Titus bleibt und setzt sich mit einem Buch an's Fenster. Man könnte leicht glauben, daß Mademoiselle versuche, mit ihm zu kokettiren, aber Niemand scheint weniger aufgelegt als er, dies zu erwidern, obwohl er wirklich in Gedanken mit ihr beschäftigt ist, leider aber nicht zu ihren Gunsten. Im Gegentheil ist er so ungalant, von Herzen zu wünschen, daß sich die Thür des Hauses zum letzten Male hinter ihr schließen möchte. Und dazu muß er gewichtige Gründe haben, denn er ist der weichste Mensch und wünscht gewiß Niemand Böses. Aber so oft er die Lehrerin neben dem Kinde sieht, bemächtigt sich seiner ein ängstliches Gefühl, als müßte er die Hand auf Gertruds Haupt legen, um sie zu schützen vor Gefahr. Das hat ihn veranlaßt genau zu erforschen, wer Mademoiselle ist und wie sie dazu gekommen, einen Beruf zu wählen, der scheinbar mit ihrem Wesen kontrastirt. Vom Professor konnte er das freilich nicht erfahren; der hat eine Scheu vor alten Frauenzimmern und daß Gertrud eines ist, verzeihe ihr Gott, denkt er und er ignorirt es und erzieht sie ganz wie einen Knaben. Mademoiselle ist der jungen Aristokratie im Café merkwürdig bekannt. Nicht daß man dort ihre Verdienste als Lehrerin ans Licht zöge, nein; man bewundert ihre reichen Locken, ihre vornehme Blässe, ihre feine Chaussüre. Man weiß, daß sie von französischer adeliger Abkunft und mit großen Ansprüchen erzogen ist. Man weiß, daß ihre Familie leider bedeutend mehr Ansprüche an das Leben machte, als dieses zu befriedigen Willens war und ihr nichts hinterließ als ein großes Plus unbezahlter Ansprüche. Man weiß, daß sie trotzdem in einem allerliebsten Gartenpavillon höchst komfortabel wohnt . . . mit einem Worte, es wird im Café viel von ihr gesprochen. Nur wenn ein älterer Herr eintritt, mit Orden und imponirender Haltung, der Leibarzt des Prinzen, stockt die Unterhaltung plötzlich. Obwohl er unverheirathet ist, das Modell eines eleganten Hagestolzen und ihr Arzt, erwähnt keiner der jungen Cavaliere in seiner Gegenwart den Namen von Mademoiselle.

Ueber den Grund von Titus Anwesenheit in der Klavierstunde schien zwischen ihm und der Lehrerin ein Mißverständniß zu bestehen. Sie war erstaunt über die Ruhe seiner Blicke und die Monotonie seines Benehmens, ahnte aber nicht, daß er gegen sie konspirire, denn er that es vorsichtig wie ein Fremder in einem fremden Hause. Er wußte selbst nicht, woher ihm seit acht Wochen das Interesse für Erziehung gekommen war, da er sich früher sehr wenig damit beschäftigt hatte, aber er beobachtete jetzt lebhaft auf diesem Gebiet.

Er selbst war seit zwei Monaten Gast hier, zum ersten Male wieder seit seiner Kindheit und daher wohl erschien ihm Alles neu, der Professor, welchen er als schüchterner Knabe stets gefürchtet als einen Mann, von dem er sehr Vieles lernen, und Gertrud als ein Kind, das — sehr Vieles von ihm lernen könne.

Als er den Anfang der Ferien auf dem Gute seiner Eltern zubrachte, hatte ihm sein Vater eine Vergnügungsreise vorgeschlagen zu seinem alten Freunde, dem Professor, von dem man absolut nichts hörte, wenn man ihn nicht selbst aufsuchte. So kam er an und fand eine überaus freundliche Aufnahme von Seiten des alten Herrn, die sich auch stets gleich blieb, wenn er nicht etwa die Wurzel eines hindostanischen Wortes oder den Sinn einer Hieroglyphe suchte, worüber er dann freilich ihn und die ganze Welt vergaß. Die Aufnahme bei Gertrud war zweifelhaft gewesen. Sie hatte ihn mit großen Augen angesehen und war fortgegangen, aber bald wieder gekommen, um ihn zu fragen, ob er Blumen zeichnen könne, sie möchte es so gern lernen und der Onkel verspreche und vergesse immer einen Lehrer. Seine leibliche Wohlfahrt war wie die der beiden Ersteren gänzlich in die Hand der alten Martha gegeben, doch konnte man ihre Regierung eine milde und gerechte nennen.

Während dieser Abschweifung hatte sich Mademoiselle entfernt mit einem letzten Blick auf Titus, welchen dieser mit einer kalten Verbeugung erwidert. Dann war er zu Gertruds Onkel gegangen, um diesem seine eigenthümlichen Bedenken in Betreff der Musiklehrerin, so wie des Hauslehrers vorzutragen, mit denen beiden er durchaus nicht einverstanden war.

*

Titus' Ferien gingen zu Ende. Nur noch zwei Tage blieben ihm, drei, wenn er den Plan aufgab, seinem Bruder auf der Rückreise einen Besuch abzustatten und am Abend des zweiten Tages gab er ihn auf. Nun war ihm den ganzen folgenden Tag, als hätte ihm Jemand mit den so gewonnenen vierundzwanzig Stunden ein Geschenk gemacht und er fragte Gertrud, ob es ihr auch angenehm wäre. Sie sagte ja, und ließ sich noch einmal von ihm schaukeln und spielte mit ihm Federball. Auch hatte sie nach Mademoiselle's Ermahnung ihr Sonntagskleidchen aus dem Schranke genommen, aber die Hülle war viel zu klein für die schwellende

Knospe und von ihrem Haar hatte ihre unkundige Hand einen sonderbaren Bau aufgeführt. Es weigerte sich der ungewohnten Fesseln und ein wildes Löckchen nach dem andern stahl sich hervor. Jedem fremden Auge würde sie komisch erschienen seyn — Titus nicht. Er dachte daran, wie leicht die Hand einer zärtlichen Mutter all die kleinen Mängel ihres Benehmens und ihrer äußern Erscheinung beseitigen würde, und indem er es dachte und selbst einige schüchterne Versuche wagte, schien sich ein Strahl dieser Zärtlichkeit aus seinem Herzen in's Auge zu stehlen. Tausend Dinge, an welche er früher nie gedacht, gingen seinem Verständniß auf und so Manches hätte er am Abend der Kleinen gern noch gesagt, wäre er nur eine Stunde ihre Freundin gewesen anstatt ihr Freund.

So schlug die Stunde des Abschieds. Er schüttelte dem Professor und der alten Martha die Hand und immer wieder und wieder Gertrud, bis das Posthorn vernehmlich unter dem Fenster schmetterte — denn den Zug hatte er verpaßt.

Gertrud hatte ein Gefühl, als möchte sie mit.

* * *

Gertruds äußere Verhältnisse waren wieder dieselben, die sie vor acht Wochen kindlich zufrieden gefunden hatten. Nun wurde aber Vieles anders. Das Haus erschien ihr einsam, der Garten verödet und die Tage so einförmig, so einförmig! Oft drückte sie den Kopf an die Fensterscheiben, beobachtete wie die Fliegen sich putzten und zählte melancholisch die Kohlköpfe in den Körben der Gemüsefrauen. Oder sie setzte sich in des Onkels Studirzimmer auf einen Schemel in die Ecke und las, aber der Onkel scharrte so monoton mit dem Pantoffel und das Stillsitzen in der geschlossenen Stubenluft konnte sie auch nicht vertragen. Dann ging sie in den Garten, da lag der Ball auf dem Beete und grinzte sie mit seinem gemalten Gesichte an. Die alte Martha mochte wohl ein instinktives Gefühl haben, daß das arme Kind sich einsam fühlte und steckte den behelmten Kopf aus dem Fenster, um zu fragen, ob sie mit ihr spielen solle. Aber Gertrud schüttelte den Kopf und oft, wenn sie Abends vor ihrem weißen Gardinenbettchen saß und sich die Locken kämmte, ertappte sie sich auf Thränen.

So vergingen Wochen und Monde; sie fühlte sich traurig und krank und es wollte nicht besser werden. Dachte sie an Titus? Nein, nicht viel; er war nicht die Ursache der Veränderung, welche mit ihr vorging, er hatte nur die Veranlassung gegeben, daß der Frühling so plötzlich mit allen Himmeln über sie hereinbrach. Für jetzt brachte er freilich nur Aprilschauer und Sonnenblicke, die durch Thautropfen zittern.

Der Onkel August hatte viel Insekten, aber nie Frauen beobachtet, am wenigsten junge Mädchen in ihrer Entfaltung. Er hätte beim besten Willen diese Art der Entpuppung nicht zu behandeln gewußt. Das Einzige, was er gethan, hatte darin bestanden, daß er Mademoiselle auf drastische Weise den Abschied gegeben und ihre Stelle durch eine schüchterne, respektable junge Dame wieder besetzt, welche Gertrud entsetzlich langweilig fand. Und zu keiner Zeit sollte man so bemüht seyn, die Langeweile durch nützliche und fesselnde Zerstreuung fern zu halten. Die Langeweile ist die Mutter der Phantasie und sie begann ihre bunten Schattenspiele in Gertruds Kopfe.

Mademoiselles Umgang war anregend für sie gewesen; sie hatte das Kind wirklich gern, auch nicht im Entferntesten die Absicht, ihr Böses zuzufügen und bei der elektrischen Spannung in Gertruds Wesen und der Reizbarkeit ihres Gemüthszustandes fand sie einen geheimnißvollen Reiz darin, dieselbe Atmosphäre mit jenem interessanten aber leichtsinnigen Mädchen zu athmen. Indessen besaß Mademoiselle, wenn nicht den Stolz der Unschuld, so doch die Unschuld des Stolzes und besuchte Gertrud von Zeit zu Zeit. Gertrud begann trotzdem ihren Zustand unerträglich zu finden, je mehr sie ihn zu verbergen suchte. Selbst das Studium wurde ihr für den Augenblick durch die Trockenheit und Plumpheit ihres Lehrers verleidet; ihr fähiger Geist erschien befangen von den aufwogenden Fluthen des Gefühllebens. Sie hoffte und träumte und hoffte auf Neues. Eine Mutter hätte sie jetzt in ihre Arme genommen und ihr leise und zärtlich von der Bestimmung der Frauen gesprochen, sie hätte ihr leichte abwechselnde Beschäftigung, etwas in ihrem Hauswesen zu verwalten gegeben, aus dem Kinde eine Freundin gemacht und sie zu ihrem Leben und ihrer Thätigkeit heraufgezogen. Titus würde aus dem reichen Schatze des Wissens für sie das Beste, das Bewunderungswürdigste ausgelesen und ihr das Kaleidoskop der Weltgeschichte vor das suchende Auge gehalten haben. — Mademoiselle brachte ihr Romane, nicht etwa schlechte Romane von der gewöhnlichen sentimentalen Art. Gertrud hatte bisher nur Schulbücher gelesen. — Die Romane fanden einen empfänglichen Boden. Es wurde ihr besser, so lange sie mit ihren Helden hoffte und litt, aber viel schlimmer, wenn sie aus der erträumten Welt in die wirkliche zurückkehren mußte. Das Unschuldigste erregte ihren Widerwillen, ihre Umgebungen ermüdeten sie, sie verstand nichts mehr zu schätzen; die einfachsten Vorgänge dagegen, sofern sie nur neu waren, gestalteten sich ihr zum Bilde, an welchem sie Tage lang malte.

Trotz der durchaus protestantischen Richtung ihres Geistes wurde ihr die katholische Kirche der liebste Ort. Dahin konnte sie jederzeit allein gehen und die mysteriösen Schauer auf sich niederwehen lassen. Wenn dann die letzten Strahlen der Abendsonne durch die gemalten Fenster fielen, die Orgel brauste und die Weihrauchwolken sinnberauschend emporstiegen, sank sie, in Thränen zerfließend, auf ihre Knie.

Wie die meisten katholischen Frauen verließ sie die Kirche vor der Rede und brachte nichts weniger als geistige Erhebung mit nach Hause, nur Aufregung ohne Namen, Exaltation ohne Gegenstand, ein Schweben und Wiegen in übersinnlichen Regionen ohne sittliches Bewußtseyn. Sie lernte jetzt, was nur deutsche Frauen zur Perfektion gebracht haben, das Schwärmen. Doch war sie nicht von vielen Freundinnen umgeben, unter welchen das lustige Ding erst recht epidemisch wirkt. Noch kamen, wenn auch nur zuweilen, Blitze ihrer frühern Heiterkeit, aber bei den allerprosaischesten Dingen: wenn die graue Katze possirlich war, wenn sie einen Strumpf zu Stande gebracht hatte oder wenn gar die alte Martha sie in der Kunst unterweisen wollte, einen Eierkuchen zu backen.

Wünschte sie, daß Titus wieder kommen möchte? Sie brachte es sich wenigstens nicht zum Bewußtseyn. Sie sehnte sich nach Erlösung aus diesem unklaren Zustande, aber sie erwartete sie nicht von einer Person. Sie glaubte, es müsse etwas Wunderbares geschehen. Kein Alter denkt weniger an den einfachen Lauf der Begebenheiten. Titus Briefe waren das Einzige, was ihren einförmigen Lauf unterbrach,

aber sie befriedigten sie nicht und hatten keinen Einfluß auf sie. Sie behielten den frühern Ton und Gertrud wußte nicht, wie sie's ihm sagen sollte, daß es so ganz anders mit ihr geworden sey. Und als er selbst zu fühlen begann, welche Veränderung mit ihr vorgegangen, änderte er auch den Ausdruck, aber es fehlte ihm die persönliche Anschauung, und selbst das bestimmte Bewußtseyn, in welchem Verhältniß er jetzt zu ihr stehen würde, denn schon drei Jahre hatte er sich die Freude versagt, sie wiederzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Sultan Abdul Medschid.

In einem kürzlich erschienenen Buche: „Bukarest und Stambul, Skizzen aus Ungarn, Rumänien und der Türkei," von Richard Kunisch (Berlin, Nikolai), gibt der Tourist ein interessantes Porträt des seither verstorbenen Sultans, das wir hier folgen lassen. Er erzählt:

„Ich war in Tophana gewesen, um den Sultan auf seinem Wege nach der Moschee zu sehen. Da er jedesmal eine andere besucht, wußten Wenige, daß Abdul Medschid diesmal vorüberfahren würde; die Zahl Derer, die sich eingefunden hatten, um ihn zu sehen, war gering. Wenn ich ihn so kurz bezeichne, so ist das eben abendländische und journalistische Rücksichtslosigkeit; sein eigentlicher Titel, mit welchem alle Erlasse anfangen, lautet: „Wir König aller Könige, eine glänzende Sonne, ein Austheiler aller Kronen, ein Schatten Gottes, die Pforte der Glückseligkeit, Beherrscher des Morgen- und Abendlandes und aller Meere; Wir Sultan, Sohn eines Sultans, Khan, Sohn eines Khans, Sultan Abdul Medschid Khan, Sohn des siegreichen Sultans Mahmud Khan, durch die unendliche Gnade des Schöpfers der Welt und ewigen Wesens, und durch Vermittlung und die großen Wunder des Muhamed Mustapha, des vornehmsten aller Propheten, über welchen der Segen Gottes ruhe, Diener und Herr der Städte Mekka, Medina, Kuds (Jerusalem), gegen welche alle Welt ihr Angesicht wendet, wenn sie betet, Padischah der drei großen Städte Istambul (Konstantinopel), Edreneh (Adrianopel) und Brusa, welche alle Fürsten mit Neid ansehen, wie auch der Städte Scham und Myse, des ganzen Aerebistan, Mäghrib, Barka, Kairoom, Haleb, Irak u. s. w." Ich übergehe die langweilige Aufzählung seiner Besitzungen, welche seinem Titel eine würdevolle Länge gibt. Interessanter würde Vielen eine Beschreibung seines Aeußern seyn. Sultan! Schwebt nicht ein wunderbarer Glanz um dies Wort? Auf Frauen wenigstens übt es seinen Zauber, denn keine verläßt Konstantinopel, ohne ihn gesehen zu haben, und keine hört, daß Jemand dort gewesen sey, ohne ihn zu fragen, wie der Sultan aussieht. Männer gibt es so unsagbar viele, und man kann sich nirgends vor ihrem Anblick retten; aber es gibt nur einen Sultan, umstrahlt von aller Poesie des Morgenlandes, umgeben von den schönsten Perlen der Schöpfung, der goldene Traum von „Tausend und Einer Nacht."

Zwei große Kaiks zu 24 und vier kleinere zu 14 Ruderern tragen ihn und das Gefolge. Die kaiserlichen Boote sind reich mit Schnitzwerk und Vergoldung geschmückt; am Vordertheile befindet sich ein Palmzweig und dahinter ein Falke, Beides reich vergoldet. Auch die paarweise sitzenden Ruderer, die so taktvoll die Wellen durchschneiden, gewähren in ihrer hellschimmernden Kleidung einen malerischen Anblick. Der Zug kam so nahe am Ufer vorüber, daß man die Züge des Sultans deutlich erkennen konnte.

Wie sieht er aus, dieser Glückliche, vor dem Millionen Männer und, was vielleicht verlockender ist, Schaaren von schönen Mädchen im Staube liegen? Ist sein Antlitz überhaucht von der melancholischen Vorahnung des Fatums? Sieht er prophetisch den Untergang der Seinen voraus? — Oder glüht im düstern Auge der Fluch des Genusses, die Qual der verlangenden Phantasie inmitten der Sättigung? — Nichts von Alledem. Er ist kein Prophet und kein Faust, er ist ein Türke. Es liegt viel in dem Worte. Stambul wird untergehen — denn ob es fällt, ist eine Frage der Politik, welche erst die Zukunft löst, aber der Untergang des alten Stambul mit seinem Islam und seinen Harems, seinen seidenen Schnuren und seinen schwarzen Sklaven wird so sicher erfolgen, als es Eisenbahnen und Telegraphen, Dampfschiffe und europäische Konferenzen gibt. — Stambul wird untergehen, die Zeit wird kommen, in der man an den Ufern des Bosporus Steeplechase-Rennen abhalten und in den Palästen des Sultans walzen wird. „Allah ist groß!" ruft ruhig der Türke und bläst mit den Dampfwolken seines Nargileh alle Zukunftsgedanken von sich. Dieselbe Ruhe liegt auf Abdul Medschid's Zügen. Aber nur scheinbar, nur für den flüchtigen Blick. Der schärfere Beobachter entdeckt bald, daß dies Phlegma nur Folge der Abgespanntheit, der Krankheit ist, welche seine Kräfte langsam verzehrt hat. Ich hatte diese Züge schon einmal mit Interesse betrachtet. Noch steht es vor meiner Seele, dies lebensmatte, bleiche Antlitz mit den schwarzen Augen, die so theilnahmlos vor sich hinblicken. Seine Haltung ist schlaff; wenn er stehend Audienz ertheilt, kann er ein Zittern der Glieder nicht verbergen. Er hat zeitig alle Genüsse des Lebens kennen gelernt, vielleicht hat er wenig Geschmack daran übrig behalten, aber er ist daran gewöhnt worden. Unter seine Gewöhnungen gehört Manches, was der Gesundheit nicht vortheilhaft ist, und seine Umgebung — — thut Nichts, um ihn davon abzubringen. — — Manche behaupten, daß er frühzeitig sterben werde, Manche wollen schon annähernd die Zeit seines Todes vorausbestimmen. — — — Ob es nach seinem Tode besser werden wird? Mir sagte Jemand, der vermöge seiner Stellung Gelegenheit hatte, ihn viele Jahre hindurch genau kennen zu lernen: „Der Sultan ist gut, wie ein Kind, ein wahrer Engel, er hat auch viel gesunden Verstand und ein richtiges Urtheil, aber sein Unglück ist, daß er zu viel auf Andere gibt, daß er immer voraussetzt, alle Welt habe mehr Verstand und ein richtigeres Urtheil, als er selbst."

Die geistigen Kräfte des Sultans sind übrigens gleichfalls geschwächt; mit schönen Frauen zu spielen, Edelsteine, neue Kleider, neue Paläste sich zeigen zu lassen, das ist seine Hauptbeschäftigung. Und doch, welche fieberhafte Unruhe in diesem Zeitvertreib! Täglich müssen verschiedene neue Kleider für ihn gemacht, fortwährend müssen neue Geschmeide aus Paris gesandt werden, — Abdul Medschid betrachtet sie flüchtig, trägt sie oft gar nicht, höchstens ein Mal. Er läßt Paläste bauen, — noch ehe sie fertig sind, hat er die Lust daran verloren und denkt an andere. Vor zwei Jahren hatte Mahmud Bey, der nach Reschid Pascha's

Tode Minister des Auswärtigen wurde, einen prächtigen Palast bei Skutari für sich bauen lassen. Dem Aeußern entsprechend war die innere Ausschmückung; die Phantasie abendländischer Künstler, von keiner Geldfrage beschränkt, hatte ein Wunderwerk geschaffen. Abdul Medschid sah den Palast und begehrte ihn zu haben. Da er aber gut wie ein Kind ist, nahm er ihn dem Besitzer nicht weg, sondern kaufte ihn für 20 Mill. Piaster (800,000 Thlr.), übrigens ein mäßiger Preis, wie Solche versichern, die das Innere des Palastes gesehen hatten. Nachdem die Einrichtung und Ausschmückung demolirt worden war (da der Austheiler aller Kronen doch nicht in Zimmern wohnen konnte, die zum Aufenthalte eines seiner Sklaven gedient hatten), wurde er noch glänzender eingerichtet als zuvor. Ob er in seinem neuen Schmucke den Geschmack des Sultans befriedigt, weiß man nicht; der erhabene Gebieter hat ihn noch nicht betreten; unter den vielen Sorgen der Herrschaft soll er die Existenz dieses Palastes gänzlich vergessen haben. Vielleicht hält ihn auch irgend ein Bedenken ab, denn Abdul Medschid ist, wie alle Türken, nicht völlig frei vom Aberglauben. Kürzlich besuchte er einen neu erbauten Palast zum ersten Male; als er über die Thürschwelle schreitet, schreit auf dem Dache ein Vogel, dessen Ruf im Oriente als böses Omen gilt. Der Sultan zog seinen Fuß zurück, bestieg seinen Kaik und ließ den Palast verschließen. Aehnliches trug sich vor zwei Jahren mit einem Schiffe zu, welches der Vizekönig von Egypten ihm geschenkt hatte. Das Geschenk war kostbar, würdig des Gebers und des Empfängers. Die Stufen der Treppe waren von gediegenem Silber, die Geländer derselben von venetianischem Krystall. Der Sultan besichtigt es und verliert auf der Treppe einen Pantoffel — „ein böses Omen!“ murmeln die Derwische, welche ihn begleiten, und er entfernt sich sofort und verschenkt das Schiff, das jetzt, seiner Kostbarkeiten entkleidet, dem Publikum dient. Er schenkte es dem Gemahle seiner Lieblingstochter, der schönen Fatme, dem Sohne des im vorigen Jahre so plötzlich verstorbenen Reschid Pascha. Fatmens Gemahl, Ali Ghalib Pascha, ist nun ebenfalls todt, durch einen unglücklichen und seltsamen Zufall: sein Kaik ist, so geschickt auch sonst die türkischen Ruderer sind, von einem Dampfer in Grund gebohrt worden.

Im Hinblicke auf Mancherlei, was unter Abdul Medschid's Regierung vorkam, werden Manche den Ausspruch „gut wie ein Kind“ etwas bedenklich finden, aber mit Unrecht. Man muß nur Orientalen nicht nach abendländischen Gesetzen richten wollen. Zertritt nicht das Kind ohne Gewissensbisse manchen Wurm und manchen Maikäfer? — Und was ist ein Sklave gegenüber dem „Schatten Gottes?“

Ich hatte ihn also gesehen, als er die Moschee besuchte, wie an jedem Freitage während des Ramazans. Obgleich noch in der Blüthe seiner Jahre, bemerkt man doch mit dem ersten Blicke, daß er keineswegs in der Blüthe seiner Kraft stehe. Er sah sehr matt, sehr gelangweilt aus, fast schläfrig. Es soll in der That schwer seyn, Zerstreuungen für ihn zu erfinden; am meisten liebt er noch das Theater, läßt auch jetzt ein eigenes für sich und seinen Harem bauen.

Als Knabe hatte Abdul Medschid zu schönen Hoffnungen berechtigt; er zeigte sich talentvoll und nicht ohne Spuren einer gewissen Entschiedenheit, hatte ein weiches Gemüth und zeigte Interesse an Vielem. Seine Seele war von fast weiblicher Zartheit und tiefen Gefühlen zugänglich. Damit er sich nicht in andere Dinge mische, führte man ihm — er war damals etwa sechzehn Jahr alt — ein schönes Weib zu, eine junge Cirkassierin. Sie sollte seine Sinne beschäftigen, aber sie erfüllte bald sein Herz. Nach einem Jahre gebar sie einen Sohn, der nach dem Gesetz dem Tode geweiht war, denn der Erbe des Thrones darf, so lange der Regierende lebt, keinen männlichen Nachkommen haben. Aber die schöne Cirkassierin warf sich weinend zu den Füßen des Prinzen nieder, und Abdul schwur, mit seinem Säbel das Leben des Knaben zu vertheidigen. Man gab ihm scheinbar nach. Einige Wochen später gelang es, ihn zur Theilnahme an einer großen Jagd zu bewegen; als er zurückkehrte, fand er weder die Geliebte noch seinen Knaben. — Seitdem ging eine Revolution in ihm vor. Anfangs schloß er sich ein, überließ sich allen Ausbrüchen des Schmerzes und soll selbst in Lebensgefahr geschwebt haben. Allmälig gelang es, ihn dieser Einsamkeit zu entreißen, aber das Bild seiner Geliebten verließ ihn nicht. Er suchte Zerstreuungen auf, stürzte sich in den Strudel des Genußlebens, und — von manchen Seiten leistete man Neigungen Vorschub, die ihm Zerstreuung, die ihm wohl auch Vergessen brachten, die ihn aber voraussichtlich später von den Regierungsgeschäften abziehen mußten.

Miscelle.

(Wie man in Frankreich das *Gaudeamus igitur* übersetzt.) Die Revue d'Alsace, eine wissenschaftliche, in Colmar erscheinende Zeitschrift, veröffentlicht in ihrem neuesten (Juni) Hefte eine Reihe deutscher Gedichte in französischer Uebersetzung, von Ch. Berdelle, von der wir es uns nicht versagen können, eine Probe mitzutheilen. Der Original-Text war leider dieser sonderbaren Uebertragung nicht beigegeben — wir führen ihn aber zum übersichtlichen Vergleiche mit an:

Gaudeamus igitur.

Chanson des étudiants allemands.

Vierter Vers.

Vivat academia,	A nos doctes Facultés,
Vivant professores,	A ces puits de science,
Vivat membrum quodlibet,	Toutes les prospérités,
Vivant membra quaelibet,	Gloire en abondance;
Semper sint in flore!	Vivent tous nos professeurs,
	Ainsi que leurs auditeurs,
	Espoir de la **France!**

Sechster Vers.

Vivant omnes virgines,	Buvons au pays, à ceux
Faciles, Formosae!	Qui par leur vaillance
Vivant et mulieres,	Ornent de rayons glorieux
Tenerae, amabiles,	Le nom de la **France**:
Bonae, laboriosae!	A son drapeau redouté,
	Symbole de la liberté
	Et d'indépendance!

Wir überlassen es jedem Franzosen gern, sein Vaterland in Liedern zu verherrlichen; aber diese Glorifikation durch Verdrehung unserer Volkslieder in diesem Sinne deutschen Studenten in den Mund legen zu wollen, — dagegen möchten wir uns doch entschieden verwahren.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 69. Mittwoch den 28. August 1861.

Garibaldi.

(Fortsetzung.)

Gertrud wußte nicht, daß es ihn einen Kampf kostete; sie befand sich in dem Alter, in welchem man Interesse nur allzu leicht für Spott hält, vom Außerordentlichen leben will und vom Menschen Ungeheures verlangt. Wenn sie an ihn dachte, so sah sie in ihm den lieben Spielgefährten einer Zeit, die wie ein verlorenes Paradies hinter ihr lag. Sie versuchte auch Titus' Briefe zu beantworten, aber mit vieler Umständlichkeit: den ersten Brief schrieb sie gewöhnlich in der Extase der Weihrauchwolken und ließ die Welt aus ihren Angeln weichen, erröthete aber, wenn sie ihn am Abend wieder las und zerriß ihn. Den zweiten begann sie wohl mit einem hübschen Motto von Schiller und gab ihm mehr die Form einer Abhandlung, worauf er gewöhnlich das Loos des ersteren theilte — bis sie dann endlich am dritten Tage eine Art Schreiben zu Stande brachte, wie etwa ein artiges Mädchen an ihren Großvater zum Neujahr.

Endlich kam etwas Wunderbares: eine Reise. Der Professor glaubte wegen seiner Studien die Bibliothek einer der südlichen Hauptstädte benutzen zu müssen und versprach Gertrud, sie mit zu nehmen. Diese war überglücklich und als sie die Koffer gepackt und Alles zur Abfahrt bereit sah, fürchtete sie nur, es könnte ein Erdbeben oder etwas Aehnliches kommen, die Reise zu verhindern. Doch geschah bis zum anderen Tage nichts der Art und die Sonne lachte prächtig.

Der Professor hatte sich, nach der Theorie jener genauen Zeiten, als ein Umsturz des Wagens in den Chausseegraben zu den Reisenothwendigkeiten gehörte, so schlecht als möglich kostümirt, eine Pelzmütze zum Schlafen aufgesetzt und eine Botanisirbüchse umgehängt. Gertrud würde mit nicht minder sonderbarem Aufzuge dem reisenden Publikum aufgefallen seyn, wenn nicht Mademoiselle, in solchen Dingen unübertrefflich, sich ihrer angenommen, ihr den niedlichsten Reisehut von der Welt besorgt hätte und was es sonst noch Hübsches für ein junges Mädchen gibt. Die alte Martha versorgte ihre Waisenkinder mit Provision, als ginge es zum Nordpol, bis ein Donnerwort ihres ältesten Pfleglings Einhalt gebot.

Gertrud sah sich ihrem Onkel im Coupé gegenüber. Er hatte für sie Beide ein besonderes verlangt und sie bemerkte nun erst warum: er wollte es zu einer wandernden Studirstube machen, denn kaum hatte die Lokomotive gepfiffen und es war der Zug davon gebraust, so lehnte er sich in eine Ecke zurück und schlug ein Buch auf; aber da hatte er sich verrechnet; lesen lassen konnte ihn Gertrud nicht, Alles, was sie sah, war ihr ja neu, denn nur die vier Wände und die Personen, welche der Leser kennt, machten bis dahin ihre Welt aus. Nun war des Fragens kein Ende und bis zu ihrer Ankunft am Ziele kam er nicht zum Lesen. Leider aber betrachtete der Onkel die Dinge aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten. Je fremder die Form ihrer Erscheinung war, je mehr gefielen sie Gertrud und der Onkel hing so zärtlich — am Alten. Ihm wollte früh im Gasthofe der Kaffee nicht schmecken, weil er ihn nicht aus seiner alten Tasse trinken konnte und Gertrud fand die Weißbrödchen geradezu köstlich, weil sie lang waren anstatt wie zu Hause rund. So schwärmte die Kleine von Genuß zu Genuß, und als sie erst anfingen, die schöne Stadt zu besehen und die Gärten und Umgebungen in vollstem Frühlingsschmuck — da verschwand wie mit einem Zauberschlage ihre Mattigkeit. Die Lippen knospeten und die Augen blitzten so heiter in die Welt hinein, daß man es ihnen nicht ansah, wie schmachtend sie gewesen waren.

Der Onkel ging systematisch zu Werke. Zuerst ließ er Gertrud einen allgemeinen Ueberblick gewinnen, stieg mit ihr auf Thürme, machte sie aufmerksam auf die Beschaffenheit des Terrain, auf die Ausdehnung des Weichbildes, gab ihr statistische Auskunft über die Zahl der Bevölkerung, Zunahme und Abnahme und ging dann niedersteigend zum Einzelnen. Für einen Tag hatte er ihr den Besuch der Bildergallerie versprochen und sie hatte in der Erwartung die ganze Nacht nicht geschlafen. Welch geheimnißvoller Reiz in dem Worte!

Sie waren da. Der Professor führte Gertrud eine Weile umher, dann ermüdete es ihn und er ging in einen andern Saal zu Versteinerungen und Schnecken. Gertrud blieb allein. Es war Nachmittag. Sie befand sich in einem Zauber, den sie nicht zu lösen vermochte. Ihr Herz jauchzte. Hier war ja das geträumte Leben, das sie für eine Krankheit ihres Gehirns gehalten hatte, in Wirklichkeit und der Eindruck des bildlich Dargestellten neben den Gebilden der Phantasie war so greifbar, so körperlich, daß sie Menschen zu sehen glaubte, aus idealem Stoff gebildet, von göttlicher Vollkommenheit angehaucht; — Landschaften, die nie ihr Fuß betrat, aber deren Sonnenschein sie zu wärmen schien, deren Quellen sie rauschen hörte, die ihr bekannt waren wie ihr heimathliches Gärtchen, — heilige Wälder, in deren Schatten sie eintreten durfte und mit dem glühenden Antlitze niedersinken zu den üppig wilden Blumen, sie an die Lippen drücken und ihnen erzählen von ihrem seligen Schauen.

Sie blickte wieder auf und fuhr erschrocken zurück — ein Blick hatte sie getroffen, — ein Blitz aus glühendem Auge. Er schien auf ihr zu haften bittend, befehlend, spottend, schmeichelnd und vor dem schönsten Männerantlitz stand sie scheu und erröthend. Es war ein gemaltes und weil es ein gemaltes war, fand sie den Muth, es noch einmal anzusehen und noch einmal und — noch einmal.

Der Saal war leer geworden von Besuchenden, es begann zu dämmern, da kam Gertrud der Gedanke an die Wirklichkeit und den Heimweg. Sie sah sich schnell um, aber da war in dem weitem Raume Niemand zurückgeblieben als sie selbst und ein Herr, der sie eben so aufmerksam beobachtet hatte als sie das Bild. Was aber viel merkwürdiger war, er schien das Original zu dem Bilde zu seyn, — dieselben forschenden braunen Augen, das Lächeln, das reiche Haar, derselbe Zauber des Ausdrucks, mit welchem er sie zwang stehen zu bleiben, wie vorher das Bild.

„Der Kopf scheint Ihnen außerordentlich zu gefallen, mein Fräulein", sagte der Fremde. Gertrud war etwas verwirrt und antwortete: „Ja sehr."

„Es ist Portrait", sagte der junge Mann wieder und indem er sprach, belebten sich seine Züge so sehr, daß die Aehnlichkeit noch täuschender wurde und — Leser — hier beging Gertrud eine unaussprechliche kleine Dummheit, sie fragte, ob es sein Portrait wäre!

„Nein," sagte der Fremde lächend, „es ist Rembrandt," und ein Zug von Eitelkeit und Schelmerei flog um seine Lippen, als er Gertrud ansah, die es nicht bemerkte, weil sie glühend roth die Augen gesenkt hatte. Er versuchte sie auf ein anderes Bild aufmerksam zu machen und in ein Gespräch zu ziehen, aber Gertrud fühlte sich zu unsicher und ängstlich, um darauf einzugehen. Sie machte ihm bald eine Verbeugung und suchte ihren Onkel auf, den sie hastig fortzog ins Freie.

Die folgenden zwei Stunden ärgerte sie sich mit dem ganzen Stolze eines Backfisches, der sich in den Augen eines Menschen verloren glaubt; die nächsten sah sie das Ereigniß in etwas milderm Lichte an und am andern Morgen wachte sie getröstet auf.

Das waren aber auch Tage, die folgten! „Um Frieden zu schließen mit Gott und aller Welt." Lauter Frühlingspracht, wohin das Auge blickte, wonneathmend Alles umher, und sie selbst getragen von dem knospenden, drängenden Frühlingsleben. Sie war viel allein. Des Onkels Studien hielten ihn fest, er konnte sie nicht umherführen; doch war es ihr fast lieb, denn sie wußte die empfangenen Eindrücke kaum zu bewältigen.

Das Haus, welches sie bewohnten, lag auf der Höhe, an einen Park grenzend und aus den Fenstern hatte man die Aussicht auf die Terrassen und die schöne Stadt. Da saß Gertrud viele Stunden und blickte hinaus... Von der andern Seite des Hauses sah man in ein Dörfchen hinab, das in seinem Kranze von schneeigen Obstbäumen und dem silbernen Bergquell wie zum Schmuck der Landschaft dalag. Die letzten Hütten klommen den Rücken des bewaldeten Berges empor, der für das Auge den Horizont begrenzte und dessen Spitze von den Ruinen einer mittelalterlichen Burg gekrönt war. Es standen noch Bruchstücke der mächtigen Mauern, welche die Burg und den größten Theil des Dorfes umfaßt hatten. Jetzt dienten sie den Hütten, sich daran anzulehen oder sich Steine daraus zu brechen als Fundamente für ihren leichten Bau; auch als Dämme gegen die Gewalt des Steingerölls, das die Regengüsse dem beschwerlichen Leben des Bergbewohners so gern ungestüm in den Weg rollen, mußten sie dienen, und wo die Menschen sie nicht benutzt hatten, waren sie mit Epheu und allerlei bescheidenem Grün überwuchert, das sein kleines Leben in die Steinspalten drängte und langsam aber sicher auch diese Riesenarbeit der Menschenhand lockerte und zerstörte. Diese Burg und dieses Dörfchen erschien dem romantischen Köpschen Gertruds idealisch schön und die todten Schätze mittelalterlicher Geschichte wurden vor ihren Augen lebendig. Nicht daß sie sich die Sache gerade dachte, wie sie wahrscheinlich gewesen war, die Burg bevölkert von unsaubern Raubgesellen und armen Gefangenen — sie verweilte auf dem Söller bei dem Burgfräulein mit Laute und Spinnrocken und sah aus den Fenstern Brieftauben fliegen. Außerdem hatte sie auch Politik zu treiben begonnen mit dem glänzenden Namen Garibaldi, von dem Europa wiederhallte und zu dessen Füßen junge italienische Mädchen ihre Zöpfe und ihre Sparbüchsen niederlegten. Schon oft hatte sie den Onkel gebeten, mit ihr den Burgberg zu besteigen; aber immer war es zu warm oder zu kalt oder zu regnig, oder windig — und die Zeit verging. Jeden Tag fast hatte sie sich hinunter in das Dorf gewagt, immer ein Stück weiter, doch nur bis an den Fuß des Berges. Wenn sie dann eine Weile auf der alten Mauer gesessen und ihren Hut mit Epheuranken umwunden hatte, war sie mit einem traurigen Scheideblick auf das geheimnißvolle Gemäuer zurückgekehrt.

Endlich aber, eines „zu warmen" Tages, wurde die Lust so übermächtig, daß sie beschloß, die Expedition allein zu unternehmen.

Sie füllte die Botanisirbüchse mit Lebensmitteln, nahm einen Band Gedichte und machte sich etwas zagend auf den Weg.

Gleich zu Anfange schienen sich Gertruds Unternehmungen Schwierigkeiten in den Weg legen zu wollen, denn das sonst so stille Dörfchen war in einer sonderbaren Aufregung. Sie bemerkte einen großen Menschenauflauf vor der Thür der Dorfschenke und hörte verworrenes Rufen. Doch hatte die Sache kein feindseliges Ansehen, sondern vielmehr ein frohlockendes, und als sie näher kam, unterschied sie deutlich die Rufe: „Garibaldi, Garibaldi, heraus! heraus!" —

Sie war überrascht und verwirrt und wußte nicht, was sie von dem Rufen denken sollte, aber der Name elektrisirte sie, besonders an diesem Tage, da ihre Phantasie ohnehin mit Rittern und Helden beschäftigt war. Sie wagte einen Knaben am Aermel zu zupfen und zu fragen, was der Auflauf zu bedeuten habe.

„Garibaldi ist hier," sagte der Knabe aufgeregt nach der Schenke deutend. „Gleich wird er herauskommen. Er ist geflohen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Stahlfeder-Fabrik von Heintze und Blanckertz in Berlin.

Berlin, ehemals fast nur bekannt als Hof- und Residenzstadt, hat sich in den letzten Jahren zu der bedeutend-

sten Fabrikstadt Deutschlands emporgeschwungen. Die Maschinenfabriken von Borsig, Egells, Hoppe, Pflug rc. genießen einen europäischen Ruf; die Kupfer- und Messingwerke, die Druckereien und Färbereien, sowie zahlreiche andere Fabriken in den verschiedensten Industriezweigen dürfen kühn den größten und berühmtesten der Erde, selbst England nicht ausgenommen, zur Seite gestellt werden.

Unter allen den verschiedenen Werkstätten friedlicher Betriebsamkeit, die wir in Berlin vereinigt finden, möchte jedoch wohl kaum eine mehr geeignet erscheinen, ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen, als die Stahlfederfabrik der Herren Heintze und Blanckertz; nicht nur weil die Fabrikation von Metallschreibfedern ein in unserm Vaterlande noch neuer und bis jetzt nur durch die erwähnte Fabrik, als der einzigen ihrer Gattung in Deutschland, vertretener Erwerbszweig ist, sondern auch wegen der großen Zahl von Manipulationen und verschiedenen Prozesse, welche man hier ein Stück Stahl durchlaufen sieht, ehe es zu jenem biegsamen Werkzeuge wird, welches bestimmt war, den Federkiel zu verdrängen und uns als williges Werkzeug zur Aufzeichnung unserer Gedanken, unserer Wünsche und Neigungen zu dienen. — Wenn der freundliche Leser uns auf unserer Wanderung begleiten will, so werden wir die Fortschritte vom rohen Material an bis zur Vollendung der Feder verfolgen und ihm so ein Bild von den höchst interessanten Operationen entwerfen.

Der erste Prozeß ist das Walzen des Stahls. Letzterer, vom besten schwedischen Eisen angefertigt, ist von außerordentlicher Härte und Zähigkeit. Er besteht vor dem Walzen aus großen Tafeln von etwa 5 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite, welche in Streifen von 2 bis 4½ Zoll Breite geschnitten werden. Diese Streifen werden in Eisenkasten verpackt und in einem Steinofen, Muffel genannt, auf 12 Stunden einer bedeutenden Hitze ausgesetzt. Man nennt dieses Verfahren „Einsetzen" und bezweckt damit, den Stahl biegsamer zu machen. Nachdem die Eisenkasten allmälig wieder erkaltet, werden sie herausgezogen und die Stahlstreifen von dem anhaftenden Schmutz und Oxydul gereinigt. Sie sind nun zum Walzen vorbereitet. Die Walzwerke haben schmale, aber dicke Rollen, welche sehr fest zusammengespannt werden und zu ihrer Bewegung einen großen Aufwand von Dampfkraft erfordern. Der angewendete Druck ist so stark, daß der Stahl, nachdem er verschiedene Walzen durchlaufen, von der Dicke eines Messerrückens bis zur Dünne von Papier heruntergebracht worden ist. Nachdem die Streifen die erforderliche Stärke erhalten, kommen sie in den Schneidesaal, wo die Feder zuerst beginnt, eine Gestalt zu gewinnen. In diesem Saal sitzen Reihen von Mädchen an langen Tischen und schneiden mit Hülfe von Handpressen die zukünftige Feder aus dem Stahlstreifen. Es geschieht dies mit großer Schnelligkeit, indem eine gute Arbeiterin über 200 Gros oder 30,000 Stück im Tag von 10 Arbeitsstunden ausschneidet. Aus der Breite eines jeden Stahlstreifens werden zwei Federn geschlagen und dieselben werden, Spitze an Spitze so ineinander geschnitten, daß das möglichst niedrige Maß von Abfall bleibt.

Hiernach kommen die flachen Plättchen zum Lochen, welches ebenfalls mit Hülfe von Schraubenpressen geschieht und das Ausschneiden der kleinen Löcher und Seiteneinschnitte zum Zweck hat. Nachdem sie gelocht, kommen die Federn in den Stempelsaal, wo sie die nöthigen Marken und Nummern, meist auch die Firma der Fabrik, empfangen. Das Stempeln geschieht auf Fallwerken, welche mit einem schweren Hammer versehen sind, und da eine ziemliche Anzahl von Mädchen beständig damit beschäftigt ist, diese Hämmer vermittelst des Fußes zu heben und dann wieder auf die Feder fallen zu lassen, so verursachen sie ein ohrenbetäubendes Geräusch. Während dieser Zeit ist der Stahl nicht sehr hart, so daß er die Einschnitte und die Stempel willig annimmt. Er muß indeß noch weicher gemacht werden, damit er gleich Blei sich in jede Form biegen läßt, ohne zurückzuspringen; d. h. es muß ihm jede Elastizität auf eine Zeit lang entzogen werden. Dies geschieht in einem heißen Ofen, in welchen die Plättchen luftdicht in Eisenkasten verpackt, auf eine Nacht eingesetzt werden. Hierdurch werden sie ungemein biegsam und weich. Sie kommen nun in den Biegesaal, wo die noch flachen Federn in ein konkaves Werkzeug gelegt und mit einem konvexen Stempel vermittelst einer Maschine in die halbrunde Form einer Feder gebracht werden.

Von der Vollkommenheit der Spalte hängt die Güte der Feder ab. Diejenigen, welche sich noch entsinnen, wie schwierig es ist, eine vollkommene Spalte in einen Federkiel zu machen, werden einsehen, wie viel weniger leicht dies bei einer metallenen Substanz seyn muß.

Der erste vorbereitende Prozeß nach dem Biegen ist nun das Härten. Die Federn werden in kleine eiserne Kasten geschüttet und bis zur Weißglühhitze in einer Muffel erwärmt. Dann werden sie in große Tonnen Thran geschüttet, wodurch sie eine so große Härte bekommen, daß sie wie Glas springen, wenn man sie zwischen den Fingern drückt. Nachdem sie von dem anhaftenden Thran gereinigt sind, werden sie getempert und wieder auf den Grad der Elastizität zurückgebracht, den sie von nun an behalten sollen. Letzteres geschieht in cylinderförmigen Trommeln, die an einer Seite geöffnet sind und über Feuer langsam gedreht werden, etwa ähnlich so, wie man Kaffee brennt. Die Federn sind nun schmutzig und mit Oxydul überzogen, weßhalb sie, um gereinigt zu werden, in große kurze Trommeln, die inwendig mit etwa 2½ Zoll langen Stiften versehen sind, gethan werden.

Diese Trommeln liegen horizontal auf Rahmen, welche, durch Dampfkraft getrieben, sich langsam drehen, wodurch dann die Federn, denen man noch andere reibende Substanzen beigemengt, sich aneinander und gegenseitig blank scheuern. Von diesem Scheuerprozeß kommen sie in den Schleifsaal. Hier bietet sich uns ebenfalls eine lebhafte Scene dar. Die große Zahl beschäftigter Mädchen, die anscheinende Verwirrung der Maschinen und die geschäftige Regelmäßigkeit, mit der die Arbeit vollzogen wird, nehmen das Interesse des Beschauers in hohem Grade in Anspruch. Wenn der Leser, bevor er seine Stahlfeder gebraucht, sie auf der Rückseite untersucht, so wird er gewahren, daß sie oberhalb der Spitze geschliffen ist, und zwar wird man einige Sorten in einer, andere nach zwei Richtungen abgeschliffen finden. Wir erwähnten vorhin der Schwierigkeiten, die es verursacht, eine gute Spalte zu machen. Das Schleifen nun hat denselben Zweck, den das Abschaben der Gänsefeder auf der Rückseite oberhalb der Spitze hatte; denn da es einen gewissen Theil des Metalls um etwas dünner und biegsamer macht, so wird die Spitze, in der sich der Spalt befindet, elastisch und

zart und bildet so eine gute Feder. Die Federn werden theils mit der Hand, theils mit einer kleinen Zange auf eine sich mit großer Geschwindigkeit drehende Schmirgelscheibe gehalten und so geschliffen.

Die Federn gelangen hierauf in den Spaltesaal, welcher ebenfalls, wie die anderen Räume, mit geschäftig und schweigend arbeitenden Mädchen und Frauen angefüllt ist. Das einzige Geräusch, welches man hier hört, ist der leise Schlag des Werkzeugs, womit der Spalt gemacht wird. Die Arbeit selbst ist, wenn sie auch große Genauigkeit verlangt, dennoch nicht anstrengend, indem man die Feder einfach an die dazu bestimmte Stelle einer Presse legt, wo sie vermittelst einer Handhabe, welche ein scharfes Instrument abwärts drückt, genau und sicher gespalten wird. Die beiden Messer, die den Spalt schneiden, wirken nach demselben Prinzip, wie die Scheere, und es sind die angebrachten Vorrichtungen der Art, daß die Federn stets genau auf derselben Stelle getroffen werden. Um der Gleichförmigkeit und der guten Eigenschaften der Federn versichert zu seyn, werden sie demnächst alle in einem andern Raume nachgesehen und kontrolirt. Jede Feder wird mit der Spitze auf ein kleines Stückchen Elfenbein gedrückt und so die Güte ermittelt. Die fehlerhaften werden ausgemerzt und vermittelst Feuer wieder in Rohmaterial verwandelt, während die guten noch zum Poliren und zum letzten Schliff gelangen. Letzteres geschieht, wie das Scheuern, in Trommeln, in welche nebst den Federn zugleich Sägespäne kommen. Indem sie sich nun durch die beständig rotirende Bewegung der Trommeln gegenseitig mit dem Sägemehl reiben und scheuern, werden sie schön blank und erhalten eine runde, sanfte Spitze.

Hierauf werden sie entweder über Feuer braun oder blau angelassen, oder aber verkupfert oder versilbert. Manche Sorten werden vermittelst einer mehr oder weniger starken Beize von verdünnter Säure, sowie einer nachhaltigen Behandlung mit Cyankalium dunkel oder hellgrau gemacht, welche letztere Sorte dann häufig unter den eher alles Andere, als dieses Verfahren bezeichnenden Namen von Amalgama-, Cement- oder Zinkkompositionsfedern in den Handel kommt. Nachdem sie nun noch mit einer Auflösung von Schellack und Gummi lackirt worden, sind sie zum Verpacken bereit. In diesem letzten Stadium wiegen eine Anzahl junger Mädchen die Federn großweise ab, schütteln sie in niedliche kleine Pappkasten und umwickeln dann diese schließlich noch mit einem Umschlag, auf dem die Eigenschaften und der Werth der Federn besprochen wird.

Obschon sich die Operationen in Bezug auf die Stahlfederfabrikation nicht von denen, welche in englischen Fabriken zur Anwendung kommen, unterscheiden, so finden wir in der Heintze und Blanckertz'schen Fabrik doch noch eine besondere Eigenthümlichkeit. Es ist die Federhalterfabrikation, welche hier wohl in großartigerem Maßstabe, als irgendwo sonst betrieben wird. Wir bemerken hier nur, daß in der Fabrik wöchentlich 5 Klafter à 108 Kubikfuß Holz und circa 4 Centner Metall allein zu Federhaltern verarbeitet werden.

Was die Menge der Stahlfedern betrifft, so werden zur Zeit ca. 7000 Gros oder 1,008,000 Stück wöchentlich angefertigt, zu denen etwa 15 Centner Stahl erforderlich sind. Man ist indeß mit der Erweiterung der Fabrik beschäftigt und hofft es binnen Jahresfrist allmälig auf 12—15,000 Gros wöchentlich zu bringen.

Die in der Fabrik beschäftigten Arbeiter bestehen zu etwa Dreiviertel aus Mädchen und Frauen, von denen die jungen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Thlr., die ältern 2 bis 3 Thlr. wöchentlich verdienen. Einige bringen es, da alle Arbeit stückweise bezahlt und daher Jeder nach Verdienst belohnt wird, bis auf $3\frac{1}{2}$ Thlr. und darüber die Woche. Die Männer und zumal die geschickteren, welche als Meister fungiren, haben durchgängig hohe Löhne. Jedem besonderen Prozeß oder jeder Art von Arbeit steht ein verantwortlicher und gewissermaßen selbständiger Meister mit Gesellen und Lehrlingen vor. Derselbe hat für die Instandhaltung der Maschinen und Werkzeuge, sowie für alle in seiner Abtheilung vorkommenden Geschäfte und Verrichtungen Sorge zu tragen. Sowohl jede Arbeiterin, als auch jeder Meister und Gehilfe hat stets nur eine, gesonderte Art von Beschäftigung, und es beruht die hohe Vollkommenheit und große Billigkeit der Erzeugnisse hauptsächlich auf dieser, in jeder Beziehung bis zur äußerst möglichen Grenze durchgeführten Arbeitseintheilung.

Neben der unter städtischer Oberaufsicht stehenden Krankenkasse haben die Arbeiter unter sich noch eine zweite Kasse, Vergnügungskasse genannt. In letztere zahlen die Männer wöchentlich 1 Silbergroschen und die Mädchen 6 Pfennige. Außerdem fließen in dieselbe die für Versäumnisse, mangelhafte Leistungen oder Uebertretung der bestehenden Ordnung u. s. w. festgesetzten Strafgelder. Aus dem so gebildeten Fond werden dann die Kosten einer gemeinschaftlichen Landpartie, die jährlich im Sommer stattfindet, bestritten. An dieser Vergnügungstour nimmt das ganze in der Fabrik beschäftigte Personal nebst Meister, Vorsteher und Fabrikherren Theil. Früh am Morgen nimmt eine Reihe festlich geschmückter Wagen, voran eine Musikbande nebst Fahnen und Emblemen, die feingeputzte frohe Schaar vor dem Fabrikgebäude auf und führt sie nach einem der schön gelegenen Vergnügungsorte in der Umgegend von Berlin, wo der Tag unter heitern Spielen, gemeinschaftlichen Mahlzeiten im Freien, Wasserfahrten, Gesang und Tanz vollbracht wird.

Es mag hier noch erwähnt werden, daß die eigentliche Heimath der Stahlfederfabrikation Birmingham ist. Lange Zeit hindurch befanden sich außer in dieser Stadt nirgends Stahlfederfabriken, so daß Viele der Meinung waren, es könne dieser Industriezweig anderswo nicht gedeihen. Indeß sollte dieser Zustand der Dinge nicht ewig währen. Schon vor zehn Jahren wurde auch in Boulogne in Frankreich eine Fabrik errichtet, die es nach Verlauf einiger Jahre ebenfalls zu einer ziemlichen Ausdehnung gebracht hatte. In Deutschland ist die Heintze und Blanckertz'sche Fabrik bis jetzt die einzige. Sie besteht seit ca. 6 Jahren, und es gibt außer derselben nur noch 6 Stahlfederfabriken in England und eine in Frankreich.

Die Fabrikate der HH. Heintze u. Blanckertz zeichnen sich durch ihre große Ausdauer und Elastizität höchst vortheilhaft aus, welcher Umstand hauptsächlich der großen Sorgfalt zuzuschreiben ist, die in jeder Beziehung auf saubere und exakte Ausführung aller Arbeiten verwandt wird."

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 70. Sonntag den 1. September 1861.

Garibaldi.

(Fortsetzung.)

Gertrud sah ihn an, als wenn er ein Märchen erzählte, und wußte nichts Besseres zu thun, als was Alle thaten: die Thür der Schenke anzustarren, aus welcher sich das Wunder entwickeln sollte. Doch vergebens vergrößerte sich der Tumult, dem Gertrud neben einigen Frauen von dem sichern Standort einer Haustreppe zusah; vergebens ermunterte die Volksstimme den Helden, seine Erscheinung zu beschleunigen, er that es nicht. Bis zu der hochweisen Dorfobrigkeit war der Lärm gedrungen und sie kam in der Person des Schulzen mit einem großen Stock und drohender Miene, bahnte sich einen Weg durch die Menge, schritt auf das Haus zu und verschwand in demselben.

Schwüle erwartungsvolle Stille — aufgerissene Augen — Ungeduld — Zischen — Lärm — Tumult — prügelnde Buben — schreiende Kinder und endlich auf der Schwelle — Garibaldi, ein Savoyardenknabe mit seinem Affen.

Geängstigt sah der arme Kleine mit seinen großen unwissenden dunklen Augen die schreiende Menge an und drückte seine braune Wange fest an den Kopf seines Affen, des einzigen Wesens vielleicht, dessen Zuneigung er gewiß war. Augenscheinlich verstand er nicht das Geringste von dem, was die Leute so aufregte, und sehr wenig von dem, was der Schulze zu ihm redete, vielleicht weil es in zu gutem Deutsch geschah. Nur der Ausdruck der Angst und des Wunsches, sich wieder in die Sicherheit des Hauses zurückflüchten zu dürfen, war aus seiner Haltung ersichtlich. Aber da hätten große Leute nicht Narren und Bauernbuben nicht Bauernbuben seyn müssen! Um sich für die Enttäuschung schadlos zu halten, vermehrte sich die Aufregung erst recht, nachdem der Schulze gegangen war und begann den unschuldigen Gegenstand derselben auf jede Weise zu necken und zu quälen. Gertrud sah, wie das geängstigte Kind nach keiner Seite hin ausweichen konnte und mit den Armen fest das Thier umklammernd durch flehende Blicke die Rohheit von sich abzuhalten suchte. Glühend von Aufregung stieß Gertrud einen vierschrötigen Bauernjungen an und sagte: „Hilf ihm doch!" Der aber grinste sie dumm an und nahm nun erst recht eine Hand voll Sand, um nach dem Fremden zu werfen.

Was hätte Gertrud in diesem Augenblicke um ein Paar solcher Arme gegeben, wie der böse Schlingel neben ihr besaß! Aber indem sie die kleinen Hände zusammenballte, fühlte sie nur, daß recht machtlose weibliche Thränen über ihre Wangen stürzten und als sie gar sah, daß der arme Savoyarde sich auch zu diesem letzten Trost der Schwachen geflüchtet hatte und bitterlich weinte — rannte sie wie außer sich davon und den Burgberg hinauf.

Da saß sie nun auf einem Steine am Fuße des Thurmes und — wie es so oft im Leben geht — das erreichte Ziel befriedigte sie nicht. Doch trug die Schuld in diesem Falle nur die große Reizbarkeit ihres Gefühls, die sie alle Schönheit vergessen und nur an den gemißhandelten Knaben denken ließ. Ja sie malte sich seine Hülflosigkeit und seine Leiden in so grellen Farben aus, daß sie herzlich wünschte, sie wäre zu Hause geblieben.

Indessen war sie doch eine zu elastische Natur, als daß nicht der Zauber des Orts, an welchem sie sich befand, endlich über ihre Thränen gesiegt haben sollte. Als sie nur erst einmal den Kopf erhoben und nach allen Seiten ausgeschaut hatte, mußte sie sich ihm hingeben. Die drei festen Thürme der Burg hatten der Zerstörung der Zeit getrotzt und standen, als sollten sie aus den Faustrechtzeiten hinüberdauern in das Reich ewigen Friedens, das alle Idealisten hoffen. Nur wo sich zwischen den behauenen Steinen kleine Spalten gebildet hatten, sproßte Gesträuch hervor und bildete hoch oben an den Zinnen einen Kranz von frischem Grün. Gertrud dachte nicht daran, wie mancher Todesseufzer in diesen furchtbaren Gefängnissen der Feudalzeit ungehört verhallt seyn mochte — sie sah nur, wie prächtig die Sonne sie vergoldete und wie zwischen den umrankten Zinnen der Himmel blaute. Zwei der Thürme hatten keine Zugänge von Außen und mußten durch unterirdische Verbindungen zugänglich gewesen seyn; in den dritten schien gewaltsam ein Eingang gebrochen und Gertrud wagte sich mit einigem Zagen hinein.

Unheimliches Gevögel flog kreischend bei ihrem Eintritt auf und am Boden kroch allerlei häßliches Gewürm — glaubte sie. Sonst war der Thurm ganz leer und oben sah der Himmel hinein. An den herausgebrochenen Steinen konnte man die Spur einer Treppe und Balkenlagen verfolgen und in einer Ecke die Reste eines großen Kamins. Unter dem Eingange, der einige Stufen in den Thurm herabführte, sah man eine halb verschüttete Oeffnung, welche wahrscheinlich unter der Erde die Verbindung mit den andern Thürmen ermöglicht hatte. Die Luft war moderig und kalt; Gertrud schauderte ein wenig und neben dem Kamin glänzten weiße Steine wie gebleichte Schädel. Sie beeilte sich wieder in Gottes Sonne zu kommen, nicht ohne einige Male sich umzusehen. An die Thürme schlossen sich,

große unregelmäßige Oeffnungen bildend, die Bruchstücke der Ringmauern und die fast ganz erhaltene Vorderwand des Baues. Sie enthielt viele Fenstereröffnungen mit halb stehen gebliebenen Kreuzen, in welche man hineintreten und die weite Landschaft übersehen konnte. Der Burghof selbst war zwischen Steingeröll und Gestrüpp überwuchert vom üppigsten Grün und eine Buche neigte sich über den Rand des verfallenen Brunnens.

Gertrud kletterte, lief, suchte wie eine frei gewordene Gefangene und ruhte von Zeit zu Zeit auf einem erhöhten Platze am mittleren Thurme, der mit Veilchen und blühenden Erdbeeren wie übersäet und von einem wilden Kirschbäumchen in voller Blüthe beschattet war.

Im Westen vergoldete die niedergehende Sonne die üppigste Landschaft, Buchwald so weit das Auge reichte und am Hange des Berges Hütten, von Blüthenbäumen umgeben, grüne Matten und Felder mit dem ersten Wogen des Korns oder der gelben Rapsblüthe. Fern lag die Bergkette im Abendglühen mit immer wechselnden Tinten und auch in den Schloßhof schickte die Sonne freundliche Strahlen, beleuchtete die Hälfte des Thurmes und den verfallensten Theil der Ruine so glänzend, als hätte sie Freude an der Zerstörung des alten Raubnestes.

Im vollsten Gegensatz zu diesem lachenden Bilde machte die Landschaft, welche man durch ein großes Bogenthor der entgegengesetzten Mauer sah, einen düstern Eindruck. Der Rücken des Berges wurde hier sandig und trug nur Nadelhölzer, die sich in dunkeln Gruppen am unbebauten Abhange herabzogen. Kein Dorf, kein Haus — die Berge schoben sich voreinander und bildeten Schluchten, die schon in tiefem Schatten lagen.

Vor kurzer Zeit noch würde Gertrud dieser düstern Landschaft den Vorzug gegeben haben, denn bekanntlich ist jungen Damen von sechszehn Jahren keine Schlucht zu tief und kein Weg melancholisch genug, — die Eindrücke der Reise aber hatten schon so viel gesundes lebensfrisches Element in ihr Wesen gebracht, daß sie sich wegwandte von dem Schatten, um das Licht zu suchen. An jede Oeffnung, durch welche die Strahlen hereinglitten, trat sie und grüßte die Sonne. Und wie sie Gedeihen niederströmte auf die Felder, so daß Thiere und Pflanzen unbeschreibliches Wohlbehagen einzuathmen schienen, durchströmte das heilige Feuer auch ihre Glieder und goß neues Licht in ihre Seele und ihre Augen, daß sie sich ihres innigen Zusammenhanges mit der Natur bewußt wurde und herausgehen mußte, ein stilles Dankopfer zu bringen in der neu gefundenen Heimath. Ihr ganzes Wesen war gehoben und emporgetragen von neu gewachsenen Schwingen der Lebenslust. Das Gefühlsleben fluthete übermächtig in ihr, aber es hatte sicheren und natürlichen Boden gefunden, darauf es gedeihen konnte, blühen und reifen.

Sie kam zurück auf ihren hübschen Platz im Burghof und in der Heiterkeit ihres Genusses dachte sie nicht an Zeit und Stunde. Mit glühenden Wangen und gefalteten Händen saß die junge Sonnenanbeterin da und sah das königliche Gestirn herabsteigen. Nach und nach lag die ganze Ruine im Schatten und der Bau thürmte sich grauer und massiger vor ihr auf. Dohlen und Raben umkreisten die Thürme mit solchem Geschrei, als wären sie jetzt unumschränkte Besitzer der Burg; auch waren sie es wirklich und nur einige Eulen machten sie ihnen streitig. Gertrud war erfreut, die Bekanntschaft einer solchen zu machen, die sie bis jetzt blos ausgestopft gesehen hatte. Sie dachte jetzt an den Heimweg, doch so oft sie gehen wollte, fiel ihr noch ein kleines Capriccio des Vergnügens ein und zuletzt fühlte sie Lust, noch einmal in den viereckigen Thurm zu steigen. Als sie sich dem Eingange näherte, wich sie entsetzt zurück, denn der Ton einer menschlichen Stimme schien aus demselben hervorzukommen.

Der kleine Poltron wartete zehn Minuten, ehe er den Entschluß faßte, sich wieder zu nähern — denn wenn es Räuber wären, die sich in dem großen Kamin ein gestohlenes Kalb brieten? Freilich kam ihr zugleich der beruhigende Gedanke; daß sie nicht das geringste Stückchen Gold oder Silber an sich trüge und daß sie selbst in ihrem köstlichen Schmuck frischer Jugend stehlenswerth sey, fiel ihr nicht ein. Sie begann also sich ihrer Furcht zu schämen und näherte sich abermals — Vögel und junge Mädchen sind bekanntlich neugierig. Sie hörte wieder die Stimme, doch eine sehr sanfte, daß sie eher aus der Kehle eines Kindes zu kommen schien, als aus der eines Raubgesellen. Nun verstand sie einzelne Worte, und, da sie auch etwas Italienisch gelernt hatte, daß es italienische waren.

„Povero Piccolino", sagte die Stimme und mit einem Satze stand Gertrud im Thurme. Da saß „Garibaldi" und aß friedlich mit seinem Affen ein Stückchen Brod. Gertrud war fast entzückt, den Knaben zu sehen, der sie so viele Thränen gekostet, und allem Anschein nach frisch und gesund. Sie trat dicht zu ihm hin, doch hatte ihn die überstandene Angst so scheu gemacht, daß er in die äußerste Ecke zurückwich, bis er einmal wagte, den Blick zu ihr aufzuschlagen und in ein Paar so unwiderstehlich freundliche Augen sah, daß er sogleich ihren Ausdruck verstand, denn sie redete die einfache Universalsprache der Menschheit, in welcher sie alle ihre Moralgesetze ausdrückt, — die Sprache des Mitleids.

Ungemessen hätte Gertrud gern das dem Knaben von der Rohheit zugefügte Leid wieder gut gemacht, und mit der Freigebigkeit siebzehnjähriger Großmuth überschwängliche Wohlthaten über sein Haupt gehäuft — in Wirklichkeit aber war dem freien Wandervogel mit gewöhnlichen Wohlthaten gar nicht beizukommen und, etwas herabgestimmt, wußte Gertrud in diesem Augenblicke nichts zu thun, als kleinlaut zu fragen, ob Garibaldi Hunger habe?

Das deutsche Wort „Hunger" schien er vortrefflich zu verstehen, ebenso der Affe, nur gewannen sie ihm eine den Deutschen unbekannte humoristische Seite ab und knabberten höchst vergnüglich an ihrem schwarzen Brode. Gertrud ward sich mit Freuden einiger Apfelsinen und Zuckerbrödchen in ihrer Botanisirbüchse bewußt und es gelang ihr, mit schmeichelnden Worten den Knaben zutraulich zu machen und ihn aus dem häßlichen Thurm in's Freie zu ziehen. Hier setzte sie sich unter das Kirschbäumchen und packte ihre Schätze aus. Der Savoyarde sah sich scheu nach allen Seiten um und fühlte sich augenscheinlich weniger sicher als in dem Bollwerke; doch ließ er sich zureden und setzte sich mit natürlicher Grazie zu ihren Füßen nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Das Künstlerfest in Antwerpen.

Wenn ich erst jetzt eine Beschreibung des Antwerpener Festes schicke, so liegt der Grund in der Masse und Mannigfaltigkeit des Stoffes, den diese Tage boten, und der es unmöglich machte, eine gedrängte und übersichtliche Darstellung vor dem Schlusse zu geben. Das Künstlerfest fiel zusammen mit der Kirmes von Antwerpen, welche dießmal von der Stadt in besonders glänzender Weise gefeiert wurde.

Zuallererst ist die außerordentliche, in der That großartige Gastfreundschaft der Stadt Antwerpen nicht genug zu rühmen. Nicht genug, daß ein großer Theil der angekommenen Gäste bei Privaten einquartiert und hier glänzend bewirthet war, so war für das Unterkommen aller Uebrigen in mehreren öffentlichen Gebäuden auf vollkommen bequeme und ausreichende Weise gesorgt und gelangte an die Letzteren an jedem Morgen (mit Ausnahme des Tages, an welchem das Banket Alle vereinigte) eine gedruckte Einladungskarte zu einem gemeinsamen Diner in einer der größeren Restaurationen. Das Komite hat ferner eine Anzahl jüngerer, in Antwerpen schon längere Zeit heimischer Deutschen engagirt, die durch besondere Abzeichen kenntlich, überall mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit unsere Führer durch die Stadt und zu den Festen machten, und in ähnlicher Weise war für die Franzosen und Holländer gesorgt. Die Mehrzahl der Theilnehmer versammelte sich am Abend vor dem ersten eigentlichen Festtage, am Samstag den 17. im Cercle artistique, littéraire et scientifique, von welchem die Aufforderung zur Zusammenkunft ausgegangen war, und dessen schönes und geräumiges Lokal nebst Garten auch in den folgenden Tagen den Sammelpunkt bildete. Die Deutschen machten wohl ein Drittel der Gäste aus, außerdem waren Franzosen und Holländer in ziemlicher Zahl, die Engländer nur durch Wenige vertreten. Von hier fand, nachdem ein erster Willkomm im großen Saale des Hauses gesprochen und ein Festtrunk herumgereicht worden war, ein Fackelzug nach dem Rathhause statt, wo der offizielle Empfang durch den Bürgermeister erfolgte. Am Sonntag hatte die Stadt um 4 Uhr die Gäste zu einem allgemeinen Banket im Théâtre des variétés eingeladen, dessen Bühne, Zuschauerraum und anstoßender Ballsaal zu einem großen ebenen Raume vereinigt, durch seine ebenso prächtige als geschmackvolle Dekoration bei glänzender Beleuchtung einen überaus festlichen Anblick gewährte. Von den Reden und Toasten war freilich wenig zu verstehen, da die 1200 Theilnehmer niemals so ganz zur Ruhe zu bringen waren, daß auch eine gute Stimme hätte überall hin dringen können. Um 8 Uhr hierauf ländliches Fest in dem Garten der kgl. Harmoniegesellschaft. Dieser, eine Viertelstunde vor dem Thore gelegen, war aufs Glänzendste illuminirt, seine Bassins und Springbrunnen, Laubgänge und verschiedenen Gebäude strahlten von Tausenden von Lichtern, an einer künstlich für diesen Abend errichteten Ruine wurde brillantes Feuerwerk abgebrannt, dazu Vokal- und Instrumentalkonzert, und der ganze Garten gedrängt voll von den Fremden und der ganzen feinen Welt Antwerpens.

Am Montag wurden die Verhandlungen des Kongresses eröffnet. Merkwürdigerweise zeigten sich dießmal die Franzosen den Deutschen gegenüber als ebenso unpraktische, ich möchte fast sagen komische Phantasten und Idealisten, als den letzteren gewöhnlich von ihnen zum Vorwurf gemacht wird. Schon das Programm des Kongresses hatte uns im Voraus manches Kopfschütteln abgenöthigt, und der Verlauf entsprach demselben. Es sollten da Fragen erörtert werden von so abstraktem und philosophischem Inhalt, daß es undenkbar erschien, wie sie von den Angehörigen der verschiedensten Länder und Sprachen in 3 Tagen nur aufgeworfen, geschweige erörtert oder irgendwie erschöpft werden sollten. Die einzige zur Besprechung angesetzte Frage von praktischem Interesse betraf den Schutz des künstlerischen Eigenthums, doch konnte schließlich auch diese hier nur wenig gefördert werden, da sie ja doch von den einzelnen Regierungen auszumachen und diesen auch schon theilweise übergeben ist. Von den übrigen Fragen — es wären eigentlich Preisfragen zu wissenschaftlicher Bearbeitung — führe ich nur zwei an: „Steht der Ausdruck der monumentalen Kunst im Einklang mit den Kundgebungen unseres Zeitgeistes?“ und „in welcher Beziehung stehen Kunst und Philosophie zu einander?“ Bei der Besprechung nahmen Formfragen einen großen Theil der Zeit in Anspruch, und auch hier haben sich einzelne Franzosen im Halten langer und nicht zur Sache gehöriger Reden hervorgethan. Von uns Deutschen wohnten zwar sehr Viele pflichtschuldigst den Verhandlungen bei und betheiligten sich auch Einige an der Debatte doch konnten wir sämmtlich derselben kein besonderes Interesse abgewinnen. Es lag eine gute Absicht und eine ideale anerkennenswerthe Auffassung der Kunst in diesem Versuche einer allgemeinen Verständigung über solche Fragen, aber zu irgendwelchem Resultate konnte man unmöglich auf diese Weise gelangen. Ersprießlicher und wichtiger war jedenfalls das persönliche Zusammentreffen so vieler in Kunst und Literatur bedeutender Männer und für uns Deutsche die nationale Verbrüderung mit den Flamändern, worauf ich zurückkommen werde.

Außer den Verhandlungen des Kongresses hatten wir am Montag noch die Einweihung der neuen Wandgemälde in der Kirche St. Georges, eine feierliche Sitzung der Akademie von Antwerpen, gemeinschaftlichen Besuch des Museum (der Sammlung von Bildern der alten Meister) und Abends ein großes Konzert. Stürmischen Beifall verdienten sich Joachim durch sein Beethoven'sches Konzert und Frl. Artot von Brüssel durch ihren Gesang. Dagegen entsprach die Ausführung der Eroica und anderer deutscher Tonwerke nicht sehr der Würde und Erhabenheit unserer klassischen Musik. Der Dienstag brachte nach dem Programm eine gemeinschaftliche Besichtigung der interessanteren Kirchen und Denkmäler der Stadt und Abends großen Ball im Théâtre des Variétés, sowie eine Abschiedsreunion im Cercle artistique. Am folgenden Tag war noch eine Sitzung des Kongresses, wie auch nochmalige Einladungen zu den gemeinschaftlichen Diners stattfanden. Für die deutschen Theilnehmer des Festes werden diese Diners, besonders am Dinstag und Mittwoch, deßhalb eine besonders erfreuliche und bedeutende Erinnerung seyn, weil sich dabei das verwandtschaftliche Gefühl der Flamänder und ihre Zuneigung zu den Deutschen in einer Alle begeisternden Weise kundgab und natürlich mit gleicher Herzlichkeit von uns erwidert wurde. Ernst und Humor wechselten ab, das Mahl zu würzen, und bald flämische, bald deutsche Reden feierten den Ruhm der großen altheiligen deutschen Nation, ihrer Sprache, Kunst und Sitte; daß die flämischen Reden von den Deutschen, sowie umgekehrt meist verstanden wurden, legte den lebendigsten Beweis dieser

innigen Verwandtschaft ab. — Das waren die speziellen Künstlerfestlichkeiten; außerdem aber war die ganze Stadt in einer festlichen Bewegung und Aufregung durch die Kirmes, ein Volksfest, das vollkommen geeignet war, uns die Stadt Antwerpen und das flämische Volk in der heitersten und liebenswürdigsten Gestalt zu zeigen. Da hörte man überall Nichts als Musik und allgemeinen Jubel, durch alle Straßen zogen festliche Züge, bald der Bogenschützen, bald der Gewerke, dann Prozessionen von außerordentlicher Pracht, Abends im Freien öffentlicher Ball; am Quai sah man fortwährend die Regatta's in zierlichen Booten, am großen Bassin nautische Spiele der Schiffer und Matrosen; Dinstag Abend war große Illumination der Hauptstraßen und des ausgedehnten Boulevard Leopold, ebendaselbst Feuerwerk und schließlich bengalische Beleuchtung der Kathedrale; es war ein Treiben und buntes Leben überall, das gesunde Nerven forderte, wenn man nicht am ersten Tage schon ermüdet seyn sollte. Bemerkenswerth war die Ordnung, in welcher die großen Züge ohne alle sichtbare Polizeiaufsicht durch die dichtgedrängten Menschenmassen sich bewegten, und die ebenso bei den Illuminationen und andern öffentlichen Schauspielen herrschte. Daß die Kirmes in Antwerpen mit dem Kongreß zusammenfiel, war ein außerordentlich günstiger Umstand, doch bewiesen viele einzelne Vorfälle, wie sehr die Antwerpener Bürger auch an dem letztern das lebendigste Interesse nahmen, und nicht blos die Reichen und Vornehmen haben den fremden Gästen ihre liebenswürdige und glänzende Gastfreundschaft bewiesen. Während des Festes trafen von der Künstlerschaft von Gent und Brügge Einladungen ein, auch diese Städte von Antwerpen aus noch zu besuchen, denen am 22. auch Viele gefolgt sind. Andere benützten die Gelegenheit, da auf sämmtlichen belgischen Bahnen die Hälfte der Fahrten für die Theilnehmer des Kongresses bis Ende des Monats freigegeben war, Brüssel zu besuchen; von Antwerpen aber wird Keiner geschieden seyn, ohne das Herz voll zu haben von der dankbarsten Erinnerung an seine liebenswürdigen gastfreien Bewohner.

(Schw. M.)

Prozeß wider die Kaiserin Eugenie.

Vor dem Civilgericht in Paris schwebt ein interessanter Prozeß. Der Kläger ist der schwedische General-Konsul Jules Leroux, die Geklagte ist niemand anderer als — die Kaiserin Eugenie. Der Gegenstand des Prozesses ist folgender: Im Jahre 1855 wollte die Kaiserin für ihre Verwandten eine fürstliche Wohnung in Paris aufführen und kaufte zu dem Ende das in den elyseischen Feldern gelegene prachtvolle Haus des Hrn. Lauriston für 14 Mill. Fr. und gab demselben den Namen Hotel Alba. Einmal im Besitz des Hauses, wollte man auch den daranstoßenden Garten in einen förmlichen Park verwandeln und trat in Unterhandlung wegen Erwerbung der angränzenden zwei großen Gärten, wovon einer Hrn. Emil Giraudin, der andere dem schwedischen General-Konsul Hrn. J. Leroux gehörte. Der frühere Besitzer, Hr. Lauriston, hatte vergeblich große Summen für die beiden Gärten geboten; allein was man ihm nicht überlassen hatte, mochte man Ihrer Maj. der Kaiserin nicht abschlagen. E. Girardin verkaufte sein ganzes Grundstück mit Ausnahme eines kleinen Vierecks um seine Villa. Was Hrn. Leroux betrifft, so willigte er in den Verkauf seines Gartens, welcher den Hauptreiz seiner Wohnung bildete, nur unter der Bedingung, daß er die Aussicht auf denselben behalte, mittelst einer Terrasse, die durch ein Glashaus mit seinem Speisesaal verbunden, ihm die Gelegenheit bot, wenigstens mit den Blicken sich noch ferner in dem zu seinen Füßen liegenden theuren Garten ergehen zu können. Diese Bedingung erschien hart; dieses Recht der Aussicht war genant; allein man fügte sich endlich, indem man die Gegenbedingung stellte, daß jenes Aussichtsrecht nur ein lebenslängliches seyn und mit Hrn. Leroux, sey es daß er stürbe, oder daß er sein Hotel verkaufen würde, aufhören sollte. — Nachdem die Dinge einmal so geregelt waren, verbrachte Hr. Leroux manche Stunde des Tages auf der Terrasse und ergötzte sich an dem Anblicke der prächtigen 100jährigen Bäume. Da starb die Herzogin von Alba. Man weiß, wie sehr sich die Kaiserin den Tod dieser ihrer Schwester zu Herzen nahm. Sie wollte nichts mehr von dem Hotel wissen, sie wollte es nicht einmal mehr sehen, und da die Großen dieser Welt das Vorrecht haben, ihrem Schmerze Alles zu opfern, so wurde denn auch beschlossen, das Hotel Alba niederzureißen. Mit dem Hotel fielen auch Hunderte von den großen Bäumen; der Raum wurde der Spekulation zu Baustellen überlassen und eine Straße mitten durch den ehemaligen Garten gebrochen. Hr. Leroux protestirte laut gegen diese Verwüstung, aber umsonst; seine Verzweiflung stieg aufs Äußerste, als er vernahm, daß einige Schritte vor seiner Terrasse die Mauer eines sechsstockhohen Hauses aufgeführt werden solle. Er machte nun eine Klage gegen Ihre Maj. die Kaiserin anhängig und verlangt, daß dieselbe die Bäume, welche in einer Ausdehnung von 120 Meter den von ihm abgetretenen Garten zierten, wieder in den früheren Stand bringe. Er hat das ganze Chaos der gefällten Bäume photographiren lassen. Er weist jeden Vergleich von sich und fordert, daß man ganz ähnliche Bäume, von derselben Art, derselben Größe ꝛc. wieder pflanze. Die Kaiserin dagegen will um keinen Preis beim Vorüberfahren durch die Bäume des Parks an ihre verstorbene Schwester gemahnt werden, und so schwebt nun der Prozeß, in welchem demnächst das Gericht die Entscheidung fällen soll.

Miscelle.

(Lebensdauer der Schauspieler.) Die Kunst des Schauspielers ist im Ganzen genommen der Lebensdauer nicht sehr günstig. Sie reibt geistig und körperlich die Kräfte zu sehr auf. Schon Iffland klagte 1787: „Ja wohl geht Alles schneller bei uns zu Ende; Freuden und Leiden und auch das Leben! Diese Thränen, die wir vergießen machen, dies Lächeln, das wir so gerne geben, sie kosten uns ein frühes Grab." Indessen fehlt es nicht an Ausnahmen in Menge. Man denke nur an Schröder, Koch, Unzelmann, Bösenberg, Christ, Starke, Döbelin u. s. w. Der älteste Schauspieler unter allen aber war wohl Jean Noel, der am 13. Januar 1829 zu Paris, 118 Jahre alt, starb und noch im hundertsten Jahre auftrat. Er hatte vom 18. Jahre an die Bühne betreten, 92 Jahre auf ihr, zwar nicht mit großem Ruhme, aber doch mit steter Brauchbarkeit gewirkt, und 2760 Rollen gespielt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 71. Mittwoch den 4. September 1861.

Garibaldi.

(Fortsetzung.)

Ein rechtes Stück Poesie des Südens war dieses Kind mit seinen goldigen ungekämmten Locken, dem Sammet seiner braunen ungewaschenen Haut und seinen malerischen Lumpen. Gertrud betrachtete ihn mit Entzücken, aber nicht ohne den echt weiblichen Wunsch, sich sofort mit Beseitigung dieser Fragezeichen seiner natürlichen Schönheit beschäftigen zu dürfen. Doch ging das nicht gleich nach so kurzer Bekanntschaft und sie mußte sich ihm vorläufig auf geistigem Gebiete nähern. Sie that es in ihrem besten Italienisch, in der Hoffnung, ihm begeisterte Schilderungen seines Vaterlandes zu entlocken, aber vergebens. Was wir von der Kultur beleckt nennen, war er in keinem Stück, sondern von primitiver Unwissenheit, denn er kam aus einem Lande, wo es keinen Schulzwang und keine Regulative gibt. Er kannte den Namen seines Dorfes, seiner Eltern und Geschwister und deren Affen und Murmelthiere, das war Alles. Er hatte sich nicht im Mindesten darum gekümmert, ob er annexirt war, er wußte nichts von der Welt, die er halb durchwandert, nichts von dem berühmten Namen, den er trug; er besaß nichts als seine makellose Schönheit und seinen Affen.

Gertrud glaubte, daß sich vielleicht eine sentimentale Seite bei ihm anschlagen ließe und fragte ihn, ob er seine Mutter oder seine Schwesterchen oder sonst Jemand in der Welt recht lieb habe; als er ihr aber antwortete „mein Aff'" und diesen zärtlich an's Herz drückte, da konnte sie nichts thun, als diesem ein Stück Zucker geben, dem Herrn eine Apfelsine und sie Beide still betrachten.

Wie Manchen hat das Reden schon enttäuscht! Wer mit den Augen Vollkommnes genießt, der lasse sich genügen! Gertrud begriff die goldene Lehre und schwieg.

Nun standen in den großen braunen Augen des Knaben wieder wundersame Märchen und auf seinen halbgeöffneten Lippen knospete ein ganzer Frühling. Und während sich das träumerische Mädchen in diese Märchen versenkte, mußte sie plötzlich das Kind an sich ziehen und einen Kuß auf seine Lippen drücken, Leserin von gutem Ton — einen Kuß!

Und als schickte die fashionable Gesellschaft einen Protest gegen solche Herabwürdigung, begannen die Bäume zu rauschen, zwei Eulen flogen auf, die Raben krächzten, es war ein Steingeröll-Geraschel und Geschiebe, ein Sprung, ein Fall, aus dem Staube entwickelte sich eine männliche Gestalt und stand vor ihnen.

Garibaldi machte unverzüglich Miene, die Flucht zu ergreifen, Jocko vergaß seine Kunst auf zwei Beinen zu gehen und sprang auf allen vieren, und Gertrud blickte erstaunt den durch's Fenster Gekommenen an. Der sah nichts weniger als gefährlich aus und war eben beschäftigt, den Staub von sich abzuschütteln und eine kleine Schramme an seiner Hand zu besehen. Darauf verbeugte er sich vor Gertrud und suchte mit der Hand das fliehende Paar aufzuhalten, jedoch vergebens — es saß schon im Thurme. Gertrud dagegen mußte einem Lächeln Stand halten, an welchem sie augenblicklich den Fremden aus der Bildergallerie erkannte.

„Ich hatte bereits einmal das Vergnügen, mein Fräulein", sagte er sich abermals verbeugend und mit demselben unerbittlichen Lächeln. Woher nahm Gertrud, das unerfahrene Kind, die kleine List zu thun, als ob sie sich dessen nicht erinnere? „Sie erwiesen mir die Ehre, mich für Rembrandt zu halten", fuhr er fort und zwang sie mit einem Zaubermittel seiner schelmischen Augen, ihn anzusehen.

Die Gluth der Erinnerung und Beschämung flog über ihr Gesicht; sie stand auf und nahm ihren Hut. Doch lag in der Erscheinung des jungen Mannes ein Ausdruck so übermüthiger Lebenslust und Heiterkeit, daß das Gleichartige in Gertruds Wesen sich unwiderstehlich angezogen fühlte und sie lachend sagte, daß sie sehr um Entschuldigung bitten müsse wegen jenes Irrthums.

„Das genügt nicht, mein Fräulein. Sie sind mir für Ihren grausamen Spott Satisfaktion schuldig", sagte er.

Gertrud war im Geheimen nicht ganz unzufrieden damit, daß er ihre Unwissenheit für Spott gehalten hatte.

„Die Aehnlichkeit war wirklich vorhanden", sagte sie, „und da Sie ohne Zweifel ein Maler sind ...."

„Ein Maler? Ja, ein Maler", antwortete er, denn er malte wirklich, was aber nicht ausschloß, daß er Gutsbesitzer und, um das Leben recht komfortabel zu genießen, augenblicklich Gardeoffizier war. „Und weil ich ein Maler bin, müssen Sie mir einen Wunsch verzeihen, der sich meiner Phantasie bemächtigt hat, mein Fräulein, Sie wissen, wir sind wunderlich...."

„Und der wäre?"

„Ich möchte Sie mit dem Savoyardenknaben auf einem Bilde haben und in der Situation, in welcher ich das Glück hatte, unsere Bekanntschaft zu erneuern."

„Ich denke, der Knabe und sein Affe aßen meine Apfelsinen und ich sah ihnen zu."

„O nein, mein Fräulein, als ich zuerst von Außen jenes Fenster dort erreicht hatte und in den Burghof sah, gaben Sie dem kleinen Bürschchen etwas unendlich Werthvolleres als eine Apfelsine — einen Kuß, glaube ich. Im Augenblicke rutschte der Stein, auf welchem ich fest zu stehen glaubte und bereitete mir das Unglück, Sie durch meine plötzliche Ankunft zu erschrecken.

Gertrud war aufgesprungen und antwortete nicht. Es erfaßte sie eine unbestimmte Angst vor diesem Manne und zugleich erschien er ihr größer, schöner und ein Anderer als zuvor. In der Unsicherheit dieses Gefühls fanden ihre Gedanken keine andere Zuflucht als den Savoyarden, und als der Maler, schnell bereuend, daß er zu weit gegangen, etwas Beruhigendes sagen wollte, fragte sie mit geängstigter Stimme, wo Garibaldi geblieben sey. Jetzt war die Reihe an ihm erstaunt auszusehen und das beunruhigende Lächeln, welches einer ernsten Protektormiene gewichen war, kehrte verstärkt auf seine Lippen zurück.

„Garibaldi? Was kümmert er Sie in diesem Augenblicke, mein gnädiges Fräulein? — So viel ich weiß, ist er in Italien und befindet sich wohl.“

Gertrud freute sich der Wendung und fand sogleich einen Theil ihrer früheren Heiterkeit wieder.

„Hier ist aber auch einer, den ich beschützen muß,“ sagte sie und erzählte dem Maler die Geschichte des Knaben, welche den Unbarmherzigen in demselben Grade ergötzte, als sie Gertrud empört hatte.

So sind die Männer! — dachte sie und Beide traten in den Thurm.

„Komm, Garibaldi, ich will dich zu meinem Onkel bringen“, sagte Gertrud, die daran dachte, daß es hohe Zeit sey, den Rückweg anzutreten. Aber mit den Flüchtlingen war nichts anzufangen. Sie hatten sich versteckt. „Komm, Garibaldi“, sagte Gertrud abermals.

„Nicht ins Dorf! Nicht ins Dorf! Sie schlagen mich,“ sagte zitternd der Held, ohne sich umzusehen.

„Ich werde dich schützen, komm nur“, sagte der Maler.

„Wollen Sie das wirklich?“ fragte Gertrud.

„Gewiß. Zweifeln Sie?“

„Dann kann ich gehen,“ sagte Gertrud getröstet, setzte ihren Hut auf, nahm ihre Botanisirbüchse und machte dem Maler eine Verbeugung.

„Und Sie, mein Fräulein, wollten allein gehen?“ fragte er verwundert. „Sie scheinen des Schutzes mehr zu bedürfen als der Knabe.“

„Ich? Was kann mir geschehen?“ fragte sie beunruhigt, denn sie hatte sich auf den einsamen Heimweg gefreut und und es war nichts weniger als Koketterie, wenn sie wiederholt die Begleitung des jungen Mannes ausschlug.

Dieser hielt es aber dafür, denn er gehörte zu der großen Zahl derer, die an jedem Menschen zweifeln, bevor er sie eines Bessern belehrt hat, und was Frauen betrifft, so kannte er zwar viele, aber nur Frauen großer Städte. Seine Meinung von diesen stand nicht hoch nach der bekannten Theorie, daß wer den Ruf der Frauen am leichtsinnigsten gemißbraucht hat, sie am strengsten beurtheilt. Zwar machte ihm Gertrud einen ganz neuen, ganz besondern Eindruck, aber seiner Ansicht nach wußte sie sich doch über ihren Werth auszuweisen. Indeß ließ er es sich angelegen seyn, nicht wieder in den Ton zu verfallen, der sie erschreckt und verscheucht hatte, und bat sie mit gesenkten Augen und sanfter Stimme nochmals um die Gnade, die Gefahren des Weges mit ihr theilen zu dürfen.

Gertrud wurde bei diesem neuen Klange unwillkürlich an Titus erinnert und beruhigt. Sie bewies es stillschweigend dadurch, daß sie mit ihm und dem überredeten Paare den Heimweg antrat.

In den ersten Seitenweg mit einem Meilenzeiger bog der Savoyarde, ohne ein Wort zu sagen, ein.

„Was willst du thun?“ fragte Gertrud.

„Weiter wandern,“ sagte Garibaldi.

Unter einem weniger berühmten Namen, rathe ich dir, Knabe,“ antwortete der Maler.

„Sie wollten ihn wirklich nach dem, was heute geschehen ist, ohne Schutz weiter gehen lassen?“ fragte Gertrud und auf ihrer Stirn stand Philanthropie genug, die ganze Menschheit zu retten.

„Ich wußte nicht, daß sie im Ernste die Absicht hatten, den Knaben mitzunehmen. Unter wessen Schutz gedenken Sie ihn zu stellen?“

„Ich will meinen Onkel fragen,“ sagte Gertrud eine Schwingung kleinlauter.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ erwiderte der Maler, sich auf den unbekannten Onkel verlassend, und redete nun Garibaldi eifrig zu, sich muthig noch ferner der jungen Dame anzuvertrauen. Dieser that es nach einigem Zögern und einem Austausch von Blicken mit seinem Affen.

„Und nun, mein Fräulein,“ fuhr der Maler fort, nachdem sie einen Seitenpfad eingeschlagen hatten, um das Dorf zu umgehen, „darf ich vielleicht meinen Wunsch, Sie malen zu dürfen, noch einmal aussprechen? Sie haben mir nicht darauf geantwortet.“

(Fortsetzung folgt.)

Frische Luft.

Der Eine sagt: O, unser neues Schulhaus ist ganz nach englischer Weise ventilirt. Vortrefflich; aber nun helfen Sie uns so lange Lärm machen, bis auch alle alten Schulhäuser auf englisch oder sonst eine Weise ventilirt sind. Der Andere spricht: o, ich halte darauf, daß meine Kinder im Freien sind, so lange es irgend angeht. Vortrefflich; aber das ist nicht eben die Frage, sondern: welche Luft athmen sie, wenn sie nicht im Freien sind? Ein Dritter klagt: gestern habe ich die Fenster über Kreuz aufgemacht, und heute hat die ganze Familie Zahnschmerzen. Sehr bedauerlich; aber wer hat Sie denn geheißen, die Fenster über Kreuz aufmachen? sicher nicht jemand, der etwas von Ventilation versteht.

Die Sache ist nicht so einfach, und wir müssen sie vom Anfange anfangen. Der Civilisationsphilister läßt sich gern erzählen, daß Sokrates und Karl der Große keine Fensterscheiben gehabt, und malt sich mit Behagen noch Sie Walter Scott's Beschreibung aus, wie roh in dem Boudoir der schönen Rowena die Vorrichtung für Lufterneuerung war. Wenn er Phantasie hat, malt er sich auch wohl weiter aus, wie behaglich es einem Manne gewesen seyn muß, der zum erstenmale Regen und Schnee gegen seine Glasfenster schlagen sah. Aber hatten wir unsere

Phantasie etwas länger bei dem Gegenstande fest. Wir möchten vermuthen, daß die ersten Scheiben in einen festen Rahmen gesetzt worden sind, der sich nicht öffnen ließ. Die Scheibe ließ das Licht durch, das man haben wollte, und hielt Wind und Nässe ab, an denen einem nichts gelegen war; weßhalb also das Fenster zum Oeffnen einrichten? Aber nach ein paar Tagen, vielleicht schon nach ein paar Stunden muß dem Manne unbehaglich geworden seyn. Bisher waren seine Fenster nur mit einem Lattenwerk verschlossen gegen neugierige Blicke oder mit einem Vorhange gegen die Sonne, und Nachts mit einem Laden, in dem doch wohl ein Herz oder ein Kleeblatt eingeschnitten war, damit man den Sonnenaufgang nicht verschliefe. Immerfort hatte der Bewohner der frischen Luft genossen, und weil er ihrer immerfort genoß, hatte er nie daran gedacht, war sich der Wirkungen nie bewußt geworden. Jetzt mußte ihm bekommen werden wie dem Fische, der aus fließendem Wasser in eine Schüssel versetzt ist. Der Instinkt mußte ihn ins Freie treiben. Im Staate New-York, wenn wir uns recht entsinnen, werden Ueberbleibsel von vier Indianerstämmen unter dem Namen der Vier-Nationen gehegt. Sie haben von ihren Nachbarn soviel angenommen, daß sie sich Holzhäuser gebaut haben, aber die Häuser haben an der einen Seite keine Wand. Es ist den Rothhäuten unerträglich, rings eingeschlossen zu seyn; sie können nicht auf einmal den Schritt von einem Wigwam zu einem europäischen Hause thun. Ebenso muß man in Europa sehr allmälig an die Glasfenster sich gewöhnt haben. Den Kindern, die hinter Scheiben geboren und aufgewachsen, wird es schon leichter geworden seyn, Zimmerluft zu athmen. Die Kinder dieser Kinder müssen schon mit einer veränderten Körperanlage auf die Welt gekommen seyn, und so ist ein Geschlecht entstanden, das die Fenster aufmacht, „wenn die Luft schön ist", bei schlechtem Wetter genug gethan zu haben meint, wenn ein Fenster so lange aufsteht, als das Reinmachen dauert, das heißt, als der Staub und die durch Ausdünstung und Ausathmen erzeugten organischen Stoffe aufgerührt werden, die sich an Wänden und Möbeln abgelagert — wer hätte nicht den eigenthümlichen, auf die Lunge fallenden Geruch während des Auslegens und Abstaubens bemerkt? — ein Geschlecht, das im Winter wohl in 24 Stunden nicht einen einzigen Trunk frischer Luft nimmt, ein Geschlecht, das die rothen Backen verloren hat, ein Geschlecht, dem der Begriff des Athmens abhanden und mit all seiner naturwissenschaftlichen Gelehrsamkeit noch nicht wieder gekommen ist. Nur allmälig, wenn auch nicht so langsam, wie sie sich gebildet, wird die schlechte Gewöhnung wieder verschwinden. Mit der Jugend muß das gute Werk beginnen.

Aus der Schule müssen die Kinder die Gewöhnung, den Genuß, die Freude an der reinen Luft in die Häuser der Eltern bringen, aus dem Unterricht und der Erfahrung an sich selbst die unwissenden Einwendungen beantworten, den gedankenlosen Spott zu Schanden machen, die Mandarinen, die darüber grübeln, ob die Schwindsucht unter der Schuljugend nicht vielleicht vom Turnen herkomme, herzlich auslachen lernen. Einmal angeschlagen, wird die richtige Gedankenreihe sich selbst weiter treiben. Mens sana in corpore sano, weiß jeder Quintaner zu übersetzen; über den umgekehrten Satz aber bleibt dem Weisesten noch viel zu sagen; und am Ende liegt der letzte Grund, weßhalb wir mit der deutschen Einheit noch nicht zu Stande gekommen sind, in der schlechten Ventilation der Laboratorien, in denen auf sie gearbeitet wird.

Die atmosphärische Luft besteht hauptsächlich aus zwei Gasen, aus Stickstoff, zu ungefähr $^4/_5$, und aus Sauerstoff, zu ungefähr $^1/_5$. Dazu enthält sie eine sehr veränderliche Masse von Wasserdämpfen und eine geringere, aber ziemlich feste Beimischung von Kohlensäure, nämlich 1 Maßtheil auf 2000. Wenn die Luft durch die Lungen gegangen, so hat sie Veränderungen erlitten, die sie untauglich machen, noch einmal zum Athmen zu dienen. Ein Theil des Sauerstoffes ist verschwunden und durch Verbindung mit der Kohle in dem Blute zu Kohlensäure geworden. Ausgeathmete Luft enthält davon durchschnittlich $4^1/_3$ Maßtheile auf 100, also etwa 87mal so viel als die frische Luft. Kohlensäure wirkt, wenn sie mit den Lungen in Berührung kommt, als Gift, stört, unterbricht den Lebens-Prozeß, wird aber, wie manche andere Gifte, unschädlich durch große Verdünnung. Das Quantum, welches sich in der frischen Luft findet, ist harmlos und kann ohne Gefahr noch beträchtlich vermehrt werden, aber nicht über 1 Maßtheil auf 500. In dem Verhältniß von 1 auf 100 wird schon die mechanische Arbeit des Athmens beschwerlich und ist die chemische Wirkung entschieden verderblich. Man kann annehmen, daß in einer Stunde 20 Kubikfuß Luft durch die Lungen eines erwachsenen Menschen gehen. Um in dieser wieder ausgeathmeten Quantität Luft die Kohlensäure nicht über 1 Prozent steigen zu lassen, ist während einer Stunde ein Zuschuß von beinahe 80 Kubikfuß frischer Luft erforderlich, und um die Mischung unschädlich, gesund zu machen, ein fünfmal größerer. Mit anderen Worten, ein Mensch verdirbt in der Stunde beinahe 500 Kubikfuß Luft. Darnach lassen sich allerlei angenehme Exempel über Wohn- und Schlafgemächer, Schulzimmer, Gerichtslokale und Theater aufstellen. Zum Beispiel der Sohn eines Schuldirektors, Stadtverordneten oder vortragenden Rathes in dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts-, auch Medizinal-Angelegenheiten sitzt mit 49 andern Knaben, darunter einige mit Anlage zur Lungenschwindsucht, Pocken oder Cholera, in einem Klassenzimmer, in dem auf jeden Schüler zehn Quadratfuß Flächenraum kommen — es gibt überfülltere Klassenzimmer — und das 15 Fuß hoch ist, also jedem Einsassen 150 Kubikfuß Luft gewährt. Wie wird die Luft beschaffen seyn, die der Knabe nach 1, 2, 3, 4 Stunden einathmet? Man hat die englischen Schulen bereisen lassen und aus ihnen allerlei katechetischen Trödel eingeschleppt; und jedem Touristen, der die Augen aufmacht, muß an dem Aeußern der englischen Schulhäuser als die hervorstechendste und nie fehlende Eigenthümlichkeit aufgefallen seyn die eine oder andere Einrichtung für einen immerwährenden Zufluß frischer Luft.

Ein Pfund Oel verzehrt, während es verbrennt, den Sauerstoff von 13, ein Kubikfuß Gas von 10 Kubikfuß atmosphärischer Luft; beide Leuchtstoffe erzeugen eine erhebliche Masse von Kohlensäure, das Gas, unter den angegebenen Verhältnissen, mindestens einen Kubikfuß.

Um einen Raum zu ventiliren, das heißt die Luft fortwährend in einem Zustande zu erhalten, in dem sie ohne Schaden für die Gesundheit geathmet werden kann, die an sich schädlichen Bestandtheile nie über das ungefährliche Maximum steigen zu lassen, dazu sind, wie von selbst einleuchtet, zwei Operationen erforderlich: verdorbene Luft wegschaffen und reine zuführen. Wenigstens muß das jedem ein-

leuchten, der die einfachsten Vorstellungen von der Luft besitzt und die einfachsten Anwendungen davon macht. Die Luft ist ein im höchsten Grade elastischer Körper; je mehr sie zusammengedrückt wird, desto größer ihr Bestreben sich auszudehnen. So weit nur diese Eigenschaft der Elastizität im Spiele ist, wird ein Partikelchen Luft auf seine Nachbarn einen ebenso großen Druck ausüben, als es von ihnen erleidet. Ist die Luft an irgend einem Punkte stärker zusammengedrückt, dichter, als umher, so wird ihre stärkere Elastizität daselbst den schwächeren Widerstand umher überwinden, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Wenn man also einen geschlossenen Raum durch eine Oeffnung mit der Außenluft in Verbindung setzt, etwa in einem Zimmer ein Fenster aufmacht, so ist die Wirkung, soweit sie durch die Elastizität bedingt ist, nur, daß etwas von der innern Luft ins Freie dringt, oder etwas von der äußern in das Zimmer, je nachdem sie innen oder außen dichter ist. Diese Bewegung wird aber nur so lange dauern, bis das Gleichgewicht hergestellt ist; sobald dieß geschehen, wozu in der Regel nur ein Moment gehört, so findet kein weiterer Platzwechsel statt. Die Luft im Zimmer wird also in dem einen Falle einen kleinen Zusatz von äußerer erhalten, in dem andern etwas nach außen abgegeben haben, aber in ihren Bestandtheilen unverändert geblieben seyn. Die erste Regel also ist, daß zum Ventiliren zwei Oeffnungen gehören, eine, welche Luft abführt, eine, welche den Abgang ersetzt. Auch zwei Oeffnungen übers Kreuz anzubringen, etwa ein Fenster in der Vorder- und eins in der Hinterwand des Hauses und dazwischen eine Thür zu öffnen, ist ein ganz unvollkommenes, barbarisches Verfahren. Wenn es draußen ganz still ist, was freilich sehr selten der Fall, so werden die zwei Oeffnungen nicht mehr bewirken, als die eine; ist aber die Außenluft auf das Leiseste bewegt, so wird der Zug entstehen, das heißt eine mehr oder minder heftige Strömung zwischen den beiden Oeffnungen, die aber die Luft in dem übrigen Raume des Zimmers sehr wenig affizirt, desto mehr in dem hiesigen Klima die Haut und Nerven.

(Schluß folgt.)

Literarische Notiz.

* „Durch Irren zur Einsicht", von Clemens Stevrer (Stuttgart bei Gebr. Scheitlin). Das Buch ist in vollem Maße das, als was es sich auf dem Titel ankündigt — ein Sittenbild aus dem südbayerischen Volksleben unsrer Tage. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn der Verfasser in der Vorrede sagt, daß er seine Landsleute, die südbayerischen Bauern kennt, und daß man, was er von ihnen erzählt, getrost als wahr hinnehmen kann. Er hat, da er als Gerichtsbeamter in jenen Gegenden lebte und sie außerdem noch vielfach als einfacher Wandersmann durchstreifte, die Schatten- wie die Lichtseiten im Leben des dortigen Bauernvolks kennen gelernt, und das Ergebniß seiner Beobachtungen war, wie er uns versichert, daß die Lichtseiten überwiegen. Daher kommt es denn auch, daß er seinen Stoff mit sichtbarer Vorliebe behandelt und den Leser für die Bevölkerung, deren Leben und Treiben er ihm schildert, recht einzunehmen weiß. Der romanhafte Theil des Buches ist an sich wenig bedeutend, und diese Einkleidung ist, wie der Verfasser selbst erklärt, nur deßhalb gewählt, um den sittenschildernden Inhalt des Buches nicht allzu trocken werden zu lassen. Diese Sittenschilderungen nun aber sind meisterhaft und höchst anziehend: das Leben des südbayerischen Bauern in seiner Familie und mit den Nachbarn, seine Abneigung gegen Städter und städtisches Wesen, das zähe Festhalten am Alten, die Kirchweihfreuden, das Leben auf der Alm, das altherkömmliche Sittengericht des Haberfeldtreibens u. s. w., all das wird uns bis in die kleinsten Einzelnheiten ausführlich berichtet, und wenn der Verfasser hie und da auch etwas weitläufiger wird, als wohl nöthig wäre, so entschädigt dafür die Treue und natürliche Wärme der Schilderung.

Miscelle.

Als nachahmenswerth ist die ebenso humoristische als praktische Maßregel eines Bierbrauers zu bezeichnen; derselbe hat nämlich in sämmtliche Messer seines Etablissements anticipando die Worte ätzen lassen: „Gestohlen in der . . . ." Der Dieb hat also mit dem gestohlenen Gegenstand so gut wie seinen eigenen Steckbrief in der Tasche.

•

(Die Heuglin'sche Expedition.) Nach den zuletzt eingelaufenen Nachrichten aus Dschidda im rothen Meere, vom 7. Juni, wurde die Reise von Suez nach diesem Hafen in nur drei Tagen zurückgelegt, eine Entfernung von 165 deutschen Meilen. Von Dschidda gedachte die Expedition schon am 9. Juni nach Massana überzusetzen, um von da direkt nach Chartum zu gehen, und man kann annehmen, daß sich die Expedition in diesem Augenblick sehr wahrscheinlich auf dem Wege dorthin befindet. Schon auf dieser Reise eröffnet sich derselben ein großes fruchtbares Feld für ihre Thätigkeit, da das ganze Gebiet zwischen Massana und Chartum nur äußerst unvollkommen bekannt ist.

•

(Ein Fischregen.) Am letzten 16. Februar, schreibt man aus Singapur, fühlten wir hier einen Erdstoß; die Richtung desselben war von Südwesten nach Nordost, und seine Dauer etwa zwei Minuten. Obgleich kein Schaden angerichtet wurde, so war das Erdbeben doch stark genug, daß durch die dadurch hervorgebrachte wellige Bewegung mehrere Personen unwohl wurden, ähnlich wie bei der Seekrankheit. Dem Erdstoß folgten am 20., 21. und 22. Febr. Ströme von Regen, und namentlich waren wir am letzter Tag eine halbe Stunde lang vom Wasser in beträchtlicher Tiefe umgeben; wir konnten nicht drei Schritte vor uns sehen. Als die Sonne wieder zum Vorschein kam, sah ich eine Anzahl Malayen und Chinesen ihre Körbe mit Fischen füllen, die in den durch den Regen gebildeten Pfützen enthalten waren. Sie sagten mir: „daß Fische vom Himmel gefallen seyen", und noch nach drei Tagen, als der Regen aufgetrocknet war, lagen überall Fische umher. Ich fand, daß sie zu den Clarias batrachus gehörten, die eine geraume Zeit außerhalb des Wassers leben und sich selbst eine ziemliche Entfernung auf dem trockenen Lande fortbewegen können. Da sie in meinem Hofe lagen, der von einer Mauer umgeben ist, so konnten sie nicht durch einen überlaufenden Bach hineingebracht worden seyn; auch ist keiner von Bedeutung in der Nachbarschaft. Der Raum, den diese Fische bedeckten, mochte etwa eine Ausdehnung von 20 Hectaren haben, worin der östliche Theil der Stadt mit inbegriffen ist. Sie waren sehr lebhaft und schienen ganz gesund. Am 16. Februar wurde das Erdbeben in Malaka schwer gefühlt, und am 23. war dort ein anderes, dem ungeheure Regengüsse folgten. Ich habe ganz besonders dieses merkwürdige Vorkommen der Fische beobachtet, und schon während meines Aufenthaltes am Kap der guten Hoffnung Gelegenheit genommen, der Akademie das Faktum mitzutheilen, daß mehrere neue Arten nach einem Erdbeben gefunden wurden. Ist es eine unwahrscheinliche Vermuthung, daß eine Wasserhose, die über einen großen Fluß in Sumatra ging, die Fische heraufgezogen und herübergebracht haben möchte? Es ist nicht ohne Zögern, daß ich diese Hypothese auszusprechen wage.

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 72. Sonntag den 8. September 1861.

Garibaldi.

(Fortsetzung.)

Gertrud wäre auch jetzt am liebsten die Antwort schuldig geblieben, doch ging das nicht an und sie sagte wieder: „Ich will den Onkel fragen."

Nun ist aber nichts unangenehmer, als von Jemand eine persönliche Ansicht zu erwarten und sich an eine unbekannte Autorität verwiesen zu sehen. Der Maler sprach das indessen nicht aus, sondern fragte nur, ob der Onkel bereits ein Bild von ihr besitze.

„Nein", sagte Gertrud, „er wollte mich nur in Knabenkleidern malen lassen, und als ich mich weigerte und sagte, ich könne nichts dafür, daß ich ein Mädchen sey, ließ er es ganz."

„Er wünscht also, daß Sie ein Knabe wären?"

„Ja sehr", sagte Gertrud betrübt.

„Das wäre sehr schade", dachte der Maler, immer noch zweifelnd, ob er Originalität oder Koketterie vor sich habe.

„Wenn wir nun den Onkel mit einem Bilde überraschten, mein Fräulein? Einmal vorhanden, würde es ihn gewiß freuen."

„Glauben Sie. Ich will ihn fragen."

„Dann wäre es ja keine Ueberraschung und er könnte wieder Bedingungen machen. Willigen Sie ein! — Sie wenden sich ab — Sie schwanken — und könnten doch mit einem Worte drei Menschen erfreuen."

„Drei?" fragte Gertrud naiv.

„Garibaldi zählt mit. Sehen Sie, wie vergnügt er aussieht", sagte der Maler, nachdem er ihn einen Augenblick bei Seite gezogen und ihm ein Goldstück versprochen hatte, wenn er morgen mit der Dame eine Stunde zu ihm komme.

„Ihn würde Ihr Nein fast eben so sehr betrüben als mich, was Ihnen vielleicht gleichgiltig ist. Fragen Sie ihn selbst."

„Willst du dich von dem Herrn malen lassen, Kleiner?"

„Ja, Signora, mit mein' Aff'."

„Sehen Sie — drei Menschen!"

Gertrud schwieg noch immer. Der Mann führte ihre Phantasie in neue Regionen, aus welchen sie sich nicht herauszufinden wußte, und er imponirte ihr wider ihren Willen. Er fühlte das schnell vermöge seiner Eitelkeit und wußte, daß es nur darauf ankomme, diese Ueberlegenheit richtig zu benutzen. Vor Allem lag ihm daran, dem wunderlichen Kinde, das wirklich anfing, ihm Interesse einzuflößen, über seine Befangenheit fortzuhelfen, und doch gab gerade diese Befangenheit der freien Intelligenz ihrer Züge und der fast knabenhaften Keckheit ihrer Bewegungen eine gewisse Sänftigung, die sie weiblicher und entwickelter erscheinen ließ. Er sah sie also nur an. Und wenn schöne Augen, die gewohnt scheinen zu befehlen oder zu spotten, sich einmal herablassen zu bitten, soll ihnen nicht zu widerstehen seyn — bekennen die Frauen. Gertrud erfuhr das auch, als ihr Blick nach vergeblichen Versuchen, dem seinen zu entfliehen, ihm dennoch begegnet war. Sie fühlte ihn aufleuchten, als sie leise „ja" gesagt hatte und bereute schon — und wünschte doch — ganz wie eine Träumerin von siebzehn Jahren.

„Und wann darf ich Sie morgen in meinem Atelier erwarten?" fragte der Maler erfreut. — Eine neue Verlegenheit.

„Können Sie nicht zu uns kommen?"

„Leider nicht", sagte der Maler ziemlich bestimmt; „es würde zu viel Zeit und Umstände erfordern. Auch weiß ich nicht, ob ich das rechte Licht fände. Alle Damen, welche von mir gemalt seyn wollen, entschließen sich dazu und Ihnen würde ich es als besondere Gunst danken."

Bei diesen Worten waren sie an des Professors Wohnung angekommen und, ohne eine Antwort abzuwarten, beschrieb der Herr ihr genau den Weg, welcher durch den Park nach seinem Hause führe.

„Sie werden kommen, mein Fräulein?"

„Ja, mit Garibaldi", sagte Gertrud und der Maler empfahl sich mit einem dankbaren Blicke.

* * *

Gertrud fand den Onkel noch nicht zurückgekehrt und beschäftigte sich einstweilen damit, für Garibaldi's leibliches Wohl und Nachtquartier zu sorgen. Er befand sich sehr wohl dabei und ließ, auf der Erde sitzend, seinen Affen die schönsten Kunststücke machen. Indessen kam der Onkel und theilte sogleich Gertruds Mitleid für den Knaben. Er brachte ihr zum Trost für seine lange Abwesenheit hübsche Bernsteinohrringe mit versteinerten Fliegen, erklärte ihr, wie sie hineingekommen wären und sagte, daß er nun gewiß bald Zeit finden werde, mit ihr die Burg zu besteigen. Gertrud aber gestand ihm ihre Kühnheit und malte ihre Abenteuer mit glänzenden Farben. Nur des Malers erwähnte sie nicht. Sie empfand das nicht als Unrecht, obwohl sie Abends noch an ihn dachte; er erschien ihr wie der Held eines Romans. Und indem sie sich seine Worte und seine Erscheinung

zurückrief, kam ihr auch die Stimmung, in welche eine Fiktion versetzt und in welcher die meisten Thorheiten der Wirklichkeit ohne Skrupel begangen werden.

Mademoiselle hatte dem Kinde einen schlechten Dienst geleistet, denn in das einförmige Daseyn eines erregbaren Mädchens statt praktischer Thätigkeit das Traumleben des Romans bringen, heißt einen Schleier über das Auge legen.

Die meisten Autoren sind sich des Egoismus kaum bewußt, welcher darin liegt, die Träume und Wünsche ihrer Phantasie auf das Gebiet des Romans zu übertragen, um den Gefahren der Verwirklichung derselben zu entgehen. Eine große Zahl unmündiger Leser wird den umgekehrten Prozeß versuchen und dann unschuldig leiden für den Schuldigen.

Gertrud befand sich mit dem fremden Knaben auf dem bezeichneten Wege im Park und war nicht lange gegangen, als ihnen bereits der Maler entgegenkam. Er schien freudig überrascht zu seyn und dankte ihr. Gertrud war ein Wenig verwirrt, doch erkannte er mit klugem Auge ihre Stimmung sogleich und wußte sie durch seine Unterhaltung geschickt zu zerstreuen. Sie gingen auf einem Waldpfade, der so versteckt lag, daß er Gertrud, welche den Park bereits nach verschiedenen Seiten hin durchstreift hatte, völlig entgangen war. Ebenso unerwartet traten sie auf einen freien Platz vor dem Pavillon, welchen der Maler bewohnte. Die Front desselben ruhte auf Säulen und ließ eine Veranda frei, umblüht und umrankt wie eine Laube. Den freien Rasenplatz umstanden alte Bäume so dicht, als wäre es die grüne Mauer, welche Dornröschens Schloß umgab. Auch war es hier so still wie dort. Goldfischchen schwammen in dem Bassin des Springbrunnens in der Mitte des Rasens und großblätterige Wasserpflanzen nickten und grüßten hinein. Bekränzte Statuen schauten still von ihren Postamenten herab und die ersten Rosen schickten ihre Düfte als Frühlingsopfer zu ihnen empor. Das Ganze in der Frische des Morgens, von der strahlendsten Sonne beschienen, machte auf Gertrud einen zauberhaften Eindruck. Sie hatte natürlich keine Ahnung davon, daß sie sich in dem versteckten Feenschlößchen eines jungen Hofkavaliers befand, der es seinem Freunde, dem Maler, für einige Sommermonate abgetreten hatte.

Der Maler schien hoch erfreut zu seyn, Gertrud so überrascht zu finden und bot ihr den Arm, sie in den Pavillon zu führen. Garibaldi folgte. Sie traten durch eine luftige Vorhalle mit Mosaikfußboden, schönen Wandgemälden und verzierten Nischen in das Atelier. Wäre Gertrud je in einem solchen gewesen, so würde sie in diesem Boudoir sogleich das Atelier des Dilettanten erkannt haben, aber es ist zu bezweifeln, ob es ihr besser gefallen hätte. Sie dachte nicht daran, daß die Fenster mit Laubbekleidung, deren Ranken so reizend kokett dem spielenden Sonnenstrahl wehrten, ein schlechtes Licht geben mußten und daß diese schwellenden Divans, diese Teppiche, die Spielereien des raffinirtesten Luxus, wohin das Auge blickte, mit Recht an dem Ernst des Künstlers einen Zweifel erlaubten; zum Ueberfluß ließ der Maler noch die purpurnen Seidenvorhänge herab, so daß er nun in dem künstlichen Abendglühen Gefahr lief, rothe Bäume zu malen.

Er führte Gertrud zu einem Tischchen am Fenster, das auf einem Teppich natürlicher Blumen stand, so hübsch geordnet in Gertruds Augen, daß sie, anstatt die Füße darauf zu setzen, hinkniete und ihn mit naivem Entzücken betrachtete.

„Er ist für Ihre Füße bestimmt, mein Fräulein," sagte der Maler mit einem Anfluge seiner früheren Galanterie, die er bisher sorgfältig gemieden hatte. Doch als er an ihrem schnellen Aufstehen und dem Ausdrucke ihres Gesichtes bemerkte, daß ihre Unbefangenheit im Begriff war wieder zu entfliehen, änderte er sogleich den Ton.

Wahrscheinlich hatte er auch beabsichtigt, ihr eine prachtvolle Rosenknospe, welche in einem Glase auf dem Tischchen stand, in dieser Weise zu überreichen, aber nun unterließ er es mit richtigem Verständniß scheuer Mädchennatur; denn kaum hatte ihr für das Schöne so überaus empfängliches Auge sie bemerkt, als sie anfing sie zu betrachten, während sie den Teppich nicht mehr ansah. Als er die Rose in ihrer Hand erblickte, wandte er sich, um Zeichnungen, Aquarelle und Kupferwerke aus dem Bücherschranke zu nehmen, und hätte Gertrud ihn ansehen können, so würde sie den schelmischen Zug bemerkt haben, der um seine Lippen spielte. Dieser war verschwunden, als er wieder zu ihr trat und ihr die Blätter hinlegte.

Sie erweckten ihr Interesse in hohem Grade, daß sie bald anfing so unbefangen zu plaudern, als wäre sie Titus oder ihrem Lehrer gegenüber. Der Maler antwortete einfach, fing aber bald an sich mit Garibaldi zu beschäftigen und sie scheinbar außer Acht zu lassen.

Gertrud unterhielt sich unterdessen vortrefflich. Nachdem sie die Blätter durchgesehen, in den Büchern geblättert, durch die bunten Fensterscheiben den Rasenplatz betrachtet, stellte sie sich in die Nähe des Malers und sah den Stellungen zu, welche er den Knaben annehmen ließ. Er hatte seine Noth mit ihm, denn Garibaldi besaß so viel natürliche Grazie, als je ein bildschöner Knabe, aber daß man daraus eine bewußte Kunst machen könne, war nie in seinen armen Kopf gekommen. Er benahm sich unausstehlich unbeholfen, denn jede neue Stellung glich einer Verrenkung seiner Glieder und sein Gesicht sah beängstigt aus wie auf der Flucht. Der Maler sah sich genöthigt, zu einem andern Mittel zu greifen. Er lenkte die ganze Aufmerksamkeit des Knaben auf den Affen; da erst nahmen seine Züge wieder die frühere Lieblichkeit und seine Augen den Ausdruck geduldiger Intelligenz an.

Während dieser Lektion begann der Maler schnell zu skizziren, denn dem Knaben mußte man seine Schönheit ablauschen, er gab sie nicht freiwillig. Der Affe benahm sich wild und ungeberdig, das röthete im Eifer Garibaldi's Wangen, öffnete seine schwellenden Lippen und schob das Hemd von der braunen Brust, daß man ihren köstlichen Bau sehen konnte.

Gertrud näherte sich unwillkürlich dem Knaben, so daß der Maler sie Beide im Auge hatte. Sie betrachtete ihn mit unverholenem Entzücken und vereitelte dadurch unbewußt des Malers Plan. Auf dem Genrebilde hatte sie die Rolle einer vornehmen Dame spielen sollen, die am Eingange ihres Parks steht und dem armen Knaben, der vorbeikommt, gleichgiltig ein Almosen zuwirft; aber wo war in diesem Gesichte auch nur ein Zug von Gleichgiltigkeit oder Herablassung oder in dieser Haltung ein Schein frostiger Vornehmheit? Nein — sie erschien vielmehr plötzlich dem Knaben verwandt in der naiven Ursprünglichkeit ihres Wesens und der reizenden Kunstlosigkeit ihrer äußern Erscheinung. „Als Zigeunerin muß ich sie malen," dachte

der Maler und zu diesem Gedanken bildeten die modernen Kleider, welche sie trug, vollends einen seltsamen Kontrast. Er hätte viel darum gegeben, sie sogleich in dem phantastischen Anzuge der Zigarellas zu sehen, mit dem Tamburin in der Hand, doch sprach er den Wunsch noch nicht aus, sondern bemühte sich eifrig, auch Gertruds Gestalt festzuhalten, bevor sie es ahnte, denn ohne Zweifel hätte sie ein Sonntagsgesicht gemacht wie Garibaldi.

Mit dem Erfolge für die erste Sitzung befriedigt, erhob sich der Maler und bedeckte das Bild. Gertrud wollte es sehen, doch wehrte er es ihr und sie dachte nun an den Heimweg. Er hielt sie nicht zurück unter der Bedingung, daß sie am nächsten Tage wieder komme, begleitete sie bis zum Ausgange des Parkes und unterhielt sie so leicht und einfach, daß sie sich angezogen fühlte und gern denselben Weg ging am andern und an manchem folgenden Tage.

Sie wußte es nicht, daß es ihr ein Opfer gekostet haben würde, es nicht zu thun; sie überließ sich dem unbewußten Zuge und dachte nicht darüber nach. Nur als ihr an einem Abend der Onkel sagte, daß seine Arbeiten in Kurzem beendet seyen und sie dann abreisen könnten, wurde sie traurig und ging am folgenden Morgen mit veränderten Gefühlen den vertraut gewordenen Pfad.

Der Maler empfing sie an der Grenze seines Gebiets und seinem Auge, das in demselben Grade forschender geworden war, als sein Interesse für das junge Mädchen zugenommen hatte, entging das nicht, denn Gertruds Gesicht war ein so getreuer Spiegel ihres Innern, daß sie auch mit der besten Absicht nicht im Stande gewesen seyn würde, etwas zu verbergen. Und sie wußte nicht, daß sie etwas zu verbergen hatte! Die geheime Trauer gab ihrem Wesen eine gewisse Sicherheit und vielleicht zum ersten Male ein Verständniß für den Werth des Augenblicks.

Der Maler fragte sie nicht nach der Ursache; er erschien ihr nur weicher, aufmerksamer und zurückhaltender.

Gertrud verlangte das Bild zu sehen und so dringend, daß er sie ihrer Neugierde wegen zu verspotten anfing. Das reizte ihr ohnehin erregtes Gefühl und sie sagte mit unsicherer Stimme, das sie es sehen wolle, weil sie in wenigen Tagen abreisen müsse. Der Maler erwiderte kein Wort, aber sie begegnete einem so erschrockenen Blicke, daß sie erröthend die schimmernden Augen senken mußte. Er setzte sich an die Staffelei, wie um die Arbeit zu beschleunigen, und Gertrud ging zu ihrem Tischchen am Fenster. Dort stand, wie an jedem Morgen, eine einzige frische Blüthe in dem Krystallglase und zum ersten Male nahm sie die Blume und behielt sie in der Hand, als wäre sie ihr geschenkt.

Garibaldi war schnell abgefertigt und der Maler sagte ihm, er könne in den Park gehen, sich auf jede Weise belustigen und brauche nicht wieder zu kommen, da sein Bild fertig sey. Gertrud sah auch, wie der Maler ihm ein Goldstück gab und wie sich in Folge dessen sein Gesicht verklärte, was sie etwas herabstimmte in Bezug auf ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Frische Luft.

(Schluß.)

In der That gehen freilich diese Erscheinungen nicht genau so vor sich, weil eine andere Eigenschaft der Luft mit in das Spiel kommt: daß sie sich in der Wärme ausdehnt, leichter wird, in die Höhe steigt. Und diese Eigenschaft ist es, auf die eine rationelle Ventilation gegründet werden muß. Aus ihr ergibt sich die zweite Grundregel, daß die zwei Oeffnungen in verschiedener Höhe seyn müßen, eine oben, nahe der Decke, durch welche die erwärmte Luft entweicht, eine unten, nahe dem Fußboden, durch welche die kältere Außenluft eindringt. Dadurch entsteht auch kein Zug, namentlich wenn beide Oeffnungen sich in derselben Wand befinden. Die eindringende Luft wird allmälig sich über dem Fußboden verbreiten und von da aufsteigen; und man kann noch dadurch zu Hülfe kommen, daß man in die untere Oeffnung ein Sieb von Metall, ein Drahtgeflecht oder ein Stück Gaze einsetzt. Da die ausgeathmete Luft wärmer ist, als die eingeathmete, so wird durch solche Oeffnungen von selbst das erreicht, was erreicht werden soll, das heißt gerade die schlechte Luft entfernt. Die Theorie lehrt freilich, daß auch in einer einzigen Oeffnung zwei Strömungen in entgegengesetzter Richtung entstehen, eine obere und eine untere, aber einmal ist, um die Theorie wahr zu machen, eine ziemlich große Oeffnung erforderlich, etwa wie ein Fensterflügel, zweitens wird der Theil des Zimmers, der höher liegt als der geöffnete Flügel, von einer solchen Luftveränderung nicht berührt; und endlich ist das Mittel nur in der guten Jahreszeit und bei stillem trockenem Wetter anwendbar, — nicht zu reden von der Unmöglichkeit, das Fenster nach Bedürfniß mehr oder weniger zu öffnen, und von der Gefahr, daß ein Zugwind es klirrend zuwirft. Das Gegentheil von alle Dem findet bei dem englischen Fenster statt, das aus zwei Rahmen besteht, die sich auf und nieder schieben lassen.

Eine sehr zweckmäßige und auch auf unsere Verhältnisse anwendbare ist „Arnolds Ventil." Man schlägt ein Loch durch die Wand in das Kaminrohr, dicht unter der Decke. Für ein großes Gesellschaftszimmer genügen 6 Zoll ins Geviert. In dem Loche wird eine Blechklappe an zwei horizontalen Zapfen so aufgehängt, daß sie im Zustande der Ruhe das Loch schließt, aber auf einen leisen Druck der inneren Luft sich nach außen öffnet, während sie sich nicht nach innen öffnen, also keinen Rauch in das Zimmer lassen kann. Man mag sie mit der Farbe der Wand anstreichen oder zu einem Ornament benutzen und vermittelst einer Schnur schließen oder ihre Bewegung zügeln. In der Jahreszeit, wo überhaupt geheizt wird, ist das Kaminrohr immer ein wenig erwärmt, auch wenn gerade kein Feuer brennt, findet darin also immer ein Luftzug aufwärts statt, wird die Ausdehnung der Zimmerluft immer das Ventil von Zeit zu Zeit öffnen. Will man die Vorrichtung auch während des Sommers in Thätigkeit erhalten, so läßt man in dem Kaminrohr eine kleine Gasflamme brennen. In Fabrikgebäuden führt man aus jedem Zimmer einen Kanal in den stets erwärmten Maschinenschornstein ein. Es kann keine ernstliche Schwierigkeit haben, diese Einrichtung unsern Häusern anzupassen. Wo nicht in der Zimmerwand ein Kaminrohr hinläuft, könnte man einen kleinen Kanal, mit dem Arnold'schen Ventil verschlossen, nach dem Küchenschornstein führen, der nie ganz kalt wird.

Mehr Schwierigkeit macht bei uns der Zufluß frischer Luft, der in englischen Wohnzimmern durch den unvollkommenen Schluß der Thüren und Fenster hinreichend beschafft wird. Wollte man hier einfach eine Oeffnung durch die Außenwand brechen, so würde das Zimmer viele Monate lang nicht zu erwärmen seyn. Das Rathsamste dürfte seyn, den Zufluß von den Korridoren und Treppenhäusern zu nehmen, wo die Temperatur immer höher ist als draußen, vorausgesetzt, daß diese selbst gehörig ventilirt und in fortwährender Verbindung mit der Außenluft sind; also etwa die Stubenthüren unten ein wenig abhobeln.

Für Räume, in denen viele Lungen und Flammen thätig sind, empfiehlt sich eine Einrichtung, die man an folgendem Experiment erproben kann. Man lege ein Stück brennenden Zunder auf den Boden eines hohen Weißbierglases, einer „Stange“, genau in die Mitte. Der Rauch wird träge über dem Schwamm schweben und rings an der Wand hinaufschleichen. Jetzt nehme man ein Stück dünnes Pappe, so breit wie der innere Durchmesser des Glases und beinahe so lang wie dessen Höhe, und klemme es senkrecht in das Glas, so daß es dasselbe in zwei halbrunde Hälften theilt, aber nicht ganz bis auf den Schwamm hinabreicht. Sofort wird in der einen Hälfte, und nur in dieser, eine stätige Rauchsäule aufsteigen, während in der andern der Rauch zögernd sich aufwärts dreht, aber, ehe er den Rand erreicht hat, umkehrt, hinabsinkt und unter der Scheidewand hindurch in die andere Hälfte zieht. Will der Versuch so nicht gleich gelingen, so bedecke man die Oeffnung des Glases dergestalt, daß zu jeder Seite der Scheidewand nur ein kleines Stück offen bleibt. Es folgt aus der Erscheinung, daß in der einen Hälfte warme Luft aufsteigt, in der anderen frische hinabrinnt. Die Anwendung auf die Ventilirung ist, aus der Decke des Zimmers eine durch eine dünne Scheidewand getheilte Röhre senkrecht in das Freie zu führen. Ob die Anlage wirkt, ist vermittelst einer Lichtflamme leicht zu ermitteln. Wenn sie den Dienst versagt, was zuweilen aus unaufgeklärten Gründen geschieht, so erreichen zwei Scheidewände, übers Kreuz eingesetzt, unfehlbar den Zweck; es entstehen dann zwei aufsteigende und zwei absteigende Ströme. Diese Art des Ventilirens hat den großen Vortheil, daß nicht der mindeste Zug entsteht; ehe die frische Luft die Bewohner erreicht, hat sie sich längst über den ganzen Raum verbreitet. Für ein Zimmer mit einem Dutzend Menschen genügt eine Röhre von 6 Zoll Durchmesser.

Für große Gebäude, in denen viele Personen zusammengedrängt sind, hat man in England allerlei künstlichere Vorrichtungen versucht. An den Parlamentshäusern namentlich haben sich Erfindung und Thorheit der Architekten erschöpft. Für das Unterhaus nahm man die Luft Anfangs von der Wasserseite und es roch im Saale, wie es an einem Flusse riechen muß, in dem der Inhalt aller Kloaken und Waterclosets von $2^1/_2$ Mill. Menschen sich sammelt und von Ebbe und Fluth hin- und hergespült wird. Dann nahm man sie von einer andern Seite: über der Küche, und der Duft von Cotelettes und Seezungen kitzelte die Nasen der Ehrenwerthen. Dann von einer dritten; und der Straßenstaub puderte ihre Häupter. In der Verzweiflung wurde vorgeschlagen, die Luft durch eine Röhre von Hampstead, vier Meilen von Westminster zu beziehen. Für jetzt ist die Einrichtung so. Die Luft wird von einem gegen Staub und Düfte geschützten Platze der Nachbarschaft bezogen und geht zunächst durch eine Schicht von Matten, in denen sie Staub, Ruß und dergleichen wie in einem Seihtuch zurückläßt; dann in eine durch Dampfröhren erwärmte Kammer, dann in eine andere Kammer, wo sie mit kalter Luft gemischt und auf eine beliebige Temperatur gebracht werden kann. Von dort geht sie in einen doppelten Boden, der unter dem Saale hinläuft und gelangt endlich durch eine Unzahl feiner Löcher in dem Parquet und durch den darauf liegenden Haarteppich an die Nasen der hohen Versammlung. Die Decke des Saales ist in ähnlicher Weise durchlöchert wie der Fußboden. Sollte diese Anlage, die zugleich die Heizung versieht, anderwärts angenommen werden, so ließe sich eine sehr schätzbare Verbesserung anbringen. Man könnte in der Mischkammer etwas Sauerstoff zusetzen, mehr oder weniger, je nach der Langweiligkeit der Reden und der Schalheit der Gedanken. Der Präsident, der durch Erfahrung wissen würde, eine wie große Dosis der eine oder andere Redner nothwendig macht, könnte vermittelst eines Klingelzuges den Zufluß von Lebensluft reguliren. Ein Ruck, und hohe Versammlung fühlte sich wie auf den Alpen. Möge ihr ein solcher Ruck bescheert seyn, wenn die Ventilirung der Schulen, Kasernen, Gefängnisse, Gerichtshöfe und Sitzungszimmer der Behörden einmal auf der Tagesordnung steht.

Literarische Notiz.

* Von den populären Schriften, die seit einer Reihe von Jahren in so großer Anzahl aus dem Verlag von Otto Spamer in Leipzig hervorgegangen sind, liegen uns wieder zwei neue Bände vor. Der eine, betitelt „Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang“, schliest sich an den ersten Band des „Buchs der Reisen“ an, welcher uns die Fahrt erzählte, die der kühne H. Kane nach den Küsten von Grönland unternahm, um den vermißten Nordpolfahrer Franklin aufzusuchen. In diesem neuen Band nun werden wir mit der Geschichte Franklins selbst bekannt gemacht, sowie mit den anderen Expeditionen (außer der Kane's), welche seit Roß und Richardson bis auf Mac Clintocks Entdeckungsfahrten zur Aufsuchung Franklins unternommen wurden. In einem weiteren Abschnitt sind die geographisch-naturgeschichtlichen Ergebnisse der verschiedenen Nordpol-Expeditionen zusammengefaßt. Der andere Band enthält die zweite Abtheilung der „malerischen Botanik“ in populären Vorträgen, über physiologische und angewandte Pflanzenkunde, als z. B. über Pflanzenmilch, Gummi und Harze, über Färbepflanzen und Gerberpflanzen, über Honig, Zucker und Wachs, über Obst und Getraide rc. rc. Beide Bände sind von Hermann Wagner verfaßt, dessen Erzählungstalent und klare Darstellungsgabe schon aus früheren Theilen der Spamer'schen Volksbibliothek bekannt sind, und die noch durch die zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitte und mehrere beigegebene Tonbilder unterstützt werden.

Miscelle.

Wie bekannt, sind viele geistliche Stellen der anglikanischen Kirche außerordentlich gut dotirt. So bezieht, um nur ein Beispiel anzuführen, der Rektor (Pfarrer) von Doddington, Diözese Ely, nicht weniger als 7300 Pfund jährlich. Der jetzige Rektor Rev. Alger Peyton besitzt die Pfründe seit 1811, hat demnach aus derselben schon 365,300 Pfd. St. = 2,374,450 Thlr. bezogen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 73. Mittwoch den 11. September 1861.

Garibaldi.

(Fortsetzung.)

„Nun will ich Ihnen auch des Knaben Bild zeigen", sagte der Maler und trat neben sie hin, um die eine Hälfte des Bildes zu verdecken. Sie konnte sich eines Ausrufes der Bewunderung nicht enthalten. Da stand Garibaldi mit seinem Affen auf der Schulter ganz wie er lebte, nur schien es, als wäre seine reizende Gestalt vom Sonnenlicht verklärt und als leuchte derselbe Strahl aus den unschuldigen braunen Augen.

„Bin ich auch so hübsch geworden?" fragte Gertrud naiv.

„Mindestens eben so hübsch. Nur ist das Bild nicht ganz fertig und, ehe ich es vollenden kann, muß ich Sie um ein Versprechen bitten, mein Fräulein. Wollen Sie mir morgen eine Stunde in dem Anzuge einer Zigeunerin sitzen?"

„Ich habe keinen," sagte Gertrud.

„Ueberlassen Sie die Sorge mir. Sie brauchen nur einzuwilligen."

Gertrud fand die Idee so spaßhaft, daß sie ja sagte, ehe sie noch gedacht hatte. Dann setzte sie sich.

„Aber Sie vermeiden es mich anzusehen," sagte der Maler aufhörend nach einer Weile. Er trat einige Schritte auf sie zu, blieb wie sich besinnend stehen und setzte sich wieder. Gertrud machte einen scheuen Versuch, aber sie blieb zerstreut und ihre Züge gespannt. Hätte sie dem Pinsel des Malers folgen können, so würde sie entdeckt haben, daß er dieselbe Stimmung verrieth. Er öffnete ein Fenster. Die milde Luft strömte herein und er fragte Gertrud, ob sie dieselbe nicht einen Augenblick draußen genießen wolle. Sie that es gern; es war ihr schwül und beengt im Zimmer. Der Maler gab ihr den Arm. Sie gingen die schattigen Wege entlang, blieben am Springbrunnen stehen, betrachteten die Blumen und Alles zwar so still, als hätten sie das Gelübde des Schweigens abgelegt. Er fühlte, daß sie den Zauber des Augenblickes empfand wie er, doch wenn es ihn drängte ihm Worte zu geben, so fürchtete er zugleich ihn dadurch zu zerstören. Diese Rolle passiver Sentimentalität entsprach aber weniger seiner stürmischen Natur, und je länger er sie geduldig ertrug, desto mehr wunderte er sich über den Grad von Interesse, welches dieses „kleine Mädchen" ihm eingeflößt. Und da alles Ertragenmüssen die Männer reizt, so fiel es ihm ein, ihr die Schuld beizumessen. Sie erschien ihm plötzlich älter, bewußter und das frühere Mißtrauen, sie sey bereits kokett, kam wieder. Sie quälte ihn, das war klar, ihn, der so viele Frauen gequält! Und das sollte er geschehen lassen? Unmöglich! Er öffnete die Lippen, aber in demselben Augenblicke sprang sie von seinem Arme fort, einem Schmetterlinge nach. Reizte sie der Schmetterling wirklich? Oder war sie gewohnt mit Männern zu spielen? Sie verfolgte den Flüchtling. Er hatte sich auf den Arm einer Statue gesetzt, eines Amor, der in der einen Hand eine brennende Fackel hielt, in der andern einen Schmetterling dicht über der Flamme.

„Er wird den Schmetterling verbrennen, wenn er ihn noch länger der Flamme so nahe bringt," sagte der Maler, entschlossen selbst die Rolle Amors zu übernehmen.

„Sehen Sie, er fliegt davon," sagte Gertrud lachend und sah dem schillernden Falter nach, der im Fluge den marmornen in Amors Hand berührte und sich dann auf der nächsten Blume wiegte. „Und er forderte den gequälten auf, ihm in die Freiheit zu folgen; haben Sie es gesehen?"

„Ja, aber er konnte nicht, weil er gefesselt war," sagte der Maler mit etwas mehr Ernst, als er beabsichtigt hatte, und mit einem bittenderen Blick, als er selbst wußte. Doch Gertrud verstand den Sinn seiner Worte nicht und er glaubte, sie wolle ihn nicht verstehen... Ihre Seele wiegte sich auch in einem seligen Traume, aber solche ersten Mädchenträume sind so ätherischer Natur, daß der Uebergang zur Wirklichkeit sie ihnen oft unkenntlich macht und der Gegenstand, der sie hervorrief, bei Weitem mehr in ihrer Vorstellung als wirklich existirt. Gertrud mochte ein Gefühl der Zerstörbarkeit dessen, was sie empfand, überschleichen. Sie wollte allein seyn, sie wollte fort, denn sie fürchtete die Nähe des Malers — um sich nach ihr zu sehnen, sobald sie die Bäume des Parks trennend zwischen ihr und ihm wußte. Er konnte sie nicht zurückhalten und sah sich allein in größerer Unbehaglichkeit und Aufregung, als er sich der gefeiertsten Dame der Gesellschaft gegenüber jemals verziehen haben würde.

Garibaldi war, von dem Maler entlassen, vergnüglich in den Park gegangen, hatte sich ins hohe Gras auf den Rücken gelegt, so nahe an dem Rande der Fontaine, daß ihm die Tropfen gelegentlich in den offenen Mund fielen und hier, von Gottes schönster Sonne beschienen, eine Stunde so philosophischen Glückes genossen, als nur je Diogenes in seiner Tonne.

Auf lange Zeit hinaus schien selbst ein solches Glück nicht von Dauer zu seyn, denn Garibaldi richtete sich plötzlich auf und sah beunruhigt aus. Er nahm das Goldstück aus der Tasche und betrachtete es nachdenklich von allen Seiten, sah mehrere Male fragend seinen Affen an, der mit dem Kopfe nickte, blickte nach dem Pavillon zurück, dachte an den alten Professor, der ihn immer so Vieles fragte, was er nicht verstand, und der ihn nicht verstand, wenn er zu antworten versuchte, dachte an das freundliche Mädchen, das ihm so viele Leckerbissen gegeben, erwog Alles, stand auf, drückte den Affen fest in seine Arme und rannte davon.

Als Gertrud nach einer Weile kam ihn mitzunehmen und ihn lange vergeblich gesucht hatte, blieb kein Zweifel, er war weiter gewandert. Und doch hatte der Onkel ihm schöne neue Kleider geschenkt und versprochen, ihn in die Schule zu schicken! Garibaldi — Wilder — Undankbarer! — Gertrud ging betrübt allein nach Hause.

Sie dachte nicht ganz so viel an den Verlorenen, als man hätte vermuthen sollen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil mächtigeres Interesse in ihr Leben getreten war, das jenes verdrängte. Konnte man es Liebe nennen? Wohl kaum. Eine heiße erste Leidenschaft war es aber, die wie ein leuchtendes Meteor vom Himmel fällt und schnell erlischt. Sie war noch nicht entwickelt genug für eine tiefe Neigung und vielleicht aus demselben Grunde fähig, ihr gesammtes Gefühlsleben auf einen Augenblick des Glücks zu konzentriren. Sie knüpfte keine bestimmte Hoffnung daran, sie dachte überhaupt nicht darüber nach; ihr zitterndes junges Herz bangte nur für den folgenden Tag, den letzten Tag! Wenn sie ihn nicht wieder sehen konnte, wenn der Onkel abreisen wollte! Mit den unwahrscheinlichsten Möglichkeiten quälte sie sich, bis ihr die Augen zufielen und sie das Antlitz sah mit dem wundersamen Lächeln.

Und der Maler, Rittergutsbesitzer und Gardelieutenant? Während sich Gertruds braune Wimpern zum Schlummer senkten, saß er in einem bequemen Fauteuil, rauchte eine Havannacigarre, lehnte den Kopf auf die weiße Hand und dachte an sie. In der ersten Eigenschaft, als Maler, dankte er dem Zufalle, der ihm zu einem so reizenden Bild verholfen; — in der zweiten überlegte er einen Augenblick, ob ein so phantastisches Ding von einem Mädchen mit so viel Geist und so wenig Tournure wohl jemals eine Dame werden könne, die zu repräsentiren verstehe — in der dritten beantwortete er es sich mit einem fröhlichen Nein, und zog daraus den Schluß, ohne Skrupel genießen zu können, was die freundlichen Stunden ihm an Gunst noch zugedacht...

* *
*

Gertrud's Fuß schwebte am folgenden Morgen so leicht über die Wirklichkeit hin, als wäre sie eine Prinzessin im Mährchen. Als sie in den Wald kam, schien es ihr, als wenn ein neues Licht auf allen Gegenständen läge; die Farben waren glänzender, der Sonnenschein goldener, ein geheimes Neigen und Grüßen von Bäumen und Blumen und Vogelgesang dazwischen. Sie sah mit glänzenden Augen umher, als spräche Alles vernehmbar zu ihr und sie wußte nicht, daß von ihr der Zauber ausging, den sie hinauslegte in die Natur. So voll und heiß strömte der Lebensquell ihr zum Herzen, daß sie in dem wonnigen Genügen des Augenblicks selbst das Wiedersehen zu verzögern wünschte. Sie setzte sich auf eine Rasenbank, die Augen geschlossen und die Hände gefaltet auf dem Knie.

So fand sie der Maler, der sie bereits gesucht hatte auf allen Wegen, und als sie mit halbgeöffneten Lippen zu ihm aufsah, war in seinen Zügen dasselbe Licht wie rings umher. Er legte seine Hand auf ihre dunklen Locken, sie empfand es ohne Erschrecken wie das schmeichelnde Anschmiegen der Luft an ihre Schläfen. Doch stand sie auf und ging auf seinen Arm gelehnt weiter. „Der letzte Tag!“ flüsterte er und eine süße heiße Bitte lag in den Worten. „O nein, der erste!“ sagte Gertrud schnell und selbst mehr fühlend als wissend, was sie sagte. Aber aus seinen Blicken leuchtete ein Glühen und Verstehen, daß sie zusammenzuckte wie die Mimose bei der Berührung. Sie bereute schnell, sprach lebhaft, beschleunigte ihre Schritte, zog ihren Arm aus dem seinen und entfloh gewissermaßen den Worten, die auf seinen Lippen schwebten.

So kamen sie im Atelier an. Es war noch schöner als sonst mit Blumen geschmückt und ganz erfüllt vom Duft der Rosen und des Jasmins.

„Darf ich Sie nun an Ihr Versprechen erinnern, liebe Gertrud?“

Wie hübsch ihr Name aus seinem Munde klang! Sie zögerte ein wenig, doch war der Reiz der kleinen Maskerade zu groß. — Der Maler benutzte schnell den zweifelnden Ausdruck ihres Gesichts, sie in ein anstoßendes Zimmer zu führen, wo er sie allein ließ. Es war ein kleines Boudoir mit einem Toilettentisch und vielen Spiegeln, aus welchen sie sich verwundert zehn Mal ansah. Auf dem Tisch lag der Anzug. Der rothe Rock mit schwarzen Hieroglyphen besetzt, das schwarze Mieder, die Schuh mit Absätzen, der silberne Schmuck — nichts fehlte. Sie legte schnell die Sachen an; sie konnten nicht genauer passen. Nur das Netz von rother Seide wußte sie nicht zu befestigen und eingedenk ihrer Ungeschicklichkeit in Hinsicht der künstlichen Coiffure trat sie mit natürlich herabhängenden Haaren wieder in das Atelier, das Netz in der Hand.

Der Maler wandte sich bei ihrem Eintritt schnell nach ihr um und betrachtete sie entzückt. Sie sah wirklich so hübsch aus wie nie zuvor und wahrscheinlich nie wieder in ihrem Leben, denn kein Anzug konnte besser passen zu den ausdrucksvoll geschnittenen Zügen ihres Gesichts, ihrem etwas dunklen Teint und der schlanken Geschmeidigkeit ihrer Glieder.

„Wie reizend sind Sie so, Gertrud!“ sagte er und führte sie vor den Spiegel, doch hatte sie keine Zeit zur Eitelkeit jetzt. Sie empfand etwas wie der Schauspieler im Costüm, der mit den eigenen Kleidern einen Theil der eigenen Persönlichkeit ablegt und den Geist der Rolle auf sich übergehen fühlt. Gertrud überkam ein köstliches Gefühl der Freiheit.

„Ich wußte nicht, wie das Netz befestigt würde“, sagte sie.

„Darf ich es versuchen?“ fragte der Maler. Sie hielt ihm das Netz mit den silbernen Nadeln hin und setzte sich. Der Maler ließ die weichen Ringeln öfter durch seine Hand gleiten als unumgänglich nöthig war, betrachtete, versuchte, zog hier eine Locke hervor, schob da eine zurück, bis er endlich alle in dem rothen Gewebe gefangen hielt und dies leicht in den Nacken hinabfiel. In dem Glase auf Gertruds Tischchen stand heute ein Strauß Granatblüthen. Er nahm sie heraus und steckte sie ihr ins Haar; die zwei schönsten aber behielt er zurück und befestigte sie ihr an der Brust.

Gertrud hielt ganz still und hatte daran eine etwas — ja, Leser, eine etwas kindische Freude. Doch stand auch etwas der Art in den Zügen des Malers und er war doch gar nicht kindisch mehr.

„Nun fehlt nur noch das Amulet", sagte er und nahm aus einem Kästchen ein kleines Herz von Carneol mit einem goldenen Schlüsselchen daran. „Verstehen Sie, was es bedeutet?" fragte er, indem er es ihr umlegte.

„Das ist nicht nöthig; man braucht es nur zu tragen", sagte Gertrud schnell und verbarg es unter den Blumen.

Nun war es aber eine Eigenthümlichkeit des Malers, daß er im Laufe der Zeit alles Verständniß für Naivetät verloren hatte und stets einen weitern Sinn in die Worte der Kleinen legte, als diese selbst; denn die Sprache des Herzens bildet sich schnell dem Verstande voraus und hat ihre eigenen Laute, Biegungen und Fälle, die in keiner anderen Schule gelernt werden können, als in der Schule der Natur.

„Sie sind nun durch das Amulet geschützt, Gertrud, aber ich . . . Wollen Sie mir nicht die Hälfte wiedergeben, den Schlüssel?" sagte er bittend, näherte sich Gertrud und streckte die Hand aus.

„Warum haben Sie ihn nicht zurückbehalten?"

„O sehen Sie! Sie verstehen den Sinn des Amulets doch noch nicht, kleine böse Quälerin! Man muß es geschenkt bekommen aus lieber Hand. Den Schlüssel, Gertrud!"

Aber Gertrud sagte, sie müsse erst versuchen, ob das Amulet Kraft habe und sie glaube, daß es jetzt Zeit zum Malen sey, wenn das Bild noch fertig werden solle. Der Maler mußte es einsehen und begann schnell. Er verrieth die Wärme seiner Empfindung durch die Wärme und Wahrheit seines Kolorits. Sein Interesse war getheilt zwischen dem des Mannes für ein reizendes Mädchen und dem des Künstlers für ein reizendes Bild und aus beiden vereinigte sich ein so gefälliges Gefühl des Gelingens, daß sein Pinsel ihm beflügelt erschien.

Und Gertrud? O bewegliches, ungeduldiges, veränderliches Mädchenherz! Immer hin- und herschwankend wie die Magnetnadel, ehe sie den Pol gefunden hat, der sie beruhigt. So oft er sie ansah, wendete sie den Blick ab und wenn er es nicht that, wenn er sich eine Weile ernsthaft mit dem Bilde beschäftigte, dann glaubte sie zagend, er habe sie vergessen und heftete das Auge groß und fragend auf ihn. Und als er sie in einem solchen Moment überraschte, da war alle Fassung und Zurückhaltung hin — er sprang auf und lag zu ihren Füßen.

„Süßes Mädchen, sag', hast du schon geliebt? Wer lehrte dich so blicken, wer so wunderlich wild bestricken? Bist du ein Kind? Bist du ein Weib? Sprich ein Wort! Du tödtest mich, wenn du mich länger quälst!"

Sie aber neigte den Kopf und ihre Lippen bebten. Es erhob sich ein Sturm in der jungen Brust, der ihre Besinnung raubte. Er küßte ihr die Schleier von den Lippen und Augen, daß sie das wunderbare Mysterium der Liebe schaute... Dann nahm er das Amulet von ihrem Busen und fragte, ob sie es ihm nun geben wollte. Aber Gertrud richtete sich auf; sie ertrug es nicht mehr; es war, als ob das Leben ihr schwände. Sie neigte sich zurück und sah ihn flehend und geängstigt an. Bestehend ließ er sie aus seinen Armen, öffnete die Fenster und ließ die Vorhänge herab, so daß ein kühlender Lufthauch in das rosige Dämmer spielte. An das Fensterkreuz gelehnt forschten seine Augen zu ihr hinüber. .

(Fortsetzung folgt.)

Lola Montez' letzte Schicksale in den Vereinigten Staaten.

Lola Montez ruht jetzt, nachdem aus der gefeierten Tänzerin eine Betschwester geworden, verwaist auf dem Kirchhof von New-York, ohne daß ein befreundetes Wesen sie auf diesem letzten Wege begleitet.

Ihr excentrisches Wesen ist nicht nur durch ihre Abstammung von spanischem und irländischem Blut zu erklären, sondern auch dadurch, daß sie ihre ersten Jugendeindrücke in Ostindien empfing, wo nichts ihren Capricen Schranken setzte. Ihre eigenthümliche Aussprache des Französischen, Spanischen und Englischen — obgleich der drei Sprachen gleich mächtig — versperrte ihr die Bühne, für welche sie den größten Beruf zu haben glaubte, während gerade diese Eigenthümlichkeit und ihr lebhafter Geist ihre Unterhaltung besonders pikant machte. Im Ehestande, wie in ihren verschiedenen Liebesverhältnissen, war sie gewiß häufiger die Betrogene als die Betrügende. Der plötzliche Tod eines jungen Schauspielers, Namens August Follin, mit dem sie von hier nach Australien reiste, welcher auf der Rückreise in Honolulu ertrank, machte einen sehr schmerzlichen Eindruck auf Lola Montez, indem sie sich als die Ursache seines frühen Hinscheidens anklagte; sie suchte daher für dessen kleine Kinder zu sorgen, indem sie nach dem Verlust ihres Vermögens in Grossvalley (zum Theil durch Feuer, zum Theil durch mißbrauchtes Vertrauen) für etwa 10,000 Doll. und ihre Diamanten hier verkaufen ließ, und das Erträgniß in einem Testament den genannten Kindern Noel und Karoline Follin vermachte, um denselben im respektiven Alter von 25 und 21 Jahren ausgezahlt zu werden, die Zinsen aber inzwischen zu ihrer Erziehung zu verwenden.*)

Als sie darauf nach New-York zurückkehrte, lernte sie dort eine Schwester Follins kennen, welche sie adoptirte und als Minnie Montez auf die Bühne brachte, wofür ihr aber das nöthige Talent zu fehlen schien; sie ist es, welche später verheirathet, ihre Wohlthäterin verläugnete, als sie von derselben in Broadway angeredet wurde.**)

*) Dieses Testament schloß mit den Worten: „Damit sie erzogen werden in der Liebe zu Gott und der Kenntniß seines Charakters und seiner Attribute, wie sie uns in seinen Worten offenbart und in seinen Werken augenfällig gemacht werden; es ist daher mein Wille, daß sie aufs gründlichste in den Prinzipien und in den Schulen unterrichtet werden, welche man als spiritualistisch bezeichnet." Ich geben diesen Auszug, um zu zeigen, daß Lola Montez schon damals den Einflüsterungen dieser Geisterklopfer Gehör schenkte.

**) Diese Scene ward von einem Augenzeugen wie folgt beschrieben: „Nach längerer Trennung begegnete sie ihrem Schützling in Broadway in Gesellschaft einer Dame des bessern Tons. Mit offenen Armen auf sie zueilend, tritt diese kalt zurück und bemerkt: „Ich kenne Sie nicht, Madame!" und droht selbst mit der Polizei, als Lola sie an die Vergangenheit erinnerte, da sie an solche Herzlosigkeit nicht glauben kann. Eine Art Schlagkrampf war die Folge dieser Gemüthsaufregung; mit Mühe erreichte sie ihre Wohnung, aber ihre Kraft war für immer gebrochen.

Diese Undankbarkeit und die Entdeckung, daß ein berühmter Spiritualist, in welchen sie blindes Vertrauen setzte, seine Geisterklopferei nur benutzt hatte, um sie und das Publikum zu hintergehen, wirkten niederschlagend auf Lola's Gemüth. Zwar hielt sie noch Vorlesungen in verschiedenen Städten der vereinigten Staaten, wie in England, publicirte auch ein Werk über die Künste der Toilette, allein ihre Ansichten von der Welt und von sich selbst waren schon sehr verschieden von dem Ausspruch, welchen sie 1851 machte, als sie mit Kossuth auf demselben Dampfer in New-York eintraf. „Wir sind beide Humbugs," sagte sie, „nur mit dem Unterschied, daß ich es gestehe und er nicht," eine Aeußerung, welche nicht ohne Scharfsinn ist.

Ihre Kräfte schwanden mehr und mehr; sie miethete sich bei einem schottischen Blumenhändler, Namens Buchanan, ein, dessen Frau sie in früheren Jahren in Schottland kennen gelernt hatte, und welcher einen hübschen Landsitz in Astoria auf Long-Island bei New-York besaß. Europäische Zeitungen verbreiteten die Fabel, daß Lola dort von der Frau des Präsidenten Buchanan (welcher, wie bekannt, Junggeselle ist) während ihrer letzten Krankheit gepflegt wurde, während es jene Schottin war, welche durch erheuchelte Freundschaft sich von Lola Montez Alles überschreiben ließ, was sie besaß, unter dem Versprechen, bis an ihr Ende auf das liebevollste verpflegt zu werden, unter anderm auch die ihr von ihrem früheren Manne, Hrn. Heald, ausgesetzte Pension von einigen tausend Thalern.

Aber wie schmählich erfüllte diese Person ihr Versprechen! Als Lola's Zustand bedenklicher ward, ließ Mrs. Buchanan sie im vorigen Herbste zur Stadt bringen und miethete eine schlecht möblirte Wohnung, in deren Hinterzimmer sie eine arme irländische Familie einquartierte, um Lola zu pflegen.

Der Redakteur einer Zeitung und früher mit Lola bekannt, besuchte sie in diesem miserabeln Quartier, und war so empört über die Art, wie die arme Invalide gebettet und gepflegt war, daß er sich an die „Ladies Christian Association" wandte, um ihr eine bessere Wohnung und Aufwärterin zu verschaffen; allein von der Vorsteherin dieses „christlichen" Instituts ward er abgewiesen, weil sie nur „gute Christen" annehmen könnten. So lag die Aermste fast völlig paralysirt mehrere Wintermonate im ungeheizten Zimmer, und wenn sie dasselbe mit Mühe verließ, um irgend eine Erfrischung zu erbitten, so ward sie von dem elenden Weibe, welches zu ihrer Pflege angestellt war, auf die roheste Weise, und, wie es heißt, bei den Haaren, zurückgezogen. Ein Geistlicher, Hr. Francis L. Hawks, welcher ihr die letzten Tröstungen der Religion brachte, und welcher sie als eine reuige Christin bezeichnet, fand sie auf einer schmutzigen Matratze ruhend, ohne Bettstelle, eine alte Fußdecke gegen die Fenster genagelt statt der Gardinen, die Möbel des Zimmers aus einem gemalten Tisch und zwei Stühlen bestehend. Er beschreibt die Todtenscene als das schrecklichste, was ihm je begegnet, da die Sterbende sich von Dämonen umgeben und bedroht glaubte, welches sie während der letzten beiden Tagen in den fürchterlichsten Lauten nach Hülfe schreien machte.

So endete Lola Montez; sie, welche den raffinirtesten Luxus gewohnt gewesen, und der von allen Klassen der Gesellschaft gehuldigt worden, fiel ein Opfer der Undankbarkeit, der Habgier und der Brutalität.*)

San Francisco, Mai 1861. **W. S.** (Ausland.)

Würzburger Stadttheater.

|| **Würzburg**, 10. Sept. So haben sich denn die Pforten unsers Theaters aufs Neue geöffnet. Dem Pessimisten hätte der Anfang ominös vorkommen können, indem wegen Erkrankung eines Mitgliedes statt der früher angekündigten Oper einige weniger bedeutende Kleinigkeiten gegeben wurden; doch wollen wir uns lieber an die guten Aussichten halten, welche der zweite Abend eröffnete. Es wurde zum ersten Mal auf unsrer Bühne das Trauerspiel „Don Juan de Austria" von G. zu Putlitz gegeben, das in Berlin und an anderen Orten schon sehr beifällig aufgenommen worden war, und das nach dem Eindruck, den die gestrige Vorstellung auf uns machte, diesen Beifall in der That verdient. Der Stoff, den sich der Dichter wählte, ist für ein Drama sehr brauchbar, auch schon öfter dazu benützt worden, doch nicht in dem Maß, daß man sagen könnte, er sey abgenutzt; auch die Behandlung desselben und die Verwicklung ist wohl gelungen, nur die Art, wie die Katastrophe herbeigeführt wird, kann nicht vollkommen befriedigen, da die hier angewandten Mittel im Verhältniß zum Vorausgegangenen theilweise als kleinlich erscheinen. Indem wir uns vorbehalten, auf den Inhalt des Stückes demnächst noch weiter einzugehen, bemerken wir für heute über die Aufführung, daß sie für eine erstmalige, mit neuem Personal ziemlich gut ging. Frau **Ernst** (Gräfin Anna) und Frln. **Wulff** (Diana), die schon voriges Jahr Zierden unserer Bühne gewesen waren, ärnteten wohlverdienten Beifall, nicht minder Hr. H. **Müller** als Don Juan, von welchem wir uns, nach seinem gestrigen Auftreten zu schließen, wohl Tüchtiges versprechen dürfen. Die übrigen neuen Mitglieder setzten durch ihr gestriges Spiel das Publikum noch nicht in den Stand, sich ein Urtheil über sie zu bilden, und deßhalb wollen denn auch wir damit noch zurückhalten. Eins sey nur noch bemerkt, der Hr. Regisseur möge doch darauf sehen, daß die fremden Eigennamen gleichmäßig ausgesprochen werden; es ist ja gar zu störend, wenn man fortwährend Juan auf dreierlei, Bouges auf zweierlei Weise zu hören bekommt.

Miscelle.

Bingen, 4. Sept. Heute schloß die hier abgehaltene vierte Hauptversammlung des Vereins der deutschen Ingenieure ihre Sitzungen. Von nahezu 500 Mitgliedern waren 173 aus allen deutschen Gauen dazu erschienen.

*) Auf ihrem Grabstein stehen die wenigen Worte:
Elisa Gilbert
starb am 17. Januar 1861.

Druck und Verlag der **Stahel**'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Karl Böhlmann**.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 74. Sonntag den 15. September **1861.**

G a r i b a l d i.

(Fortsetzung.)

Gertrud hatte ihr Gesicht verborgen, aber als sie aufsah und bemerkte, daß er zu ihr kam, sprang sie auf und ging ihm einige Schritte entgegen. Er legte den Arm um ihren schlanken Leib, doch sie wehrte ihm leicht und trat mit ihm vor die Staffelei.

„Es ist schon nicht mehr ähnlich“, sagte der Maler, abwechselnd sie und das Bild betrachtend.

„Nicht mehr?“ fragte Gertrud.

„Es standen noch keine Küsse auf deinen Lippen, süßes Liebchen,“ sagte er leise und zog das erröthende Mädchen an sich; aber er fand einen widerstrebenden Mund und Augen, die von Thränen blitzten. Ein leiser Vorwurf dämmerte in ihm auf, doch glaubte er, es fehle dem zagenden Kinde nur der Muth, den Reiz des flüchtigen Augenblicks zu genießen. Doch irrte er sich. Wider ihren Willen erglühte sie bei den schmeichelnden Worten, die er ihr ins Ohr flüsterte, aber ihren Widerstand besiegten sie nicht. Sie konnte seiner Erregung nicht mehr folgen, und wenn ihre erste Empfindung in dieser Stunde Entzücken gewesen, so war ihre zweite Angst und Verwirrung. Sich aus seinen Armen losreißend, floh sie in das kleine Toilettenzimmer, kämpfend mit der Ahnung dessen, was sie gewagt.

„Kleine Thörin!“ sagte der Maler halb lachend, halb gereizt, indem er ihr nachsah und einige Mal im Zimmer auf- und abging. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, setzte sich an die Staffelei und begann zu malen. „Dieser reizende Trotz verschönert deine Lippen und jetzt kenne ich erst das Feuer deiner Augen!“ Er versuchte den flüchtigen Strahl zu fixiren, den er in der Erinnerung bewahrt. Gertrud ließ ihm Zeit. Endlich trat sie leise ein. Er regte sich nicht, er hob nicht einmal den Kopf. Sie blieb unschlüssig an der Thür stehen. Nun sah er mit ruhigem Blick einige Mal zu ihr auf, ganz so wie man eine Person ansieht, die zum Portraitiren sitzt. Gertrud war von seinem unerwarteten Benehmen so in Erstaunen gesetzt, daß sie wirklich einige Minuten wie gebannt still stand.

Der Maler war auf dem Gipfel der Heiterkeit über ihr erstauntes Gesicht und hätte sein kokettes Spiel gern fortgesetzt, wenn ihn nicht zweierlei daran gehindert: zuerst, daß Gertrud schnell ans Fenster trat, um ihren Hut zu nehmen, und dann, daß es an der Außenthür klopfte. Noch ehe der Maler aufstehen konnte, öffnete sie sich und es trat ein Herr ein, der Gertrud nicht sogleich bemerken konnte, weil die Staffelei sie verbarg.

„Ah, Leo, finde ich dich!“ rief der Eingetretene, den Maler freudig umarmend. „Wie lange sahen wir uns nicht, lieber Bruder! Und du bist gesund, heiter wie immer und hier in reizender Verborgenheit?“ ...

In diesem Augenblicke, bevor noch der Maler ein Wort erwidert, fielen die Augen auf Gertrud. Wäre der Blitz vor ihr niedergefahren, sie hätte nicht überraschter seyn können, denn **Titus** stand vor ihr.

„Gertrud, Sie hier?“ sagte er mit zweifelndem Ausdruck und sah bald Gertrud, bald seinen Bruder an mit einem Gesicht, aus welchem schnell jeder Ausdruck der Heiterkeit gewichen.

War es nun die Erregung in Beider Blicken, oder die Gluth auf ihren Wangen, oder ein gewisses elektrisches Etwas in der Luft, genug es überkam ihn eine Ahnung und sie schmerzte ihn bis ins innerste Herz.

„Eine Dame, die so freundlich war, mir zu einem Bild zu sitzen“, sagte Leo wie vorstellend.

Titus warf einen fast verächtlichen Blick auf das Bild, sein feines Gefühl wies aber, so lange Gertrud anwesend, jede Erklärung zurück. Er trat auf sie zu, verneigte sich und bot ihr den Arm.

„Sie schienen im Begriff zu seyn, fortzugehen; darf ich Sie begleiten, Gertrud?“

Sie legte schnell ihren Arm in den seinen und ehe noch Leo wußte, wie die Entführung gesche[illegible] waren die Beiden im Freien. Sie gingen lange schw[illegible] im Park weiter und Gertrud fand Zeit sich zu f[illegible]n. Wenn Titus ihr Vorwürfe gemacht hätte, so ist zu vermuthen, daß sie einen kleinen Trotz aufgesetzt und geschwiegen haben würde; so aber löste sich ihre Aufregung in einen Strom wohlthuender Thränen, die Titus ungehindert fließen ließ.

„O Gertrud, was haben Sie mir gethan!“ sagte er endlich leise und innig. „Wußten Sie, daß er mein Bruder war?“

„Nein, nein!“ schluchzte Gertrud und ließ sich von ihm auf einen Rasensitz niederziehen. Sie lehnte den Kopf an seine Brust und er sah mit den stillen Augen zu ihr nieder, die schon früher so oft den Sieg über ihr leidenschaftliches Temperament davon getragen hatten. Wie zog es ihn, seine Arme um das reizend erblühte Mädchen zu legen, das schon als Kind seine Neigung erweckt! .. Aber er wagte es nicht; es war ihm, als müsse er durch die zartesten

Beweise der Achtung wieder gut machen, was der Bruder gefehlt.

Sie wußte freilich nicht, mit wie bewegtem Herzen er ihrer allezeit gedacht, und hatte in ihrer völligen Unerfahrenheit keine Ahnung davon, wie es ihn erschrecken mußte, sie an einem Orte zu finden, der ganz allgemein als das Asyl geheimer Liebesabenteuer der jungen Hofwelt bekannt war.

„Wollen Sie mir sagen, wie es kam, Gertrud?"

„Ich konnte ihm nicht widerstehen, Titus," sagte Gertrud tief erröthend, aber unfähig, schon jetzt durch ein weiteres Wort die Illusion zu zerstören, von welcher noch ein Hauch ihr Wesen durchglühte.

Titus fühlte sich durch dieses Geständniß unendlich mehr erleichtert als durch ein entschuldigendes oder umgehendes Wort; er hatte ihr ja nichts zu verzeihen, denn sie war ihm nicht verpflichtet; aber es lag ihm Alles an ihrem Vertrauen, damit er erforschen könne, ob er noch hoffen dürfe, dieses bewegliche Herz zu gewinnen. Und wie echte, tiefe Neigung leicht das Richtige findet, erwähnte er, während sie weiter gingen, der Sache mit keinem Wort mehr, sondern erzählte ihr so ruhig und unbefangen von seinen Erlebnissen, daß es fast wie früher war und Gertrud gefaßt und beruhigt an ihrer Wohnung ankam. Titus, obwohl erst vor wenigen Stunden angekommen, kannte sie bereits. Seine ersten Schritte hatten sich ihr zugewandt und erst, nachdem er Gertrud und den Onkel verfehlt, hatte er die Wohnung seines Bruders aufgesucht. Von Leo's Anwesenheit wußte er seit Kurzem und er hatte sich ihr Zusammenleben hübsch genug ausgemalt.... Nun war es gestört, das fühlte er, und während er in ruhigem Gespräch mit seinem Schützling das Haus betrat, bestürmten ihn Ahnungen und Befürchtungen.

Der Professor empfing ihn zärtlicher, denn je. So spärlich er auch mit äußern Zeichen der Freundschaft war, so treu war er im Festhalten derselben, und Alles was zur Familie seines alten Freundes gehörte, hielt er theuer. Außerdem besaß der junge Mann ein so gediegenes Verständniß für wissenschaftliche Fragen und endlich hatte er ein so lebhaftes Gefühl seiner Unzulänglichkeit als Erzieher und Gesellschafter Gertruds, daß es ihn stets erfreute, einen Menschen an ihrer Seite zu sehen, der ihr Wohlwollen erzeigte. Daß Titus eine wärmere Empfindung mitbringe und daß aus dem muntern Ferienbesucher ein treuer Schützer seines lieben Kindes für das ganze Leben werden könne, war ihm noch nicht in den Sinn gekommen. Er gab sich einfach der Freude des Wiedersehens hin und so Titus und Gertrud. Wenn auch zu viel über Beider Herzen gegangen war, um den neckischen und kindlichen Ton von früher wiederzufinden, so lag dafür in Titus Erscheinung etwas so Reines und Friedenverheißendes, daß es wunderbar stille wurde in ihr. Es dämmerte ihr das Bewußtseyn auf, womit sie ihm weh gethan, und das legte eine Weichheit und Demuth in ihr Wesen, die ihn heimlich entzückte.

Früher hatten sich ihre großen Kinderaugen nicht vor ihm gesenkt, sondern keck und lustig in die seinen geschaut, die Hände sich ihm freiwillig geboten, das Mädchen wie ein Knabe mit ihm gespielt — nun lag in dem schüchternen Aufblick und der bewußten Zurückhaltung ihrer Bewegung etwas, das ihn süß verheißend durchbebte.

Sie sprach nicht viel und er blieb nicht lange. Es drängte ihn, seinen Bruder zu sehen und Rechenschaft von ihm zu fordern. Rechenschaft? Konnte Leo wissen, daß der Bruder ein Anrecht auf das Kleinod zu haben glaubte, nach welchem er die Hand ausgestreckt? Konnte er nicht mit Gertrud's voller Zustimmung gehandelt haben? War es unmöglich, daß in ihr eine Neigung für Leo erwacht und für ihn auf immer verloren sey? O wenn das wäre! Er mußte sich auf die Rasenbank im Park niedersetzen, auf welcher sie vor Kurzem neben ihm geruht. Ein Sturm von Leidenschaft und Eifersucht sauste über ihn hin.

War je eine andere Liebe in sein Herz gekommen? Hatte er je in seinem Zukunftstraume ein anderes Frauenbild an seinem Herde gesehen? Nein, nie. Sie war sein Ein und Alles gewesen. Und Leo? Wie manche Neigung hatte er erweckt und wie manche flüchtig weggeworfen? Wenn das wäre? Warum hatte er sie nicht hier an sein Herz gerissen, um eine Sekunde der Täuschung glücklich zu seyn? Warum hatte er nicht in ihre Kinderspiele das süße: wach auf! geflüstert und sie in der Sonne der Liebe schnell erblühen lassen!

Weil er eine zu ernste und edle Natur war. Er wollte nicht eine verfrühte Blüthe frühzeitig welken sehen und eine Gabe von ihr fordern, ehe sie deren Werth zu schätzen vermochte. Nun war er gekommen, sie zu fragen...

„Der Onkel weiß noch nichts von dem Bilde", hatte Gertrud gesagt, der Professor der Anwesenheit seines Bruders mit keiner Sylbe erwähnt — das gab ihm noch mehr Sicherheit für seine Muthmaßungen und bitterer Groll gegen den Bruder stieg in ihm auf. Er wanderte lange im Park umher, damit er das volle Maß der Selbstbeherrschung wiederfände, bevor er ihn wiedersähe.

Mußte etwas zwischen ihn und diesen einzigen Bruder treten, zu dem er als der jüngere so lange Zeit verehrend aufgesehen? Wohl ruhte das heilige Gefühl der Verwandtschaft sicher auf dem Grunde seines Herzens, aber aus der Verschiedenheit ihres Naturells und ihrer Erziehung hatten sich so verschiedene Lebensanschauungen gebildet, daß neben der brüderlichen die rechte geistige Einheit nicht recht gedeihen wollte.

Leo war das Kind großer Städte, Titus in der Stille des Landlebens aufgewachsen; das hatte die individuelle Begabung Beider glänzend entwickelt, aber es hatte sie getrennt. Leo war lebhaften Geistes, witzig, gewandt, die Vorzüge eines schönern Aeußern und hervorragender Stellung fein benutzend, ein Mann der Gesellschaft und des Genusses. Mit sorgloser Freigebigkeit verschwendete er an Alle von seiner sprudelnden Laune und seiner galanten Liebenswürdigkeit.....

Titus forderte wenig von Vielen, aber von Wenigen viel und gab auch so. Er erschien zurückhaltend und selbst kalt, aber die, welche ihm näher traten, fühlten sogleich, welche Schätze unter der einfachen Bescheidenheit seines Wesens geborgen lagen. Er hatte wärmere Freunde. Die Eltern waren stolz auf die Persönlichkeit Leo's, sie freuten sich seiner Erfolge, aber ohne daß sie es sich gestanden, liebten sie Titus mehr. Wenn Leo seinen Besuch auf dem väterlichen Gute anmeldete, veranstaltete der Vater große Jagden, Diners, Feste, die den Glanz des Hauses repräsentirten; — wenn Titus kam, merkten die Nachbarn nichts davon, die Rehe und Hasen wurden früh Morgens am Weiher nur von einem Spaziergänger ohne Jagdtasche und Büchse gestört, aber im Hause und auf dem Hofe hatte Alles ein sonnigeres Aussehen, die Eltern schienen verjüngt und alle Gesichter waren heiterer bis herab zur kleinsten Gänsemagd.

Titus klopfte zum zweiten Male an der Thür des Pavillon und trat ein. Leo ging ihm lebhaft entgegen und bewillkommnete ihn.

„Was in aller Welt bewog dich, Titus, mie mein Original zu entführen?" rief er lachend. „Ich kann mich noch nicht von meinem Staunen erholen."

„War sie mit Einwilligung ihres Onkels hier?" fragte Titus ernst statt der Antwort.

„Sie? Onkels? Kennst du das allerliebste Mädchen? Geh, Titus, behandle ein unschuldiges Abenteuer nicht mit deiner gewöhnlichen Ernsthaftigkeit. Es hat mich höchlichst unterhalten und mir dieses reizende Bild verschafft. Schau hier!"

„Wußtest du nicht, Leo, daß Gertrud die Nichte des Professors Stein ist, des alten Freundes unseres Vaters, den ich oft besucht?" fragte Titus wieder, ohne das Bild zu betrachten.

„Wahrhaftig nein, das wußte ich nicht!" sagte Leo. „Sie hat mir ihren Namen nicht genannt, und ich bin nicht neugierig genug, mich nach den Verhältnissen meiner kleinen Freundinnen . . ."

„Ich bitte dich, laß den scherzenden Ton!" fiel ihm Titus in's Wort, der sich immer unangenehm berührt fühlte und es nicht ertragen konnte, von Gertrud in dieser Weise sprechen zu hören. „Du wirst am schnellsten verstehen, welcher Art meine Empfindungen sind, wenn ich dir sage, daß Gertrud das einzige Mädchen ist, für welches ich je Interesse gefühlt."

„Du Titus?" rief Leo aus und sah ihn lange staunend an. „Ist das dein Ernst?"

„Vollkommener Ernst. Ich hoffte es durch die That zu beweisen," sagte Titus traurig. „Nun finde ich, daß ein Anderer Anspruch auf ihre Neigung macht, ein Anderer, der mein Bruder ist . . ."

„Ich glaube leider keine Ansprüche machen zu dürfen", sagte Leo wieder lächelnd. „Ich malte sie, voilà tout. Und da ich sie eben so spirituell als hübsch fand, machte ich ihr ein wenig den Hof; ist das so verdammenswerth, Titus? Laß dir kurz erzählen, wie es kam."

(Fortsetzung folgt.)

Das Telegraphenwesen in London.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" enthält einen sehr interessanten Artikel hierüber, dem wir Folgendes entnehmen:

Dieses London ist als Mittelpunkt für alles Mögliche auch das Hauptzentrum der Sprache des Blitzes geworden, und zwar durch einen der Deutschen, die das Pulver allen möglichen Fortschrittes erfinden, obgleich sie es zu Hause selbst je kaum zu riechen bekommen. Ein Deutscher gründete und erzog die „Times", die nun aus Dankbarkeit für ihren Urvater mit echter Renegatentücke am stockenglischsten auf Deutschland zu schimpfen weiß.

Vielleicht richtet sich die Macht der neuesten Presse, die Telegraphie, als deutsches Kind in der Fremde, auch noch gegen ihr Mutterland, das keine Timesmacht duldet und auch der Blitzliteratur nur staatlich und polizeilich kontrollirte Zuckungen erlaubt. Doch das ist nicht unsere Sache hier. Wir freuen uns zunächst, daß es auch wieder ein Deutscher war, der die dem Obersten der Götter aus der Hand gewundenen Blitze in London hinter der Börse und Bank konzentrirte und sie als eine Börsen, Banken und Throne erschütternde Sprache über die ganze Welt spielen läßt. Es ist das Telegraphenbureau des Hrn. Reuter, das dem politischen und Börsen-Publikum schon gehörig durch seine Telegramme bekannt ist. Es fing vor zwölf Jahren in Aachen an. Der erste Telegraph auf dem Kontinent war der zwischen Berlin und Aachen, der im Jahre 1849 zur Benutzung des Publikum eröffnet wurde.

Hr. Reuter, der die Nützlichkeit und Tragweite des elektrischen Telegraphen vollständig erkannte, suchte auch dem Volke die Vortheile desselben zu verschaffen und gründete zu dem Zwecke bei Eröffnung der obenerwähnten Linie ein telegraphisches Bureau in Aachen. Nun mußte auf Mittel gesonnen werden, den Unvollkommenheiten, die das Telegraphensystem zur damaligen Zeit noch aufzuweisen hatte, abzuhelfen, und Hr. Reuter nahm zur Taubenpost seine Zuflucht. Diese wurde zur Beförderung von Depeschen zwischen Aachen und Brüssel etablirt, wodurch die Expedition der an dem einen oder andern der beiden Plätze ankommenden Depeschen um circa acht Stunden beschleunigt wurde. Die für den Osten bestimmten Depeschen, die in Brüssel mit der Post ankamen, wurden von dort aus in drei Kopien vermittelst drei verschiedener Tauben nach Aachen expedirt. (Die dreifache Versendung der Depeschen geschah nur, um Regelmäßigkeit und sichere Ankunft herzustellen.) Die Tauben legten die Entfernung von Brüssel nach Aachen in einer Stunde zurück. Von letzterm Ort wurde dann das Telegramm dem elektrischen Draht anvertraut und, in Berlin angekommen, an den Bestimmungsort auf das schleunigste weiter befördert, und von dort per Taubenpost in obenangeführter Weise nach Brüssel, um von letzterm Platze seinem Bestimmungsort zugeführt zu werden. Der Nutzen, der für den Handel daraus entstand, wurde bald anerkannt, und man bediente sich des Reuter'schen Bureau in ausgedehntester Weise. Der Telegraph nahm jedoch bald immer größere Dimensionen an, und es währte nicht lange, da waren Berlin und Paris, bis auf eine kleine Strecke zwischen Quievrain und Valenciennes, in direkter telegraphischer Verbindung. Zur Ausfüllung dieser Linie wurden von dem Reuter'schen Bureau stets berittene Postillone in Bereitschaft gehalten, die den Depeschendienst zwischen diesen beiden Orten zu versehen hatten.

Im Jahre 1851 eröffnete Hr. Reuter sein Etablissement in London, wohl einsehend, daß dieser Platz den Mittelpunkt der Telegraphie bilden würde. Das Sub-Marine-Kabel war damals glücklich zwischen Calais und Dover gelegt und somit direkte Kommunikation per Telegraph mit dem Kontinent hergestellt worden. Bisher hatte das Reuter'sche Bureau seine Aufmerksamkeit nur kommerziellen Depeschen zugewandt, jetzt aber glaubte Hr. Reuter den Zeitpunkt herangenaht, auch für politische Nachrichten sein System nützlich machen zu können, indem er der Presse telegraphische Mittheilungen machte.

Da gab es nun viele Schwierigkeiten zu überwinden, von denen eben nicht die geringste war, daß die englischen Journale nur ungern dieselben Telegramme veröffentlichen wollten, sondern daß jedes seine eigenen ihm exklusiv ange-

hörenden Depeschen zu geben wünschte. Dieses Vorurtheil mußte bekämpft werden, und es gelang erst nach dem dritten Versuche, die Londoner Journale an den Gedanken zu gewöhnen, daß alle, ohne sich etwas zu vergeben, dieselben telegraphischen Berichte veröffentlichen könnten. Eine andere Schwierigkeit war, die Korrespondenten zu finden, die in der Wahl von Nachrichten die nöthige Vorsicht gebrauchten, sie nur aus zuverlässigen Quellen zu schicken, damit nicht auch falsche Gerüchte in die Welt geschickt würden. Hier war nun ganz besondere Umsicht nöthig. Die außerordentliche Pünktlichkeit, Unparteilichkeit und Genauigkeit, die den telegraphischen Mittheilungen zugewendet wurde, gewannen denn auch bald das Vertrauen der englischen Presse, und so kam denn ein Journal nach dem andern, um mit Reuter's Telegrammen versehen zu werden. Daß es aber nicht leicht war, dieses Ziel zu erreichen, geht schon daraus hervor, daß, wie wir gesehen haben, Hr. Reuter seine Londoner Office im Jahre 1851 etablirte, es aber erst im Jahre 1858, kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Italien, demselben gelang, die Presse für seine Telegramme zugänglich zu machen. Jedoch noch vor dem Beginn des italienischen Feldzugs sollte schon die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf die Reuter'schen Telegramme gelenkt werden, und zwar waren es die von Napoleon III. am 1. Januar 1859 an den österr. Gesandten gerichteten verhängnißvollen Worte, welche das Reuter'sche Bureau bekannt machte.

Die vorerwähnte Ansprache des Kaisers wurde gegen 1 Uhr Mittags in den Tuilerien gehalten und um 2 Uhr, also nur eine Stunde später, war das Londoner Publikum damit in einer dritten Ausgabe der „Times," unter der Aufschrift: „Reuter's Telegrams," bekannt gemacht. Nun wollten auch die Journale der Provinz nicht länger hinter den Londoner Zeitungen zurückstehen, und so wurden auch sie Abnehmer der Reuter'schen Depeschen, und das Interesse der Bevölkerung steigerte sich mit jedem Tage. Vom fernen Osten und Westen, wo immer sich etwas Wichtiges ereignet, berichtet uns das Reuter'sche Bureau auf das Genaueste und benutzt hierzu jeden bestehenden elektrischen Draht. Wo dieser fehlt, werden alle zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung gebracht, um die Transmission der Depeschen zu beflügeln. Ueberall sind Korrespondenten angestellt, die jedes wichtige Ereigniß an das Hauptbureau auf das schnellste zu melden haben. Dies bezieht sich nicht nur auf den Kontinent, wo auf allen Hauptplätzen das Bureau vertreten ist; auch in Afrika, Asien, Indien, China und Australien, ebenso in Amerika, Brasilien, Westindien 2c. hat Hr. Reuter Agenten aufzuweisen, sodaß das Publikum von allen Welttheilen aus mit Nachrichten per Telegraph versehen werden kann. Wo es aber die Lage der Dinge erheischt, wie z. B. zur Zeit des italienischen Feldzugs, da ist das Reuter'sche Bureau noch durch spezielle Korrespondenten vertreten. Während des Krieges in Italien mußte ein solcher den kriegführenden Parteien auf Weg und Steg folgen, um dem Reuter'schen Bureau vom Kriegsschauplatze selbst alle wichtigen Ereignisse mit der Schnelligkeit des Blitzes zugängig zu machen.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 14. Sept. Einem großen Theile unserer Theaterfreunde mag es wohl ebenso gehen, wie uns, daß man sich nach den schwülen Sommertagen beim Herannahen des Herbstes nach den Wintervergnügen, insbesondere nach der Wiedereröffnung des Theaters, sehnt. Diese Sehnsucht, theilweise Neugierde, wird noch gesteigert, wenn man ein fast ganz neues Bühnenpersonal zu erwarten hat, wenn man dann schon mehrere Tage vor der eigentlichen Eröffnung die Hallen der Theaterräumlichkeiten, insbesondere die Probezimmer allmälig sich wieder beleben sieht, wenn man schon hie und da eine Probe hört, bis endlich die erste Vorstellung angekündigt wird. Als solche wurde K. Kreuzer's „Nachtlager in Granada" bezeichnet; und jeder wahre Freund einer echten deutschen Musik freute sich gewiß schon voraus auf diese Aufführung, auf die herrlichen ansprechenden Melodien, auf die wahrhaft kunstvoll gearbeiteten Sätze, auf die imposanten Ensembles und auf die treffliche romantische Instrumentirung dieser Oper. Wenn nun auch diese Oper in Folge eines unlieben Hindernisses den Reigen der diesjährigen Vorstellungen nicht eröffnen konnte, so ließ doch die Aufführung derselben nicht lange auf sich warten. Freilich hat sich dabei das Sprüchwort: „Aller Anfang ist schwer" einigermaßen bestätigt gefunden; dieses glauben wir namentlich bezüglich des Chorpersonales sagen zu müssen, bei welchem es wohl auch am längsten dauert, bis sich die am Anfange mehr oder weniger fremden Kräfte zu einem abgerundeten, klaren Ganzen zusammengewöhnen und einigen, daß man weniger die einzelnen Stimmen — deren eine oder die andere auf nicht besonders angenehme Weise hervortritt — als vielmehr einen von allen gleichmäßig in einem Guß und Fluß gesungenen Chor hört. Theilweise ließ sich das erwähnte Sprichwort auch auf das Orchester anwenden, bei welchem sich solche Unsicherheiten wohl bald verlieren werden, wenn sich Manche wieder an die erforderliche Aufmerksamkeit und Präzision, sowie an die noch ungewohnte Direktionsweise gewöhnt haben. — Gehen wir nun zu den Hauptrollen über, so fanden wir nebst Hrn. Dr. Liebert, welcher bereits aus dem vorigen Jahre auf der hiesigen Bühne bekannt ist, in Herrn Lang einen seltenen Bariton, wie ihn Würzburg schon lange vermißte. Der ihm zu Theil gewordene sehr wohl verdiente allgemeine Beifall mag weitere Lobeserhebungen hier überflüssig erscheinen lassen. — Eine gleich günstige Aufnahme fand auch unsere neue mit einer trefflichen, jugendlichen Stimme begabte Soubrette Frln. Barth, und wenn sich aus diesen Kräften ein Prognostikon für die kommende Saison stellen ließe, so müßte dieses ein vollkommen günstiges seyn.

—C.—

Miscelle.

Zürich, 11. Sept. Letzten Samstag fand die erste Probefahrt eines Straßenlokomotivs statt und ist ganz befriedigend ausgefallen. Nicht allein zeigte sich die Maschine der Lenkung sehr folgsam, in den Wendungen und Ausweichungen sicher, sondern sie überwand auch die Steigungen der Straße mit einer Leichtigkeit, die Staunen erregte.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 75. Mittwoch den 18. September **1861.**

Garibaldi.

(Fortsetzung.)

Während dieser Erzählung fiel Titus im Geheimen ein großer Stein vom Herzen, obwohl er durchaus nicht geneigt war, seinen Bruder zu entschuldigen. Im Gegentheil schien es seine Schuld zu vergrößern, daß er keinerlei ernste Absicht gehabt. Titus hatte strenge Ansichten; Leos leichte Art, die Sache zu behandeln, kränkte ihn und machte ihm die Verschiedenheit ihrer Auffassung recht fühlbar. Jedem Fremden hätte er leichter verziehen, aber der Gedanke, daß in seines Bruders Augen ein Flecken auf dem Namen seiner — ja vielleicht einst — seiner Frau haften könnte, brachte ihn völlig aus seiner sonstigen Fassung.

„Du mußtest wissen, was du thatest, Leo, indem du ein junges und unerfahrenes Mädchen veranlaßtest, hierher zu kommen. Wäre sie deine Braut oder auch nur eine Dame deiner Bekanntschaft gewesen, so würdest du es nicht gethan haben..."

„Gewiß nicht", sagte Leo, dem das Ganze unangenehmer wurde, je ernster es Titus nahm, „und das vollkommen bewußt. Wir müssen uns den Frauen bei ihrem jetzigen Hange zur Selbständigkeit auf verschiedene Weise nähern, je nach den Ansprüchen, die wir an sie machen: für den Geist, für das Herz oder für das Haus. Deinem Schützling gegenüber befand ich mich in dem ersten Falle und es ist zugleich der, welcher uns erlaubt, am wenigsten skrupulös zu seyn. Aber ist dieser Zufall nicht sehr geeignet, dich noch einmal zum Nachdenken aufzufordern, Titus? Konnte ihre Unerfahrenheit nicht Koketterie seyn? Etwas davon ist jedem Mädchen angeboren. Und liegt nicht ein wenig Leichtsinn in der unbefangenen Art, auf meine Bitte einzugehen?"

„Koketterie? Leichtsinn? O, Leo, so seyd ihr!" rief Titus aus, gekränkt aufspringend. „Ihr pflückt gedankenlos die Blume und macht ihr dann den Vorwurf, daß sie welket. Wie schlecht verstehst du das Wesen der Liebe, wenn du glaubst, daß es mir gleich dir gelingen könnte, die Kraft zur Entsagung in den Fehlern der Geliebten zu suchen. Sie hat gefehlt, aber durch deine Schuld, sie erscheint unweiblich, weil sie gestattete, daß du die Achtung vor der Weiblichkeit verletztest. Ihre Phantasie ist künstlich verwirrt durch dich, aber mit meiner Ueberzeugung stehe ich dafür, daß sie den Rückweg gefunden haben würde ohne mich!"

„Du scheinst mir selbst ein Stück Phantast zu seyn, Titus. Ist der Verstand auch glücklich eingefahren auf ebener Straße, vor unbekannten Pfaden hüte dich! Wenn er der Phantasie begegnet, geht er durch. Insofern paßt ihr für einander."

„Du bist weich geschaffen, Leo; Deine Härte ist angeeignet, darum gebrauchst du sie so bewußt, wie ein schlechtes Kleid, wenn man weiß, daß man ein besseres zu Hause hat. Wir werden uns nicht verstehen. Dir gibt Gertrud's Unvorsichtigkeit eine bequeme Entschuldigung — mir macht sie Schmerzen; dir diente sie als Spiel des Augenblickes — ich liebe sie...."

„Und wenn ich nun nicht kalt geblieben wäre, Titus? Ich glaube, dieses Mädchen wird einmal mächtige Leidenschaften einflößen, aber darum ist es doppelt nöthig, vorsichtig zu seyn. Du mußt sie studiren. Dann ist jede neue Phase, in welche das Verhältniß tritt, von neuem Interesse, auch wenn es — süße Schmerzen bereitet. Gertrud ist eine exzeptionelle Natur; wie konnte man sich von ihr auf ganz gewöhnliche Weise unglücklich machen lassen?.."

„Ich fürchte, das könnte mir trotz deiner Vorschläge begegnen", seufzte Titus, ohne daß sein Bruder sich unterbrechen ließ.

„Du bist zu exklusiv, Titus. Man muß sich mit vielen Frauen beschäftigen, um die allzumächtige Neigung zu **einer** zu verhüten oder zu modifiziren..."

„Etwa wie man Bücher liest und sie in den Staub der Leihbibliothek zurückschickt, nachdem man ihnen ihre Schönheit abgelauscht?"

„Ja so; denn die wenigsten taugen zum Besitz, wenn sie auch eine Stunde vortrefflich unterhalten. Wir müssen uns das Verhältniß klar machen, Titus. Eine Frau und meine Frau sind ganz verschiedene Begriffe. Die Griechen hatten auch da den richtigen Weg gefunden. Sie sagten sich, daß Frauen, welche ihren hochgestiegenen geistigen Bedürfnissen genügen könnten, ihren häuslichen schlecht nachkommen würden — darum trennten sie beide."

„Nein, es war nicht das Rechte, Leo! Du kannst mit deinen Sophismen den Flecken nicht abwaschen, der auf dem Namen dieser Mädchen ruht, noch die Spuren der Thränen vertilgen, die aus den Augen gekränkter Frauen geflossen sind und gegen sie zeugen. Wir haben kein Recht, das Geschlecht unter sich zu entzweien. Gestehe, Leo, ob es nicht unser Egoismus ist, der den Frauen nicht gestatten will, je nach ihrer Begabung ein Ganzes darzustellen? Liefere mir den Beweis, daß die Natur es nicht so gewollt hat. Die Summe dessen, was wir geistreichen Frauen vor-

werfen, besteht eigentlich darin, daß sie unser Recht in Anspruch nehmen, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln."

„Wenn sie dieselbe entwickelt und die Fähigkeit verloren haben, sich unterzuordnen, so müssen sich die Verhältnisse ausnahmsweise günstig für sie gestalten, sonst gibt es für sie keinen Platz in unserer Gesellschaft . . ."

„Ja, dann sind sie heimathslos; du hast die bitterste Wahrheit ausgesprochen," sagte Titus. „Aber das Gewicht der Schuld fällt auf uns. Sind wir es nicht, die sie von unserem Herde vertreiben, weil sie den besser erkannten Lebenszweck nicht unseren epikuräischen Gelüsten opfern wollen? Sind wir es nicht, die aus der Ehe einen Kontrakt über Geldinteressen machen? Ist es nicht die einseitige Anmaßung unseres Geistes, die den Strom des Fortschrittes hemmen will, auf seinen hochgehenden Wellen auch das schwächere Geschlecht mit fortzutragen?"

„Es ist von alledem etwas, Titus. Die Frau kann sich aber von ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht zu weit entfernen, ohne an Gemüth zu verlieren; darum wird das Verhältniß zwischen den Geschlechtern schroffer werden mit steigender Bildung. Schaffe dir den Einblick in die Ehen bedeutender Frauen und sieh, ob sie glücklich sind. Versuche, ob sie mit ihrem hochfliegenden Geiste die enge Beschränkung des Hauses ertragen können. Ich glaube, die bequemen Frauentugenden, welche uns das Leben so angenehm machen, werden bei Verwirklichung deiner Theorien bald nur noch dem Namen nach existiren."

„Wenn die höhere Bildung nicht auch bessere Gattinnen und Mütter erzieht, so ist sie falsch, Leo. Jede Bildung, welche allein die Entwicklung des Verstandes bezweckt und die des Gemüthes vernachlässigt, ist falsch, aber gleich sehr bei Männern wie bei Frauen. Sie enthält die Keime des Verfalls, weil sie die menschliche Natur in sich entzweit. Lassen wir unsere Frauen auf halbem Wege zurück, so sündigen wir dadurch an unsern Kindern. Wir müssen sie uns gleichstellen, indem wir aufhören, etwas Anderes von ihnen zu fordern, als wir selbst zu geben gesonnen sind. Frei geworden, werden sie uns erst zeigen, welcher Kraft der Liebe sie fähig sind und die Ehe wird wieder auf sicherer und sittlicher Basis ruhen."

„Und wo bleibt unsere Autorität?" fragte Leo etwas spöttisch.

„Sie fällt weg, Leo", sagte Titus ernst, „d. h. der blinde Autoritätsglaube weicht der freien Erkenntniß und wir dürfen nur Würdigung beanspruchen, wenn wir sie verdienen. Sie wird vielleicht seltener seyn, aber um wie viel werthvoller!"

Leo zuckte zweifelnd die Achseln.

„Ich habe dich in Verdacht, Leo," sagte Titus lachend, „daß du dir große Mühe geben würdest, deiner Frau gegenüber besser zu erscheinen, als du bist. Du würdest ihr nie von den Thorheiten deiner Jugend erzählen und, ehe du sie in dein Haus führst, sorgfältig jedes Andenken vernichten, das dich verrathen könnte. Nicht weil du dich dieser Thorheiten schämst, oder es für unmoralisch hälst, sie begangen zu haben, sondern weil du fürchtest, deine Autorität zu gefährden. Bei mir ist das anders. Deine Ansicht ist vielleicht klug, aber sie kommt mir vor wie eine Art Mystifikation auf eigene Kosten. Ich heirathe nicht, um zu imponiren. Wahrheit zwischen uns bis ins Kleinste wäre die erste Bedingung meines Glücks. Ich müßte der Frau jede Falte meines Herzens zeigen können, ohne fürchten zu brauchen, es könnte ihre Liebe vermindern. Du kannst jede Frau heirathen, die gewisse häusliche Eigenschaften besitzt, ich nur eine Frau von starkem Geiste und tiefer Einsicht in das Getriebe des menschlichen Herzens. Sie müßte meine Freundin gewesen seyn, ehe sie meine Geliebte würde."

Während dieses langen Gesprächs waren die beiden Brüder lebhaft im Zimmer umher gegangen. Leo, welcher im Grunde ein eben so vortrefflicher Mensch war als Titus, fühlte tiefes Bedauern über den Kummer, welchen er ihm bereitet, wenn er sich auch nicht zu seinen Prinzipien belehrt fühlte.

„War Gertrud schon deine Freundin, Titus?" fragte er, indem er vor ihm stehen blieb.

„Ich hoffe es; doch war sie ein Kind, als ich sie verließ und drei lange Jahre versagte ich mir das Wiedersehen. Nun freilich finde ich Alles anders. . . ."

„Nein, nicht anders", sagte Leo, indem er ihm die Hand reichte. „Sieh, ich packe ein, ich gehe davon, ich will sie nicht eher wiedersehen bis nach Euerer Hochzeit! Wollte Gott, ich hätte sie nur als deine Braut kennen gelernt! Verzeihe mir, Titus! Wie bald wird sie mich vergessen, wenn sie dich wiedersieht!" setzte er wie im Scherz hinzu, in Wahrheit aber erst jetzt fühlend, daß der Eindruck, welchen das originelle Mädchen auf ihn gemacht, tiefer sey, als er selbst geglaubt.

„Das kann nur sie selbst entscheiden", sagte Titus, seine Hand in die seines Bruders legend. „Ich bitte dich zu bleiben, Leo. Ich möchte, daß sie dich ebenso genau kennen lernte als mich. Zieht sie dich vor, so glaube ich, daß ich sie innig genug liebe, ihr Glück höher zu stellen als das meinige. Ich werde zu entsagen wissen, wenn ich muß, und versuchen, ihr als Bruder zu seyn, was ich ihr unter allen Verhältnissen gewesen seyn würde: ein Freund."

Leo fühlte sich bei diesen uneigennützigen Worten seines Bruders entschlossener als vorher, Gertrud nicht wieder zu sehen; obwohl bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters zu vermuthen ist, daß, wäre anstatt seines Bruders ein fremder Mann gekommen, Gertrud zu begehren, der Kampf um ihren Besitz den Werth desselben schnell gesteigert und seine kleine Leidenschaft zu einer großen angefacht haben würde. Zugleich kam es über ihn wie Beschämung, daß er so oft überhebend auf diesen jüngeren Bruder herabgesehen. Und wie das Geschick oft das Böse zum Guten wendet, so gab dieser Zwist ihm zum ersten Male Gelegenheit, einen recht tiefen Blick in Titus' edle und reine Seele zu thun und unwillkürlich einen Rückblick auf sein eigenes Leben. Es lag nichts hinter ihm, was auf dem spiegelklaren Schilde seiner Männerehre als ein Makel haftete, aber Manches, was er vor diesen klaren Augen sorgfältig zu verbergen wünschte. Gewiß ist, daß, als er Titus beim Abschiede umarmte, es zum ersten Male mit brüderlichem Gefühle geschah.

(Schluß folgt.)

Das Telegraphenwesen in London.

(Schluß.)

Ein Gleiches ist jetzt mit dem Bürgerkriege in Amerika der Fall, wo auch ein spezieller Korrespondent für das Bureau hingegangen, dessen Aufgabe es ist, alles Wichtige auf das rascheste mitzutheilen. Leider ist die Legung des

atlantischen Telegraphen mißglückt. Wie wichtig eine solche direkte Kommunikation aber jetzt wäre, bedarf wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Täglich würde uns der Telegraph Neues von dorther zu berichten haben. Wie es übrigens ist, läßt das Reuter'sche Bureau kein Mittel unbenutzt, um uns auf das schleunigste in den Besitz amerikanischer Nachrichten zu setzen. Nach Abgang der Dampfer aus den dortigen Häfen werden noch Depeschen nach demjenigen Platze Amerikas gesandt, den die Dampfer noch auf ihrer Route berühren, ehe dieselben die amerikanischen Gestade gänzlich verlassen. Wir erhalten dadurch oft Nachrichten, die ein sechs Tage späteres Datum als den Abgangstag des Dampfers von New-York tragen. Hier werden die Nachrichten bei Ankunft des letztern in irgendeinem Hafen Großbritanniens oder Irlands per Telegraph nach London gesandt und so die Post wieder um circa zwei Tage überflügelt. Die Depeschen gehen dem Bureau außer in englischer auch in deutscher, französischer, italienischer und spanischer Sprache zu, und diese letztern werden daher, ehe sie den Zeitungen mitgetheilt werden, erst ins Englische übertragen. Um seinen Depeschen neue Fittiche zu verleihen und so jeden möglichen Zeitverlust zu beseitigen, hat nun Hr. Reuter auf neue Mittel gesonnen und sein Bureau mit denen der Zeitungen in direkte telegraphische Verbindungen gebracht.

Wer hat nicht schon beim Passiren des Finsbury-Square, der Royal-Exchange, St. Paulskirche, Fleet-Street, Strand und Pall-Mall, ein von zwei Drähten gehaltenes dickes Kabel bemerkt, das sich über den Häusern durch die Luft hinzieht? Es ist dies die Linie, welche die drei Bureaux des Hrn. Reuter in Waterloo-Place, Pall-Mall, Royal-Exchange-Buildings und Finsbury-Square telegraphisch untereinander und auch gleichzeitig die verschiedenen Zeitungs-Bureaux mit den Reuter'schen Bureaux verbindet. Dieses Kabel enthält nämlich 30 dünne kupferne Leitungsdrähte, von denen jeder einzelne wieder mit Kautschuk überzogen ist, so daß sie von einander getrennt sind. Von diesen Drähten kann nun an jeder beliebigen Stelle einer oder mehrere gelöst und nach irgend einem Hause hingeleitet werden, wo immer telegraphische Kommunikationen herzustellen sind. Jede dem Reuter'schen Bureau zugehende Depesche wird nun vermittelst dieser Drähte den Zeitungen unmittelbar nach Empfang zugeführt, und man kann daher mit Recht sagen, daß die englische Presse durch Vermittlung des Reuter'schen Bureau in direkter telegraphischer Verbindung mit dem Kontinent steht. Denn alle Telegraphenämter sind in direkter telegraphischer Verbindung mit dem Reuter'schen Bureau. Desgleichen ist dieses Bureau mit dem Parlamentshause telegraphisch verbunden, und die Debatten werden von dort aus an dasselbe ohne Verzug gesandt, um alsdann in die verschiedenen kontinentalen Sprachen übersetzt nach Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, Italien und Rußland telegraphirt zu werden. Man ist daher in allen Hauptstädten vorerwähnter Länder bereits am Morgen beim Frühstück über die in der verflossenen Nacht in London stattgehabten Parlamentsverhandlungen durch das Reuter'sche Bureau unterrichtet. Das Bureau versieht ebenso den Kontinent mit Nachrichten aus Indien, China, Australien und Amerika, und überhaupt aus allen übrigen bedeutenden Plätzen. Wir dürfen nicht unterlassen, zu erwähnen, daß Hr. Reuter seine politischen Depeschen nur der Presse allein und keinem Privatmann mittheilt, um seine Telegramme nicht zum Mittel für Börsenspekulationen zu machen. Wohl aber werden kommerzielle Depeschen der Kaufmannschaft zur Verfügung gestellt.

Was Hr. Reuter für die große Welt der Oeffentlichkeit, ist die neue „Universal-Private-Telegraph-Company" für den kleinen und Privatverkehr, für Haus und Hof und als Stückchen in die Wirthschaft. Schon ist London selbst von Telegraphen für den ständischen Verkehr durchkreuzt, so daß man um einen geringen Preis von einem Theil der Stadt nach dem andern Depeschen befördern kann. Es gab indeß bis jetzt einen Mangel in der Telegraphie, dem abgeholfen werden mußte. Bisher konnte man nur vermittelst fremder Hülfe Depeschen senden. Die Einmischung einer dritten Person mußte überflüssig gemacht werden. Wie für jede andere Erfindung, mußte auch für die Telegraphie ein Weg angebahnt werden, ihr Popularität zu verschaffen, sie ins Volk eindringen zu lassen, und wir glauben uns zu der Annahme berechtigt, daß das Inslebentreten der Universal-Private-Telegraph-Company ein bedeutender Schritt in dieser Richtung ist. Durch sie fällt fremde Einmischung gänzlich weg. Man wird sich fortan des Telegraphen wie einer Feder bedienen. Der Minister in seinem Kabinet wird sich mit dem Gesandten seiner Regierung am fremden Hofe unterhalten können, als ob sie in einem und demselben Zimmer wären. Der Kaufmann wird die Leitung seines Geschäfts von seinem Privathause aus, selbst wenn das Bureau viele Meilen weit entfernt ist, betreiben können, wie dies auch bereits geschieht. Die Erzielung dieses Resultats verdanken wir Hrn. Professor Wheatstone, dessen im Jahre 1840 erfundener und im Jahre 1858 verbesserter alphabetischer Telegraph dem Zwecke vollkommen entspricht. Bei diesem Patent ist hauptsächlich darauf gesehen worden, das Erlernen der Telegraphie so zu erleichtern, daß es durchaus gar keine Schwierigkeiten bietet. Nicht nur ist die Handhabung der Instrumente leicht faßlich, sie erfordert auch nur ganz geringe Kenntnisse. Jedes Kind, das zu lesen im Stande ist, kann telegraphiren.

Beleuchten wir noch den Zweck der benannten Gesellschaft. Wie gesagt, mußte die Telegraphie ohne Einmischung fremder Hülfe eingeführt werden, und dies ist, wie der Leser aus Folgendem klar sehen wird, erzielt. Wie man bisher das Gas oder Wasser in sein Haus leiten lassen konnte, so wird man sich den Telegraphen anlegen lassen können. Wer hat nicht schon in London mit Bewunderung auf das Gewebe geblickt, das sich über unsern Häuptern hinzieht, die Straßen und Plätze durchkreuzend? Die Universal-Private-Telegraph-Company ist die emsige Spinne, die das Netz über uns ausspannt. Diese Kabel, denn Kabel sind es, die sich fern von dem Getreibe der Menschen, von zwei Eisendrähten gehalten, durch die Luft hinziehen, bilden sozusagen nur den Stamm, aus welchem Ast nach Ast hervorkommen wird, um sich überall hinzuverzweigen. Schon erblickt man hier und da dünne Fäden, die rechts und links von dem Kabel ausgehen, und bald wird diese Weltstadt demjenigen, der sie von einem Ballon aus betrachtet, wie ein Juwelierladen vorkommen, dessen Schaufenster vergittert sind. Wie bei den Gas- und Wasserröhren, die in dem Schooß der Erde ruhen, Ableitungen nach irgendeinem beliebigen Hause gemacht werden können, so kann auch von dem vorerwähnten Kabel, das die Hauptleitung bildet, ein Draht, denn das Kabel besteht aus 20—100 ganz feinen Drähtchen, gelöst und nach irgend einer beliebi-

gen Stelle hingeleitet werden. Zu diesem Zwecke sind in Zwischenräumen von je einer englischen Meile Verbindungsgehäuse angebracht, in welche die Kabel geführt sind. Die Drähte sind schon im Kabel durch eine dünne Kautschukdecke von einander getrennt und, um das Aneinanderscheuern derselben schadlos zu machen, noch mit getheeetem Zwirn überzogen. Jeder einzelne Draht ist an beiden Enden des Kabels numerirt. In der Verbindungsbüchse befinden sich nun ebenso viele Isolationsschieber, als Kabel in dieselbe geleitet sind. Jeder Schieber hat wiederum kleine numerirte Röhrchen von Ebonite aufzuweisen, und je ein Draht ist durch dasjenige Röhechen geleitet, welches die korrespondirende Nummer trägt. Auf diese Weise kann eine Connexion auf das leichteste hergestellt werden, ohne das Kabel selbst zu lösen. Die Kompagnie vermiethet nämlich diese Deähte jedem Privatmanne für den geringen Preis von 4 Pf. St. für die englische Meile jährlich und ermöglicht es daher Kaufleuten, Fabrikherren und sonstigen Geschäftsleuten, ihee verschiedenen Etablissements unter einander oder auch die Etablissements verschiedener Leute in direkte telegeaphische Veebindung zu setzen. Jeder Miether des Telegeaphen erhält einen eigenen Deaht für seinen ausschließlichen Gebeauch, folglich, da das Telegraphiren selbst gar keine Scheanken bietet, kann man ohne irgend welche fremde Einmischung von seinem Bette, seinem Frühstückstische oder seinem Salon aus nach Belieben seine Geschäfte dirigiren. Die Miethe des Drahts schließt jedoch nicht die der Instrumente mit ein; diese müssen extra gemiethet werden. Aber auch dafür ist der Preis so gering, daß er durchaus nicht in Beteacht kommt. Jeder Satz Instrumente kostet eine jährliche Miethe von 6 Pf. St., mithin würde eine zwischen zwei Häusern herzustellende Kommunikation 12 Pf. St. jährlich für Instrumente, und wenn die Entfernung drei englische Meilen beträgt, 12 Pf. St. für den Draht ausmachen. Es wird uns Jeder zugestehen, daß die Voetheile, die uns ein solches System bietet, den geringen Kostenpreis ganz in den Schatten stellen.

Schon sind die Polizeistationen in der City auf diese Weise verbunden, und man geht mit dem Plane um, auch die verschiedenen Regierungsbureaux auf gleiche Weise in Verbindung zu setzen.

Würzburger Stadttheater.

Samstag, 14. Septbr. „Don Juan", Oper von Mozart. Wohl keine Oper ist geeigneter, eine Saison einzuleiten, als Mozarts unsterbliches Meisterwerk „Don Juan", unstreitig eine der edelsten Früchte in dem reichen Garten deutschen Kunstsinns, wie deren nur wenige in gleichee Vollkommenheit gereift sind. Indem durch die Voeführung dieses Kunstwerkes in erster Reihe dem Genius der deutschen Tonkunst der gebührende Tribut gezollt wird, ist andererseits gerade in dieser Oper ein Probestein für das gesammte Personal gegeben, da sämmtliche Rollen mit reicher und schwieriger Aufgabe bedacht sind und volle Gelegenheit haben, ihre musikalische Ausbildung in glänzendem Lichte zu zeigen und nicht minder eine Probe über ihre dramatischen Leistungsfähigkeiten abzulegen. — Vollständig bewährt hat sich in der Hauptsache der Barytonist Hr. **Lang** als Don Juan, wir haben seiner Vorzüge bereits bei der Besprechung des „Nachtlagers" rühmend erwähnt und finden unser Urtheil in der trefflichen Duechfüheung der im Gesang sowohl als im Spiel bekanntlich äußerst schwierigen Titelrolle bestätigt. Sein Stimmfond ist reich und kräftig, sein Gesang voll Faebe und Leben, sein Vortrag korrekt und deutlich; dabei das Spiel im Ganzen edel und angemessen. Wir können deßhalb zu einer solchen Acquisition nur gratuliren und stimmen in den Hrn. Lang gespendeten Beifall gerne ein. Frl. **Carina** hat die schwierige Partie der Donna Anna mit Glück durchgeführt und sich namentlich in der großen Arie des 2. Aktes als eine tüchtig geschulte Sängerin bewiesen; ihee Stimme hat eine schöne Höhe und viel Klang und Stärke in den hohen Lagen; in der Tiefe dürfte sie ihrem Vortrag etwas mehr Feuer und Kraft geben. In dee Hoffnung, daß sich das sowie noch einige mehr untergeordnete Mängel heben werden, können wir auch mit ihrem Engagement zufrieden seyn. Im Uebrigen hat nur noch Hr. **Schiffbenker** als Leporello. Frln. **Barth** als Zerline und Hr. **Bletzacher** als Gouverneur vollständig befriedigt. Den Ersteren kennen wir noch von früher als gediegenen Künstler; letzteer hat eine kräftige imponirende Stimme, welche ihn zur entsprechenden Durchführung der tiefliegenden Gesangspartie des Gouverneurs befähigt. Frln. Barth hat die hervorragendsten Eigenschaften einee tüchtigen Soubrette, nämlich eine wohlklingende Stimme und ein nettes abgerundetes Spiel, und hat sich damit die Gunst des Publikum rasch erobert. Von dem übrigen Personal sey nur noch der Frln. Robert gedacht, welche in der Dame Elvira zum erstenmale die hiesigen Beetter betrat; sie hat wedee im Gesang noch Spiel befriedigt, und wir wüeden das Mißglücken ihres ersten Aufteetens geene ihrer Befangenheit zuschreiben, wie solches von einem Theile der Zuhörer geschehen ist, wenn wir nicht der Ueberzeugung wären, daß diese scheinbare Befangenheit ihren Grund in mangelhafter Ausbildung im Gesange und Spiele hätte; wir zweifeln, daß die Folge uns eines Besseren belehrt. —C.—

Montag, 16. Septbe. Eine Novität, welche heute zum zweiten Male über die Bretter ging, wollen wir nur deshalb erwähnen, um zu konstatiren, daß die Wiederholung derselben innerhalb vier Tagen durchaus nicht ihrem Werth, sondern lediglich dem Umstand zuzuschreiben ist, daß sie, einmal einstudirt, als Lückenbüßer eine bequeme Verwendung gestattet. Die sog. Operette, „Die Zaubergeige", hat uns nichts weniger als bezaubert. Ein Vorposten der Offenbachschen Musik erfüllt sie uns mit einiger Unruhe für die heurige Saison, in welcher mehreee größere Werke dieses modernen Komponisten zur Aufführung kommen sollen. Die wenige Musik, welche in der „Zaubergeige" vorkommt, ist zu viel, denn sie besteht in einem eitlen, leeren Klingklang, ist arm an Gedanken und Melodie, flach und unbedeutend und ohne Originalität wegen unmäßigen Haschens nach derselben. Das Sujet dreht sich um eine Geige, welche, der einzige Reichthum eines alten Mannes, beim zufälligen Zerbrechen einen verborgenen Schatz offenbart, womit einem armen Liebespaar dee Weg zur Hochzeit gebahnt wird.

Wenn das Stück doch einigermaßen angesprochen hat, so ist es nur dem Verdienste des Hrn. Schiffbenker und der Frln. Baeth zuzuschreiben, welche duech ihren ansprechenden Vortrag und ihr prächtiges Spiel allgemeine Anerkennung sich erworben haben. —C.—

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 76. Sonntag den 22. September 1861.

Garibaldi.

(Schluß.)

Am andern Tag war der Professor mit Gertrud abgereist. Es hatte der Letztern viele Mühe gekostet, den Onkel zu überreden, dem früher gefaßten Entschlusse treu zu bleiben; Titus' Ankunft war für ihn eine so angenehme Ueberraschung, daß er nun gern noch einige Tage geblieben wäre. Da sich aber das wunderliche Kind „so sehr nach der alten Martha sehnte," gab er ihrem Willen nach.

Wirklich flüchteten sich in diesem Augenblicke all' ihre Wünsche nach dem alten stillen Hause. Es wäre ihr zuletzt eben so unmöglich gewesen, Titus wiederzusehen als Leo. Ja, es kam ihr nach ihrer Abreise vor, als möchte sie Beide niemals wiedersehen. Der erste Schritt in die Welt hatte ihr eine Wunde zurückgelassen; aber sie war sich ihrer Gefühle noch nicht klar genug bewußt, um sich sagen zu können, wessen Hand die Waffe geführt. Sie zürnte ein wenig gegen sich selbst und kam zu dem Resultate, daß sie alle Männer hasse. Ihr Stolz war wach gerufen. So gering auch ihre Kenntniß von den Verhältnissen der Gesellschaft war, so besaß sie doch das feinste Ahnungsvermögen und die wenigen hingeworfenen Aeußerungen aus Titus' Munde genügten, ihr das Rücksichtslose in Leo's und die Unvorsichtigkeit ihrer eigenen Handlungsweise begreiflich zu machen.

Von Natur ist jede Frau hingebend. Aus dem Stolz und der Erkenntniß muß der Panzer geschmiedet werden, wenn er das empfängliche Herz schützen soll vor den Flammenblitzen der Leidenschaft. Hätte Titus, ehe Gertraud zu Beiden gelangen konnte, Rechte an sie gewonnen, so würde die Pflicht und die Phrase von weiblicher Würde sie vielleicht auch geschützt haben, aber mit einem Schild von Glas, der beim ersten heftigen Anstoß zersplittert.

Titus freute sich mit Recht, nachdem die erste Täuschung überwunden war, daß Gertrud den Entschluß gefaßt hatte, sich ihnen Beiden zu entziehen. Es bewies mehr Reife als er erwartet, und gab ihr die volle Freiheit des Handelns wieder. Schön und edel angelegten Naturen muß man Raum geben, sich aus sich selbst heraus von ihren Irrthümern zu heilen. Gewaltsame Mittel sind ihnen gegenüber immer falsch und führen nur scheinbar schneller zum Ziele. Das wußte Titus, denn er war eben so klug als gut und er ließ Gertraud lange Zeit zum Nachdenken.

Wenn dieser Anfangs die Tage hingeflogen waren, so fingen sie bald an ihr lang zu werden. Von Leo zu hören wünschte sie weder noch hatte sie es erwartet; aber war es denn Titus so ganz gleichgiltig gewesen, daß er sie nicht mehr gefunden? Sie wünschte an Beide gar nicht zu denken, aber je mehr ihr Wille sich dagegen auflehnte, desto mehr mußte sie es thun. Sie rief sich jedes Wort zurück, sie verglich ihre Handlungsweise und zog sich die ähnlichen und doch so verschiedenen Gestalten der Brüder vor das geistige Auge... Wenn vor dem Bilde Leo's noch ein leises Zittern durch ihre Nerven ging, so gestaltete sich Titus gegenüber alles unklare Empfinden allmälig zu einem Gefühle, das sie gleichsam über sich selbst hob, denn, aus dem Besten zusammengesetzt, was in ihr lag, verwirklichte es die Erhebung und Befestigung ihres Charakters, wie es ein Aufwand von moralischen Entschlüssen in Jahren nicht gekonnt hätte. Und sonderbar — diesem köstlichen, reinen, heiligen Gefühl weiß die Jugend keinen Namen zu geben. Sie ahnt nicht, daß es das Kleinod der echten, rechten Liebe ist, weil es ohne stürmische Gewalt ins Herz zieht und keine Schmerzen bereitet.

Auch Gertrud, als sie eines Abends auf ihrem Schemel saß und einen Brief in der Hand hielt, wußte noch nicht, daß sie der sanften Lockung nur zu folgen brauchte, um täglich frische unverwelkliche Blumen auf ihren Lebensweg gestreut zu finden.

„Darf ich Ihnen folgen, lieber Flüchtling? Ich thue es mit Zagen, denn warum wären Sie dort und ich hier, wenn Sie sich des Wiedersehens gefreut hätten wie ich? Mir schienen drei Jahre, ohne den liebsten Freunden die Hand zu drücken, eine lange, lange Zeit — Ihnen ist das Leben ein glücklicher Tag und Sie zählten seine langsam verrinnenden Minuten niemals nach Stunden der ungewissen Hoffnung, der Trennung oder des Zweifels...

„Thor, der ich war! Ich kam, um Ihnen von solchen Stunden zu erzählen und hoffte bei Ihnen Verständniß zu finden, bei Ihnen, junger Schmetterling! Sie hätten gelacht, wenn sich die Frage auf meine Lippen gedrängt und nichts verstanden — ich bin dessen gewiß — nicht wahr, Gertrud, Sie hätten gelacht?

„Nun ist es vorüber und Alles klar. Ich muß ein neues Leben beginnen und die Vergangenheit begraben oder eine Erinnerung, die meine Vergangenheit ist.

„Wollen Sie diese Erinnerung kennen, Gertrud? Frauen sind beweglicheren Geistes und sehen oft noch einen Schimmer von Hoffnung, wenn wir sie bereits verloren geben. Vielleicht sollte ich Ihr frisches Gemüth nicht mit der traurigen Geschichte beschweren und andere Frauen fragen, aber ich habe mich nicht um ihre Freundschaft bemüht — ich

kannte nur Eine, das war mein Unglück. Diese Eine war ein Kind, als ich sie kennen lernte, und deshalb verließ ich sie, ohne ein Wort von dem zu sagen, was bereits unauslöschlich in meiner Seele stand. Ich hatte in ihr das Wesen erkannt, das einst dem meinen vollkommen entsprechen würde, und mit Entzücken an diesem Bilde gemalt, während ich mir versagte, sie zu sehen.

„Wie hoch wollte ich das Kleinod halten, wenn es mir einst ans Herz gelegt würde! Wie sorgsam in ihrer jungen Brust den Funken der Liebe hüten, daß er allmälig zur Flamme würde und sie durchglühte wie mich! „Doch Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade, die wie der Thau vom Himmel fällt." Erinnern Sie sich noch der Worte, Gertrud? Ich las Sie Ihnen Abends in der kleinen Laube vor und Sie fanden Etwas darin, das Ihnen die lieben Augen von Thränen schimmern machte. Verstanden Sie damals, wie wahr sie seyen? O, dann verstehen Sie auch jetzt, was ich litt, als ich meine Rose wieder fand, aufgeblüht — aber in der Hand eines Andern..... Ich hatte nicht das Recht, um ihren Besitz zu kämpfen, ich durfte nur ein Wort der Klage sagen, denn sie war frei und der Andere — mein Bruder!

„Nun wissen Sie, Gertrud, was mich in die weite Welt treibt, um die Illusion des Glücks vergessen zu lernen.

„Haben Sie ein Wort, mich zurückzuhalten? Titus."

— „Mir sind alle Gesichtspunkte verrückt, es ist mir nichts mehr klar, ich weiß nicht, was ich nützen soll in der Welt.

„Daß ich Ihnen das gestehen kann! Aber mir scheint, von Ihnen könnte ich jeden Tadel ertragen und selbst das Lächeln des Mitleids.

„Ein Wort, Sie zurückzuhalten, Titus? Ich habe kein Recht es auszusprechen, ich bin dessen auch nicht werth. Aber sagen darf ich Ihnen, wie tief dankbar ich empfinde, daß Sie es in einem Augenblicke von mir fordern, wo Sie mich in einer Verirrung befangen sahen. Sie ist vorüber, Titus, ganz vorüber; auch wenn Sie nicht gekommen wären, hätte ich Leo nicht wiedergesehen. Meine Seele gehört nicht ihm! Inmitten des Zaubers, der mich gefangen hielt, drückten sich die Dornen der Erkenntniß tief ins Herz und das Ideal der Liebe ging vor mir auf. Der ganze Mensch muß sich dem andern zu eigen geben! Steht es auch vor Ihrem Geiste so hoch und herrlich? Ist es erreichbar? Gibt es solche Vereinigung? — Dann habe ich unwissend doppelt an dem Heiligsten gefrevelt und eine lange Buße nur kann mich von der Schuld befreien. Sie muß im Entsagen eines Glücks bestehen, das ich muthwillig von mir stieß, ehe ich seinen Werth erkannte.

„Der Weg wird lang und traurig seyn, so einsam, so einsam — — Ach, Titus, hätte ich eine Mutter!

Gertrud."

Einige Tage, nachdem Gertrud diesen Brief an Titus, der sich jetzt auf dem Gute seiner Eltern befand, abgeschickt, kam von dort eine Antwort. Doch zeigte die Aufschrift nicht Titus leichte Züge; sie war von einer fremden Frauenhand und auch der Inhalt erwähnte seiner nicht. Er enthielt nur die von Titus' Mutter in herzlicher Weise ausgesprochene Bitte an Gertrud, einige Zeit bei ihnen zuzubringen.

Gertrud las dem Onkel den Brief vor; er hatte einen desselben Inhalts bekommen und redete ihr sehr zu, der Einladung zu folgen. Sie zauderte, denn sie fürchtete Titus dort zu finden und das war ihrem Entschlusse zuwider. Doch konnte sie das dem Onkel nicht sagen, und da es keine weitere Einwendung gab, reiste sie mit bangem Herzen ab.

Sie hatte umsonst gefürchtet, Titus war abgereist, als sie auf der Besitzung seiner Eltern ankam und hatte nichts für sie zurückgelassen als einen Gruß aus dem Munde seiner Mutter.

Welch ein nie gekanntes Gefühl überkam Gertrud, als diese Frau mit den sanften schönen Zügen sie in ihre Arme nahm wie ein längst geliebtes Kind! Sie war eine Frau von hochgebildetem Geist und tiefem Gemüth und ihr Einfluß von unendlichem Werthe von Gertruds reiches aber unfertiges Naturell.

Die ausgesucht schöne Häuslichkeit, welche sie nun empfing, die würdigen Gestalten der Besitzer des Gutes, die vollkommene Harmonie ihres Zusammenlebens erschien ihrem empfänglichen Sinn wie ein irdisches Paradies. All die zarteren liebenswürdigen Eigenschaften, welche in ihrem Gemüth geschlummert, während männliche Erziehung den Verstand vorausbildete, entfalteten sich schnell unter der Berührung einer sorgsamen Frauenhand. Die scharfen Kanten ihres Wesens schliffen sich ab, die hochgehenden Wellen ihres Gemüths legten sich vor der festen ernsten Milde einer edlen Frau und der Zauber der Weiblichkeit breitete seine Schleier über sie.

Der Sommer verstrich, der Herbst, der Winter und immer wieder ging eine Bitte an den Onkel und kam die Erlaubniß, noch zu bleiben.

Gertrud verehrte Titus' Eltern zärtlich, aber sie wurde auch von ihnen geliebt in ihrer frischen Jugend und sie konnten den hellen Freudenton, den sie in das Haus gebracht, nicht mehr entbehren. Sie war der Liebling des Hofes; Alles, was zu ihm gehörte, kannte sie und Alles gab ihr das Gefühl der Heimath.

Von Leo und Titus kamen Briefe, aber nie einer an sie. Titus' hatte ihren Wunsch verstanden und schweigend geehrt. Der Frühling schüttelte wieder seine Blüthenbäume und Gertruds Geburtstag kam. Titus' alte Amme brachte ihr einen Kuchen mit achtzehn Lichtern beim Erwachen. Und als sie das runzelige Gesicht gestreichelt hatte und heiter und rosig herunterkam, welche Ueberraschung im Zimmer der Eltern! Welche Blumenpracht, welcher Glanz in den Blikken, welch zärtliches Umfangen und Lächeln! Gertrud mußte ihr volles dankbares Herz in den Wald hinaustragen zu den Blumen und Vögeln und der ganzen Frühlingspracht. Sollte Titus auch heute nicht schreiben, keinen Gruß schikken? dachte sie — dachte sie, bis der Tag sich neigte. Immer stiller wurde ihre Freude und als es zu dämmern begann und noch nicht das kleinste Wörtchen von ihm gekommen war, ging sie in den Park und ohne daß sie es wußte, strömte es heiß über ihre Wangen. Da folgten ihr schnelle Schritte und ein Arm legte sich leise um sie.

„Thränen, Gertrud?" flüsterte Titus erschrocken.

„Thränen der Dankbarkeit", schluchzte sie an seinem Herzen. „O Titus, du wußtest, was mir Noth that, du hast das Schwere leicht gemacht und eine Thorheit zum Segen gewendet!"

„Und du willst nun mein eigen seyn?" fragte Titus mit unendlicher Zärtlichkeit in Blick und Stimme.

„Ja dein eigen, Titus! Jetzt darf ich's seyn."

Wie lange sie gingen auf den mondbeglänzten Wegen — sie wußten es selber kaum. Dann und wann ein leiser Kuß, ein leises Wort, seliges Schweigen und Ruhen mein-

ander. Und als er sie endlich den geliebten Eltern in die Arme legte, fest ihre Hand in der seinen, da fühlte sie klar ihre Bestimmung und wußte, daß sie nicht unnütz sey in der Welt.

Das Leben des Traums.

Das Leben des Traums. Von Karl Albert Scherner, Doktor und Docent der Philosophie an der Universität zu Breslau. Berlin 1861; Heinrich Schindler.

Der Verfasser beschäftigt sich mit Beobachtungen über den Bestandtheil des Menschen, der mit Vergrößerungsglas und Secirmesser bisher nicht nachgewiesen ist, die Seele, und kündigt eine Reihe von Werken an, die er mit dem vorliegenden eröffnet. Mit dem Worte **Beobachtung** ist dem an scharfe Unterscheidung gewöhnten Leser das Wesen des merkwürdigen Buches gegeben. Unbekümmert um diejenigen, die an der Seele für nicht möglich halten, was nicht als wirklich dargethan, wie um diejenigen, die für wirklich halten, wovon das Gegentheil nicht nachgewiesen ist, unbekümmert um La Mettrie's Naturgeschichte der Seele und Moses Mendelsson's Unsterblichkeit und Alles, was unter die beiden Gattungen gebracht werden kann, nimmt der Verfasser an, daß wir von der Seele nichts wissen, und thut, was Aristoteles und Bacon in einem solchen Falle heißen, geht hin und sieht, was er der Seele absehen kann, und welche Gesetze sich etwa in den Erscheinungen ausdrücken. Gesetze des Traums! wie einen das lächeln macht! und wie zäh der Glaube daran sich durch die Geschichte zieht von König Pharaoh bis zu Wallenstein und den Jahrmarktskunden der Zigeunerin! Mercutio gibt uns einen Koder dieser Gesetze, Lord Bacon einen andern. Du hast geträumt, sagt Romeo's Freund, und beschreibt im Queen Mab, die die Träume bringt, und die Equipage, in der sie fährt —

In diesem Staat
Allnächtlich galoppirt sie durch das Hirn
Verliebter, und sie träumen dann von Liebe;
Auf Ehrendamen Schooß, die schnell von Knicksen,
Auf des Anwalts Fingern, der von Sporteln gleich,
Auf der Schönen Lippen, die von Küssen träumen.
Bald galoppirt sie über eines Hofmanns Nase,
Dann wittert er im Traum sich Aemter aus;
Bald kitzelt sie mit eines Zehntschweins Schwanze
Des Pfarrers Nase, wenn er schlafend liegt:
Von einer zweiten Pfründe träumt ihm dann.
Bald fährt sie über des Soldaten Nacken:
Der träumt sofort von Niedersäbeln, träumt
Von Breschen, Hinterhalten, span'schen Klingen,
Von manchem klaftertiefen Ehrentrunk;
Nun trommelt's ihm im Ohr; da fährt er auf
Und flucht in seinem Schreck ein paar Gebete
Und schläft von Neuem.

Bacon hat auch für die Wissenschaft unseres Verfassers den Grund gelegt mit dieser Stelle (De augmentis Scientiarum, IV. 1) über die Verbindung zwischen Körper und Seele.

„Was zweitens die Erklärung natürlicher Träume (im Gegensatz zu Gesichtern) betrifft, so ist die Sache vielfach behandelt, aber mit vielen Albernheiten vermischt worden. Für jetzt will ich nur das bemerken . . . wo erfahrungsmäßig dieselbe Wirkung durch zweierlei Ursachen, eine innere oder eine äußere, hervorgebracht wird, da erscheint die äußere in dem Traume. Zum Beispiel der Magen kann einen Druck erleiden durch Dünste, die ihn füllen, oder durch eine Last, die außen auf dem Körper liegt; daher träumen diejenigen, die an Alpdrücken leiden, mit großer Umständlichkeit, daß eine Last auf ihnen liege. Ferner, weil die Eingeweide von der Bewegung des Schiffes ähnlich erschüttert werden wie von den Blähungen, an denen mit der Melancholie behaftete Personen leiden, so träumen dergleichen Kranke häufig auf stürmischer See zu seyn. Und unzählige andere Beispiele." (Die Abweichungen unserer Uebersetzung beider Stellen von der gewöhnlichen sind nicht willkürlich.)

Von der Beobachtung, daß gewisse Zustände gewisse Träume erzeugen, gewisse Seelenzustände, wie Mercutio scherzt, und gewisse Körperzustände, wie Bacon lehrt, ist es nur ein Schritt zu der Annahme, daß drittens in dem Wesen der Seele gewisse Gesetze liegen, welche den Traum beherrschen. Wenn die Beobachtungen Scherner's richtig sind, so ist diese Annahme erwiesen. Wir finden sie unter drei Rubriken zusammengestellt: allgemeine Erscheinung des Traumlebens, innere Organisation, Gattungen der Träume. Den ersten, mit großem Schwung geschriebenen Abschnitt übergehen wir ganz, weil er eigentlich nur Resultate der beiden folgenden enthält. Auch bei dem zweiten, der inneren Organisation des Traumlebens, wollen wir uns vorerst nicht aufhalten, weil er sich aus den fortschreitenden Beobachtungen über den dritten, die festen Gattungen der Träume, unaufhörlich bereichern und berichtigen muß. Hören wir zunächst den Verfasser darüber, wie solche Beobachtungen anzustellen:

„Wie Alles, was man gründlich erforschen will, muß man auch die Traumbildungen an ihrer unmittelbaren Quelle schöpfen und beobachten, d. i. während ihres Vorsichgehens in der Nacht. Da aber der spontane Geist unthätig ist während des Schlafes, so muß man vom Wachen aus künstliche Anstalten treffen, um ihn in so weit auch in der Nacht regsam zu erhalten, daß er die vor sich gehenden Traumgebilde wahrzunehmen und in ihrer ureigenthümlichen Bestimmtheit aufrecht zu erhalten vermag. Dies geschieht durch willkürliche Anspannung des wachen Beobachtungsgeistes nach dem Schlafe hin und durch ihn hindurch, so daß der wache Aufmerksamkeitsstrahl Ziel und Befriedigung im Schlafe zu suchen genöthigt ist. Man erreicht hierdurch vor Allem eine viel geschärftere Empfindkraft für alle Traumvorgänge, und was dem gewöhnlichen Träumer sonst völlig unbeachtet entging, das stellt sich so dem Forscher klar zur Beobachtung. Der reichhaltige Traumflor in und mit dem Einschlaf und der noch üppigere vor dem Erwachen, ja bisweilen, wenn der Schlaf nicht völlig ruhig ist, Traumgebilde des Tiefschlafes treten heller vor die Schauung, und man kann sie fassen und festhalten. In der That muß also der Seelenforscher auch während des Schlafes wachend auf der Lauer liegen, und treibt er, wie unbedingt nothwendig, solche Beobachtung lange, so gewöhnt sich zuletzt der Geist daran und verschärft sich in der forschenden Empfindkraft für das, was an ihn anschlägt. Für träge Individuen freilich ist solche Durchkreuzung des Schlafes mit dem Wachen, zumal der Schlaf dabei an Ruhe und süßer Empfindung verliert, eine zu saure Arbeit; dem begeisterten Forscher aber erscheint der Genuß des Geistes als der höchste, und ihm nachzujagen auch da, wo sonst die Pforte des Wissens sich verschließt,

und dem Hinderniß Früchte der Wissenschaft abzuringen, gilt ihm für schön und erquicklich. Am meisten aber spitzt sich die nachtforschende Kraft, wenn sie auf ganz bestimmte Traumarten, deren nähere Beobachtung geboten ist, schon vom Wachen aus gerichtet wird; denn nicht steht es in der Willkür des Forschers, gewünschte Traumbildungen sich beliebig hervorrufen zu können, sondern er muß zuwarten, bis sie das Traumleben selbst, beziehungsweise irgend ein von selbst eintretender Anreiz vor der Schauung erzeugt. Es gleicht dann der nachschwingende Geist des Wachens, indem er lebendig über dem Gefilde des Traumes schwebt, dem Adler in der Luft, welcher das unter ihm sich Bewegende zu blicken und zu haschen strebt. Oft weckt sich unwillkürlich der Forscher an dem Eintritt des erwünschten Traumbildes in dem Maße, daß er das lustige Gewebe der Phantasie, unabhängig von dieser, übersehen kann und eine klare Anschauung davon für seine Zwecke gewinnt. Freilich aber erfordert dies eine sofortige Anstrengung des Geistes, sich während des Traumes selbst möglichst noch wacher zu machen, um das Geschaute mit gewisser Willkür noch einmal sich zu wiederholen und einzuprägen; oft genug aber täuscht sich der Geist dabei, indem er den Traum wirklich zu wissen wähnte oder ihn schwarz auf weiß niedergeschrieben zu haben meint, indeß in Wahrheit die Phantasie nur ihn mit solchen Vorspiegelungen beruhigte und betrog; thut sie es doch sogar mit Satyre, indem sie ihm vorbildet, er schreibe das, was er sehe und wisse, auf schwarzem Papier oder auf dunkler Halskravatte nieder und dergleichen mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 18. Septbr. „Der Troubadour", Oper von Verdi. Will man die heutige Aufführung dieser Oper nur nach dem Gesammteindruck, nur im Allgemeinen betrachten, so kann man — und nicht ohne Grund — sagen, daß sie eine befriedigende war; allein wenn man etwas nur oberflächlich betrachtet, so hat man es nur halb betrachtet, und es dürfte deßhalb schon am Platze seyn, etwas tiefer einzugehen und die Sache etwas schärfer zu betrachten. Dann findet man aber auch da und dort Blößen, die man im Allgemeinen auch schon bei den vorausgegangenen Opernaufführungen bemerken konnte, die aber heute mehr hervorgetreten sind. — Bekanntlich komponiren und instrumentiren namentlich die Italiener ohne Rücksicht auf die Sänger oder nur für Riesenstimmen; nun hat man aber in der Regel keine solche Riesenstimmen, welche diese massenhafte Instrumentirung bewältigen und übertönen können; es ist deßhalb nöthig, daß sich das Orchester und die Chöre so moderiren, daß die Soli noch hervortreten können, und nicht genöthigt sind, ihre Stimmen, um nur einigermaßen zur Geltung zu kommen, zu sehr forciren, so daß ihr Singen nahe an Schreien grenzt. In dieser Hinsicht ist heute da und dort mehrfach gefehlt worden. Die Chöre, welche in dieser Saison ohnehin nicht so gut besetzt sind, als in der vorigen, zeigten zwar die darauf verwendete Sorgfalt, waren aber bei weitem nicht abgerundet und gleichmäßig genug, worauf kürzlich schon in diesen Blättern hingewiesen wurde; gerade am Anfang einer Saison ist in dieser Hinsicht die meiste Sorgfalt sowohl vom Chorpersonale im Ganzen und bei den Einzelnen, wie auch von Seite des Chordirektors und Kapellmeisters erforderlich; denn hat sich hier einmal Gleichgültigkeit — um nicht zu sagen Schlamperei — eingeschlichen, so wird man nie etwas Vollendetes leisten, und manches schöne Tonwerk würde dann im Laufe der Saison am Chore scheitern. Hiebei wollen wir nur noch Eines erwähnen; es ist richtig, daß Chöre — oder von mehreren Stimmen unisono gesungene Stellen klarer hervortreten, wenn sie mehr piano gehalten werden, allein man darf hiebei die Gränze nicht überschreiten, so daß man im Publikum fast gar Nichts davon hört, so z. B. heute die Chorstelle: „Nur still, nur still, verberget Euch", im zweiten und theilweise auch die Stelle: „Man sieht in den Nächten hoch auf Dachesspitzen" im ersten Akt. — Eine vielleicht oft verkannte und unterschätzte Rolle in der heutigen Oper ist die der Zigeunerin „Azucena"; dazu wird nicht nur ein in jeder Hinsicht reicher Stimmfond, sondern auch eine ausgezeichnete Darstellungsgabe erfordert. Nun können wir aber auch heute, wie im „Don Juan", der Frln. Robert in beider Hinsicht leider! nicht viel Lob spenden; sie hat zwar Mühe auf diese Rolle verwendet, hat sich auch heute bei der Aufführung Mühe gegeben; allein dessenungeachtet können wir nicht zugestehen, daß sie einen reichen Stimmfond hat; wenn auch das höhere Stimmregister einigermaßen befriedigen könnte, so sind doch ihre Stimmregister nicht nur nicht gleichmäßig, sondern die tieferen Töne manchmal sogar hohl, was heute noch viel deutlicher hervortrat, als bei der Rolle der „Elvira" in „Don Juan." Mit ihrem Spiele konnten wir, abgesehen von ihren sich immer wiederholenden, manchmal sogar falschen Aktionen, auch nicht einverstanden seyn. Wir wünschen nur sie bald in einer kleineren Rolle, der sie gewachsen ist, zu sehen, um Günstigeres berichten zu können. — Bei Frln. Carina zweifelten wir, ob sie mit der italienischen Musik und namentlich den Verdi'schen Seiltänzerkünsteleien so leicht fertig werden könne, allein sie hat durch ihr Auftreten unsere Befürchtungen größtentheils widerlegt; nur hätten wir — abgesehen davon, ob sie alle die vorkommenden halsbrecherischen Passagen klar und deutlich singen und die zum Ueberdruß oft sich wiederholenden Triller, namentlich in der Arie des ersten Aktes: „Ein unnennbares Sehnen" u. s. w., richtig schlagen kann — gewünscht, daß sie stets taktfest gewesen und immer ihre Rolle inne gehabt hätte, was an einigen Stellen, besonders im 4. Akt bei: „Dem Tode schon nah ist der Theure.... für ihn will ich Gnade erfleh'n" u. s. w. nicht der Fall war. —C.—

|| Würzburg, 20. Sept. Die heutige Aufführung des netten Lustspiels „die Bekenntnisse" von Bauernfeld kann wohl als eine gelungene bezeichnet werden. Das Stück gewann noch sehr durch das feine gewandte Spiel der Träger der beiden Hauptrollen, Hr. Hugo Müller (Adolph v. Zinnburg) und Frln. Schunke (Julie), die glücklich die Schwächen des Stückes umgingen und wofür ihnen auch in reichem Maße der wohlverdiente Beifall des Publikum zu Theil ward. Frln. Wulff (Anna v. Linden) war nicht übel, doch ist eben das Lustspiel nicht ihr eigentliches Feld, ihre Kräfte kommen in ernsteren Rollen nur zur Geltung. Die übrigen Rollen waren unbedeutender, mehr oder minder gut besetzt, das Zusammenspiel im Ganzen gut, man sah, das Stück war gut einstudirt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 77. Mittwoch den 25. September 1861.

Der wackere Vetter.

Eine Erzählung aus Schwaben.

Von W. v. M.

I.

„Oberkürkheim! Fertig", riefen in gewohnter Weise die Führer des letzten von Friedrichshafen nach Stuttgart gehenden Zuges am Abende des 19. Juni 185—; und schon wollte sich der Zug in Bewegung setzen, als auf dem Perron des Bahnhofes eine sehr elegant gekleidete junge Dame, gefolgt von einem zwei liebliche Kinder an den Händen führenden Mädchen, erschien und auf einen Wagen 2. Klasse zueilte. Sie war mit den Ihrigen kaum in denselben eingetreten und hatte noch nicht Zeit gehabt, sich auf einen Sitz niederzulassen, da ließ sich schon der schrille Pfiff der Lokomotive hören, die unbekümmert um die Zu- und Abnahme der ihr angehängten Last ihrem Ziele zuraste. So schnell die Dame auch, um die Abfahrt nicht zu versäumen, über den Perron gegangen und in den Wagen gestiegen war, so war sie doch von mehreren Personen in der dritten Wagenklasse gesehen und erkannt worden.

„Ei, sehet da! meine Prinzipalin," bemerkte ein stattlich aussehender, lebhafter Buchhändler-Gehülfe, welcher mit mehreren andern Commis und Rittern von der Elle einen Sonntagsausflug nach Eßlingen gemacht hatte und jetzt ziemlich bekneipt und darum auch äußerst redselig nach Hause zurückkehrte. „Sie ist heute wieder glorios aufgedonnert, und wundert mich nur, daß die Thüre des Wagens weit genug für sie und ihre Krinolline gewesen. Ich behaupte standhaft, diese pompöse, prachtvolle Tracht ist bloß ihr zu Liebe in die Mode gekommen, damit sie wie ein Luftballon aufsteigen könne und wir armen Menschenkinder, wenn sie je einmal ein Wort mit uns zu sprechen genöthigt ist, in gehöriger Entfernung gehalten werden. Aber die Luft in diesem Ballon hat man nicht umsonst wie die gesunde Luft in Gottes weiter Welt, sie ist theurer als das kostspieligste Gas. Mein Prinzipal, der, im Vertrauen gesagt, ein nachgiebiger, schwachköpfiger Pantoffelheld ist, weiß manches Liedlein davon zu singen, und ginge das Geschäft, das, wie ihr eingestehen müßt, weit und breit renommirt und ganz wohlbestellt ist, nicht gar so gut, wer weiß, was noch aus dieser Groß- und Vornehmthuerei werden würde. Nur ein einziges Jahr möchte ich Herr im Hause seyn, ich wollte die stolze, übermüthige Madame von ihrer Aufgeblasenheit und nichtsnutzigen Verschwendung radikal kuriren."

Die Auslassungen des etwas angetrunkenen Gehülfen wurden so laut und vernehmlich vorgetragen, daß nicht nur seine nächste Umgebung — die Gesellschaft, an die sie gerichtet waren — sondern auch noch andere nicht allzu fern sitzende Mitreisende sie hörten. Unter diesen schenkte ihnen jedoch nur Einer Beachtung — ein halb städtisch, halb bäuerisch gekleideter hagerer Mann von vorgerücktem Alter, der hart beim Eingange des Wagens seinen Platz genommen hatte. Er benützte die Eisenbahn nicht blos zu einer Spazierfahrt, sondern zu einer größern, eigentlichen Reise, denn er war bereits in Aulendorf eingestiegen und hatte den wenigen Insassen des Wagens, die er schon darin vorfand, mit einem gewissen Selbstgefühle erklärt, daß er nach Stuttgart zu gehen die Absicht habe. Auch aus der Veranlassung zu seiner Reise, sowie aus seinen Verhältnissen überhaupt machte er kein Hehl, sondern gab unaufgefordert vollständigen Aufschluß darüber. Er sey, erzählte er, seit dreißig Jahren als Schulmeister in seinem Geburtsort angestellt, sey aber neben seinem Dienst auch dem Betriebe der Landwirthschaft fleißig obgelegen, wozu er durch allmäligen Erwerb eines ansehnlichen Hofes gute und lohnende Gelegenheit gefunden; schon einige Zeit jedoch spüre er, daß die Last des doppelten Geschäftes ihm zu schwer falle und diese Wahrnehmung, sowie die hohen Güterpreise hätten ihn bestimmt, seinen Hof zu verkaufen, um die wenigen Jahre bis zu seiner Pensionirung nur seinem Lehrerberufe nachzukommen, und er reise nun nach Stuttgart, um mit dortigen reichen und in Geldgeschäften wohlerfahrenen Verwandten sich über die Anlegung seines Erlöses, der eine recht hübsche Summe ausmache, zu berathen. In Ulm war unser in solchem embarras des richesses sich befindende Pädagog ausgestiegen, um den mitgenommenen Schinken mit einem guten Schoppen Unterländer hinabzuschwemmen, und da er bei seiner Rückkehr an seinem Platz nicht mehr seine frühern, sondern eine neue Reisegesellschaft vorfand, so glaubte er auch dieser seine Erklärungen und Auseinandersetzungen nicht vorenthalten zu dürfen. Indessen wechselten von da ab die Mitreisenden allzu häufig, als daß seine Mittheilungen ihn nicht hätten ermüden und ihm die Erkenntniß hätte aufgehen müssen, es sey überflüssig, jene aller Welt zu machen, da sie eigentlich Niemanden als ihn selbst angingen. Er wurde daher fortan schweigsamer und schenkte der herrlichen Gegend, durch welche die Eisenbahn führte, mehr Aufmerksamkeit als den Personen, die mit darauf fuhren.

Erst das Erscheinen der eleganten Dame und die Bemerkungen des jungen Herrn über sie machten dieser Gleichgültigkeit ein Ende. Sobald jene auf dem Perron sichtbar

geworden, sprang der Schulmeister auf, um den Wagen zu verlassen und ihr seinen Gruß zu bieten; da er jedoch einsah, daß bei der Nähe der Abfahrt dieß nicht mehr zulässig sey, klopfte er wiederholt an das Fenster neben seinem Sitze, natürlich ohne den Erfolg, den er davon erwartete, zu erzielen, denn die Dame hatte weder Zeit noch Lust, auf solche Art der Begrüßung, von der sie entfernt nicht dachte, daß sie ihr gälte, zu achten. Statt nach seinem Wunsche mit der Dame sprechen zu können, hörte er nun von ihr sprechen und zwar in einer Weise, die ihm höchlichst mißfiel. Er unterdrückte jedoch eine Zeit lang seinen Unwillen, theils aus allgemeiner, dem Dorfbewohner dem vornehmer gekleideten Städter gegenüber eigener Schüchternheit und Befangenheit, theils weil er einsah, daß es ihm nicht zugestehe, sich in das Gespräch einer ihm völlig fremden Gesellschaft zu mischen. Als aber der das Wort führende Buchhändlergehülfe, welcher immer mehr in Zug kam, in dem Raisonnement über seine Prinzipalin gar nicht nachlassen wollte, da übermannte endlich der Zorn den Schulmeister und, alle Rücksichten bei Seite setzend, rückte er näher zu den jungen Herren hin und sagte mit ziemlich lauter Stimme: „Wir auf dem Lande waren immer des Glaubens, daß die Residenz der Sitz der feinen Sitte sey; in der Nähe besehen nimmt sich aber die Sache ganz anders aus; oder gehört es vielleicht zu dem sogenannten guten Tone, von Abwesenden Böses zu reden? Bei uns heißt es: weß Brod ich eß', deß Lied ich sing'; da unten scheint eine andere Mode zu herrschen: man schimpft ohne Scheu und Zurückhaltung über seinen Brodherrn und dessen Angehörige. Ei, ei, ei! was ist das für treffliche Weise!"

Die Jünger im Dienste Merkurs sahen den Mann groß an, der eigentlich vom Tadel Getroffene drückte seinen Zwicker in's Auge und musterte ihn wiederholt von oben bis unten.

„Ich muß mir diesen Sittenprediger, diesen Lehrer der guten Lebensart genau betrachten," bemerkte er lachend gegen seine Gesellschaft, „um ihn gleich wieder zu erkennen, wenn ich ihm wieder begegnen sollte. Er reist gewiß in die Stadt, um darin Unterricht zu ertheilen und könnten wir ihn vielleicht mit Empfehlungen versehen. Wenn Er von Andern keine größere Belohnung für Seine Unterweisungen fordert, als von uns," fuhr er dann, an den Schulmeister sich wendend, fort, „so kann Er auf zahlreiche Schüler rechnen, denen Er wie uns ein Gegenstand des Gespöttes werden und von denen Er für Seine Anmaßung und Seinen Vorwitz Hohn und Verachtung eintauschen kann."

Eben wollte der also Gescholtene den Mund zur Gegenrede öffnen, als der Ruf: „Cannstatt" ein solches Drängen und Wogen der Aus- und Einsteigenden veranlaßte, daß die im Wortwechsel Begriffenen dadurch von einander getrennt wurden; in den paar Minuten aber, welche verstrichen, bis die neuen Ankömmlinge sich einen Platz ausgemittelt und in Besitz genommen hatten, hatte der Schulmeister wieder so viel Ruhe und Selbstbeherrschung gefunden, daß er wohl einsah, wie nutzlos und thöricht es wäre, den Streit fortzusetzen. Doch behielten sich beide Parteien stets im Auge, und mit einiger Unruhe nahm der Buchhändlergehülfe wahr, daß sein Gegner fleißig nach der zweiten Wagenklasse hinüberspähte, als suche er den Platz eines — und jener hatte leicht vermuthen welches — ihrer Insassen zu ermitteln. Er sprach daher leise einige Worte zu seinen Freunden, in Folge deren sich dieselben, als der Zug in den Bahnhof zu Stuttgart einfuhr, mit Macht zur Thüre des Wagens hindrängten und selbst sehr langsam und bedächtig aussteigend, die übrigen Reisenden und mit ihnen auch den Schulmeister hinderten, so schnell als sie es wünschten, aus dem Wagen zu kommen. Umsonst suchte dieser nachher durch sofortige größere Eile das Versäumte nachzuholen; als er aus dem Bahnhof trat, hatte die elegante Dame bereits eine Droschke genommen und fuhr mit ihren Kindern und ihrem Mädchen eben rasch davon. Während ihr der Schulmeister verdrießlich nachblickte, gingen die jungen Herren mit kindischem Triumphe und höhnendem Lächeln an ihm vorüber; er aber sprach, gerade dadurch gleichmüthiger werdend, ruhig zu sich selbst: „So bleibt es denn beim alten Plane: heute wird nichts mehr unternommen, ich werde morgen Zeit genug zur Besorgung meiner Geschäfte haben." Gemächlichen Schrittes ging er der Denninger'schen Brauerei zu.

II.

Schon in den frühesten Stunden des andern Tages ging es in dem Hause des Buchhändlers Nordau sehr lebhaft her. Nicht nur sämmtliche männlichen und weiblichen Dienstboten des Hauses — Bediente, Packer und Ausläufer, Kammer-, Stuben- und Küchenmädchen — sondern auch viele andere Leute, besonders mancherlei Handwerker, waren mit allem Eifer beschäftigt, das Haus von oben bis unten recht sauber und blank zu scheuern und prachtvoll auszuschmücken. Sowohl aus dem eigenen als aus den verschiedenen Gärten der Handelsgärtner wurden Blumentöpfe jeder Größe geholt, um sie in doppelter Reihe auf den Treppen und in dem Corridor aufzustellen, die Wände aller Zimmer, besonders des reich möblirten Salon, wurden mit Festons von Blumen und grünen Zweigen behangen, Spiel- und Speisetische hergerichtet und mit zahlreichen silbernen Leuchtern besetzt, Teller, Schüsseln und Platten, Flaschen und Gläser zusammengetragen, kurz es war ein Treiben und Jagen in allen Ecken und Enden des Hauses, wie da, wo großartige Vorbereitungen zu einem glänzenden Feste getroffen werden. In der That gab Herr Nordau an diesem Tage aus Veranlassung der gewöhnlich im Juni stattfindenden Versammlung süddeutscher Buchhändler ein brillantes Souper und hatte diesmal seinen Leuten besondere Anweisung ertheilt, es an nichts dabei fehlen zu lassen. Behufs der Oberleitung der erforderlichen Zurüstungen und um bei der Gesellschaft selbst die Honneurs zu machen, war die Frau des Hauses von ihrem Landaufenthalt in Untertürkheim auf einige Tage in die Stadt zurückgekehrt. Indessen war sie in so früher Stunde noch nicht sichtbar und es trieben Dienstboten, Aushelfer und Handwerksleute ihr Wesen nach eigenem Gutdünken.

Auch als bei schon weiter vorgerückter Tageszeit ein halb städtisch halb bäuerisch gekleideter Mann — der von gestern her uns bekannte Schulmeister, nachdem er zu wiederholten Malen vergeblich nach dem Herrn des Hauses gefragt und den Bescheid erhalten hatte, daß derselbe mit einigen Fremden einen Spaziergang nach Cannstatt gemacht — die Frau zu sprechen verlangte, wurde derselbe mit dem Bedeuten abgewiesen, daß sich diese noch in ihrem Schlafzimmer, vielleicht noch im Bette befinde. Kopfschüttelnd ging der an frühes Aufstehen und zeitiges An-die-Arbeitgehen gewöhnte Schulmeister von dannen, um nach einigen Stunden nochmals vorzusprechen und seinen Wunsch, zu dem Herrn oder der Frau des Hauses geführt zu werden,

zu erkennen zu geben. Er wurde wieder abgewiesen. Der Herr, hieß es, bringe den Vormittag bei jenen Fremden zu, mit welchen er in der Frühe ausgegangen, er werde auch mit ihnen im Gasthofe zu Mittag speisen, die Frau aber könne heute Niemanden vorlassen, da sie erst auf den Abend vor dem Empfange ihrer Gäste Toilette zu machen die Absicht habe. Der Schulmeister begann ungeduldig zu werden. „Mich," meinte er, „wird die Frau wohl in die Stube lassen können, wenn sie auch nicht ihre Prachtkleider angelegt hat. Geh' Sie hinein," fuhr er, an die Magd, welche ihm die erwähnte Auskunft gegeben hatte, sich wendend, fort, „und sage Sie ihrer Frau, der Vetter von Ottersmang sey da und habe über eine Angelegenheit zu sprechen, die er nicht mehr länger verschieben könne, weil er bald wieder abzureisen gedenke."

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben des Traums.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt aber gelingen solche auf ganz bestimmte Traumphänomene gespitzt gerichtete Beobachtungen nicht eher, als bis man sich genügenden Schlafwitz bitter erkauft hat; denn in der Regel ist ein plötzlich entstehendes Staunen des Schlafenden über das eben Geschehene, was man schon so lange zu betrachten wünschte, diejenige Form, in der der Geist zu flüchtigem Reflex darüber erwacht; dies Staunen aber ist schon eine viel zu heftige Bewegung des Geistes, als daß sie nicht das äußerst weiche Traumbild verscheuchte und zerstörte, so daß die Beobachtung unmöglich ward. Man muß also, durch wiederholten Nachtheil gewitzigt, erst die Erreglichkeit der Verwunderung oder diese selbst schlafend ablegen lernen, überhaupt aber auch dann noch nur so leise mit dem Einstrahl des Verstandes einschwingen, als die plastische Zartheit der Traumbildung es verträgt; man erlernt dies durch oftmalige Uebung und Gewohnheit, so daß schließlich dem Schlafgeiste die Fähigkeit, nach beliebiger Richtung zu experimentiren, erwächst."

Scherner theilt die Träume in eilf Gattungen oder Hauptgruppen. Erstens die Schablonenträume, so genannt, weil sie sich in der Denkschablone, der äußeren Form unserer Urtheile (Subjekt, Objekt und Prädikat) bewegen, aber in dieser Form einen unsinnigen Inhalt haben. Der Traum schüttelt Wörter durcheinander und wirft sie in eine Satzform. Der Verfasser giebt von drei solchen Träumen, die sich beim Einschlafen einzustellen pflegen, die Anfänge: „Unter den größten Modifikationen einer schlauen Westentasche verbirgt er —." „So lange schon das Wasser an Gestank die Hände reiben kann —." „Ja, ja, man bricht Sperlingsprobleme —". Die zweite Gruppe machen die Associationsträume, in denen sich Bilder an einander räumen, denen eine gemeinschaftliche Vorstellung zum Grunde liegt, und zwar erstens zufällige, z. B. Holtey träumt, er sehe eine Heerde Schafe mit weißen Vließen, gleich darauf eine Schaar blondhaariger Mädchen; einer Dame träumt, ihr Dienstmädchen spüle Wäsche in der Oder, stehe aber anstatt auf dem Floß, auf einem Nudelbrett. Oder zweitens Associationsträume innerlicher Art, in denen der Schläfer selbst, das „Traum-Ich", die verwandten Vorstellungen in Verknüpfung bringt — z. B. mir träumt, ich fände auf dem Felde einen ausgebleichten Thierschädel; gleich darauf sehe ich mich in dem Hause meiner Kindheit und es entwickelt sich eine lebendige Scene zwischen mir und einer längst verstorbenen Person — häufig mit festen symbolischen Bedeutungen des einen Gegenstandes, wie Mädchen und Blumen, Jungfrau und Rose, geputztes Weib und schreiendes Blumenbeet, zänkische Frau und Katze, die glatte nackte Semmel und das körperlich Nackte. Drittens Associationsträume kraft des Affektes — zwei oder mehrere Bilder rufen sich gegenseitig hervor, wenn sie wesentlich kleine Empfindungen erregen, wie thierische Exkremente und widrige Personen. Wir übergehen einige Klassen, um zu den Associationsträumen in Form der Kontrastverbindung zu kommen; Kontraste der Farben (weiß und schwarz); des Raumes (sehr groß und sehr klein); des innern Begriffes (größte Lebenslust und höchste Traurigkeit, Hochzeit und Tod).

Die dritte Hauptgruppe nennt der Verfasser die markirten Träume. Es sind solche, in denen ein Eindruck so mächtig ist, daß er das Spiel der Phantasie beherrscht und eine Menge von schwächeren Bildern zu seinem Dienst heranzieht. Sie besitzen einen mehr die Seele interessirenden, darum sich schärfer ausprägenden Inhalt als die Associationsträume; sie treten in sehr scharfen Hauptumrissen auf, denen sich der Bilderreichthum in organischer Gestalt unterordnet und einfügt, sie diktiren den Gang der plastischen Bewegung des Traumes; in ihnen verbinden und binden sich Bilder gleich starken Grades (die Beobachtungen des Verfassers in dieser Beziehung fallen mit Manchem zusammen, was Herbart über die wache Seele auf seine mathematische Weise herausgerechnet); sie haben die Neigung, sich mit aufgeregten Stimmungen der Seele zu verbinden. Beispiel: Einem jungen Manne träumte, seine Tante habe ihn mit einem Geschenk überrascht; und wie er das Packet eröffnet, enthält es zu seinem Staunen vier Paar Schwimmhosen, eins roth, eins weiß, eins blau, eins gelb. Auflösung: Der Träumende erwartete in der That ein Geschenk von der Tante, hatte Tags zuvor das Rathhaus mit bunten Fahnen geschmückt gesehen und war ein leidenschaftlicher Schwimmer; die Erwartung des Geschenkes, das stärkste Moment, nimmt der Traum zum Ausgang.

Von der vierten Hauptgruppe, den Nervenreiz-Träumen, lesen wir, daß sie ein reich geartetes Geschlecht von eigenthümlicher Schönheit seyen, und als der Glanzpunkt des Traumlebens zu bezeichnen. Mit dem ursprünglichen Motiv des Nervenreizes vereinige sich in ihnen die höhere Vernunftanschauung des Traumes, welche in die organischen Zustände des Lebens unmittelbare Blicke thue mit der vollsten und klarsten Thätigkeit der Phantasie. Sie zeigten die Größe des Traumlebens und seine bevorzugte Macht, alle verborgenen Innensphären des Leibes zu durchschauen und durch die Darstellung greifbar zu machen, und weit übertreffe der Traum mit seiner Unmittelbar-Einschauung in das Lebendige die eindringende Neugier des Anatomen, welcher nur am Todten und mit gewaltsamer Zerstörung der organischen Bauten zum Einblick des Innern zu gelangen vermöge. Es sey unleugbar, daß während des Schlafes bei jedem Menschen ohne Unterschied eine Art somnambulen Einschauens in sein Inneres stattfinde. Hat aber die durchschauende Kraft dieser Träume und ihre schöne Phantasiedarstellung vorzugsweise das Interesse des Psychologen für sich, so nehme die Klarlegung der lebendigen Leibesorganisation und ihrer verborgenen Zustände die Aufmerksamkeit des Physiologen

im gleichem Grade in Anspruch. Ja, wenn Aerzte sich dem genauen Studium dieser Traumgruppe hingeben wollten, so würden sie in den meisten derjenigen Fälle, wo über den Sitz der innern Uebel keine Gewißheit ist, durch die Analyse der Träume des Kranken dazu gelangen; denn jeder noch so zarte gesunde Nervenreiz im Innern des Leibes während des Schlafs, geschweige denn der krankhafte, scharfe, errege seine entsprechende Traumbildung und spiegle in derselben seinen Sitz im Leibe und die Beschaffenheit der entsprechenden Gliedmaßen und die bestimmte Artung ihrer Affektion ab. Eine durchgehende Eigenheit dieser Träume ist es nach Scherner, daß sie das Haus als Abbild oder Symbol des Leibes benutzen und die in bestimmten Theilen des Körpers vorhandenen Zustände durch Vorgänge ausdrücken, die in entsprechenden Theilen eines Gebäudes spielen. Sehr beachtenswerth für den tiefen Einfluß der Umgebung auf die Organisation der Seele; bei dem Wilden, der unter einem Wigwam liegt, kann das Gesetz nicht gelten. Der Verfasser unterscheidet Spannungs-, Schmerz- und Krampfreiz. Von den durch den ersteren hervorgerufenen Träumen ist der einfachste der Streckreiztraum, der die beim Einschlafen häufig eintretende Streckung oder Zuckung des Beines zeichnet; und zwar in dem Bilde des Herabfallens vom Thurme. Die Stelle über den Lungenreiztraum wollen wir ganz hersetzen.

Sein Entstehungsgrund ist die schlagkräftige Bewegung der Lungenflügel; sein symbolisches Bild das uns Allen bekannte, von so schöner Empfindung begleitete „Fliegen". Weil die Lunge in zwei Flügeln zugleich auf- und absteigt, setzt demgemäß auch die Phantasie zwei Organe des Fluges, welche, gedoppelt und beweglich, der Lunge zur Seite liegen, d. i. die Hände. Sie muß aber die Flugbewegung wählen, resp. die Bewegung von Händen und Körper in der Luft setzen, weil die Luft es ist, woran die Lunge sich auf- und niedersteigend bewegt. Schärfer kopirt sie die Lungenbewegung im Fluge, indem sie jegliches Traumfliegen nur in stets getrennten Einzelabsätzen des Fluges malt, und zwar in Absätzen, deren Jeder als Auf- und Niedersteigen sich darstellt; man steigt jedesmal (nicht jedesmal) im Fluge auf, schwebt eine Strecke in der Höhe und schwebt wieder hernieder, so daß das Ganze einen Bogen von und zur Erde beschreibt; dies wiederholt sich. Und damit ist treffend die in Absätzen erfolgende Auf- und Niederbewegung der Lungenflügel beim Athmen symbolisirt; die Strecke, welche der Träumende in einem auf- und niedersteigenden Absatz des Fluges zu durchmessen meint, gibt den Maßstab an die Hand, mit welchem Raumaufwand die Phantasie des Traumes so kurze organische Bewegungsstrecken bezeichnet. — Endlich beobachtet die Phantasie in allen von einem bestimmten Nervenreize ausgehenden symbolischen Traumbildungen das gemeingiltige Gesetz, daß sie bei Beginn des Traumes nur in den fernsten und freiesten Andeutungen des Reizobjektes malt, am Schluß aber, wo der malerische Erguß sich erschöpft hat, den Reiz selbst oder sein Organ oder dessen Funktion in der Nacktheit hinstellt, womit der Traum, seinen organischen Anlaß selbst bezeichnend, das Ende erreicht.

Für dies Gesetz werden allerlei Beispiele beigebracht, namentlich aus dem Herzreiz-Traum, der sich in der Regel mit lodernden Flammen beschäftigt, dem Symbol der mit den Athmungsprozessen verbundenen Blutbewegung. Dem Verfasser träumte einmal, eine liebe Verwandte käme im Winter zum Besuch, und er wolle Feuer anmachen. In dem Ofen gewahrt er eine Gruppe an einander stehender breiter Baumpilze und ein seltsames, sehr reichlich entfaltetes halbweißes Wurzelgeflecht. Er erklärt die Pilze für ein Bild der Lungenflügel, das Wurzelgeflecht für eine Darstellung der Verzweigungen der Luftröhre in der Lunge. Andere Gattungen sind der Zahnreiz-, der Durstreiz-, der Eingeweidereiz-, der Gesichtsreiz-, der Harnreiz-Traum. Der letztere wird ganz wie bei Bacon erklärt.

Von den Schmerzreizträumen, in denen auch der Wanzenbiß erscheint, die Wanze vertreten durch einen Polizeikommissarius, geben wir ein Beispiel. Eine Dame träumte bei heftigem Kopfschmerz, sie sey in einem Zimmer eines ihr bekannten Hauses; die ganze Decke des Zimmers sey mit Spinnweben bedeckt, worin eine Menge Spinnen säßen, von solcher Größe und so ekelhaftem Aussehen wie Kröten; sie saßen besonders in den Ecken der Stubendecken zu dichten Haufen und fuhren immer hin und her an der Wand. Deutung. Nur ein Theil eines Gebäudes, ein Zimmer, tritt hier als architektonisches Symbol für den Leib auf; deshalb muß der oberste Theil des Zimmers, die Decke, das Haupt der Träumerin repräsentiren. Die Spinnengewebe oben an der Decke sind symbolische Nachbildungen der innern Hirnwindungen des Kopfes; die stets bewegten Spinnen zeigen die Erregtheit des Hirnes an; die Größe der Spinnen und ihre Menge die Intensität der Erregung; in der ekelhaften Beschaffenheit der Thiere spiegelt sich die Widrigkeit des Schmerzreizes. Daß die Spinnen namentlich in den Winkeln der Decke zu Haufen saßen, zeigt den Sitz des Schmerzreizes namentlich in den Biegungen des Hauptes über den Schläfen.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

‖ Würzburg, 23. Sept. Gestern ging eine Novität über die Bretter; „Anna von Oesterreich", Intriguenstück von Charlotte Birchpfeiffer. Es ist das eine ziemlich schwache Arbeit dieser Schriftstellerin, dieses Gewebe von Intriguen, durch sechs Akte ausgesponnen, ermüdet und langweilt den Zuschauer; auch fehlt dem Stück die Abrundung. Als folgerichtiger Schluß müßte der Sturz Richelieu's kommen; da die Verfasserin aber doch nicht so sehr gegen die Geschichte verstoßen kann, läßt sie uns darüber im Dunkeln. — Die Aufführung war im Allgemeinen eine befriedigende; mit Vergnügen sahen wir Frl. Wulff in der ihr angemessenen Rolle der Königin Anna. Frln. Schunke (Blanche) gab die entschlossene, kecke, ihrer Königin treu ergebene Bürgerin recht gut. Allgemeine Heiterkeit erregte wieder Herr Denzin (Bonacieux) durch seine unwiderstehliche Komik; nur möge er sich durch den ihm gespendeten Beifall nicht verleiten lassen, zu karrikiren; er streifte gestern nahe daran. Hr. Ernst faßte den Charakter Richelieu's unseres Bedünkens falsch auf, er ließ die Feinheit und Schlauheit des Ministers nicht genug hervortreten.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 78. Sonntag den 29. September 1861.

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

Es war in der That der Vetter oder richtiger der Oheim des Buchhändlers Nordau, welcher jetzt in dessen Antichambre stand und schon mehrmals vergeblich zu ihm zu gelangen versucht hatte. Während die Magd ihn nun in seiner Eigenschaft als Verwandten bei ihrer Herrin anmeldet, wollen wir einige Aufklärung über die Art der Verwandtschaft zwischen dem schlichten Dorfschulmeister und dem auf ziemlich großem Fuße lebenden Buchhändler zu geben uns angelegen seyn lassen. Beide stammten von einem ehemaligen Korporale der deutschen Reichsarmee, welcher, nachdem er bei der Erstürmung von Schabacz schwer verwundet und dadurch dienstuntüchtig geworden, nach seiner Heimath Oberschwaben zurückkehrte, und den Pallasch mit dem Schulscepter vertauschend, das von den Vätern seiner Ortsgemeinde in Anbetracht seiner guten Kenntnisse im Schreiben und Lesen ihm anvertraute Amt eines Kinderhirten und Lehrers annahm und dessen Funktionen mit allem Eifer oblag. Auch das Amt that seine Schuldigkeit ihm gegenüber: es warf nämlich, alle zufälligen Nebeneinkünfte mit eingerechnet, einen solchen Ertrag ab, daß der zum General en chef in seiner Schule avancirte Korporal, der durch die schmerzlichen Folgen seiner Wunden und die sorgsame Pflege, die sie heischten, gar oft an die Wahrheit des Spruches: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, gemahnt wurde, daran denken durfte, sich nach einer Gehülfin umzusehen. Er fand eine solche in einem zwar armen, aber sehr sittsamen, fleißigen und sparsamen Mädchen, und die beiden Eheleute brachten es mittelst schönen, nie gestörten Zusammenwirkens dahin, daß sie nicht nur einen sehr achtbaren Haushalt zu führen, sondern auch im Verlaufe der Jahre ihre beiden Söhne — die einzigen Kinder, welche sie hatten — in die Klosterschule nach Munderkingen zu schicken vermochten. Indessen sah der Schulmeister-Korporal wohl ein, daß er auch bei der enormsten Sparsamkeit den Aufwand für die Fortsetzung der Studien seiner Söhne nicht aufbringen könne, und er dachte daher darauf, sie anderweitigen ehrbaren Lebensberufen zuzuführen. Durch die Empfehlung des Prälaten von Munderkingen, der die Oberaufsicht über die Klosterschule führte und die beiden aufgeweckten, fleißigen Knaben lieb gewonnen hatte, gelang es ihm, den ältesten in eine Buchhandlung in Ellwangen in der Eigenschaft als Ausläufer und Lehrling unterzubringen. Den jüngern behielt er noch einige Zeit bei sich, um ihm in der Aushülfe, die er ihm sehr oft in seiner Schule leisten mußte, frühzeitig Gelegenheit zur praktischen Ausübung des docendo discimus zu geben; dann ließ er ihn als Präparanden bei einem Amtsbruder in Ravensburg eintreten, von wo er nach mehrjährigem wohlbenützten Aufenthalte in das elterliche Haus zurückkehrte, bestimmt, zunächst Adjunkt, später Nachfolger seines Vaters zu werden. Während so der eine Bruder in gerader Richtung und auf kurzem Wege dem Hafen zusegelte, in welchen er einlaufen sollte, wurde der andere auf seiner Fahrt viel hin- und hergeworfen: er servirte nach Beendigung seiner Lehrzeit in Nördlingen, Augsburg, München und Wien. Doch gelang es auch ihm endlich, unter günstigen Umständen den eigenen Herd zu errichten und bei dem Aufschwunge, den der Buchhandel in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in Stuttgart nahm, ein Sortimentsgeschäft dort zu gründen. Die Etablirung und Verheirathung seines ältern Sohnes war die letzte Freude, die dem immer mehr kränkelnden Vater bescheert war, bald darauf wurde er zu der Fahne einberufen, der wir Alle früher oder später folgen müssen, und sein jüngerer Sohn ward ohne Widerrede in alle Pflichten und Rechte seines Amtes eingesetzt.

Die beiden Brüder liebten einander — trotz ihres äußerst seltenen und stets nur sehr kurzen Beisammenseyns seit ihrer frühen Jugend und trotz des nicht besonders lebhaften brieflichen Verkehrs zwischen ihnen, ein Verkehr, der nach dem Tode des Vaters noch schwächer wurde — mit aufrichtiger geschwisterlicher Liebe; beide hatten echte Schwabenherzen und Schwabennaturen — sie machten nicht viel Gerede von ihren Gefühlen und Empfindungen, aber sie wahrten dieselben treu und warm in ihrer Brust. Als daher dem ältern Bruder ein Sohn geboren wurde, setzte er es dem hartnäckigen Widerstande seiner Gattin gegenüber, der als einer geborenen, ziemlich hoffärtigen Residenzlerin ein halbbäurischer Gevatter gar nicht gefallen wollte, durch, daß die Pathenstelle seinem Bruder übertragen wurde. Dieser scheute auch die zu jener Zeit weite und kostspielige Reise nicht, um sich dieser ihm lieben und erfreulichen Ehrenverrichtung zu unterziehen. Seitdem war er nicht mehr in der Hauptstadt gewesen. Er hatte zwar im Jubel des Taufschmauses feierlichst versprochen, zur Hochzeit seines Pathchens wieder zu kommen, und er hätte sein Wort um so gewissenhafter gehalten, als sein Bruder in dem langen Zwischenraume zwischen dem einen und dem andern Familienfeste das Zeitliche gesegnet hatte und er sich somit berufen gefühlt hätte, Vaterstelle bei seinem Neffen zu vertreten; allein jene Hochzeit fand in Berlin, der Heimath der Braut, statt und über die Grenzen des engern Vater-

landes hinaus, glaubte er, gehe seine Verbindlichkeit keineswegs. Auch war seine Gegenwart gar nicht gewünscht worden. Indessen hatte er doch Gelegenheit gehabt, das junge Paar kennen zu lernen. Dasselbe hatte seine Hochzeitsreise in die Schweiz gemacht und auf dem Rückwege über den Bodensee und das schwäbische Oberland sich einige Tage bei dem Vetter aufgehalten. Hocherfreut über solchen Besuch hatte dieser zu dessen Bewirthung Allem aufgeboten, was Küch' und Keller vermochten, selbst der Aufwand für mehrere besonderen Botengänge in die Oberamtsstadt, um von da sonst im Hause unbekannte Delikatessen herbeizuholen, war ihm nicht zu groß, und beim Abschiedsschmause erschien — etwas Unerhörtes in den Annalen des Dorfes — eine eigens von Ravensburg verschriebene Biscuittorte von gewaltigem Umfang auf dem Tische. Um so weniger zweifelte daher der Vetter, daß seine Aufnahme bei seinem Neffen und dessen Frau die freundlichste und zuvorkommendste seyn würde; er konnte, nachdem er sich einmal zur Reise in die Residenz entschlossen, den Augenblick des Wiedersehens kaum erwarten und es ärgerte ihn nicht wenig, daß sein eigenes Mißgeschick ihn bis daher alle Versuche zur sofortigen Herbeiführung dieses Wiedersehens vereitelt hatte. Jetzt war er entschlossen, diesem Unstern Trotz zu bieten und nicht mehr zu weichen, bis er die Erfüllung seines Wunsches erreicht. In der That sollte diesem nun wenigstens zum Theile entsprochen werden, die Magd, welche der Frau des Hauses die Anzeige von seiner Anwesenheit gemacht hatte, kam aus deren Zimmer zurück, um ihn in dasselbe zu führen.

Indessen war sein Empfang von Seiten der Nichte ein ganz anderer, als er sich ihn gedacht hatte. Da war keine Spur von freudiger Ueberraschung, von freundlichem Entgegentreten und herzlicher, warmer Bewillkommnung; mit einem steifen Knixe und einem langgedehnten „Ei! grüß Gott, Herr Vetter! was führt denn Sie auf einmal in die Residenz?" ward er begrüßt und der Aufforderung, Platz zu nehmen, ging die Frage voran, ob er nicht die große lederne Tasche — er hatte wie auf der Eisenbahn und bei seinen Gängen durch die Stadt, so auch jetzt eine Art Jagdtasche, einen sog. Büchsenranzen umhängen — der Magd mit in's Vorzimmer zurückgeben wolle? Der Schulmeister verneinte mit dem Anfügen, die Tasche enthalte einen zu großen Werth, als daß er sie unter eines Anderen als unter ihrer oder ihres Mannes Obhut lassen möchte, aber auch dieser Beweis des Vertrauens, mit welchem eine captatio benevolentiae wenn auch nicht beabsichtigt, doch immerhin ausgesprochen war, wurde mit vornehmem Lächeln hingenommen und trug nichts zur Erweckung und Belebung eines innigern, verwandtschaftlichen Verkehrs zwischen der Nichte und dem Oheime bei: sie fragte kurz nach seinem und der Seinigen Befinden und gab dann ihr Bedauern zu erkennen, daß er gerade zu einer Zeit zu ihnen gekommen, in der sie von dem Besuche so vieler Fremden und deren Bewirthung so sehr in Anspruch genommen seyen, daß die näheren Angehörigen nothwendig zurückstehen müßten. Ihrem Manne werde es vielleicht auf den Nachmittag eher möglich werden, ihm einige Stunden zu widmen, er müsse ihn dann aber im Geschäfte aufsuchen, im Hause sey in den nächsten paar Tagen an eine ruhige, ernste Unterredung nicht zu denken.

Der Schulmeister fühlte sich von dieser Aufnahme, von diesem Benehmen der Nichte gegen ihn, wenn auch nicht verletzt, doch arg angefröstelt; er konnte nicht begreifen, wie man für Fremde so viel, für einen Verwandten und väterlichen Freund so wenig Aufmerksamkeit haben könne, und da er in das Haus seines Neffen gekommen war, um mit seinem Erscheinen darin Freude zu machen, nicht um lästig zu seyn, so dachte er alsbald an seinen Rückzug, dem auch von der andern Seite keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Nur das Versprechen glaubte man ihm Anstandshalber abnehmen zu müssen, daß er vor seiner Abreise sich noch einmal sehen lasse. Eben stand er im Begriffe, das Haus zu verlassen, als aus dem Garten ein Paar heller Kinderstimmen zu ihm herübertönten und ihn seiner Verstimmung entrissen. Er schlug sich lächelnd mit der flachen Hand auf die Stirne, wandte sich mit den Worten: „bald hätte ich es vergessen", um und nahm, während er auf den Garten zuging, zwei niedliche Schachteln aus seiner Ledertasche. Bald hatte er die Kleinen — einen muntern, blondgelockten Knaben von etwa fünf Jahren und ein um ein Jahr jüngeres Mädchen von ausgezeichneter Schönheit —, welche unter der Aufsicht einer Bonne sich in fröhlichem Spiele in den Gartenwegen und Gebüschen herumtrieben, aufgefunden und sich ihnen als den Vetter aus Oberschwaben vorgestellt. Die erste Bekanntschaft wurde durch die Geschenke vermittelt, welche der Vetter aus der Glashütte in der Nähe seiner Heimath mitgebracht hatte: dem Knaben ein Karroussell, dem Mädchen eine Spinnerin mit Rädchen und Rocken — beides in gläsernen Glocken eingeschlossen —, und da der Schulmeister Kinderherzen zu gewinnen und anzuziehen sehr wohl verstand, so war bald die Scheu der Kinder vor dem in ungewohnter Weise und Tracht sich ihnen nahenden Manne überwunden und ein recht freundliches, von Augenblick zu Augenblick inniger werdendes Verhältniß zwischen diesem und ihnen hergestellt. Fast zwei Stunden hatte der Schulmeister in der heitersten Laune bei den Kindern zugebracht, an ihren Spielen Theil nehmend und zwischenhinein ihnen hübsche Geschichten und Mährchen erzählend, da erinnerte ihn sein Magen, daß es, wenn auch noch nicht für die Städter, doch für ihn Essenszeit sey.

Nicht gerne ließen die Kinder ihn fort und ihnen mußte er in allem Ernste und feierlichst die Zusage machen, sobald er könne, wieder zu ihnen zu kommen. Während des frugalen, aber kräftigen Mahles, das der Schulmeister in der Denninger'schen Brauerei einnahm, kam ihm der Gedanke, die Paar Stunden seiner unfreiwilligen Muße, anstatt zwecklos in den Straßen herum zu schlendern, zu vorläufigen Erkundigungen über die beste Art der Ausführung seines Geschäftes zu verwenden. Er meinte, es könne keines Falls schaden, wenn er, bis es ihm den Rath seines Vetters einzuholen möglich sey, die Ansicht anderer erfahrener Geschäftsleute einzuholen möglich sey, die Ansicht anderer erfahrener Geschäftsleute kennen lerne. In dieser Absicht besuchte er nach einander mehrere Comptoirs und Wechselstuben, und erhielt fast in allen den gleichen Bescheid: der Augenblick sey ungemein günstig für Kapitalanlagen, die baaren Gelder seyen sehr rar und werden doch in den Kasten verschlossen gehalten, Werthpapiere dagegen nach allen Seiten ausgeboten. Da habe er nun eine sehr angenehme Wahl. Wolle er vorzüglich auf Sicherheit und pünktliche Zinszahlung in klingender Münze sehen, so solle er Obligationen des engeren Vaterlandes und anderer süddeutschen Mittelstaaten kaufen; wenn er dagegen neben hohem Zinsertrage noch einen Gewinn am Kapitale zu erzielen beabsichtige, so wäre ihm der Erwerb österreichischer Papiere zu empfehlen,

sie seyen zur Zeit so niedrig notirt, daß ein Steigen derselben ganz gewiß früher oder später eintreten müsse, dem jetzigen Käufer also ein bedeutender Vortheil kaum entgehen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben des Traums.

(Schluß.)

Die Krisisträume sind am besten bekannt; auch die Entstehung der Sinnesträume, z. B. aus einem Geräusch, das der Schlafende hört, ist geläufig. Höher steigen wir in den Stimmungsträumen, den Affektträumen, dem Phantasietraum. Von den verschiedenen Arten des letzteren ist der künstlerische Phantasietraum besonders anziehend. (Unter den beigebrachten Beispielen vermissen wir die Gewohnheit Petrarca's, ein ledernes Nachthemd zu tragen und Sonnette darauf zu schreiben.) Bis hierher und auch noch durch die reflexiven Träume oder Denkträume sind wir dem Verfasser mit dem günstigen Vorurtheil — von mehr können wir nicht sprechen — gefolgt, daß seine Forschungen durch Beobachtung Anderer werden bestätigt werden. Daß sie, wenn bestätigt, eine wichtige Grundlage für die Psychologie und ein reiches Hülfsmittel für die Aesthetik abgeben müssen, ist einleuchtend. Welche Arabesken ließen sich dem Traum der Kontraste absehen? Auch bei dem „symbolischen Phantasietraum in Verkündigungsform", der den Todestag des Träumenden richtig ansagt, konnten wir uns noch helfen, nicht mit der gewöhnlichen Erklärung, daß der Schrecken über die Prophezeiung die Ursache ihrer Erfüllung sey, sondern durch die Vergleichung mit den zahlreichen beglaubigten Fällen, in denen Jemand z. B. träumt, er werde an einer bestimmten Stelle gebissen oder gestochen, und nach einigen Tagen an derselben Stelle ein Geschwür oder einen andern Schaden bekommt. Bei seiner Lehre von den Ahnungsträumen aber knöpften wir uns zu. Wir wissen nicht, Niemand weiß bis jetzt, daß seine Resultate falsch sind; aber er hat uns nicht überzeugt, daß sie richtig sind. Wir begegnen da alten Bekannten aus Weinsberg und anders woher, die kürzlich erst den Amerikanern und Engländern wieder in einem Werke vorgeführt worden sind, zu dessen Verbreitung wir nicht beitragen wollen, weil es auf erregbare Naturen heftig gewirkt hat und trotz seines Anspruchs der Wissenschaftlichkeit radikal und nachweislich unwahr ist. Das Kapitel beginnt mit Beobachtungen über die Willenskraft zwischen Anwesenden, den „geistigen Ausstrahl", den mancher Leser bestätigen wird, und schließt mit zwei Geschichten von der Thätigkeit Verstorbener, der einen, die Cicero erzählt von den zwei Freunden, die nach Megara gereist, und von denen der eine im Wirthshaus ermordet wird, und einer aus einem Freundeskreise des Verfassers bei Liegnitz, in dem eine Frau vierzehn Tage nach ihrer Beerdigung sich einer Freundin im Traume zeigt und ihren Trauring fordert, der, den Hinterlassenen unbewußt, bei dem Anziehen der Leiche entwendet war. Das Resultat des Kapitels ist in folgender Stelle niedergelegt.

„Die Ahnungsträume sind der Gipfel des Traumlebens. Großmächtig wie die Natur des Geistes, erstrecken sie ihre Fühler weit in das All hinaus, und es entspricht die Strahlweite ihrer Empfindkraft der in der Geistessubstanz zusammengehaltenen Dichtheit, enormen Feinheit und Schwingungsmächtigkeit der psychischen Sinneskraft. Von Schwerstoffen der Natur bis zu der Erhabenheit des geistigen Seyns im Menschen ist eine riesige Unterscheidungskluft; je höher hinauf das konkrete Seyn im All an Wesen emporsteigt, desto schwächer wird es an Schwere und Ballast, desto mächtiger entwickelt sich seine Energie und Größe an Schwingungs- und Strahlkraft. Schon in den Imponderabilien der Natur, denen nur eine in vorgefaßter Meinung befangene Gelehrtheit das Selbstseyn aberkennen kann, erhebt sich, unterhalb des Bereichs des Psychischen, das Seyn zu schwingender Welteffenz[1], ohne Schwere im Seyn, obschon im Beharren. Unendlich höher als das unorganische Imponderabil steht die organisch webende, d. h. ihre selbstische Lebensausschwingung unmittelbar kreisförmig in mannichfaltigster Windung um sich herumziehende Monas der Pflanze; und obwohl ihr das bewußte Wesen der Psyche nicht gegeben ist, so bildet sie gleichwohl die unterste Stufe des Psychischen, weil in ihr bereits ein formenhaftes Leben und Seyn enthalten ist, zu dessen fixer Manifestation sie sich der Stoffe als dienstbarer Träger bedient; und weil sie dieselbe Konzentrirtheit, Abgeschlossenheit und individuelle Abgegränztheit des Seyns in, auf und aus sich selbst, welche die höhern psychischen Wesen mit dem Ausdrucke des Bewußtseyns besitzen, im Gebiete des stoffbildenden Gedankens enthält. Höher wiederum steigt im Kosmos die bewußte willkürliche Thierseele, und am höchsten erschuf die Gottheit den Menschengeist, indem sie sein immaterielles strahliges Wesen in seiner Sinnenhaftigkeit, Verständigkeit und Vernünftigkeit dreifach bewußtschwingend in sich reflektirte und verdichtete, so daß in seiner Ichheit der schärfste und mächtigste aller Seynspunkte sich ausdrückt und darum eine weltenhafte Größe der Lebensschwingung und Ausstrahlung zugleich sich offenbart."

In anderen Worten hat die Welt das schon an die 3000 Jahr gehört und nimmer recht glauben wollen. Die Arbeiten des Verfassers, so weit sie hier vorliegen, werden die Verständigung nicht näher bringen. Er naht, mit den Beobachtungen über die Thätigkeit Verstorbener, dem Räthsel an der dunkelsten, unheimlichsten Seite, die an die Sage von manchen unterirdischen Labyrinthen erinnert, daß, wer in sie eingegangen, entweder als Leiche oder als Wahnsinniger daraus hervorkomme. Wer einfährt, der sehe wohl zu, ob seine Leuchte und seine Waffen in Ordnung, und doppelt hat sich zu bedenken, wer Andere zum Eintritt einladt. Worüber wir nicht einverstanden mit dem Verfasser seyn können, das ist seine Methode der Beweisführung. Experimentiren im strengen Sinne läßt sich mit Träumen nicht, das heißt, es ist unmöglich, die Probe zu machen, ob unter gewissen, willkürlich herbeigeführten Umständen jederzeit gewisse Erscheinungen eintreten — wie, ob Wasser bei 80 Grad kocht, ob ungleichnamige Pole sich anziehen, ob ein Prisma Regenbogenfarben gibt. Die Erscheinung, der Traum kommt ungerufen, und der Schluß auf die wirkenden Ursachen gewährt nie die Gewißheit, daß nicht irgend welche Ursache übersehen sey. Bei den mit Körperzuständen verknüpften Träumen ließe sich allerdings durch eine Masse von übereinstimmenden Beobachtungen ein hoher Grad von Verläßlichkeit erreichen. Aber die seltenern Fälle, die von Traumahnungen angeführt werden, sind einer ganz anderen und zwar zwiefachen Prüfung zu unterwerfen, einer mathe-

matischen und einer juristischen. Es ist zunächst zu beachten, auf wie viel Millionen Träume, die sich als Schäume erwiesen, ein eingetroffener kommt, wie groß also der Wahrscheinlichkeits-Exponent für ein zufälliges Zusammentreffen ist. Zweitens kommt es auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen an, und zwar nicht auf ihren Willen, sondern auf ihre Fähigkeit, richtiges Zeugniß abzulegen. Das Gesetz nimmt die Aussage ganzer Klassen von Personen nicht für vollwichtig, nicht weil es ihren Charakter, ihre Wahrheitsliebe bezweifelte, sondern weil es die Schwierigkeiten berücksichtigt, die störenden Einflüsse, mit denen sie zu kämpfen haben, die Versuchungen zur Selbsttäuschung, denen sie ausgesetzt sind. Es hat Juristen gegeben und soll deren noch geben, welche der ungalanten Ansicht sind, daß das weibliche Geschlecht überhaupt nicht vollgültig zeuge, weil seine Phantasie zu lebhaft sey. Wie groß ist nun gar die Gefahr und Versuchung bei der oft wiederholten, Erzähler und Hörer lebhaft erregenden Erzählung von Träumen! Hat der Verfasser nicht selbst geschildert, welche Aufmerksamkeit und Gewöhnung es erfordere, auch nur den gewöhnlichsten Traum festzuhalten? Nein, der Einzelne mag durch eigene Erfahrungen zu Ueberzeugungen gelangen, die in der gegenwärtigen Naturwissenschaft keinen Raum haben; aber die zwei Zeugnisse aus Megara und Liegnitz, zwei in 2000 Jahren, beweisen nichts. Es ist noch viel zu sammeln und zu prüfen, ehe man Schlüsse ziehen kann; und vielleicht ist dem Verfasser gedient mit der Notiz, daß Mitglieder der Universität Cambridge eine Gesellschaft gebildet haben „zur Untersuchung der gewöhnlich als übernatürlich bezeichneten Phänomene"; Sekretär der Rev. Westcott in Harrow, Middlesex.

Würzburger Stadttheater.

Freitag, 27. Septbr. „Der Freischütz", Oper von Weber. Das Schöne veraltet niemals, deßwegen wird Weber's Meisterwerk „Der Freischütz" immer seine Geltung auf dem Repertoire jeder größeren Bühne behaupten. Ueberall tritt uns der Ausdruck eines tieffühlenden edlen Gemüthes entgegen; die ganze Oper durchweht ein warmes inniges Gefühl ohne Sentimentalität oder Künstelei und ein vermittelndes versöhnendes Element, das von Herzen kömmt und in seinen leichten melodiösen Formen auch schnell den Weg zum Herzen findet. Es war deßhalb vorauszusehen, daß der Freischütz ein volles Haus machen würde. Wenn die Zuhörer dasselbe zum größten Theile befriedigt verlassen haben, so war das aber mehr das Verdienst des Autors als der Darstellenden, denn die Aufführung kann im Ganzen doch nur mittelmäßig genannt werden, wenn gleich einzelne Nummern vorzüglich waren. — Interessant war es, Herrn Bletzacher zum ersten Male in einer größeren Rolle zu hören. Er erntete gleich im ersten Akte als Kaspar in dem bekannten Liede: „Hier in diesem irdischen Jammerthale" und in der Schlußarie großen Beifall, welchem wir in soferne beistimmen, als seine Stimme, wie schon neulich erwähnt, frisch und klangvoll ist und deßhalb einen günstigen Eindruck nicht verfehlt; dagegen vermißten wir Abrundung und Fülle des Tones und Gleichmäßigkeit und Egalität im Vortrage; namentlich wurde auf die kurzen Noten mit schnell zu sprechendem Texte zu wenig Sorgfalt und Nachdruck verwendet. In dieser Beziehung dürfte ein aufmerksames Studium sich als sehr wirksam erweisen, da ein guter Erfolg bei einigem Eifer nicht ausbleiben kann, nachdem Hr. Bletzacher die nöthigen Stimmmittel besitzt und es nur darauf ankommt, sie vollständig auszubilden. Der Max des Hrn. Liebert hat uns wenig erbaut; seine Stimme war belegt und unsicher und nur hin und wieder drängten sich einige Strahlen seines sonst wohltönenden Tenors hervor, die aber wie die Strahlen der Sonne bei umwölktem Himmel ebenso schnell auch wieder verschwunden waren. Frln. Carina hat als Agathe sehr gefallen, doch können wir nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, sich fester an den Takt zu halten und nicht durch willkürliches Verziehen einzelner Noten, bei welchen sie eine besondere Force zu zeigen Gelegenheit hat, sowohl das Ensemble als bei Solovorträgen das Orchester zu stören. Allgemein angesprochen hat das Aennchen der Frln. Barth und in der That zu keiner tadelnden Bemerkung eine Veranlassung gegeben; sie wurde deßhalb auch durch öfteres Hervorrufen belohnt. Im Uebrigen müssen wir nur noch der Lässigkeit des gesammten Chorpersonales im 1. Akte und des Männerchors im letzten Akte erwähnen; es wurde mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit und Mattigkeit ohne alles Zusammenhalten so recht handwerksmäßig gesungen. Da thut gründliche Besserung sehr noth.

—C.—

|| Würzburg, 26. Septbr. „Der letzte Brief", Lustspiel von Sardou, wurde gestern zum zweiten Mal gegeben; die Aufführung bekundete im Vergleich zur ersten einen merklichen Fortschritt. Man konnte mit den Darstellern sämmtlicher Rollen im Allgemeinen so ziemlich zufrieden seyn, während Hr. H. Müller als Prosper und Frln. Schunke als Susanne wirklich ausgezeichnet spielten, was vom Publikum durch wiederholtes Herausrufen anerkannt wurde. Daß das Stück innerhalb zehn Tagen schon zum zweiten Mal über die Bretter ging, entschuldigte die Direktion auf dem Zettel mit „vielfachem Verlangen". Wir wissen zwar nicht, von wem dies Verlangen ausging und vermögen deßhalb auf eine Würdigung desselben nicht einzugehen; doch können wir der Direktion versichern, daß es auch sehr Viele, und namentlich unter den Abonnenten, gibt, die sich recht gerne geduldet hätten, das Stück etwas später wieder zu sehen. Denn so nett es geschrieben ist, so ist der Gehalt desselben doch nicht der Art, daß es nicht wünschenswerth wäre, durch längeres Aussetzen ihm einen gewissen Reiz der Neuheit zu erhalten, der absolut nothwendig ist, um die mancherlei Schwächen der Begründung übersehen zu lassen. Auch ist der Stoff für drei Akte doch etwas zu geringfügig, wodurch die Entwicklung zu sehr in die Breite gezogen wird. Uebrigens hat das Stück, was gar nicht abzusprechen ist, einige echt komische Momente. Zum Schluß noch eine Bemerkung: Der Vorname Clarisse wurde durchweg Clärisse ausgesprochen; weßhalb? Es ist doch ein französischer Name und das Stück spielt in Frankreich.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 79. Mittwoch den 2. Oktober 1861.

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

Diese Auseinandersetzungen boten dem Schulmeister vielen Stoff zum Nachdenken. Einerseits theilte er nicht nur die allgemein in Oberschwaben herrschende große Sympathie für Oesterreich, sondern sie war ihm von seinem Vater noch besonders eingeflößt worden; er konnte nicht begreifen, warum der größte und mächtigste Staat Deutschlands weniger Vertrauen verdienen sollte, als die anderen. Andererseits war er klug genug einzusehen, daß man doch wohl nicht ohne Grund die betreffenden Papiere so wohlfeil kaufen könne und daß, wo Einem so großer Vortheil und Hoffnung auf Gewinn geboten werde, auch die Möglichkeit eines Nachtheils und Schadens vorhanden seyn müsse. Er hätte aber gar nicht gerne die bittere Erfahrung gemacht, einen solchen zu erleiden; es war die Frucht seiner Arbeit und mühevollen Anstrengung fast während einer ganzen Lebensdauer, die er anzulegen vorhatte, und mit solchem sauer erworbenen Gute wagt man nicht so leicht und unbedacht, als mit schnell gewonnenem. Das Resultat seiner Erwägungen war und blieb also, daß es wenigstens in Beziehung auf den Zweck seiner jetzigen Reise ein wahres Glück für ihn sey, einen so nahen Anverwandten zu haben, der ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen könne, und somit machte er sich auf den Weg nach dem Geschäftslokale seines Neffen, um solchen Rath einzuholen.

III.

Noch aber wollte es ihm nicht gelingen, des Neffen habhaft zu werden. Er traf im Geschäfte mehrere junge Männer, unter ihnen auch den vorlauten Herrn, mit welchem er gestern den Wortwechsel gehabt hatte. So unartig derselbe sich dabei in seinen Auslassungen und seinem Betragen benommen hatte, so überaus höflich und fast unterwürfig zeigte er sich heute in seinem Verhalten. Er that, als wenn er den Mann noch nie gesehen, fragte bescheiden nach seinem Begehren, sprach sein Bedauern aus, daß er ihm für den Augenblick nicht entsprechen könne, da der Prinzipal heute noch nicht in's Geschäft gekommen, und erbot sich sogar, ihn zu dem Hause des Prinzipals zu geleiten und sich zu erkundigen, ob er nicht dort die gewünschte Unterredung mit ihm haben könne.

Der Schulmeister dankte und erklärte, später wieder kommen zu wollen, und als der junge Mann ihn bat, lieber den Ort zu bezeichnen, wo man ihn aufsuchen könne, wann der Prinzipal ihn sprechen könne und wolle, damit er sich nicht vielleicht noch mehrmals umsonst herbemühen müsse, bemerkte er lächelnd, ein an Arbeit gewohnter Mann, wie er, schlage solche Mühe nicht hoch an, müssiges und vergebliches Warten, bis er abgeholt würde, komme ihm unliebsamer vor. Er entfernte sich aus dem Geschäftslokale und da er wahrnahm, daß ihm der mehrerwähnte Geschäftsgehülfe nachsah, auch aus der Straße. Doch nur scheinbar — nach wenigen Minuten kehrte er in letztere zurück und stellte sich so darin auf, daß ihm jeder Ein- und Ausgehende in die Augen fallen mußte. Eine kleine Stunde etwa mochte er so auf seinem Wachposten gestanden seyn, als endlich der Erfolg seine Ausdauer zu krönen sich anschickte: sein Neffe kam eiligen Schrittes vom entgegengesetzten Ende der Straße und ging auf sein Geschäftslokal zu. Unweit davon stieß er auf den Briefträger, mit welchem er einige flüchtige Worte wechselte, hastig einige Briefe von ihm nahm und mit diesen in sein Geschäft mehr stürzte als trat. Nach wenigen Minuten folgte ihm der Onkel. Nochmals versuchte es der schlaue Gehülfe, seine Zusammenkunft mit dem Prinzipale durch die Versicherung zu hintertreiben, daß dieser noch nicht gekommen sey, allein der Schulmeister schob ihn ganz ruhig mit der Bemerkung auf die Seite: „Sie müssen mir schon erlauben, daß ich meinen Augen mehr als Ihren Worten traue!" und schritt auf eine dem Haupteingange gerade gegenüberliegende Thüre zu, von der er voraussetzte, daß sie allein ihn noch von seinem Neffen trenne. Seine Vermuthung war ganz richtig, denn als er nach mehrfachem vergeblichen Anklopfen die Thüre öffnete, sah er in der That seinen Neffen — aber in einem Zustand, der jeder Freude des Wiedersehens die Spitze abbrach, vielmehr das Herz des mit treuer Liebe und warmer Theilnahme erfüllten Verwandten zu erschrecken und zu erschüttern ganz geeignet war. Er saß leichenblaß und verstört vor einem Pulte, den kraftlos auf die Brust herabgesunkenen Kopf mit beiden krampfhaft geballten, gegen die Stirne gedrückten Händen haltend, mit weit herausgetretenen Augen, die wie verglast auf einen vor ihm liegenden Brief stierten, und achtete theilnahm- oder gar bewußtlos weder auf den Eintritt noch den Gruß des Onkels. Dieser zog rasch die Thüre hinter sich zu, näherte sich dann dem Neffen und legte ihm seine ziemlich schwere Hand mit den Worten auf die Schulter: „Was hast du denn, lieber Paul? Hast du des Guten zu viel gethan? oder ist dir etwas Unangenehmes zugestoßen?" Der Angeredete sah wie ein Schlaftrunkener, den man aus dem Traume erweckt, mit unsicherem

Blicke auf, versuchte sich zu erheben, sank aber erschöpft wieder auf seinen Sitz zurück und sprach, indem er mit trübseliger Miene dem Onkel die Hand reichte, mit matter Stimme: „Grüß Gott, weicher Herr Vetter! Nicht wahr, Sie treffen den lange nicht gesehenen Neffen in einem schönen Zustande? Aber ich bin weder betrunken, noch ist mir etwas Unangenehmes zugestoßen. Oder heißt vielleicht das etwas Unangenehmes, wenn der Schiffbrüchige den letzten Balken, der ihm noch einzige Hoffnung auf Rettung geboten hatte, von den Wellen verschlingen sieht? Wenn er sich selbst sagen muß: jeder weitere Versuch, jede Anstrengung ist vergeblich, und, Verzweiflung im Herzen, sich der Strömung überläßt, die ihn rasch und unaufhaltsam dem Untergange zutreibt?"

„Sie sehen mich groß an, lieber Oheim!" fuhr er, durch das bisher Gesprochene seiner Erstarrung entrissen, von seinem Sitze sich erhebend, lebhafter fort, „und glauben wohl, ich rede irre; aber ich kann Ihnen versichern, daß ich all mein Leben lang nicht nüchterner gewesen bin als in diesem Augenblicke, auch nie mehr Ursache hatte, es zu seyn. Sie werden das selbst zugeben, wenn ich Ihnen Einsicht in meine Verhältnisse und Lage gestatte. Und warum sollte ich das nicht? Warum sollte ich Anstand nehmen, Ihnen heute eine Neuigkeit mitzutheilen, die morgen alle Welt erfahren wird: ich bin bankrott, die Firma Nordau ist genöthigt, ihre Zahlungen einzustellen. — Hören Sie, wie das gekommen ist", setzte er, dem Oheim, welcher sprechen zu wollen schien, schnell zuvorkommend, hinzu: „Ich habe, wie Sie wohl wissen, von meinem Vater das Geschäft und ein Vermögen geerbt, das allerdings recht ansehnlich, aber doch bei Weitem nicht so bedeutend war, als man allgemein glaubte. Da es im Geschäftsleben von gewaltigem Nutzen ist, für den Besitzer eines großen Vermögens angesehen zu werden, konnte es mir natürlich nicht einfallen, die allzu günstige Meinung, welche man von dem meinen hatte, zerstören zu wollen. Ich lebte daher sowohl vor als nach meiner Verheirathung auf einem den bei mir vorausgesetzten Verhältnissen entsprechenden Fuß und sah, da der Ertrag des regelmäßigen Geschäftes nicht jeder Zeit zur Deckung dieses Aufwandes ausreichte, mich manchmal veranlaßt, auf andere gewinnbringende Spekulationen mich einzulassen. Ich war lange Zeit recht glücklich darin und ich gestehe, daß das so leicht gewonnene Geld hie und da für überflüssige Dinge verausgabt wurde und dazu beitrug, meine Frau und mich tiefer in den Strudel hineinzuziehen, von welchem wir uns hatten erfassen lassen. Da kam plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Neujahrsgruß Napoleons und erschütterte, wie den Weltfrieden, den Wohlstand und das Glück meines Hauses. Ich hatte bei der Darmstädter Bank für eine ziemlich bedeutende Summe Obligationen des österreichischen National-Anlehens deponirt, und entnahm darauf periodisch die Gelder, die mir zu meinem Geschäftsbetrieb erforderlich waren. Das furchtbare Sinken des deponirten Werthes führte auch die Beschränkung meines Kredits bei der Bank herbei, es kostete mich daher schon vor der Leipziger Ostermesse unendlich viel Mühe und Anstrengung, die Mittel zur Erfüllung meiner Verbindlichkeiten aufzubringen. Doch brachte ich solches zu Stande und gewann damit eine freie Frist von einigen Monaten, innerhalb welcher, wie ich und mit mir gar Viele hofften, die Weltlage und dadurch auch die eigenen Verhältnisse sich bessern würden. Diese Hoffnung und, leider Gottes, auch alle meine anderen sind zu Schanden geworden. Beim Herannahen der Versammlung süddeutscher Buchhändler habe ich mich an die Direktion der Darmstädter Bank mit der dringlichen Bitte um ein Anlehen von einigen tausend Gulden gewandt und ich habe ihr ein Verzeichniß meines ganzen Lagers eingesandt und ihr eine Verschreibung zur Sicherheit angeboten — nach mehrfachem Andrängen erhalte ich eben die Antwort der Direktion. Sie ist trostlos: statt der erwarteten Hülfe bringt sie mir die Meldung, daß die Bank in Folge der immer gewaltiger werdenden Krisis bis Ende dieses Monats ihre Depositen zu verkaufen sich genöthigt sehe, und daß ich somit die meinen, wenn ich sie vor solcher nachtheiligen Veräußerung retten wolle, vor dem Ablaufe dieses Termins einzulösen hätte. — Da haben Sie nun, lieber Onkel", schloß Nordau seine Auseinandersetzung, „da haben Sie nun die Ursachen meines unausbleiblichen Falles. Es ist schrecklich, so auf ein Mal dem Nichts gegenüber zu stehen", jammerte er, indem er wieder starr vor sich hinblickte, „es ist schrecklich, wenn auch nicht ohne Alles, doch mit sehr geringem eigenem Verschulden um Habe, Ansehen und liebgewonnene Existenz zu kommen. — Und meine Frau und meine armen Kinder! — O! wer jetzt über eine große Kasse zu verfügen, ein wohlgefülltes Portefeuille vor sich liegen hätte!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Roßheerden in den südrussischen Steppen.

Das Erman'sche Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland, reich an gediegenen Abhandlungen aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und in angenehmem Wechsel damit an populären Mittheilungen aus allen möglichen Lebenskreisen, liefert in seinem letzten Jahrgange anziehende Mittheilungen über den oben genannten Gegenstand, aus denen wir hier das Bedeutendste für unsere Leser ausheben wollen: Die Schaf- und Pferdezucht, bemerkt der ungenannte Berichterstatter, hat namentlich in den letzten Jahren in den Steppen des südlichen Rußlands eine hohe Entwicklung erreicht, und im eigenthümlichen Leben der dortigen Hirten und Treiber finden wir ein neues Bild des Steppenlebens und zu gleicher Zeit einen neuen Beleg für den Wohlstand der dort angesiedelten Kolonisten und für den Reichthum Neurußlands überhaupt. Unter dem Ausdruck „wilde oder Steppenpferde" dürfen übrigens nicht durchaus freie, herrenlose und ungezähmte Thiere verstanden werden, die man erst jagen muß, wie ein Stück Wild, um sie als Beute davon zu führen. Dergleichen Geschöpfe mögen allerdings noch in den unermeßlichen Flächen des Kirgisenlandes und im Gebiete des Aralsee's existiren: in den neurussischen Steppen aber haben alle Heerden ihren bestimmten Eigenthümer, große Grundbesitzer, welche aus Mangel an Ackerbau treibenden Kräften ihr Land nicht anders benützen können, als daß sie nur einen geringen Theil davon bearbeiten und ungeheure Strecken desselben zahllosen Heerden von Hornvieh, Schafen und Pferden zur Weide überlassen. Auf diese Weise wird auch aus den weniger fruchtbaren Ländereien Vortheil gezogen, und das fette Steppengras, das sonst unbenützt verwelken würde, bietet

jetzt den Heerden ein vortreffliches Futter. Die Größe der Heerde hängt natürlich von der Ausdehnung der Weideplätze ab, und es besteht eine solche oft nur aus 100, zuweilen auch aus 800 bis 1000 Pferden, mitunter zählt auch eine, jedoch gewöhnlich in mehrere kleine Abtheilungen getrennt, zehntausend Köpfe. Nur bisweilen werden einzelne Pferde zur Landwirthschaft benützt; die meisten leben, zu gar nichts gebraucht, auf denselben Weiden, wo sie geboren wurden, und gelangen eben dadurch zur vollen Entwicklung und Ausbildung ihrer Kräfte. Erst wenn die Heerde zahlreich genug ist, beginnt der Besitzer Vortheil davon zu ziehen, und einzelne Thiere davon zu verkaufen, was dann auf den benachbarten Jahrmärkten und Messen von Jahr zu Jahr in immer größerer Menge geschieht. — Die ganze Pflege des wilden Pferdes in der Steppe besorgt der Roßhirt. Sehr eigenthümlich ist das Wesen und Treiben dieser Leute. In ganz Europa, Ungarn vielleicht ausgenommen, lassen sich keine Typen auffinden, die dieser scharf ausgeprägten Persönlichkeit ähnlich wären. Nur der Gaucho in den Pampas von Südamerika erinnert an den südrussischen Roßhirten. Der Schafhirt und der Hornviehtreiber sind im Vergleich zu ihm wahre Schwelger; sie führen einen Karren mit sich, in welchem ihre Lebensmittel liegen, und der ihnen zugleich als Speisekammer und als Schlafgemach dient. Nicht so der Roßhirt: die Wildheit seiner Schützlinge, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, die Eile, womit er seine Heerde von Ort zu Ort, von Wiese zu Wiese, von einem Jahrmarkt zum andern treiben muß, verbieten ihm selbst an den Karren, diese erste und hauptsächlichste Bequemlichkeit des Nomaden, zu denken. Tag und Nacht hängt er im Sattel und folgt auf Wegen und Stegen, durch Dick und Dünn allen Kreuz- und Quersprüngen seiner unbändigen Zöglinge. Er speist zu Pferd, zu Pferd ruht er aus und zu Pferd schläft er, wenn es ihm nämlich die Mühen und die Verantwortlichkeit seines Gewerbes zufällig erlauben, einige Augenblicke Schlaf oder vielmehr halbwachen Schlummers zu genießen. Rechts und links am Sattelknopf und im Rücken hängen seine wenigen Geräthschaften.

Wenn alle andere Menschen nach den Beschwerden des Tages im Schlafe Erholung suchen, beginnt für den Roßhirten die angestrengteste Arbeit, die Nachtwache. Auf den weiten, öden, menschenleeren Waideplätzen muß er rastlos seine Heerde umreiten, denn gerade zur Nachtzeit drohen seinen Schützlingen die meisten Gefahren von Sturm und Ungewitter, von Menschen und Thieren. Im Regen und Schneegestöber hat der Hirt mehe zu leiden als seine Rosse, welche sich wenigstens abwenden können, während er unaufhörlich umherzuspähen und dem Ungewitter ins Gesicht zu blicken, die erschreckten Thiere zusammenzuhalten, die zurückgebliebenen anzuspornen, die verirrten aufzusuchen, die widerspenstigen zu bändigen gezwungen ist. Unterläßt er diese Pflicht nur einen Augenblick, so läuft er Gefahr, seine ganze Heerde in der Steppe auseinandergesprengt zu sehen, wo dann häufig die schönsten Füllen eine Beute der Wölfe und die vorzüglichsten Rosse ein Raub noch schlimmerer Gesellen, der Pferdediebe, werden. Um den Elementen trotzen zu können, ist auch die Kleidung dieser Leute eine durchaus eigenthümliche. Gewöhnlich trägt der Hirt ein Wamms und Beinkleider von Rinds- oder Pferdehaut, die rauhe Seite nach Innen gekehrt; auf dem Kopf hat er eine hohe, cylinderförmige Mütze von dunklem Schafsfell gestülpt, und als Gürtel einen breiten Lederriemen umgebunden, an welchem allerlei Sächelchen hängen: Geldmünzen, Metallstücke, Perlen von Bernstein und alle die verschiedenen Kuriositäten, die ihm auf seinen Wanderungen aufstoßen.*) Da er gewöhnlich auch Arzt ist, d. h. da er ein halbes Dutzend mehr oder weniger erprobter Mittel weiß gegen alle möglichen Uebel bei Menschen und Vieh, so finden an diesem Gürtel auch die Instrumente dieses Nebengewerbes ihren Platz. Ueber diese ganze Kleidung kommt noch ein Ueberwurf mit einer großmächtigen Kapuze, welche bei Unwetter über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird und Oeffnungen für Augen, Nase und Mund hat, ungefähr wie das Visier bei den alten Ritterhelmen. Bei schönem Wetter bleibt die Kapuze auf dem Rücken zurückgeschlagen und dient dem Roßhiten als tragbare Vorrathskammer. Dazu kommt noch ein Brodsack, ein Fläschchen mit Branntwein und eine große Wasserflasche, denn in den Steppen gebricht es oft auf weiten Strecken selbst an diesem ersten Lebensbedürfniß. Die Bewaffnung endlich besteht in einer langen Hetzpeitsche, dem eisenbeschlagenen, zum Hauen und Schleudern verwendbaren Knittel und einem 35 Fuß langen Strick, mit einer Schlinge, welche der Mann mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit dem zum Voraus bezeichneten Pferde um den Hals zu werfen versteht, worauf er es mit Riesenkraft zu Boden reißt und es dann gänzlich in seiner Gewalt hat.

Früh erschöpft durch die Mühseligkeiten und Entbehrungen ihres harten Lebens, erreichen die Roßhirten selten ein hohes Alter; von Krankheiten aber wissen sie nichts, und haben im Grunde auch gar keine Zeit, krank zu seyn, und keine Muße, sich zu pflegen. Ihr Lohn ist bedeutend; dagegen muß ein solcher Oberhirt auch einige Gehülfen miethen und für sich selbst und für diese auf eigene Kosten Sattelpferde halten, und ist auch verbunden, aus eigenen Mitteln für Thiere, die im Laufe des Jahres durch seine Schuld gefallen oder zu Schaden gekommen sind, dem Eigenthümer Ersatz zu leisten.

Uebrigens gibt es auch jetzt noch, und selbst unter diesen Roßhirten, arge Pferdediebe. Wenn der fremde Reisende um die Abendzeit an der Landstraße Halt macht und seine Pferde ausspannt, um sie in der Steppe grasen zu lassen, hängt öfters im Nu die Schlinge am Hals solcher Pferde, ehe noch der Eigenthümer etwas gemerkt hat, und die räuberischen Hirten treiben unaufhaltsam die ganze Heerde weit hinweg in die unermeßliche Steppe hinein und überliefern die Beute andern Roßhirten aus einer fremden, fernen Gegend, mit welchen sie in beständigem Verkehr stehen und nächtliche Zusammenkünfte halten. Die alten verlassenen Mongolengräber dienen hiezu als höchst geeignete Punkte; die weite Steppe ist ein ungeheurer Bazar, und Felsenspalten und Höhlungen werden als Kassen und Geldbörsen benützt, worin die Kapitalien niedergelegt und aus denen die Zahlungen geleistet werden.

Mitten im mühevollen und beschwerlichen Leben der Roßhirten finden sich auch einzelne Tage und Nächte, wo sie sich einer ausgelassenen Fröhlichkeit hingeben. Baares Geld haben sie gewöhnlich im Ueberfluß, wenigstens mehr, als sie mit dem besten Willen in der Einsamkeit verthun

*) Aus dem Wohlgefallen an dieser Art von Schmuck und aus einigen andern Umständen schließt der Herausgeber dieses Aufsatzes, daß diese Viehhirten ursprünglich nicht slawischer, sondern türkischer Abkunft gewesen seyen.

können, und außerdem ist der Judenwirth in der Schenke immer bereit, ihnen Kredit zu geben, so viel sie nur immer begehren mögen, da er ihre Ehrlichkeit in diesem Punkte kennt. Da wird denn vor einer solchen Schenke Halt gemacht und gejubelt und gezecht bis an den lichten Morgen. Am andern Tage, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht und die Hirten ihren Rausch ausgeschlafen haben, besteigen sie ihre Rosse und sprengen den vorausgetriebenen Heerden nach, um wieder für Wochen, Monate und ganze Jahre das einförmige und einsiedlerische Leben zu beginnen, das sie von Jugend auf geführt haben und ohne Zweifel bis in ihr spätes Alter führen werden. Im Frühling, wenn das junge Gras emporschießt und die Steppen im schönsten Sommerschmucke prangen, schwelgen auch die Heerden auf der fettesten, saftigsten Waide. Im Sommer selbst dagegen haben sie von Durst und Hitze viel auszustehen. Auf der Steppe ist weit und breit kein Schatten zu finden, aber der Instinkt lehrt die Pferde, sich nach Möglichkeit vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Sie stellen sich nämlich dicht an einander in einen Kreis, die Köpfe nach dem Mittelpunkt gewendet, und auf diese Weise wirft jedes einen, wenn auch geringen, aber dennoch erfrischenden Schatten auf seinen Nachbar. So bleiben sie mit hängender Mähne und gesenkten Ohren ganze Stunden lang unbeweglich: nur von Zeit zu Zeit schütteln sie ungeduldig mit den Köpfen, um sich etwas Luft und Kühlung zuzufächeln. Die Hirten sind ebenfalls in Kreisen auf dem Boden gelagert, stumm und regungslos, wie ihre Thiere. Endlich tritt der erfrischende Herbst ein, für die Steppe ein zweiter Frühling: Gras und Kräuter grünen auf's Neue, die Wasser fließen reichlicher, die Heerde erholt sich und sammelt Kräfte zu den bevorstehenden Strapatzen und Entbehrungen des herannahenden Winters. Im Januar hat der Wintermangel seinen Höhepunkt erreicht. Frost und Stürme dauern fort, aber alle Vorräthe sind erschöpft, und wenn nicht habsüchtige Spekulanten mit ihren Vorräthen um fabelhafte Preise losschlagen, so bekommen die ausgehungerten Pferde nichts mehr zu fressen als Stroh und Schilf, das man zum Decken der Dächer und zur Feuerung eingesammelt hatte; in ganz außerordentlichen Fällen werden sogar die Stroh- und Schilfdächer der Hütten abgedeckt und den Thieren als Futter vorgeworfen. Endlich ist mit Mühe und Noth der Frühling erreicht, und schwach, abgemagert und krank zieht die Heerde wieder auf die Waide hinaus: oft sind aber im Winter auch viele Pferde als Opfer der erlittenen Entbehrungen und der Sorglosigkeit ihrer Eigenthümer gefallen, und dann sind mehrere Jahre erforderlich, um die bedeutend gelichtete Heerde vollzählig zu machen.

Würzburger Stadttheater.

|| **Würzburg**, 29. Sept. „Die Grille", Schauspiel von Charlotte Birchpfeiffer. Wir wissen wohl, daß die Ansichten über die Birchpfeiffer'schen Stücke im Publikum sehr verschieden sind, und wenn wir im Allgemeinen denselben keinen Geschmack abgewinnen können, so machen wir der Direktion doch keinen Vorwurf daraus, wenn sie von Zeit zu Zeit nach ihnen greift, um Jenen zu genügen, welche dieselben gerne sehen. Doch möchte auch hier ein gewisses Maßhalten zu empfehlen seyn; kaum acht Tage sind es her, daß uns erst ein Birchpfeiffer'sches Stück: „Die Musketiere der Königin" vorgeführt wurde; da wäre es denn doch wohl ein billiger Wunsch, daß man inzwischen erst noch bei einigen anderen Autoren sich umgesehen hätte, statt schon wieder zur Birchpfeiffer zu greifen. Dieser Wunsch ist um so mehr gerechtfertigt, als deren Stücke, namentlich die neueren, in welchen sie sich mit besonderer Vorliebe auf das Zeichnen barocker Charaktere verlegt, mehr oder minder doch immer nach einer Schablone gearbeitet sind, und deßhalb, wenn rasch nacheinander gesehen, den unangenehmen Eindruck der Einförmigkeit machen. Von der Darstellung konnte man sich im Ganzen wohl befriedigt fühlen. Die beiden Zwillingsbrüder wurden von den HH. H. **Müller** und **Salm** recht gut gegeben; namentlich erwarb sich ersterer (Landry) durch sein natürliches Spiel reichlichen Beifall. Mit der Art, wie Frl. **Schunke** (Grille) ihre Rolle auffaßte, konnten wir uns nur theilweise befreunden. Im ersten Akt, wo sie ihrem Huhn nach durchs Fenster springt, geschah das mit solch auffallendem Geräusch, und ihr Spiel dabei war so derb, daß man, wie sie sich hier gab, hinter der Grille nur ein plumpes, ungelenkes Bauernkind vermuthen konnte, während doch, wie sich's später zeigt, unter der rauhen Schale ein gediegener, feiner Kern sich birgt, dessen Vorhandenseyn also auch einigermaßen angedeutet seyn muß. So auch in der Scene, wo sie mit ihrem Schatten tanzt; das muß bei aller Wildheit doch leicht und graziös geschehen (besonders da so oft von der Behendigkeit und Leichtigkeit der Grille gesprochen wird), während nur zu sehr das Gegentheil geschah. Dadurch erhöhte Frln. Schunke noch den grellen Kontrast, der ohnedies von der Verfasserin in den Charakter der Grille und dessen Entwicklung gelegt ist, und dessen nicht genügend motivirte Schärfe eine denkende Darstellerin eher etwas mildern sollte. In den späteren Akten gefiel uns übrigens Frln. Schunke ungleich besser. Auch die übrigen Rollen waren mehr oder weniger gut besetzt.

Miscellen.

Bei **Bath** sind zwei Bahnzüge zusammengestoßen; drei oder vier Personen sind schwer verletzt worden. Die Kollision wurde durch die nämliche Fahrlässigkeit herbeigeführt, welche auch den Unfall auf der London-Hampsteaderbahn veranlaßte.

*

Die Crinoline hat wieder ein Opfer gefordert! Ein junges Mädchen, welches in Begleitung ihres Vaters und Bräutigams die Dampfmaschine zur Entwässerung des Klostersee's bei **Eismar** besichtigen wollte, wurde von derselben am Kleide erfaßt und war im Nu zu Tode gequetscht.

*

Einer der tüchtigsten englischen Schauspieler im Fache des Lustspiels, William Farren, ist am 24. d. M. im 75. Jahre seines Alters in London gestorben.

*

Druck und Verlag der **Stahel'schen** Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Karl Pöhlmann**.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 80. Sonntag den 6. Oktober 1861.

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

Während dieser Klagen und Seufzer des Neffen hatte der Onkel sich seines Büchsenranzens entledigt und ihn vor jenem auf den Pult gelegt; er nahm sich nun einen Sessel, setzte sich seinem Neffen gegenüber und sagte lächelnd zu ihm: „So bin ich denn gerade im rechten Augenblicke gekommen, um Zeuge davon zu seyn, wie dir der Beweis geliefert wird, daß du ein wahres Sonntagskind seyest. Du darfst nur sagen: Tischle deck' dich! so liegt schon eine Wurst darauf. Das gewünschte Portefeuille hat sich richtig eingestellt, zwar kein zierliches, feines, aber — und das ist doch wohl die Hauptsache — mit dem rechten, stets brauchbaren Inhalt gespickt." Dabei öffnete er den Büchsenranzen und zog ein Päckchen Banknoten um das andere heraus und ordnete sie auf dem Pulte. „Du hast", bemerkte er dabei gegen seinen Neffen, „gleich bei meinem Eintritt meine ganze Aufmerksamkeit so sehr für dich und deine Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß die meinigen, um derentwillen ich die Reise hieher unternommen, mir ganz außer Acht kamen. Merkwürdiger und geschickter Weise aber fügt es sich, daß sich beide mit einander verschmelzen und gleichzeitig erledigen lassen. Ich habe meinen Hof an den Fürsten von T., der ihn schon lange zu erwerben die Absicht hatte, verkauft und den Erlös hieher gebracht, um ihn nach deinem Gutdünken und Rathe anzulegen. Jetzt bedarf es jedoch keiner langen Berathschlagung: du kannst das Geld selbst brauchen und ich stelle es hiemit zu deiner Verfügung. Es sind 27,800 Gulden*); hoffentlich wird das ausreichen, dich deiner Verlegenheit zu entreißen."

Der Buchhändler Nordau kam sich bei diesen Worten seines Oheims wie ein Träumender vor, er traute seinen eigenen Augen und Ohren nicht und riß jene gewaltig auf, als er so tausend Gulden nach tausend Gulden aus dem allerdings plumpen und unansehnlichen Büchsenranzen nehmen sah. Mechanisch folgte sein Blick der Hand des Onkels und überzählte, nachdem diese ihre Arbeit vollendet hatte, die auf dem Pulte liegenden Päckchen Banknoten: es waren richtig achtundzwanzig. „Im letzten fehlen zweihundert Gulden", bedeutete ihm der Oheim; „der Rentamtmann des Fürsten hat sie zurückbehalten, weil sie überschüssig über den Kaufschilling waren."

„Und diese große Summe wollen Sie mir anvertrauen?" fragte der Neffe, der sich nach und nach von seinem an Betäubung grenzenden Erstaunen erholt hatte; „wollen Sie mir anvertrauen trotz der genauen Kenntniß von dem schlechten Zustande meiner finanziellen Verhältnisse, die ich Ihnen eben gegeben? Es kann das Ihr Ernst nicht seyn."

„Mein völliger Ernst", erwiderte der Onkel ruhig und bestimmt. „Sollte ich dir etwa das Geld weniger überlassen, da ich weiß, daß du es nothwendig hast und es dir aus deiner Bedrängniß helfen kann, als wenn ich noch der Meinung wäre, du müßtest es zu anderem müssigen in die Kasse legen, bis sich eine geeignete Gelegenheit zu seiner Verwendung fände? Im Gegentheil, ich stelle es jetzt um so williger zu deiner Verfügung, weil ich die Gewißheit habe, daß es dir von Nutzen seyn werde."

„Es ist das sehr edelmüthig gedacht, mein lieber Onkel!" versetzte der Neffe in tiefer Rührung, „aber durchaus nicht praktisch. Was für Sicherheit kann ich Ihnen für das bedeutende Kapital bieten, das Sie mir behändigen wollen? Die Papiere, welche ich bei der Darmstädter Bank deponirt habe, reichen, namentlich nach ihrem jetzigen Kurse, dazu bei weitem nicht aus, und mein übriges Vermögen verlöre, gäbe ich es aus den Händen, mindestens die Hälfte seines Werthes. Ich anerkenne mit dankbarem Herzen das große Opfer, das Sie zu meinen Gunsten zu bringen bereit sind, aber ich darf und will dasselbe nicht annehmen."

— „Und doch hättest du es von dem Direktor der Darmstädter Bank angenommen, und hast es ihm sogar zugemuthet," hielt ihm der Oheim entgegen. „Steht er dir näher als ich? Oder darf er mit dem seiner Verwaltung übergebenen Gelde freier schalten und eher etwas wagen, als ich mit dem Vermögen, das ganz mein eigen ist?"

„Aber Sie bieten mir mehr an, als ich von ihm verlangte, und es ist alle Ihre Habe, die Sie für mich einsetzen wollen," wandte der Neffe ein.

— „Weißt du das so genau?" fragte der Oheim lächelnd. „In der Regel ist bei jedem Gute auch ein Inventarium, und das habe ich nicht an den Fürsten von T. verkauft. Wenn es übrigens in der That mein ganzes Vermögen wäre, so würde ich doch keinen Augenblick zögern, es dir zur Verfügung zu stellen. Als dein seliger Vater und ich die Klosterschule besuchten, wurden wir einmal vom Prälaten zu einem benachbarten Geistlichen geschickt, um ihn zur Abhaltung eines Trauergottesdienstes einzuladen. Es

*) Für ferne Leser dürfte hier die Bemerkung nicht überflüssig seyn, daß im gesegneten Schwabenlande Schulmeister mit so bedeutendem Grundbesitze nicht dem Reiche der Fabel, sondern der Wirklichkeit angehören; doch sind sie auch hier sehr dünn gesät.

Anm. d. Verf.

war im Monat Mai, aber die Hitze so drückend, als wenn bereits die Augustsonne die Erde austrocknete. Auf dem Heimwege wandelte mich daher die Lust an, in dem Flusse, längs dessen wir eine Zeit lang hinzugehen hatten, zu baden. Umsonst warnte mich der ältere und einsichtigere Bruder, und stellte mir nachdrücklichst vor, daß ich sehr erhitzt, das Wasser aber in dieser Jahreszeit noch nicht gehörig durchwärmt sey; ich bestand auf meinem Willen, und nach wenigen Minuten sprang ich in den Fluß. Was mir dort zustieß, ist mir noch nicht bekannt, denn ich verlor, sobald ich das Wasser berührte, das Bewußtseyn. Als ich jedoch wieder zu mir kam, lag ich am Ufer in den Armen meines Bruders, der mir nachgesprungen war und mit übermäßiger Kraftanstrengung mich der mich fortspülenden Strömung entrissen und an's Land getragen hatte. Ich werde nie das wahrhaft selige Lächeln vergessen, mit dem er auf mich blickte, als ich die Augen wieder aufgeschlagen und auf seine Frage, ob ich ein Leid empfinde, mit einem herzhaften 'ganz und gar nicht' geantwortet hatte. In der That war ich in kurzer Zeit wieder frisch und munter, und nachdem die ganz durchnäßten Kleider des Bruders getrocknet waren, setzten wir heiter und guter Dinge unsern Rückweg fort. — Glaubst du, das Leben deines Vaters sey weniger werth gewesen, als die Summe, welche du von mir anzunehmen dich weigerst? Unterlaß deßhalb jede fernere Gegenrede und betrachte wie ich mein Anerbieten nur als eine Pflichterfüllung von meiner Seite, von der du mich nicht abhalten sollst, auch vergeblich abzuhalten bemüht seyn wirst."

IV.

Nach solcher eindringlichen und bestimmten Erklärung mußte wohl der Neffe sich ohne weiteres Widerstreben in den Willen des Onkels fügen, und er that dies auch, nachdem er einmal die erste beschämende Scheu überwunden, mit gutem, fast freudigem Muthe. Die so plötzlich und unerwartet ihm eröffnete reiche Hülfsquelle flößte ihm neue Hoffnung auf eine bessere Gestaltung seiner Verhältnisse ein, weckte in ihm die durch das Mißgeschick gelähmte Thatkraft und befreite die Springfedern seines Geistes von dem vernichtenden Druck, der auf ihnen gelastet war. Die kurze Zeit, welche der Oheim in dem Kabinet des Neffen zugebracht hatte, reichte hin, diesen aus einem gebeugten, entmuthigten, fast verzweifelnden in einen starken, unternehmenden, lebensfrohen Mann umzuwandeln, und mit der Miene eines solchen führte er jetzt den Onkel in Laden und Magazin umher, zeigte ihm die seltenen und werthvollsten Werke, die sich auf dem Lager befanden, und lud ihn mit der Zuvorkommenheit eines nahen Verwandten und eines zu großem Danke Verpflichteten zu dem in seinem Hause auf den Abend stattfindenden Fest ein. Der Onkel lehnte entschieden ab; er erzählte, wie er bereits zu wiederholten Malen in seinem Hause gewesen und aus den großen Vorbereitungen, die darin getroffen wurden, die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht in die Gesellschaft passe, welche jener gälten. Dagegen versprach er auf's bereitwilligste, den Abend dennoch im Hause des Neffen zuzubringen — in der Kindsstube bei den Kleinen, mit welchen er sich bereits zu verständigen gewußt habe und sich auch besser unterhalten werde, als mit den fremden Herren, die ihn, falls sie Notiz von ihm nähmen, doch nur über die Achsel oder wie ein seltenes Thier ansehen würden.

Nach solchem Uebereinkommen schickten sich Onkel und Neffe an, das Geschäftslokal zu verlassen. Während dieser im Kabinet noch einige Papiere ordnete und das ihm übergebene Geld in die Kasse schloß, trat jener in den Laden hinaus, besah sich das eine und das andere Buch und winkte den Gehülfen, den er Tags zuvor schon kennen zu lernen Gelegenheit hatte, zu sich heran. Derselbe hatte mit großer Betrübniß die Freundlichkeit und Vertraulichkeit des Prinzipals gegen den von ihm Beleidigten wahrgenommen, er hörte mit Schrecken, wie dieser jenen mit „Du" anredete, und die Besorgniß vor dem — in der Zeit so großer und allgemeiner Geschäftsstockung besonders unangenehmen — Verluste seiner Stelle begann bereits in seiner Seele aufzutauchen. Er nahte sich daher jetzt auch ganz verdutzt dem Mann, dessen Reden ihm so bedeutenden Nachtheil bringen konnten; dieser aber beruhigte ihn alsbald mit der Versicherung, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen, seinem Neffen von dem zwischen ihnen Vorgefallenen Kenntniß zu geben. „Es liegt durchaus nicht in meiner Weise", sagte er zu ihm, „den Anbringer zu machen oder Rache zu nehmen für die Unbill, die Sie mir zufügten, aber eine kleine Belehrung müssen Sie sich schon von mir gefallen lassen. Beachten Sie für die Folge besser den alten Spruch: wer seinen Mund und seine Zunge bewahret, bewahret sich vor manchem Leid! — und auch des andern gedenken Sie: mißachte selbst den geringsten Menschen nicht, denn es gibt keinen, der nicht seine Zeit, dir zu nützen oder zu schaden, hätte." Mit diesen Worten schied er von dem nicht mehr beängstigten, dagegen ziemlich verlegenen und beschämten Gehülfen und ging mit dem Neffen nach Hause. Als dieser ihn auf dem Wege dahin nach dem Gegenstande seines Gespräches mit seinem Gehülfen fragte, zog er „Keschnitz's kleine Erzählungen für kleine brave Kinder" aus der Tasche und zeigte es dem Neffen mit der Auseinandersetzung: „Ich habe mir dieses Buch von ihm geben lassen, aus dem ich deinen Kindern auf den Abend Einiges vorlesen will, und ihm dabei scherzend bemerkt, daß dasselbe manches auch für Erwachsene sehr Beherzigenswerthe enthalte."

(Schluß folgt.)

Pneumatische Depeschen.

London, im Sept. Πνεῦμα, Pneuma, bedeutet Wind. Wind zu machen, darein hat aller Zeiten manch einer seinen Ehrgeiz gesetzt. Industrieritter, die wenig andere Nahrungsquellen haben, als die Atmosphäre, haben eine beträchtliche Geschicklichkeit darin entwickelt, eine Brise zu veranstalten und in ihrem besondern Stück Segeltuch zu fangen. Gar lustig spielt ihre sinnreiche Erfindung in Romanen, Komödien und Possen. Aber im Allgemeinen war es ein ärmliches, undankbares Handwerk. Es mußte ein Ingenieur und Geschäftsmann kommen, um den Komödiendichter auf seinem eigenen Felde zu schlagen, den Baron Münchhausen und seine Luftverdichtungs-Kompagnie zu überbieten. Mr. Rammel beabsichtigt, Wind zu machen zu einem ernsten Zweck, von der Luft zu leben nicht nur, sondern ein reicher Mann zu werden. Sein Lüftchen ist eine gute Fee, die für jedermann jederlei Botengang besorgen soll, flink, sicher, geräuschlos und billig, die Alles befördern soll von einem Kuß, einem Liebesbrief, zu einem Faß mit Austern, einem Sack mit Kohlen. Was sagen die Damen,

die im fernen Westen, in Kensington oder Nottinghill, wohnen, zu einer Einrichtung, die ihre Briefe nach dem andern Ende von London blasen und ihnen die Antwort auf ihre süßen Episteln durch dasselbe poetische Agens zuführen soll? Wundervoller Vorschlag, den Zephir darauf abzurichten, daß er aus- und eintrage, wie ein Hund von auserwählter Race, oder eine Taube von erster Brut! Und wundervoller noch, was sagen sie zu einer Vorrichtung, die Glacehandschuhe und Putz, Novellen in drei Bänden und Flaschen Eau de Cologne von jedem beliebigen Punkte nach jedem beliebigen Punkte innerhalb der Hauptstadt fliegen macht. Bezaubernder Gedanke! Und doch gehört nur die Erfüllung ganz verständiger Hoffnungen dazu, und Alles dies und viel mehr noch wird bald etwas Alltägliches seyn. Ein paar Monate weiter und eine Dame, die in einem Landhause von Primrose Hill das Scepter führt, wird ihrem nach der City aufbrechenden Gatten sagen: „Mein Herz, blase mir eine Hammelkeule, eine Steinbutte und ein paar Hummern von Cheapside!" und der „wackere Ritter ihrer Launen" wird nicht verwundert drein schauen, sondern ohne Besinnen antworten: „Gewiß, mein Kind; und soll ich dir nicht sonst noch etwas blasen?" In gehöriger Zeit werden die Gegenstände eingekauft seyn und mit einem Allez passez geschwind! werden Hammelkeule, Steinbutte und Hummern bei Primrose Hill richtig absteigen.

Der Ernst von dem Scherze ist, daß sich eine Aktiengesellschaft gebildet hat mit „beschränkter Haftbarkeit" und unbeschränktem Leistungsvermögen, um in unserer Hauptstadt Linien von pneumatischen Röhren zu legen zur Beförderung von Briefen und Packeten. Die Sache ist nicht so neu, wie sie Manchem aussehen mag; eine pneumatische Röhre befördert seit vielen Jahren die Wagen auf der Eisenbahn von Paris nach St. Germain und eine andere die Depeschen zwischen der Centralstation der Electric and International Telegraph Company in Lothbury und ihren verschiedenen Annahmestationen. Wer neugierig oder noch ungläubig ist, kann gehen und selber sehen an der Station von Battersea, wo die pneumatische Kompagnie versuchsweise eine Röhre gelegt hat. Sie läuft eine Viertelmeile weit am Ufer hin und erscheint mit ihren mannigfachen Steigungen und Senkungen und Krümmungen wie eine ungeheuere Schlange, in Ringeln gelegt, aber bewegungslos. Der Durchschnitt ist nicht rund, sondern wie von einem gewöhnlichen Eisenbahn-Tunnel, 2 Fuß 9 Zoll hoch. Mit dieser Röhre hat man die schwierigsten Krümmungen und Neigungen dargestellt, die mit der ersten in London zu legenden Linie zu überwinden seyn werden. Der Mechanismus der pneumatischen Röhren ist im Allgemeinen folgender: Die Röhre steht mit einem Behältniß in Verbindung, aus dem vermittelst einer Pumpe oder eines Fächerrades die Luft entfernt werden kann; die Luft in der Röhre strömt also nach, verdünnt sich, und die äußere Luft treibt einen Stempel oder Stöpsel in die Röhre hinein. Dieser Stöpsel läuft in Schienen, die auf dem Boden der Röhre liegen, und dient als Wagen oder Lokomotive für die zu befördernden Gegenstände.

Die Aufgabe, den Druck der atmosphärischen Luft als bewegende Kraft von Ort zu Ort zu benutzen, beschäftigte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zwei Männer von sehr verschiedener Geistesrichtung; Coleridge wollte Schiffe damit treiben, der Ingenieur Murdoch Briefe damit befördern. Der letztere Gedanke wurde 1810 von dem dänischen Ingenieur Medhurst aufgenommen und 1824 von dem Engländer Ballance zu dem Projekt verarbeitet, eine Röhre von London nach Brighton zu legen, durch welche die Wagen mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel hindurchschießen sollten. Später kam Medhurst auf den Gedanken, den zu bewegenden Gegenstand nicht innerhalb, sondern außerhalb der Röhre anzubringen. Wie aber diesen Gegenstand mit dem Stöpsel verbinden, da die Röhre doch nur unter der Bedingung, daß sie gar keine Oeffnung hat, luftleer gemacht werden kann? Medhurst brachte einen schmalen Schlitz an, der durch ein Wasserventil geschlossen werden sollte. Aber das Ventil versagte den Dienst. Endlich kam Samuel Clegg, der 1814 die Westminsterbrücke mit Gas beleuchtet hatte (nachdem ein von den Engländern todtgeschwiegener Deutscher das Kunststück 1807 in Pall Mall vorgemacht). Er verschloß den Schlitz durch zwei Lederklappen, die mit einer fettigen Substanz getränkt waren, der an dem Stöpsel senkrecht angebrachte Stab drängte sich durch diese Klappen, die sich hinter ihm wieder schlossen, und bewegte den Wagen fort. Nach diesem System wurden die Linien nach Kingston, Dalkey und Croydon, die wieder eingegangen sind, und die zwischen Paris und St. Germain, die heute noch in Thätigkeit ist, angelegt. In der neuen Anwendung ist man wieder zu dem ursprünglichen Gedanken zurückgekehrt, den zu bewegenden Gegenstand in die Röhre zu bringen. Die Gesellschaft wird die erste Linie von dem Generalpostamt nach einem der Zweigämter legen und den Postverkehr übernehmen, und allmälig alle Quartiere der Stadt mit einander verbinden. Sie rechnet namentlich darauf, die aus den Invaliden des Krimkrieges gebildete Dienstmannschaft zu ersetzen.

Neue Anwendung des Stereoskops.

Ein Photograph in England hat den geistreichen Gedanken gehabt, das Stereoskop gewissen astronomischen Zwecken dienstbar zu machen; er hat nämlich vorgeschlagen, dasselbe zur Verfolgung der Bewegungen von Doppelsternen zu benutzen. — Ein Doppelstern wird bekanntlich durch zwei Fixsterne gebildet, die sich scheinbar so nahe stehen (ihre Entfernung beträgt meist nur wenige Sekunden), daß es nur mit guten Fernröhren möglich ist, den einen von dem anderen zu trennen. Mit den bloßen Augen sieht man daher immer nur *einen* Stern. An sehr vielen dieser Doppelsterne, deren man schon mehrere Tausende kennt (der Polarstern ist z. B. ein Doppelstern), haben die Astronomen*) die Bemerkung gemacht, daß der eine Stern sich immer um den anderen bewegt; und gerade dieser Umstand hat die Doppelsterne zu so merkwürdigen Himmelskörpern gemacht. Ihre Umwälzungen gehen aber in den meisten Fällen so sehr langsam von Statten, dauern oft mehrere hundert Jahre, daß wahrscheinlich nur aus diesem Grunde der so sehr geringen Beweglichkeit an vielen Doppelsternen überhaupt noch gar keine Bewegung hat nachgewiesen wer-

*) Dem älteren Herschel gebührt das Verdienst der Entdeckung der eigenthümlichen Bewegung der Doppelsterne (1780), die man früher immer nur für zwei zufällig so dicht bei einander stehende Fixsterne hielt, die aber sonst keine näheren Beziehungen zu einander hätten.

den können. Würde man nun aber zwei photographische Bilder des vermeintlichen Doppelsternes, wovon das eine möglichst lange Zeit nach dem anderen aufgenommen ist, unter das Stereoskop bringen, so würde sich hier jede noch so kleine Bewegung verrathen, die in der zwischen der Aufnahme der beiden Photographien verflossenen Zeit erfolgt ist, und zwar ganz nach dem Prinzip, wie Dove eine falsche Kassenanweisung von einer ächten durch das Stereoskop hat unterscheiden gelehrt. Doch es ist dies eben nur ein Vorschlag, und wir müssen erst abwarten, ob die Astronomen davon werden Gebrauch machen können.

Würzburger Stadttheater.

Freitag, 4. Okt. „Czar und Zimmermann", Oper von Lortzing. Die Aufführung dieser Oper ist in vielen Beziehungen hinter unseren Erwartungen zurückgeblieben. Die Musik ist so bekannt, daß sie den Sängern keine Schwierigkeiten bietet und die Spielrollen lagen in Händen, von welchen sich eine gewandte Durchführung nicht bezweifeln ließ, und dennoch zeigten sich Mängel, welche den günstigen Eindruck, den die vorzügliche Durchführung der Rolle des Bürgermeisters durch Hrn. Schiffbenker und die gelungene Darstellung der Nichte des Bürgermeisters durch Frln. Barth hervorgebracht hat, geschwächt haben. Mängel, deren sich außer den Genannten so ziemlich alle übrigen Mitspielenden schuldig gemacht haben. Leider können wir in dieser Beziehung auch keine unbedingte Ausnahme für Hrn. Lang als Czar machen. In den ersten Akten kam uns seine Stimme etwas belegt vor und schien es überhaupt, als ob er nicht so recht disponirt sey. Das bekannte Czarenlied im 3. Akte hat derselbe mit unnatürlich forcirter Stimme gesungen, wodurch es kam, daß bei Steigerungen die Töne umzuschlagen drohten und Wohlklang und Fülle verloren. Ueber das ganze Lied ist eine elegische Stimmung verbreitet, welche sich in weichem, gefühlvollem Vortrage ausdrückt, deßhalb aber keineswegs den Nachdruck und die Kraft an der richtigen Stelle ausschließt. Dieses weiche poetische Element muß aber gänzlich verschwinden, wenn das Lied mit durchgehends forcirter Stimme gesungen wird. Der Peter Michaelow des Hrn. Reuther konnte nur durch sein befriedigendes Spiel vor vollständigem Fiasko gerettet werden; leider ist seine Stimme unbrauchbar und wird sich schwerlich verbessern, da eben die Natur Hrn. Reuther die Gabe des Gesanges nicht verliehen hat. Sein unangenehmes Organ hat das Ensemble gewöhnlich verdorben. Die Gesandten der drei Großmächte haben ihre Mission ziemlich schlecht erfüllt. Während bei dem russischen und englischen die mangelhafte Aussprache und das Spiel zu tadeln ist, müssen wir bei dem französischen auch den Gesang entschieden rügen. Hr. Seyler hat die üble Gewohnheit, in der Meinung, dadurch seine Stimme in glänzendem Lichte zu zeigen, die Noten ungebührlich lange zu halten; dadurch wird der Charakter seiner Gesangsstellen ganz und gar verwischt und der Effekt vernichtet. Das bekannte Lied an das flandrische Mädchen im 2. Akte wurde durch diese fatale Gewohnheit zu einem Unding verzogen und so langweilig, daß man darüber hätte einschlafen können, und das Sextett in demselben mehrmals in seinem Flusse aufgehalten. Möge Herr Seyler dieses beherzigen und diese üble Gewohnheit ablegen. —C.—

|| **Würzburg, 2. Okt.** Graf Essex, Trauerspiel von Laube. Nachdem das Personal des Schauspiels seither an leichteren Stücken seine Kräfte in befriedigender Weise erprobt hatte, bewies dasselbe am heutigen Abend, daß es auch der würdigen Aufführung einer großen Tragödie gewachsen sey. Im Allgemeinen konnte man mit der heutigen Darstellung wohl zufrieden seyn, und wenn wir im Nachfolgenden verschiedene Einzelnheiten bemerken, an denen wir etwas auszusetzen finden, so geschieht dies unter dem Vorbehalt, daß wir das Uebrige gebührend anerkennen. Trefflich wurde die Königin durch Frau Ernst, die Rutland durch Frl. Wulff gegeben. Recht wacker war auch Herr H. Müller in der Titelrolle; er zeigte in seinem Spiel, daß er den Geist derselben richtig erfaßt hatte, aber die Kraft blieb hinter dem Willen zurück. Das imponirende Wesen, das stolze, kecke Selbstvertrauen des Grafen Essex war nicht stark genug ausgeprägt; sein Auftreten zeigte mehr den galanten, feingebildeten Hofmann, zu wenig den starren Charakter, der in diesem heißblütigen Kopf steckt. In den leidenschaftlichen Scenen des zweiten und dritten Akts fehlte seinem Vortrag und seinem Gebärdenspiel die intensive Kraft, welche für den Ausbruch des heftigsten Zorns nöthig ist. Indem wir dies bemerken, müssen wir aber beifügen, daß Hr. Müller vielleicht mehr hätte leisten können, wenn ihn nicht die zwei unmittelbar vorausgehenden Spiel-Abende schon vollauf in Anspruch genommen hätten; zu viel darf man einem Menschen eben auch nicht zumuthen. Der Anzug im 3. Akt war übrigens auch nicht so gefällig und stattlich, wie es für den Grafen Essex sich schickte. Hr. Kustermann (Southampton) entwickelte einen fließenden Vortrag, der jedoch hie und da gar zu rasch wurde und durch diese Raschheit in bedeutungsvolleren Stellen des nöthigen Gewichts entbehrte. Den Haushofmeister Jonathan gab Hr. Denzin ausgezeichnet, den Cuff Hr. Reuther nicht übel, doch war die Charakteristik nicht scharf genug. Für den alten Ralph war der Ton, welchen Hr. Trellinger anschlug, nicht ganz passend; mehr gutmüthiger, wohlwollender Eifer, aus dem Schatz seiner Erfahrung Andern etwas zukommen zu lassen, weniger die pedantisch doctrinende Art eines Menschen, der Andere hofmeistern will, das schlägt hier ein. Den Eintritt der Königin hätte er laut und vernehmlich ankündigen sollen; warum so leise, als sollte er ein Geheimniß bleiben?

Miscelle.

Berlin. Frau Jachmann-Wagner hat am 18. September in der Gluck'schen Oper „Orpheus" einen glänzenden Abschied von der Bühne als Sängerin genommen und am 30. ihr Debut als tragische Schauspielerin mit der „Iphigenie" von Göthe eröffnet. Zu dieser Vorstellung wurde von Händlern für ein Parquet-Billet 2 Frd'or. gefordert und ihnen solche auch gezahlt. Parterre-Billets wurden zum Preise von 4 Thlrn. ausgeboten — ein Beweis, daß das Interesse, welches das Publikum an der Künstlerin nimmt, ein bedeutendes ist.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 81. Mittwoch den 9. Oktober 1861.

Der wackere Vetter.

(Schluß.)

Einige Stunden später waren die Zimmer des Nordau'schen Hauses hell erleuchtet und glänzten seine Fenster mit strahlendem Scheine in die dunkle, schwüle Nacht hinein. Eine zahlreiche, festlich gekleidete Gesellschaft hatte sich darin eingefunden und wogte bunt durcheinander gemischt hin und her. Mit eigener Geschicklichkeit wußten sich die Diener mit ihren reichlich gefüllten Platten durch dieses Gewoge hindurch zu winden, um Erfrischungen jeder Art herum zu bieten. Allmälig kam einige Ordnung in dieses Wirrsal: Bekannte trafen sich und traten in besondere Gruppen zusammen, einzelne ältere Herren suchten die Spieltische auf und ließen sich daran nieder, die jüngern folgten den Damen in ein anderes Zimmer, in dessen Mitte ein geöffnetes Piano stand, auf welchem eben ein gleichfalls geladenes Mitglied der königlichen Hofkapelle die Ouverture zu Meyerbeers neuester Oper, der Wallfahrt nach Ploërmel, spielte, und in einem daranstoßenden Cabinete medisirten ein paar an Jahren schon vorgerückte Frauen in aller Behaglichkeit. Während in solcher Weise die Bewirthung und Unterhaltung der Gäste in gehörigem Flusse war und die in Sammt und Seide angethane Frau des Hauses von ihrem Sitze auf dem Sopha aus mit ängstlicher Sorgfalt darüber wachte, daß nirgends eine Störung eintrete, war Herr Nordau in das Hinterhaus gegangen, in dessen netten, nicht allzu geräumigen Stübchen die Kinder für diese Nacht untergebracht worden waren.

Der Onkel Schulmeister hatte erklärt, bis zu ihrer Schlafenszeit bei ihnen bleiben zu wollen, dann werde er sich in sein Wirthshaus und gleichfalls zur Ruhe begeben, um am andern Tage mit dem ersten Zuge wieder nach Hause zu reisen. Umsonst war der Neffe bemüht, ihn von diesem Entschlusse abzubringen und auch nur zu einem Tage längeren Aufenthaltes zu vermögen: er blieb standhaft bei seinem Vorsatz; er könne und wolle, sagte er, obgleich er jetzt — in der Sommerszeit — nur täglich vier Stunden Schule zu halten habe, diese nicht versäumen; das Vergnügen müsse der Pflicht weichen. Er hatte sich deßhalb auch schon bei seiner Nichte verabschiedet und solches gleichzeitig bei dem Neffen thun wollen; dieser aber bestand darauf, ihn nochmals zu sehen, und nahm ihm das Versprechen ab, sein Haus nicht früher zu verlassen, bis er ihm wiederholt Lebewohl gesagt haben würde. Zu diesem Zwecke war jetzt Herr Nordau für einige Augenblicke von der Gesellschaft weggegangen. Er fand den Oheim seiner harrend. Die Kinder, bei welchen er, wie er versicherte, seine Zeit vortrefflich zugebracht hatte, lagen bereits zu Bette und er stand am halbgeöffneten Fenster, um die von den Blüthen und Blumen des Gartens angenehm durchduftete Luft einzuathmen. Er legte dem Neffen, welcher sich in neuen Dankesergießungen ergehen wollte, die Hand auf den Mund und empfahl ihm, seinen Dank durch verdoppelten Eifer und Umsicht im Geschäfte und weise Benützung und Zusammenhaltung der ihm zu Gebote stehenden Mittel zu bethätigen, damit werde er sich und ihn vor Verlusten bewahren, und wenn er einen solchen nicht erleide, so sey ja die von ihm geleistete Hülfe gar keiner anerkennenden Erwähnung werth. „Uebrigens," fügte er lächelnd hinzu, „habe ich heute, als ich dir eine Begebenheit aus meinem Leben mittheilte, in welcher dein seliger Vater so viele Hingebung und Aufopferungsfähigkeit zeigte, den Schluß meiner Erzählung weggelassen und ich trage nun denselben nach, da er beurkundet, daß dein Vater eben so klug als brav und wacker gewesen ist. Bei unserer Nachhausekunft von unserem Botengange, der für mich so verhängnißvoll hätte werden können, hieß mich dein Vater, als wir eben in die Zimmer des Prälaten eintreten wollten, einen Augenblick halten und gab mir auf meine Frage, was er wolle, statt einer Antwort ein tüchtiges Paar Ohrfeigen, zur warnenden Erinnerung an meinen Leicht- und Eigensinn, wie er mir noch unter der Thüre rasch zuflüsterte. Auch ich habe heute dir und deiner Frau ein kleines Erinnerungszeichen zurückgelassen zur Mahnung an die etwas leichtfertige Auffassung eurer ökonomischen Verhältnisse. Morgen wird es euch von selbst entgegentreten; es soll die Bedeutung der Ohrfeige deines seligen Vaters haben. Und nun lebe wohl! Gott erhalte dich und die Deinigen und schenke dir Glück, Segen und Gedeihen." Hiemit schüttelte er dem Neffen die Hand, küßte die schlafenden Kleinen und ging, um seine innere Rührung zu verbergen, rasch von dannen.

V.

In dem großen Saale der Bürgergesellschaft in Stuttgart herrschte in den Vormittagsstunden des 21. Jun. 1859 ein sehr reges, geschäftliches Leben. Es waren viele grüne Tische darin aufgestellt und an ihnen saßen rechnend und zählend die Chefs der bedeutendsten Buchhändler-Firmen Süddeutschlands. Trotz der schlimmen Weltlage und der dadurch herbeigeführten gefährlichen Handelsstockung, worunter besonders der Buchhandel schwer litt, hatte sich die Solidität

und die Umsicht, mit welcher er in Süddeutschland betrieben wuede, im Allgemeinen auf's glänzendste bewähet: die Zahlungen wurden pünktlich und in vollem Betrage geleistet und es gingen durch sie Summen von sehr bedeutendem Belange von Hand zu Hand. Doch ohne alle bösen Folgen war der Sturm der Zeit geeade nicht dahin gegangen, er hatte manches Haus hart eefaßt und zu Boden geworfen, zum Theil mit der Aussicht auf seine Auferstehung in bessern Tagen, zum Theil ohne sie. Die Vertreter dieser Häuser zeichneten sich natürlich durch ihr Nichterscheinen in der Versammlung aus und solche Abwesenheit wurde allgemein als eine stillschweigende Insolvenz-Erklärung angesehen und die Kreditoren wußten so ziemlich, woran sie waren. Auch Nordau war lange ausgeblieben, und schon schüttelten einige seiner Geschäftsfreunde, welche heute belangreiche Zahlungen von ihm zu erwarten hatten und denen seine Beelegenheit gerüchtweise zu Ohren gekommen war, bedenklich das Haupt, als er mit der Haltung und Miene eines Mannes eintrat, dem die Eefüllung seiner Verbindlichkeiten nie die geringste Sorge gemacht. An den überaus freundlichen Grüßen, die ihm zugeflüstert und zugewinkt wueden, merkte er wohl, daß Andeee diese Sorge für ihn übernommen hatten, er eilte daher, sein reich gefülltes Portefeuille zu öffnen und mit einer gewissen Siegermiene seine Banknotenpäckchen vor sich hinzulegen, von welchen er wohl wußte, daß sie hier die geeignetsten Sorgenbrecher waren.

In sehr heiterer Stimmung, wie sie ein solcher durch thatsächliche Widerlegung errungener Triumph über eine ungünstige böse Meinung mit sich bringt, kehrte er nach Hause zurück. Bei dem Eintritt in das Zimmer seiner Frau kam ihm diese unter Thränen lächelnd und tief bewegt entgegen, und rief auf die Frage, was sie habe, ihre Kinder herbei: „Komm, lieber Ottokar!“ sagte sie zu ihrem Söhnchen, „wiederhole auch dem Vater die Fabel, die der Onkel dich gelehet.“ Dee Knabe nahm alsbald die Positur eines Deklamators an, machte eine tiefe Verbeugung und begann:

„Der aufgeblasene Frosch.

„Der Frosch begehrte größer zu seyn,
So groß als jener Stier;
Da bläht er sich auf und bildet sich ein,
Er sey ein mächt'ges Thier.
Und als er so schnaufte und als er so blies,
Da schütteln die Freunde den Kopf;
Er ließ nicht nach, er streckt sich und blies —
Bis er barst, der eitle Tropf.“

„Das ist des Onkels Ohrfeige“, sprach Herr Nordau, dessen Stimmung untee der Deklamation seines Knaben eine sehr ernste geworden war. „Nicht wahe, liebe Caroline? Sie soll uns nicht vergeblich applizirt worden seyn; unsere Lebensweise und Hausordnung soll eine andere, unseen wirklichen Verhältnissen entsprechendere Gestalt erhalten.“ Seine Gattin reichte ihm mit freundlichem Kopfnicken die Hand, und ein waemer Händedruck bekräftigte den eben gefaßten heilsamen Entschluß.

Bis daher wurde derselbe treulich zur Ausführung gebracht, und es ist dadurch die beste Aussicht vorhanden, daß der wackere Vetter durch die seinem Neffen gewähete Hülfe keinerlei Schaden erleiden werde.

Das größte Kriegsschiff.

Seit dem [illegible] August figurirt das erste eisengepanzerte Schiff, the Warrior (der Krieger) auf der englischen Flottenliste; es wird von Kapitän Cochrane, einem der ausgezeichnetsten Seeoffiziere, kommandirt. Der „Warrior“ ist das größte Kriegsschiff der Welt. Es wurde von den Kontraktoren der Themseschiffbauerkompagnie mit großer Schnelligkeit gebaut. Manche behaupten, daß der Warrior so viel werth sey, wie zwei solcher Schiffe als das französische „la Gloire.“ Vor diesem hat das englische Schiff voeaus, daß es nicht nur mit Eisen bekleidet, sondern ganz von Eisen ist. Das einzige Holz daran ist nur das, welches als Bette füe die Platten der „Rüstung“ gebraucht ist. Das Eisenwerk ist von ungeheuren Proportionen. Das Schiff ist 420 Fuß lang, 58 Fuß breit und 42 Fuß tief. Sein Gehalt ist 6117 Tonnen und 1250 Pferdekraft. Ueberall gehen eiserne Querwände durch das ganze Schiff, so daß durch die Oeffnung eines Kugelschusses, der untee dem Wasserspiegel duechdringen sollte, immer nur eine Abtheilung gefüllt und nicht das ganze Schiff zum Sinken gebracht werden kann. Vollständig bemannt und armirt wird das Schiff 28 Fuß tief im Wasser gehen. Man rechnet darauf, daß dasselbe 14 Knoten in der Stunde machen wird. Der Hauptmast ist 120 Fuß hoch, die beiden andern 110. Die Maschinen des Schiffes sollen wahee Wundeewerke von Kompaktheit und Einfachheit seyn. Die Cylinder sind horizontal und haben 110 Zoll im Durchmesser, sind also fast zwei Fuß weiter als die des „Great Eastern“. Ein Grenadier könnte mit geschultertem Gewehre durch diese ungeheuren Eisenbogengänge gehen. Der Dampf für diese Cylinder kommt aus 10 Dampfkesseln, deren jeder vier Oefen hat. Die Kessel werden 200 Tonnen, etwa 4000 Centner Wasser enthalten, und das Schiff, wenn es mit voller Geschwindigkeit segelt, braucht täglich 2500 Centner Kohlen. Für sieben Tage kann Vorrath an Bord genommen werden, der aber unter den gewöhnlichen Umständen für vierzehn Tage ausreicht. Dee Schraubenschaft hat zunächst der Maschine 19 Zoll im Durchmesser, sonst 17 Zoll. Seine Länge innerhalb des Maschinenraumes ist 29 Fuß und von demselben bis zur Spitze am Steen des Schiffes 109 Fuß. Die Verbindung zwischen dem Deck und dem Maschinenraume ist durch einen elektrischen Telegeaphen bewerkstelliget, und ein großes Zifferblatt in dem letzteren zeigt die gegebenen Befehle. Eine besondeee Einrichtung des Schiffes ist der „Maetellos.“ Es ist dies ein kleiner, schußfestee Thurm, der in der Mitte des Obeedecks errichtet ist. Derselbe ist ovalförmig 12 Fuß lang, 8 breit und 7 hoch. Etwa 6 Fuß vom Boden hat er eine Anzahl Schießscharten. Man glaubt nämlich, daß der „Warrior“ bei voller Armatur nicht mehr als Fregattenhöhe über dem Wasser haben wird. Von einem feindlichen Dreidecker könnte daher sein Verdeck zu leicht bestrichen werden. Jener Thuem soll diesem Uebelstande begegnen. Er wied mindestens 8 Schützen fassen, welche durch zwei Bodenlucken mit dee Schiffsmannschaft in Verbindung stehen und jeden Augenblick frisch geladene Büchsen zur Veetheidigung des Verdeckes erhalten können. Man rechnet, daß das Feuer dieser Schützen so viel wieken weede als 8—10 feindliche Kanonen. „La Gloire“ und die meisten französischen Panzeeschiffe sollen mit ähnlichen Martellos versehen seyn. Im Vordertheile des Warrior ist auch ein Schmelzofen zur Füllung von Bomben

mit geschmolzenem Eisen errichtet. Der Warrior hat am 20. Sept. seine erste Probefahrt von Greenhithe in der Themse nach Portsmouth gemacht. Sie fiel über alle Erwartungen günstig aus, insofern die Steuerfähigkeit des schweren Fahrzeugs (es wiegt über 180,000 Ctr.) nichts zu wünschen übrig ließ und die Geschwindigkeit bei theilweiser Maschinenkraft $14^1/_2$ Meile per Stunde betrug. Da jedoch das Meer während der Fahrt spiegelglatt war, läßt sich über die Seetüchtigkeit der Fregatte noch immer kein endgültiges Urtheil abgeben.

Die Denkwürdigkeiten Napoleons I.

Die preußischen Jahrbücher machen in ihren „Glossen und Enthüllungen zur Tagesgeschichte" folgende Angaben: Das Gebahren der französischen Regierung im Innern des eigenen Landes hat allerdings etwas ungemein Theatralisches, und streift nicht selten an das Lächerliche. Vor Allem soll, so lange nicht größere Unternehmungen nach Außen, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, der Napoleon-Kultus die Gemüther beschäftigen, und die Napoleon-Denkmäler, die Napoleon-Straßen und -Plätze vermehren sich in allen Theilen des Landes. Auch die Herausgabe der „Werke Napoleons" gehört in dieses Gebiet, und es ist charakteristisch genug, in welcher Weise dabei verfahren wird. Die despotische Rohheit und Brutalität des Helden, die sich von seinem ersten Auftreten als Feldherr an in kaum geahnter, in erschreckender Weise in seinen Papieren kundgibt — die darf natürlich nicht ans Licht kommen! Wie wir aus guter Quelle wissen, wird nur ungefähr ein Sechstheil des vorhandenen Materials zum Druck befördert. Alles, worin sich die brutale Mißhandlung der Untergebenen, auch der Generale, zeigt, oder die Verachtung der Menschheit im Allgemeinen, der französischen Nation insbesondere; der unversöhnliche Haß, mit dem er jedes edelgeartete, ideale, freisinnige Streben verfolgte; die ruchlosen Befehle Landbewohner, die sich nicht in schweigender Unterwürfigkeit, willenlos, in alle Forderungen und Verfügungen einer immer rücksichtslosen, oft launenhaften Willkür ergäben, selbst ohne die armselige Heuchelei gerichtlicher Formen, massenhaft niederschießen zu lassen; der gewaltthätige Sinn, dem auch in der Welt des geistigen Lebens und Schaffens nichts, gar nichts heilig ist — das Alles wird sorgfältig unterdrückt! Man erfährt nur, daß in allen diesen Beziehungen in Napoleons Briefwechsel — und zwar von frühester Zeit an — Aeußerungen vorkommen, die jede Vorstellung, beinahe jeden Glauben übersteigen. Um so größer ist die Vorsicht, die angewendet wird; die Schriftgelehrten, welche die Sachen zum Druck zu befördern haben, müssen sich gefallen lassen, nicht eben durchaus in der ehrenhaftesten Weise behandelt zu werden. Namentlich müssen sie sich darein fügen, daß ihnen jeden Tag, wenn sie am Schluß der Arbeitsstunden das Archiv verlassen, im Vorzimmer durch Leute, denen der Imperator trauen kann, die Taschen durchsucht werden. Man will handgreiflich davon überzeugt seyn, daß sie nicht etwa Abschriften von verfänglichen Papieren mit hinaus nehmen in die Welt.

Aus dem amerikanischen Leben.

Die Gegend von Summit (Ohio) war vor einigen Monaten der Schauplatz einer jener Gewaltscenen, wie sie in den Vereinigten Staaten leider nur zu häufig sind. Ein vom Lynchakt bedrohtes Individuum geht keinem Verbrechen aus dem Wege, um dem ihm von der Volksrache nahegelegten Tode zu entrinnen. Bereits vor drei Monaten entfloh einem Farmer, Vater mehrerer Kinder, in guten Vermögensverhältnissen, nach heftigem Wortwechsel, seine Frau, unter dem Vorwande, daß sie die schlimme Behandlung ihres Mannes nicht länger mehr auszuhalten vermöge. Sie flüchtete sich zu einem ihrer Verwandten, der in der Nähe der Wohnung des Ehepaares logirte und verweigerte trotz der dringenden Bitten ihres Gatten hartnäckig, zu dem, dessen Namen sie trug, zurückzukehren. Cash, der seine Frau überaus liebte, wurde durch dieses Betragen auf das Bitterste berührt. In seiner heftigen Eifersucht bestärkte ihn noch das Geklatsch des Städtchens. Mehrmals hörte man Droh- und Racheworte von ihm. Diese Drohungen, denen Miß Cash keine Bedeutung beilegte, sollten bald in Erfüllung gehen. Eines Tages begegnete sie ihrem Mann; die heftigsten Worte fielen zwischen den Gatten. Cash forderte seine Frau auf, zu ihm zurückzukehren; diese aber erklärte in den beleidigendsten und bestimmtesten Ausdrücken, daß sie mit einem Manne, den sie verabscheue und der nur ein brutaler Trunkenbold sey, nicht mehr leben wolle. Dieser beklagenswerthe Auftritt erfüllte Cash mit noch mehr Bitterkeit. Er schwor der Ungetreuen Rache und wartete nur auf die Gelegenheit, sein Projekt in Ausführung zu bringen. Seine Nachbarn beobachteten ihn, wie er mit einem Karabiner um das von seiner Frau bewohnte Haus schlich. Man benachrichtigte sie von der Verzweiflung des Mannes und seinen zweideutigen Gängen; man drang in sie, Vorsicht zu gebrauchen. Sey es nun Verblendung oder Bravoursucht, sie kümmerte sich um keinen der ihr zukommenden Rathschläge.

So geschah es, daß Cash sie eines Abends, als sie eben zu einem Besuche ausgehen wollte, traf, und ihr eine Kugel mitten durch die Brust schoß. Der Mord wurde bald bekannt und die aufgebrachten Bewohner des Städtchens verfolgten in Gruppen den Schuldigen. Dieser hatte sich unmittelbar nach Verübung der That in die Wälder geflüchtet. Bis an die Zähne bewaffnet, dachte er sein Leben theuer zu verkaufen. Nach langem Suchen fand man ihn. Sogleich entspann sich zwischen ihm und seinen Verfolgern ein blutiges Gemenge. Einer bekam eine Kugel in den Fuß, ein Anderer wurde von einem Pistolenschuß leicht verwundet, ein Dritter von einem Messer in den Arm getroffen. Trotz der verzweifeltsten Energie unterlag jedoch Cash, selbst schwer verwundet, der Zahl seiner Feinde. Der Mörder war gebunden. Man brachte ihn alsbald in das Städtchen zurück, woselbst der Pöbel entschlossen war, ihn an Ort und Stelle des Mordes aufzuhängen. An einem Baume hing bereits ein Strick und Allem nach war vorauszusehen, daß die Exekution nach der summarischen Prozedur des Richters Lynch vor sich gehen würde. Eine aus den angesehensten Personen des Orts zusammengesetzte Jury hatte den Angeklagten schuldig erklärt und die Todesstrafe ausgesprochen. Das Volk verlangte mit ungeduldigem Geschrei die Vollstreckung des Urtheils. Cash erwartete von seinen Kindern, welche das öffentliche Mitleid zu Gunsten ihres Va-

ters anfflehten, umgeben, mit bemerkenswerther Standhaftigkeit den verhängnißvollen Augenblick.

Unterdessen machten das Wehklagen und die Bitten der Kinder einen tiefen Eindruck auf die Versammlung, das Volk schien zu zögern, ob es die Rolle des Richters und Henkers spielen sollte. Ein mit Cash befreundeter Farmer hob mildernde Umstände hervor. Er meinte, jener habe den Verstand verloren gehabt, er habe nicht gewußt, was er that. Dieses feurige Plaidoyer wäre aber ohne Resultat geblieben, wenn nicht der improvisirte Vertheidiger ein religiöses Argument geltend gemacht hätte, das die Versammlung lebhaft bewegte. Er sagte, der Verurtheilte sey nicht bereit, vor Gott zu erscheinen und man müsse ihm wenigstens einige Stunden gönnen, um seine Sünden bereuen und sich auf den Tod vorbereiten zu können. Die Exekution wurde verschoben. Das Volk, dessen Zorn Gelegenheit bekommen hatte, sich zu legen, überlieferte ihn selbst der ordentlichen Justiz. So bewirkte die Furcht, eine Seele in die Hölle zu schicken, die Aufhebung der Anwendung eines Lynchgesetzes. Man weiß, daß die Bewohner des Westens zwar heftig, aber auch ungemein religiös sind.

(Gazette des Tribunaux.)

Würzburger Stadttheater.

Montag, 7. Oktober. Nebst einigen kleineren Lustspielen hörten wir heute wieder eine kleine komische Oper „Das Mädchen von Elizondo" von J. Offenbach. Nachdem „Orpheus" und kürzlich „die Zaubergeige" von Offenbach gehört, konnte man von dem „Mädchen von Elizondo" nicht viel erwarten, allein auch die geringsten Erwartungen konnten nicht im Mindesten befriedigt werden; diese Oper fehlte noch, um dem Publikum vollends den Geschmack an den Offenbach'schen Schöpfungen zu benehmen. Auf dem Zettel sind als Verfasser vier Personen angegeben, und man sollte meinen, daß vier Leute etwas Besseres hätten zusammenbringen können, oder man muß an das Sprichwort denken: „Viel Köche versalzen, d. h. verderben die Suppe;" denn von Salz und Witz ist in dem Ganzen kaum eine Spur zu finden; und wenn man uns nach der Handlung fragt, so sind wir wirklich um eine Antwort verlegen, weil das Stück keine Handlung enthält; denn daß eine baskische Waise, Manuelita, nachdem sie lange auf ihren fernen Geliebten gewartet, und ihm stets ewige Liebe geschworen hat, einen Andern nimmt, ist doch gewiß zu unbedeutend, um als Vorwurf einer komischen Oper genommen zu werden, in welcher man den Schluß schon voraussieht, und bis dahin durch nichtssagende Vorkommnisse gelangweilt wird. Die Musik entspricht diesem Machwerk vollkommen, bietet nach einer langweiligen Einleitung einige Reminiscenzen an „Orpheus" und „die Verlobung bei der Laterne", dann einen matten Schluß. — Die Aufführung war gut; die Träger der einzelnen Rollen (Frln. Barth, Herr Schifbenker, Herr Seyler) schienen aber zu fühlen, daß sie aus nichts auch nichts machen können.

—C.—

‖ Würzburg, 6. Oktbr. Die Direktion verdient alle Anerkennung für ihr Bemühen, uns neue Stücke oder solche, die seit längerer Zeit der hiesigen Bühne fremd geworden sind, vorzuführen. Zu letzteren gehört Shakespeare's Trauerspiel „Romeo und Julia", das heute über die Bretter ging — freilich in einer durch das Streichen vieler Stellen des Originals sehr beeinträchtigten Gestalt. Uns dünkt, man hätte hier mit dem Streichen, wenn es auch in gewissem Maß nothwendig war, um die Darstellung nicht gar zu lang werden zu lassen, doch etwas diskreter zu Werke gehen sollen; denn manchmal war dadurch der Zusammenhang gestört, und manche der bedeutenderen Rollen büßte nicht wenig von ihrer Wirksamkeit ein. Ausgezeichnet mit dem Aufgebot aller Kraft gab Frln. Wulff die Julia, würdig stand ihr Hr. H. Müller als Romeo zur Seite, besonders in der Balkon-Scene, wo ihr Zusammenspiel vortrefflich war, was wie bei den übrigen Rollen theilweise vermißten, wobei wir jedoch billigerweise uns erinnern wollen, daß das Personal durch das Einstudiren neuer Stücke in letzter Zeit sehr in Anspruch genommen war und deßhalb einige Nachsicht verdient. Da und dort wäre auch eine deutlichere Aussprache zu wünschen gewesen. Ganz gut gefiel uns der Capulet des Hrn. Fischer; Schade nur, daß seine Rolle so sehr geschmälert war, ebenso wie die der Frau Ernst (Gräfin Capulet), wodurch die Charakteristik derselben erschwert wurde. Hr. Denzin (Lorenzo) konnte sein eigentliches Fach nicht ganz verläugnen; hin und wieder schimmerte die Komik zu sehr durch. Nicht übel gab Hr. Erlinger den Mercutio. Was hatte denn aber Hr. Bosin verschuldet, daß er auf dem Zettel ganz vergessen war?

Miscellen.

München, 5. Oktbr. Gestern wurde „Der Goldbauer" von Charlotte Birchpfeiffer zum ersten Male auf unserer Hofbühne aufgeführt, und fiel durch, trotz der sorgfältigsten Darstellung im größtentheils korrektem Altbayerisch.

•

Fräulein Zanauscheck aus Frankfurt a/M. ist an Stelle der abgegangenen Frau Lilla von Bulyovsky an der Dresdener Hofbühne engagirt worden.

•

Die „Zeit" veröffentlicht folgendes Gedicht von Oskar Becker, das ein Berichterstatter in Bruchsal zur Ansicht erhalten und aufgeschrieben hat:

In Sibirien, in Sibirien
Wohnet kalte Grabesluft,
Und das ganze Land ist eine
Einz'ge große Leichengruft.

In Sibirien, in Sibirien
Hat der Lenz nur einen Tag
Und der Sommer eine Stunde,
Und das Herz nur halben Schlag.

In Sibirien, in Sibirien
Ist der Mensch nur eine Zahl,
Flammenpein der Höll' ist schrecklich,
Schrecklicher der Eiswelt Qual.

In Sibirien, in Sibirien
Stockt der Athem in der Brust,
Es gefriert die heiße Thräne
Und es gleicht sich Schmerz und Lust.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 82. Sonntag den 13. Oktober 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

Vaterländische Erzählung

von

Julius Sacher.

(Aus der „Allg. Preuß. Ztg.")

Wohl Wenigen nur wird das in dem Kreise Rathenow in der Mark Brandenburg gelegene Dörfchen Sido bekannt seyn, das den Schauplatz der nachfolgenden Erzählung bildet, wozu dem Verfasser das, noch heutigen Tages unter dem obigen Namen bestehende, Fest den Stoff gegeben hat.

Die große Seltenheit von Volksfesten in unserem Vaterlande, die Besonderheit und moralische Bedeutung des bezeichneten Festes, das ein Resultat wahrer Menschenliebe des nun schon lange entschlafenen Stifters derselben ist, die ebenso praktische als anmuthige Form desselben, welche in der That zart und poetisch und zugleich zweckentsprechend genannt werden muß, dürften die Mittheilung desselben um so mehr rechtfertigen, als ein allgemeines Interesse für volksthümliche Erscheinungen bei allen Vaterlandsfreunden vorausgesetzt werden darf.

Einer der freundlichsten Junitage des Jahres 1799 neigte sich zu Ende; funkelnde Sonnenstrahlen umspielten die Giebel und Firsten des oben benannten Dörfchens, das sich, inmitten wogender Saatfelder, blumiger Wiesen und Waldungen, aus dem duftigen Laub von Obstgärten, blühenden Hollunderbäumen und langblättriger Weiden malerisch hervorhob.

Die darin herrschende Stille wurde allmälig durch das Geräusch der rückkehrenden Landleute, Lastthiere und Heerden unterbrochen, welche heute zeitiger als gewöhnlich ihre Ruhestätten aufsuchten, denn das langverhallende Getön der Kirchenglocken verkündete den Bewohnern den Vorabend des festlichen Sonntags. Hierauf deutete auch die geöffnete Pforte der Kirche und die in der letztern bemerkliche Thätigkeit, die sich auf die zu dem Gottesdienst nothwendigen Vorbereitungen bezog. Diese letztern wurden heute mit ganz besonderer Sorgfalt getroffen, worin mehrere Landmädchen die bereits betagte Kirchendienerin unterstützten und aus den erregten Blicken, der beeilten Thätigkeit und der sich unablässig fortspinnenden lebhaften Unterhaltung derselben konnte man entnehmen, daß diese ungewöhnlichen Erscheinungen durch eine ganz besondere Ursache hervorgerufen worden seyn mußten.

So war es in der That, und der nahende Sonntag für die mannbaren Mädchen des Dorfes von großer Bedeutung, denn es war der letzte vor dem Johannesfest, an dem, einem Vermächtniß zufolge, von den Männern Sido's durch Stimmenmehrheit entschieden werden sollte, wer von ihnen die Tugendhafteste wäre, eine Ehre, nach welcher Alle strebten, ganz abgesehen, daß mit Verleihung derselben auch eine für die damalige Zeit nicht eben kleine Aussteuer bei ihrer Verheirathung erworben wurde, wozu der Stifter des Vermächtnisses, der nun seit mehreren Jahren bereits verstorbene Seelsorger des Dorfes, Namens Schultz, im Jahre 1782 mit menschenfreundlichem Sinn ein bedeutendes Kapital ausgesetzt hatte.

Dieses doppelte Interesse versammelte denn auch später die in der Kirche beschäftigten Mädchen vor derselben unter den dichtbelaubten Linden, um daselbst ungestört ihre Vermuthungen über den möglichen Ausfall der Wahl umzutauschen, und ihnen gesellten sich im Laufe der Zeit noch einige mit gleichem Interesse erfüllte Freundinnen hinzu.

Die an sich lebhafte Unterhaltung wurde jedoch nur mit leiser Stimme geführt, damit die vorübergehenden jungen Leute, welche, wenn sie das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, bei der Wahl stimmberechtigt waren, nicht etwa Grund fanden, heimlich über ihre ängstliche Besorgniß zu spotten. Ihre Vorsicht schien durchaus gerechtfertigt zu seyn; denn mehrere derselben kehrten bald darauf von der Arbeit heim und der Weg führte an ihnen vorüber.

Trotz ihres Verlangens, sich nicht zu verrathen, gelang ihnen das dennoch nicht, und den Grüßenden erfreute ein lebhafter Dank und ein nicht minder freundlicher Blick, dem sich noch von der ihm näher Befreundeten ein heimliches, bedeutungsvolles Nicken hinzu gesellte, das von dem schmunzelnden Burschen garwohl bemerkt wurde. Ein wiederholtes Knallen mit der Peitsche war seine Antwort, das richtig verstanden, meistens fortgesetzt wurde, wenn ihn auch bereits die sich krümmende Dorfstraße oder das Gehöft den Blicken entzog und derjenigen, welcher dieses Zeichen des Beifalls und des Einverständnisses galt, schlug das Herz vor Freuden höher, und war sie doch seiner Stimme bei der morgenden Wahl gewiß und konnte daher mit größerer Zuversicht auf einen günstigen Entscheid hoffen.

Und kam es nun wirklich dazu, so war auch die Hochzeit nicht mehr fern, denn sie liebten sich heimlich vielleicht schon Jahr und Tag, und es fehlte zu ihrem Glück nur noch die bezeichnete Ehre und lockende Aussteuer, womit sich ein bescheidener Hausstand wohl begründen ließ.

Den Mädchen waren die gegenseitig still gepflegten Wünsche genügend bekannt, und so fehlten denn auch die

unter solchen Umständen ganz natürlichen Neckereien nicht, wenn eine oder die andere von ihnen etwa ihre Herzensgeheimnisse verrieth, oder das Benehmen eines vorübergehenden Burschen den Anlaß dazu bot.

Während dieser Vorgänge vor der Kirche bemerkte man auf dem daran grenzenden Friedhofe, der mit der ersteren durch eine aus Feldsteinen kunstlos verfertigte niedrige Mauer zusammenhing, welche denselben umgab, ein Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, das emsig beschäftigt war, einen Rosenstock auf einem, sich durch ein schönes Denkmal besonders auszeichnenden Grabhügel zu pflegen. Derselbe war mit weißen Blüthen und Knospen bedeckt, und gewährte einen wohlgefälligen Anblick, indem er zugleich die sorgsamste Pflege verrieth, denn weder bemerkte man einen welken Zweig oder ein verkümmertes Blättchen daran, noch auch fehlte ihm der stützende Stab, der ihn vor den heftiger wehenden Winden schützte. Unter demselben ruhte der vor einigen Jahren heimgegangene Stifter des Festes. Eine gleiche Sorgfalt war auch einem andern, zunächst der Kirche gelegenen Grabhügel zu Theil geworden, den blühende Blumen schmückten, so wie das zu Häupten desselben befindliche, aus Metall gefertigte Kreuz, frische Kränze zierten. Dieser barg ein vor mehreren Jahren als die Tugendhafteste bezeichnetes Mädchen, das jedoch bald darauf gestorben war. Dem Vermächtniß gemäß war ein weißblühender Rosenstock auf das Grab derselben gepflanzt worden, der von der zunächst Gekrönten gepflegt werden sollte, während ein weißer Rosenkranz mit ihrem Namen zum ehrenden Gedächtniß in der Kirche aufbewahrt wurde.

Die Pflegerin dieses Grabes erfreute sich jedoch nicht der bezeichneten Ehre, sondern hatte diesen Dienst freiwillig übernommen, da sie mit Blumen wohl umzugehen verstand, und diejenige, welcher diese Pflicht oblag, verheirathet war und von ihren häuslichen Geschäften in Anspruch genommen wurde. Josephine, so war der Name des Mädchens, war wegen ihrer Freundlichkeit und Dienstwilligkeit, mit welcher sie den Dorfbewohnern ohne Unterschied entgegen kam, allgemein beliebt, und so geschah es denn, daß man bei ihr Rath und Hilfe suchte.

Ihr war von dem Geschick kein glückliches Loos beschieden worden. Schon seit der frühesten Jugend der Eltern beraubt, war sie auf die Wohlthaten ihrer Verwandten angewiesen, bei welchen sie erzogen worden war und seither gelebt hatte. So war sie vor drei Jahren auch nach Sido in das Haus des Verwalters der gutsherrlichen Besitzungen, zu welchen auch das bezeichnete Dorf gehörte, gekommen, mit welchem sie entfernt verwandt war, und der sie zur Beihilfe in dem Hauswesen bei sich aufgenommen hatte.

Mit Freuden war sie auf dieses Anerbieten eingegangen, da sie in der gebotenen Thätigkeit sich nicht nur nützlich, sondern auch erkenntlich zeigen konnte, was ihrem rechtlichen Sinn Bedürfniß war, um nicht durch den Gedanken belästigt zu werden, von den Wohlthaten Anderer leben zu müssen. Drei Jahre waren ihr in dieser Umgebung rasch und in stiller Zufriedenheit dahin gegangen. Dies änderte sich jedoch, nachdem des Verwalters Frau gestorben war, was vor ungefähr einem halben Jahr erfolgte. Bald darauf machte sie nämlich die Entdeckung, daß derselbe Verlangen nach ihrem Besitz trug, was er ihr im Lauf der Zeit immer deutlicher zu erkennen gab, und sie fürchtete daher, er würde ihr früher oder später einen Antrag machen, wodurch sie in die peinigendste Lage versetzt werden mußte, da sie denselben nicht annehmen könnte. Wie glücklich würde Josephine unter anderen Umständen darüber gewesen seyn!

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Christoph Schlosser.

Wenn wir an dem kaum geschlossenen Grabe Schlossers einen Abriß seines langen Lebens zu geben versuchen, eines Lebens, in welchem fast jeder durch ein gesprochenes oder geschriebenes Wort bezeichnete Tag eine That genannt werden kann, so muthet es uns an, wie wenn wir mit dem Griffel vor einem jener deutschen Riesendome stünden, welche kühn aus blauer Luft zu den Pygmäen an ihrem Fuße herabschauen. Nicht das äußere Leben macht diesen Eindruck, denn es floß in ruhigem, fast unmerklichem Laufe dahin, nachdem einmal die ersten Klippen widerwärtiger Verhältnisse durchbrochen waren. Aber sein fester, unbeugsamer Wille, sein sittlicher Ernst, sein unerschrocken tapferer Kampf gegen die Laster seiner Zeit und seines Volkes, sein markiges Wort in den Tagen, wo alle Welt schwieg und sich bückte, sie haben es gemacht, daß er in einsamer Größe über viele seiner Zeit- und Berufsgenossen hinausragte. Er war der echte Typus seiner Landsleute, jener wetterbraunen Friesen, deren Waffen den Vernichtungskampf gegen Fürstenmacht kämpften, deren Kiel an den zitternden Küsten von Frankreich und England aufstieß, deren junge Mannschaft noch jetzt alle Meere durchfurcht, an die wir immer und immer wieder denken bei unserer Hoffnung auf eine dereinstige deutsche Flotte.

Geboren zu Jever den 17. Nov. 1776 hatte er das Glück oder Unglück, die Umwälzung einer ganzen Welt mitanzusehen. Im zarten Alter verlor er seinen Vater und ward der mitleidigen Sorge einer Verwandten auf dem Lande anheimgegeben, wo Selbstunterricht die Lücken ausfüllte, die sein strebsamer Geist an seinem Wissen bemerkte. Rasch gewann er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung und bezog als 17jähriger Jüngling 1793 die Universität Göttingen. Die eiserne Ausdauer, mit welcher er auf dem neuen Wege sich Bahn machte, bezeugen die Studien der Theologie, Geschichte, Mathematik und Physik, der Philosophie, in welche er durch Freundeshand eingeführt wurde, der italienischen, spanischen und englischen Literatur, in welche er seine Zeit theilte. Als Jugenderzieher beim Grafen Bentinck, als Pfarrvikar (1798) und wieder als Hauslehrer (bis 1800) setzte er seine Studien vorzüglich in Kant und Plato fort; zu diesen trat 1800 in seiner neuen Stellung zu Frankreich die ernste Beschäftigung mit Aristoteles. Seine geschichtlichen Studien wurden nicht nur weiter betrieben, sondern durch seine Schriften über Abälard, Beza und Peter Martyr Vermili vor der literarischen Welt bethätigt. Ja so sehr war er denselben hingegeben, daß er eine 1808 erlangte Korrektorstelle an der Schule seiner Vaterstadt schon im folgenden Jahre wieder mit dem unsichern Leben eines Privatlehrers zu Frankfurt vertauschte.

Es war ein eigenthümlicher Zug des Schicksals, daß er, der durch und durch deutsch Gesinnte, in der alten Kaiserstadt, die als Dalbergs Herzogthum inzwischen die neueste Schöpfung der Napoleonischen Zwingherrschaft geworden war,

seine erste hervorragende Stelle, die eines Professors am neuerrichteten Lyzeum, erhalten mußte. Es geschah dies 1812, in welchem Jahre er durch seine Geschichte der bilderstürmenden Kaiser seinen historischen Beruf in größerem Maßstabe beurkundete. Als aber 1814 diese Schöpfung Dalbergs zertrümmert wurde, gab ihm die Stadt, welche neben den merkantilischen Interessen die der Wissenschaft wohl zu schätzen weiß, in der Stellung eines städtischen Bibliothekars die nöthige Muße zu seinem großen Werke: „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung." In dem Jahre aber, da der erste Band erschien (1817), wurde Schlosser in die akademische Laufbahn, als Professor der Geschichte zu Heidelberg berufen. Die damit verbundene Stelle eines Oberbibliothekars überließ er bald andern Händen und unternahm 1822 eine wissenschaftliche Reise nach Paris, ganz sicher in der Absicht, die Materialien für ein neues Werk, eine geschichtliche Großthat, zu vervollständigen, wie wir in jenen Tagen die Geschichte des 18. Jahrhunderts nennen müssen. Sie erschien in zwei Bänden des folgenden Jahres, in der 2. Auflage in 3 Bänden 1836—43, in dritter 1843—46 und in vierter Auflage in 4 Bänden 1860. Nach seiner Rückkehr hatte sein äußeres Leben keinen Wechsel mehr; die Ernennung zum geh. Hofrath (1824), später zum Geheimerath, die Ertheilung des Zähringer Löwenordens waren nur äußere Anerkennung seiner Verdienste als Schriftsteller und Lehrer, in welch letzterer Eigenschaft er die beiden letzten Großherzoge, die Fürsten von Fürstenberg u. A. zu seinen Füßen sitzen sah. Daß er ein Archiv für Geschichte und Literatur begründete (Frankfurt 1830 ff.), daß er (1832—35) ein Wort der Unparteilichkeit über Napoleon I. an seine Lobredner und Tadler sprach, daß er unter Kriegk's Mitwirkung seine allgemeine Weltgeschichte (in 19 Bänden 1844—57) allen Ständen des deutschen Volkes zugänglich machte, war die literarische Beschäftigung seiner letzten Jahre. Doch nein, ein Werk bleibt zu erwähnen übrig, das er sozusagen mit seinem Herzblute geschrieben hat: die Schrift über Dante, sein letztes Geschenk an das Publikum, die Frucht seiner tiefsinnigsten Abstraktionen und innigsten poetischen Empfindungen. Die Zeit, in welcher er dieses den Kennern und Freunden des Mittelalters immer theure Werk hervorbrachte, war nicht mehr die seines ungetheilten akademischen Wirkens. Schon seit einer geraumen Zeit hatte er nach und nach die Fäden gelöst, welche ihn an sein Lehramt knüpften. Doch auch nach der Zeit der letzten Restauration nahm er den lebendigsten Antheil am Wohl und Wehe der Universität. Endlich aber bewältigte die Wucht der Jahre, die Folge der Jugendanstrengungen den riesenhaften Mann. Zerstreuung, Gedächtnißschwäche, körperliche Hinfälligkeit stellten im unvermeidlichen Kreislaufe nach und nach sich ein. Erst sah man den hochgewachsenen, edelgestalteten Greis noch auf Spaziergängen, dann im Wagen, dann verschwand er in dem Schatten seiner Wohnung; hier empfing er noch verehrende Schüler und theilnehmende Freunde. Bald erlosch auch in ihnen die Erkennungsgabe, und endlich war es neben seiner Familienpflege nur der Arzt allein, welcher die stetige Abnahme der Lebensflamme beobachtete, bis endlich, den 28. Septbr. früh die Kunde nach Außen drang, daß der hochgemuthe Greis ausgeathmet habe.

Gerade waren zu Frankfurt die deutschen Philologen und Schulmänner versammelt, die Vertreter der Wissenschaft, deren Strebungen der Verblichene so innig verwandt gewesen war und so manche Stütze durch seinen Scharfblick gegeben hatte. Wohl mußte die Nachricht von seinem Tode, die so plötzlich an die freudig Wirkenden und Genießenden herantrat, den ernstwehmüthigen Eindruck der Mumie beim ägyptischen Königsbankette machen. Durch alle Freudigkeit und Zuversicht hindurch drang der Gedanke: „Der Traum eines Schattens ist der Mensch."

Doch erlosch mit dem Lichte von Schlossers Augen nicht seine Wirksamkeit. Die zündende Kraft seiner Werke, die Wucht seiner Persönlichkeit dauert nach, und wird, so Gott will, noch lange, lange nachdauern im deutschen Volke. Waren seine ersten Schriften zunächst nur dem kleinen Kreise der Fachgelehrten zugänglich, so trat er mit der Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung den Herzen des Volkes näher und eroberte dieselben vollends durch die Kriegk'sche Bearbeitung seiner Weltgeschichte für das deutsche Volk. Allerdings ist Manches auch an diesem Werke theils minder vollständig, theils durch neuere Forschung überholt worden, allein das Verdienst bleibt ihm unbestritten, daß er das Volk nicht blos zum Erlernen, sondern zum Verständniß und Urtheil über einzelne geschichtliche Erscheinungen und ganze Zeiträume gebracht hat. Ohne Schlosser wäre wahrscheinlicherweise weder Dunker noch Momsen so bald zum Gemeingute jedes Gebildeten geworden. Ein Muster aber gleichmäßiger Brauchbarkeit für den gelehrten Forscher und den Gebildeten überhaupt bleibt die „Universalhistorische Uebersicht über die Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur" (7 Bde. 1826—1831). Auch hier hat neuerer Forscherfleiß manches Ergebniß der Kritik Schlossers antiquirt, aber nicht nur ist vielen Partien des Werks der ursprüngliche Werth bis heute geblieben, sondern es ist dieser überhaupt, als die erste Verschmelzung der gesammten Kulturgeschichte mit der politischen so groß, daß das Werk niemals der Vergessenheit anheimfallen wird. Seine „Geschichte des XVIII. Jahrhunderts" endlich ist, seit es die Presse verlassen, der Führer auf dem Gebiete politischen Urtheils, ist der Trost und die Schrecknis von Tausenden gewesen, je nach ihrer Begabung, Stellung, Verantwortlichkeit. Mit vorzugsweisem Hinblick auf dieses epochenmachende Werk hat Zittels treffliche Leichenrede Schlosser den Mund des deutschen Volksgewissens genannt. Und gerade, daß er seine Stimme, die lobende und strafende, nicht aus Liebe und Haß gegen Persönlichkeiten, sondern aus Liebe zum Recht, aus Haß, recht gründlichem Haß gegen das, wenn auch noch so übertünchte, Laster erhob, brachte die merkwürdige Erscheinung hervor, daß die Fürsten, deren Ahnen der alte Lehrer so ohne alle Schonung gezeichnet hatte, ihm ihr Vertrauen schenkten, ihn oft um Rath angingen. Diese scheinbare Anomalie zeigt eben das schwere sittliche Gewicht, welches Schlossers Persönlichkeit auf all' die Kreise übte, die mit derselben in Berührung kamen. — Großgewachsen, stämmig, fast möchten wir sagen knorrig, von einer Gestalt, der mans ansah, daß sie sich nur schwer bücken könne, drückte er die nämlichen Eigenschaften in seinem ganzen Gebahren, selbst in den Perioden seiner Schrift und Rede aus. Durch diese ist der Eindruck seiner Persönlichkeit selbst denen nicht verloren, die ihn nie oder kaum einmal sahen.

Adel der Gesinnung aber blitzte aus seinem Auge, prägte sich in den feingeschwungenen Zügen seines Angesichts aus und streng, wie dieselben gegen den sittlichen und wissenschaftlichen Unwerth grollten, leuchteten sie in kindlicher Fröhlichkeit auf im Kreise der Familie, der Jugend, strebsamer Jünger der Wissenschaft. Diese Kindlichkeit des Her-

jene, dieser Mannesmuth gegen den Unwerth waren wohl die beiden Hauptzüge seines Charakters, sie waren die Bürgschaft, welche der Schriftsteller seinen Worten durch seine Persönlichkeit gab. Mögen beide Eigenschaften seinen Werken da und dort den Beigeschmack catonischen Gebahrens zu geben scheinen; sie können uns nicht anders als werth seyn, weil sie ihm so durch und durch eigen, so durch und durch Ernst waren und, vergessen wir es nicht, weil sie ganz offen sich darlegten in der Zeit der Demagogenriecherei an deutschen Universitäten, in den Zeiten nach dem Frankfurter Putsch und in den Tagen der eisernen Reaktion des letzten Jahrzehnts. Sie legte er in den späteren Lebensjahren, so lange er noch an den Heidelberger Jahrbüchern sich betheiligte, gerne in diesen nieder, und für die Beurtheilung Schlossers sind jene kleinen Anzeigen und Rezensionen vorzüglich beachtenswerth. Hier war es, wo der alte von Picke auf beförderte General der freien Wissenschaft den ganzen Ingrimm seines Herzens an dem leichtfertigen literarischen Junkerthum ausließ, dessen „Wirthstafelweisheit" er recht gründlich verachtete. Hier gab sich auch (in der Anzeige einer artilleristischen Schrift des jetzigen Kaisers der Franzosen) ganz offen, was von Manchem als Inkonsequenz ihm gedeutet wurde, sein Wohlwollen gegen die Familie des gewaltigen alten Kaisers. Im großen Ganzen hatte er in der oben angeführten Schrift sein Kollektivurtheil schon gegeben; — daß er bis in seine letzten Tage mit Mitgliedern der Napoleonschen Familie in freundlichster Verbindung blieb, ist zumeist wohl dem Geiste und der Liebenswürdigkeit der ihm in die Gruft vorangegangenen Großherzogin Stephanie anzurechnen, die ja auch so lange Zeit seine huldvolle Landesfürstin war. Aber **unbestochen** blieb sein geschichtlicher Richterspruch, und es ist ein schönes Zeugniß ebenso seines unbeugsamen Charakters, als seiner kindlichen Naivetät, daß er der geistreichen Fürstin gerade jenen Band seiner neuesten Auflage der Geschichte des 18. Jahrhunderts gewidmet hat, in welchem ihrer Verwandten Thun und Treiben am schonungslosesten gerichtet wurden. Mag ihn die empfindlich getroffene Mitwelt auch oft als den jüngeren Cato angesehen haben, wie ihn Momsen's scharfer Griffel schildert; die Nachwelt wird sich gewiß mehr dem Urtheil anschließen, daß er dem einfachen alten Porcius geglichen, und in rühmender Anerkennung seiner Makellosigkeit in Wort und That jedenfalls gewillt seyn, auf seinen Leichenstein das Elogium zu setzen: „Semper ille erat idem". (Schw. M.)

Würzburger Stadttheater.

|| **Würzburg**, 9. Oktbr. Mit dem gestern zum ersten Mal gegebenen Lustspiel „Onkel Cäsars Testament", nach dem Französischen von E. Neumann, hat die Direktion keinen guten Griff gethan, und das Publikum hat ihr sein mißbilligendes Urtheil auch ohne Rückhalt während der Vorstellung selbst zu erkennen gegeben. In der That ist das Stück auch so ordinär, daß man sich wohl verwundern mag, wie die Wahl auf dasselbe fallen konnte. Von der Rücksicht auf das Publikum gar nicht zu reden, sollte man sich übrigens um der Schauspieler willen hüten, solchen Plunder auf die Bretter zu bringen; denn entweder verlieren sie alle Lust, ihre Kräfte an einem Gegenstand zu versuchen, dessen Unwerth doch jede Mühe zu Schanden macht, oder sie suchen den Beifall, der ihnen sonst entgehen mußte, dadurch wenigstens dem minder fein fühlenden Theil der Zuschauer abzupressen, daß sie übertreiben und dick auftragen; das Eine aber wie das Andere ist gleich sehr zu beklagen, denn die Schauspieler werden dadurch jedenfalls verdorben und verleitet, auch bei gediegeneren Stücken es ebenso zu machen. Da war doch das heutige Lustspiel Bauernfeld's, „Die Bekenntnisse", von ganz anderm Schrot und Korn; so etwas sieht man gern auch zu wiederholten Malen und auch den Darstellern, das merkte man ihnen heute wie neulich an, war es eine Freude, hier ihre Kräfte zu erproben und durch ein abgerundetes Zusammenspiel das Werk noch zu heben. Auch das vorausgehende kleine Lustspiel von Benedix „Der Prozeß" wurde recht nett gegeben. Es ist im Grund nicht viel daran, da man von der zweiten Scene an schon weiß, wie die Sache zu Ende geht; der Hauptspaß ruht eben in der drolligen Darstellung der zwei Gutsbesitzer, und diese waren durch die HH. **Denzin** und **Ernst** ganz gut vertreten.

Miscellen.

Schwerin, 7. Okt. Der bekannte dramatische Dichter G. zu Putlitz befindet sich jetzt hier, wo ein neues historisches Schauspiel von ihm, „Wilhelm von Oranien in Whitehall", am Mittwoch zum ersten Mal über die Bühne ging. Der Dichter wurde am Schluß gerufen.

•

(**Eine Wunderdame.**) Aus **Barmen** wird gemeldet: Hier hat sich ein „Cirque equestre" etablirt, in dessen Anzeige versprochen wird, daß „eine französische 345½ Pfund schwere Wunderdame" „so leichtfertig" Ballet tanzen wird, wie solches hier noch nie gesehen worden ist.

•

Das „Athenäum" erzählt, daß **Mazzini** seine Memoiren schreibt, in denen ein gut Theil geheime Geschichte der letzten 30 Jahre enthüllt werden dürfte. Mazzini's Schriften, politische und literarische, werden von Signor Daelli in Mailand in einer zwölfbändigen Ausgabe veröffentlicht werden.

•

Ein neupatentirtes Verfahren, den **Geruch** aus den Blumen zu gewinnen, wird in der Pariser Fabrik von Piver angewandt. Man läßt vermittelst einer Luftpumpe einen starken Luftstrom in einen mit frischen Blumen gefüllten Behälter einströmen. Von dort tritt derselbe in einen Cylinder mit Oel in flüssigem Zustande, das durch eine Anzahl von Scheiben, die sich in der Mitte drehen, in beständiger Bewegung erhalten wird. Die wohlriechenden Theilchen kommen so mit einer beständig erneuten Oberfläche von Oel in Berührung und werden zum größten Theile rasch davon absorbirt, während diejenigen, welche entweichen, auf ihrem Wege durch einen zweiten Cylinder hier fixirt werden, so daß die Luft fast geruchlos ausströmt. Um ja nichts zu vergeuden, läßt man denselben Luftstrom noch mehrmals durch die Blumen gehen, bis er allen Geruch derselben ausgezogen hat. Die Gewalt dieses Luftstromes ist so groß, daß er zugleich den ganz trocken hineingelegten Blumen ein bedeutendes Quantum Wasser auspreßt. Dieses Wasser, das in einem an dem Apparat befindlichen Recipienten aufgefangen wird, ist ein ganz neues Produkt und bewahrt den reinen Geruch der so behandelten Blume im höchsten Grade.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.
Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 83. Mittwoch den 16. Oktober 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Der Verwalter war nicht mehr jung, jedoch trotz seiner Jahre und einem leicht zum Zorn geneigten Gemüth ein nicht unübler Mann, der sich nicht allein in sehr guten Verhältnissen befand, sondern auch die erste Person im Dorf war; denn der Gutsherr, Herr von Katt, lebte den größeren Theil des Jahres in Berlin und überließ ihm die Verwaltung der Güter. Sie wäre durch eine solche Verbindung von aller Sorge für die Zukunft befreit worden und hätte endlich jenes Gut erreicht, das sie seit ihrer Kindheit entbehren mußte: eine heimathliche Stätte. Aber trotz so großer Vortheile konnte sie sich dennoch nicht dazu entschließen, und hatte dazu die triftigsten Gründe; denn sie fühlte keine Neigung für ihn und, was ihre Weigerung noch natürlicher erscheinen ließ, sie hegte bereits in tiefster Brust heimlich und Jedem unbekannt, das Bild eines geliebten Mannes. So rein, uneigennützig und zugleich hoffnungslos ihre Liebe auch war, wagte sie es dennoch nicht, ihr oft bedrängtes Herz durch eine Mittheilung zu erleichtern, denn sie fürchtete, verspottet zu werden; war doch die Person, die sie mit der ganzen Tiefe und Innigkeit einer ersten Liebe in das Herz geschlossen hatte, durch Geburt und Stand weit über sie gestellt, und man würde sie darum thöricht genannt haben. Außerdem aber war ihr das Geheimniß ihrer Seele auch viel zu heilig, um es vor einem fremden Ohre auszusprechen, denn sie hatte es anfangs kaum gewagt, sich ihr Gefühl selbst zu gestehen, bis sie endlich durch ihr unaufhörliches Sinnen und Denken an den geliebten Mann, das trotz der regsamsten Thätigkeit, der sie sich befleißigte, in ihr nicht nur verharrte, sondern sich sogar noch im Laufe der Zeit steigerte, zu der Erkenntniß von der eigentlichen Natur desselben gelangte. Sie erschrak darüber, aber es war auch bereits zu spät, dasselbe zu unterdrücken, denn es hatte schon so vollständig ihre Seele eingenommen, daß es jedem Bemühen, die Letztere davon zu befreien, trotzte, und so ergab sie sich demselben mit ganzem Herzen, fühlte sie sich in seinem Besitz doch überaus glücklich. Aber eben, weil ihre Liebe tief und rein war, bemühte sie sich auch, dieselbe vor jedem Auge zu verbergen; denn der Gedanke, ihre Gefühle könnten erkannt und dem Manne ihres Herzens verrathen werden, erfüllte sie mit Scham und Angst. Dieser Mann war aber Niemand anders, als Herr v. Katt, der Gutsherr von Sido.

Vor drei Jahren hatte sie ihn während seines Sommer-Aufenthaltes in Sido näher kennen gelernt.

Ihn begleitete nämlich seine kränkliche Schwester, die, von Josephinens angenehmem Wesen auf das lebhafteste angesprochen, dieselbe während ihres Aufenthaltes daselbst in ihre Nähe zog, und sich bald so sehr an deren Umgang gewöhnte, daß dieselbe zuletzt ihre tägliche Gesellschafterin seyn mußte.

Das für Josephine gehegte Interesse veranlaßte sie, sich gegen ihren Bruder über die Vorzüge derselben auszusprechen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß der für alles Gute und Edle empfängliche Gutsherr dem Wunsche seiner Schwester, Josephine kennen zu lernen, gerne nachkam. Wie es schien, theilte er bald ihre Ansicht, wie sich dies auch aus der Josephinen geschenkten Theilnahme erkennen ließ.

Wie beseligt fühlte sich das ungekünstelte Mädchen durch diesen Vorzug, und mit welchem glücklichen Gefühl verließ sie Abends das gutsherrliche Haus, um in der Stille ihres Schlafgemachs den so reich empfangenen Genuß fortzukosten.

So war der erste Sommer für sie in ungetrübter Schönheit dahin gegangen, während ihr Herz das Glück der ersten Liebe kennen lernte und sich ihm ergab, bis der nahende Herbst sie daraus schmerzvoll erweckte, indem er die von ihr so hoch verehrten Personen aus ihrer Nähe führte. Denn des Gutsherrn Schwester wohnte in der Residenz, und der Erstere begleitete sie, um wie gewöhnlich daselbst zu leben. Wie einsam war ihr da das Dörfchen geworden, und wie schwer fand sie sich wieder in die alte Thätigkeit. Aber sie bekämpfte die trüben Gefühle, um sich nicht zu verrathen; fand sie doch Trost in der Hoffnung, Frau von Schönaich, — dies war der Name der Schwester des Gutsherrn — im nächsten Sommer in Begleitung ihres Bruders wiederkommen zu sehen, wie dieselbe versprochen hatte. Freilich lagen bis zu diesem Zeitpunkt noch viele Monate dazwischen, aber sie mußte sich glücklich schätzen, unter den obwaltenden Umständen wenigstens doch eine so freundliche Aussicht zu besitzen.

Und so lebte sie in geräuschloser Thätigkeit, von der Erinnerung beglückt, still dahin, und ihre Umgebung genoß die Segnungen einer reinen Liebe, die Josephinens von der Natur verliehenen Seelenvorzüge veredelte und sie veranlaßte, denselben durch ein liebevolles Entgegenkommen gegen die ihr Nahestehenden einen Ausdruck zu geben.

So konnte es denn nicht fehlen, daß sie bald der Liebling bei Alt und Jung war, und man sie eben so gern in dem Hause des Eigenthümers, als in der Hütte des Arbeiters sah, brachte sie doch für einen Jeden ein freundliches Lächeln und ein nicht minder herzliches Wort mit.

Der folgende Sommer erfüllte wirklich ihre Hoffnung, indem er Frau v. Schönaich in Begleitung ihres Bruders wieder nach Sido führte. Auf's Neue durfte sie nun in deren Nähe seyn, denn die Zuneigung der ersteren für Josephine hatte sich nicht vermindert. So kostete denn ihr Herz das dargebotene Glück in ganzer Fülle, das durch die geistigen Genüsse, welche ihr der Umgang mit der gebildeten und edeln Dame gewährte, noch außerordentlich erhöht wurde, indem sich ihr Geist zugleich daran fortbildete. Denn wie leicht bildsam ist ein edles weibliches Herz, wenn es die Liebe erfüllt, die Pflegerin alles Schönen und Guten! Stets von der Furcht beängstet, ihre Gefühle dem von ihr so heißgeliebten Manne zu verrathen, hielt sie dieselben vor seinem Auge tief verborgen, und beobachtete ihm gegenüber so viel als möglich Ruhe und Unbefangenheit, um ihn nicht einen tiefern Einblick in ihr Herz zu gestatten, und sein sich unter allen Umständen gleichbleibendes ernstes, doch wohlwollendes Wesen war nicht geeignet, sie darin unsicher zu machen. Trübe Erfahrungen, ganz besonders jedoch schmerzliche Täuschungen des Herzens, die seine Seele mit Mißtrauen und Nichtachtung gegen die Menschen erfüllten, hatten seinem einst unbefangenen Wesen einen trüben Ernst aufgenöthigt, der, zwar durch ein sanftes, gefühlvolles Herz gemildert, doch meistens vorwaltete.

Die obigen Gründe schienen auch der Anlaß zu seyn, daß er sich noch zu einer Vermählung nicht hatte entschließen können, obwohl seine angenehme Persönlichkeit, sein Stand und sein reiches Besitzthum ihn als eine sehr gesuchte Partie auszeichneten, und das strenge Meiden weiblichen Umganges bestätigte diese Vermuthung noch mehr. Die Geschwister hingen mit vieler Liebe an einander und es schienen die übeln Erfahrungen des Bruders darum auch eine um so tiefere Wirkung auf Frau v. Schönaich ausgeübt zu haben, und man glaubte allgemein, die Geschwister würden unvermählt bleiben; Frau v. Schönaich war nämlich seit drei Jahren Wittwe.

In gesteigerter Annehmlichkeit war Josephine auch der zweite Sommer rasch entflohen; ihr Verhältniß zu dem würdigen Geschwisterpaar war sich gleich geblieben, namentlich in Bezug auf Hrn. v. Katt, dessen Benehmen ihr gegenüber keine Aenderung erlitten hatte, während Frau v. Schönaich sie durch ein gesteigertes Wohlwollen erfreute.

Josephine fühlte sich dadurch ganz beglückt, hegte sie doch keine andreren Wünsche, als den Mann ihrer Liebe zu sehen, seine Worte zu vernehmen und ihr Herz an seinen vortrefflichen Handlungen zu erquicken. So ihr ganzes Leben hinzuleben, war Alles, was sie wünschte, ohne daß es ihr einfiel, nach dem Besitz des Geliebten zu streben. Weder konnte das Benehmen des Letztern solche Wünsche in ihr erwecken, noch auch unterstützten die damals herrschenden Standes-Vorurtheile dieselben, und so war ihr Schicksal für alle Zeit bestimmt, und die in ihrem Herzen mit so vieler Wärme gepflegte Liebesblüthe sollte ungekannt und unentfaltet ihr schönes Leben in stiller Entsagung abblühen. Denn dieselbe war mit Josephinens Seele im Lauf der Zeit so tief und fest verzweigt, daß sie den festen Entschluß in ihr erzeugt hatte, ihr das Leben zum Opfer zu bringen, da es ihr unmöglich däuchte, einem andern Manne mit derselben anzugehören. Dieser Entschluß, aus den edelsten und sittlichsten Gefühlen entsprungen, verlieh Josephinens Erscheinung und Benehmen jene schöne Würde und Festigkeit, welche ein nur seltener Besitz genannt werden muß, indem er zugleich ihre natürlichen Vorzüge bedeutend erhöhte.

Warum schätzt die Welt die Vorzüge des Herzens und des Geistes, die einzig wahren des Menschen, doch stets geringer, als die der Geburt und des Besitzes, und welche himmlischen Schätze bleiben ungehoben in dem Herzensschacht, die so reich beglücken könnten, und dennoch niemals zur eigentlichen Bedeutsamkeit gelangen!

Und welcher Opfer, Mühen und Selbstverläugnung bedarf es, um denselben selbst unter ganz gewöhnlichen Verhältnissen eine nur ihrem ursprünglichen Werth annähernde Bedeutung zu verschaffen!

Das ist ein noch unerforschtes Geheimniß der Weltgesetze.

Dieser zweite Sommer sollte für Josephine auch der letzte glückliche ihres Lebens seyn, denn Frau v. Schönaich war abgereist, ohne die Wiederholung ihres Besuchs in Aussicht zu stellen, da sie den nächsten Sommer in einem Bade zuzubringen beabsichtigte. Doppelt schmerzlich mußte dem liebenden Mädchen daher dieses Mal die Trennung seyn, denn sie wurde durch den Entschuß der Dame zugleich der frohen Hoffnung beraubt, wie ehemals in der Nähe des Geliebten leben zu dürfen, da zu erwarten stand, daß Herr v. Katt seine Schwester begleiten und daher gleichfalls nicht nach Sido kommen würde.

Trüber dünkten ihr daher jetzt die Herbstnebel und auf die von dem rauhen Winde abgestreiften welken Blätter fiel eine Thräne, während ihr Auge auf den Weg gerichtet war, auf welchem der herrschaftliche Reisewagen einst dahin rollte.

In hoffnungsloser Ruhe und der gewöhnten Thätigkeit war Josephinen der Winter dahin geschlichen, der Lenz mit seinem Blüthenduft, seinem belebenden Sonnengolde und fröhlichen Vögelchören genaht, ohne daß ihr Herz wie sonst mit frohem Bangen und süßer Freude erfüllt wurde; denn was sie bereits voraus wußte, geschah: weder Frau von Schönaich, noch der Gutsherr kehrten in das Dörfchen zurück, und sie erfuhr, daß dieselben bereits die beabsichtigte Badereise angetreten hätten.

Die Brust von dieser Gewißheit bedrängt, sehen wir sie jetzt auf dem Friedhof mit dem Pflegen der Blumen beschäftigt.

Sie beendete die Arbeit und erhob darauf das von den Mühen sanft geröthete Antlitz, um sich von den gehabten Anstrengungen zu erholen und zugleich einen prüfenden Blick über das Gefertigte zu werfen.

Ihre Erscheinung zeigte nicht jene Schönheit der Formen, welche das Auge sogleich anzieht, aber auch meistens nicht dauernd zu fesseln pflegt, jedoch jene Seelenreinheit, der keine, selbst die vollkommenste Körperschönheit nicht, gleichkommt. Ihr ganzes Wesen athmete natürliche Anmuth und wahre Weiblichkeit, dem ein Anflug von Schwermuth eine große Anziehungskraft verlieh. Mit diesem Ausdruck harmonirte die feingebaute Gestalt, die sanften, reinen Formen ihres Gesichts und das milde, tiefblaue Auge.

Sie hatte den Strohhut der bequemeren Arbeit wegen abgelegt, das einfache dunkle Oberkleid aufgeschürzt und bot, indem die sich verlängernden Sonnenstrahlen ihr feines, ur-

sprünglich bleiches Antlitz beleuchteten, einen überaus lieblichen Anblick dar.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer sizilianischen Provinzstadt.

Wir sind in Cannicatti. Der Besitzer des Hauses, das wir bewohnen, Hr. Macaluso in Girgenti, hatte uns dasselbe angeboten, Dank dem Tode seiner Frau und Mutter, welche hier kurz nach einander starben. Es steht seitdem, nämlich seit drei Jahren, leer, denn eine abergläubische Sitte in Sizilien verlangt, daß man — wer irgend im Stande ist, es zu thun — die Räume meide, wo die nächsten Verwandten, besonders Vater oder Mutter starben. Als uns ein Verwandter des Besitzers hier einführte, wählten wir das besterhaltene freundlichste Zimmer zu unserer Wohnstube. Er dagegen sagte, auf eben dasselbe deutend: „Ich würde Ihnen nicht rathen, dieses Zimmer zu bewohnen!" „Weshalb?" fragten wir erstaunt. „Hm! es haftet ein Unglück daran," meinte er mit geheimnißvoller Miene. „Aha," sagten wir dagegen, „es ist dies vielleicht das Sterbezimmer?" und unser Begleiter, der nicht zu bewegen war, besagtes Zimmer zu betreten, bekreuzigte sich anstatt der bejahenden Antwort. Wir finden uns außerordentlich wohl in demselben und weder der Geist der Mutter noch jener der Gattin haben uns jemals inkommodirt; aber man verschreit uns in der Stadt als „Türken" — so beliebt man hier alle in religiöser Beziehung Andersdenkende zu nennen. Sämmtliche an unser Haus stoßende Gebäude sind von Verwandten unsers Hausherrn bewohnt, wir sind also inmitten unter Verwandten. Da nun das Bedürfniß die Menschen aneinander führt, so konnten wir nicht umhin, dieser sämmtlichen Verwandtschaft unsern Besuch abzustatten. Der erste galt den vier oder fünf Schwestern Lumia, die uns mit wollenen Decken, Lehnstühlen und allen möglichen und unmöglichen Geräthschaften entgegenkamen, d. h. aushalfen. Wir fanden in einer großen, unfreundlich aussehenden Wohnstube 8 bis 10 weibliche Gestalten, Tücher um den Kopf gebunden und blecherne Körbchen mit Feuer haltend, versammelt. Ein Arzt und ein Priester, die täglichen Gesellschafter aller guten Familien, besetzten das Sopha (das jedoch uns alsobald eingeräumt ward). Als wir eintraten, stürzten sämmtliche Frauen auf meine Tochter zu, um sie der Reihe nach zu umarmen, von welchem unerwarteten Empfang dieselbe ganz erschreckt aussah, so daß ich trotz allen Lachreizes ihr ein Trosteswort zurufen mußte, indem ich sie aufforderte, mir die jüngere Hälfte abzutreten. „Parlez vous français?" fragte mich der Arzt, der es selbst nicht versteht, und der Geistliche, etwas logischer, fragte in seiner Sprache, ob ich Italiener oder Franzose sey. „Keines von beiden," war die Antwort, „ich bin ein Preuße." „Aha Preußen," wiederholte der junge Heilkünstler, davon ist ja wohl Kopenhagen oder Dänemark die Hauptstadt." „Beinahe errathen," erwiderte ich, während meine Tochter in ihr Taschentuch kicherte, „wo haben Sie studirt, Herr Doktor?" „O bitte, ich war in Palermo." — „Ah, Sie haben sich in Palermo amusirt, nicht wahr, eine gute Stadt, wenn auch ein wenig schmutzig!" „Oh! eine herrliche, eine weltberühmte Stadt," sagte der Doktor, der durchaus nicht aus der Fassung kam. „Wer in Palermo war, hat Alles gesehen." — „Nämlich Alles, was in Palermo sichtbar ist" — persiflirte ich, aber vergebens. Don Antonio ist unangreifbar, und ich will die Geduld der Leser nicht weiter mit diesem Gespräch ermüden; ich suchte mich möglichst von ihm loszumachen, fragte den Geistlichen nach den etwaigen Schulanstalten u. s. w. und vernahm, wie ich schon vorausgesetzt, daß keine öffentliche Stadtschule bestehe, obgleich Cannicatti, eine der reichsten Ortschaften weit und breit, meist wohlhabende Einwohner, 18,000 an der Zahl, besitzt. Nachdem meine Tochter der Wittwe für die ihrige einigen Unterricht in der französischen Sprache zugesagt, verließen wir unter Begleitung sämmtlicher Weibchen und Körbchen das Nachbarhaus, wobei nach hiesiger Sitte die reihenweise Umarmung der Frauen wieder vor sich ging. Als Tags darauf Wittwe und Tochter bei uns erschienen, blieb Letztere, um Unterrichtsstunde zu nehmen, bei uns, aber es zeigte sich bald, daß sie des Italienischen noch nicht mächtig sey, und so muß denn nun die junge 12jährige Deutsche dem italienischen Fräulein zuvörderst ihre eigene Muttersprache beizubringen suchen, was nicht so ganz leicht scheint, indem Fräul. Lumia bereits zu viel Sinn für andere Dinge, die über die Lehrjahre hinausliegen, zeigt. Im hiesigen „Collegio per nobili fanciulle" hat das junge Mädchen ihre Erziehung, die in Erlernung von Stickereien besteht, von frommen Klosterschwestern genossen. Sie besitzt übrigens ein Pianoforte, welches, unbenutzt und ungestimmt seit dem Tode des Vaters nicht berührt werden durfte. Ferner durfte das Fräulein, weil das Trauerjahr noch nicht vorüber war, uns nicht einmal auf einem Spaziergange begleiten, da die Sitte ihr verbot, sich außer dem Hause zu zeigen. Was die Wittwe betrifft, so muß sie ihr Lebtag in Schwarz gekleidet gehen, ausgenommen den Fall der Wiederverheirathung. Sie darf die ersten drei (früher fünf) Jahre hindurch an keinerlei Lustbarkeit Theil nehmen, keine Schauspiele u. s. w. besuchen, kurz, sie muß sich möglichst auf ihre vier Zimmerwände beschränken.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Samstag, 12. Okt. Nach einigen unbedeutenden Schöpfungen der Offenbach'schen Muse wurde uns heute eine weitere Novität vorgeführt: „Faust", oder nach einer zur Unterscheidung und zur „schärferen Sonderung von Göthe's unsterblicher Dichtung" in Deutschland beliebten Benennung „Margarethe," Oper in fünf Akten, nach Göthe von Jules Barbier und Michel Carré, Musik von H. Gounod. — Daß diese Oper, welche seit nicht gar langer Zeit erst auf der deutschen Theaterwelt aufgetaucht ist, und noch an wenigen deutschen Bühnen gegeben wurde, auch schon auf unserer Provinzialbühne zur Aufführung kam, ist ein Verdienst unserer Theaterdirektion, und man muß ihr dafür allgemein Dank wissen; denn sie hat dadurch wieder bewiesen, daß es ihr darum zu thun ist, selbst mit großem Kostenaufwand dem Publikum etwas Neues zu bieten, und zwar zu einer Zeit, wo es wirklich noch neu ist, nicht erst dann, wenn man es schon fast an allen übrigen Bühnen sehen und hören konnte. Aber nicht bloß deßwegen, weil

diese Oper dahier schon so bald nach ihrem Auftauchen in Deutschland und namentlich auch bald nach Beginn der diesjährigen Saison aufgeführt wurde, sondern auch für das treffliche Arrangement derselben und für die kostbare Ausstattung, mit welcher diese Oper in Szene gesetzt wurde, namentlich bei der Walburgisnacht und dem Schlußtableau, wo Gretchen in höchst malerischer Weise von einigen Engeln zum Himmel emporgetragen wurde, gebührt der Theaterdirektion dankbare Anerkennung. Wenn schon wir manchmal und wie wir glauben, nicht ohne Grund Veranlassung nehmen müssen, uns gegen die Direktion auszusprechen, so wollen wir heute aber auch nicht zögern, ihr hier die verdiente Anerkennung zu Theil werden zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß nicht jeder Leser, nicht Jeder, der die Oper angehört hat, damit einverstanden seyn sollte; denn was sich etwa entgegnen ließe, betrifft nur die Aufführung, sowie die Oper selbst, und läßt sich, wenn man billig seyn will, nicht der Direktion in die Schuhe schieben. Die Aufführung war nämlich allerdings nicht so abgerundet, wie man es hätte wünschen können, und man fand, daß im Allgemeinen wie bei einigen Stimmen ein sorgfältigeres Studium hätte vorausgegangen seyn dürfen; dagegen war der Gesammteindruck ein so entschieden günstiger, daß dadurch die wenigen Mängel, die bei einzelnen Stimmen, bei den Chören und dem Orchester vorkamen, vollständig in den Hintergrund traten. Besondere Anerkennung verdient zunächst insbesondere der Hr. Kapellmeister, welcher diese in manchen Nummern recht schwierige Oper mit vielem Aufwand an Zeit und Mühe einübte und die Aufführung mit großer Umsicht leitete. Die Chöre, wenngleich oft unisono, bieten so viele Schwierigkeiten, daß man es leicht übersehen kann, wenn da oder dort etwas gefehlt und zu tief gesungen wurde, zumal da andere Stellen wahrhaft ausgezeichnet exekutirt wurden. Hr. Dr. Liebert war nicht gut bei Stimme, schien auch seine Rolle nicht ganz inne zu haben; die übrigen Rollen — Hr. Schiffbenker, Hr. Lang, Frln. Barth und besonders Frln. Carina waren ganz befriedigend.

Was nun die Oper selbst und zwar zunächst das Sujet und Libretto anlangt, so ist das Ganze aufgebaut auf Göthe's „Faust," wie schon der Titel besagt. Wie aber bei allen Bühnenwerken, die von den Franzosen kommen, so ist auch hier das Streben, die Sucht unverkennbar, jede Gelegenheit zu benützen, um durch recht kostbare, imposante und frappante scenische Anlage des Sujet und Ausstattung des Stückes möglichst viel Effekt zu erzielen.

—C.—

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Schulkinder als Vogelscheuchen.) Daß schulpflichtige Kinder während der Schulzeit und der Jahre ihrer Schulpflichtigkeit zu den verschiedensten Arbeiten angehalten und zugelassen werden, daß sie zum Viehhüten, Dunglesen, Lasttragen, Kinderhüten, ja daß sie zu Dutzenden während des Sommers an öffentlichen und Privatgebäuden als Handlanger benützt und geduldet werden, ist Alles schon gehört worden. Nicht aber, daß dieselben gleich Bildsäulen und Klappermühlen in Gärten zu Paaren aufgestellt und als Vogelscheuche benützt werden. Je nach der Größe des Gartens werden nämlich nach den verschiedenen Himmelsgegenden schulpflichtige Knaben im Alter von 6—13 Jahren in den Gärten von früh Morgens bis spät Abends aufgestellt, jedem derselben eine hölzerne Rassel in die Hand gegeben, die er jedesmal zu rühren hat, sobald ein Vogel sich in seiner Nähe zeigt. Solche lebendige Vogelscheuchen erhalten nebst freier Kost täglich 6—12 kr.

Lied am 18. Oktober,

bei den Freudenfeuern zu singen.

Von

Dr. Heinrich Fick (1815).*)

Der Freiheit Opfer zünden wir
Auf freien deutschen Höh'n —
Befreit vom Joche feiern wir
Des Volkes Auferstehn.

Tief war der Deutschen Manneskraft
Gebeugt durch gall'schen Trug —
Des Volkes Muth und Brüderschaft
Des Galliers Arglist schlug.

Ein Funke fiel aus Gottes Hand,
Der hell in Flammen schlug —
Sie lodern nun von Land zu Land,
Und droh'n dem Feinde Fluch.

Hoch seit nun deutsche Banner weh'n,
Vereint nach trüber Zeit —
Den Mahnungsruf wir nun versteh'n:
Gut Heil! in Einigkeit!

Und dieser Feuer einig Glüh'n
Sey Bürge unsrer Treu' —
Ein deutsches Band, ein Volksermüh'n
Verknüpfe uns auf's Neu'!

Und ruft die Freiheit unsern Arm,
Wir bieten ihn mit Lust —
Wir bieten ihr den starken Arm —
Wir bieten treue Brust.

Dann d'rauf! die Büchse, Schwert zur Hand!
Zum Kampfe, Brüder, eilt!
Mit Hohn blickt hin das Vaterland
Auf den, der feige weilt!

Als Schirmer nur vom heil'gen Herd,
Für den im Kampf Ihr ringt,
Seyd Ihr des heim'schen Glückes werth —
Der Lohn dem Sieger winkt!

D'rum, Brüder, ringt auf deutschen Höh'n,
Reicht Euch die Feuerhand!
Schwört ew'ge Treu' und Untergeh'n
Des Feindes Sklavenband'!

*) Von diesem in meiner Jugend geschriebenen Liede ist, ohne meinen Willen, ein von mir nicht kontrollirter fehlerhafter Abdruck in einer Zeitschrift erschienen — gegen den ich hier, durch diese verbesserte Umschrift, protestire. Sollte dieses Lied zur Feier des 18. Oktober passend befunden werden, so schlage ich, wegen Kürze der Zeit, die Melodie von: „Auf! Auf! Ihr Brüder, und seyd stark!" oder irgend eine andere passende Volksmelodie dazu vor.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 84. Sonntag den 20. Oktober 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie ihre Arbeiten sorgfältig geprüft hatte und mit Allem zufrieden zu seyn schien, war sie eben im Begriff, sich auf der neben dem Grabe befindlichen Bank niederzulassen, als sie nahende Tritte vernahm, und bald darauf Werner, der Verwalter, vor ihr stand, der sie mit dem Ausdruck des Wohlgefallens begrüßte, indem er zugleich ein lobendes Wort über ihren Fleiß hinzufügte.

„Wenn man dich so sieht", fuhr er fort, sie mit Verlangen anschauend, während er zugleich ihre Hand ergriff, „und deine feinen Hände betrachtet, sollte man dich fast für eine vornehme Dame halten, die sich nur aus Plaisir an eine solche Arbeit macht. Ja, ja", schmunzelte er, ihren Arm hätschelnd, „ich glaube fast, an dir ist eine feine Dame verdorben, wenigstens", setzte er sich besinnend hinzu, „paßt eine solche Tagelöhnerarbeit nicht für eine Verwandte des Verwalters, der dir zehn Arbeiter dazu befehlen kann. Und so muß ich dir denn auch aufrichtig gestehen, es gefällt mir gar nicht, daß du hier so ohne Hülfe dich gleich einer Magd abmühst; denn es wäre schon genug, wenn du die Arbeiten leiten wolltest." —

„Ihr wißt ja, weßhalb ich es thue, und kann Euch sagen, daß ich es von Herzen gern thue", entgegnete Josephine ruhig und unbefangen, während sie ihm zugleich die Hand entzog.

„Mag das seyn und ich will auch weiter kein Wort mehr darüber sagen, denn ich bin dir in der Absicht gefolgt, dir am Vorabend des Festes eine rechte Freude zu machen und alle Sorge für deine Zukunft zu nehmen. Darum höre mir aufmerksam zu und sey überzeugt, daß ich es gut mit dir meine," entgegnete der Verwalter, indem er sich setzte und sie neben sich zog.

Josephinens Herz wurde durch diese Worte schwer bedrängt, denn die Ahnung seiner eigentlichen Absicht hatte sie sogleich erfüllt; dennoch vermochte sie ihn von der Mittheilung derselben nicht abzuhalten und war daher genöthigt, das Weitere mit Geduld abzuwarten.

Und was sie gefürchtet hatte, geschah wirklich.

Nach kurzem Räuspern fuhr der Verwalter fort:

„Ich habe, liebe Josephine, während deines Aufenthalts in meinem Hause mit Vergnügen gesehen, mit welchem Fleiß und mit welcher Unverdrossenheit du dich den häuslichen Verrichtungen stets unterzogen hast. Du bist meiner verstorbenen Frau eine rechte Stütze gewesen und führst das Hauswesen ebenso gut wie sie. Darum sollst du auch für alle Zeiten darin bleiben, aber nicht als die arme, hilflose Waise, sondern als die Gebieterin, kurz, als meine Frau. Aber ich will auch, daß meine künftige Frau als die Tugendhafteste bezeichnet worden ist, und darum soll man dich morgen dazu erwählen; denn du bist dieser Ehre würdig, und so kann ich einst sagen, daß meine Wahl zwar ein armes und verwaistes, aber also geehrtes Mädchen getroffen hat, obwohl ich unter den reichen Jungfrauen in der Stadt und auf dem Lande nach Belieben wählen könnte. Aber ich weiß, dem gnädigen Herrn und seiner Schwester wird es Freude bereiten, daß ich gerade dich und keine Andere zum Weibe nehmen will, da sie dich werth halten und dir ein solches Glück wünschen; darum schlage ein und sage „Ja", so wird man dich morgen wählen, wie ich das bereits abgemacht habe, und sechs Wochen darauf bist du des reichen Verwalters Frau und keine Waise mehr, und wirst von Allen beneidet seyn."

Josephine war, wie wir wissen, auf diesen Antrag bereits vorbereitet, und vermochte sich daher, während er denselben vollendete, auf eine passende Antwort vorzubereiten; sie erwiderte also auch bald darauf mit Ruhe und Fassung:

„Ich bin Euch für Euren guten Willen von ganzem Herzen dankbar, so wie ich es auch für die Güte bin, welche Ihr mir bisher erwiesen habt; nennt mich daher weder unbedacht noch undankbar, wenn ich Euch frei und offen bekenne, daß ich Euern gütigen Antrag nicht annehmen kann. Ich ehre Euch wie einen Vater, aber ich kann nicht Euer Weib werden." —

Werner, von der Ueberzeugung erfüllt, Josephine würde ihm über das ihr zugedachte Glück vor übergroßer Freude um den Hals fallen und ohne Bedenken sich seinem Wunsch geneigt erklären, schaute sie mit einem Blick an, in welchem sich die jäheste Ueberraschung zeigte, die ihn zugleich zu einer sofortigen Erwiderung unfähig machte. Er glaubte, nicht recht gehört zu haben, überlegte daher das Gehörte nochmals, und bemerkte darauf:

„Entweder treibst du Scherz mit mir, oder ich habe nicht recht gehört!"

„Glaubt das nicht, sondern seyd überzeugt, meine Worte sind wohl überlegt gewesen, ehe ich sie Euch mittheilte", versicherte Josephine, ihn treuherzig anschauend.

„Wohl überlegt und so schnell?" fragte der Verwalter, der durch den Fehlschlag seiner so sichern Hoffnungen schwer gereizt worden war. „So schnell überlegt", wiederholte er, „als ob es sich um eine Bagatelle handelte. Wie kannst

du das? Entweder bist du thöricht, begreifst dein Glück nicht, oder wohl gar durch den Besuch auf dem gutsherrlichen Schloß eitel und hoffärtig geworden; denn daß du etwa dein Auge auf Jemand geworfen haben solltest, kann ich mir nicht denken, ich wüßte Niemand, der dir nahe gekommen wäre!" —

„Seid mir nicht böse, wenn ich nicht anders kann", bat das gequälte Mädchen, durch des Verwalters Bemerkung etwas verwirrt gemacht, da dieselbe ihr Herzensgeheimniß berührt hatte.

„Was soll ich sonst denken?!" fuhr Werner auf. „Ist es nicht die Hoffart und Eitelkeit, die dich so thöricht gemacht haben, so kann es nur die Neigung zu einem Manne seyn, und wenn ich dein stilles, fast betrübtes Wesen in der letzten Zeit bedenke, so muß ich fast das Letztere glauben, ja ich bin jetzt davon sogar vollständig überzeugt, wenngleich ich mein Gedächtniß vergeblich anstrenge, den Mann ausfindig zu machen, der dein Herz bethört haben könnte, wenn es nicht gerade zu unser gnädiger Herr selbst gewesen ist!" —

Diese so unerwartet ausgesprochene Behauptung raubte der ohnehin schon verwirrten Josephine die letzte Fassung; sie erröthete tief, während sie in dem Kampf, die Wahrheit zu gestehen oder zu verneinen, sich ganz gegen ihre Gewohnheit unentschlossen zeigte; dennoch entgegnete sie in dem heißen Bemühen, ihr so theueres Geheimniß nicht zu verrathen, mit fast ängstlicher Hast:

„Wie könnt Ihr nur auf so wunderbare Gedanken gerathen!"

Dieser Vorwurf war jedoch viel zu unbedeutend, um ihre Befangenheit und ihr tiefes Erröthen zu übersehen, und so fand der Verwalter in derselben vielmehr eine Bestätigung seiner Vermuthung, und indem er darin eben so viele Thorheit als Eitelkeit erblickte, brach auch sein Zorn in hellen Flammen aus.

„Verstelle dich, wie du willst, ich weiß jetzt, woran ich mit dir bin!" fuhr er heraus. „Ist so etwas denn je erhört worden? Vergafft sich die Dirne in einen so vornehmen Herrn, der hoch über ihr wie ein König steht! Ich glaube, du hast den Verstand verloren, denn sonst vermag ich dein Treiben nicht zu begreifen! Doch das sind Faseleien und Hirngespinnste, und ich halte dich für vernünftig genug, daß du über Nacht zur Vernunft kommen wirst. Morgen vor dem Gottesdienst sollst du mir dein letztes Wort über meinen Antrag sagen, und bestehst du auch dann noch auf deine Weigerung, so ist es aus mit uns für alle Zeit und du kannst dir eine andere Stelle suchen, und eben so wenig soll mein Ansehen dir morgen die Ehre der Gekrönten verschaffen."

„Mag man wählen, welche man will, ich werde nicht das Mindeste dazu thun! Und damit Gott befohlen!"

Mit diesen in ebenso heftigem, als zornigem Tone gesprochenen Worten war der Verwalter aufgesprungen und davon gerannt, und ließ Josephine in Bestürzung und Betrübniß zurück.

So war denn das so lange gefürchtete Unheil über sie gekommen, welches sie nicht nur der sichern Lage, sondern, was ihr viel bedeutsamer war, auch der Hoffnung berauben sollte, jemals wieder in die Nähe des Gutsherrn zu gelangen. Denn unter den obwaltenden Verhältnissen trat die Nothwendigkeit, sich sobald als möglich eine neue Heimathsstätte aufzusuchen, doppelt bestimmt hervor.

Wie schmerzvoll wurde sie davon getroffen! Scheiden, scheiden auf immer von Allem, was ihrem Herzen so überaus theuer, der eigentliche Pulsschlag ihres Lebens war, eines an Lust und Glück so armen Lebens!

Und wohin durfte sie ihre Schritte lenken, wo fand sie befreundete Herzen, die sie mit jener Liebe empfangen würden, die ihr weiches und jetzt so tief verletztes Gefühl mehr denn je bedurfte! Unter ihren Verwandten wußte sie Niemand, bei welchem sie eine solche Aufnahme erwarten durfte; auch stand der Entschluß schon lange in ihrer Seele fest, die Hilfe derselben nie wieder in Anspruch zu nehmen, sondern ihre Dienste fremden Leuten anzubieten. Denn sie hatte es leider zur Genüge erfahren, daß die Ansprüche der Verwandten an eine Hülflose ebenso lieblos als übermäßig wären und die geleisteten Dienste meistens unterschätzt würden, ohne daß sich dieselben der Verpflichtung erinnerten, welche sie gegen ein ihnen nützendes Mitglied der Familie hatten. Denn in der Mehrzahl der Fälle betrachten sie es als eine Wohlthat, die Dienste eines Verwandten für sich zu benutzen, während sie einer fremden Person viel mehr Achtung und Rücksicht schenken. Alle diese Betrachtungen zogen an Josephinens Seele in rascher Folge vorüber, schwanden aber sehr bald bei dem Gedanken, daß ihr keine andere Wahl gelassen sey; sie mußte so bald als möglich fort von hier.

Denn sie fürchtete, ihr Herzensgeheimniß, das sie heute erkannt sah, könnte dem Gutsherrn verrathen werden, und diese Sorge erfüllte sie mit einer so peinigenden Angst, daß sie am liebsten nicht mehr in des Verwalters Haus zurückgekehrt, sondern noch in der Nacht in die Ferne gewandert wäre. Nur die Ueberzeugung, daß Herr v. Katt nicht nach Sido kommen würde, vermochte sie etwas zu beruhigen.

Aber trotz der moralischen Kraft, welche ihr aus ihrem Entschluß zufloß, behauptete dennoch das Herz seine Rechte, und große bittere Schmerzensthränen zitterten in ihren Augen und rannen dann langsam auf der bleichen Wange hin.

Doppelt heiß brennt das Leid die Seele, wenn unser Auge die Umgebung ruhig, friedlich und in beseligtem Daseyn erblickt, wenn Alles um uns Frieden und Harmonie athmet, während es in unserer Seele ruhelos stürmt. So war es jetzt.

Ueber Fluren und Wald, nahe und fern war Stille und Frieden gebreitet, in den dicht belaubten Baumkronen des Friedhofs spielte ein leiser, lauer Wind, während der Gesang eines daselbst nistenden Vogels hernieder tönte. Insekten spielten im Abendschimmer und geschäftige Käfer umschwirrten Bäume und Gesträuch.

Die herabhängenden Hände gefaltet, die feuchten Blicke auf die duftige Ferne gerichtet, welcher der Abendschimmer eine weiche, röthliche Färbung verlieh, stand Josephine, in Schmerz und Erinnerung verloren, stumm und regungslos da. Sie sah nicht die Schönheit der sich vor ihr ausbreitenden Gegend, noch vernahm sie den Gesang des Vogels, noch gedachte sie des nahenden Festes, sondern ihre Gedanken waren weit, weit, dort, wo sich ihre Phantasie den Aufenthalt des geliebten Mannes geschaffen hatte; ihr innerer Geist schaute nur ihn, dem all ihr Fühlen und Denken gehörte, und aus dessen Nähe sie nun für immer scheiden sollte. Und allgemach schwieg der Gesang des Vogels, tiefer und tiefer sank die Sonne hinter den Horizont, über die Ferne breitete sich bläuliche Dunkelheit, in welcher die Linien der Waldungen verschwammen; stiller und immer stiller wurde es in dem Dörfchen. Josephine schien das Alles nicht zu

bemerken. Schon lange war die Abendglocke verhallt, die vor der Kirche plaudernden Mädchen hatten sich allmälig getrennt und waren nach Hause gegangen, oder dahin, wo sie Jemand zu treffen vermutheten, mit welchem sie noch ein wichtiges Herzenswort auszutauschen hätten; nur Josephine dachte noch nicht an die Rückkehr.

Vielleicht würde sie in diesem Zustande noch länger verharrt haben, wenn nicht ein Geräusch von Fußtritten in ihrer Nähe sie daraus erweckt hätte.

Sie erschrak, wandte das Auge nach der Gegend, aus welcher dieselben zu kommen schienen, konnte jedoch nichts weiter entdecken, als die undeutlichen Formen eines Mannes, der sich entfernte und auch bald in der nächtlichen Dunkelheit verschwand.

In der naheliegenden Voraussetzung, daß es wahrscheinlich Jemand aus dem Dorf gewesen sey, achtete sie weiter nicht darauf, erkannte aber auch, daß es hohe Zeit zur Rückkehr sey, und indem sie sich schalt, ihren Gefühlen also nachgegeben zu haben, ergriff sie den Hut und ging mit langsamen Schritten nach Hause. Als sie fast das Ende der dahin führenden Allee erreicht hatte, glaubte sie die vorher erblickte Gestalt in der Ferne stehen zu sehen; aber auch jetzt achtete sie nicht darauf und betrat das Haus, woselbst sie der Verwalter bereits erwartete und mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben empfing. Rasch und stillschweigend entzog sie sich denselben und athmete frei auf, als sie ihr stilles Stübchen betrat, in welchem sie ungestört ihrem Schmerz nachhängen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

(Fortsetzung über G. Gounod's „Faust.") Durch dieses Streben, vielleicht auch in Folge mangelhafter oder unrichtiger Auffassung der Göthe'schen Grundlage, ist nun diese herrliche Dichtung manchmal so verunstaltet, daß man sie fast gar nicht kennt; es sind bald ganze Scenen, bald nur einzelne Stellen, oft sogar nur Worte aus jener genommen, diese aber und namentlich solche Stellen, von welchen man besonderen Effekt erwarten zu dürfen glauben konnte, vollständig aus dem Zusammenhange herausgerissen, nach französischem Geschmacke umgemodelt und verballhornt, während andere Scenen und Stellen aus Göthe, welche unzweifelhaft von bedeutender Wirkung gewesen wären, ganz außer Acht gelassen wurden. Als einen Hauptmangel glauben wir insbesondere hervorheben zu müssen, daß der Charakter Margarethens falsch aufgegriffen und wiedergegeben ist, während doch — wie in einer dem Titelblatte des Textbuches beigedruckten Bemerkung gesagt ist — die Gounod'sche Oper von der Göthe'schen Idee vorzugsweise nur Gretchens Bild mit tiefergreifenden Farben schildert." Ja, wir erblicken allerdings in dem Rahmen dieser Oper Gretchens Bild, aber durch einige fremde Züge so entstellt, daß wir in demselben nimmermehr das holde deutsche Mädchen zu erkennen vermögen, wie es Göthe gezeichnet hat. Nach der französischen Dichtung muß nämlich, um nur Einiges anzuführen, Gretchen dem Faust beim Tanze erscheinen, wie Mephisto sagt: „Wartet hier! Bei dieser frohen Töne Klang das schöne Lied erscheint, und stillt des Herzens Drang;" wie unendlich schöner, sinniger und jedenfalls dem deutschen Frauencharakter angemessener bei Göthe auf dem Kirchwege. Wäre ferner statt der Elegie im 4. Akte: „Er kommt nicht zurück" (wenn man dieses überhaupt als eine Elegie betrachten kann) nicht viel besser und mit weit größerem Effekt das unübertreffliche Lied Gretchens: „Meine Ruh' ist hin" benützt worden! Bei der Kirchenscene am Schlusse des 4. Aktes wäre es auch zweit angemessener, wenn die „unsichtbare Stimme" auch unhörbar wäre, und wenn statt dieser unsichtbaren Stimme — nach dem Theaterzettel „dem bösen Geist" — in den Mund gelegten Worte, welche streng genommen mit dem Ganzen gar nicht im Einklang stehen, das Gebet: „Ach, neige, du Schmerzenreiche u. s. w." aufgenommen worden wäre, worin sich Gretchens Charakter wieder so bezeichnend zu erkennen gibt. Es würde uns jedoch zu weit führen, diese Parallele noch weiter zu verfolgen und auf die einzelnen Rollen auszudehnen; denn wenn schon der schönste Charakter so verballhornt ist, wird es den übrigen nicht viel besser ergangen seyn; muß sich ja sogar der Teufel dazu hergeben, aus der Hand wahrzusagen, womit sich doch gewöhnlich nur seine niederen Geister, Hexen, Zauberer u. dgl. zu befassen haben.

Was nun die Musik betrifft, so hat der Komponist — um an das vorher Gesagte anzuknüpfen — auch das Seinige dazu beigetragen, Gretchens Charakter zu verunstalten; er hat zwar dessen erstes Auftreten und Fausts Anrede: „Schönes Fräulein darf ichs wagen" mit der darauf folgenden Antwort, in einer recht anmuthigen, entsprechenden, lieblichen Musik gegeben, allein daß er Gretchen seine Freude über den gefundenen Schmuck in einem Walzer recht gedehnt ausdrücken läßt, widerstreitet, wie noch so manche andere Stellen, wenigstens unserem deutschen Gefühle. Im Uebrigen bewegt sich die Musik manchmal in recht gewöhnlichen, trivialen Gedanken, wie z. B. bei dem Soldaten-Chor im 4. und beim Hexenchor: „Eins, zwei, drei u. s. w." im 5. Akt, welch letzterer Chor füglich hätte wegbleiben dürfen; an anderen Stellen schwingt sie sich dagegen mit einer sehr geschickten und kunstvollen Instrumentirung und kecken Steigerungen zu großem dramatischen Effekt empor, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß Gounod sich sehr an Meyerbeer und R. Wagner — an letzteren namentlich bei seinen dramatischen Steigerungen — anlehnt. Die Chöre sowie auch einzelne Rollen an verschiedenen Stellen verlieren sehr und sind sehr dadurch erschwert, daß sie gar zu sehr mit dem Text beschäftigt sind, allein die Schuld liegt wenigstens bei einigen Rollen mehr an der Uebersetzung als am Komponisten. Zu bedauern ist nur, daß er überhaupt und namentlich bei den Chören den mehrstimmigen Satz zu wenig anwendet, die Chöre meist unisono und in recht schwierigen Figuren singen läßt, während er in einigen kurzen Quartettsätzen sich recht geschickt hiezu bewiesen hat.

Dinstag, 15. Oktober. Die heutige Wiederholung der Gounod'schen Oper „Faust" war sowohl bezüglich des Zusammenspieles im Allgemeinen, wie in den einzelnen Rollen besser als die erste Aufführung; namentlich war Hr. Dr. Liebert (Faust) weit befriedigender, und wenn auch seine Stimme sich einigemal überschlug, so ist das bei der Schwierigkeit seiner Rolle leicht zu verzeihen, besonders bei dem äußerst anstrengenden Trinklied im 5. Akt. Weniger befrie-

digend war sein Spiel, in welchem er besonders in der Gartenscene im 3. Akt Gretchen gegenüber mehr Innigkeit und Wärme hätte zeigen dürfen. Herr Schiffbenker sang einigemal zu stark, wodurch seine Stimme sehr verlor; zu seiner Entschuldigung ist übrigens zu berücksichtigen, daß mehrere Stellen in seiner Rolle an und für sich schon sehr stark instrumentirt sind, und daß überdies das Orchester, statt sich bei solchen Stellen zu moderiren; fast durchaus zu stark spielte und auch auf die wiederholten Bemerkungen des Herrn Kapellmeisters wegen zu starker Begleitung nicht achtete. Diese durchaus zu starke Begleitung war auch die Ursache, daß Steigerungen in der Musik nicht gehörig hervortreten konnten. Ueberdies waren wieder einige Instrumente, besonders die Blechinstrumente im 1. Akt bei der Stelle: „Hienieden gehorch' ich dir, aber dort gehorchst du mir", nicht präzis. — Auch glauben wir bezüglich der Scenerie bemerken zu dürfen, daß im 1. Akte, wo Mephisto den Faust Gretchen sehen läßt, und diese Erscheinung wieder verschwindet, der zweite Vorhang in beiden Vorstellungen etwas zu bald fiel; in der Musik ist das Verschwinden der Erscheinung angedeutet, und damit soll das Fallen des Vorhanges auch zusammentreffen. — Frln. Carina (Gretchen) fand für ihre trefflichen Leistungen wie bei der ersten Aufführung wieder reichlichen Beifall; ebenso die HH. Barth und Lang.

—C.—

Mittwoch, 16. Oktober. Der schon lange angekündigte „Barbier von Sevilla" ist endlich heute zur Aufführung gekommen; in dieser Oper sahen wir zum ersten Male unsere neue engagirte Coloratur- und Bravoursängerin, Frau Seyler-Blumenthal als „Rosine", in welcher Rolle sowie bei einer im 2. Akt eingelegten Arie aus der Oper „Giralda" sie hinreichend Gelegenheit hatte, ihre zwar schwache, aber gut geschulte, helle und frische Stimme zu zeigen. Wenn auch diese Einlage, wie sonst immer die Einlagen, zur Oper unpassend war, so konnte doch besonders darin Frau Seyler ihre Bravour beweisen und dabei reichen Beifall ernten. Allein lieber wäre es uns gewesen, wenn wir bei der ersten Arie der „Rosine" mehr die Komposition Rossini's, als die dazu gemachten Coloraturen und beliebigen Abänderungen anzuhören bekommen hätten. So wäre es z. B. bei dem Namen „Rosine" viel besser gewesen, wenn Frau Seyler den unschönen Triller weggelassen und richtig auf a statt auf h heruntergesungen hätte. Sänger und Sängerinnen sollen sich nie über den Komponisten stellen. Das Spiel der Frau Seyler, sowie auch das des Hrn. Seyler war im Ganzen für diese Rollen viel zu kalt und seitens des Hrn. Seyler im 1. Akt im Hause des Dr. Bartolo etwas übertrieben, wogegen Herr Seyler sich durch die Klarheit der vielen in seiner Rolle vorkommenden Coloraturen auszeichnete. Der Culminationspunkt der heutigen Vorstellung war Hr. Schiffbenker, der den Dr. Bartolo heute besser sang und spielte, als wir ihn je von ihm sahen und wir ihn selbst auf einer bedeutenderen Bühne sehen können; und wenn je der reiche Beifall am Platze war, so war er es hier. Recht befriedigend waren auch Hr. Lang (Figaro) und Hr. Dr. Bletzacher (Basilio).

—C.—

Deutschland mein Hort.

Gedicht

von

M. F. Chemnitz. *)

Auf, frisch auf, mein Sang! mit mächtigem Klang
  Wie ein Wetter durchbrause das Land,
Von den Reben, die blüh'n, von den Alpen, die glüh'n,
  Bis zur Brandung am nordischen Strand
O Deutschland, mein Hort, Du Sängerhain,
  So lange das Lied, das deutsche, erklingt,
  Das frei wie die Lerche zur Sonne sich schwingt,
Sollst ewig besungen mir seyn.

Auf die Felswand steig' es der baltischen Fluth,
  Auf der Alpen eisigen Kamm,
Und hinüber leucht' es wie Feuerglut,
  Wo getrennt manch' Zweiglein vom Stamm!
O Deutschland, mein Hort, Du Schild der Ehr',
  Schon fallen die Nebel von Berg und Höh'n;
  Laß den Reichsaar steigen, die Banner weh'n!
Auf, erwache zu mannhafter Wehr!

Zu Freiheit und Macht führt Einheit und Muth,
  Von Kraft und von Treue beschirmt.
Doch zersplittert, ein Wrack, verschlingt Dich die Fluth,
  Wenn Woge auf Woge sich thürmt.
O Deutschland, mein Hort, der Freiheit Wehr!
  Sollst stark und groß an der Donau, am Rhein,
  An der Weichsel und Eider, Ein Deutschland seyn,
Auf den Bergen frei, wie am Meer!

Ja, die Wahrheit sey frei, die, vom Lichte gesä't,
  Froh reife dem freien Geschlecht;
Frei hebe die Schwingen der Frommen Gebet,
  Frei Kunst und Arbeit und Recht!
O Deutschland, mein Hort, Du Wächter der Zucht,
  Zersprenge der Thorheit, des Zopfes Bann,
  Und erlös' uns vom Tand, dem welschen, vom Wahn,
Von Götzen- und Narrensucht.

D'rum sey eisern der Arm, und sicher die Hand,
  Und Herz und Kugel geweiht!
Um den Tod zu werben für's Vaterland,
  Ist der Wehrmann freudig bereit.
Ha, Deutschland, mein Hort, schon bebt das Geschoß,
  Zu sühnen das Blut, das die Flur einst gedüngt,
  Und die Zunge, die deutsche, die heute noch klingt,
Und die Thräne, die Kummer vergoß!

Und wenn Slaven, Romanen, im Bunde vereint,
  Skandinaven brechen herein,
Wenn der gallische Cäsar, der Freiheit Feind,
  Legionen führt an den Rhein:
Auf, Deutschland, mein Hort! zum Schwert! in die Schlacht!
  Am deutschen Rhein, zerschellt am Gestein,
  Mag einsam verwittern ihr bleiches Gebein!
Zum Sieg! in die Hermannsschlacht! —

Der Eichwald rauscht, das Echo lauscht,
  Es dampfen die Thäler und See'n. —
Aus Tod und Nacht ist der Morgen erwacht,
  Und die Freiheit vergoldet die Höh'n.
Hoch, Deutschland, mein Hort, der Treue Land!
  Wie die Eiche stolz, wie die Berge kühn,
  Wird hehr Dein Banner die Welt durchzieh'n,
Mein Deutschland, mein Vaterland!

---

*) Komponirt v. V. E. Becker und zum ersten Mal gesungen auf dem Bankett im Schrannensaal am 18. Oktober.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 85. Mittwoch den 23. Oktober **1861.**

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Bedeutungsvoll ist dem Menschen die Stätte, auf welcher einst ein großer Geist waltete, und Tausende suchen dieselbe auf, um ihm zu huldigen; aber nicht bedeutungslos sollte uns auch der oft beschränkte Raum seyn, in welchem eine edle Seele den Kampf des Guten und Gerechten kämpfte, und nicht achtlos sollten wir an derselben vorüberschreiten und die Hand eine duftige Blume als Liebesgabe darauf streuen.

Eine solche Stätte war das stille Gemach Josephinens, in welchem sie während einer ruhelosen Nacht ihre Lage überdachte und Entschlüsse für die Zukunft faßte, um dem Verwalter am nächsten Morgen mit Fassung entgegentreten und sich zugleich so rasch als möglich einem ihr jetzt so peinigenden Verhältniß entziehen zu können. Hierauf hatte, wie wir bereits erfahren haben, ganz vorzugsweise die Besorgniß, der Verwalter könnte aus Mißmuth über den Fehlschlag seines Antrags ihr Herzensgeheimniß verrathen, den wichtigsten Einfluß. In der Voraussetzung, ihre Entfernung würde seinen reizbaren Sinn milder stimmen und ihm seine Absichten leichter vergessen machen, glaubte sie dieselbe so viel als möglich beeilen zu müssen; und so fand sie der Morgen in jeder Beziehung vorbereitet.

Hell und freundlich schaute derselbe durch das geöffnete Fenster und trocknete ihr feuchtes Auge, während die Frühglocken die Sonntagsfeier einläuteten.

Schon zeitig ging Josephine den gewöhnten Geschäften nach, die wegen des Sonntags mannigfacher denn sonst waren, und als sie dieselben beendet hatte, begab sie sich zu dem Verwalter, den sie mit ruhiger Freundlichkeit begrüßte. Dieser, dadurch getäuscht, kam ihr mit den Worten: „Ich sehe, du hast dir meine Worte überlegt und das freut mich, weil das zu deinem und meinem Glück führt", rasch entgegen.

„Ich bedau're von Herzen, Euch darin nicht beistimmen zu können; denn ich kam in der Absicht her, Euch mitzutheilen, daß ich in meinem Entschluß verharren muß" entgegnete Josephine ruhig und gefaßt.

„Ist das wirklich dein Wille?" fragte Werner erregt.

„Ja, Herr Werner, und nichts soll mich darin wankend machen", erwiderte Josephine.

„Nun denn ist es gut, und du weißt, was du zu thun hast!" sprach Werner, sich mühsam beherrschend. „Ich brauche, da du dich selbst klug genug und weise dünkst, kein Wort weiter darüber zu verlieren, du wirst dir schon allein zu rathen wissen."

„Ja, Herr Werner, das glaube ich und das werde ich auch, da ich von Euch nichts zu erwarten habe," entgegnete Josephine mit Festigkeit, die selbst dem mißgestimmten Verwalter Achtung für sie einflößte und ihn abhielt, seine rauhe Seite noch mehr herauszukehren.

„Gestattet mir nur noch wenige Tage Aufenthalt in Euerm Hause, bis ich mir eine Stelle gesucht habe; alsdann will ich mit allem Dank von Euch scheiden," — fuhr sie fort.

„Thue nach deinem Belieben, denn du weißt, daß es mir nicht darauf ankommt, ob Jemand ein paar Tage länger in meinem Hause ist oder nicht," entgegnete Werner barsch und wollte hiermit das Gespräch abbrechen.

Das aber verletzte Josephinens milde, liebevolle Seele. Sie war nicht daran gewöhnt, mit irgend Jemand in Unfrieden zu leben und von ihm zu scheiden, sondern, da ihre Gefühle stets die reinste Harmonie erfüllte, so war sie auch bedacht, die selbst durch fremde Schuld gestörte Eintracht so schnell als möglich wieder herbeizuführen, damit sie nicht das Bewußtseyn peinigte, Andere leiden zu sehen. Ihrem edlen Herzen war die Selbstsucht ein durchaus fremdes Gefühl, und so dachte sie auch in dem gegenwärtigen Fall nicht an sich, sondern zunächst an Werner, und darum hielt sie ihn zurück und sprach in bittendem Ton: „Warum, Herr Werner, wollt Ihr mit solcher Bitterkeit von mir gehen, um, wenn ich Euer Haus verlassen habe, meiner nicht mehr in Liebe und Freundschaft zu gedenken?! Was habe ich Uebles verbrochen, daß Ihr mir so unfreundlich begegnet? Ist es denn meine Schuld, wenn mir der Himmel keine solche Zuneigung zu Euch geschenkt hat, wie sie das Weib zu dem Manne hegen muß, dem sie Gattin seyn will? Müßt Ihr es nicht vielmehr von Herzen billigen, daß ich gegen Euch ganz aufrichtig bin, und darin meine Achtung und Dankbarkeit erkennen, welche ich für Euch hege? Wollte Gott, es wäre anders mit mir bestellt und ich könnte mit ganzem Herzen einschlagen und Eure Frau werden. Aber es soll nun einmal nicht seyn, und so habet ein Einsehen und grollt mir nicht, und scheidet nicht in Unfrieden von mir. Seyd überzeugt, daß, wie sich auch meine Zukunft gestalten wird, ich Eurer stets in Freundschaft und Dankbarkeit gedenken werde."

Sie endete und reichte ihm die Hand zur Versöhnung hin, in welche er jedoch nicht einschlug, denn die Vernichtung

seiner liebsten Hoffnungen hatte ihn zu tief verletzt, auch glaubte er sich durch ihre Weigerung zugleich an der Ehre gekränkt. Von der Ueberzeugung erfüllt, Josephine würde seinen Antrag mit Freuden annehmen, hatte er nämlich seinen Bekannten bereits eine vertrauliche Mittheilung über seine Absichten gemacht, und sah sich jetzt bloß gestellt.

Daher vermochten weder ihre liebevollen Worte, noch auch die ihre Bitte begleitende Freundlichkeit ihn milder zu stimmen. Ohne sie anzusehen, wandte er ihr den Rücken und entfernte sich schnell aus dem Zimmer, und ließ die gütige Josephine in einer schmerzvollen Stimmung zurück. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, die deutlich die Frage ausdrückte, warum es doch so schwer sey, die Menschen für das Edle und Gute zu gewinnen, und selbst der bessere Mensch so wenig befähigt wäre, das Glück für Andere und sich selbst herbeizuführen.

Das auf's Neue ertönende Glockengeläute zog sie von diesen niederdrückenden Betrachtungen ab, indem dasselbe sie erinnerte, sich auf den Kirchenbesuch vorzubereiten, der ihr heute mehr denn sonst Bedürfniß war, und bald darauf sah man sie unter den Andächtigen, und aus ihren Mienen konnte man die Innigkeit ihres heutigen Gebetes entnehmen.

Nach Beendigung des Gottesdienstes zeigte der Pfarrherr an, daß am Nachmittage in der üblichen Weise die Wahl der zu krönenden Jungfrau in der Kirche stattfinden würde, fügte dieser Anzeige sodann noch die ermahnenden Worte hinzu, nur nach eigener und reiflicher Ueberlegung die Stimme abzugeben und sich nicht durch irgend welche Rücksichten bewegen zu lassen, gegen die bezeichneten Bestimmungen des gütigen Stifters zu wählen, indem er zugleich auf die Verordnung hindeutete, daß derjenige, der sich dazu etwa verleiten lasse, insofern das erkannt würde, künftighin von der Wahl ausgeschlossen bliebe.

Mit vermehrter Aufmerksamkeit hörten namentlich die jungen Leute und Mädchen dieser Ermahnung zu, und einer und der andere der ersteren, dessen Absichten hinsichts der Wahl vielleicht nicht ganz lauter waren, schlug die Augen nieder, indem er sich getroffen fühlte und in seinem Entschluß wankend gemacht wurde.

Josephine, zu sehr von dem erfüllt, was ihre Seele so tief bewegte, theilte diese Aufmerksamkeit nicht; lag ihr doch das Verlangen fern, bei der Wahl genannt zu werden, da sie andern Mädchen diese Freude von Herzen gönnte, und so begegnete sie nach Beendigung der Feier, als sich die Versammelten aus der Kirche entfernten, Allen mit gleicher Freundlichkeit, und Jeder erfreute sich eines Grußes und des milden, theilnehmenden Wortes, das sie mit Herzlichkeit an die Bekannten richtete. Leicht bewegte sie sich zwischen ihnen hin, und das Antlitz der Alten verklärte sich, während sie das Auge an ihrem anmuthigen Anblick ergötzten, oder ihnen Josephine die Hand zum Gruß darbot, und Einer nickte heimlich dem Andern zu und deutete auf sie, und was sie damit meinten, wußten Alle schon lange; denn das liebliche Mädchen hatte ihnen das Herz gestohlen durch stete Güte und Freundlichkeit, und wer verdiente mehr denn sie als die Tugendhafteste gekrönt zu werden. War ihr Benehmen doch trotz der Ehre, von der Gutsherrschaft so sehr bevorzugt zu werden, unverändert geblieben und nichts weniger als hoffärtig oder stolz geworden, und kam und ging sie doch, wie ehedem, in die niedrigste Hütte und brachte verständigen Rath und allezeit das richtige Mittel mit, die sicher Hülfe verschafften.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer sizilianischen Provinzstadt.

(Schluß.)

Das Volk hierorts ist neben der größten Unwissenheit äußerst bigott. Eine Bürgerhochzeit gab uns weitere Gelegenheit, die Menschen hier kennen zu lernen. Unser Nachbar zur Linken, der kinderlos ist, verheirathete seinen Neffen, den er zugleich ausstattete, indem er ihm einen Antheil seines Grundbesitzes vermachte.

Dorf und Stadt vereinigten sich bei diesem, sowie bei den daran sich schließenden Tanzfesten. Ein großes Zimmer, gänzlich ausgeräumt, sämmtliche Stühle und schlechte Ruhebänke rund herumgestellt, ein großer Tisch auf der einen Seite, darauf zwei dicke Bücher des stato civile, um den Ehekontrakt zu registriren, eine Reihe gewaltiger Wachslichter rund herum, das ist das Bild unserer Hochzeitstube.

Hier bewegte sich nun der bunte Kranz von Weibern, alle in überladener Toilette nach möglichst neuer Pariser Mode. Und dies ist eben der eigenthümliche Kontrast, der sich dem Beschauenden aufdrängte, denn es machte einen seltsamen Eindruck, die in ihrer Häuslichkeit so schlicht, fast ärmlich gekleideten Leute in so gewagter Toilette sich bewegen zu sehen. Die Damen hatten durchaus für nichts Anderes Sinn, als sich gegenseitig zu mustern und über diesen oder jenen Theil des Anzuges zu sprechen. Die Braut war offenbar tief niedergeschlagen, als zwei junge Mädchen erschienen, deren Anzug sie weit überstrahlte. Sie musterte sie augenscheinlich mit neidischen Blicken, ihre Lippen bebten und dunkle Röthe bedeckte das Anfangs matte Gesicht. Wie strahlten dagegen ihre Nachbarinnen im entzückenden Bewußtseyn, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung zu seyn. Die Ausfertigung des Kontrakts, worauf man sich in die Kirche zur Einsegnung verfügte, machte diesem Wettstreit ein Ende, das Gesicht der Neuvermählten glänzte wieder heiter; wahrscheinlich hatte sie der Gedanke getröstet, trotz geringerer Schönheit doch schon einen Mann zu haben. Darauf folgte die kirchliche Ceremonie, bei der nichts für uns Neues vorging, und schließlich eine kleine Erfrischung, die aus Dolce, d. h. Kuchen, Naschwerk und Liqueur bestand, schloß das Hochzeitsfest, dem drei, vielleicht mehrere Tanzfeste folgten, die dem Brautpaar von den nächsten Verwandten gegeben wurden. Wir, obschon überall eingeladen, besuchten nur das erste, bei unserm Nachbar vor dem Hausthor, denn die gesammte Verwandtschaft wohnt neben, unter, über und hintereinander. Hier war es weniger steif in der Etiquette.

Die Hausdienerschaft, Schäfer und andere kleine Leute der Nachbarschaft belagerten das Vorzimmer und die Eingangsthür zum Tanzsaal. In der Ecke die Musikanten, ein Orchester, das wieder dem unserer Bauernschenken äußerst ähnlich sah. Man tanzt hier fast ununterbrochen einen Tanz, welchen man Tonno nennt. Die Musik ist im Zeitmaß und Charakter der Tarantella gleich. Herr und Dame stehen einander gegenüber, von einem Fuß auf den andern

balancirend, sich zuweilen umdrehend, um die Plätze zu vertauschen. Nach wenig Minuten macht der länger Tanzende eine Verbeugung und kehrt in die Reihe der Sitzenden zurück, aus deren Mitte der Tanzende sich nun eine Tänzerin, oder umgekehrt die Tänzerin einen Tänzer wählt, indem sie tanzenden Schrittes sich ihm nähert. So geht das fort und die Aeltesten kommen dabei an die Reihe und müssen heraus, ob sie wollen oder nicht, die ganze Gesellschaft lärmt und klatscht in die Hände und stürmt auf sie ein. Endlich aber hören die müden Musikanten auf und damit genug. Wer nun eine Polka und dergleichen zu tanzen wagen will, läßt diese besonders aufspielen. Endlich kommt auch eine Quadrille zu Stande, in der uns das dabei für nöthig befundene Kommando etwas ausländisch klang. Genug, daß sich die Tanzenden zurecht fanden, bis die ganze Kolonne aus dem Tanzsaal durch die Thür des Buffetzimmers verschwand, wo die galanten Herren ihren Damen ein Gläschen Rosoglio einschenkten und sie sodann zu ihren Plätzen zurückführten. Es war mir, als hätte ich inzwischen mitten unter den Leuten an der Thüre etwas Geisterhaftes bemerkt. Es waren zwei, drei, vier, endlich schien Alles weiß, drängte sich durch das Volk bis mitten in den Tanzsaal, der Tonnotanz begann und die Reihe der Gespenster tanzte. Ich träumte nicht, es war Wirklichkeit.

Die Maskenfreiheit benutzend, hatte man diesen Vermummten Einlaß gewährt, aber ich muß gestehen, daß sie so fürchterlich aussahen, daß ich unwillkürlich an Dolchstoß und ähnliche grausige Dinge erinnert wurde. Indeß verschwanden sie stumm, wie sie gekommen, und auch wir kehrten in unsere Behausung zurück. Ein Frauenzimmer, welches uns folgte, brachte, als es eintrat, verschiedene Süßigkeiten zum Vorschein, die man uns in einer Serviette nachschickte. Man hatte diese Dinge in Palma bereiten lassen. Hierorts kann man nur Bisquit haben, das nach der Arche Noah schmeckt.

Das Bäckerbrod ist schlecht, aber wir müssen vorlieb nehmen. Butter ist hier nicht zu haben, Kaffee und Zucker zu doppelten Preisen, Wein Mittelsorte. Was bleibt nun einem ehrlichen Deutschen übrig? Die Klosterfrauen! Bei den sizilianischen Klosterfrauen ist Alles zu haben, sie beschäftigen sich mit Zubereitung der delikatesten Sachen, welche sie für Geld und gute Worte absetzen, z. B. Torten, Konfituren, Zwieback; wir würden da vielleicht auch gutes Brod und ganz gewiß guten Wein bekommen, wären wir nicht als „Türken“ verrufen, aber wir haben Alles dies, wir haben es durch die Schwesterschaar Lumia.

„Aber warum,“ sagte gestern meine Tochter zu Fräulein Lumia, „warum trägt ihr nur immer diese Wärmetöpfchen oder Körbchen mit Euch herum? das ist in Paris nicht Mode und doch ist es dort viel kälter als ihr denken könnt!“ Fräulein Irene, so heißt sie, zuckte die Achseln und schien über den Sinn des Gehörten nachdenken zu wollen, aber sie gab die Anstrengung sogleich auf und erwiderte: „E costume del paese!“ d. h. es ist dies Landesgebrauch. „Bei regnerischem Wetter“, wandte Erstere ein, „ist irgend ein Feuer im Zimmer recht angenehm, aber in so herrlichen Tagen wird es ja lästig, ihr könnt ja nichts beginnen mit diesen Dingern in den Händen.“ Ein abermaliges Achselzucken war die kurze Antwort. Meine Tochter klagt, mit Irene nichts anfangen zu können, da sie nicht zu denken verstehe, und sie hat Recht. Man glaube nicht an Uebertreibung, die hiesigen Weiber sind aus ihren beengten Ideenkreisen durchaus nicht aufzurütteln. Auch die Männer haben durchaus keinen Hang zum Nachdenken oder zu geistiger Anstrengung. Im Ganzen sind sie uns Fremden gegenüber gewöhnlich etwas befangen und überdecken dann dies Gefühl mit der äußersten Zuvorkommenheit, ja man möchte sagen, mit Unterwürfigkeit. Nichts erscheint alsdann liebenswürdiger als ein solcher Sizilianer. Ja er scheint bereit, Gut und Blut, nur um gefällig seyn zu können, einsetzen zu wollen, und um gerecht zu seyn, müssen wir gestehen, daß mehr als Einer von ihnen uns thatsächlich Gefälligkeiten und Dienste erwies, ohne irgend ein Interesse im Hinterhalte zu bergen. Das Entgegenkommen und die Achtung vor den Fremden sind unbedingt. Gäbe es nur nicht so viel Gesindel, so viel entfesselte und ungefesselte Verbrecher im Lande! Der gute Alte vor unserm Portal versicherte uns, er sey seit 6 Wochen nicht mehr in der Stadt, d. h. im untern Stadttheil gewesen. Die Leute fürchten sich auszugehen, sie schließen bei der Dämmerung ihre Hausthüren, und müssen sie gar einmal über Land, so machen sie gewiß vorher ihr Testament. Man hört täglich von den abscheulichsten Mordfällen, die um weniger Münze willen oft Familien ihres Ernährers berauben. Unter diesen Verhältnissen ist es daher keineswegs angenehm, häufige Geschäftsreisen machen zu müssen, und ich habe für den Augenblick nur das eine Mittel, den Wolf im Schafspelz als Wächter und schützenden Begleiter zu wählen. Freund Angelo, schon vor mehreren Jahren des Todtschlags überwiesen, steht, wie es heißt, in mehr als direkter Verbindung mit den kommunistischen Vereinen Siziliens, Banditen genannt. Dies ist unser intimster Freund und unentbehrlicher Rathgeber in Caunecatti, unser häufiger, nützlicher Begleiter bei unerläßlichen Spazierritten zu Maulesel. Einen Sechsläufer und Stoßdolch am Gürtel und einen starken, treuen Hund zur Seite, überläßt man sich dann getrost dem guten Glücke oder dem Ungefähr auf Leben und Tod. Im lieben Deutschland mag manchem Jüngling das Herz schlagen bei der Vorstellung, es mit Räubern ächter Race zu thun haben zu können, denn ein innerer Drang im Menschen treibt ihn, dem Furchtbaren zu trotzen, um es zu bekämpfen. Aber in unserm Gefühl ist alles Romantische untergegangen unter dem einen, stets lebendigen Instinkt der Schutzwehr, während ein tiefer Abscheu gegen die täglich vorkommende Grausamkeit dieser Unmenschen die Begier nach ihrer Vertilgung wach erhält.

Würzburger Stadttheater.

Montag, den 21. Oktober. Mit der heutigen Aufführung der Oper „Martha“ konnte man nicht wohl zufrieden seyn; die Schuld daran lag weniger in den Ensembles und Chören, als vielmehr an einigen Rollen. Insbesondere war Hr. Seyler in seinem Spiele wieder viel zu steif; sein Gesang war zwar besser, allein seine Stimme würde noch mehr gefallen, wenn er mehr Sorgfalt auf seinen Vortrag und auf seinen Gesang verwenden wollte. Wie kürzlich im „Barbier von Sevilla“, so bemerkte man auch heute, daß er seine Töne zu wenig bildet, zu wenig Portamento in seine Stimme hineinlegt, und auf der anderen Seite wieder von einem Tone zum andern zu sehr zieht;

so z. B. bei dem Duett des 1. Aktes zwischen Lyonel und Plumkett von f auf b hinauf; ein anderer Fehler (in welchen auch Frau Seyler öfter verfällt) ist der, daß er auf manchen Tönen übermäßig lang ausruht, als ob ein Halt darauf wäre; so heute in der Arie: „Ach so fromm und so traut" gegen das Ende bei der Stelle: „Gib mir wieder, was du fandest" u. s. w. Es ist dies ein Fehler, in welchen überhaupt sehr viele Sänger und Sängerinnen verfallen, darum sey es uns verstattet, hier allgemein darauf aufmerksam zu machen, damit man sich solche Untugenden, an die man sich leicht, oft in Folge eines unrichtigen und mangelhaften Unterrichts, gewöhnt, wieder abgewöhne; denn es ist dieses eine eigenmächtige Abänderung der Komposition, und es scheint dabei, als ob Sänger und Sängerinnen selbst gerne ihre Stimme, namentlich in einzelnen Tönen hören wollten und auch dem Publikum diesen Genuß nicht versagen zu dürfen glaubten. Ebenso ist auch, was wir kürzlich speziell erwähnten, die Sucht, durch beliebig angebrachte Triller, Schnörkel, Cadenzen u. dgl. den Gesang zu verzieren und zu diesem Zwecke die Komposition beliebig abzuändern, unter Sängern und Sängerinnen ziemlich verbreitet, weßhalb wir darauf auch allgemein aufmerksam machen und davor warnen; möge unser wohlgemeinter Rath auch allgemein berücksichtigt werden. Frau Seyler sang und spielte besser, als Hr. Seyler, war aber doch nicht befriedigend, und insbesondere im Finale des 3. Aktes auch gar nicht sicher; sie wendet in ihrem Gesang manchmal auch zu wenig Portamento an, während ihre Stimme hiezu genug Biegsamkeit und Weichheit hat, wie sie heute in dem Liede von der „letzten Rose" bewiesen hat; freilich dürfte sie andererseits oft mehr Energie und Feuer entwickeln, denn bei einem ausdruckslosen und kalten Spiel und Gesang muß auch das Publikum kalt bleiben. Herr Schiffbenker schien sich in seiner Rolle (Lord Tristan) nicht heimisch zu finden, sonst wäre wohl sein Spiel, namentlich im 1. Akte, viel leichter gewesen; über seinen Gesang kann man sich nur günstig aussprechen. Recht wohl gefiel uns auch Herr Dr. Bletzacher (Plumkett) sowohl rücksichtlich seines Gesanges wie seines Spieles, und wir können nur wünschen, daß er in seinem regen Streben nicht erkalten möge, um da und dort noch Manches zu verbessern und sich so mehr und mehr zu vervollkommnen. Frln. Barth war als „Nancy" recht gefällig und liebenswürdig, besonders in dem schönen Duett im 4. Akt: „Ja, was nun" u. s. w. Bei der heutigen, wie bei früheren Vorstellungen machten wir schon mehrmals die Wahrnehmung, daß man auf manche Einzelnheiten, die man vielleicht für unbedeutend hält, nicht achtet, dadurch aber oft nicht blos die Illusion beim Publikum zerstört, sondern auch gegen die Wahrheit und Richtigkeit fehlt. So kam es schon mehrmals vor, daß Personen beim Weggehen von der Bühne auf einer unrechten Seite abgehen, oder von einer unrechten Seite, auch zu bald eintreten; — daß der Wechsel zwischen Licht und Dunkel nicht richtig ist, sowohl durch die Maschinerie, wie durch die spielenden Personen, von denen manchmal ein Licht mit wegzunehmen vergessen wird. Noch mehr gefehlt ist es, wenn durch Betonung und Aktion der Sinn der Worte oder der Darstellung unklar oder unrichtig ist; wie z. B. Frau Seyler im 2. Akt „mich erheben" ohne Ausdruck des Staunens und der Verwunderung sang, Hr. Seyler im 4. Akt bei den Worten: „Diese Hand" u. s. w. seine eigene Hand ausstreckte, als ob diese gemeint sey, statt auf die der Lady hinzuweisen, oder deren Hand zu ergreifen und zu erheben u. s. w. Auch solche Versehen sollten nicht vorkommen. —C.—

∥ Würzburg, 22. Oktbr. Wir können, da es letzthin der Raum dieses Blattes nicht gestattete, erst heute einige Bemerkungen nachtragen, die sich uns neulich bei der zweiten Aufführung des Putlitz'schen Trauerspiels „Don Juan de Austria" aufdrängten. Die Darstellung war schon merklich abgerundeter, als das erste Mal; und dadurch traten die guten Seiten des Stückes um so kräftiger hervor, der unbefriedigende Eindruck des Schlusses aber war auch diesmal der nämliche, den wir schon bei der ersten Aufführung empfanden. Betrachten wir den Verlauf der Handlung ein wenig, so werden sich die Gründe sehr leicht ergeben. Das geheimnißvolle Dunkel, das sich über die Geburt wie über das Ende des Helden von Lepanto lagert, gewährt der dichterischen Erfindung einen weiten Spielraum, und diesen hat Putlitz denn auch gehörig benützt, denn die ganze Reihe der Verwicklungen, die zur Katastrophe führen, ist fast ausschließlich ein Erzeugniß seiner Phantasie, dem dann die wenigen streng geschichtlichen Momente sehr geschickt angepaßt sind. Putlitz führt uns, die frühere Lebenszeit Don Juans (eines natürlichen Sohns des Kaisers Karl V.) bei Seite lassend, sofort ein in den Freiheitskampf der Niederlande gegen König Philipp II. von Spanien; diesem ein Ende zu machen, nachdem bisher alle Mittel fehlgeschlagen, ist Don Juan von seinem königlichen Bruder geschickt. Er war mit dem festen Entschluß gekommen, den Aufstand niederzuschlagen; aber sein warmes, menschlich fühlendes Herz läßt ihn die Leiden der Niederländer schmerzlich mitfühlen. Diesen Fall hatte Philipp II. auch vorgesehen und ihn daher scharf überwachen lassen; Don Juan bekommt durch einen Zufall Kenntniß davon, ja daß er sogar schon von seinem Bruder dem Tod geweiht sey, wenn er wagen sollte, dessen Pläne zu durchkreuzen. Das gibt den Ausschlag. Er nimmt die Krone an, die ihm die Niederländer angeboten hatten; aber damit ist auch sein Tod besiegelt, denn Davila, Philipp's Werkzeug, glaubt nun nicht länger zögern zu dürfen, die ihm ertheilte Vollmacht zu gebrauchen, und durch Gift den gefährlichen Prinzen aus dem Wege zu räumen. Und dies geschieht in dem Augenblick, wo Gräfin Anna de Bouges, die zuvor, als Don Juans erbitterte Feindin, rastlos an seinem Verderben gearbeitet, eben erfahren hatte, daß er ihr — todtgeglaubter — Sohn sey. Eine weitere tragische Episode, die in die Haupthandlung verwebt ist, bildet die Liebe Don Juans zu Davilas Tochter Diana. Man sieht aus dieser Skizze schon, daß es ein sehr dankbarer tragischer Stoff ist, den der Dichter sich wählte; daß er ihn mit Geschick und Glück verarbeitet hat, wurde neulich schon bemerkt; nur der Schluß sollte, wie erwähnt, gehaltvoller und großartiger seyn, denn die Vergiftungs-Scene im letzten Akt ist eben auf eine mit der ganzen Entwicklung durchaus in keinem natürlichen Zusammenhang stehende Weise herbeigezogen, und es kommt Einem fast vor, als habe der Verfasser, da er nicht wußte, wie er seinen Helden auf eine theatralisch wirksame Art los werden solle, in der Verzweiflung eben zu diesem Mittel gegriffen; aber — man merkt die Absicht und ist verstimmt.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 86. Sonntag den 27. Oktober 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Josephine, in dem schmerzlichen Bewußtseyn, das Gotteshaus zum letztenmal zu besuchen und allen den lieben, guten Menschen, mit welchen sie so lange gelebt hatte, bald ein Lebewohl auf immer sagen zu müssen, vermochte ihre Gefühle nicht so zu beherrschen, daß man ihr gedrücktes und schwermüthiges Wesen trotz der gezeigten Milde und Freundlichkeit übersehen hätte, und so geschah es denn, daß viele Augen sie mit aufrichtigem Bedauern anschauten und nicht zu ergründen vermochten, welche Ursachen diesen Zustand in ihr hervorgerufen haben könnten.

Wie wir vorher erfahren haben, war den Dorfbewohnern des Verwalters Zuneigung für Josephine nicht unbekannt; man billigte nicht nur im Allgemeinen diese Wahl, sondern wünschte auch von ganzem Herzen, Josephine möchte des reichen Mannes Frau werden und unter ihnen bleiben. Sie erachteten eine Verbindung mit demselben für ein großes Glück, das einem so hülflosen Mädchen, wie Josephine wiederfahren könnte, und ahnten daher nicht, daß gerade dasjenige, was ihrer Ansicht nach das von ihnen geliebte Mädchen beglücken sollte, jetzt die Ursache ihres Trübsinns war; denn fern lag ihnen die Erkenntniß, daß die Forderungen eines edlen und liebenden Herzens ganz anderer Natur sind, als der Gewinn äußerer Vortheile. Josephine fand bei ihrer Rückkehr den Verwalter nicht zu Hause; ein Brief, den derselbe am Vormittag von Herrn von Katt erhalten, hatte ihn sofort eine Reise nach einer mehrere Meilen entfernten Stadt antreten lassen, woselbst er im Auftrage des Gutsherrn ein Geschäft abschließen sollte.

Josephine segnete diesen unvorhergesehenen Zufall, der sie von der Gegenwart des Verwalters befreite, welche ihr heute drückender, als in späterer Zeit gewesen wäre. Seine Abwesenheit gestattete ihr zugleich, ohne ihm ihre Gefühle zu verrathen, die ihr durch ihre Liebe so werth gewordenen Plätze nochmals zu besuchen und Allem, was ihr in Haus und Garten des Gutsherrn so überaus lieb und theuer war, heimlich ein Lebewohl zuzurufen; denn zu ihren größten Genüssen gehörte der Besuch der von Herrn von Katt einst bewohnten Gemächer. Sie wartete den Nachmittag ab, da sie wußte, daß das Interesse für die alsdann stattfindende Wahl nicht nur die Dorfbewohner, sondern auch die Leute aus dem gutsherrlichen Hause nach der Kirche zog, um dem bezeichneten Akt beizuwohnen. Dadurch gewann sie den gewünschten Vortheil, sich unbemerkt entfernen und die ihr werthen Plätze besuchen zu können.

Bald rief das helltönende Glockengeläute die Wähler in die Kirche und kurze Zeit darauf gewahrte man aus den einfachen Hütten und stattlichen Wohnhäusern die zur Wahl berechtigten Männer im Sonntagskleide hervor- und nach der Kirche gehen, und neben dem jungen, kräftigen Mann schritt der von Alter gebeugte Greis mit silberhaarigem Scheitel, während der gereifte Mann folgte, von der jungen Hausfrau begleitet, der vielleicht einst die Ehre, gewählt zu werden, zu Theil geworden war.

Auf den Ausfall der Wahl neugierige Frauen und Mädchen folgten ihnen, während die durch ihre Jugend zur Wahl noch nicht berechtigten Mädchen des Zeitpunkts gedachten, in welchem sie endlich das erforderliche Alter dazu erreicht haben würden und denselben mit Sehnsucht herbeiwünschten.

Die Dorfjugend ließ sich natürlich ihr Recht nicht streitig machen, und drängte sich der Kirche zu, und der herrische Knabe bedachte dabei mit Stolz der ihm einst zu Theil werdenden Befugniß, ein oder das andere Mädchen durch seinen guten Willen zu beglücken. Zugleich nahm er sich vor, wenn erst die überaus lange Zeit bis zu dem zwanzigsten Jahre vorüber und er groß und ein Mann geworden seyn würde, seine Stimme keinem anderen Mädchen zu geben, als seiner Gespielin, mit welcher er den ganzen Tag im Sonnenschein am Bach oder auf den grünen Dorfplätzen zubrachte, und die stets bereit war, sich auf dem von ihm mit vieler Mühe improvisirten Erntewagen von ihm fahren zu lassen, und weder Angst zeigte noch weinte, wenn sehr bald der gewöhnliche Unfall eintrat, daß ein Rad sich löste, oder der Wagen umfiel oder wohl gar zerbrach. Sie setzte sich selbst mit verletzten Händen und Gesicht bald wieder in das schnell hergerichtete Gefährt, das natürlich in der nächsten Minute wiederum das frühere Schicksal hatte.

Aber trotz dieser Unfälle beklagte sie sich niemals, noch verrieth sie ihren Ritter, wenn etwa ihre geschundene Wange die mütterliche Besorgniß erregte und sie zu einem Geständniß der Ursache hiervon zu veranlassen suchte. Sie verleugnete alsdann ihre Abstammung von Urmutter Eva nicht, und eine Stunde nach der elterlichen Zurechtweisung wurde das gefahrvolle Spiel wieder mit um so größerer Lust begonnen.

Daher wollte der Knabe, wenn er erst ganz groß geworden, es ganz so wie die jungen Leute machen, und seine Gespielin, die, wie er voraussetzte, während dessen auch größer

gewachsen seyn würde, zur Frau nehmen, und dann gedachte er sie in einem ganz ordentlichen Wagen, mit den muthigen Pferden aus seines Vaters Stall bespannt, zu fahren, und von Radzerbrechen oder Wagenumwerfen sollte alsdann gewiß nicht die Rede seyn; die ganze Schuld, daß dies jetzt geschah, lag lediglich daran, daß man ihm keinen rechten, festen Wagen geben wollte.

So legte Mutter Natur mit leisem Finger die Keime der Zuneigung in die kindlichen Herzen, aus welchen dereinst das feste Band des dauernden Zusammenlebens hervorgehen sollte. Bald war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt, denn außer den Dorfbewohnern Sido's hatten sich auch diejenigen aus dem nahegelegenen Dorfe Zolcho, das zu Sido gehörte und in welchem das Rosenfest abwechselnd stattfand, da auch die Mädchen dieses Dorfes in das Vermächtniß eingeschlossen waren, und noch viele andere aus der Umgegend eingefunden, da freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen das Interesse für den Wahlakt auch bei den Benachbarten erweckt hatte, und derselbe zugleich eine angenehme Sonntagszerstreuung gewährte.

Nachdem das Glockengeläute verhallt und sich alle Wähler in der Kirche eingefunden hatten, trat der Prediger vor den Altar, und nachdem er den Wahlakt für eröffnet erklärt hatte, die stimmfähigen Männer nochmals an die bestimmten Vorschriften erinnert, wandte er sich an die Vorsteher der Stiftung, drei ehrenwerthe eingesessene Landleute, da Gerichtsherren, Pächter und Verwalter sowohl von einem solchen Amte ausgeschlossen, als auch nicht stimmberechtigt waren, um eben jeder Parteilichkeit und allem fremden Einfluß vorzubeugen, und ersuchte sie, an den Altar zu treten und auf Ordnung bei Abgabe der Wahlzettel zu sehen.

Nachdem dies erfolgt war, sammelten sich die Wähler in der Nähe des Altars, ein jeder von ihnen hatte einen zusammengerollten Zettel in der Hand, auf welchen der Name der Gewählten geschrieben war, und indem sie alsdann einzeln um den Altar gingen, legten sie denselben darauf nieder. In großer Ordnung und ohne vieles Geräusch wurde dieses Geschäft beendet und die einzelnen Zettel in einem Gefäß gesammelt; alsdann stellte man einen Tisch mit Schreibmaterialien vor den Altar und der Prediger, die Vorsteher, Schulzen und Schöppen, sowie zwei besonders zu diesem Akt erwählte junge Leute traten an denselben. Der Prediger zählte darauf mit lauter Stimme die einzelnen Zettel, öffnete denselben alsdann und nannte den darauf befindlichen Namen, der von einem der Vorsteher auf einem Blatt Papier verzeichnet wurde, um später die Anzahl der gegebenen Stimmen genau bestimmen zu können.

Da erglühte denn manche Mädchenwange, deren Name laut durch die Kirche tönte, und das Herz wallte vor übergroßer Freude auf, wenn derselbe bald darauf wiederholt und ihr dadurch mit der Hoffnung geschmeichelt wurde, vielleicht heute den Sieg über ihre Rivalinnen davon zu tragen. Freilich strengte sie bald darauf zu ihrer großen Betrübniß vergebens das Ohr an, um ihren Namen nochmals und nochmals nennen zu hören; es geschah nicht, sondern statt des ihrigen wurde der ihrer Bekannten ausgerufen, und so schwankte sie fortwährend zwischen Furcht und Hoffnung, so lange noch ein Zettel uneröffnet in dem Gefäß lag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Festzug bei der Rückkehr des Königs Wilhelm nach Berlin am 22. Oktober.

(Aus der National-Zeitung.)

Die Schützengilde und die Goldarbeiter, zunächst der Ehren-Pforte am Frankfurter Thor aufgestellt, brachen eine Gasse in das Gedränge; im Hintergrunde der Landsberger Straße blitzt es von Waffen. Noch einige Minuten, und man unterscheidet die Spitze des Zuges. Voran der Führer der berittenen Korps Stadtrath Krug mit seinen Beigeordneten, dem Schlächtermeister Oppen, dem Brauer Gustav Schwendy, den Kaufleuten Petsch und Treskow. Es folgen das Schlächtergewerk, Meister und Gesellen, 126 Mann stark, mit Federhut, Säbel und Binden in den preußischen und weimarischen Farben; mit dem Musikkorps der Gardehusaren und der Gardeartillerie. Die Brauerinnung, 46 Mann, in runden Hüten, mit dem Musikkorps des 1. Garde-dragoner-Regiments in der getreu kopirten Uniform, die das Dragoner-Regiment Nr. 7, Herzog Leopold von Dessau, um 1735 getragen: Dreimaster, hellblaue Röcke mit rothen Rabatten, weiße Lederhosen und Kanonen. Das berittene Bürgerkorps, 80 Mann, mit der alten Standarte der hiesigen Schützengilde. Das berittene Korps der Kaufleute, 100 Mann. Voran 21 Trompeter auf schwarzen Rappen, die Trompeten- und Paukenbehänge in Silber gestickt mit dem Berliner Bären, das Kostüm genau dem nachgebildet, welches das Musik-Korps der Kaufleute bei der Einholung Friedrichs I. trug: weiße Röcke mit blauen Aufschlägen und reicher Silberstickerei, blauen Beinkleidern, Reiterstiefel, Stulpen, altdeutscher Hut, Perrücke, Jabot und breites Schwert. Zwei Züge des Garde-Kürassier-Regiments mit der Musik und der Standarte. Zwei sechsspännige k. Equipagen mit den dienstthuenden Kammerherren der Königin; eine desgleichen mit dem Oberhof- und Haus-Marschall des Königs und dem Oberhofmeister der Königin; eine desgl. mit dem Oberst-Kämmerer und dem Oberst-Marschall. Eine Kompagnie des Regiments Gardes du Korps mit Musik und Standarte. Zwei Flügeladjutanten.

An dieser Stelle des Zuges erschien der König zu Pferde, der Gouverneur von Berlin zur Rechten, zwei Adjutanten zur Linken, umgeben von den k. Prinzen.

Auf die zahlreiche, glänzende Suite folgte die Königin mit der Kronprinzessin in dem Krönungswagen. Es folgten Gardes du Korps, vier sechsspännige Wagen und dann die Gewerke in folgender Ordnung. Das Stadtbanner, umgeben von Marschällen; die Gewerksassessoren der Innungen. Die Schützengilde, 180 M.; die Fahne ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV. zu der hundertjährigen Stiftungsfeier 1847. Die Rüdersdorfer Knappschaft, 450 M., Fahne preußischer Adler in schwarzer Seide. Die Brunnenbauer, 60 M.; die Gesellen tragen Marschallsstäbe und Aexte. Die Tuchscheerer und Tuchbereiter, 154 M. Die renovirte Fahne von weißer Seide zeigt das 1494 bei Stiftung der Innung vom Kaiser Maximilian I. derselben verliehene Wappen, oben den deutschen Adler mit der dreifachen Tuchscheere, darunter die deutsche Kaiserkrone auf einem Helm mit Halsberge, welche ein Medaillon des Kaisers trägt. Der Schild führt einen goldenen Greif, Hammer und Hacken haltend, die Helmdecken sind roth und silbern, die Umschrift in grünem Bande lautet: „Gott zu Ehren das Handwerk." — Die Nagelschmiede, 150 M.; Fahne mit dem Wappen der Innung; Gesellen tragen einige sechs Fuß lange Nä-

gel, jeder mit einem Stern von kleineren Nägeln gekrönt. Der Nagel wurde in manchen Tempeln des Alterthums als heilig verehrt und war gewiß eine große Erfindung. — Die Bäcker, 1300 M., mit zwei uralten Fahnen, haben so viel vorausgearbeitet, daß uns heute unser täglich Brod nicht fehlen wird. — Die Hutmacher, 300 M., führen einen Marinehut von 10 Fuß Durchmesser und das Modell eines Kriegsschiffs von 30 Kanonen. — Die Schneider, die in den letzten Wochen selten gefeiert, 1430 M., führen im Wappenschild die Jahreszahl 1643. Das Generalprivilegium, auf Grund dessen die damals hier bestehenden fünf Innungen in dem genannten Jahre vereinigt wurden, wird auf einem Atlaskissen getragen. — Die Strumpfwirker, 125 M., führen eine Fahnenstange, die von einem Geschenk Friedrichs II. herrührt — die Fahne selbst verloren — und eine Fahne von 1840, auf der ein steigender Löwe einen Strumpf hält; vor den Gesellen wird ein Strumpf von drap d'argent auf blauem Kissen getragen. — Die Klempner, 1682 M. Ein Ritter in Silberrüstung zu Pferde, an jeder Seite ein Knappe zu Fuß. Hinter der Fahne wird ein blausammtnes Kissen getragen, darauf vier der Innung gehörige Medaillen: eine russische aus der Regierungszeit Peters des Großen, eine Huldigungs-, eine Reformations- und eine Ausstellungs-Medaille, Meister, Embleme des Gewerkes tragend, ein Ritter in goldener Rüstung zu Pferde, von zwei Knappen zu Fuß begleitet; deutsche Fahne, welcher ein geharnischter Page vorangeht; Lehrlinge in grüner Blouse und schwarzer Mütze, selbstgefertigte Gegenstände des Gewerks tragend. Die Kürschner, 421 M., Meisterfahne zwei goldene Bären, einen Hermelinmantel haltend. Die Barbiere, 725 M.; Berliner Wappen und deutsche Fahne. Die Dachdecker, 205 M., Fahne, Thurm und Kirche im weißen Felde; die Gesellen führen ein künstliches Thurmmodell. Die Kupferschmiede, 187 M. Die Gesellen tragen eine ganze Ausstattung von Kupfersachen, jede aus einem Stück mit dem Hammer getrieben, Kelche, Vasen, Terrinen, Pokale, Theemaschinen, Steinkohlenkorb, eine Statuette von Falstaff. Die Handschuhmacher, 182 M., Wahrzeichen vergoldeter Handschuh in einem Kranze. Die Böttcher, 430 M. Die Zinngießer, 50 M., mit einer neuen Fahne. Die Weiß- und Sämischgerber, 140 M., tragen ihr Handwerkszeug im Wappen. — Die Schuhmacher, 5600 M., führen ihr altes Zunftprivilegium und eine neue Fahne mit dem großen Kurstiefel und dem Geräth der Lohgerber, von denen die Schuhmacher sich nach einer zweifelhaften Tradition abgezweigt haben sollen, ferner dem deutschen Reichsadler, den ihnen Karl IV. 1370 wegen ihrer Tapferkeit auf ewige Zeiten zu führen erlaubt, und zweien Wappenhaltern, Hans Sachs und einem im vierzehnten Jahrhundert zum Ritter geschlagenen Altgesellen Hans von Sagan. Im Bande das Datum der Stiftung, 2. Juni 1284. Bei dem Anblick des Schuhmachers, der unter die Ritter gegangen, wurde im Publikum die Frage laut nach dem Ritter, der unter die Schuhmacher gegangen. Die Zeugschmiede, 129 M. Die Gesellen tragen auf Stäben die Werkzeuge, in kleinem Maßstabe zierlich ausgeführt. — Die Schwertfeger, 20 M. Ihnen wird ein riesiger Flamberg, zweihändiges Schwert mit geflammter Klinge, vorgetragen. — Die Raschmacher, 300 M., führen ihren „Willkommen". Die Korbmacher, 335 M., tragen Erzeugnisse ihrer Kunst, die in keiner Stadt der Welt ihres Gleichen hat. Die Gürtler, 800 M., Wahrzeichen der Aronskopf. — Die Maler, 300 M., Fahne Minerva, die vor der Büste Albrecht Dürer's einige Knaben Zeichnen lehrt. — Die Goldschmiede, 580 M., mit einer Menge prächtiger Goldgeschirre und einigen Lehrlingen in drap d'or. Die Schiffbauer, 133 M.; Fahne, ein Geschenk der Königin Luise; Willkommen mit mehr als 300 goldenen und silbernen Schaumünzen behangen; Modell eines vollständig aufgetakelten Dreimasters. Großer Beifall. — Die Seifensieder, 44 M., Fahne ein Adler, der einen Stoß Seife hält. Die Conditoren, 60 M., Bär und Bienenkorb. Die Nadler und Siebmacher, 90 M., Gewerbswappen von 1548. Die Kammacher, 82 M., tragen Erzeugnisse ihrer Kunst auf Stäben. Die Tischler und Stuhlmacher, 3100 M. — Die Feilenhauer, 90 M. — Die Glaser, 320 M., Diamant und Löthkolben. — Die Tuchmacher, 485 M. Meisterfahne und neue Fahne in deutschen Farben. — Die Weber und Wirker, 1650 M., mit alten und neuen Fahnen. — Die Tapezirer, 740 M., Marschallstäbe von Neusilber, mit blauem Tarlatan umwunden. — Die Zimmerleute, 560 M., Meisterschild in Holzschnitzerei, Gesellen mit Aexten und Schurzfell. — Die Schmiede, 700 Mann, die Meister mit mittelalterlichen Waffen, die Gesellen, einige in vollständiger Rüstung, mit Werkzeugen, Ackerbaugeräthen und einem Sechspfünder in Miniatur. Die Stell- und Rademacher, 300 M., Gesellenschild von 1756. — Die Drechsler, 1300 M., riesiges Schachbrett, Figuren 1 Fuß hoch, von vier Meistern getragen, Globus u. a. — Die Steinmetze, 119 M., in den Bannern Kölner Dom und Parthenon. — Die Maurer, 2500 M., mit 6 Fahnen aus verschiedenen Perioden. — Die Messerschmiede, 145 M., im Wappen ein offener Helm, verliehen wegen Tapferkeit im Türkenkriege. — Die Fischer, 70 M. Die Meisterschaft trägt ein vergoldetes Banner mit grünem Fischnetz, 6 alte Wappenschilder vom Jahre 1637, die große Innungsfahne und 10 Aalsperre; die Gehilfenschaft außer dem Marschallstab eine weiße Fahne, zwei grüne Garn- und eine Holzreuse mit vergoldetem Knopf und mit Fischen auf schwarz-weißen Stäben, ein feines grünes Flügelgarn mit orange Seilen und vergoldeten Kämmen auf 10 schwarz-weißen Stäben und ein Schiff nebst Dröbel mit vollständiger Takelage; endlich zwei schwarz-weiß gestreiften Kellen mit grünem Eingarn. — Die Bürstenmacher, 170 M., Vogel Greif. Die Buchbinder, 1680 M., Privilegium aus dem 17. Jahrhundert. Die Gelbgießer, 180 M., auf Marschallstäben Mörser, Plätteisen u. a. in Lorbeerkränzen. Die Uhrmacher, 356 M., neues Banner mit Sonnenuhr. — Die Pfefferküchler, 117 M., Fahne von 1725. — Die Seiler, 64 M., Gesellen tragen ein gewaltiges Tau, in den preußischen und weimarischen Farben gesponnen. — Die Sattler, Riemer und Täschner, 650 M., Fahnen von 1755. Die Lederarbeiter, 158 M., tragen auf Stäben Falz, Blanchireisen, Zange und Wallstahl. Die Schlosser, Sporen-, Büchsen- und Windenmacher, 1600 M., Gewerkswappen in Holz geschnitzt. Die Töpfer, 640 M., tragen einen kleinen Ofen, eine mächtige Vase und andere Töpferei. Die Posamentierer und Knopfmacher, 570 M., tragen die deutsche Einheit, eine Riesenquaste, Knopf schwarz-weiß, Candillen in den Farben der deutschen Vaterländer. — Die Vergolder 416 M. — Die Schornsteinfeger, 110 M., Gesellen im Arbeitsanzuge, Burschen um ein Banner, das den Kehrkönig vorstellt. — Die Lohgerber 265 M., Gesellen mit gelben Schürzen tragen den „Willkommen." — Die Sammet- und Seitenwirker, 1350 M., die Fahne, 3—4000 Thlr. werth, zeigt den Maulbeerbaum;

Willkommen mit 160 goldenen und silbernen Schaumünzen behangen. Die Steinsetzer, 58 M. Die Lackirer, 255 M. Die Maschinenbauer, 10,000 M., am Hut eine versilberte Kokarde mit Emblemen, Marschallstäbe mit den Werkzeugen in Bronze. Fast sämmtliche Besitzer der Fabriken nehmen als Ehrenmitglieder Theil. Die Mechaniker und Optiker, 70 M. Die Buchdrucker und Schriftgießer, 500 M., 60 Marschälle, Wappen Gutenbergs: der laufende Mönch mit Schellenkappe und Schale; Devise: es werde Licht. Die Brettschneider, 250 M. Die Bandmacher, 50 M. Die Tabaksarbeiter, 150 M. Die Cigarrenarbeiter, 700 M., Arbeiterinnen nicht vertreten. Die Mitglieder der allgemeinen Fabrikarbeiter-Kasse, 3000 M. In keine Innung passend, nur durch die Association zu einem gemeinsamen wirthschaftlichen Zweck zusammengehalten, repräsentiren sie die moderne Produktion. Die Studenten, die am Schlosse Wache gehalten, machten den Beschluß.

Würzburger Stadttheater.

‖ Würzburg, 27. Okt. In wohlbemessener Reihenfolge brachte uns die vergangene Woche ein Schauspiel, ein Lustspiel, ein Trauerspiel. Am Montag präsentirte sich die unvermeidliche Birchpfeiffer mit „Nacht und Morgen"; wohl dem, dürfen wir ja sagen, der den gleichnamigen Roman Bulwers, aus dem dies Stück herausgeschnitten ist, zuvor nicht gelesen hat; ihm ist der Verdruß erspart, sehen und hören zu müssen, wie arg mit demselben umgesprungen wurde, und was er sich gefallen lassen mußte, um nothdürftig in eine dramatische Form umgegossen zu werden. Ein wahres Labsal war darauf Gutzkow's „Königslieutenant", der ziemlich gut gegeben wurde. Hr. H. Müller führte die schwierige Titelrolle befriedigend durch, ebenso Frln. Schunke die des Wolfgang, wenn sie auch im Anfang Manchem sich etwas zu frei zu bewegen schien. Trefflich gab Hr. Denzin die geschäftige, klatschende Stadtbase, den Professor Mittler. Auch Hr. Crelinger als Sergeant Mack war diesmal nicht übel; die Steifheit der Bewegungen, die ihm neulich als Lord Robert in „Nacht und Morgen" eben nicht sonderlich gut anstand, war in dieser Rolle besser angebracht. Frln. Barth hätte bedenken sollen, daß Gutzkow in der Gretel eine Magd geschildert hat, eine Frankfurter Magd, wie sie leibt und lebt, und daß diese eben auch als solche dargestellt seyn will, nicht idealisiet oder irgend wie verfeinert. — Beer's Trauerspiel „Struensee", welches am Freitag zum ersten Mal aufgeführt wurde, hat auf uns keinen günstigen Eindruck gemacht, und das Unangenehme dieses Eindrucks wurde durch die begleitende Musik von Meyerbeer nur noch vermehrt; der Grund liegt jedoch nicht in der Musik an und für sich, sondern in ihrer Verbindung mit dem Stück. Bei einer Oper vergißt man allenfalls über der Musik einen unbedeutenden oder schlechten Text; ein Trauerspiel aber muß einen hohen tragischen Schwung haben, wenn Musik, damit verbunden, die rechte Wirkung üben soll. Ist das nicht der Fall — und dem „Struensee" wird man diesen tragischen Schwung schwerlich zusprechen können — so wird das Mißverhältniß zwischen Musik und Handlung einen komischen, im Trauerspiel störenden, Eindruck machen, dessen Höhepunkt in „Struensee" sich am Schluß des 2. Aktes findet, wo die Worte: „Und ehe der Ball zu Ende ist — und wenn der Ball zu Ende ist — dann" den Zuhörer mit unwiderstehlicher Gewalt zum Lachen hinreißen. So viel für heute; diese allgemeinen Andeutungen über den Werth des Stückes näher zu begründen, wie auch die Musik zu besprechen, behalten wir uns für später vor.

Literarische Notiz.

* „Genre-Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben" von Otto Ruppius" (Berlin, Verlag von Franz Duncker). Der Verfasser bewährt in diesen Erzählungen die löbliche Eigenschaft, die er schon in früheren Werken bekundete, ohne viel Umschweife seine Geschichte an den Mann zu bringen, wodurch die Darstellung etwas eigenthümlich Körniges und Kräftiges bekommt. Zu dieser kurzen, bündigen, gradaus aufs Ziel losgehenden Behandlungsweise befähigt ihn nun auch ganz besonders die Art des Stoffes und der Persönlichkeiten, die er uns schildert, indem es überall gilt, sich mit keckem Muth über die mancherlei Hindernisse der amerikanischen Verhältnisse hinwegzuhelfen und mit kräftigem Arm sich eine Existenz zu gründen. Wir zweifeln nicht, daß auch dieses Büchlein geneigte Leser finden und den Verfasser in der Gunst des Publikum noch mehr befestigen wird.

Miscellen.

* Große Heiterkeit erregte in den Kreisen von „Kennern" ein in den letzten Nummern der „Fliegenden Blätter" enthaltener Aufsatz: „Korporal Bauernschmied und seine Rekruten-Abtheilung beim praktischen und theoretischen Unterricht." Das ist so recht aus dem Leben gegriffen und sprudelt von Laune und Witz.

•

Johanna Wagner. Wir haben bereits die großen Erfolge, welche das Debut dieser einst so gefeierten Sängerin im recitirenden Drama hatte, registrirt. Das Wunder dieses neuen Sieges wird erklärlich, wenn man hört, daß Frau Wagner ihre künstlerische Laufbahn nicht als Sängerin, sondern vielmehr schon als Schauspielerin begann. Sie betrat Anfangs der vierziger Jahre die Bühne zuerst in Ballenstedt als naive Liebhaberin, z. B. als Abigail im „Glas Wasser". Ihre ersten Versuche in der Oper erstreckten sich nur auf so kleine Partien, wie den Pagen Urbain in den „Hugenotten", und erst, als sie ihr Oheim Richard Wagner, der damals Kapellmeister in Dresden war, zu sich gezogen hatte, übernahm sie die Rollen einer ersten Sängerin, wie Agathe, Rezia u. s. w. In Hamburg ging sie endlich zu dem hochtragischen Fach und zu Partien, wie Romeo, Fides, Orpheus u. s. w. über, in denen ihre Meisterschaft sich bekanntlich im glänzendsten Lichte zeigt. Nach Berlin kam sie von Hamburg aus vor nunmehr gerade 10 Jahren, indem sie eine der ersten Acquisitionen des Herrn v. Hülsen war.

•

Eine vor einem Bezirksgericht erschienene Bauernfrau war in Verlegenheit, wie sie den betreffenden Beamten, dem sie vorgeführt wurde, zu tituliren habe, hörte aber gleichzeitig, daß derselbe von einigen der anwesenden Herren mit „Herr Kollege" angeredet wurde. Als die Reihe an sie kam und der betreffende Beamte nach ihrem Begehr frug, leitete sie ihre Rede ebenfalls zur Ergötzung des ganzen Gerichts mit „Herr Kollege" ein.

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 87. Mittwoch den 30. Oktober 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Josephinens Name war bereits mehrfach genannt worden, und man hielt sich schon überzeugt, daß sie die meisten Stimmen erhalten würde, als neben ihrem Namen der eines andern Mädchens ebenso oft genannt wurde und eben so viele Stimmen als sie erhielt. Leider konnte man daraus die Einwirkung des Verwalters erkennen, der troß Josephinens freundlichen Gesinnungen seinen Groll gegen sie dennoch geltend zu machen gewußt hatte; denn er war eine wichtige Person in Sido, und wo gäbe es nicht schwache Seelen, die aus ängstlicher Rücksicht sich nicht leicht zum Werkzeug eines fremden Willens machen ließen.

Josephine war, wie wir wissen, allgemein beliebt, was man von ihrer Rivalin nicht sagen konnte, und so befremdete es um so mehr, den letzteren so oft nennen zu hören, was man nicht im Geringsten erwartet hatte, da dieselbe sich überdies durch ihre sittlichen Vorzüge kein Anrecht auf die Tugendkrone erworben hatte.

Unter diesen Umständen erhöhte sich die allgemeine Erwartung über den Ausfall der Wahl, denn es lagen nur noch drei Zettel uneröffnet da, und es kam darauf an, welche Namen dieselben zeigen würden. Da erschien ein Bote, der dem Prediger ein versiegeltes Schreiben einhändigte.

Dieser sah sich dadurch veranlaßt, den Wahlakt einen Augenblick zu unterbrechen, da die Aufschrift des Briefes um sofortige Eröffnung desselben bat. Er zögerte nicht damit, und nachdem er mit Ueberraschung den Inhalt desselben gelesen, und aus dem Briefe einen Wahlzettel genommen, den er in das Gefäß legte, machte er den, den Wahlakt beaufsichtigenden Männern im Geheimen eine sich auf den erhaltenen Brief beziehende Mittheilung und berieth sich alsdann mit ihnen.

Man schien bald einen Entschluß gefaßt zu haben, und aufs Neue ergriff und öffnete der Prediger die noch vorhandenen Wahlzettel und nannte die darauf befindlichen Namen; alle bezeichneten Josephinen, und so war sie entschieden als die Tugendhafteste erklärt worden.

Ein allgemeines Beifallsgemurmel verbreitete sich darauf durch die Kirche, und mit Ausnahme derjenigen, welche die meiste Aussicht zur Wahl gehabt hatte, stimmten alle Uebrigen darin ein; der beste Beweis, wie sehr geliebt und geachtet Josephine von Allen war. Aller Blicke suchten die Glückliche in der Kirche, ohne sie zu finden, denn während man ihr hier die Ehre der Tugendhaftesten ertheilte, durchwandelte Josephine das gutsherrliche Haus, um ihr Herz mit schmerzvoller Lust zu füllen, ohne zu ahnen, wie oft ihr Name in der Kirche genannt worden war. Und selbst, wenn sie davon Kenntniß gehabt hätte, würde doch das Interesse des Augenblicks jedes andere überwogen haben; denn sie verlebte in der durch die Umgebung erzeugten Erinnerung an die so schöne Vergangenheit dieselbe nochmals.

Wie sie erwartet hatte, so war es geschehen. Die meisten der in dem gutsherrlichen Hause befindlichen Leute waren nach der Kirche gegangen, und so stellte sich der Erfüllung ihres Verlangens nicht das geringste Hinderniß entgegen.

Lange hatte sie in dem Arbeitszimmer des Gutsherrn verweilt, alle Gegenstände, welche seine Hand berührt, mit jener Innigkeit betrachtet, wie sie nur die Liebe einzuflößen vermag, und wandte endlich ihr Auge auf ein durch einen dichten Vorhang verhülltes Gemälde, das erst kürzlich in einer Ecke des Zimmers aufgestellt worden seyn mußte, da sie dasselbe noch nie darin wahrgenommen hatte. Mit Ueberraschung hing ihr Blick daran, und sie erwog, ob es ihr wohl gestattet sey, den Vorhang von demselben zu entfernen, um sich mit ihm bekannt zu machen. Obgleich diese Freiheit in der That unbedeutend genannt werden mußte, so bestand dennoch Josephinens rücksichtsvolles Gefühl einen kleinen Kampf, ehe es sich beruhigt fühlte, und sie in der Voraussetzung, wahrscheinlich das Bildniß der Schwester des Gutsherrn unter der Hülle zu finden, demselben mit freudiger Erwartung nahte.

Langsam und vorsichtig streifte sie den Vorhang zurück, doch wie sehr sollte sie sich getäuscht sehen, und wie angenehm ihre Ueberraschung seyn; denn nicht das Bildniß der Frau v. Schönaich, sondern das des Gutsherrn, des Mannes ihrer Liebe, erblickte sie, das sie mit seinem milden Ernst, mit seinen geistreichen, schwermüthigen Zügen anschaute.

Die durch den empfangenen Eindruck in ihr erzeugte Ueberraschung war so groß, daß ihre tief verschlossene Liebe mit ganzer Gewalt hervorbrach. Thränen der überwallenden Lust füllten ihr Auge, und die bebenden Hände zu dem Bilde erhebend, sank sie mit einem Ausruf der Liebe vor demselben nieder und neigte das Haupt zu ihm. Mit welcher Lust erquickte sie sich an dem Anblick der geliebten Züge, wie nahe und ungestört konnte sie dieselben jetzt betrachten, was bisher noch nie geschehen war. Sie senkte anfangs scheu das Auge, und nur das Verlangen, das dem

Leben treu nachgebildete Antlitz wiederholt zu betrachten, überwand allmählig ihre natürliche Scham.

Viele, viele Worte richtete sie an dasselbe, ohne daß ein Laut die ringsum herrschende Stille unterbrach; endlich jedoch, wie es schien, von der reinsten und tiefsten Empfindung übermannt, sprach sie, die Hände zu dem Bilde erhebend, zwar leise und zitternd, doch deutlich die bedeutsamen Worte:

„Dein, dein, geliebter Mann, auf ewig!"

Darauf neigte sie das erglühte Antlitz auf die gefalteten Hände und verharrte eine lange Zeit in dieser Stellung, während ihre Seele ein heißes Gebet für das Wohl des Geliebten sprach.

Die reinste, tiefste und edelste Liebe hat ihren Kultus, wie die Religion zu Gott, und ihr Ausdruck ist darum auch das Gebet.

Langsam erhob sich Josephine endlich, schob den Vorhang zögernd vor das Bild, während sie demselben freundlich zulächelte, und war im Begriff, sich fortzubegeben, als sie plötzlich ein Geräusch, als ob leise eine Thür geschlossen würde, erschreckte. Sie wandte sich rasch von dem Bilde ab und das Auge der hinter ihr befindlichen Thür zu, überzeugte sich jedoch sogleich, sich getäuscht zu haben, denn weder war Jemand eingetreten, noch vermochte sie eine Bewegung der Thür zu entdecken. Sie war um so mehr von der Täuschung überzeugt, da sie sich erröthend gestand, während ihrer Beschäftigung mit dem Bilde in ihrem Gefühl ganz aufgegangen zu seyn. Sie behielt jedoch zu weitern Betrachtungen keine Muße, denn ein zufällig durch das Fenster geworfener Blick zeigte ihr die Rückkehr der Leute aus der Kirche, und sie war daher, um nicht überrascht zu werden, genöthigt, so schnell als möglich das Zimmer zu verlassen.

Bald hatte sie das ausgeführt und schlüpfte durch eine Hinterthür in den Garten.

Mit den empfangenen Eindrücken erfüllt, wandelte sie sinnend durch die schattigen Gänge und ließ sich endlich in der Nähe eines See's auf einer Ruhebank nieder.

Die Betrachtung des Bildes hatte in ihrer Brust ganz neue und überaus angenehme Gefühle erweckt, vor deren Ungestüm sie erschrak, indem sie dieselben zugleich zu sänftigen sich bemühte; denn sie fühlte zum erstenmal das Verlangen, dem Manne ihrer Liebe ganz anzugehören. Noch niemals war sie dadurch beunruhigt worden, und sie wußte es sich nicht zu deuten, daß sie heute ein so unstatthaftes Begehren empfand.

Lachende Bilder zogen an ihrer Seele vorüber; das ganze Glück der Liebe blühte vor ihrem innern Auge auf, und eine Blume nach der andern erschloß sich in höherer, herrlicherer Schöne, in fast überirdischer Pracht und zauberte um sie her ein reizendes Paradies, in dem der Mann ihres Herzens die belebende Sonne war, an dem ihr glückliches Auge mit Wonne und Entzücken hing, indem es ihn selbst glücklich und zufrieden sah, das schöne Antlitz nicht mehr von dem dunkeln Schleier der Schwermuth beschattet.

Aus diesen süßen Träumereien schreckte sie die Stimme der Haushälterin des gutsherrlichen Hauses, die nach ihr rief.

Josephine erhob das Auge und erblickte zu ihrer Ueberraschung die stets bedächtige Frau mit schnellen Schritten auf sie zu kommen, indem ihr dieselbe schon aus der Ferne allerlei unverständliche Worte zurief.

Sie erhob sich sogleich und ging ihr entgegen, denn sie schloß aus dem Benehmen derselben auf irgend ein ganz besonderes Ereigniß, das sich zugetragen haben müßte.

Bald hatte sie die Haushälterin erreicht und diese rief in freudigem Ton, indem sie Josephine zugleich umarmte:

„Glück über Glück, trautes Kind! Sie sind gewählt worden!"

Diese freudige Botschaft äußerte auf Josephine jedoch keine besondere Wirkung; sie blieb durchaus ruhig, indem sie eben so ruhig ihre Freude darüber ausdrückte, aber zugleich das Bedauern hinzufügte, ein anderes Mädchen durch ihre Wahl betrübt zu haben.

Das gefiel jedoch der treuherzigen Haushälterin nicht, und darum entgegnete sie in fast vorwurfsvollem Ton:

„Ihr scheint die Euch widerfahrene Ehre auch gar zu gering anzuschlagen, denn Ihr freut Euch nicht genug darüber, und das solltet Ihr doch nicht; denn. ist es auch nicht gerade etwas Großes, was man Euch bietet, und sind es auch nur gemeine Leute, die gewählt haben, so bleibt es doch immer etwas Ehrenwerthes, vor allen Anderen als die Tugendhafteste bezeichnet worden zu seyn, ganz abgesehen, daß ja auch unser gnädiger Herr seine Stimme Euch gegeben hat." —

„Unser Herr?!" fragte Josephine in großer Ueberraschung, und fügte hinzu: „Wie wäre das möglich? Befindet er sich doch nicht hier, und hat noch niemals Theil an der Wahl genommen!" —

„Das ist freilich wahr, indessen werdet Ihr sogleich anderer Ansicht seyn, wenn ich Euch sage, daß während der Wahl dem Prediger ein Brief überreicht wurde, aus welchem er einen Wahlzettel nahm, der Euern Namen enthielt. Dieser Brief aber kam, wie mir der Prediger vertraute, von unserm gnädigen Herrn," — berichtete die redselige Frau.

Josephine erbleichte vor freudigem Schreck über diese unerwartete Mittheilung. Wie hätte sie auch nur ahnen können, Herrn v. Katt's Interesse für sie sey so groß, daß er sich selbst in der Ferne ihrer und dieses Tages erinnern und bedacht seyn würde, ihr dadurch eine Freude zu bereiten! — Jetzt umarmte *sie* die Ueberbringerin der so beglückenden Botschaft, und diese glaubte sich dadurch in ihrem guten Recht, wenn sie noch einige milde Vorwürfe vernehmen ließ, und daran die allerdings nahe liegende Betrachtung knüpfte, daß es Josephinen dem Anscheine nach nur um die Ehre zu thun sey, von dem gnädigen Herrn so gnädig bedacht worden zu seyn.

Josephine schwieg, da sie die Wahrheit der gemachten Bemerkung anerkennen mußte, auch von dem Vernommenen viel zu tief ergriffen war, um einer Antwort fähig zu seyn. Es war der erste Beweis eines größern Interesses, den der Gutsherr ihr geschenkt, dieser beglückende Gedanken hatte ihre ganze Seele gefesselt.

Kopfschüttelnd betrachtete sie die Haushälterin, und meinte dann:

„Nun, mein Gott, so beruhigt Euch nur! Ich will ja zugeben, daß es für Euch eine große Ehre seyn muß, die Stimme des gnädigen Herrn erhalten zu haben; aber Ihr laßt Euch auch gar zu sehr von der Freude darüber ergreifen. Denn genau betrachtet, bringt Euch diese Ehre doch nur die Summe von etwa sechzig Thalern ein, die Ihr bei Eurer Verheirathung erhaltet. Und Ihr werdet dieses Geld kaum brauchen, da der Verwalter ein sehr wohlhabender Mann ist, bei dem die paar Thaler kaum in

Betracht kommen, es sey denn, Ihr hättet Lust, Euch dafür Festkleider oder Zierschmuck zu kaufen."

Josephine erschrack über diese Bemerkung, denn sie entnahm daraus, daß der Verwalter seine Absicht mit ihr bereits verrathen haben mußte. Es ward ihr die Unversöhnlichkeit desselben klar, und sie mußte jetzt befürchten, daß es ihr unter allen Umständen nicht mehr möglich seyn würde, sich mit ihm auszusöhnen. Sie glaubte aber auch, um den falschen Schein nicht auf sich zu ziehen, der Haushälterin offen zu gestehen, daß sie sich in ihrer Voraussetzung täusche, und that dies mit wenigen Worten, ohne jedoch eine nähere Erklärung über Alles zu geben, indem sie ihr zugleich ihre Absicht, bald des Verwalters Haus auf immer zu verlassen, und deshalb bereits einen Brief nach der Residenz geschrieben zu haben, mittheilte.

(Fortsetzung folgt.)

Margaretha (Faust).

Oper in fünf Akten nach dem Französischen, Musik von Gounod.

Gestatten Sie einem Nachtrabenden, dem es erst vergönnt war, der 3. Aufführung des Gounod'schen Faust, dieser so theuren (?), deßhalb aber noch nicht hochstehenden Oper beiwohnen zu können, einige Zeilen, vielleicht deren zu viele darüber in Ihren Blättern niederlegen zu dürfen; er bittet um einigen Raum, den Leser um geneigte Nachsicht; hat doch die Oper auch viele Noten und ist ja auch schon so viel über Göthes Dichtung geschrieben worden. — Also transeat cum ceteris!

Den Faust nach Göthe in Musik zu setzen und ihn in eine Oper zu verwandeln, hat seit Spohr bis jetzt Niemand mehr gewagt, die jetzige jüngere Generation bekommt denselben wenig mehr zu hören und zu sehen, da er so zu sagen, nicht mehr theaterläufig ist, und der erneuerte Versuch, denselben vor einigen Jahren in London, wo Spohr wie überhaupt bei den Engländern in verdienter Achtung steht, zur andauernden Geltung zu bringen, hat nicht wohl durchgedrungen; fehlt doch dem Meister Spohr, um nur eins zu erwähnen, der eigentlich musikalisch-dramatische Nerv, ist doch sein Lebenselement mehr ein elegisches und ist doch anderseits die Richtung der Opernmusik seit 30 Jahren, wie auch der Geschmack des Publikum, beide einander hervorrufend und gegenseitig ergänzend, ein anderer geworden. Auch ein anderer Versuch, von einem Engländer, aus jenem Volk, das in die geistigen Intentionen Göthes neben dem deutschen doch am ehesten einzudringen vermag, den 2. Theil des Faust, ein Werk voll tiefer Weltanschauung, Phantasie und idealen Gehaltes, aber ohne vorherrschenden dramatischen Inhalt und deßwegen schon nicht so für die Bühne geeignet, musikalisch zu behandeln, hat nicht reussirt. Musikkenner und Glückliche, die es gehört, mögen bestimmen, ob dieser 2. Theil des Faust ebenso ein „Nichts", wie man jüngst den Gounod'schen Faust zu nennen beliebte, oder ob er ein „Etwas" ist.

Wer wird es aber auch wagen, den ersten Theil des Faust, so wie er gedichtet, dieses Meisterwerk an Inhalt und Form, das die große und die kleine Welt, Himmel, Hölle und Erde umfaßt, voll philosophischer Tiefe und Mystik, voll Idealität und berechtigter Realität, voller Reichthum an Gedanken wie an praktischen Lebenssentenzen in alle Tiefen der menschlichen Brust, wie des Geistes sich senkend, ebenso religiös didaktisch, wie voll Spott und Humor, in Musik zu setzen? — Wer wird es wagen, diesen Sieg des Wortes in seiner ganzen Macht und in seiner ganzen Gedankenfülle in Tönen wiedergeben oder sich an die mit aller Ueberlegung wie auch mit aller Genialität gehandhabte Form des Verses — an zahlreichen Stellen selbst Musik — machen und diesen oft wundervollen rythmischen Gang durch einen musikalischen ersetzen zu wollen? Wer wird den Satz: „Geschrieben steht: im Anfang war das Wort" in Tönen ausdrücken wollen, wer wäre fähig, das Mystische und Dämonische, und wiederum das rein Menschliche, das Naturgefühl Fausts, das Innige und rein Weibliche Gretchens, die erhebenden religiösen Momente und den Humor des Mephistopheles zugleich musikalisch schildern zu wollen? Wer hätte das Alles vermocht? — Und einer hätte es vielleicht schaffen können, der ebenbürtige Geist Göthes — Beethoven. Wer weiß, ob er je diesen Gedanken gehabt hat. Er mußte fühlen, daß dieser Stoff, daß die Größe und Tiefe des Wortes, der einzige und wahre Träger des Geistes, daß das unbegrenzte Reich der Gedankenwelt außer dem Bereiche der Töne liege — und so wählte Beethoven, anstatt einer nur möglichen melodramatischen Behandlung des Faust, zu einer musikalischen Illustration aus der Göthe'schen seiner selbst ebenbürtigen Muse — den Egmont. Dadurch, durch diese geistige Verwandtschaft beider Heroen ist uns im Egmont etwas Vollendetes gereicht worden. Gehoben ist derselbe worden durch die den tiefsten Seelenschmerz im ergreifenden Kampfe um die Freiheit, und durch die den endlichen Sieg der Freiheit ausdrückende Ouverture, gehoben durch die seelenvollsten Harmonien, die den Traum Egmonts umsäuseln, die selbst Göthe's Freund Schiller mit der Erscheinung des Klärchen hätten aussöhnen müssen. Das ist eine Himmelfahrt der Seele Egmonts!

Da man also den Faust von Göthe nicht wohl in eine Oper verwandeln kann, und sein philosophischer Theil außerhalb der Sphäre der Töne liegt, und da doch wiederum das Gedicht Scenen und Situationen voll dramatischen und poetischen Inhalts enthält, die als Vorwurf zu einer musikalischen Behandlung geeignet sind und die sozusagen als Gegensatz zu jenem philosophischen abstrakten Theil einen sinnlich menschlichen objektiven darbieten, so wählten die dies wohl herausfühlenden Librettodichter diesen letzteren zu einem Operntexte, und man hat mit Recht diese Oper Margeretha (oder Margeretha-Faust nach mancher Analogie im Leben!), da deren Bild vorzugsweise geschildert wird, da sie vorzugsweise der Mittelpunkt des Ganzen ist, benannt.

Es sey erlaubt, ehe man zu einer ganz kurzen Kritik der französischen Behandlung des Fausttextes übergeht, sich noch wundern zu dürfen, über den Höllenlärm, dürfte man fast ausrufen, den man von den meisten Seiten erhebt, daß man den Faust überhaupt zu einer Oper bearbeitet hat, ja daß man sich herausnahm, ihn selbst mit Stellen und Sätzen wörtlich aus Göthe's Werke auszuschmücken. Wir haben in Kürze die Berechtigung hiezu in der geeigneten Darstellung eines sinnlichen objektiven dramatischen Theils des Faust, reich an effektvollen Scenen, nachzuweisen gesucht; man betrachte doch Alles in Allem, man abstrahire vom Ganzen und ganz vom Göthe'schen Faust, man bedenke doch, daß die Schilderung Gretchens, der Einfluß des Mephistopheles, das Verhältniß des Bruders, die Theilnahme des Himmels

und der Hölle, daß dies Alles zu einem wirksamen Opernsujet sich eignet, und daß dies Alles ohne weitere Prätensionen und Ansprüche geboten ist, und daß zahlreiche Operntexte auf diese Weise ohne irgend eine große Entrüstung von Seite des genußsüchtigen, wir wollen nicht sagen, eines sonst weiter denkenden Publikum erstanden sind und Epoche gemacht haben. Nur ein treffendes Beispiel. — Wie Wenigen ist es noch eingefallen, auf ähnliche Weise über die gewiß nach Schiller bearbeitete Oper „Tell" sich auszulassen, als sich dieselbe der Bühne bemeisterte. Und man hat weit mehr Ursache, diesem Machwerk von Text gerechte Vorwürfe zu machen, als dieser Margaretha, und man hat sie kaum gemacht und macht sie noch nicht, wenn man solche intonirte. Auch der Tell ist ein Meisterwerk in seiner Art, wie der Faust von Göthe in der seinigen; auch im Tell herrscht das beseelte Wort vor, das unübersetzbar durch Töne, wie sein wesentlicher Inhalt ist — mehr ethischer Natur, wie jener des Faust mehr philosophischer — nämlich den in der Menschheit wohnenden Sinn für Recht und Unrecht in seiner Quintessenz in den herrlichen Worten gegeben, die mit dem Satz schließen:

— greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzertrennlich, wie die Sterne selbst. —

Und wie ist man mit diesem Schiller'schen Tell verfahren, wie ist er zerrissen und zerfetzt worden; und war es selbst nicht eine Vermessenheit des Komponisten, die Scene vom Apfelschuß, unübertreffbar ergreifend schön, wohin die Töne nicht mehr reichen, vom Dichter dargestellt, hintenach noch in Musik setzen zu wollen, des Komponisten, dessen starke Seiten bei aller seiner Genialität und bei seiner weichen sinnlichen im Wohlleben erschlafften Natur eben nicht die freiheitsathmenden Regungen seiner Seele sind. Und da gehen sie hinein in dieses verunstaltete Machwerk, in welchem der Geßler herabgeschossen wird wie ein Hase, der über den Weg läuft, und sind entzückt über das: Oh Mathilde! Warum also diese inkonsequent unbarmherzige Verunglimpfung des Fausttextes, nach der französischen Bearbeitung, deren Vollkommenheit natürlich damit nicht im Geringsten anerkannt werden soll?

Die Dichter lassen nun nach den gemachten Andeutungen, um nur einiges Wenige über diese Bearbeitung zu bemerken, gleich im ersten kurzen Akt Faust theils aus Motiven des nicht gestillten Zweifels über Gott und Natur, über die gefühlte unbefriedigte Leere in allen Tiefen der Wissenschaft, theils um seine Jugend wieder zu erhalten, und um dem versäumten Genuß des Lebens sich in die Arme werfen zu können, mit dem Teufel einen Bund machen — Faust ist also kein blasirter Roué! — und ist auch in der ganzen Oper würdig geschildert. Auffallen muß es einigermaßen, daß in diesem so kurzen ersten Akt der französischen, jedenfalls in Theatereffekt machenden industriellen Libretto-Dichter wenigstens hier nicht die wundervolle, für die Musik sich so eignende Scene von der österlichen Auferstehungsfeier, in welcher Faust mit inniger Wehmuth seinen verlorenen Glauben beklagt, angebracht und benutzt haben. Ein Meyerbeer hätte sich dies nicht entwischen lassen. Dagegen ist im 4. Akt im Tod des verfluchenden, seine Schwester derb verfluchenden, und nur durch das Sterben von noch weiterem Fluchen abgehaltenen Bruders Valentin ein Beispiel des jetzigen Effekthäschergeistes in der Oper deutlich zu erblicken. Sterbende fluchen überhaupt nicht, dem so religiös geschilderten Valentin steht es gar nicht an. (Göthe läßt ihn nur seiner Schwester Vorwürfe machen, und ihn dagegen als braven Soldat sterben.) Doch keine Vorwürfe einem Operntext, wenn sich eine Gelegenheit findet, etwas die Menge Ergreifendes anzubringen! Gretchen ist möglichst edel und weiblich gezeichnet. Mephistopheles ist schwerlich nach seinem Berufe in der Oper anders zu schildern, doch blickt Humor und Spott in allem seinem Wesen durch und ist dem Komponisten eine solche musikalische Charakteristik sichtbar angedeutet. Vollkommen verfehlt ist aber der Schluß: die Himmelfahrt, wie man sie schon im Publikum zu nennen beliebt: eine Sünderin (im Texte ist deutlich ihr Verbrechen genannt), eine Verbrecherin ohne alle Sühne von Engeln gegen Himmel getragen, nun das heißt denn doch alle sittliche, moralische und religiöse Anschauung opfern — Wem? — einem noch nicht da gewesenen Theatermechanismus, und wie es scheint, und wie die in das innerste Getriebe der hintern Coulissenwelt mehr Eingeweihten vermuthen — einer hinter dem papierenen Himmel angebrachten Winde!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Dem lustigen „Bruder Augustin", der als Volksänger um das Jahr 1675 in Wien eine hervorragende Rolle spielte, und insbesondere durch sein Lied: „O du lieber Augustin, Alles ist hin" eine noch bis in unsere Zeiten reichende Popularität gewann, soll auf Anregung des Wiener Volkssängers Fürst in Wien ein bleibendes Denkmal errichtet werden.

•

(Honorare der Londoner Aerzte.) Die größte Summe, welche Sir Astley Cooper in einem Jahr als Arzt einnahm, war 21,000 Pfd. Sterling (140,000 Rthlr.), aber für eine Reihe von Jahren betrug sein Durchschnittseinkommen über 100,000 Rthlr. jährlich. So lange er in der City lebte, waren seine Einnahmen ungeheuer, obgleich sie sehr wechselten, indem der Stand des Geldmarktes dort einen merkwürdigen Einfluß auf seine Honorare hatte. Die meisten Citypatienten bezahlten (was in London jedesmal gleich bei dem Besuch geschieht) ihr Honorar mit einem Cheque (Anweisung an den eigenen Bankier), und selten wurde er für weniger als 5 Pfd. St. (fünf Guineen) geschrieben. Als er in Spring-Gardens und in Conduit-Street wohnte, war sein ärztliches Einkommen geringer, obgleich seine Patienten meistens aristokratische waren. Herr Coles, aus Mincing-Lane (im Herzen der City), zahlte ihm für lange Zeit jährlich 600 Pfd. St. (4000 Rthlr.). Ein City-Mann, der ihn in Broad-Street mitten auf der Straße konsultirte, und hinweg ging, ohne ihm sein Honorar zu geben, sandte bald darauf einen Cheque für 63 Pfd. 10 Sh. (423 Rthlr. 10 Sgr.) mit folgendem Billet: „Werther Herr, als ich zuerst das Vergnügen hatte, Sie zu sprechen, forderten Sie es als eine Gunst, daß ich Ihre Visite als die eines Freundes betrachte. Ich muß nun das Kompliment erwidern, indem ich Sie bitte, den inliegenden Wechsel als einen Akt der Freundschaft anzunehmen." Ein westindischer Millionär gab Cooper das größte Honorar. Er hatte mit Erfolg eine schmerzliche Operation überstanden, und bezahlte seine Aerzte Lettsom und Nelson mit dreihundert Guineen (2100 Rthlr.). „Aber Sie, Herr," rief der dankbare alte Mann Cooper zu und setzte sich im Bett auf, „Sie sollen etwas Besseres haben. Da, Herr, nehmen Sie das!" Damit warf er seine Nachtmütze dem erstaunten Arzt an den Kopf. „Herr," antwortete Cooper, „ich will die Beleidigung einstecken," und als er nach Hause kam, fand er in der Mütze eine Anweisung auf 1000 Guineen (7000 Rthlr.).

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 88. Sonntag den 3. November 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Die gute Frau schlug vor heller Verwunderung über durchaus ungeahnte Mittheilung die Hände über den Kopf zusammen; sie liebte Josephine gar sehr und ihr Verlust wäre ihr überaus schmerzlich gewesen, denn sie glaubte das liebe Kind nicht entbehren zu können.

„Was in aller Welt habt Ihr vor", rief sie, „daß Ihr so gegen Euer eigenes Glück seyn könnt und obenein in die große fremde Stadt gehen wollt, um eine Stelle zu suchen! Bewahre Euch der Himmel vor Hoffart und Eitelkeit! Aber ich hoffe zu Gott, Ihr werdet Eure Gesinnungen ändern, denn noch ist es Zeit dazu, und bis zu dem Fest sind es noch fast zwei volle Wochen, während dessen sich noch Mancherlei ändern kann!"

Noch viele Worte der Ueberredung fügte sie diesen Ermahnungen hinzu, und würde wahrscheinlich noch lange also fortgesprochen haben, wenn nicht eine Dienerin aus dem Herrenhause mit der Nachricht erschienen wäre, daß der Herr Prediger sammt den Vorstehern und vielen Dorfbewohnern vor des Verwalters Haus stünden und nach Josephinen verlangten, um ihr zu der Wahl Glück zu wünschen; sie möchte daher so schnell als möglich nach Hause kommen.

In Begleitung der Haushälterin kam Josephine dieser Aufforderung in Eile nach, und dankte den ihr mit freudiger Erregung Entgegenkommenden ebenso aufrichtig als tief gerührt von den Beweisen so vieler Theilnahme.

Nachdem der Prediger vor ihr das ehrende Geständniß abgelegt, in ihr vor Allen die Würdigste zur Tugendkrone erkannt zu haben und demselben ein paar lobende Worte über ihren, Allen zu Nutz und Freude gereichenden Lebenswandel hinzugefügt, Viele ihr treuherzig die Hand geschüttelt und ein Liebeswort gesagt hatten, begab sich die Menge in das Dorf zurück, und nur einige bejahrte Frauen verweilten noch bei Josephinen, um sich von ihr wie gewöhnlich erquicken zu lassen und mit ihr ein wenig zu plaudern.

So war dieser Sonntag, an welchem Josephine das Morgenroth mit Betrübniß begrüßt hatte, für sie einer der glücklichsten ihres Lebens geworden, und im stillen Gebet sprach sie ihren Dank dafür der Vorsehung aus, als sie endlich, erschöpft von so vielen angenehmen Eindrücken, stillbeseligt das Auge zur Nachtruhe schloß.

Acht Tage waren dahin gegangen. Mit Bangen sah Josephine der Rückkunft des Verwalters entgegen, indem sie die Besorgniß hegte, er würde ihr wegen der trotz seiner Bemühungen dennoch erfolgten Wahl um so liebloser begegnen; überdies hatte sie aus der Residenz noch immer keine beruhigende Antwort erhalten, und war durch die auf sie gefallene Wahl genöthigt, noch eine ganze Woche lang in Sido zu verweilen, um dem Feste beizuwohnen. Dasselbe hatte für sie durch die Betheiligung des Gutsherrn daran eine erhöhte Bedeutung erhalten, und so erachtete sie es für eine Pflicht, sich demselben nicht durch eine zu frühe Entfernung zu entziehen. Sie glaubte dies der ihr so allgemein bewiesenen Theilnahme schuldig zu seyn, um wie viel mehr noch dem Manne ihrer Liebe, der sie so überaus hoch geehrt hatte.

Dieses Bewußtseyn hatte sie mit einem beseligenden Gefühl erfüllt, dem sie unausgesetzt nachhing, und das sie, nicht gestört durch des Verwalters Gegenwart, in seiner ganzen Schöne zu genießen vermochte. Daher erbebte sie, wenn sie der Gedanke an die Rückkunft desselben überraschte, und um so beglückter fühlte sie sich, als ein paar Tage nach Werners Abreise von demselben die Nachricht einlief, daß er vor Ablauf der nächsten Woche nicht nach Hause kehren würde, da ihn neue Aufträge des Gutsherrn zurückhielten. Zugleich hatte er die Bitte an Josephine gerichtet, sich während seiner Abwesenheit des Hauswesens mit dem gewöhnten Eifer anzunehmen, und vor seiner Rückkunft das Haus nicht zu verlassen.

So fügte sich denn Alles nach ihren Wünschen, und sie war überaus glücklich darüber.

Mit welchem Interesse sah sie diesesmal dem nahenden Feste entgegen, und um viel mehr galt ihr die Ehre, die erste Stelle dabei einzunehmen.

Die günstige und unsern stillen Wünschen entsprechende Gestaltung der Verhältnisse in einer ungünstigen und betrübenden Lebenslage gewährt außer ihrem besonderen Vortheil noch denjenigen, daß sie unsern Muth erhebt, uns das unvermeidlich Ueble, dem wir entgegen gehen, weniger trübe und bedeutsam erscheinen läßt, und uns außerdem mit der Hoffnung erfüllt, es würde uns in dem Zeitpunkt des Handelns nicht an der nöthigen Kraft mangeln, die sich darbietenden Hindernisse und Umstände mit Leichtigkeit zu überwinden; kurz, es würde Alles nicht so schlimm seyn, wie wir es befürchteten.

Diesem wohlthuenden Einfluß unterlag auch Josephine, und derselbe verlieh ihrem Wesen wieder jenen friedlichen Ausdruck, der ihre Erscheinung so überaus anziehend machte.

Mit dem regsten Eifer unterzog sie sich den ihr oblie-

genden Pflichten und war darin noch gewissenhafter, als früher, und so gingen die Tage bis zu dem Fest rascher dahin, als sie es erwartet hatte.

Obwohl sie bemüht gewesen, etwas Näheres über Herrn von Katt und dessen Schwester zu erfahren, so gelang ihr dies dennoch nicht, und die ihr darüber gemachte Mittheilung bestand nur in der Nachricht, daß sich Beide noch in dem Badeort befänden. Allerdings war dieselbe ihren Wünschen gegenüber sehr unbedeutend, denn wie groß war das Verlangen ihres Herzens, genaue Auskunft über die Geschwister zu erhalten; indessen mußte sie sich zufrieden geben, da es die Verhältnisse einmal also geboten.

Während dessen war der Festtag genaht, und die Emsigkeit, mit welcher man die Vorbereitungen zu demselben getroffen hatte, ließen hinreichend die wohlmeinende Absicht erkennen, Josephine durch vermehrte Aufmerksamkeit zu erfreuen.

So wie für Josephine, hatte diesesmal das Fest auch für die Dorfbewohner eine erhöhte Bedeutung und Alle freuten sich darauf. Denn sehr schnell hatte sich die Nachricht von der Betheiligung des Gutsherrn an der Wahl verbreitet, und eben so schnell war es auch bekannt geworden, daß Josephine nun bald das Dorf für immer verlassen würde; doppelte Gründe, die Theilnahme der Bewohner an dem Fest zu erhöhen.

Dieses fand stets am Nachmittag des auf der Wahl folgenden Sonntags statt, nachdem der Prediger beim Vormittags-Gottesdienst die Gemeinde mit der getroffenen Wahl bekannt gemacht, und zugleich die Festlichkeit angezeigt hatte.

Obwohl man, wie schon angedeutet, ein sehr vermehrtes Interesse dafür vorausgesetzt hatte, so wurden doch die Erwartungen noch bei Weitem in hohem Maße übertroffen; denn schon am Vormittag eilten Schaulustige aller Art zu Wagen und zu Roß herbei, und als der Nachmittag kam, sah man aus den nahgelegenen Dörfern lange Züge von Mädchen und jungen Leuten, alle auf das beste geputzt, nach Eibo wandern.

Bald war das sonst so stille Dörfchen mit Menschen überfüllt, die theils in der Nähe der Kirche auf bequemen Plätzen von dem Gange ausruhten, theils sich in der Schenke durch einen kühlenden Trunk erquickten, während die Mädchen ihren Putz in Ordnung zu bringen sich bemühten.

Der heitere, warme Tag begünstigte die Festlichkeit ganz besonders, indem er zugleich zur Theilnahme an derselben aufforderte und Alles in einem verschönerten Glanz erscheinen ließ.

Alsbald verkündete das Glockengeläute den ungeduldig Harrenden den Beginn der Festlichkeit, zugleich wurde auch die Kirche geöffnet und in kurzer Zeit waren alle Räume derselben überfüllt, während noch eine Menge Zuschauer am Eingange verharrten, um die Ankunft des Festzuges abzuwarten, während ein anderer Theil sich dem Zuge, der die Gewählte abholen sollte, anschloß.

An dem Hause der beiden ältesten Männer des Dorfes versammelten sich nämlich sämmtliche Jungfrauen und Jünglinge Eibo's, die ersteren im hochzeitlichen Schmuck und mit frischen Blumenkränzen geschmückt, während die letzteren eine rothe Rose an der Brust trugen.

Nachdem dies geschehen war, ordneten sie sich zu einem Zuge, dem die ehrwürdigen Greise folgten, und begaben sich nach Josephinens Wohnung, um dieselbe nach der Kirche zu geleiten.

Sie erschien alsbald, von der sorgsamen Hand der Haushälterin geschmückt, die sich das heute, als an Josephinen's Ehrentage, nicht hatte nehmen lassen. Ihr Anzug zeigte die höchste Einfachheit und bestand, wie dies Gebrauch war, nur aus einem weißen Kleide, das ein Gürtel um die Hüften befestigte; ein winziges Kettlein, ein Angedenken ihrer verstorbenen Mutter, zierte als einziger Schmuck den nur wenig entblößten Hals, dessen Zartheit sich von den dunkelbraunen, zwanglos von der gescheitelten Stirn herabfallenden Locken gar lieblich abhob. Trotz dieser Einfachheit däuchte sie dennoch heute Jedem doppelt anmuthig zu seyn, und gewiß mit vollem Recht. Denn der sanfte Ausdruck ihrer Züge, welche die vollste Harmonie der Empfindungen bekundete, die aufrichtige Freude an der ihr zu Theil gewordenen Ehre und gezeigten Theilnahme, der Gedanke, zum ersten Mal der Gegenstand eines öffentlichen Festes zu seyn, an welchem sich so viele Menschen von nah und fern betheiligten, die Bedeutsamkeit der Festlichkeit selbst, der sie mit klopfendem Herzen entgegen ging: das Alles hatte sie ernst, ja feierlich gestimmt und darum ihrer Erscheinung einen ebenso seelenvollen, als lieblichen Ausdruck verliehen.

(Fortsetzung folgt.)

Margaretha (Faust).

(Fortsetzung und Schluß.)

Darf man nun gegen die Sünden des Textes und der Opernsujets im Allgemeinen nicht so schwer verfahren und denselben Verzeihung angedeihen lassen, so ist dagegen bei der den Text belebenden Musik, bei der Oper selbst mit Recht ein strengerer Maßstab anzulegen. Es ist Sache des Komponisten, das dort Fehlende und Mangelhafte durch seine musikalische subjektive Schöpfungskraft ersetzen und namentlich den Kern und den Grundton des Stoffes treffen zu können. Wie ist nur z. B. derselbe im Robert, das Infernale, Dämonische sowohl als der mystische und tiefe ahnungsvolle religiöse Glaube des Mittelalters zur musikalisch-plastischen Gestaltung gebracht, wie ist anderseits in Figaros Hochzeit das geistig Sinnliche, Schelmische, heiter und komisch Humoristische, und wiederum der feine noble Konversationston auf die geistreichste, graziöseste Weise behandelt worden! Der Grundton in Faust nach dem Französischen beruht aber ebenfalls neben dem anderen kontrastirenden — der Liebe — im Dämonischen, in der Gewalt und dem Einfluß der Hölle, ja das ganze Sujet, an und für sich — die Liebe mit ihrem Unglück und ihren Begleitern, den sich aus ihr erzeugenden andern Leidenschaften, ist ja schon unzähligemal zum musikalischen Vorwurf gemacht worden, und wird noch unzähligemal gemacht werden — erhält erst dadurch etwas Anziehendes, Piquantes, für den Komponisten seine Gestaltungskraft Anregendes. Aber das Reich des Herrn Gounod ist nicht von der Unterwelt. Wenn man vielleicht behaupten dürfte, daß zur Schilderung des Infernalen und des Dämonischen vorzugsweise als charakterisirende Ausdrucksweise der harmonischen Elemente und ihnen wesentlich zunächst stehend als Auskunftsmittel die Instrumentalmusik und in ihr wiederum eine effektvolle originelle Instrumentirung nothwendig seyen, ungeahnte frap-

pante Akkorde, ergreifende harte Modulationen, selbst dissonirende u. dergl., so kann man das hinsichtlich der internalen Inspirationen des Komponisten Gounod als zur Geltung gebracht nicht wohl annehmen, er hat keinen neuen Ton aus dem geheimnißvollen Reich der Hölle zu Tage gebracht und erklingen lassen. Darin lehnt er sich, wie es scheint, theils an Weber, theils an Meyerbeer, mehr noch an Letzteren an, der besonders in den Recitativen des Mephistopheles als Vorbild dient; von einer musikalischen humoristischen Charakteristik des Mephistopheles, von einer Kombination dieses Zuges mit dem Dämonischen aber, allerdings vorgezeichnet im Texte, ist nur sehr wenig zu entdecken; dem Komponisten war vielfältig Gelegenheit gegeben, diese Seite beim Saitenspiel im Ständchen, beim Liede vom Golde und insbesondere im Quartett am Arme der Martha durchklingen zu lassen, aber das Ständchen ist matt und blaß, nicht einmal im Orchester ist ein so nahe liegendes Jauchzen der Hölle bei dem Schlusse Ha, Ha, Ha ergänzend und tonmalend benützt. Wer denkt hier nicht an das Trinklied des Kaspar, oder vielmehr wer thut nicht besser, nicht daran zu denken! Im genannten Quartett, einer der besten Nummern der Oper, dagegen ist allerdings hie und da dem musikalischen Humor einige Rechnung getragen.

Ist nun im Allgemeinen in der Oper Faust kein hervorragendes musikalisches Talent in modulatorischer Hinsicht, begabt mit Kombinationsfähigkeit überraschender die Situationen bezeichnender Harmonienfolgen bemerkbar, so ist dieß bei dem melodischen Elemente, dem anderen Grundpfeiler einer guten Oper, nicht viel weniger der Fall. Nicht als wenn keine Melodien vorhanden wären, oder wenn sie nicht hie und da im Gange der Harmonien getragen würden und mit ihm verwebt wären, das nicht, aber sie sind doch wiederum meist sehr rhapsodischer Natur, nicht festgehalten, selten originell, die Seele nicht festpackend, nicht von jenem hinreißenden bezaubernden Fluß, von jener belebenden Wärme, auf den Zuhörer, wie er sie wünscht und verlangt. In der bestimmt umschriebenen, so gerne als veraltet verschrienen Form der Arie kommen sie gar nicht zur Gestaltung, nur im Liede (Sybels Lied), in Cavatinen (Faust: Gegrüßt sey mir, o heil'ge Stätte), in einer Ballade (Es war ein König in Thule, wo der deutsche Balladenton sehr richtig getroffen, die Instrumentation reizend ist), in einer sogenannten Elegie Margarethens (Er kommt nicht zurück), die aber nicht im Geringsten hervortritt, ja den wehmüthig klagenden, in der That gar nicht schlechten Textworten auf keine ergreifende Weise entspricht, und in Anderem mehr sind sie niedergelegt. Mehr Wohlgefallen erregend und von mehr leidenschaftlichem innigern Durchbruch zeigt sich aber die melodische Begabung des Komponisten in einigen Ensemblestücken, insbesondere im Schlußduett zwischen Faust und Margarethe im 3. Akt, so wie am Ende des fünften Aktes, in welchem überhaupt eine effektvolle Steigerung der Gefühle mit natürlicher Wahrheit zu Tage tritt. Man darf wohl behaupten, daß in diesem Mangel der gewohnten Form der Arie und des vorherrschenden melodischen Elementes, wie sie die älteren Opern verlangten und wie sie die neueren großen Meister immer noch als das allein die Oper belebende Seelenhafte nicht verlassen und ihm nicht untreu werden, zeigt der Komponist des Faust deutlich, daß er sich in der Form der ganzen musikalischen Behandlung seiner Oper an Wagner anschließt; man stößt vielfältig auf dessen deklamatorischen Gesang (selbst der Text scheint schon einigermaßen dazu eingerichtet zu seyn), monoton im Rythmus, monoton in musikalischen Ideen, monoton in der Charakteristik des Ausdrucks. Den verführerischen Reiz des Rythmus seines geistigen Wechsels nach der Gemüthsstimmung, eines der tiefsten Ausdrucksmittel für die zu malenden Seelenzustände, von den großen Tondichtern der neuesten Zeit so berechnend wie mit so vielem Erfolg kultivirt, scheint der Kompositeur des Faust in seinem Innersten im hohen Grade auch nicht zu besitzen. Niemand wird wohl auch in den Recitativen eine hervorragende charakteristische oder scharfe Ausprägung finden wollen, an manchen Stellen sind sie sogar gänzlich verfehlt, wie z. B. in der so bekannten Antwort der Margaretha: „Bin weder Fräulein u. s. w.“ Wie langgezogen, fast langweilig, der Situation ganz ungetreu ist ihre musikalische Antwort! Daß aber die musikalische Bearbeitung und Auffassung dieser Oper nach dem Muster Wagners, in dessen Schule Gounod geht, dem Komponisten nach seiner musikalischen Natur und nach den unstreitig von demselben gemachten Studien großer Meisterwerke nicht genügt, kann man wohl am besten an dem Quartett des 3. Aktes bemerken: es hat etwas Mozartisches, erinnert entfernt in der musikalischen Behandlung an das Wundervolle des ersten Aktes des Don Juan, es herrscht in ihm ein melodiöser Grundcharakter vor, und hat der Komponist die kontrastirenden Seelenstimmungen im Orchester wie im Gesang, wenn auch mangelhaft, z. B. in der humoristischen Färbung des Mephistopheles zu schattiren und zu nüanciren gesucht. Zu erwähnen sind noch die Chöre: schwungvoll und frisch der Soldatenchor, ergreifend und mit originellem Anstrich jener, mit welchem die Soldaten dem Mephistopheles das Kreuz vorhalten, voll religiöser Innigkeit das kurze Gebet beim Tode des Bruders Margarethens.

Nimmt man nach diesen erwähnten Einzelnheiten und nach dieser kurzen Detaillirung mit Hinblick auf den Zeitgeschmack und seine Richtung Alles in Allem zusammen und betrachtet Form und geistigen musikalischen Inhalt, wie er in der Oper waltet und wonach sie gearbeitet ist, so möchte man sich folgendes resummirendes Urtheil erlauben. Bei aller Achtung vor dem künstlerischen Streben des Komponisten, den Anforderungen der jetzigen Oper, und zwar der großen Oper gerecht zu werden, in edlem großen und dramatischen Styl zu schreiben, und dabei der Schönheit und der Wahrheit getreu zu bleiben, kann man demselben doch nur eine mittelmäßige Produktionskraft, wie dies schon aus dem früher Erwähnten hervorgeht, zugestehen. Gounod hat eine natürliche, nicht erkünstelte Musik zum Faust geschrieben, sie ist verständlich, nicht zu gelehrt, nicht zu pathetisch, und wiederum in der That nicht zu leidenschaftlich erregt, wie man es sonst so liebt; er ist nicht ausschweifend in Form und Gedanken, er ist maßvoll in Behandlung des Orchesters, in den Zumuthungen an den Sänger, er ist es überall, allein er ist es mit — mäßigem Talent. Er sucht den Gesetzen der musikalischen Schönheit und der Anmuth treu zu bleiben, er ist schön, aber nach seiner Weise, nicht Alles einnehmend, nicht jeden Kenner und Laien befriedigend, er ist möglichst wahr und charakteristisch in Subjektivität, aber er ist es nicht objektiv, seine Wahrheit ist nicht Alles überwältigend, nicht Jedem verständlich. Du gleichst dem Geist, den du begreifst, dürfte man ihm beziehungsweise über seinen Faust aus Göthe's Faust zurufen. Er geht in die Schule

Wagner's, er hat ein Sujet von poetischem Gehalt, dramatischem Effekt und Zusammenhang, der so oft in Opern mangelt, gewählt. Der Text desselben ist nicht schaal und der Handlung konform, er bestrebt sich der musikalischen Einheit des Styls, fern vom Eklektismus und insbesondere fern von der italienischen Sentimentalität und ihrem verführerischen Reiz, und er hat noch obendrein die Fehler seines Musters vermieden, denn er hat sich mehr dem melodischen Prinzipe hingegeben, sich nicht die Massen des Orchesters so dienstbar gemacht, nicht dasselbe, wie die Aelteren schon so treffend sagten, auf die Bühne gesetzt, und daher auch dem Gesang mehr sein Recht gelassen — er ist also auch hier maßvoll berechnend gewesen. Die Oper macht überhaupt den Eindruck des nach einer Schule und einem mehr oder weniger herrschenden Zeitgeschmacke Geschaffenen, wie sie sich der Bühne bemeistert haben oder sich ihrer zu bemeistern streben und deren Programm ist: ergreifende und gehaltvolle Stoffe mit entsprechendem Texte, großer einheitlicher Styl mit mehr allgemeiner Charakterisirung als feiner Individualisirung, Tonmalerei und Gedankenmalerei durch die Instrumentalmusik mit daraus konsequent folgendem vorherrschenden harmonischen Element und mit zurückgesetzter melodischer Vereinigung, endlich der Musik mit der Poesie und den Künstler für's Auge. Daß eine solche nach Vorbildern und dem dominirenden Zeitgeschmacke geschaffene Arbeit Anklänge an ihre Muster hat, wird Niemand Uebel nehmen, es ist verzeihlich, unvermeidlich und kam immer vor, selbst die größten Meister stehen unter dem Einfluß ihrer Zeit und schüttelten denselben nicht gleich ab. Ebenso wenig kann man vergleichsweise jenen Bildern Schönheiten und Vorzüge nicht absprechen, die nach Malerschulen gearbeitet und benannt sind, und die deren Geist, ideellen Inhalt oder technische Bemeisterung repräsentiren. Da sich aber Gounod den Zukunftsmusikern einigermaßen anschließt, so möchten wir schließlich hier noch eine höchst wahrscheinlich wahre Anekdote, welche Heine irgendwo erzählt, anfügen. An einer Gasthofstafel kommen zwei Reisende in einen gelehrten Streit über die Vorzüge ihrer von ihnen verehrten Komponisten — Meyerbeer und Rossini — und jeder sucht seinen Liebling zu preisen, und den andern zu verkleinern. Endlich kommen sie auf den Einfall, als argumentum ad hominem, mit Melodien aus den Opern ihrer Bevorzugten sich zu bekämpfen, der eine beginnt mit der Gnadenarie, der andere antwortet mit dem Gebet aus Moses und so fort, bis sie endlich unter dem Applause aller Anwesenden sich verständigen, daß ihre Lieblinge alle beide zu den größten genialen Meistern unseres Jahrhunderts gehören. Wir fürchten sehr, ob in gewisser Zukunft es ein Commis-voyageur unternehmen wird, auf den Faust von Gounod zu reisen. H.

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 30. Okt. In rascher Folge wurden uns in den letzten Tagen vier Opern vorgeführt: am Donnerstag und Montag Gounod's „Faust", am Sonntag Lortzing's „Czar und Zimmermann" und heute Offenbach's „Orpheus in der Unterwelt". Welch' großer Unterschied zwischen diesen Bühnenwerken! Französische und deutsche Opern! Und wie groß ist der Unterschied wieder zwischen den beiden französischen, zwischen „Faust" und „Orpheus", wenn man überhaupt beide mit einander vergleichen darf! Denn „Orpheus" ist eigentlich nur eine Posse, bei welcher die Musik mehr oder weniger nur als Nebensache zu betrachten ist und sich selten über das Niveau der Alltagsmusik erhebt; während die Musik in „Faust", wenn sie auch manchmal an das Gewöhnliche anstreift, sich anderntheils zu einer seltenen Erhabenheit und Großartigkeit der Gedanken und ihrer Ausführung erhebt. Dieser Musik, welche freilich mit lärmender Ostentation der von Meyerbeer und Wagner vorgezeichneten neueren Richtung folgt, steht auf der anderen Seite Lortzings echt deutsche Musik gegenüber, an welcher wir Klarheit und Mannigfaltigkeit der Gedanken, wohl bemessene Komik und Tiefe des Gefühls stets bewundern werden.

Die beiden Wiederholungen von „Faust" waren besser als die vorausgegangenen Aufführungen, man sieht, daß die einzelnen Kräfte allmälig mehr und mehr in das Verständniß des Ganzen eindringen und sich dadurch ihrer Aufgabe mehr bewußt werden; man war auch allgemein bestrebt, diese Aufgabe zur Zufriedenheit des Publikum zu lösen. Insbesondere glauben wir Frln. Carina hervorheben zu dürfen, welche in der Anerkennung des Publikum, namentlich in dem mit derselben Rolle (Gretchen) kürzlich in Darmstadt geernteten Beifall eine beruhigende Stütze, einen sicheren Haltpunkt, zugleich aber auch einen belebenden Impuls zu eifrigem Fortschritte in ihrer Kunst fand. Denn wenn ihre Leistungen schon in den beiden ersten Aufführungen allgemeinen Beifall erhielten, so verdiente sie diesen in den beiden Wiederholungen noch weit mehr. Auch die Leistungen des Herrn Dr. Liebert (Faust) waren viel besser als früher und er wurde auch wohlverdientermaßen einige Male mit Frln. Carina gerufen. Die übrigen Rollen waren durchaus befriedigend.

Die Wiederholung von „Czar und Zimmermann" ist gleichfalls höher zu stellen, als die erste Aufführung; denn es waren Frln. Barth und Hr. Schifbenker gleich ausgezeichnet, wie früher, und Hr. Lang moderirte sich in seinem Gesange namentlich auch bei dem Czarenlied mehr und erlangte dadurch die rechte elegische Stimmung, so daß er diesmal allgemeinen Beifall erntete. Hr. Seyler war im Allgemeinen besser als früher, sang aber überhaupt und insbesondere das herrliche Lied: „Lebe wohl, mein fland'risches Mädchen!" ohne Vortrag und ohne Wärme. Recht gut wurde das Sextett im 2. Akt gesungen.

Was sollen wir nun aber über die heutige Aufführung des „Orpheus" sagen? Da ohnehin das ganze Machwerk an und für sich dazu geeignet ist, die Darstellenden zu verleiten, daß sie die Schranken des Aesthetisch-Schönen leicht überschreiten, und da wir das Ganze mehr als eine Posse betrachten, so läßt es sich verzeihen, wenn bei der allgemeinen Heiterkeit, die auf der Bühne herrschte, Einige, wie man zu sagen pflegt, über die Schnur hieben; und so können wir denn auch, abgesehen davon, sagen: die Aufführung war gut und wurde auch sehr beifällig aufgenommen. — Nur hätte man, was schon neulich auch bei Schauspielen erwähnt wurde, mehr Sorgfalt auf gleichmäßige und richtige Aussprache einzelner Namen und Wörter (Aristeus, Eurydice, Mimik u. dgl.) verwenden sollen. —C.—

Druck und Verlag der Stabel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 89. Donnerstag den 7. November 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Kaum war sie an der Hand der Haushälterin aus dem Hause getreten, als sie der herzliche Gruß der Versammelten empfing, den Josephine freundlich erwiderte, indem sie sich den beiden Greisen näherte und ihnen und dann einem und dem andern ihr näher bekannten Mädchen die Hand reichte.

Darauf trat ein Jüngling hervor, der von dem Prediger und den Vorstehern als der rechtschaffenste bezeichnet worden war; derselbe trug auf einem rothsammt'nen Kissen eine kleine Krone von weißen Rosen. Ihn zierte, wie die andern Jünglinge, eine rothe Rose, und war er berechtigt, eine solche auch später als Auszeichnung bei feierlichen Gelegenheiten oder Festtagen zu tragen. Auf einen Wink der beiden Greise stellte sich derselbe jetzt an die Spitze des Zuges, darauf nahmen die ersteren Josephine in die Mitte und so bewegte sich der letztere unter dem forttönenden Glockengeläute in gemessenem Schritt nach der Kirche, von einer großen Menge Schaulustiger gefolgt und umringt.

Das Innere der Kirche bot einen freundlichen Anblick dar, denn nicht nur war der Fußboden mit würzigem Feld-Thymian, Kalmus und Blumen bestreut, sondern es zierten auch den Altar und die Chorwände eine Menge der duftigsten Rosenkränze, und der Fußboden vor demselben war durch Blumen gar künstlich in allerlei Felder getheilt worden, während die Stelle, auf welcher der Festakt stattfinden sollte, mit Rosenblättern bestreut worden war. An der einen Chorwand zierten frische Kränze von weißen Rosen zwei Gedenktafeln, auf welchen man die Namen zweier Frauen las, welche früher gekrönt worden waren, und denen man, nachdem sie gestorben, diese Auszeichnung zum ehrenden Gedächtniß nach der Bestimmung des Stifters des Rosenfestes hatte zu Theil werden lassen. Derselbe hatte außerdem noch angeordnet, daß eine jede Gekrönte sowohl bei dem Gottesdienst als bei jeder anderen Feierlichkeit als Auszeichnung, vor und nach ihrer Verheirathung als Zeichen der in Unschuld hingebrachten Jugend, eine weiße Rose auf der Brust und einen Kranz von weißen Rosen bei der Trauung tragen sollte, und so sah man unter den jüngeren Zuschauerinnen mehrere, welche damit geziert waren, und die denselben allgemein geschenkte Achtung und Rücksicht ließ deutlich erkennen, welchen großen Werth man auf die Ehre der Krönung legte, und man war genöthigt, den feinen und scharfen Sinn des Stifters zu bewundern, der in richtiger Beurtheilung des Werthes äußerer Auszeichnung dergleichen Anordnungen getroffen hatte.

Nachdem der Festzug die Kirche betreten hatte, nahte sich derselbe langsamen Schrittes dem Altar; daselbst angelangt, legte der Zugführer das Kissen auf demselben nieder und stellte sich zur Seite, während die beiden Greise Josephine auf die von Brautleuten bei der Trauung gewöhnlich einzunehmende Stelle führten. Darauf traten sie an die Spitze der Jünglinge, die sich zunächst dem Altar in einer langen Reihe den Mädchen gegenüber, welche wie sie in der Nähe des Altars standen, aufgestellt hatten.

Beim Betreten der Kirche empfing sie ein Fest-Choral, unter dessen schmetternden Akkorden sich der Zug ordnete, der, nachdem dies geschehen war, in das für das heutige Fest bestimmte Lied: „Tugend ist der Seele Leben" überging, in das Alle einstimmten.

Gegen das Ende desselben trat der Prediger vor den Altar und hielt, nachdem der Gesang schwieg, eine kurze erläuternde Rede über das Fest, wandte sich alsdann an Josephine und ermahnte sie, dem Guten mit Standhaftigkeit nachzugehen, indem er auf die schönen Resultate hindeutete, welche durch das Beharren darin für Herz und Seele erworben würden; zugleich erinnerte er an die Wichtigkeit einer vernünftigen und entsprechenden Erziehung der Kinder, indem er dieselbe als den Quell bezeichnete, aus welcher der heranreifende Mensch den Sinn für das Bessere und Gute schöpfte, um dieselben nicht nur als die edelsten Güter des Lebens anzuerkennen, sondern auch so lieb zu gewinnen, daß er dadurch mit Leichtigkeit allen bösen Anfechtungen der Seele zu widerstehen vermöchte. Darauf wandte er sich an die versammelte Jugend mit eindringlicher Rede, und forderte dieselbe auf, sich eines guten Lebenswandels zu befleißigen und stets den elterlichen Lehren und Rathschlägen zu folgen, und Frieden, Frohsinn und Einigkeit unter sich zu erhalten, damit sie dereinst in den Stunden des Leidens einander mit Freundessinn beiständen mit Rath und That, und nicht Neid oder Mißgunst, Zwietracht und Unfrieden unter ihnen gesäet würde, welches die Wurzel aller Uebel wäre.

Nachdem er in solcher Weise gesprochen hatte, las er alsdann, wie das bestimmt war, der Gemeinde die Stiftungs-Urkunde vor, und knüpfte daran dankvolle Betrachtungen über den gütigen Stifter des Festes, den er als wahren Freund der Tugend und Sittlichkeit, aber zugleich auch der Menschen bezeichnete, indem er in eindringlicher Weise zeigte, wie derselbe auf die Veredlung des Gefühls durch diese Stiftung bedacht gewesen und Alle, die ein besonderes Inter-

esse daran nahmen, ermahnte, sich der Güte des dahingegangenen Gebers durch einen tugendhaften und christlichen Lebenswandel würdig zu zeigen.

Darauf wandte er sich an Josephine und forderte sie auf, niederzuknien und aus seinen Händen das Zeichen der Unschuld zu empfangen, und nachdem sie seinem Geheiß nachgekommen war, ergriff er die auf dem Sammetkissen liegende Rosenkrone und setzte ihr dieselbe auf's Haupt, und ein in der Nähe befindliches Landmädchen befestigte dieselbe alsdann in entsprechender Weise.

Nachdem dies geschehen war, erklärte der Prediger, daß er und die Vorsteher der Stiftung für gute Töchter in Sido und Zolcho durch Mehrheit der Stimmen Josephine für die Würdigste erkannt, ihr darum die ausgemachte Ehre und Belohnung ertheilt, sie heute öffentlich gekrönt worden sey, und ihr die ausgesetzte Summe an ihrem Hochzeitstag ausgezahlt werden würde. Zugleich forderte er die Gemeinde der bezeichneten Dörfer auf, ein Opfer der Freude und Liebe zu Gunsten der Gekrönten auf dem Altare niederzulegen.

Als er diese Aufforderung ausgesprochen hatte, drängte sich Alt und Jung an den Altar, und indem ein Jeder um denselben ging, wurde, wie das Gebrauch bei dem Fest war, eine Spende darauf niedergelegt.

Da blieb auch nicht Einer aus der Gemeinde zurück, und selbst Leute aus anderen Gemeinden konnten es sich nicht versagen, Josephine durch eine, oft bedeutende Gabe zu erfreuen. So reich, wie heute, war dieselbe vielleicht noch nie gewesen, und der Pfarrherr, der Josephine schätzte und liebte, sah mit aufrichtiger Freude, wie sehr sich dieselbe anhäufte.

Josephine bot in ihrem Ehrenschmuck, die Wangen von Erregung sanft geröthet, und verwirrt von den so tief auf sie einwirkenden Vorgängen, in der Mitte der geschmückten Mädchen und Jünglinge, einen lieblichen Anblick dar, und erwiderte den treuherzigen Händedruck der sich zu ihr Drängenden mit gleicher Wärme und tiefer Rührung.

Es währte eine lange Zeit, ehe das Gaben-Spenden beendet wurde, und erst eine Stunde später vermochte sich der Festzug wieder zu ordnen, in dessen Begleitung Josephine nach Hause geführt werden sollte. Derselbe war aber jetzt durch den Anschluß der Schaulustigen zehnfach vergrößert worden, und bewegte sich zunächst nach dem Kirchhof und dem Grabe des Stifters des Festes, wie das in der Urkunde bestimmt war. Dasselbe prangte in dem schönsten Blumenschmuck, denn eine jede Gekrönte hatte die Verpflichtung, einen weißen Rosenstock um das Grab desselben zu pflanzen, und so hatte sich die Zahl derselben im Laufe der Zeit sehr vermehrt, welche jetzt mit Blüthen bedeckt waren. Das Grab wurde zunächst von dem Festzuge umschritten, und es gewährte einen in der That lieblich-rührenden Anblick, die frischen, im festlichen Schmuck prangenden jungen Leute sich zwischen den Gräbern bewegen zu sehen: das volle, warme Leben so nahe dem kalten Staube des Todes. — Der Prediger, welcher sich dem Zuge angeschlossen hatte, faltete, bei dem Grabe angelangt, die Hände und sprach ein stilles Gebet, und ihm ahmten die Anderen nach, indem sie das Haupt in Andacht gegen das Grab neigten.

Nachdem auf diese Weise den Anordnungen des Stifters in jeder Beziehung genügt worden war, ordnete sich der Festzug aufs Neue, um Josephine nach Hause zu geleiten, womit das Fest endete; denn Tanz und Spiel waren an diesem Tage untersagt.

Erschöpft von den vielfachen und ergreifenden Eindrükken langte Josephine in ihrer Wohnung an, und nachdem sie sich unter wiederholten freundlichen Danksagungen für die ihr geschenkte Liebe und Theilnahme von den sie Begleitenden getrennt hatte, eilte sie auf ihr Zimmer, um daselbst ein wenig auszuruhen und sich in der Stille der Freude des heutigen Tages hinzugeben. Aber, so reich und mannichfach auch dieselbe gewesen, so kehrten ihre Gedanken doch sehr bald zu dem Geliebten zurück, und fanden in der Vergegenwärtigung seiner Güte und in der Erinnerung an ihn selbst einen bleibenden Haltpunkt.

Ueber ihre stillen Betrachtungen war endlich der Abend gekommen; die Schaulustigen hatten zum Theil schon das Dörfchen verlassen, oder schickten sich dazu an, und die gewöhnliche Stille stellte sich allmälig wieder ein. Josephine hatte sich ihres Festschmucks entledigt und denselben mit einem einfachen Anzug vertauscht; sie gedachte nämlich den heutigen für sie so bedeutsamen Tag mit einem Besuch des herrschaftlichen Gartens zu beschließen und den Abend an dem See zu verleben. Herr von Kalt hegte eine besondere Vorliebe für den letztern und pflegte während seines Aufenthalts in Sido in der Frühe daselbst eine Stunde zuzubringen und sich an dem harmlosen Treiben der auf demselben gehegten Schwäne zu ergötzen, wodurch der erstere für Josephine eine erhöhtere Bedeutsamkeit erlangt hatte. Bald umkreiste ihr leichter Fuß den Uferrand des Sees, und sie erreichte endlich einen von Gebüsch umgebenen Ruhesitz, der ihr die Aussicht über den See und die Ferne gestattete und das Ziel ihres Ganges war; denn hier pflegte Herr von Kalt auszuruhen. Durch die hohen Stämme des Parks fielen die warmen Abendstrahlen über den See und das niedrige Gebüsch, das zarte Gefieder der hin- und herrudernden Schwäne in goldigen Glanz tauchend, deren Bild der tiefblaue See in schöner Klarheit widerspiegelte. Seltsame Stimmen und Töne erhoben sich aus dem Röhricht und der Tiefe des See's, auf welcher sich, von sanften Windzügen angehaucht, die zarte Seerose schaukelte, deren hellgrüne, jetzt goldig schimmernde Blätter die Libelle mit ihrem durchsichtigen Flügel umschwirrte, um endlich darauf für die Nacht auszuruhen. Scheues Wild trat in der Ferne aus dem schützenden Gebüsch, angelockt von der Stille und Abendfrische, schaute sich mit dem scharfen Auge ringsum und hob den Kopf in den Wind, um sich vor einer Gefahr zu sichern; beruhigt schritt es darauf mit durstiger Zunge nach dem See, in welchem es Labung und Kühlung suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Erwiderung

auf eine musikalisch-literarische Bemerkung, auch Beitrag zur Kunstgeschichte von S. G. *)

In den „Würzburger Stechäpfeln" Nr. 16 und 17 vom Samstag und Dinstag finden sich Angriffe auf einen Satz aus der Recension über Margaretha (Faust), [„Mnemosyne" Nr. 87,] welche, nachdem dort gesagt ist, daß die Tragödie Faust zu einer Oper zu verwandeln, es die größten Schwie-

*) Mit obigem Artikel gedenkt die Redaktion die Besprechung dieses Gegenstandes in diesen Blättern abzuschließen, da eine längere Erörterung desselben zu weit führen und für die Leser wohl auch wenig erquicklich seyn würde.

rigkeiten habe, und daß selbst Spohr mit seiner herrlichen Oper nicht eine andauernde Geltung erhalten habe und durchgedrungen sey, folgendermaßen schließt: „Auch ein anderer Versuch von einem Engländer, aus jenem Volk, das in die geistigen Intentionen Göthe's neben dem deutschen doch noch am ehesten einzudringen vermag, den 2. Theil des Faust, ein Werk voll tiefer Weltanschauung, Phantasie und idealen Gehalts, aber ohne vorherrschenden dramatischen Inhalt und deswegen nicht so für die Bühne geeignet, musikalisch zu behandeln, hat nicht reussirt. Musikkenner und Glückliche, die es gehört, mögen bestimmen, ob dieser 2. Theil des Faust ebenso ein „Nichts", wie man jüngst den Gounod'schen Faust zu nennen beliebte, oder ob er ein „Etwas" ist."

Auf diese Angriffe folgt hiemit die nothwendige Antwort mit dem Bemerken, daß ich dabei so viel als möglich und hinreichend zum ehrlichsten Verständniß die Worte und Gedanken des Gegners angeführt habe.

Es wird mir hier zum Vorwurfe gemacht, daß ich nicht gewußt, daß der Fürst Radziwill zuerst zum ersten Theil des Faust eine Musik geschrieben und Anderes mehr: Mein Gott, ich habe ja nur eine Theaterrecension, noch obendrein mit der Bitte um Raum und um Nachsicht des Lesers, und mit dem Motto: Transeat cum ceteris, geschrieben, ich bin ja kein musikalisches Lexikon und kein Historiker in der Musik. Dann heißt es, um meinen Satz zu entkräftigen, „daß nämlich der 2. Theil des Faust von Göthe schon wegen seines mangelhaften dramatischen Gehalts sich nicht recht für die Bühne eigne," daß Göthe selbst die Musik vorgeschlagen habe, und daß der Altmeister *sich nicht irren könne*, und ganz kurz vorher ist zu lesen, daß Göthe den 1. Theil nicht als ein für die Bühne bestimmtes Gedicht drucken ließ, und der Erfolg, den dieses Drama hatte, ihn andern Sinns gemacht. Also hat er sich doch geirrt, der Altmeister mit seinem 1. Theil, und kann sich so auch mit der Musik zum zweiten geirrt haben. Also ein Widerspruch in zwei Athemzügen! Dann wird weiterhin dieser Ausspruch von dem undramatischen Stoff selbst zugegeben, indem in andern Kompositionen und Bearbeitungen so Manches, selbst Klassische und Schöne als undramatisch wegbleiben mußte. Dann erfuhr ich, daß der 2. Theil des Faust zum erstenmal in Hamburg nach Dr. Wollheims Bearbeitung mit Musik von Pierson im Jahre 1854 zur Aufführung kam und mit großem Erfolg siebenmal gegeben wurde, daß ihn die prinzipiellen Gegner Göthe's (?), Wollheims Feinde u. s. w. doch *verdammten*, daß viele Literaten ihn sehr lobten, daß er im Jahre 1860 in Hamburg neu einstudirt mit demselben Erfolg gegeben wurde, daß man ihn in Breslau erfolgreich aufführte, *doch hatte man allzuviel Musik weggelassen, um die Chorsänger zu schonen, welche damals viel Opernproben hatten*, und daß man ihn in Frankfurt am Main, *aber im Ganzen auch zu sehr gekürzt*, mit Beifall gab, daß also begreiflicher Weise die Oper einen glänzenden Erfolg gehabt habe.

In dieser wohlberechneten Kunstgeschichte, aber auch, wie es scheint, Ciceronischen Vertheidigung, nicht allein pro Milone, sondern auch pro domo sind schon theils verborgene Beweise gegeben, daß die Oper im Sinne, wie ich das Reussiren genommen habe, und wie man es auch nur nehmen kann, nicht durchgedrungen ist, anderseits sind andere gleich zu erörternde Gründe vorhanden, daß man diese Behauptung festhalten kann. Solche Aussprüche im Munde selbst des Vertheidigers, wie z. B.: *aber im Ganzen auch zu sehr gekürzt* u. s. w., sind doch für den absoluten Kunstwerth der Oper sehr verdächtig. Und die prinzipiellen Gegner (?) Göthe's, was haben diese mit dem Erfolg der Oper zu thun, was interessirt solche das Publikum, und die Literaten; schweigen wir davon. Das möchte Einem vorkommen, als wenn einer sagte von seinem Sohne: Mein Sohn hatte die erste Note im allgemeinen Fortgang erhalten, aber sein Compositionstalent in den deutschen Aufsätzen ist nicht so ausgezeichnet, die Lehrer sind seine Feinde, die Freunde, die ihn zuweilen in den Skriptionen helfen, haben ihn treulos verlassen u. s. w. Ueber dem Wort *reussiren*, wie ich es in seinem ganzen Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und mit dem Folgenden gemeint habe, ist doch nur, nachdem vorhergesagt wurde, daß selbst die herrliche Oper Spohrs sich nicht auf der Bühne behauptet habe und nicht ganz durchgedrungen sey, und nachdem nachher deutlich ausgedrückt ist, daß die *Größe* des Stoffs des Göthe'schen Faust des ersten Theils stets ein Hinderniß zu einer Oper, das Undramatische des zweiten Theils dasselbe seyn werde, kann doch nur ein *anhaltender und dauernder Erfolg* verstanden seyn. Die beste Musik wird immer, so ist's gemeint, dort an dem gewaltigen Inhalt, hier am Undramatischen, mehr oder weniger erliegen. Aber selbst im gewöhnlichen Leben verbindet das Publikum mit dem Ausdruck: die Oper hat reussirt, den Begriff eines dauernden und anhaltenden Erfolgs und in diesem Sinne dürfte man schon behaupten, daß dieser Erfolg dem zweiten Theil des Faust nicht zu Theil ward. Er hat sich bis jetzt nicht über den größten Theil der Bühne Deutschlands verbreitet, er hat sich nicht des Repertoire bemeistert, er ist nicht in's Publikum gedrungen*), er ist in Süddeutschland gar nicht bekannt u. s. w. Diesen Weg geht aber jetzt der Faust von Gounod, er wird fast *seit einem Jahre fortwährend* in Darmstadt gegeben, er wird schon an zahlreichen Theatern aufgeführt, er wird vielfach einstudirt.

Ich habe nun noch, theils um meinen vernachlässigten Studien in der Kunstgeschichte der Faust-Musik nachzuhelfen, theils zu meiner Beruhigung, in einem musikalischen Reichsarchiv der Stadt Würzburg mir die Mühe gegeben, über die Lebensfähigkeit und Lebensdauer des 2. Theil des Faust Forschungen anzustellen. Dort fand ich für solche Dinge ein passendes Buch, für mich, der nie so Etwas gelesen, auch soweit ein interessantes, die *Leipziger Theaterchronik*, der Nichts verborgen bleibt, mit einer musikalischen Sternwarte versehen, auf welcher jedes Meteor, jeder Komet, jeder Fixstern am musikalischen Himmel mit den besten Instrumenten beobachtet wird, ein Organ, wie es scheint, der Theaterdirektoren, die hier sich und Andere loben, und da fand ich nach sorgfältigem Suchen in mehreren Jahrgängen besonders des Jahres 1859 und 60**), weil in diesem letzteren Jahre, wie oben angegeben wurde, der neu einstudirte 2. Theil des Faust mit so großem Erfolg gegeben wurde, in Nro. 189, 8. September, nur die einzige Anzeige: „Göthe's Geburtstag wurde vom Stadt„theater durch den von Dr. Wollheim für die Bühne eingerich„teten 2. Theil des Faust gefeiert. So große Verdienste

*) Schicksale, die andere Opern auch theilten, und was gar nicht gegen ihren Werth spricht, aber immerhin gegen ihren Erfolg, und von dem ist hier die Rede.

**) Der Jahrgang 54 war nicht vorhanden.

„auch Dr. Wollheim damit sich erworben, so kann man doch „nicht umhin, zu bekennen, daß dieser 2. Theil dem Publi- „kum unverständlich ist und bleiben wird.“ — Dann sind die Darsteller genannt und gelobt, wie auch die mise en scene. Die Musik ist nicht berührt. — Audiatur et altera pars! — Auch die jedoch nur oberflächliche Durchblätterung anderer musikalischen Zeitungen (mehrere Jahrgänge von ihnen) ließ nirgends Notizen über ein weiteres Schicksal des zweiten Theil des Faust, Musik von Pierson, erblicken; es scheint, die Oper ruht — sollte sie vielleicht schon ein historisches Faktum, wie die Geschichtsforscher sich ausdrücken, geworden seyn, in den Theater-Chroniken niedergelegt seyn? Wer weiß es.

Damit wollte der Verfasser des Gegenwärtigen seine Kunsthistorie über den 2. Theil des Faust, den Vorwürfen des genannten Aufsatzes gegenüber aus den Stechäpfeln beschließen, nur im Auge gehabt habend, die Wahrheit seiner Behauptung durchzuführen, als durch den Inhalt von Nro. 16 der Stechäpfel das Ganze in der That ein mehr komisches Gesicht erhalten hat, und dem Verfasser einigermaßen etwas dadurch die Augen aufgegangen sind, warum der so harmlos angegebene Satz zum Gegenstand einer mit wahrer leidenschaftlicher Aufregung geführten Kunstkritik hat werden können. Da kann man in Wahrheit sagen: blinder Eifer schadet nur.

Nachdem nämlich dort angeführt ist, daß noch immer eine Partei gegen Göthe ist(?), daß es Dr. Wollheim und Herrn Pierson an zahlreichen Feinden nicht fehlt, und daß dadurch der weitern Verbreitung des zweiten Theils des Faust Hindernisse entgegengesetzt sind, die er jedenfalls überwinden wird, und nachdem bemerkt ist, daß die Musik von Pierson dazu überall in England und in London zumal aufgeführt wird, was hiemit den Lesern der „Mnemosyne“ recht gerne zur Kenntnißnahme mitgetheilt wird, wird dem Verfasser zugemuthet, er sollte alle die Kompositionen, Männerchöre, Lieder u. s. w. des Herrn Pierson kennen, er hätte wissen sollen, daß Schuhmann auch eine Musik zum Faust gesetzt hat, von der es aber merkwürdiger Weise dabei heißt, daß sie ohne großen Erfolg in Wien zu Gehör kam, wird ferner der Verfasser einer großen Ignoranz beschuldigt, daß er so wenig über Pierson weiß, der hier lebt, insbesondere nicht, daß er die Musik zum bekannten 2. Theil des Faust geschrieben habe, ein Vorwurf, dem der Verfasser jenen einer maßlosen Eitelkeit von Seite des Kunsthistorikers für seinen historischen Helden entgegensetzen würde, wenn ihn der Vorwurf träfe; aber er trifft ihn nicht — denn, ja denn — er ist ja kein Musiker von Fach, er treibt nicht das edle Handwerk der Musik, aber ein nicht wenig edleres, jedoch nicht so heiteres, er hat gar nichts Musikalisches in sich, auch gar nichts, als außer einigem Geschmack, zum Anfangsbuchstaben seines Namens das Tonzeichen h (nicht einmal beim Aussprechen so lautend), wie kann er Kompositionen oder gar Klavierauszüge kennen? Ja er kennt allerdings Schuhmann und Pierson ihrem Namen nach, aber nicht in ihren Kompositionen, Letzteren leider noch nicht vom Hören, aber vom Hörensagen. Er liest viel über Literatur, auch über Musik und gibt sich zuweilen mit den Musen ab, wie z. B. laut Schein auch mit der „Mnemosyne“, und so hat er denn auch einmal, es möchte vor einigen Jahren gewesen seyn, in einem Literaturblatte, in welchem, kann er sich mit dem besten Willen nicht mehr erinnern, aber ein musikalisches war es nicht, das angeführte Schicksal vom zweiten Theil des Faust gelesen. Es lag nahe, da jüngst über den Faust von Gounod ein erbarmungsloses „Nichts“ in einer Recension gesprochen wurde, daß er in der schon angeführten subjektiven Meinung des Unterzeichneten von den nicht zu überwindenden Schwierigkeiten bei der Faustmusik fragen durfte, ob die Musik zum zweiten Theil des Faust nicht ein Etwas im Gegensatz zu jenem Nichts wäre.

Daß die Musik zum zweiten Theil des Faust ein Etwas ist, kann wenigstens für die Würzburger nur hier in Würzburg durch eine Aufführung erhärtet werden, und der Verfasser wird der Erste seyn, der mit Vergnügen hineingeht, und dem es vom Kunsthistoriker gestattet seyn wird, eine Recension darüber zu verfassen, vorurtheilsfrei und neidlos, der einzigen Einbildung des Unterzeichneten neben seiner musikalischen Ignoranz, wie er es bei der Beurtheilung des Faust von Gounod gethan hat. H.

Würzburger Stadttheater.

‖ Würzburg, 6. Nov. Die Theaterdirektion hat kürzlich einmal einen Griff rückwärts gethan in vergangene Zeiten, und uns Raupach's schon fast vergessenes Drama „Der Müller und sein Kind“, sowie das ebenfalls schon sehr veraltete „Käthchen von Heilbronn“ wieder vorgesucht. Daß es ein glücklicher Griff gewesen sey, möchten wir nicht bejahen; die mißbilligenden Kundgebungen, die am vergangenen Freitag beim Schluß des Stückes laut wurden, haben sich eben, so viel wir merkten, auf die Wahl desselben, nicht auf die Aufführung bezogen; denn letzterer konnte man im Allgemeinen keinen gegründeten Vorwurf machen. Unser Geschmack hat sich im Vergleich zu der früheren Zeit, wo jene Stücke so sehr ansprachen, geändert und — denken wir — gebessert, verfeinert. Die Keulenschläge, welche auf das Gefühl des Zuschauers geführt werden durch den nächtlichen Besuch des Kirchhofs, durch die Vision auf demselben, durch Krankheits- und Sterbe-Scenen, Verfluchungen ꝛc. — die kommen uns heutzutage doch etwas gar zu massiv vor, als daß wir sie mit unsern ästhetischen Ansprüchen gut vereinigen könnten. Und ähnlich ist's auch mit den phantastisch-märchenhaften Gestalten im „Käthchen von Heilbronn“, welche in unsern Tagen zu einer fast unwillkürlichen Parodie und Komik gewissermaßen herausfordern. Ein Gegenstück hiezu aus der neueren Zeit bildeten Freytags „Journalisten“ — ein Lustspiel, das, wenn auch im Ganzen geistvoll angelegt und durchgeführt, doch das größere Publikum bei uns nie so recht packen und ergreifen wird, weil ihm die treibenden Momente desselben, die Wahlmanöver und politischen Werbe-Intriguen zu ferne stehen. Einige Scenen, wie die auf dem Redaktions-Bureau ꝛc. ꝛc., sind so nett und so ächt komisch, daß sie unwillkürlich hinreißen, aber die politische Intrigue, um welche die Handlung sich wesentlich dreht, ist zu weit ausgesponnen, und ist ein bei uns viel zu wenig in's Leben eingedrungenes Element, um nicht am Ende ein gewisses Gefühl der Langeweile zu erzeugen, das auch eine gute Darstellung, wie die gestrige, nicht ganz zu verscheuchen im Stande ist. Das Publikum war übrigens so gerecht, den unbestreitbaren Vorzügen des Stücks wie der gelungenen Aufführung den gebührenden Beifall reichlich zu spenden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 90. Sonntag den 10. November 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Josephine hatte Auge und Herz an dem reizenden Schauspiel erquickt und fühlte jene beruhigende Wirkung auf ihre Seele, wie sie durch derartige Natur-Eindrücke in dem feiner fühlenden Herzen erzeugt zu werden pflegen. Auch sie war in demselben aufgegangen, und darum bemerkte sie die Annäherung einer Person nicht, welche leise in ihrer Nähe aus dem Gebüsch trat, und alsdann, von demselben zum Theil verborgen, daselbst stehen blieb und sie betrachtete.

Es war ein Mann von ungefähr 35 Jahren, dessen Erscheinung den Charakter des Edeln und männlicher Anmuth vereinigte, womit der sanfte, fast schwermüthige Ausdruck seines Auges, die feine Blässe seines Antlitzes harmonirte. Er war einfach, aber sauber gekleidet, und die Feinheit der Stoffe ließ sogleich erkennen, daß er dem vornehmen Stande angehörte. Sein dunkelbraunes Haar war nicht, der damaligen Sitte gemäß, gepudert oder gebunden, sondern fiel in reicher Fülle zwanglos in den Nacken.

Sein Auge beschäftigte nicht die reizende, vor ihm ausgebreitete Landschaft, sondern hatte sich in dem Anblick Josephinens vertieft, an deren lieblichem Antlitz es mit sanfter Erregung hing. Und während sein Blick von Minute zu Minute immer neue und süßere Eindrücke aus der Erscheinung des Mädchens schöpfte, lichtete die reine Lust daran allmälig die dunkeln Schleier der Wehmuth, welche sein bleiches Antlitz beschatteten, um zuletzt darin in schöner Verklärung zu herrschen.

Trotz dieser Gefühlserregungen verharrte der Herr dennoch ruhig auf seinem Platz und schien bemüht, die Lust des Augenblicks so lange als möglich zu kosten und darum auch vor jeder Störung zu hüten.

Seine Absicht gelang ihm vollkommen, und der Zufall unterstützte ihn darin, denn Niemand nahte sich, und ebensowenig wurde Josephinens Aufmerksamkeit durch irgend welche Veranlassung auf ihn gelenkt.

Der höchsten, reinsten Lust pflegt sich bald der stille Schmerz, die Wehmuth in der Betrachtung hinzuzugesellen, wie selten solche Genüsse dem Menschen zu Theil werden, wie schnell dieselben dahingehen, und der Ernst des Lebens tritt alsdann meistens desto verletzender an uns heran, indem er uns aus unserm Himmelstraum aufscheucht. Wir empfinden alsdann die Nothwendigkeiten, die rauhen Pflichten und Kämpfe des Lebens vielfach tiefer und schmerzvoller.

So war es auch mit Josephinen.

Aus der süßen Lust der lichten Gegenwart tauchte das Gespenst der finstern Zukunft herauf, und störte ihren friedlichen Genuß. Sie wandte das Auge von der Ferne ab, und entdeckte bei dieser Bewegung den Schatten des sie betrachtenden Herrn. Rasch blickte sie nach demselben hin, doch kaum war dies erfolgt, als sie einen unterdrückten Schrei ausstieß und das von dem Purpur des jäh andringenden Blutes überströmte Antlitz schnell von ihm abwandte, indem sie, von freudigem Schrecken überwältigt, stumm und regungslos vor sich hinblickte.

„Wie bedauere ich, dich erschreckt zu haben", sprach der Herr mit sanfter, nicht ganz sicherer Stimme, indem er zu ihr trat, ihre Hand ergriff und sie liebevoll anschaute.

Josephinens Erregung und Verwirrung schienen durch diese Worte, durch die Berührung ihrer Hand, die sie elektrisch durchrieselte, nur noch gesteigert zu werden; denn sie vermochte kein Wort zu erwidern.

Ihm entging das nicht, und obwohl selbst befangen, erkannte er doch schnell die Josephinen schuldende Rücksicht. Um sie zu beruhigen, gab er daher ihre Hand frei, indem er fragte:

„Du zürnst mir doch nicht, wenn ich mir das Vergnügen nicht versagte, mit dir die so schöne Abendstunde zu genießen?" —

„O, gnädiger Herr!" stotterte Josephine, deren Brust von freudigem Entzücken überwallte, ohne daß sie im Stande war, sich zu erheben, obwohl das durch die Anrede des Hrn. v. Katt — denn er war es — geboten wurde.

„Du bist erstaunt, mich hier zu sehen", fuhr Herr v. Katt lächelnd fort, „da du mich weit von hier glaubst, und so gewährt es mir doppeltes Vergnügen, dir an deinem Ehrentage persönlich Glück zu wünschen und das Geschenk zu überreichen." Mit diesen Worten zog er von seiner Hand einen kostbaren Ring und streifte denselben auf ihren Finger.

Josephine ließ Alles geschehen, ohne daß sie ihn anzublicken wagte; doch verrieth das Beben ihres Körpers, das Wogen ihrer Brust und der rasche Wechsel ihrer Gesichtsfarbe ihre tiefe Erregung. Sie sprach kein Wort des Dankes für das Geschenk und die ihr erzeigte Ehre, noch entzog sie ihm die Hand, aber ein Thränenstrom entstürzte plötzlich ihrem Auge. Herr v. Katt wurde dadurch so tief ergriffen, daß sich auch sein Auge feuchtete; er preßte ihre Hand zwi-

schen den seinigen, neigte sich zu ihr und fragte: „Willst du den Ring von mir zum Angedenken tragen?"

„Ja, Herr, ja, immer und immer!" preßte Josephine hervor.

„Und willst du meiner stets gedenken?" fügte er alsdann, von seinem Gefühle übermannt, hinzu.

„Immer, immer, bis in's Grab", stammelte Josephine, während die hellen Thränen über ihre Wangen flossen.

„Dank dir, du liebes, gutes Mädchen", entgegnete der Gutsherr innig und warm, ihre Hand aufs Neue drückend, und fügte alsdann hinzu:

„Wie sehr freue ich mich, daß sich Werner in seiner Voraussetzung nicht getäuscht und seine Zumuthung, du solltest ihm angehören, mir dein Herz erschlossen hat." —

Diese Worte, welche Josephinen verriethen, daß Werner dem Gutsherrn seine Absicht, aber auch ihre Liebe zu ihm mitgetheilt, wirkten fast lähmend auf sie. Ihm, dem theuern Mann ihres Herzens, vermochte sie nicht die geringste Unwahrheit zu sagen, ja nicht einmal den Schein einer solchen zu zeigen, um ihr Geheimniß und sich selbst vor den ihr von der Scham aufgenöthigten Qualen zu retten, und dennoch drängte sie ihr Gefühl dazu, und um so tiefer mußte sie daher von der Gewißheit, daß ihm nichts, gar nichts mehr verborgen sey, ergriffen werden. Sie erröthete tief, bedeckte das Antlitz mit den Händen und stöhnte in tiefem Schmerz:

„O mein Gott, mein Gott!"

„Es betrübt dich, das Geheimniß deines Herzens von mir erkannt zu sehen," — bemerkte Herr v. Katt, von Josephinens Schmerz tief ergriffen, und fügte mit Innigkeit hinzu: „O, sey frohen Muthes, denn eine edle Liebe ist das höchste Geschenk, das der Mensch dem Menschen darbringen kann, und ich fühle mich dadurch hoch beglückt. Darum verhehle nicht die Stimme der Natur und vertraue mir, ich weiß dieselbe nach ihrem wahren Werth zu schätzen. Ich reise noch in dieser Stunde ab, um bald mit meiner Schwester zurückzukehren; ich hoffe dich alsdann noch hier zu finden und dich wie einst bei meiner Schwester zu sehen; denn auch sie trägt ein großes Verlangen nach ihrer freundlichen Gesellschafterin. — Doch, ehe wir uns trennen, muß ich noch die Bitte aussprechen, meine Anwesenheit nicht zu verrathen. Niemand weiß darum, denn ich bin bei meinem Förster drüben im Walde abgestiegen, der von mir angewiesen ist, nicht darüber zu sprechen."

„Und nun", fuhr Herr von Katt liebevoll fort, „laß mich, ehe ich von dir gehe, dein freundliches Auge schauen, damit ich darin lesen kann, daß jeder Schmerz aus deinem Herzen gewichen ist und dir mein Besuch wahrhafte Freude bereitet hat."

Wie hätte Josephine so liebevollen Worten widerstehen können, wie mächtig drängte ihr eigenes Gefühl zu dem Manne hin, der ein dem ihrigen ähnliches Verlangen aussprach, und wie flog ihre Seele ihm entgegen, und dennoch vermochte sie seinen, ihren Wunsch nicht zu erfüllen, dennoch die ihr innewohnende Scheu nicht zu besiegen. Sie versuchte es mit allem Aufwand ihrer Kräfte, und Alles, was sie unter Beben zu erreichen vermochte, war ein flüchtiger Aufblick zu ihm, der ihre Verwirrung nur noch größer, ihren Pulsschlag noch heftiger machte. Denn dieser flüchtige Blick hatte ihr das Antlitz des Gutsherrn in einer bisher nie gesehenen Schönheit, von einem noch nie gesehenen Ausdruck gezeigt, in welchem sich nicht mehr die frühere Schwermuth, sondern ein reines, freudiges, lebensvolles Gefühl widerspiegelte.

Sie erschrak darüber so heftig, daß sie erbebte, und fühlte kaum den warmen innigen Druck seiner Hände, die sanfte Kraft, mit welcher er sie an sich zog, den flüchtigen Kuß, den er mit unbeschreiblicher Zartheit auf ihre Stirn hauchte.

Die letzten Sonnenstrahlen umspielten das liebliche Paar, das in der stillen, lautlosen Natur, auf welchem ein erquicklicher Gottesfrieden ruhte, wie in einem Eden den ersten Kuß der Liebe tauschte.

Als Josephine aus diesem süßen Traum erwachte, mit Ueberraschung, ja erschreckt um sich blickte, war die Sonne bereits hinter den fernen Hügeln verschwunden und Nähe und Ferne in nächtige Dunkelheit gehüllt, nur ein sanfter Nachschimmer spiegelte sich noch auf der Fläche des Sees. Aber die Schwäne waren verschwunden, und aus der dunkelen Tiefe strahlten jetzt die goldenen Sterne herauf und des Neumonds goldenes Horn. Sie erhob sich mit einem leisen Ausruf der Ueberraschung, glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen, war bemüht, das Erlebte sich zu vergegenwärtigen, warf rasch einen scheuen Blick nach der Seite, woselbst sie Herrn v. Katt gesehen, gesprochen hatte, und da sie ihn nicht mehr erblickte, die ganze Natur um sich so sehr verändert sah, das Erlebte auch so außer allen Grenzen der Möglichkeit lag, durchbebte sie der Wahn, sich getäuscht, geträumt zu haben. Sie preßte die Hände gegen die glühende Stirn, während sie entmuthigt vor sich hin schaute. Dies währte jedoch nur einen kurzen, flüchtigen Augenblick, alsdann spiegelte sich ein seliges Lächeln in ihrem von neuen Reizen verschönten Antlitz; sie fühlte das Ringlein an ihrem Finger, und das, das war von ihm. Sie täuschte sich nicht, und Alles, Alles, was sie zu träumen geglaubt, war Wahrheit, schöne, goldene Wahrheit, wie er selbst, der Mann ihrer Liebe. Viele, viele Küsse hauchte sie auf den Ring, während Thränen des Entzückens ihren Augen entquollen, dann erzählte sie den freundlich auf sie herniederblickenden Sternen ihr großes, großes Glück, und als sie spät, sehr spät auf ihrem Lager einschlummerte, ruhte die Liebesgabe an ihren frischen Lippen, und jeder Athemzug war ein demselben gespendeter Kuß der reinsten Liebe.

Josephine wurde am nächsten Morgen aus ihrem leichten, von lieblichen Traumbildern durchwebten Schlummer durch die aus den unteren Hausräumen zu ihr herauf dringende rauhe Stimme des Verwalters unangenehm erweckt. Erschreckt fuhr sie auf und erkannte an den hellen, ihr Gemach erfüllenden Sonnenstrahlen, daß sie ihre Ruhe länger als gewöhnlich ausgedehnt hatte.

Sie wurde durch Werners Rückkehr doppelt unangenehm berührt; denn sie hatte, von den letzten Ereignissen gänzlich in Anspruch genommen, denselben fast vergessen, noch weniger seine so nahe Rückkunft vorausgesehen.

Um so mehr war sie daher bemüht, jetzt so rasch als möglich das Versäumte nachzuholen, und befand sich bald darauf in der gewohnten Thätigkeit.

Sie erfuhr, daß der Verwalter in der Nacht angelangt sey und seit dem frühen Morgen bereits in Haus und Hof umherwanderte, um sich von dem gehörigen Betrieb der Geschäfte zu überzeugen. Er hatte viel zu tadeln gefunden und war daher mürrisch und rauh von Einem zum Anderen

gegangen, und Niemand hatte bis jetzt zum Dank ein freundliches Wort von ihm empfangen.

Unter so bewandten Umständen konnte auch Josephine auf keinen freundlichen Empfang hoffen, und sah daher der Zusammenkunft mit ihm mit keinem frohen Gefühle entgegen. Und wie sie gefürchtet, war es auch, und statt ihr Dank für die sorgfältige Beaufsichtigung des Hauswesens zu sagen, erging er sich in mürrischen Klagen über die vorgefundenen Unordnungen.

Geduldig nahm Josephine Alles hin, und war nichts weniger als überrascht, als Werner in höhnendem Ton des Festes und ihrer Wahl gedachte, und dabei mit ganz besonderer Betonung die Betheiligung des Gutsherrn an derselben erwähnte und dadurch verrieth, daß er bereits damit bekannt gemacht worden war.

„Jetzt ist mir", fuhr er in dem früheren Ton fort, „Alles klar geworden, sowohl deine Eitelkeit, die sich zu hoch dünkt, auf eine ehrliche Weise versorgt und die Frau eines respektablen Mannes zu werden, als auch die Aufmerksamkeit des gnädigen Herrn, der sich sogar herabgelassen hat, einen Brief hieher zu schreiben und seine Stimme dem Pfarrer für dich zu schicken, und dem du, weiß Gott auf welche Weise, meine Absichten mit dir zu verrathen und ihn so sehr gegen mich aufzubringen gewußt hast, daß er erklärt hat, sollte man dich nicht wählen, so müßte ein neuer Wahltag angesetzt werden, weil man nicht ehrlich dabei gewesen seyn soll. Und so bist du denn natürlich auch auf seinen Befehl gewählt worden; aber wie sollte das auch anders seyn: wer mit dem Herrn so steht, wie du, dem kann es ja nicht fehlen" — also schloß der Verwalter in erregtem und spöttischem Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wallroß-Jagd.

(Nach Chamber's Journal.)

Welch' ein seltsames Produkt unserer Civilisation ist es, daß ein behaglicher Lebensumstände sich erfreuender Mann — wie Hr. Lamont, dessen Buche, „Ein Sommer unter Wallrossen", wir nachfolgende interessante Schilderungen entnehmen, einer zu seyn scheint — sich versucht fühlen kann, in Gesellschaft eines Lords die abschreckende Küste des nördlichen Eismeeres und die Insel Spitzbergen „des Zeitvertreibes wegen," und um sogenannte „Seerosse," das heißt Wallrosse zu schießen, zu besuchen! In Hammerfest, der nördlichsten Stadt in Europa, tauschten sie ihre bequeme englische Yacht gegen ein Schiff aus, das sich besser zum Kampf mit Eisbergen eignete, das aber vom Thran, welcher den Hauptverkehrsartikel desselben bildete, so furchtbar imprägnirt war, daß eine entstöpselte Flasche salzsauren Kalks nothwendig wurde, damit sie sich in ihrer Prunkkajüte aufhalten konnten — einem sieben Fuß langen und vier Fuß breiten Gemach, das aber so gebaut war, daß die Inwohner darin weder aufzustehen, noch sich niederzulegen vermochten; während gegen das Ende der Expedition, als das Erträgniß ihrer Harpunen ziemlich „hoch" geworden war, das durch die Vermischung faulen Wallroßöls mit Leckwasser verursachte furchtbare Effluvium sie zwang, Rauchkerzchen zu verbrennen, ehe sie sich zur Ruhe begaben.

Man denke sich Rauchkerzchen in einem Thranschiff! Hinwiederum wie anomal scheint es, daß unser Verfasser durch einen doppelten Operngucker auf Eisbären lauert! „Sonderbare Anblicke," sagt er in seinem Selbstgespräch, „hat dieses große, alte, abgenützte Opernglas seiner Zeit gesehen, denn außer seiner gesetzmäßigen Beschäftigung nach den Schönheiten in den Opernhäusern von London, Paris, Florenz, Neapel, Havannah und New-York zu gaffen, hat es große Wettrennen in Epsom, große Heerschauen auf dem Marsfeld in Paris, große Stierkämpfe im Amphitheater von Sevilla gesehen. Es hat dem Rothwild auf den Hügeln der Hochlande, den schuppigen Krokodillen auf den Sandbänken des Nils nachgestellt und die Hieroglyphen gelesen auf den Giebeln der achtunggebietenden Tempel und Denkmäler von Theben und Karnak. Es hat durch die Gucklöcher der vorgerückten Transcheen in den trübseligen, staubfarbigen Batterien des Redan und Malakoff geschaut. Es hat die glänzenden Zuckerrohrfelder Westindiens von den Gipfeln der waldbekleideten Bergspitzen Trinidads und Martinique's, die Niagarafälle, die Bucht von Neapel vom Gipfel des Vesuvs, Kairo von den Spitzen der Pyramiden aus, die heilige Stadt Jerusalem von der Höhe des Kalvarienbergs überblickt, und nun war es beschäftigt mit der ruhigen Abmessung der kolossalen Körperverhältnisse eines Eisbären inmitten der Eisberge des gefrornen Nordens."

Wie ein guter Schotte war Hr. Lamont ein strenger Beobachter des Sabbaths, und schaute an diesem Tage nie nach einem Rennthier oder einer Robbe, und schoß sie selbst nicht, wenn sie ihm in den Weg kamen, mit Ausnahme bei einer sehr verführerischen Gelegenheit als er „vergaß." Dennoch, man muß es gestehen, steckte er dieser frommen Sitte ungemein enge Grenzen. „Wir hielten stets dafür, daß der Sonntag pünktlich um Mitternacht endigte; in diesen Regionen ist es im Juli um Mitternacht gerade so hell wie am Mittag, und es war ein eigenthümlicher Umstand — dürfte ich nicht, ohne für anmaßend gehalten zu werden, zu vermuthen wagen, daß dies mehr als ein bloßer Zufall war? — daß wir unsern ersten Bären wenige Minuten nach Verfluß dieses Sonntags sahen."

Ungefähr um 3 Uhr Morgens — glücklicher Weise an einem Wochentage — wurden die „gentlemen-sportsmen" von dem Geschrei eines „Wallrosses auf dem Eis" erweckt, und als sie auf Verdeck gingen, ward ihnen ein köstliches Schauspiel zu Theil. „Vier große flache Eisberge waren so dicht mit Wallrossen besetzt, daß sie fast bis auf den Wasserspiegel sich senkten und das Aussehen hatten, als seyen es feste Wallroß-Inseln! Die Ungethüme lagen in einer festgeschlossenen Masse da, mit ihren Köpfen an den Rücken und das Hintertheil des einen oder des andern sich anlehnend, gerade wie ich in den afrikanischen Wäldern Rhinocerosse neben einander im Schlafe liegen gesehen hatte, oder wie man bei uns in Europa häufig die Schweine zusammengedrängt sieht. Ich schätzte ihre Anzahl auf etwa achtzig oder hundert auf dem Eise, und weit mehr noch schwammen grunzend und wasserspeiend umher und suchten zu ihren Freunden hinaufzuklettern, welche, wie die Leute in einem vollen Omnibus, ihnen entgegen grunzten, als wollten sie sagen: „Fort da! Seht ihr nicht, daß Alles schon voll ist?"

Die Erzählung von dem Blutbade unter diesen armen schwerfälligen Thieren ist nicht sehr erfreulich. Etwa eines

von je drei geschossenen entkommt dem Jäger dadurch, daß es über das Eis hinab gleitet, ehe er zu ihm hinauf gelangen kann, und daß es unter dem Wasser stirbt, während die uneigennützige Aengstlichkeit der Weibchen für die Sicherheit ihrer Jungen sich auf die schmerzlichste und rührendste Weise zeigt. „Nie in meinem Leben war ich Zeuge von etwas Interessanterem und Ergreifenderem als der wundervollen Mutterliebe, welche dieses arme Wallroß an den Tag legte. Als ihm die Harpune fest im Leibe stack und es das Boot wüthend unter die Eisberge stieß, wollte ich ihm eben eine Kugel durch den Kopf schießen, damit wir Zeit bekommen könnten, die anderen zu verfolgen; da aber rief mir mein Freund zu, nicht zu schießen, weil es ein Junges bei sich habe. Obgleich ich seine Absicht nicht verstand, enthielt ich mich doch des Feuerns, und als ich das Wallroß, bei seinem Auftauchen aus dem Wasser, um Athem zu schöpfen, näher ins Auge faßte, bemerkte ich, daß es ein sehr junges Kalb unter seinem rechten Vorderfuße hielt, und sah, daß mein Freund es harpuniren wollte; allein so oft er die Waffe schwenkte, um zu werfen, schien die Alte die Richtung derselben zu beobachten, schützte das Junge mit ihrem eigenen Leibe und schien selbst gern von mehreren Harpunen, welche für das Junge bestimmt waren, getroffen zu werden. Endlich traf ein wohlgezielter Pfeil das Kalb, worauf wir die an der Mutter befestigten Leinen anzogen und ihrem Leben mit unseren Lanzen ein Ende machten.

„Ich glaube nicht, daß ich den Ausdruck im Gesichte des Alten und des Jungen, als sie an das Boot zurückschauten, je vergessen werde — das Gesicht des Jungen, voll tiefsten Schreckens, aber auch des Vertrauens in die Befähigung seiner Mutter, es zu schützen, unter deren Schirm es dahin schwamm, und das Gesicht der Mutter, das einen so gleichgiltigen Trotz gegen Alles, was wir ihr thun konnten, und doch auch eine so schreckliche Angst für die Sicherheit ihres Jungen zeigte. Der Plan, eines Jungen habhaft zu werden und es zum Grunzen zu bringen, um die Heerde herbeizulocken, ist ein wohlbekannter Kunstgriff unter den Jägern!"

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

|| **Würzburg**, 8. Nov. Hr. H. **Müller** konnte sich gestern Glück wünschen zu seinem Benefiz, denn sowohl aus Theilnahme für ihn wie auch angelockt durch den Namen des Verfassers, Hrn. Regierungs-Assessors **Knorr** dahier, hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, welches mit reichlichem Beifall einerseits das Werk des Dichters krönte und andererseits die gelungene Darstellung der Titelrolle durch den Hrn. Benefizianten lohnte. Mirabeau, welchen der Verfasser zum Helden seines Drama erwählt und nach dem er dasselbe benannt hat, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier noch seine Wirksamkeit in der französischen Revolution von 1789 auseinanderzusetzen. Es genüge zu bemerken, daß die Handlung des Drama in seine letzten Lebenstage verlegt, und daß die ganze schwere Wucht des Widerstreits, des aufreibenden, vernichtenden Dilemma, in das Mirabeau nach und nach durch den Entwicklungsgang der Revolution gebracht wurde, in diesen Zeitpunkt vom Dichter zusammengedrängt ist. Er, der das absolute Königthum so heftig, so erfolgreich angegriffen hatte, daß man ihn in gewissem Sinn den Vater der Revolution nennen konnte, er wurde durch den wilden Lauf der Ereignisse zuletzt dahin gedrängt, das Königthum, freilich nicht mehr das absolute, sondern das neugestaltete konstitutionelle — gegen den überstürzenden Andrang der Revolution in Schutz zu nehmen; das kostete ihm seine Popularität und damit verlor er die Möglichkeit, jenen beherrschenden Einfluß auf die fernere Entwicklung der Dinge zu üben, der für einen so feurigen, stolzen und thatkräftigen Charakter, wie der Mirabeau's, in einer so aufgeregten Zeit ein wahres Lebensbedürfniß war. Als Sinnbild dieses Kummers, der ihm zuletzt das Herz brach, erscheint der Giftbecher, welchen der Dichter im letzten Akt dem Manne, der an jeglichem Erfolg seines ferneren Strebens verzweifelt, in die Hand gibt. Es mag seyn, daß Mancher an diesem Selbstmord Anstoß nimmt und darin keinen ganz befriedigenden Abschluß zu finden glaubt; indeß mag andrerseits an den alten Republikaner Cato erinnert werden, dessen Selbstentleibung von seinen Zeitgenossen und später als Ausfluß der innigsten Vaterlandsliebe hochgepriesen wurde. Die schwierige Aufgabe, über die unsittlichen Seiten im Charakter und Leben Mirabeau's hinwegzukommen und ihn als achtungswerthen Helden des Drama erscheinen zu lassen, hat der Dichter mit Glück gelöst und dabei als Folie sehr zweckmäßig den Herzog von Orleans benützt. Volle Anerkennung ferner verdient das Geschick, womit er die Hauptpersonen als Vertreter entgegengesetzter politischer Parteien und Träger widerstreitender Prinzipien darzustellen und zu behandeln, und dadurch diesen selbst wie dem ganzen Stück eine höhere Bedeutung zu verleihen wußte. Als weiterer Vorzug sind die wirklich effektvollen Scenen zu rühmen, woran dasselbe reich ist, wie z. B. die Schluß-Scene des 3. Akts, die Vertheidigung Mirabeau's in der Nationalversammlung, die Schluß-Scene des 5. Akts u. a. m. Bezüglich letzterer möchten wir jedoch eine Frage an den Hrn. Verfasser richten, nämlich, ob es ihm nicht möglich wäre, die unmittelbar vorausgehende Scene etwas zu ändern. Daß die Deputation der Nationalversammlung bei ihrem Abgang den todten Mirabeau allein im Zimmer zurückläßt, macht — unserm Gefühl nach — einen störenden Eindruck, der selbst die Wirkung der darauf folgenden schönen Schluß-Scene einigermaßen beeinträchtigt. — Ueber die Aufführung, die Manches zu wünschen übrig ließ, werden wir bei der Wiederholung des Stückes, der wir wohl in Bälde entgegensehen dürfen, uns zu äußern Gelegenheit haben.*)

Miscelle.

Neuerdings sind in den öffentlichen Bibliotheken Frankreichs so viele Bücher entwendet worden, daß die kaiserl. Regierung Befehl ertheilt hat, daß beim Generaldirektor der Archive des Kaiserreichs alle Kataloge von Büchern, Manuskripten und Autographen, die zur Versteigerung bestimmt sind, eingereicht werden müssen.

*) Uebrigens muß bemerkt werden, daß das Stück keineswegs vollständig, wie es vom Hrn. Verfasser ausgearbeitet ist, zur Aufführung kam, indem sehr Vieles daran gestrichen war. Die Red.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 91. Mittwoch den 13. November 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Josephine hatte ihm mit gesteigerter Ueberraschung zugehört, und dieselbe würde wahrscheinlich in Unmuth übergegangen seyn, hätte ihr reines Herz den eigentlichen Sinn seiner Worte verstanden; dennoch konnte es ihr nicht entgehen, daß er es auf eine Kränkung abgesehen hatte, da sie sich von der ihr aufgebürdeten Schuld durchaus frei wußte, und so entgegnete sie:

„Ihr irrt, Herr Werner, wenn Ihr das von mir glaubt. Der gnädige Herr hat nicht die geringste Nachricht über Eure Absichten von mir erhalten. Wie hätte ich das ausführen können, da er ja nicht hier ist?" —

„Du verstehst mit der Feder umzugehen; ein Brieflein ist bald geschrieben, und gewiß wird es nicht das erste gewesen seyn, das du an ihn heimlich geschickt hast", bemerkte Werner ironisch.

„Was fällt Euch nur ein!" rief Josephine erschreckt aus. „Ich sollte an den gnädigen Herrn schreiben", fügte sie, durch eine solche Zumuthung überrascht, hinzu.

„Sperre dich, so viel du willst und spiele die Scheinheilige und Tugendhafte; es hilft dir dieses Mal doch nichts. Ich weiß jetzt, wie die Sachen stehen, und wie wenig gerade du es verdient hast, gekrönt zu werden", entgegnete Werner hämisch. „So viel Mühe gibt sich ein vornehmer Herr nicht, wenn er nicht seine guten Gründe dazu hat, und wer kann wissen, ob das nicht vielleicht bald die ganze Welt erfahren wird."

Als er schloß, lächelte er auf eine eigenthümliche Josephinen durchaus unverständliche Weise, so daß sie, dadurch beunruhigt, bemerkte:

„Ich verstehe Eure Worte ganz und gar nicht, noch weniger kann ich begreifen, warum Ihr den gnädigen Herrn nicht wie ehedem betrachtet, da Euch doch bekannt ist, welch gütiges Herz derselbe besitzt!"

„Wovon du wahrscheinlich während deiner Besuche auf dem Schloß viele Beweise erhalten haben wirst", fiel der Verwalter in dem obigen Ton ein.

„Es scheint, Ihr habt die Absicht, mich zu quälen, und darum führt Ihr dergleichen Reden", entgegnete Josephine betrübt.

„Diese Absicht habe ich nicht, desto mehr aber fühle ich das Verlangen, dir zu zeigen, daß ich dein vertrauliches Verhältniß zu unserm Herrn erkannt habe, und es dir daher schlecht steht, die Tugendhafte zu spielen", gab der Verwalter zur Antwort, ohne einen milderen Ton zu gebrauchen.

„Was Ihr auch Uebles gegen mich im Sinne tragt, so weiß ich mich doch frei von jeder Schuld. Ob ich es verdient habe, gewählt zu werden, kann ich nicht bestimmen, doch ist es mir nie eingefallen, besser zu scheinen, als ich bin, um mir die Zuneigung der Leute zu verschaffen, und ich wollte, mir wäre die Ehre der Krönung nicht zu Theil geworden, damit Ihr mir jetzt nicht so bitter begegnen könntet", sprach Josephine betrübt.

„Wenigstens habe ich jetzt meinen Zweck erreicht und deinen Tugendstolz gebrochen, und wenn du auch den Kopf noch so hoch vor den Menschen tragen wolltest, es würde dir doch nichts helfen, denn was ich weiß, kann auch bald das ganze Dorf erfahren, um welchen Preis dir die Güte des gnädigen Herrn zu Theil geworden ist", fiel Werner mit Heftigkeit ein.

Diese wiederholten Anspielungen auf ein vertrauliches Verhältniß zwischen Josephinen und Herrn v. Katt mußten selbst das schuldlose und an Gemüth so reine Mädchen endlich den wahren Sinn derselben erkennen lassen, und indem sie von der furchtbaren Bedeutsamkeit derselben auf das Tiefste ergriffen wurde, stieß sie einen leisen Schrei aus und bedeckte das tief erröthende Antlitz mit den Händen.

Dieses Benehmen galt dem Verwalter als ein Beweis ihrer Schuld und in der Freude, sie endlich zum Geständniß derselben genöthigt und gedemüthigt zu haben, bemerkte er mit schadenfroher Genugthuung:

„Da siehst du, es ist, wie man zu sagen pflegt, nichts so fein gesponnen, es kommt dennoch an das Licht der Sonnen, und so ist es auch mit dir, und nun weiß sich auch ein Jeder zu erklären, warum du während der Anwesenheit des gnädigen Herrn immer auf dem Schloß seyn mußtest. Die Sache ist fein erdacht gewesen."

„Hört auf, mich mit so ungerechtem Verdacht und Vorwürfen, die ich nicht verdiene, zu quälen!" preßte Josephine hervor, und fügte alsdann in edlem Eifer hinzu: „Wie Ihr und die Leute über mich denken, muß ich dulden; daß Ihr aber auch die Ehre unseres Gutsherrn anzugreifen wagt, der eben so gut als gütig ist, das vermögt Ihr nicht zu verantworten vor Gott und Euerm Gewissen, und das werde ich nie und nimmer dulden!"

„Ei, ei, wie du dich ereifern kannst!" rief Werner lachend. „Hätte ich das doch niemals von dem stillen Mädchen erwartet. Aber freilich, wer sich getroffen fühlt, pflegt

sich auch meistens mit hellem Eifer zu vertheidigen, und so verräth dich derselbe nur zu wohl", — setzte er hinzu.

„Ich versichere Euch nochmals, Ihr und Alle thun mir und dem gnädigen Herrn Unrecht", fiel Josephine ein.

Der Zufall wollte es, daß Werner in diesem Augenblick den Ring an Josephinens Finger gewahrte; er erkannte sogleich dessen große Kostbarkeit, und von dem bereits bezeichneten Verdacht erfüllt, lag für ihn die Vermuthung nahe, Josephine könnte denselben eben nur von Herrn v. Katt erhalten haben, und er frohlockte innerlich, sie jetzt sogar durch einen solchen Beweis zu überraschen. Doch wußte er seine schlimme Absicht zu verbergen, um seinen Worten um so mehr Nachdruck verleihen zu können, und ergriff fast absichtslos diejenige Hand, an welcher sich der Ring befand, und indem er dieselbe betrachtete, ohne daß Josephine gewahrte, daß sie ihr Geheimniß preisgegeben, bemerkte er in anscheinend ruhigem Tone:

„Sieh, wenn ich auch deinen Worten glauben möchte, so hat mich dennoch ein anderer Umstand von der Wahrheit des Gerüchts vollkommen überzeugt —"

„Welcher? Sprecht!" bat Josephine mit ängstlicher Hast.

„Dieser kostbare Ring, das Geschenk unseres Herrn" — fiel Werner jetzt mit Betonung und schadenfroher Miene ein, indem er zugleich auf den Ring deutete.

„O mein Gott!" rief Josephine bestürzt aus, indem sie ihm die Hand rasch entzog.

„Willst du noch leugnen, daß du denselben von unserm Gutsherrn erhalten hast?" fragte Werner, und heftete seine Blicke forschend auf sie.

Josephine hatte das Haupt auf die Brust geneigt und blieb stumm; sie durfte, ihrem Versprechen gemäß, die Art des Empfanges nicht verrathen, und mußte daher jetzt Alles über sich ergehen lassen. Sie fühlte, es war der üble Schein gegen sie, trotzdem suchte sie sich jedoch nicht zu rechtfertigen, mochte sich der Verwalter auch ihr Schweigen nach seiner Willkür deuten.

„Dein Schweigen und Verhalten beweist deine Schuld besser, als Alles, was bisher geschehen ist, und es gereicht mir zur großen Freude, dich so weit zu haben. Doch nun höre, wie gütig ich trotzdem noch gegen dich bin. Ich will deine Ehre durch eine Heirath mit mir retten, so viel auch die Lästerzungen darüber spotten mögen. Wahrscheinlich hat dir der Gutsherr verschwiegen, daß er im Begriff steht, sich zu vermählen; du wirst daher einsehen, daß er, um jeden üblen Schein von sich fern zu halten und seiner Braut keinen Einblick in sein Verhältniß mit dir zu gestatten, das letztere aufgeben und dich aus seiner Nähe zu entfernen bedacht seyn muß; daher baue nicht auf seine Hilfe, denn die Liebschaft hat unter solchen Umständen für immer ein Ende." —

Mit Erstaunen hatte Josephine diese Worte vernommen, und Alles, was sie darauf zu erwidern vermochte, war die ängstlich hervorgepreßte Frage:

„Der Herr wird sich vermählen?" —

„Ueberrascht dich das so sehr, mußt du es nicht vielmehr natürlich finden, daß er eine ebenbürtige Heirath einzugehen gedenkt, um seinen Namen nicht erlöschen zu lassen?" fragte Werner.

Josephine blieb stumm und gedankenvoll; diese Wendung der Verhältnisse hatte sie nach dem, was geschehen, nicht im Geringsten vorausgesehen.

„Du siehst, wie schlimm es mit dir steht, und daher gehe dieses Mal etwas bedächtiger zu Werke", fuhr Werner fort. „Ich will Alles, was geschehen ist, vergessen, und bist du meine Frau, so wird man auch nicht mehr wagen, das Ueble, was man von dir denkt, laut zu sagen. Ich habe es nun einmal auf dich abgesehen, und da will ich auch das noch hinunterschlucken, so bitter die Kost auch schmeckt."

Also schloß Werner zugleich in der angenehmen Ueberzeugung, Josephine jetzt ganz bestimmt für sich gewonnen zu haben, und erwartete daher nichts Anderes, als daß dieselbe, ihm jetzt ganz und gar Preis gegeben, ihm auch mit freudigem Gehorsam entgegenkommen würde. Doch wie schnell sollte er enttäuscht werden, denn wenige Augenblicke, nachdem er seinen Antrag ausgesprochen hatte, erhob Josephine das von Selbstgefühl geröthete Antlitz und blickte ihn fest und ruhig an, indem sie mit sicherer Stimme entgegnete:

„Man hat meinen bisher unbescholtenen Lebenswandel dadurch geehrt, daß man mir die Krone der Tugend zuerkannte, und ich müßte entweder so schuldig, wie Ihr gesagt, oder ein ein sehr verworfenes Geschöpf seyn, wollte ich nach Eurem Verlangen thun und Euch und die Leute in ihren Vermuthungen dadurch bestärken. Ihr mögt, ich wiederhole es, denken und thun, was Euch beliebt, doch werde auch ich handeln, wie ich muß, um mich Eurem bösen Trachten zu entziehen und die Ehre unseres gütigen Herrn zu wahren. So gewiß ich keinerlei Schuld an dem trage, dessen Ihr mich zeiht, so gewiß soll die Zeit kommen, in welcher Ihr Euer Unrecht einsehen müßt."

Mit diesen in edlem Eifer und im Gefühl der Unschuld gesprochenen Worten hatte sich Josephine erhoben und das Zimmer verlassen.

Werner schaute ihr mit nicht geringer Ueberraschung nach. So stolz, so fest und sicher hatte er das sonst stets schüchterne und stille Mädchen noch nie gesehen; es lag etwas in ihrem Benehmen, was er nicht zu begreifen vermochte und das er nur als „vornehm und stolz" bezeichnen konnte, das ihm aber auch jetzt wieder Respekt vor ihr eingeflößt hatte.

Als er sich von seinem Erstaunen etwas erholt hatte, überkam ihn der Aerger, sich also abgewiesen zu sehen, und er sprang zornig auf, indem er den Stuhl bei Seite stieß und diese Worte hervorpreßte:

„Mag sie sich anstellen, wie sie will, ich weiß doch, was ich von ihr zu halten habe. Der Ring hat mir Alles verrathen. Und da sie mich so schnöde abgewiesen hat, so soll sie dafür büßen."

Mit diesen Worten begab er sich aus dem Hause und zu dem Prediger, um demselben seine Entdeckung hinsichts des Ringes sowie seine übrigen Vermuthungen wegen des vertraulichen Verhältnisses zwischen Josephinen und dem Gutsherrn mitzutheilen, und denselben wo möglich zu veranlassen, daß Josephinen die Ehre der Krönung entzogen würde.

Der Prediger vernahm seinen Bericht mit großer Aufmerksamkeit und gestand ihm zwar darauf, von demselben, sowie von der Josephinen geschenkten Gnade des Gutsherrn überrascht worden zu seyn, erinnerte aber auch zugleich, wie wenig das Alles gegen dieselbe zu zeugen geeignet sey. — Er ermahnte daher den Verwalter zur Geduld und Vorsicht, bevor man den von ihm gewünschten, gewiß großes Aufsehen erregenden Schritt zu thun sich entschlösse, und hielt es durchaus für erforderlich, sich erst über das Mitgetheilte genauen Aufschluß im Geheimen zu verschaffen, damit weder eine

Schuldlose ungerecht betroffen, noch auch der Zorn des Gutsherrn unnöthiger Weise hervorgerufen würde, der ihnen überdies sehr nachtheilig seyn könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wallroß=Jagd.

(Schluß.)

Der „Skyppar" einer Sloop wurde einmal von einem seines Jungen beraubten Wallroßweibchen ergriffen, das ihn zwei Mal auf den Meeresgrund hinabzog, ohne ihm anderes Leid zuzufügen, als eine Wunde an beiden Seiten seiner Stirn, an der es ihn mit den Fangzähnen gepackt hatte; auch ist er der Meinung, daß es ihn nicht verletzen wollte, sondern ihn (unhöflich genug), als er im Wasser zappelte, für ihr Junges hielt! Es ist indessen im Allgemeinen sehr gefährlich, unter Wallrosse zu gerathen, da man weiß, daß sie zuweilen einen unglücklichen Harpunier mit ihren Fangzähnen entzwei gerissen haben. Das Jagd- und das Fischereigeschäft in Spitzbergen sind in der That sehr gefährlich und haben vielleicht mehr Mühseligkeiten in ihrem Gefolge, als irgend eine andere Beschäftigung; daher sind auch, wie's oft geschieht, diejenigen, welche denselben obliegen, stets bereit, sich für ihre Mühe und Entbehrung durch Exzesse schadlos zu halten. Diese nordischen Matrosen sind in der That in so hohem Grade dem Trunke ergeben, daß manche Schiffseigner ihre Schiffe nur solchen Bemannungen anvertrauen, die sich aller geistigen Getränke enthalten, und man darf sich darüber nicht verwundern, wenn man sich erinnert, daß die Sicherheit einer ganzen Schiffsgesellschaft, welche vielleicht später Wallrosse oder anderes Wild in die Boote aufnimmt, auf der Nüchternheit von einem oder zwei Mann beruht, denen man die Obhut darüber anvertraut hat. Vor etwa fünf Jahren kam von Hammerfest nach einer gewissen Insel auf der Höhe von Spitzbergen, wo in der vorhergehenden Saison viele Wallrosse getödtet worden waren, eine kleine Sloop, um zu sehen, ob nicht Bären die Kadaver derselben verzehrten. Man fand mehr als fünfzig Bären daselbst versammelt, die eine Art Karneval über den Ueberresten hielten.

„Die Schiffsmannschaft bestand, wie gewöhnlich, aus zehn Köpfen, von denen der Skyppar und sieben andere landeten, um einen Angriff auf die Bären zu machen, nachdem sie, wie sie glaubten, ihre Sloop sicher an einen großen auf dem Grund aufliegenden Eisberg nahe an der Insel geankert, und den zwei an Bord gelassenen Leuten genaue Weisungen, gut Wache zu halten, gegeben hatten. Sie hatten eine sehr erfolgreiche Jagd, und tödteten zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig der Bären; die übrigen retteten sich ans Meer; allein diese Jagd nahm viele Stunden in Anspruch, und mittlerweile suchten die beiden Schiffswächter, die Abwesenheit des Kapitäns benützend, nach einem Faß Branntwein, welches in seiner Kajüte aufbewahrt wurde — blos in der harmlosen Absicht, natürlicherweise, um daran zu riechen; allein vom Riechen kamen sie nicht unnatürlich zum Verkosten, und vom Verkosten wurden sie bald hilflos betrunken. Während sie in diesem glücklichen Zustande der Vergessenheit waren, trat einer der plötzlichen nordischen Nebel ein, die Fluth stieg, der Eisberg schwamm davon, und in wenigen Augenblicken war derselbe, und die Sloop mit ihm, von der Insel verschwunden und trieb im Nebel dahin. Die Jagdpartei hatte den Nebel nicht geachtet, da sie glaubte, der Eisberg sey „fest." Als sie daher mit ihren Bären fertig geworden, ruderten sie nach der Stelle, wo sie die Sloop gelassen, und waren nicht wenig bestürzt, daß sie weder Sloop noch Eisberg sahen. Sie schrien und feuerten Nothsignale ab, und ruderten ins Meer hinaus, und ruderten rings herum, bis sie sich so verirrten, daß sie selbst ganz von der Insel abkamen. Nach vieler Mühe fanden sie indeß die Insel wieder, und warteten auf derselben mehrere Tage, in der Hoffnung, die Sloop werde, wenn das Wetter sich aufhelle, zurückkehren. Das Wetter hellte sich auf, aber keine Sloop erschien, und nun blieb ihnen nur noch die schauerliche Alternative: entweder einem Hungerwinter und einem fast gewissen Tod auf der Insel entgegenzugehen, oder den Versuch zu machen, die stürmischen 480 Seemeilen, welche sie von Norwegen trennten, in einem kleinen offenen Boot zurückzulegen! Als kühne Leute entschlossen sie sich zu letzterem, ließen eines ihrer Boote auf der Insel, stiegen alle acht in das andere Boot, und segelten, mit so viel Bärenfleisch als sie aufnehmen konnten, zur Rettung ihres Lebens dem Süden zu; vier ruderten, während die vier andern in dem Boden des Boots lagen, und da ihnen die Vorsehung schönes Wetter schenkte, gelang es ihnen wirklich, die Küsten von Finnmark in etwa acht Tagen zu erreichen, allein halbtodt von Hunger, Durst und Anstrengung, wie man sich denken kann."

Auf solche Weise wurden diese Männer fast wunderbar vor dem Schicksal einer älteren armen russischen Kolonie bewahrt, die auf Spitzbergen im Jahre 1852 jämmerlich dem Hungertode erlag und deren Unglücksschauplatz Hr. Lamont selbst besuchte und photographisch aufnahm. Alles in diesem Gemälde ist so, wie die todten Männer den Platz gelassen: ihre Waffen, ihre Kochgeräthschaften, die Gebeine der Geschöpfe, welche sie erlegten, und selbst sogar Fragmente ihrer Kleider und ihres Bettzeugs liegen zerstreut umher. Die Hütten waren alle aus Balken gebildet, an den Ecken in Schwalbenschwänzen in einander gefügt und noch ziemlich unversehrt, mit Ausnahme der Dächer, die flach gewesen und mit Erde bedeckt, jetzt aber meist eingefallen waren. Die Haupthütte, etwa 24 Fuß im Geviert haltend, war sowohl als Wohn- wie als Schlafzimmer benützt worden, und ein abgesonderter Feuerplatz hatte augenscheinlich als Küche gedient. Eine andere Hütte war das Vorrathshaus, und eine dritte ein russisches Badehaus roher Art, in welchem sie vermuthlich das bei den Russen so beliebte Dampfbad genommen, und nach demselben sich bei vielleicht einer Temperatur von — 50 Grad im Schnee gewälzt hatten. Das Dach der Haupthütte war eingefallen, und ein kleiner Gletscher, ungefähr von der Größe eines umgestürzten Boots, hatte sich in der Mitte des Flurs gebildet. Auf einer kleinen Anhöhe, etwa zwei- oder dreihundert Yards von den Hütten entfernt, hatten sie eine Art Luginsland aus losen Steinen gebaut, und hier haben sie wohl manche Stunden zugebracht und ihre Blicke über das eisbedeckte Meer schweifen lassen. Sie haben vielleicht die Höllenqual ausgestanden, Toppsegel von Schiffen außerhalb der Eisbarre, aber in weiter für sie unerreichbarer Ferne, vorbeiziehen zu sehen. Auf einer kleinen Strecke ebenen Grundes, nicht weit von den Hütten, hatten sie in einem dem Kolbenspiel ähnlichen Spiel Körperübungen vorgenommen, wie augenscheinlich die Kolben und die

rohen hölzernen Kugeln, die sie gebraucht hatten und noch auf dem moosigen Grund lagen, beweisen. Kurz, es lag etwas unaussprechlich Trauriges und Trostloses auf den Ueberresten dieser unglücklichen Niederlassung.

Würzburger Stadttheater.

‖ **Würzburg, 11. Novbr.** Shakespeare's „Macbeth" aufzuführen, ist unter allen Umständen ein sehr schwieriges Unternehmen; um ihn auch nur erträglich geben zu können, sind schon ganz respektable Kräfte nöthig. Wir haben ohne Zweifel heuer an unserer Bühne Persönlichkeiten, die Gutes leisten können, und so ließ sich erwarten, daß „Macbeth" erträglich würde gegeben werden. Erträglich — so war's denn auch gestern; aber wenn man „Macbeth" blos erträglich zu sehen bekommt, darf man wohl fragen, ob es nicht besser wäre, ihn gar nicht zu sehen, sondern sich auf's Lesen des großartigen Trauerspiels zu beschränken. Wir machen den mitwirkenden Schauspielern keinen Vorwurf, sie leisteten, was in ihren Kräften stand; aber wenn das, was geleistet werden soll, offenbar die Kräfte des Darstellers übersteigt, dann entsteht ein Mißverhältniß, das — schlimm genug für die Wirkung des Trauerspiels — den Zuschauer bald mit Bedauern erfüllt, bald zum Lächeln reizt. In letzterer Hinsicht wollen wir nur an den Eindruck erinnern, den die drei Hexen auf das Publikum durch ihr Auftreten sowohl wie durch ihr Recitiren machten. Und in ähnlicher Weise — wenn auch minder grell hervortretend — verhielt sich's mit den Trägern noch mehrerer der geringeren Rollen; beim besten Willen konnten sie sich nicht zu der Höhe aufschwingen, auf der sie stehen mußten, um den Absichten des Dichters zu entsprechen. Und das findet man bei einer Aufführung von „Macbeth" um so schmerzlicher, da auch die meisten Nebenrollen hier voll tiefer Bedeutung sind und die Charakteristik wie den Gang der Handlung wesentlich mit entwickeln helfen. Und was sollen wir von der Titelrolle sagen? Herr Ernst führte sie unstreitig mit großem Kraftaufwand durch, und daß Macbeth von den furchtbarsten Gemüthsbewegungen durchwühlt und erschüttert wird, konnte sich der Zuschauer aus seinem Spiel und Vortrag wohl abnehmen; aber welcher Art dieselben eigentlich wären, das brachte er unseres Bedünkens bei weitem nicht deutlich genug zum Ausdruck, so daß, wer Macbeth nicht vorher schon gelesen hatte, darüber am Ende vielleicht einigermaßen in Zweifel geblieben seyn dürfte, zumal diese Erkenntniß durch das Zusammenstreichen des Stücks dem Zuhörer, an dem die gesprochenen Worte rasch vorüberfliegen, ohnehin erschwert war. Sein Spiel litt an einer gewissen Eintönigkeit, und doch, dächten wir, wäre gerade in den Wandlungen, welche Macbeth durchmacht vom wackeren Kriegshelden bis zum blutgierigen Tyrannen, im Zusammenhang mit den Zweifeln, der Reue, den Gewissensbissen, die ihn quälen, vollauf Anlaß geboten, einen mannigfaltigen Wechsel der Gefühle und Leidenschaften im Spiel auszuprägen. Frau Ernst war der Rolle der Lady Macbeth mehr gewachsen, wozu sie ihre ganze Persönlichkeit sehr befähigt; ein Paar Mal schlich sich in ihr Zwiegespräch mit dem Gemahl ein Ton der Rührung ein, der zu diesem harten Charakter nicht paßt; diese Frau mag erschreckt, überrascht, vielleicht auch erschüttert werden; aber Rührung, wahre Rührung ist ihr fern. Die Scene des Nachtwandelns im 5. Akt fand nur getheilten Beifall im Publikum; sie gab dieselbe allerdings nicht ganz rein, sondern verfiel manchmal in die Darstellung des Wahnsinns; man muß aber andrerseits bedenken, daß gerade hier ganz besondre Schwierigkeiten zu überwinden sind, die einen Fehlgriff eben so leicht möglich als verzeihlich machen.

Zwei Loblieder.

Das Berliner Blatt, der „Publizist", hat ein von uns schon mitgetheiltes Lobgedicht auf den Sieger von Magenta, den französischen Marschall Mac Mahon, veröffentlicht. Die „Stechäpfel" bringen nun ein treffendes Seitenstück, ein Loblied auf den Verfasser dieses Loblieds, das wir folgen lassen, und zwar zur bessern Illustration das Original daneben:

Nimm, Herzog, einen Kranz aus deutscher Hand:
Zu Deines guten Schwertes Zier gewunden,
Des Schwertes, das das unheilvolle Band
Zerhieb, mit dem Italiens Volk gebunden.

Wohl Mancher siegend Frankreichs Farben trug,
Bestrebt, allein dem Lande Macht zu reichen;
Doch schöner in der Menschheit Ehrenbuch
Ergänzt Magenta's hehres Feuerzeichen.

Darf aber ich mich Deines Sieges freu'n?
Ist nicht auch deutsches Blut um ihn geflossen?
Muß ich den Lorbeer zu besingen scheu'n,
Der Habsburg's Niederlage ist entsprossen?

O nein! Willkomm Herzog, durch eignen Werth;
Darum gewiß „Herzog von Gott begnadet!"
Dich ehrt der Hof — doch auch an seinen Herd
Der Bürger gern der Freiheit Kämpfer ladet!

So möge Friede stets und Einigkeit
Verbinden uns mit Frankreichs tapf'ren Söhnen;
Du aber — sey zur Wiederkehr bereit,
Wenn jubelnd wir den deutschen Kaiser krönen!

Nimm, Publizist, den Hohn aus deutschem Mund
Zu Deiner feilen Feder Hudeleien,
Der Feder, die da schmeichelt wie ein Hund
Dem welschen Sieger über deutsche Reihen.

Wohl manchen feilen Scribler gab es schon,
Bestrebt, sich ehrlos Thaler zu erschmieren.
Doch, Publizist! der Urgemeinheit Thron
Kann Niemand würdiger, als Du, nur zieren.

Wird sich Mac Mahon deines Lobes freu'n?
Wird er dir spenden ein paar Silberkronen?
Ich zweifle. Als Soldat wird er sich scheu'n,
Charakterlose Feigheit zu belohnen.

O ja! Du Schreiber ohne Manneswerth,
Berühmtheit konntest Du so leicht erlangen;
Bisher hat man von Dir noch nichts gehört,
Doch jetzt wirst ewig Du — am Pranger prangen.

Der Ehrenplatz, der bleibe Dir geweiht,
Und faule Eier, um Dich recht zu höhnen,
Seyst Du vom Schandpfahl eher nicht befreit —
Bis in Berlin wir deutsche Kaiser krönen.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 92. Sonntag den 17. November 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Werner sah das ein, aber im Unmuth, von Josephinen wiederholte Zurückweisungen erfahren zu haben, nahm er sich vor, der Sache auf seine eigene Hand nachzuforschen, um früher oder später, wie er es wünschte, sich an dem, wie er glaubte, stolzen Mädchen zu rächen.

Seine üble Absicht sollte ihm viel besser gelingen, als er es erwartet hatte, zugleich aber durch Josephinen's edles Gefühl eine durchaus ungeahnte Wendung der Dinge herbeigeführt werden.

Als sich nämlich das durch die mit Werner gepflogene Unterredung tief erschütterte Mädchen allein befand und in der Stille ihres Zimmers das ihr zugemuthete Vergehen erwog, gewann sie über dessen so schreckliche Bedeutung einen erschöpfenden Ueberblick, und indem sie davon tief niedergebeugt wurde, entstand die Frage in ihr, was sie unter diesen so eigenthümlichen Umständen thun müßte.

Sie konnte nicht übersehen, daß der böse Schein gegen sie sey, erkannte aber auch, daß es ihr nicht gelingen würde, denselben von sich und dem Gutsherrn abzuwenden, da sie ihm das Vernommene nicht mittheilen durfte, und Herr v. Katt wohl niemals von irgend Jemand darauf aufmerksam gemacht werden würde. So mußte sich das üble Gerücht, wenn sie wieder das Schloß besuchte, vergrößern und ihre und des Gutsherrn Ehre noch mehr leiden.

Um diesen Uebelständen vorzubeugen, durfte sie daher nicht länger in Sido bleiben, weil sie sonst ihr Geheimniß hätte preisgeben müssen, was ihr unmöglich däuchte.

Zu diesen Betrachtungen gesellte sich noch eine andere, bei weitem wichtigere, hinzu. Sie erwog nämlich, wie ihr Verhältniß zu Hrn. v. Katt, nachdem er ihre Liebe zu ihm erkannt und ihr selbst so viele Aufmerksamkeit geschenkt hatte, ferner seyn könnte. Es wäre ihr unmöglich gewesen, ihm und Allen gegenüber die frühere Unbefangenheit zu behaupten, ja sie fühlte, daß sie sich verrathen würde, und alsdann mußte das jetzt verbreitete Gerücht an Begründung nur noch gewinnen.

Daher erkannte sie die bittere Nothwendigkeit, Sido so rasch als möglich zu verlassen, um dem Allen vorzubeugen. Ein großes, großes schmerzliches Opfer, das von ihr gefordert wurde, das sie aber bringen mußte, kostete es ihr auch die höchsten Anstrengungen.

Und, fragte sie sich, hatte sie nicht das Höchste erreicht, erreicht, was sie nie zu besitzen geahnt — Herr v. Katt billigte nicht nur ihre Liebe zu ihm, sondern hatte dieselbe auch als ein edles Geschenk ihres Herzens angenommen und ihr seinen Dank dafür in der zartesten Weise ausgesprochen. Jetzt war ihre Liebe geheiligt worden, denn sie durfte ihn lieben, und das Ringlein an ihrem Finger beruhigte sie, wenn ihr Herz in freudigem Gefühl und in der Erinnerung an ihr Glück überwallte.

Für alle Schmerzen des Lebens besaß sie jetzt den schönsten Trost, warum sollte sie daher zagen in dem Hinblick der ihr drohenden Gefahren, indem es darauf ankam, für die Ehre des von ihr so hoch geliebten Mannes zu handeln und zu dulden! —

Sie hatte nie nach seinem Besitz gestrebt, und so blieb ihrem edeln Herzen in der Aussicht, daß er einer Andern angehören sollte, jede Mißgunst fern. In der Voraussicht, eine solche Verbindung könnte und würde bestimmt sein Lebensglück herbeiführen, fühlte sie sich doppelt beseligt. Jetzt fand sie auch eine Erklärung seiner Worte, die er bei der Uebergabe des Ringes gesprochen. Seine Vermählung, so sagte sie sich, mußte die ihr früher geschenkte Theilnahme aufheben, und so hatte sein gütiges Herz ihr noch zum Abschied und zum Beweise, daß er sie schätze, das Ringlein zum Angedenken gegeben.

Diese Güte that ihrem Herzen überaus wohl. Um so kräftiger fühlte sie sich zum Handeln und zur langen schmerzlichen Trennung. Ob er das ihr dargebrachte Opfer erkennen würde, fiel ihr nicht ein, zu erwägen; ihre edle Seele gedachte nur seines Glücks, und so bedurfte sie einer solchen Ueberzeugung nicht, um sich in ihrem Entschluß zu befestigen.

Ungefähr drei Wochen waren über die letztgenannten Ereignisse dahingegangen, als der Verwalter von Herrn v. Katt die Anzeige erhielt, daß er im Lauf der nächsten Tage mit seiner Schwester in Sido eintreffen würde und ihn beauftragte, die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfang zu treffen. Seinem Briefe lag ein Schreiben der Baronin an Josephine bei, in welchem sie ihr den nahen Besuch anzeigte und in liebevoller Weise ihre Freude zu erkennen gab, in Gesellschaft derselben, wie ehedem, einige Monate zu verleben.

Werner wurde dadurch nicht nur überrascht, sondern auch besorgt gemacht; denn wenn schon der Besuch des Gutsherrn um diese Zeit ungewöhnlich und ihm unbequem war, so versetzte ihn das Verlangen der Baronin in eine noch üblere Lage, da sich die Dinge in dieser Beziehung auf eine ganz unerwartete Weise geändert hatten.

Denn an dem seiner Unterredung mit Josephinen folgenden Tage war diese aus seinem Hause und dem Dorf verschwunden, und es ist ihm nicht gelungen, ihren Aufenthaltsort auszukundschaften.

Daß sein Benehmen gegen sie dieses heimliche und plötzliche Entfernen erzeugt hatte, konnte für ihn keine Frage seyn; er sah sich daher, wenn die Baronin oder etwa der Gutsherr selbst darüber Aufschluß von ihm verlangte, in die üble Nothwendigkeit versetzt, sich entweder durch eine Unwahrheit oder durch ein aufrichtiges Geständniß des Geschehenen zu helfen. Das erstere Mittel war aber eben so gefährlich, als das letztere, da man sehr leicht hinter die Wahrheit kommen konnte. Freilich rechnete er darauf, daß man kein besonderes Gewicht auf Josephinen's Entfernung legen würde; aber diese Aussicht dauchte ihm bei der Vorliebe der Geschwister für Josephine doch sehr ungewiß, und so war er bedacht, bis zur Ankunft des Gutsherrn passende Entschuldigungsgründe für sein Benehmen gegen seine Verwandte zu ersinnen.

Herr v. Katt traf in der bezeichneten Zeit mit seiner Schwester in Sido ein, und die Letztere wurde durch die Nachricht von Josephinen's heimlicher Abreise viel tiefer betroffen, als der Verwalter dies vorausgesehen hatte. Sie beauftragte denselben, alle Mittel anzuwenden, um Josephinen's Aufenthaltsort zu entdecken, und schien der von Werner angegebenen Veranlassung zu der Abreise keinen Glauben zu schenken, und mochte dazu wohl ihre besonderen Gründe haben.

Schon glaubte Werner sich auf diese Weise von jeder weitern Verantwortung befreit zu haben, als zu seinem großen Schrecken ihn Herr von Katt bald darauf zu sich rufen ließ.

Sein böses Gewissen ließ ihn Uebles fürchten und die eigentliche Ursache dieses Befehls ahnen.

Er irrte sich in der That nicht, und seine Furcht steigerte sich schnell, als er seinem Herrn gegenüberstand und dessen ganz ungewöhnlich erregtes Wesen erkannte.

Daß er in seinen, Josephinen gemachten Vorwürfen zu weit gegangen sey, hatte er sich bereits gesagt, trotzdem daß der verrätherische Ring an ihrem Finger dieselben zu begründen schien; denn er kannte sowohl Josephinens als auch des Gutsherrn reinen Sinn zu gut, um aus dem Obigen schon mit Sicherheit den Schluß auf ein unsittliches Verhältniß ziehen zu dürfen. Trotzdem bemühte er sich, als der Gutsherr in ihn drang, ihm die volle Wahrheit zu gestehen, den guten Schein zu retten, indem er ihm sowohl seine Absichten auf Josephine, als auch seine derselben gemachten Anschuldigungen verschwieg. Schon hoffte er, sich auf diese Weise bei dem Gutsherrn vollständig entschuldigt zu haben, als er zu seiner großen Ueberraschung entdecken mußte, wie sehr er sich in dieser Annahme täuschte.

Ruhig hatte Herr v. Katt ihm zugehört, und als Werner endlich seine Mittheilungen für beendet erklärte, ihn noch mehrere Augenblicke forschend angeblickt, dann aber erwidert:

„Ihr habt mir das Wichtigste verschwiegen, nämlich, daß Ihr selbst nach dem Besitz des Mädchens getrachtet, sie jedoch Eure Wünsche nicht erfüllen wollte. Da Ihr nun bei der Wahl gezeigt, wie sehr sich Euer Sinn gegen sie gewendet hat, so glaube ich auch nicht falsch zu schließen, indem ich voraussetze, Euer Zorn habe das hilflose Kind gezwungen, um sich vor Euren Nachstellungen zu sichern, heimlich Euer Haus zu verlassen, und unter fremden Menschen eine Zufluchtsstätte zu suchen. Jetzt sprecht und bedenkt, daß nur die aufrichtigste Wahrheit Eure Schuld in meinen Augen mindern kann!"

Der Verwalter, der seine innersten Gedanken also verrathen sah, überdies den strengen Charakter des Gutsherrn genügend kannte, um überzeugt zu seyn, daß seinem Wort auch stets in der bezeichneten Weise die That zu folgen pflegte, verlor bei der vernommenen Ansprache allen Muth und gestand sogleich, wie groß seine Schuld an der Flucht Josephinen's sey, indem er zugleich um Nachsicht mit seiner Schwäche bat, die er als die Folge seiner großen Zuneigung zu seiner Verwandten bezeichnete.

Mit Aufmerksamkeit hatte Herr v. Katt seine Worte vernommen und entließ ihn alsdann, ohne irgend etwas darauf zu erwidern, ruhig und ohne jeden Vorwurf über sein liebloses Benehmen gegen Josephinen. Mit sorgenvollem Herzen begab sich Werner nach seiner Wohnung; er fürchtete die gerechte Strafe und sah daher mit jedem neuen Tage einer Bestimmung seines Herrn entgegen, welche ihn seiner so vortheilhaften Stellung als Verwalter berauben würde. Indessen täuschte er sich, und Tage, Wochen, selbst Monate verrannen, ohne daß seine Besorgniß sich erfüllt hätte.

So beruhigte er sich allmälig, und er würde jede Sorge um seine Stellung in den Wind geschlagen haben, wenn ihn das absichtliche Meiden Herrn v. Katt's, sowie die Kälte desselben, falls ein Zusammentreffen unvermeidlich war, nicht an die, wie er fürchtete, noch immer nicht ganz beseitigte Gefahr erinnert hätte.

Endlich jedoch sollte er auch von dieser befreit werden.

Nach einem Aufenthalt von ungefähr zwei Monaten verließ Herr v. Katt mit seiner Schwester Sido und kehrte in die Residenz zurück. Vor seiner Abreise ließ er den Verwalter zu sich rufen, zeigte ihm seine Abreise an, erinnerte ihn, daß die Verwaltung seiner Güter zwar mit Sorgfalt ausgeführt werden sollte, machte es dem Verwalter jedoch zur Pflicht, die ihm Untergebenen stets mit Liebe und Nachsicht zu behandeln, ohne sich von seinen persönlichen Interessen leiten zu lassen. Darauf fragte er, ob Werner über den Aufenthalt Josephinen's irgend etwas Näheres erfahren habe, und als er vernommen, daß alle Bemühungen in dieser Beziehung fruchtlos gewesen wären, schärfte er Wernern ein, ihm, falls er irgend etwas über die Verschollene hören sollte, sogleich davon Mittheilung zu machen.

Mit frohem Herzen verließ Werner das herrschaftliche Schloß, schien doch Herr v. Katt mit seinem Vergehen völlig ausgesöhnt zu seyn, und so glaubte er demnach nichts mehr von der künftigen Zeit fürchten zu müssen.

Diese Ueberzeugung gab ihm seine frühere Selbständigkeit wieder, und mit verdoppeltem Eifer nahm er die bereits aufgegebenen Nachforschungen nach Josephinen wieder auf, ohne daß er doch darin glücklicher als früher gewesen wäre.

Zwar hatte er durch die Haushälterin Josephinens Absicht, in die Residenz zu gehen, erfahren und dahin seine Forschungen gerichtet; alles Mühen blieb jedoch fruchtlos, ja selbst nicht einmal die Spur, wohin sich Josephine begeben haben könnte, wurde entdeckt. So lag denn die Besorgniß nahe, daß irgend ein Unfall die Flüchtige und Schutzlose getroffen: denn in jener Zeit erfreuten sich die Landstraßen noch nicht der heutigen Sicherheit; dazu mußte man die nächtliche Zeit und die weite Entfernung bis zu der

Residenz zählen, um das Gefahrvolle einer durchaus in keiner Weise vorbereiteten Reise richtig zu beurtheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

Gedicht von William Cullem Bryant, übersetzt von J. S.

Dies sind der Wüste Gärten, dies
Sind ihre schönen, unbestellten Felder:
Prairien. Ich erschau' zum ersten Mal
Sie, und es schwillt mein Herz, wie jetzt entzückt
Mein Blick umspannt die Oede rings. Sieh' hin:
In weichen Wellen, unermeßlich weit,
Dehnt sie sich aus, als ob den Ozean
Erstarrte, seine Wogen festgebannt
Und regungslos für immer. Regungslos?
Nein — wieder sind sie fesselfrei; es scheint
Das Land zu wogen dem erstaunten Blick.
Die dunkeln Schlüfte jagen vor sich her
Die sonn'gen Höhen. Lüfte aus dem Süd!
Die ihr die feuerfarbnen Blumen beugt,
Den Habicht streift, der droben festgebannt
Die breiten Schwingen regt: ihr habt gespielt
In Wäldern Mexiko's, im Weingelände
Von Texas, habt gerillt die klare Fluth,
Die aus Sonora's Quellen freudig strömt
Zum stillen Ozean — habt ihr geküßt
Ein reicher und ein schöner Bild, als dies?
Der Mensch hat keinen Theil an dieser Pracht:
Die Hand, die schuf das Firmament, erhob
Und sänftigte dies Meer, besäete
Mit Kräutern seine Well'n und Haine schön
Schuf sie als Inseln d'rein; umhegte rings
Mit Wäldern es. O, welche prächt'ge Flur
Für den erhabnen, weiten Himmelstempel,
Geschmückt mit Blumen, deren Zahl und Pracht
Wetteifern mit den Sternen! Ist es doch
Als neigt' das Firmament in Liebe sich,
Ein niedriger Gewölb' von zarterm Blau,
Als über dem Gebirg im Osten steht.

Wie durch die grüne Oed' ich lenk' mein Roß,
Durch hohes Gras, das seine Flanken streift,
Erschallt sein dumpfer Hufschlag meinem Ohr,
Ein frevelhafter Laut. Ich denk' an sie,
Auf deren Rest es tritt. Sind sie nicht hier,
Der Vorzeit Todte? Regte nicht der Staub
Der schönen Oede einst von Leben sich
Und brannt' in Leidenschaft? Ihr Gräber sprecht,
Ihr mächt'gen, die ihr überschaut den Fluß,
Und in dem Waldesdunkel euch erhebt,
Gekrönt mit Eichen! Euch erbaut ein Volk,
Das längst verschwand, ein zahlreich', fluges Volk
Häuft' emsig Scholl' auf Scholl', derweil der Grieche
Die Marmor des Pentelikos beseelte,
Und auf der schimmernden Akropolis
Das Parthenon erhub. Dies weite Feld
Trug ihre Ernten; hier auch weideten
Die Heerden; vor dem Stall der Bison brüllte,
Und bog die mähn'ge Schulter in das Joch.
Das dumpfe Brausen vielgeschäft'gen Volks
Erfüllte diese Oed' den ganzen Tag,
Bis in des Zwielichts Glanz sich Liebende
Dann froh ergingen, kosend flüsterten
In längst verklungener Sprache, und der Wind
Sich wiegte mit den sanften Melodien
Von Instrumenten unbekannter Form.
Es kam der rothe Mann — des Jägervolks
Schweifende Stämme, stolz und kriegerisch —
Die Gräberbauer schwanden von der Erde.
Die tiefe Stille von Jahrhunderten
Sank auf ihr Land. Es jagt der Prairie-Wolf
Auf ihren Wiesen — frisch gegraben gähnt
An meinem Pfad sein Loch. Der Maulwurf wühlt,
Wo blüh'nde Städte standen. Und dahin
Dahin ist Alles — nur die Hügel nicht,
Die ihren Staub umschließen — die Altäre,
Wo sie den hehren Göttern opferten —
Die Schranken, die sie thürmten in der Runde
Zum Trutz den Feinden — bis der wilde Schwarm
Die Wälle überstieg, die Festungen
Der Eb'ne schleifte und das Volk erschlug.
Die braunen Geier aus den Wäldern rings,
Sie kamen zu dem weiten, offnen Grab,
Und saßen still und furchtlos bei dem Mahl.
Vielleicht in Marsch und Forst ein Flüchtiger
Schweift' lange einsam — scheu, bis das Gefühl
Der Furcht und der Verödung bitterer
Als Tod ihm ward — zum Tode er sich bot.
Da triumphirte denn die bessere
Natur des Menschen. Freundlicher Willkomm
Empfing ihn. Zu den tapfern Häuptlingen
Ihn die Erob'rer setzten, boten ihm
Zur Braut der Jungfrau eine, und zuletzt
Vergaß — so schien's — er seiner Jugend Weib,
Die süßen Kleinen, die gemordet einst
Im wilden Kampfe mit dem ganzen Stamm.

So wandeln sich des Lebens Formen. So
Entstehn Geschlechter, kriegerisch und stark,
Und schwinden, wie der Gottheit Athem sie
Füllt oder lässet. Auch der rothe Mann
Verließ die blühenden Triften, wo so lang
Er hauste; näher an dem Hochgebirg
Sucht' er ein wilder Jagdrevier. Nicht mehr
An diesen Strömen baut der Biber, weit —
Weit fort an Teichen, deren blaue Fluth
Kein Blaßgesicht noch spiegelte, hinauf
An des Missouri Quell'n und an den Seen,
Aus deren Wässern trinkt der Oregon,
Erhebt sein klein Venedig er. Es graf't
Kein Bison mehr in diesen Triften — fern
Um zweimal zwanzig Meilen von dem Rauch
Des fernsten Jägerlagers schweift
Das stolze Thier, in Heerden, deren Tritt
Die Erde beben macht — doch treff' ich hier
Auf alte Spuren an des Sumpfes Rand.

Und diese Wüste schwärmt von Leben doch!
Myriaden von Insekten, schillernd gleich
Den bunten Blumen, die sie froh umschwirrn,
Und Vögel, denen Furcht vor Menschen fremd,
Sind hier. Lacerten huschen durch das Gras —
Von seltner Pracht. Der schlanke Hirsch enteilt
Zum Wald bei meinem Nah'n. Die Biene füllt —

Ein kühnrer Kolonist noch, als der Stamm,
Mit dem sie über's große Wasser kam —
Mit ihrem Summen die Savannah, birgt
Den Honig in des Baumes hohlem Ast,
Wie in der gold'nen Zeit. Ich horchte lang
Dem wohlbekannten Laute, und mir ist,
Als hörte ich die Menge brausend nahn,
Die diese Oede füll'n wird. Von der Erde
Steigt auf der Kinder Lachen, und die Stimme
Von Mädchen, und der süße, volle Klang
Von Kirchenglocken. Ferner Heerden Brüll'n
Vermischt sich mit dem Rauschen goldner Saat
In braunen Furchen. Da erhebet sich
Der Wind ein wenig nur, und scheucht den Traum —
Und wieder einsam bin ich in der Oede.

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 13. Nov. Nach einigen Wiederholungen, unter welchen man bei der des „Orpheus" sehr deutlich bemerken konnte, daß diese Oper ohne Probe schnell als Lückenbüßer eingeschoben worden war, während die Wiederholungen des „Freischütz" und „Faust" den früheren Aufführungen gleich zu stellen sind, kam heute die bereits in voriger Woche einmal angekündigt gewesene Oper „Rigoletto" zur Aufführung. Diese seit einigen Jahren auf der hiesigen Bühne nicht gegebene Oper ist unter den bekannteren Bühnenwerken Verdi's das unbedeutendste, und es ist deshalb leicht erklärlich, daß die mitunter fade Handlung des Stückes, das mit einer höchst unästhetischen Metzelei endigt, nebst der seichten Musik keinen günstigen Eindruck auf das Publikum machen konnte. Freilich trug dazu einigermaßen auch die Aufführung bei, indem mehrfach ziemlich falsch gesungen wurde; namentlich hat Frau **Sepler**, wie dies schon öfter vorkam, die oberen Töne (f, g, a) immer zu tief gesungen, was besonders in dem Duett und der Arie des 2. Aktes der Fall war. Dabei ist übrigens nicht zu verkennen, daß ihre Rolle ziemlich stiefmütterlich behandelt ist, mehrere unsangbare Stellen mit wenig Gesang und schwere ungefällige Figuren enthält, und deshalb von vornherein keinen günstigen Eindruck macht. Dankbarer und melodienreicher ist die Partie des „Rigoletto", welche von Hrn. **Lang** ganz trefflich gesungen und gespielt ward, so daß ihm wiederholter Applaus und Hervorrufen zu Theil wurde. Die übrigen Rollen waren ganz befriedigend, die Chorstellen dagegen mehrmals unklar, und das Orchester bei der ohnehin starken Instrumentirung für die Solostimmen oft viel zu stark. —C.—

|| **Würzburg**, 15. Nov. Schlechter, als gestern Hrn. **Gätschenbergers** neues Schauspiel „die beiden Fugger," kann ein Stück kaum gegeben werden, und wer demselben gewünscht hätte, daß es durchfalle, der hätte mit dieser Art von Aufführung vollkommen zufrieden seyn können. Wenn das Stück trotz dieser Darstellung doch nicht durchfiel, so muß es jedenfalls seine guten Seiten haben, und wenn das Publikum seine Mißbilligung nicht äußerte, so mag man das einestheils der Rücksicht gegen den Verfasser, anderntheils der Langmuth und Nachsicht zuschreiben, welche es überhaupt — oft unverdienterweise — den Schauspielern angedeihen läßt. Hr. **Crelinger** jun. spielte den Kaiser Karl V., daß Gott sich erbarmen möge. War das ein Kaiser? Und noch dazu der ernste, abgemessene Karl V.? Dehnte er sich nicht auf seinen Sessel, wie ein junger Mensch in den Flegeljahren, der nicht weiß, wohin mit seinen Gliedern? Nur von den Fürsten konnte man mit Recht sagen: wie der Herr so die Diener. Spielte der Kaiser eine traurige Figur, so thaten sie's nicht minder. Hiebei müssen wir bemerken, daß es uns unpassend vorkommt, wenn in einem neuen Stück, das sich in der Aufführung eben erst erproben soll, eine immerhin ziemlich bedeutende Rolle, wie die des Johann von Sachsen einem Anfänger als erster theatralischer Versuch zugetheilt wird. Doch müssen wir Hrn. **Herzendell** das Zeugniß geben, daß er, im Vergleich zu manchen der Mitspielenden, seiner Aufgabe sich ziemlich gut entledigte; namentlich war sein Vortrag zu loben, und wenn im Auftreten und in seinen Bewegungen die Befangenheit unverkennbar war, so dürfte sich dieß, wenn er auf der Bühne erst heimisch geworden seyn wird, wohl bald verlieren. Den Guillaume de Bellay gab Hr. **Salm** so, daß wir nur wünschen können, die Franzosen möchten nie feinere Unterhändler nach Deutschland schicken; von solchen Intriguanten würde sich wohl Keiner berücken lassen. Für die Jämmerlichkeit dieser Partien wurde man einigermaßen entschädigt durch das gelungene Spiel der Frau **Ernst** als Regina Fugger; auch mit Hrn. H. **Müller** (Anton Fugger) und Hrn. **Reuther** (Schiffskapitän) konnte man zufrieden seyn, sowie auch mit Frln. **Schütz** in der Partie der jüngeren Fugger; weniger sagte uns Hr. **Altmann** (Raimund Fugger) zu. — Wenden wir uns nun zu dem Stück selbst, so möchten wir es eher ein Zeit- und Familienbild in dramatischer Form, als ein eigentliches Drama nennen; denn zu letzterem fehlt ihm die Verwicklung. Der Dichter hat eine Parallele gezogen zwischen dem Zwist der Gebrüder Fugger und dem Streit der deutschen Fürsten untereinander und mit dem Kaiser, als deren Abschluß er uns am Schluß des vierten Aktes die Versöhnung aller Theile bringt. Der Gedanke ist gut, und es wäre nur zu wünschen, der Hr. Verfasser möchte sich die Mühe geben, ihn noch weiter auszuführen, als er gethan hat, namentlich im dritten Akt, wo er den Faden dieses Zusammenhangs — äußerlich wenigstens — hat fallen lassen, und der deßhalb einigermaßen isolirt dasteht. Sein Werk, das mehrere sehr wirkungsreiche Szenen hat, wie z. B. die Erklärung des Schiffskapitäns vor Raimund Fugger und die Schluß-Szenen der beiden ersten Akte, würde dadurch sicher noch bedeutend gewinnen. — Die Zeitverhältnisse, in welchen es spielt, haben manche auffallende Aehnlichkeit mit unsern jetzigen politischen Zuständen in Deutschland und bieten dadurch Anlaß zu mancher Anspielung, die auf die Gegenwart paßt; doch eine, auf den Nationalverein, wäre unsres Bedünkens besser weggeblieben; für sie bietet ja jene Zeit keinen genügenden Anhaltspunkt. — Dem Hrn. Verfasser, den die Zuschauer durch Herausrufen ehrten, wünschen wir nur, daß bei einer Wiederholung seinem Werk eine bessere Darstellung zu Theil werden möge, als diesmal; denn die ist absolut nothwendig, wenn das Urtheil über dessen Werth nicht beirrt werden soll.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 93. Mittwoch den 20. November **1861.**

Das Rosenfest zu Sidd.

(Fortsetzung.)

Nachdem Werner dies Alles in seinem Herzen ruhig überlegt hatte, verlor er häufig die mühsam errungene Fassung, denn er gelangte dabei endlich zu der Ueberzeugung, daß er selbst das arme Kind in Elend und Noth, ja vielleicht selbst in den Tod getrieben habe. Indessen war er klug genug, Hrn. v. Katt seine innersten Gedanken nicht zu verrathen, wenn er im Laufe der Zeit nach der Residenz reiste und demselben Bericht abstattete.

Da jedes Mühen, Josephinens Aufenthalt oder wenigstens über deren Geschick irgend etwas zu entdecken, fruchtlos blieb, so gab Werner fernere Forschungen auf und glaubte dazu umsomehr berechtigt zu seyn, als auch Hr. v. Katt ihm nicht weitere Aufträge in dieser Beziehung ertheilte und, wie es schien, gleichfalls jede Hoffnung aufgegeben hatte.

So dachte freilich der kurzsichtige Verwalter, dem die Ahnung, was zwischen seiner Verwandten und Hrn. v. Katt vorgefallen, fern lag, der ebenso wenig das große Interesse kannte, welches den Letztern an die Verschollene fesselte. Wie sehr würde ihn die Nachricht in Erstaunen gesetzt haben, daß Herr v. Katt seit jenem Augenblick, als er Josephinens Flucht erfahren, durch seinen vertrauten Diener die genauesten Nachforschungen nach ihr hatte anstellen lassen und weder Mühen und Kosten scheute, um sein Herz durch eine beruhigende Nachricht zu erfreuen.

Aber auch seine Bemühungen waren fruchtlos gewesen und blieben es, obgleich er dieselben bei seiner Ankunft in der Residenz fortsetzte. Entmuthigt durch die Vergeblichkeit seiner Mühen gewann endlich auch in seinem Herzen der Gedanken Raum, Josephine sey verunglückt, und nur die freundlichen Tröstungen seiner Schwester, welche die wärmste Theilnahme für Josephinens Schicksal hegte, erhoben seinen Muth und ließen ihn nicht jeder Hoffnung, vielleicht doch zu einem erfreulichen Resultat zu gelangen, entsagen.

So ging der Herbst, der Winter dahin. Hoffeste aller Art, die Gastereien unter dem Adel brachten Zerstreuungen und Unterhaltungen in Menge und kürzten die rauhen Tage; dieselben übten jedoch nur geringen Einfluß auf Hrn. v. Katt aus, der die lauten Lustbarkeiten nicht liebte und sich darum auch, so viel es seine Stellung erlaubte, von denselben fern zu halten suchte.

An einem sonnenhellen Vormittage hatten ihn eben ein paar Bekannte verlassen, welche sich vergeblich bemühten, ihn für einen Fastnachtsscherz zu gewinnen, wozu Herr von Katt auch geladen war, als ein Verwandter von dem letztern eintrat. Derselbe war jung, den Lustbarkeiten sehr ergeben, und so war es natürlich, daß sogleich die, damals das allgemeine Interesse völlig in Anspruch nehmenden, Belustigungen ihm als Stoff zur Unterhaltung dienten.

Die zu jener Zeit herrschenden lockeren Sitten, welche sich von dem Pariser Hof auch über die Höfe Deutschlands gebreitet hatten, der denselben leider als Vorbild galt, während man die Einfachheit und Reinheit des angeborenen Charakters leichtfertig opferte, und an die Stelle eines thätigen und häuslichen Lebens die Jagd nach sinnlichen Vergnügen getreten war, ließ die bezeichnete Art der Unterhaltung als durchaus natürlich erscheinen, und befremdete daher auch Herrn v. Katt nicht, der während seines Aufenthaltes in der Residenz sich daran zu gewöhnen gezwungen war. Er hatte es leider nur zu oft erfahren, daß Tugend und reine Sitte als ein leerer Schall betrachtet, und das Streben dahin verlacht und verspottet wurde, während man denselben zugleich die gefährlichsten Fallstricke legte, wo sie sich zeigten. Und so gehörte denn auch ein sehr fester Wille dazu, um den sich von allen Seiten aufthürmenden Versuchungen zu entgehen und sich die Reinheit des Herzens zu bewahren, und diejenigen, welche einem solchen Ziel wirklich nachstrebten, wurden nicht nur verspottet, sondern das schwer errungene heilige Gut auch nicht anerkannt; denn Leichtsinn, Charakterlosigkeit und eigene Gehaltlosigkeit lassen Besseres niemals zur Geltung gelangen.

Herr v. Katt, der, wie wir erfahren haben, eine sehr lobenswerthe Ausnahme von der allgemeinen Regel war, vernahm, da es sich nicht ändern ließ, die ihm vorgetragenen leichtfertigen Mittheilungen über die Liebesintriguen seines Verwandten und die sich damit verbindenden pikanten Ereignisse mit großer Geduld. Gewöhnt, sein Ohr mit dergleichen Dingen belästigt zu sehen, war er unter solchen Umständen stets bedacht, die Unterhaltung auf ernstere Gegenstände zu lenken oder abzukürzen, und wandte auch heute diese Mittel an, ohne jedoch glücklich zu seyn. Denn sein Verwandter, der ihm so eben mit vielem Feuer von einem allerliebsten Mädchen erzählte, dem er huldigte und das durch seine Sprödigkeit ihm den Sieg über sie nicht eben leicht zu machen die Absicht zu haben schien, beachtete, von seinem besonderen Interesse fortgerissen, die Ungeduld seines Zuhörers nicht, und erging sich, nachdem er seinen Mißmuth, in dem bezeichneten Fall vielleicht alle Mühe verschwenden zu müssen, verrathen, in einer sehr ausführlichen Schilderung seines Opfers.

Er hatte dasselbe in dem Hause einer ihm befreundeten Familie, in der sich das Mädchen zur Pflege und Gesellschaft der leidenden Mutter des Hausherrn bekannt, kennen gelernt, und da er daselbst aus und einging, sehr bald Gelegenheit gefunden, sich ihr zu nähern. Da es sich damals Mädchen ihres Standes zur großen Ehre rechneten, von einem Kavalier beachtet zu werden und ein vertrauliches Verhältniß mit demselben anzuknüpfen, so hatte Herr von Selling — dies war der Namen des Verwandten Herrn v. Katt's — von der pikanten Erscheinung des Mädchens sogleich angezogen, sich sofort um ihre Gunst beworben, und war nicht wenig überrascht, statt des erwarteten leichtfertigen Entgegenkommens Ernst, Gemessenheit und kalte Abweisung erfahren zu müssen. Das hatte ihn jedoch nicht von ferneren Bemühungen abgehalten, obwohl er gestand, auch dann nicht glücklicher gewesen zu seyn; aber, von seinem Unmuth fortgerissen, schwur er, kein Mittel zu scheuen, um das spröde Mädchen zum Fall zu bringen, wäre es auch nur, um sich für so viel lächerliche Sprödigkeit, wodurch seine Eitelkeit tief verletzt worden war, zu rächen. Denn es muß hier bemerkt werden, daß Herr v. Selling von den Damen sehr gern gesehen wurde und wirklich ein schöner Kavalier genannt werden mußte, und überdies in allen Künsten der Verführung wohl bewandert war. Auf diese so gefährlichen Vorzüge vertrauend, hatte er bereits einen Plan entworfen, nach welchem er seine Absicht mit Sicherheit zu erreichen überzeugt war. Ihm sollte dazu der Maskenscherz dienen, zu welchem auch Herr v. Katt geladen worden war, und indem er dies demselben verrieth, hielt er auch nicht mit der Mittheilung zurück, die nöthigen Vorbereitungen dazu bereits getroffen zu haben.

Das Mädchen befand sich nämlich in demselben Hause, in welchem die bezeichnete Festlichkeit stattfinden sollte, und so kamen die Verhältnisse Selling's Absicht sehr entgegen.

Herr v. Katt, der anfangs der ihm gemachten Mittheilung nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte, gewann durch die Schilderung der für diese Zeit in der That seltenen Vorzüge des Mädchens allmälig ein gewisses Interesse für dieselbe und der edle Wunsch, seinen Verwandten durch Vorstellungen zum Aufgeben seiner unlautern Absichten auf das Mädchen zu veranlassen und dasselbe der ihr drohenden Gefahr zu entziehen, entlockte seinem Munde die wärmsten Worte.

Seine Mühe war jedoch verschwendet; denn aus der Heftigkeit, mit welcher Herr v. Selling seine Absicht verfocht, konnte er leider nur zu deutlich erkennen, wie wenig er auf eine Wirkung seiner Vorstellungen hoffen durfte. Er gab es daher auf, noch länger in seinen Verwandten zu dringen, und bedachte, nachdem sich derselbe entfernt hatte, ob er das Mädchen nicht auf eine andere Weise vor diesen Nachstellungen sichern könnte. Und je mehr er sich diesem Gedanken ergab, um so mehr wuchs das Interesse für die Unbekannte in ihm, wenngleich er die durch die herrschenden Sitten in ihm erzeugten Zweifel, ob die gezeigte Tugend des Mädchens auch wirklich mehr als die damals so ausgebildete Heuchelei und Koketterie sey, zu bekämpfen hatte.

So sehr war in jener Zeit der Werth und die Würde des Weibes gesunken, daß selbst ein so reiner Charakter, wie der des Herrn v. Katt, den allgemeinen Einflüssen unterlag, wozu überdies auch wohl noch manche eigene Erfahrung beitrug. Seine angeborne Herzensgüte jedoch ließ ihn bald darüber Herr werden, und führte ihn zu dem Entschluß, sich durch eigene Anschauung von dem Werth des Mädchens zu überzeugen, ehe er irgendwie handelnd einschritt.

Indem Herr v. Katt dies überlegte, gewann er auch die Ueberzeugung, daß, wollte er ohne Aufsehen etwas für das Mädchen thun, es erforderlich sey, sich während dieser Zeit in ihrer Nähe zu befinden und das Thun seines Verwandten zu beobachten, um ihr nöthigenfalls Beistand zu leisten.

Er nahm sich daher vor, dem Fest beizuwohnen, um seine Absicht jedoch nicht zu verrathen, schwieg er gegen Jedermann darüber und vertraute sich selbst seiner Schwester nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein französischer Deportationsort.

Von Lucian Herbert.

I.

(Nach St. Michel. — Die Erinnerungen der Bewohner von Asnières. — In Avranches. — Die Gefängnisse von St. Michel. — Aus St. Michels Geschichte. — Die Sage vom Kirchenbau.)

Der Gedanke, einen der französischen Deportationsorte kennen zu lernen, lebte seit Jahren so lebhaft in mir, daß ich bei Gelegenheit meines letzten Pariser Aufenthaltes endlich beschloß, Ernst zu machen. Cayenne war allerdings zu entlegen, aber St. Michel ließ sich auf leichte Art erreichen. Man brauchte nur eine Karte zweiter Klasse auf der Westbahn zu lösen und sich im Fluge nach der Normandie versetzen zu lassen. Die Bahn allerdings läßt St. Michel rechts liegen, aber das letztere ist doch von derselben aus leicht zugänglich.

Nach St. Michel waren in den ersten Jahren des dritten Napoleonischen Regime's Tausende deportirt worden. Nach der Junischlacht im Jahre 1848 und nach dem 2. Dezember verkehrten zwischen Havre und St. Michel regelmäßig zwei Fregatten, welche die zur Deportation Verurtheilten dem unwirthlichen Felsen zuführten, der sich unfern den Gestaden der Normandie dem Ozean entwindet.

Die Bewohner von Asnières denken noch heute mit Schaudern an die nächtlichen Szenen, die sich namentlich im Frühjahre 1849 allwöchentlich dort abspielten. Die Forts von Paris spien in mancher Nacht 150 bis 200 Verurtheilte aus, welche das Kriegsgericht abgethan hatte. Dann wurde es lebendig auf der sonst so stillen Station Asnières; Abtheilungen der Linie und der Departemental-Gendarmerie bewachten alle Ausgänge, auf dem Bahnhofe war ein Bataillon Infanterie aufmarschirt. Nachdem es die zur Deportation Verurtheilten in die Mitte genommen hatte, lud es die Gewehre und pflanzte die Bajonnete auf. Um Mitternacht verlas der Polizeikommissär die Namen der Unglücklichen und der Extrazug, der sie aufnehmen sollte, brauste heran. Je Zwei und Zwei aneinander gefesselt, bestiegen die aus Frankreich Hinausgeworfenen die Waggons, in welchen gleichzeitig ein Heer von Polizei-Agenten und eine Kompagnie Soldaten Platz nahm. Gewöhnlich schlug es ein Uhr, wenn sich der Zug in Bewegung setzte. Der Ruf: „Es lebe die Republik!" durchbrauste in diesem Augenblick die Waggons — dann wurde es wieder unheimlich still auf dem Stationsplatze von Asnières. Während der Convoi nach Havre fuhr, um sich dort auf einem Kriegsschiffe nach

Cherbourg, St. Malo und St. Michel einzuschiffen, verkündigte der „Moniteur" die Namen der Deportirten. Zuweilen unterließ er dieß auch und ihre Familien erfuhren erst auf Umwegen, daß man ihre Ernährer nach dem Felsen im Weltmeere geschleppt.

Diesen Felsen nun wollte ich mir ansehen.

Es war zehn Uhr Abends, als ich in einem kleinen Städtchen ankam und der Postillon mir ankündigte, daß ich hier übernachten müsse. — „Wo sind wir?" frug ich überrascht. — „In Avranches!" — „Ist das ein Seehafen?" — „Nein — aber wir sind doch am Meere." — „Ich kann also vielleicht gleich nach St. Michel gelangen?" — „St. Michel ist inmitten einer Sandebene gelegen, welche das Meer bald bedeckt, bald wieder bloslegt. Jetzt ist eben Fluthzeit, der Felsen, der St. Michel trägt, bleibt die ganze Nacht über von den Fluthen umgeben." — „Und wenn das Meer zurückgetreten ist, kann man zu Wagen nach St. Michel kommen?" — „Ja — doch muß man einen Führer haben, damit man nicht in die Windwehen geräth, welche schon manchen unvorsichtigen Reisenden begraben haben." — „Kann man in St. Michel Unterkunft finden?" — „Allerdings. Es bildet eine kleine Gemeinde. Wenn Sie in Avranches im Hotel „de France" absteigen, wird Ihnen Madame Jugant, die Wirthin, sowohl einen Wagen, der Sie nach St. Michel bringt, als auch ein Absteigequartier in letzterem Orte besorgen." — „So bringen Sie mich denn ins Hotel „de France."

Der Wagen fuhr eine steile Straße empor; der Postillon zeigte auf ein hohes Haus von ungemein düsterem Aussehen, dessen Fenster insgesammt vergittert waren, und sagte: „Das ist das Gefängniß, in welchem die Verurtheilten, die man zu Lande nach St. Michel bringt, Station machen."

Madame Jugant erwies sich als eine sehr aufmerksame Wirthin. Um neun Uhr Früh stand der Wagen, der mich nach St. Michel bringen sollte, vor der Thür. Ich war kaum eine halbe Stunde gefahren, als ich schon St. Michel vor mir hatte. Der Wagen rollte über ein flaches, sandiges Ufer von fast schneeweißer Farbe. Aus dieser das Auge blendenden Sandwüste ragte der Riesenfelsen von St. Michel in die Höhe.

Den Eingang in die Stadt bildet eine Art engpaßartiger schiefer Ebene, ein Gefüge granitner Riesenblöcke, die mit ihren breiten Basen im Sande wurzeln. Zu beiden Seiten dieses Passes stehen zwei eiserne rostig angehauchte Kanonen von ungeheuern Dimensionen. Diese Geschütze hatten die Franzosen den Engländern abgenommen, welche sich im Jahre 1423 vergeblich St. Michels zu bemächtigen versucht hatten. Die Steinkugeln, mit welchen man diese kolossalen Feuerschlünde lud, hatten fünfzehn Zoll im Durchmesser.

Ich befand mich in St. Michel. Nachdem ich einen kleinen Platz durchschritten hatte, welcher den herausfordernden Namen Waffenplatz führte, betrat ich jene steil aufsteigende, schmutzige, schlecht gepflasterte Gasse, die vom Meere zu den Gefängnissen führt und das Verdienst hat, die einzige Straße von St. Michel zu seyn. Von den zahllosen Krümmungen dieser, dem Granit abgewonnenen Gasse kann man sich keinen Begriff machen. Die Unterlage des von zwei hohen Mauern eingefaßten, schlauchartigen Weges, der ein Dutzend Windungen macht, bilden theils Stufen von Granit, theils ein holperiges Pflaster. Hat man dies Gäßchen hinter sich, so befindet man sich Angesichts der Gefängnisse von St. Michel. Eine gothisch überwölbte Stiege, die ihre Beleuchtung von Oben erhält, führt zu denselben.

Es herrscht eine Art mystischen Dunkels in diesem Stiegenhause, welches in eine lange Halle ausmündet, deren Bauart auf das 15. Jahrhundert hinweist. Am Ende dieser halb in Trümmer gefallenen Halle erhebt sich das Gefängnißthor, welches durch zwei Thürme geschützt wird, auf deren Plateau Kanonen stehen. Ich durchschritt das Thor und betrat einen kleinen mit Granit gepflasterten Platz, welcher Le St. Gautier heißt, nach einem unglücklichen Gefangenen, der hier, in der Hoffnung, sich die Freiheit zu erobern, einen wahnwitzig kühnen Sprung in eine bodenlose Tiefe wagte. Er wurde frei — für immer, denn der von Klippe zu Klippe geschnellte Kö.per langte als eine formlose Masse am Fuße des Gefängnisses an. Da stand ich nun mitten in der zu einem Gefängnisse umgewandelten uralten Abtei und blickte hinab in die Bucht von Cancal, welche ihre Wasser bald bis an die Granitmauern von St. Michel vordringen läßt, bald sie wieder geheimnißvoll zurückzieht. Mitten aus dieser Bucht thürmt sich der Granitblock empor, auf dem St. Michel steht. Er hat die Gestalt eines umgestürzten Kegels, dessen Basis zertrümmert und durchlöchert ist.

Die Granitmasse ist auf allen zugänglichen Punkten befestigt und mit alten Thürmen gekrönt. Auf dem höchsten Punkt erhebt sich von einem kleinen Plateau die vergoldete Statue des hl. Michael.

Von der Höhe aus gesehen, gewährt das an sich schlecht gebaute Städtchen St. Michel einen pittoresken Anblick. Es erhebt sich amphitheatralisch, die Häuser kleben an dem Felsen und thürmen sich eines über das andere, wie die Galerien in einem Cirkus. Das Kloster ist vollends interessant. Die Schlafzimmer der Mönche sind in Gefängnißzellen umgewandelt. Der Kavaliersaal, ein wunderbares Ueberbleibsel des 11. Jahrhunderts, hat ein auf schlanken Pfeilern ruhendes Gewölbe von so kühner Bogenführung, daß es Einem schwindelt, wenn man die Höhe des Baues mit den riesenhaften Dimensionen vergleicht. An diesem Saale ist eine Domkuppel verdorben. Der Kavaliersaal mündet in den Kreuzgang, eine säulengetragene Galerie von ungemein zierlicher Bauart.

Von der Kirche sind nur noch der Chor und zwei Arme des Schiffes vorhanden. Diese mit Gras überwucherten, dunkelbraunen Ruinen stimmen mehr noch als der Gedanke, daß man in einem gottverlassenen Raume wandelt, zur Melancholie. Ueber dem Chore hat sich merkwürdiger Weise ein Fragment eines farbigen Fensters erhalten. Der Sonnenstrahl fällt auf das blaurothe Glas auf, welches den Beschauer so sonderbar anmuthet. Man schließt in Gedanken die geborstene Wölbung der Kirche, wo die Sonne jetzt ungehindert durchscheint, da bricht ihr gedämpfter Strahl dann durch die buntfarbige Mosaik der Spitzfenster, auf dem Granitpflaster liegen die Mönche auf den Knien, während vom Chor der feierliche Choral niederrauscht und am Altare der Abt die Monstranz in die Höhe hebt. Draußen an die Granitpfeiler der Kirche gelehnt, ließ ich die interessante Geschichte von St. Michel an meinem geistigen Auge vorüberziehen.

Wenn heute das Meer zu gewissen Stunden die Sandwüste um St. Michel überfluthet und den Granitberg zu einer Insel macht, so soll dies nicht immer so gewesen seyn. Anfänglich soll St. Michel inmitten eines ungeheuren Wal-

des gelegen und einen Druidentempel aufzuweisen gehabt haben.

Als die Römer die Gothen überwanden, verjagten sie die Druiden und errichteten auf dem Felsen ihrem Hauptgott Jupiter einen Altar, welchem sie den Namen Mons Jovis oder Mont-Jou beilegten. Im 4. Jahrhundert, als sich unter den Gothen das Christenthum Bahn brach, etablirten sich einige Einsiedler auf dem Mont-Jou. Sie bauten ein Kloster, dessen Zellen sie anfänglich wie Vogelnester an den Granit anbauten.

Aber plötzlich schwemmte das Meer den alten Druidenhain weg, entwurzelte die Bäume, jagte die Einsiedler in die Flucht und machte aus dem schattenkühlen Wald einen versandeten Küstenstrich.

Da soll nach der Chronik von Avranches ungefähr um das Jahr 708 der Erzengel Michael im Traume Hubert, dem zwölften Bischofe von Avranches, erschienen seyn und ihm befohlen haben, auf dem Felsen eine Kirche zu bauen. Auf den Einwurf des Bischofs, daß es unmöglich sey, auf so hartem Felsgestein Gründe zu graben, die ein Gotteshaus zu tragen vermochten, erwiderte der Ueberwinder des Satans: „Erklimme den Berg, und wenn du auf dem Gipfel angelangt bist, so stampfe mit dem Fuß, dann wird dir das heute unmöglich Scheinende möglich werden!“ Hubert erstieg den Berg und stampfte mit dem Fuße. Sofort löste sich ein Riesenblock los und rollte in's Meer. Auf dem losgetrennten Blocke baute man eine Kapelle und weihte sie dem hl. Hubert.

Würzburger Stadttheater.

ꝭ Würzburg, 19. Nov. In den letzten Tagen hat das Lustspiel auf unserer Bühne dominirt, es war ja Kirchweih und die will auch ihr Recht haben. Eine sehr heitere Einleitung dazu gab das Auftreten der drei Zwerge am vorigen Samstag, die uns — wir gestehen es gerne — trefflich unterhalten haben. Sie entwickelten in den verschiedenen Rollen, die sie durchführten, gleichmäßig eine ausgezeichnete Komik, nicht etwa eine, die durch Uebertreibung oder fratzenhaftes Gebahren dem Zuschauer ein Lachen abpreßt, sondern eine so feine Komik, daß wir nur wünschen können, es möchten manche (der Länge nach) größere Komiker, welche die Bretter betreten, sich diese kleinen zum Vorbild nehmen. So insbesondere erinnern wir uns nicht, die komische Gesangs-Scene „Leiden eines Choristen“, hier je besser dargestellt gesehen zu haben, als am Samstag von Hrn. Jean Piccolo. Aber auch die Skizzen aus dem Leben der Zwerge, sowie der Schwank „Ein gesunder Junge“ waren nicht minder von ächter, kerniger Komik gewürzt. — Am Kirchweih-Sonntag mußte „Bajazzo und seine Familie“ herhalten, und sie thaten ihre Schuldigkeit; das schaulustige Publikum ging befriedigt nach Hause, und die Schauspieler konnten das Gleiche thun mit dem behaglichen Bewußtseyn, ein in seiner Art gutes Werk gestiftet zu haben, wie sie denn überhaupt in den letzten Tagen redlich das Ihre thaten, um den schlimmen Eindruck vom vorigen Donnerstag wieder zu verwischen. „Bajazzo und seine Familie“ ist kein komisches Stück, wie etwa der Titel vermuthen lassen könnte, sondern ziemlich ernsthaft, fast an's Tragische streifend, dabei nach französischer Manier einestheils zu leicht und oberflächlich behandelt, anderntheils zu sentimental geschraubt. Mehr kirchweihmäßig waren die kleinen Lustspiele am Montag, die recht gut gegeben wurden und verdienten Beifall fanden. Dies gilt auch von dem Benedix'schen Lustspiel „der letzte Brief“, das vorigen Freitag wiederholt zur Aufführung kam; die Besetzung war dieselbe, wie früher, mit dem einzigen Unterschied, daß Frln. Patzelt die Rolle der Marthe — und nicht zum Schaden derselben — übernommen hatte, und an ihrer Stelle Frln. Gatternicht das Stubenmädchen gab.

* Durch ein Versehen war in der vorigen Nummer d. Bl. Hr. Salm als Darsteller des Guillaume de Bellay genannt, während Hr. Allmann diese Rolle hatte und Hr. Salm den Raymund Fugger gab.

Miscellen.

Friederike Geßmann hat am 2. November wiederum die Bühne und zwar das Thaliatheater in Hamburg betreten.

•

(Jakob Offenbach.) Bei der Berühmtheit, die sich dieser Tondichter in der letzten Zeit errungen hat, dürfte es von Interesse seyn, etwas Näheres über ihn und seine Herkunft zu vernehmen. Offenbach ist ein geborner Rheinländer, und zwar wurde er zu Köln im Jahre 1816 geboren, wo sein Vater Kantor der israelitischen Gemeinde war. Seinen Namen hatte derselbe von seiner Vaterstadt Offenbach hergenommen. Bei seinem Gehalt und großer Familie mußte er zu Nebenverdiensten seine Zuflucht nehmen. Er gab Privatunterricht in der Guitarre, im Gesang, und seine lobenswerthe Thätigkeit, bei welcher freilich der Zweck das meiste Lob verdiente, erstreckte sich bis auf musikalische Kompositionen und Poesien. Inzwischen suchte er seinen Kindern eine musterhafte Erziehung zu geben, und namentlich seine beiden ältesten Söhne in die Mysterien der Tonkunst frühe schon einzuweihen. Wir erinnern uns aus jener Zeit, daß der jüngere die lustige Person, den Possenmacher der Familie darstellte. Die komische Ader, die ihn durchströmt, fing also damals schon an, sich zu zeigen und hervorzubrechen. Als die Knaben etwa 15—17 Jahre alt geworden waren, brachte sie der Vater zum Behufe weiterer Ausbildung nach Paris, wobei er durch nachdrückliche Empfehlungen des Bankierhauses Oppenheim an Pariser Häuser, insbesondere an das verwandte Haus Fould, sehr gefördert wurde. Ueberhaupt hat sich die Familie Oppenheim in Köln durch solche und ähnliche Empfehlungen und Unterstützungen um Kunst und Wissenschaft bereits viele Verdienste erworben. Nach vielem Versuchen und Herumtasten, nach mannigfaltigen Anstrengungen und Mühseligkeiten — im Anfange ihres Pariser Aufenthaltes spielten sie in Gasthöfen und in Restaurationen — begann es endlich dem jüngeren, der inzwischen die Bouffes Parisiennes übernommen hatte, zu glücken; seine Kompositionen, seine Opern, seine Tänze u. s. w. gefielen, mit einem Worte, er ist durchgedrungen. Bei dieser Gelegenheit dürfte vielleicht noch die Mittheilung gestattet seyn, daß auch der Komponist der Jüdin, Halevi, der Sohn eines deutschen Vorsängers ist. Halevi's Vater war nämlich aus Fürth, daher er auch Israel Fürth genannt wurde. Er war lange Vorsänger in Mainz gewesen, von wo er zur Zeit der Franzosenherrschaft als Kantor nach Paris berufen wurde. Nun nannte er sich Israel Levi. Sein Sohn aber setzte noch den hebräischen Artikel davor, und nannte sich daher Halevi.

•

Nach Verlauf von 1900 Jahren hat der französische Naturforscher Guyon die Ursache ermittelt, weßhalb die Soldaten Cäsar's, die aus einer warmen Quelle bei Utica, jetzt Bu Chater bei Tunis, tranken, krank geworden sind. Damals wurden die Lybier der Vergiftung der Brunnen beschuldigt und erst jetzt wird ihnen eine späte Ehrenrettung zu Theil, indem Guyon durch eine Analyse des Wassers gefunden hat, daß der Brunnen arsenikhaltig ist. Der giftige Beisatz ist so gering, daß die daran gewöhnten Eingeborenen keinen Nachtheil davon verspüren, so wenig heute wie vor Jahrtausenden; Fremde aber, welche dieses Wasser plötzlich und in großer Menge genießen, können allerdings nachtheilige Wirkungen empfinden.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 94. Sonntag den 24. November 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Fortsetzung.)

Als der Tag der bezeichneten Festlichkeit nahte, begab sich Herr v. Katt, durch Larve und Seidenmantel verhüllt, nach dem Festlokal, woselbst ihn die ganze rauschende Fröhlichkeit bald umwogte. Durch dringende Geschäfte abgehalten, hatte er erst zu einer späten Stunde sich dahin begeben können, und es wurde ihm schwer, in dem Gewirr der Masken und Tanzenden seinen Verwandten zu entdecken, der ihm das Mädchen bezeichnen sollte, um ein Urtheil über dasselbe zu gewinnen.

Als er vergeblich suchend durch die Räume schritt, die den ganzen Luxus der damaligen Zeit offenbarten, fiel es ihm erst ein, wie wenig er auf die Bekanntschaft des Mädchens hoffen durfte, und er dasselbe in der Gesellschaft kaum finden würde, da ihre Stellung die Theilnahme an derselben nicht zuließ, wenn man nicht in diesem Fall eine Ausnahme zu machen für gut fand, oder ihr ein besonderes Amt dabei ertheilt worden war.

Dieses Bedenken verringerte sein Interesse allmälig, und von der lauten Lustbarkeit nichts weniger als angenehm berührt, stets vergeblich nach seinem Verwandten spähend, zog er sich endlich ermüdet in ein zum Ausruhen bestimmtes, von den Sälen entferntes Gemach zurück, um sich ein wenig zu erholen, ehe er seine Nachforschungen wieder aufnahm.

Nachdem er sich niedergelassen und das Zimmer überschaut hatte, fiel sein Auge auf einen Ausgang, der in ein mit blühenden Gewächsen geziertes Glashaus führte.

Eine frische belebende Luft wehte ihm aus demselben entgegen und lud ihn traulich ein, und er zögerte daher auch nicht, sich dahin zu begeben.

Mit vollen Zügen athmete er die Blumendüfte ein, während er sich an der hier herrschenden Stille erquickte. Das Geräusch aus den Sälen erreichte diesen traulichen Ort nicht, der nur für Liebesgeflüster und ein glückliches tête-à-tête bestimmt zu seyn schien, indem das darin herrschende Halbdunkel und aufgestellte Pflanzengruppen die daselbst Anwesenden der Beobachtung entzog, seine Abgelegenheit auch zugleich den Lauscher fernhielt.

Dergleichen Arrangements erfüllten damals die Forderungen der frivolen Sitte und durften bei einem Fest von einiger Bedeutung niemals fehlen.

Herr v. Katt hatte sich, durch Niemand gestört, der Ruhe und Betrachtung überlassen, und indem ihm der Zweck dieses Gemachs nicht unbekannt war, auch lächelnd bedacht, daß gerade er, der solchen Wünschen so fern stand, dasselbe aufgesucht hatte. Er hatte sich ungefähr eine halbe Stunde lang mit seinen Gedanken beschäftigt und darüber beinahe den Zweck seines Besuches vergessen, als er sich desselben plötzlich erinnerte und darum eben im Begriff stand, dasselbe zu verlassen, als seine Aufmerksamkeit durch ein Geräusch in Anspruch genommen wurde. Zugleich öffnete sich hastig eine in dem Gemach verborgene Tapetenthüre und eine weibliche Gestalt mit Zeichen der Angst und des Schreckens stürzte herein, indem sie die Thüre rasch hinter sich zuwarf.

Er hatte sich erhoben und bemerkte, wie die Dame, das Auge auf die Thür gewandt, rathlos und gleichsam in ängstlicher Erwartung dastand. Sie schien vor irgend Jemand zu fliehen, und diese Annahme bestätigten eilige Schritte, welche sich näherten.

Die Dame stieß einen leisen Angstschrei aus, und war eben in Begriff, sich ihrem Verfolger durch die Flucht zu entziehen, als sie, sich umwendend, Hrn. v. Katt erblickte; ohne Zögern eilte sie auf ihn zu und sprach mit flehender Stimme:

„Schützen Sie mich, mein Herr, vor den Angriffen eines Unverschämten!“ indem sie sich zugleich hinter seinen Rücken flüchtete.

Von der so pikanten und durchaus unerwarteten Scene im höchste Grade überrascht, und erwartungsvoll auf das Eintreten des Verfolgers, hatte Herr v. Katt kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf die, wie es schien, nicht zur Gesellschaft gehörende Dame zu werfen, deren Erkennen überdies die matte Beleuchtung und die Hastigkeit ihrer Bewegungen verhinderte, als die oben bezeichnete Tapetenthür wiederum hastig aufgestoßen wurde, und ein Herr mit unverhülltem und erhitztem Antlitz darin erschien. Ein heller Seidenmantel umgab seine Gestalt. In seinen Zügen las man die ganze durch die Flucht der Dame gesteigerte Begier, sich derselben um jeden Preis zu bemächtigen. Er blieb in der Thür stehen und ließ seine Blicke rasch durch das Gemach schweifen, bemüht, die Dame zu entdecken, und schien nicht wenig unangenehm überrascht, als er statt seines Opfers einen Herrn erblicken mußte. Ihm wurde die Situation sogleich klar, und in dem nächsten Augenblick trat er bereits auf Herrn v. Katt zu, den seine Maske vor dem Erkennen schützte, ließ seine Blicke prüfend über dessen Gestalt gleiten und bemerkte mit herausforderndem Ton:

„Hindern Sie mich nicht, mein Herr, an der Ausführung eines Scherzes!“

„Durchaus nicht", entgegnete Herr v. Katt mit veränderter Stimme, doch ruhig und bestimmt, „insofern Sie es wirklich nur auf einen Scherz abgesehen haben und derselbe nicht eine von Ihnen verfolgte Dame betrifft."

„Ich bin nicht gewohnt, mir dergleichen Bedingungen stellen zu lassen!" rief der Herr mit Heftigkeit und griff an seinen Degen, indem er zugleich in gebietendem Ton bemerkte, „darum sperren Sie mir nicht den Weg!"

Herr v. Katt ließ sich durch diese Drohungen jedoch nicht aus seiner gewohnten Ruhe bringen und entgegnete, bemüht, jedes Aufsehen und jeden Streit zu vermeiden, durchaus gelassen:

„Die von Ihnen gesuchte Dame hat sich in meinen Schutz begeben, und Sie werden als Kavalier die mir auferlegte Pflicht, ihr denselben mit allen meinen Kräften zu gewähren, anerkennen müssen."

„Es handelt sich in diesem Falle um keine Dame von Stand", bemerkte der Herr, wie es schien in der Voraussetzung, seinen Gegner dadurch willfähriger für sein Verlangen zu stimmen.

„Weß Standes auch mein Schützling sey, ich werde sein Vertrauen dennoch in keiner Weise täuschen und ersuche Sie, von Ihrer Verfolgung abzulassen, indem ich Sie zugleich erinnere, daß ein fortgesetzter Streit ein für Sie unangenehmes Aufsehen unter den Ballgästen erregen müßte", entgegnete Herr v. Katt ruhig und voll Nachdruck.

Seine in der That so wohlgemeinten Worte hatten jedoch leider nicht den erwünschten Erfolg, sondern schienen den Zorn des von niedern Leidenschaften erfüllten Herrn nur noch heller anzufachen; denn kaum war das letzte Wort gesprochen, als er auch bereits mit entblößtem Degen Herrn v. Katt drohend gegenüber trat.

Dieser, also herausgefordert, ahmte dem Beispiel seines Gegners jedoch nicht nach, sondern blieb durchaus gelassen, näherte sich dem Ersteren ein wenig und bemerkte in gedämpftem Ton:

„Wenn Herr v. Selling von mir Genugthuung zu fordern sich berechtigt glaubt, so soll er, nachdem ich meinen Schützling der Obhut seiner Angehörigen übergeben habe, meinen Namen und Stand erfahren. Ich bin nicht gesonnen, ihm denselben vorzuenthalten. —"

Herr v. Selling — denn dieser war der Verfolger und wurde von Herrn v. Katt sehr bald erkannt — durch die Ruhe, noch mehr aber, wie es schien, durch die Stimme seines Verwandten, die er wahrscheinlich erkannt hatte, überrascht und abgekühlt, betrachtete sich des Letztern Gestalt nochmals prüfend, schien einen Augenblick zu überlegen und entgegnete, indem er die Waffe senkte: „Ich will Ihrem Wort Glauben schenken, und werde Sie nicht aus dem Auge verlieren."

„Fürchten Sie nichts; ich werde in kurzer Zeit die Ehre haben, zu Ihren Diensten zu stehen", beruhigte Herr v. Katt.

Herr v. Selling, dem, wie seine Züge verriethen, das Abenteuer durch diese nicht erwartete Dazwischenkunft seines Verwandten durchaus verleidet worden zu seyn schien, wandte sich mit einer kurzen Verbeugung von dem Letztern ab und begab sich in die belebten Räume des Hotels, und Herr v. Katt sah sich jetzt mit seinem Schützling allein.

Kaum hatte sich Herr v. Selling entfernt, so trat die Dame hinter ihrem Beschützer hervor, und indem sie ihn mit Blicken vollster Dankbarkeit anschaute, sprach sie mit sanfter Stimme, in welcher sich die durch das Erlebte in ihr erzeugte Wehmuth deutlich erkennen ließ: „Wie dankbar bin ich Ihnen für die mir bewiesene Güte, und wie tief schmerzt es mich, Ihnen vielleicht Unannehmlichkeiten bereitet zu haben. — Verzeihen Sie; aber ich wurde durch die maßlose Unbescheidenheit meines Verfolgers dazu genöthigt." —

Kaum hatte Herr v. Katt die Stimme seines Schützlings vernommen und einen Blick auf ihn geworfen, als er mit Zeichen einer plötzlich in ihm erzeugten innern Erregung der Dame näher trat, indem er dieselbe wiederholt anschaute, und dadurch auf den ausgesprochenen Dank etwas zu erwidern verhindert zu seyn schien.

Aengstlich blickte sie ihn an, und ihre Befangenheit steigerte sich, da kein beruhigendes Wort von Herrn v. Katt erfolgte.

Endlich entgegnete derselbe jedoch mit etwas erregter Stimme:

„Fürchten Sie nichts. Ich hoffe meinen Gegner sehr bald zu der ihm nöthigen Besonnenheit zurückzuführen, und bedaure von Herzen, daß Sie seinen Angriffen ausgesetzt gewesen sind, versichere Sie aber zugleich, daß Sie künftighin davon befreit seyn sollen." —

„O, mein Herr", entgegnete die Dame, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten und sich ihrer eine tiefe, schmerzliche Bewegung bemeisterte, „wie vielen, vielen Dank schulde ich Ihnen für dieses Versprechen! Möge der Himmel Ihnen diese Güte vergelten; ich vermag es nicht!"

„Ich vermuthe, Sie gehören zu diesem Hause und glaube Ihnen nach dem Vorgefallenen rathen zu müssen, dasselbe zu verlassen, um sich vor ähnlichen Verfolgungen sicher zu stellen, die Ihnen, wenn auch nicht von Seiten des Ihnen bekannten Herrn, so doch überhaupt hier drohen."

„Wie gern würde ich fort von hier!" seufzte das Mädchen, welches wir als die früher von Hrn. v. Selling näher bezeichnete Gesellschafterin erkennen.

„Und sollte es Ihnen denn so schwer werden, eine andere Stelle zu finden? Kennen Sie Niemand hier, den Sie um Rath und Beistand angehen dürften?" fragte Herr v. Katt.

„Denen, die ich kenne und hoch verehre, darf ich mich nicht nahen!" entgegnete das Mädchen in sanftem, schmerzvollem Ton.

„So haben Sie kein Vertrauen zu denselben?"

„Ich darf Ihnen darauf nicht genügend antworten; vielleicht werden Sie mich jedoch verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Ueberzeugung hege, wir hätten gegen uns sehr theure Personen auch höhere Rücksichten zu nehmen, um denselben die ihnen schuldende Hochachtung zu zeigen" — bemerkte das Mädchen.

„Ich darf Ihnen nicht widersprechen, denn ich theile Ihre Ansicht; aber ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das rücksichtslose Vertrauen, welches wir andern Personen zeigen, denselben auch zugleich den Beweis unserer Achtung liefert" — bedeutete Herr v. Katt, dem es interessant zu seyn schien, die Unterhaltung weiter fortzuspinnen.

„So sehr ich Ihren Worten auch beipflichten muß, so wenig vermag ich Ihnen doch die nähern Gründe meiner Zurückhaltung in diesem Fall anzugeben", bemerkte das Mädchen zögernd.

„Wenn Sie sich selbst dazu verpflichten wollen, so erlauben Sie mir wohl die Frage, was Sie zu thun geden-

len, um sich so schnell als möglich eine ihrem Charakter entsprechende Stellung zu verschaffen", sprach Herr v. Katt.

„Ich weiß es nicht!" seufzte das Mädchen, während ihre Thränen reichlichen flossen. „Ich habe Niemand, von dem ich Rath und Hülfe erwarten darf", fügte sie nach kurzem Zögern schmerzvoll hinzu.

„Und dennoch wollen Sie so große Opfer bringen?" fragte Herr v. Katt tief ergriffen.

„O, mein Herr", entgegnete das Mädchen mit rührender Offenheit, „nennen Sie es nicht Opfer, Anderen und sich die Ruhe des Herzens zu erhalten!"

„So stehen die Ihnen bekannten Personen so hoch in Ihrer Achtung?"

„So hoch, daß ich für sie gerne mein Leben hingeben würde", entgegnete das Mädchen mit hoher Begeisterung, während ihr Antlitz eine hohe Röthe färbte.

„Wer mit solcher Begeisterung sein Leben zum Opfer darbringen will, der achtet und schätzt die Personen nicht nur, sondern liebt sie!" fiel Herr v. Katt mit Wärme ein.

(Schluß folgt.)

Ein französischer Deportationsort.

Von Lucian Herbert.

II.

(Die Gefangenen von St. Michel. — Noël Beda. — Der Zeitungsschreiber Dubourg. — Die Abtei während und nach der Revolution von 1789. — Lecarpentiers Zelle.)

Ich suchte die Stelle, wo der Bischof von Avranches auf dem Felsen aufstampfte, und fand sie auch. Ein späterer Bischof baute eine förmliche Kirche und taufte den Felsen nach dem Erzengel Michael. Nach und nach bildete sich am Fuße des Berges eine kleine Stadt. St. Michel wurde eine Abtei, und die Mönche, welche sie bewohnten, bauten gleichsam als Supplement ihrer Zellen eine Reihe von Kerkern. Sie bohrten dieselben in den Felsen selbst ein, zuweilen in eine enorme Tiefe. Keine Luft, kein Licht dringt in diese fürchterlichen Verließe, über deren dicken und feuchten Mauern granitne Wölbungen wie Sargdeckel lasten. Wer diese Verließe erst einmal betrat, mochte sie wohl selten mehr lebend verlassen. Der Gedanke hat etwas Entsetzliches! Wie Viele haben ihre Seelen in diesen fürchterlichen Höhlen ausgehaucht! Die Chroniken sind stumm. Aehnliche Gräber wissen ihre Geheimnisse zu bewahren. Viele jener Unglücklichen, deren Namen sich erhalten haben, endeten ihr Leben in diesen Kerkern unter so fürchterlichen Qualen, daß es Einem bei der bloßen Erinnerung daran schaudert. In diesem Holzkäfig da saß Noël Beda, der Syndikus der Fakultät der Sorbonne, der sich erlaubt hatte, das Leben Franz I. einer Kritik zu unterziehen. Da saß ferner der unglückliche Dubourg. Der Käfig ist aus dicken Holzklötzen zusammengesetzt, welche in Zwischenräumen von je zwei, drei Fingern Breite auseinander stehen. Er ist so niedrig, daß ein Mann in demselben nicht aufrecht stehen kann.

Dubourg, ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, hatte sich auf eine kritische Beleuchtung der Regierungsakte Ludwigs XIV. eingelassen. Der erboste König bemächtigte sich seiner durch einen das Völkerrecht verletzenden Ueberfall und steckte ihn in St. Michel in den Holzkäfig. In den ersten Jahren seiner Gefangenschaft vertrieb sich der Zeitungsschreiber die Zeit damit, daß er mit einem Nagel unzählige Bilder in die Wände seines Käfigs einschnitt. Aber nach und nach machten Kälte und Nässe den Unglücklichen am ganzen Körper kontrakt, so daß er schließlich kein Glied rühren konnte. Dabei behielt er doch das Gefühl in allen Gliedmaßen. Er starb den schrecklichsten Tod, den man sich denken kann. Die Ratten krochen aus den Höhlungen des Kerkers hervor und nagten an seinen angefaulten Füßen, ohne daß er im Stande gewesen wäre, irgend eine Bewegung zu machen, um sich der Angreifer zu erwehren. Entsetzlicher sind ein paar unverschämte Zeitungsartikel wohl noch nie bestraft worden.

In demselben Käfige mußte ein armer Reimer einige Spottverse, die er auf Frau Pompadour gemacht, theuer büßen. Doch ließ der königliche Liebhaber der Courtisane dies Mal bald Gnade für Recht ergehen und die Thore von St. Michel öffneten sich dem Gewitzigten wieder in kurzer Zeit.

Die Revolution von 1789 sprengte die Kerkerthüren auch in dieser zweiten Bastille. Die Unglücklichen, die noch am Leben waren, krochen mit verkrümmtem Rückgrat, mit eingesunkener Brust und erloschenem Auge an das entwöhnte Licht der Sonne. Aber die Mehrzahl war in den unterirdischen Höhlen, wo sich schließlich Niemand um sie gekümmert, zu Grunde gegangen. Man schaffte Hunderte halbverfaulter Leichname aus den mit menschlichen Gebeinen bedeckten Schauerverließen ans Tageslicht. Es hätte in St. Michel Gefangene gegeben, die, wenn sie sich niedersetzen oder schlafen legen wollten, ohne den feuchten Boden zu berühren, die Gebeine ihrer in demselben Kerker verkommenen Vormänner sammeln und zu Tabourets oder einer Art Polster zusammenschichten mußten.

Im Jahre 1792 schickte man nach St. Michel über dreihundert Priester, welche den Eid verweigert hatten. Die Republik konnte sie weder ernähren noch kleiden, und sie mußten als Bettler ihr elendes Leben fristen.

Ein Dekret des Kaisers verwandelte im Jahre 1811 die Abtei von St. Michel in einen Detentionsort. Und Louis XVIII. trat in die Fußtapfen des Kaisers und schickte die Staatsgefangenen nach dem einsamen Meeresfelsen. Lecarpentier, das Konventmitglied, welches 1793 Grandville so tapfer gegen die Vendéer vertheidigt hatte, schmachtete neun Jahre in St. Michel. Lecarpentier war als Königsmörder durch die Restauration exilirt worden und hatte sich nach Jersey zurückgezogen. Aber das Vaterland, von dem er nur durch einen Meeresarm getrennt war und das er sehr liebte, führte eine zu beredte, verlockende Sprache. Lecarpentier betrat Frankreich wieder, wurde als Bannbrecher verhaftet, zur Deportation verurtheilt und nach St. Michel gebracht.

Ich habe das Zimmer gesehen, in welchem der muthige und sein Schicksal mit Resignation tragende Mann ernsten Studien oblag. Auf dem Tische lag noch das Tagebuch aufgeschlagen, welches er mit philiströser Genauigkeit geführet, und in welches er jeden Besuch, den er empfangen, jede Unterredung von Bedeutung, die er gehabt, eingetragen. Lecarpentier war die Uneigennützigkeit selbst gewesen. Obwohl er unter dem Konvent die einflußreichsten Stellen bekleidet, war er doch in tiefster Armuth gestorben. Die Phrenologen gewahrten auf seinem Kopfe eine Vertiefung an der Stelle, wo bei anderen Menschen der Erwerbstrieb gefunden zu werden pflegt. Ich habe Lecarpentiers Schädel im ana-

komischen Museum gesehen, wo er neben jenem des armen Narren Mathurin Bruno steht, der Ludwig XVII. zu seyn prätendirte und den ein barbarischer Kerkermeister bei einem langsamen Feuer röstete, um einem kleinlichen Rachegelüste gegen das Königthum Genüge zu thun.

Es gibt Orte, auf welchen der Fluch Gottes lastet. St. Michel ist ein solcher Ort. Während die unglücklichen Gefangenen in den feuchten Kerkern die Wucht des königlichen Hasses fühlten, wiederhallten die Wölbungen der Abtei von dem Gesange der Mönche. Mit Blut befleckt durch die Menschenopfer der Druiden, profanirt durch die Priester Jupiters, von einer Feuersbrunst und einer feindlichen Ueberrumpelung nach der andern heimgesucht, verwüstet, von Neuem aufgebaut, blos um wieder verwüstet zu werden, gleichzeitig ein geweihtes Kloster und eine verwünschte Bastille: so ist St. Michel durch die Jahrhunderte gegangen. Seinen Fuß badet es im Meere, sein Haupt reckt es gen Himmel, es verlacht den Donner — schwarz und unbeweglich steht es da inmitten der beweglichen Windwehen.

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 20. Nov. Mozart's „Don Juan“ wurde heute wiederholt und hiebei waren die Mängel, die man bei der ersten Aufführung in dieser Saison zu klagen hatte, meistens beseitigt und das Fehlende ergänzt, so daß man mit der heutigen Aufführung recht wohl zufrieden seyn konnte. Die Palme des Abends gebührt wenigstens nach unserer Meinung der Frln. Carina und zwar deshalb, weil sie bei dieser Rolle (Donna Anna) eine ganz besondere Vervollkommnung und Verfeinerung in ihrer Kunst seit jener Zeit bewies. Während sie nämlich bei der ersten Aufführung, welche zugleich ihr erstes Auftreten auf unserer Bühne bildete, eine gewisse Schüchternheit und damit verbundene Unsicherheit nicht wohl verbergen konnte, ist heute gerade ihre auf ein wohlbegründetes, seither erworbenes Selbstvertrauen sich stützende Festigkeit und Sicherheit ihres Auftretens im Spiel und Gesang lobend hervorzuheben. Berücksichtigt man hiezu noch ihre prachtvolle zu den herrlichen Melodien Mozart's vorzüglich passende Stimme, so wird man unserer oben ausgesprochenen Meinung nicht wohl entgegen seyn können. Daß diese Meinung auch im Publikum allgemein getheilt wurde, bewies der rauschende, bei den Glanzpunkten ihrer Rolle sich stets wiederholende Beifallssturm. Neben ihr verdient ganz besonders Herr Lang genannt zu werden, welcher die Titelrolle, wie bei der ersten Aufführung, so auch heute ausgezeichnet repräsentirte und dafür reichlichen Beifall erntete. Die Rollen der „Donna Elvira“ und des „Don Octavio“ waren heute in den Händen der Frau Seyler-Blumenthal und des Hrn. Seyler und beide befriedigten heute recht wohl; erstere sang namentlich die sehr schwere Arie „Mich verläßt der Undankbare“ recht sicher und rein, ebenso Hr. Seyler im 1. Akt die Arie: „Thränen vom Freunde getrocknet“. Die gewöhnlich im 2. Akt eingelegte Nummer: „Ein Band der Liebe“ blieb weg. Die übrigen Rollen: Frln. Barth, Hr. De. Bletzacher, auch Hr. Büdinger waren ganz befriedigend; Hr. Schifdenker als „Leporello“ wieder ausgezeichnet. — C. —

Freitag, den 22. November. „Lucrezia Borgia“ wurde heute so vorzüglich flott gegeben, wie schon seit langer Zeit nicht auf unserer Bühne. Es waren nämlich auch die minder bedeutenden Rollen im Allgemeinen gut, nur daß die verschiedenen Edelleute, wo sie einzeln zu singen haben, nicht ganz sicher und präzis einsetzten; auch merkte man im Orchester, wie auch bei den Ensembles mehr Nuancirung als gewöhnlich; besonders aber zeichneten sich Frl. Carina, Hr. Lang und Hr. Dr. Liebert aus, welche sich in die wohlverdienten Beifallsbezeugungen theilten; ihr Spiel und ihr Gesang war, wo sie zusammen auftraten, Ein Guß und Fluß und deßhalb für das Publikum so wohlthuend. Dagegen möge es uns vergönnt seyn, doch auf Einiges aufmerksam zu machen, was an sich unbedeutend ist und deßhalb leicht vermieden, außerdem aber auch leicht zur Gewohnheit und die Ursache bedeutenderer Fehler werden kann. Frl. Carina sang nämlich bei einer in der Terz und Quart sich bewegenden Figur (in dem oberen a und b) die Quart (b) mehrmals nicht rein, so daß wir vermuthen, daß sie, weil sie außerdem durchaus ganz rein singt, beim Einüben darüber leicht wegging. Auch kam im zweiten Akt beim Eintreten des „Genaro“ ihr Ausruf: „wen seh' ich?“ und der hiebei in ihren Mienen sich kundgebende Ausdruck der Ueberraschung fast eher, als sie noch ihre Augen auf den eintretenden „Genaro“ gerichtet hatte. — Hr. Lang hätte bei dem kurz vorher gehenden Befehle an „Rustighello“: „Sobald ich rufe, bringst du die Becher; — doch wink' ich dir“ u. s. w. nach dem Worte „Becher“ eine Pause machen und dann erst die gehaltene Note auf „doch“ singen sollen, sonst heißt es, wie man heute auch hörte: „bringst du die Becher doch“ —. Weil wir nun einmal Unbedeutendes erwähnen, so wollen wir noch Etwas anführen, was an und für sich auch geringfügig, manchmal aber auch recht störend ist, daß man nämlich, wie es auch heute wieder vorkam, hinter der Rückwand einer Scene mit offenen Kerzen oder Fackeln hin und her geht, welche durch die Leinwand leicht durchschimmern und so manchen Eindruck des Stückes verwischen, während, wenn nicht in allen, doch in sehr vielen Fällen die damit beschäftigten Personen mit der Hand oder sonst wie das Licht decken könnten. Auch sollte man hinter dieser Rückwand und überhaupt hinter den Koulissen berücksichtigen, daß man durch diese leinenen Wände hindurch leicht hören und auch ein leises „Auh!“ vernehmen kann. — C. —

Miscelle.

* Auf das schmähliche Lobgedicht, welches der Berliner „Publizist“ auf den Herzog von Magenta angefertigt, bringt die „Donau-Zeitung“ folgendes Epigramm:

Schlecht're Gesinnung zu finden, ist schwer,
Schlecht're Verse, noch schwerer;
Dein Herz, Du armer Mann, scheint leer,
Dein Hirn jedoch noch leerer!

*

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 95. Mittwoch den 27. November 1861.

Das Rosenfest zu Sido.

(Schluß.)

Das Mädchen schrak zusammen und senkte, noch tiefer erröthend, das Auge, ohne die ausgesprochene Behauptung durch ein Wort zu widerlegen. Es trat eine kleine Pause ein, in welcher Herr v. Katt sie mit bewundernden Blicken betrachtete, alsdann ergriff er mit der Rechten ihre Hand, während er zugleich mit der Linken die Larve von seinem Antlitz entfernte, was von seinem Schützling jedoch nicht bemerkt wurde und sprach:

„Sie haben, ohne mich zu kennen, mich Ihres Vertrauens gewürdigt, so glaube ich auch die Verpflichtung zu haben, mich Ihnen ohne Maske zu zeigen, damit Sie Ihren Beschützer kennen lernen. — Schauen Sie mich an und entscheiden Sie, ob Sie mir auch jetzt noch vertrauen wollen."

Herr von Katt hatte diese Worte in einem, ihm nur eigenen gewinnenden Ton gesprochen, und die Wirkung derselben auf das Mädchen war eine fast electrische.

Mit einem unterdrückten Freudengeschrei erhob sie das Antlitz zu ihm und sank, von seinen Armen sanft an sich gezogen, unter einem Strom heißer Thränen an seine Brust.

Ohne durch Nahende gestört zu werden, ruhte sie, in ihrer Seligkeit aufgehend, in seinen Armen, da sprach Herr v. Katt:

„Und du, die du mich so herzinnig liebest, flohest dennoch von mir und gabst dich einem so ungewissen Loose hin?!"

„Mußte ich nicht, um Ihre und meine Ehre zu wahren?" bemerkte Josephine, die wir in dem Mädchen erkennen.

„Dieselbe war ja nicht gefährdet", sprach Herr von Katt.

„Werner theilte mir Ihre Absicht mit, sich zu vermählen; wie sollte ich da vor Ihnen mit meiner Liebe bestehen! Ihre Ruhe und Ihr Glück waren mir viel zu theuer, um nicht mit meinen schwachen Kräften die schuldige Pflicht zu erfüllen", entgegnete Josephine.

„Warst du so hochherzig in deiner Liebe und deinem reinen Sinn, so nimm dagegen das Geständniß, daß ich dich schon lange in mein Herz geschlossen habe, und da ich keinen Beweis von dir erhielt, ob du mein Gefühl theiltest, dich und deine Unterredung mit dem Verwalter auf dem Kirchhof belauschte, während des Festes in deiner Nähe war, und den Schwur vor meinem Bilde, mir ewig anzugehören, vernahm, und mit demselben die beglückende Ueberzeugung erhielt, von dir wahr und treu geliebt zu seyn. Bald solltest du es erfahren, denn ich beabsichtigte, es dir bei meiner Rückkunft nach Sido zu gestehen, während ich dich an jenem Abend, als ich dich am See traf, durch die Uebergabe des Ringleins, das du am Finger trägst, darauf vorzubereiten suchte. Hätte ich geahnt, daß dein reiner Sinn und deine Bescheidenheit dich zu der Flucht verleiten könnten, so würde ich dir bereits meinen Wunsch mitgetheilt und dir eine gesicherte Stellung verschafft haben. In dem Verlangen, dir und meiner Schwester bei unserer Ankunft auf dem Schloß eine frohe Ueberraschung zu bereiten und dadurch unser Glück zu erhöhen, schwieg ich jedoch, ohne zu ahnen, was geschehen würde. Vergib mir, theures, gutes Mädchen!"

„Zu viel, zu viel des Glücks und der Freude", stöhnte Josephine im Uebermaß ihrer Seligkeit. „Wie habe ich so viel Glück und Ehre verdient!" fügte sie hinzu.

„Du fragst das und vergißt, daß man dich als die Tugendhafteste gekrönt hat", entgegnete Herr v. Katt, mild lächelnd. „Aber", fügte er hinzu, „die echte Tugend kennt ja ihren eigenen Werth nicht."

Auf sein Verlangen theilte ihm Josephine das Nähere ihrer Flucht mit, verschwieg ihm jedoch, mit welchen Mühseligkeiten und Gefahren sie zu kämpfen gehabt, welchen Anfechtungen ihr reiner Sinn ausgesetzt gewesen, ehe es ihr gelungen, die Residenz zu erreichen.

Es wohnte daselbst eine entfernte Verwandte von ihr, welche sie nach vielen fruchtlosen Versuchen auffand, und durch deren Hülfe sie die bezeichnete Stelle erlangte. Zwar war es nicht ihre Absicht, in der Residenz zu leben, von der Nothwendigkeit jedoch dazu bestimmt, fand sie sich endlich dazu bereit.

Seitdem sie diese Stellung eingenommen, war es ihr stetes Bemühen, sich vor Herrn v. Katt und seiner Schwester verborgen zu halten, um ihre edle Absicht auszuführen, bis der glückliche Zufall sie in die Arme des so hochgeliebten Mannes führte.

Mit großem Interesse hatte Herr v. Katt ihre mit einfachen Worten vorgetragene Mittheilung vernommen, und schloß das edle Mädchen liebevoll an die Brust, um ihr seinen Dank für so viel Liebe und Aufopferung zu erkennen zu geben.

Aber die Zeit drängte, und die Glücklichen vermochten nur noch wenige Worte mit einander auszutauschen, da sich bald darauf in den Nebengemächern Tritte vernehmen ließen. Sie trennten sich daher nach einem zärtlichen Händedruck mit dem Versprechen, daß Herr v. Katt am folgenden Tage Josephine durch seine Schwester aus ihrem Verhältniß befreien

lassen würde, und sie künftig in dem Hause derselben wohnen sollte.

Nachdem Herr v. Katt seine auf so eigenthümliche Weise wiedergefundene Geliebte nach der so verhängnißvollen Tapetenthür geleitet hatte, durch welche sie sich entfernte, um jedes Aufsehen zu vermeiden, verhüllte er sein Gesicht wieder mit der Maske und begab sich alsdann nach dem Saal, um Selling aufzusuchen.

Er entdeckte denselben sehr bald, und setzte ihn durch seine Mittheilung, wie viel Interesse das Märchen für ihn habe, in nicht geringes Staunen, und dasselbe würde sich jedenfalls noch bedeutend vermehrt haben, hätte er ihm auch seine Liebe zu demselben verrathen. Herr v. Katt war jedoch viel zu vorsichtig und kannte Selling zu genau, um nicht vorauszusetzen, daß er sich und Josephinen den Spöttereien der nach jedem irgend pikanten Vorgange lüsternen Menge preisgegeben haben würde. Darum beschränkte er sich nur auf Andeutungen, welche sich auf die Zuneigung seiner Schwester zu Josephinen bezogen, und stellte dadurch den bereits sehr abgekühlten Kavalier vollkommen zufrieden, indem derselbe zugleich über Alles das strengste Schweigen zu beobachten versprach.

Mit dem freudigsten Gefühl über die Erlebnisse des heutigen Abends erfüllt, verließ Herr v. Katt die Festlichkeit und angenehme Bilder der Zukunft verschönerten seinen Schlummer.

* * *

Wiederum war der Lenz mit seinen Sängern und Blüthen gekommen, wiederum lag das Dörfchen Sido im Glanz des klaren, reinen Sonnenlichtes da, und helles Glockengeläute rief die Bewohner zur Kirche, um die Sonntagsfeier durch Andacht und Gebet zu begehen. Von allen Seiten sah man zahlreiche Volksmassen herbei- und in die ganz außergewöhnlich reich und festlich geschmückte Kirche strömen, und die sich überall kundgebende Aufregung ließ auf einen besonderen Vorgang schließen, der sich mit der üblichen Kirchenandacht verband.

So war es in der That. Denn nicht nur sollte an diesem Tage das Rosenfest und die Krönung der tugendhaftesten Jungfrau stattfinden, sondern diese Feier auch durch die Vermählung einer bereits gekrönten Jungfrau eine vermehrte Feierlichkeit und Bedeutung erhalten.

Bald war die Kirche mit Andächtigen überfüllt, als sich unter den hellen Glockenklängen ein langer Festzug von Schloß des Gutsherrn nach der Kirche bewegte, den die aufgeputzte Menge mit Zeichen des Beifalls und der Bewunderung begleitete. Der mit Blumengewinden und duftenden Blumen gezierte Weg war bald zurückgelegt, und als das Brautpaar die Kirche betrat, verbreitete sich ein lang anhaltendes Gemurmel des Erstaunens, der Freude und Ueberraschung durch die versammelte Menge. Denn man erkannte Herrn v. Katt, der Josephine im bräutlichen Kleide und mit der Tugendkrone geschmückt, in die Kirche führte.

Wie herrlich strahlte das Paar, von Freude und reiner Herzenslust verschönt!

Einfach und bescheiden, in edler Weiblichkeit schritt Josephine an seiner Hand einher, und ihr Auge feuchtete sich, als sie, von den freudigen Gesichtern vieler Bekannten begrüßt, dieselbe Stätte betrat, auf welcher ihr vor einem Jahre die Ehre der Tugendhaftesten zuerkannt wurde, ohne daß sie damals ahnte, welch ein Glück sich schon nach so kurzer Zeit damit für sie verbinden sollte.

Wie wunderbar und gütig hatte es das Geschick gefügt! Indem sie Lebensglück und Ruhe ihrer Liebe und ihrem Ueberzeugung freudig zum Opfer darbrachte, gewährte ihr der Himmel ein Glück, dessen Verwirklichung ihr eine Unmöglichkeit däuchte!

Nach Verlauf einer Stunde war die gewöhnliche Sonntags-Andacht beendet, die Versammelten jedoch verharrten auf ihren Plätzen, denn nun sollte die Einsegnung des Brautpaares stattfinden.

Nach einer, die Herzen tief ergreifenden Rede, in welcher der Pfarrherr auf Josephinens Schicksal hindeutete und daraus den sichtbaren Beweis leitete, daß der gütige und gerechte Himmel keinen in der Tugend und Herzensreinheit Wandelnden vergäße und demselben, nachdem er Stürme, Schmerzen und Entsagungen aller Art in der Liebe zum Guten mit Kraft und Duldung bekämpft und ertragen hatte, stets mit seinem Segen belohne — erfolgte dieselbe und hundert Hände streckten sich Josephinen glückwünschend entgegen, indem sie ihr dadurch zugleich zu erkennen gaben, daß sie, eines so ehrenvollen Glückes auch in der That würdig sey.

Nur der Verwalter fehlte unter den Glückwünschenden; denn Herr v. Katt hatte denselben bereits aus seinen Diensten entlassen.

Herr v. Katt lebte fortan nur auf seinem Gut in Sido, beglückt durch die Liebe seiner Gattin, die trotz ihrer glänzenden Lage dennoch ihr stets einfaches und anspruchsloses Wesen bewahrte, und ihren sie umblühenden Kindern ein schönes Vorbild des Guten und Edeln, ihrer Umgebung ein stets gütiger Engel war, dem man mit Vertrauen und Verehrung nahte.

Frau v. Schönaich theilte das Glück ihres zur wahren Lebensfreude wieder erblühenden Bruders, und war sie es ursprünglich gewesen, welche Josephinens Vorzüge sogleich erkannt und richtig gewürdigt, und dadurch mehr oder weniger Einfluß auf ihres Bruders Neigung ausgeübt hatte, indem sie ihn auf Josephine aufmerksam machte, so wurde sie jetzt auch durch das Glück desselben reich belohnt.

Sie kannte den Charakter ihres Bruders zu wohl, um nicht mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß ein durch die Liebe getäuschtes und verletztes Herz nur durch wahre Liebe wieder geheilt werden könnte. Ueber Standesvorurtheile erhaben, schätzte sie die Vorzüge des Herzens höher als Rang und Geburt, und handelte allein in ihrem edlen Sinn, ohne Rücksicht auf die damals herrschenden, so streng beobachteten Gebräuche des Adels zu nehmen.

Zwar entging sie und ihr Bruder mancherlei Spöttereien über die stattgefundene Vermählung nicht; indessen übten dieselben kaum eine Wirkung auf sie aus und wurden mit einem Lächeln beseitigt.

Josephine aber bewährte im Laufe der Zeit nicht nur das in sie gesetzte Vertrauen, sondern schmückte sich auch mit einer Fülle neuer Vorzüge, indem sich ihr Wesen an dem reinen Glück und den edlen Pflichten der Gattin und Mutter vervollkommnete; denn wahre Liebe ist auch der Quell wahrer Tugenden.

Französische Urtheile über die französischen Sittenzustände.

Die Leichtfertigkeit der Franzosen ist von jeher ein angenehmer Stoff für die deutsche Ehrbarkeit gewesen, die sich dann jedesmal behaglich in ihrem Großvaterstuhl dehnte, und, mit der einen Hand die Zipfelmütze tiefer in die Stirn ziehend, mit der andern an die keusche Brust schlug und Gott dankte, daß der deutsche Michel denn doch ein ganz anderer Kerl sey, als der fränkische Zöllner und Sünder da drüben über'm Rhein. Wir gestehen, daß uns dieses Gebahren in den meisten Fällen ziemlich pharisäermäßig, und manchmal geradezu lächerlich erschienen ist, indem es uns vorkam, als ob wir Deutsche durchaus keine Ursache hätten, uns mit unseren Tugenden gegenüber anderen Nationen zu brüsten, so lange es uns an der Kardinaltugend eines Volkes: an dem rechten Stolz und der rechten, opferfreudigen Vaterlandsliebe gebrach. Und dann wollte es uns auch bedünken, als ob es mit der vielgepriesenen deutschen Sittsamkeit so gar weit nicht her sey, daß vor der perhorreszirten französischen Frivolität uns nicht immer die bessere moralische Ueberzeugung, sondern sehr häufig nur die angeborne Schwerfälligkeit schütze und daß (zumal in den großen Städten) wir trotz dieser Schwerfälligkeit schon manches Stadium auf dem Weg des Verderbens glücklich zurückgelegt hätten. Mit einem Worte, wir waren sehr mißtrauisch gegen die Gerechtigkeit deutscher Urtheile über französische Sittenzustände geworden.

Dieses Mißtrauen muß nun allerdings schwinden, wenn wir Franzosen selbst sich über die eigenen Landsleute in einer Weise äußern hören, mit der verglichen die absprechendsten Urtheile der Deutschen noch sehr mild und schonend erscheinen. Solche Aeußerungen sind nun allerdings nicht allzuhäufig; dafür sorgt das so ausgebildete nationale Selbstgefühl eben so sehr, als die Furcht, durch taciteische Aufrichtigkeit das leicht verletzliche Gemüth des würdigen Epigonen römischer Cäsaren auf dem Kaiserthron zu beleidigen. Dennoch ertönt von Zeit zu Zeit durch den bacchantischen Lärm derer, die um das goldene Kalb tanzen, der Schmerzensschrei einer edlen, von dem wüsten Götzendienst in ihrer Tiefe beleidigten Seele. Ein solcher Schrei hat nichts gemein mit den schadenfrohen Philippiken eines Ausländers; man fühlt sofort heraus, daß es das Zeugniß ist eines Bruders, den es schmerzt, die Wahrheit zu sagen, der es aber dennoch für seine Pflicht hält, die elle Wunde aufzudecken, damit sie nicht im Verborgenen forteitere.

Nur zwei solcher Urtheile von Franzosen über die Franzosen.

Das Eine findet sich in Julet Michelet's Buch über „die Liebe"*), das überhaupt streng genommen von der ersten bis zur letzten Seite nichts ist, als die Stimme eines Predigers in der Wüste der Frivolität und Lieblosigkeit. Da heißt es in der Einleitung S. 4. . . . . „Man kann sich nicht verhehlen, daß die Willenskraft in den letzten Zeiten gewaltige Veränderungen erlitten hat. Der Ursachen dazu gibt es viele. Ich will nur zwei derselben nennen, die moralisch und physisch zu gleicher Zeit sind und die, indem sie direkt das Gehirn treffen und es abstumpfen, darauf ausgehen, alle unsere Kräfte zu paralysiren.

Seit einem Jahrhundert ist die Herrschaft der Spirituosen und Narkotiken in fortwährendem und unaufhaltsamem Wachsen begriffen. Sie hat die traurigsten Resultate gehabt. Hier hat sie den Geist verdüstert und ihn unheilbar barbarisirt, dort hat sie noch tiefer die physische Existenz unterwühlt und die Race selbst verschlechtert; aber überall hat sie den Mann isolirt und ihm selbst an dem häuslichen Herde eine beklagenswerthe Vorliebe für ungesellige Genüsse eingeflößt. — Kein Bedürfniß mehr nach Geselligkeit, Liebe und Familie. Dafür die trübseligen Freuden eines polygamen Lebens, welches, da es dem Manne keine Lasten auferlegt und die Frau nicht schützt (wie es doch die Polygamie des Orients, bis zu einem gewissen Grade wenigstens thut), nur um so zerrüttender, willkürlicher, schrankenloser und durch den fortwährenden Wechsel aufreizender und entnervender ist.

Man verheirathet sich immer seltener (die offiziellen Angaben beweisen es). Und was kaum weniger in's Gewicht fällt, tritt die Frau in die Ehe, so ist es sehr spät. Meistens verlebt sie acht bis zehn Jahre des Wartens, sehr häufig des Elends, ja unvermeidlicher Unordnungen. Die Ehe hat wenig Festigkeit; der Ehebruch ist die Tagesordnung.

Barbarischer Zustand, wo die Liebe nur ein Krieg gegen die Frau ist, in welchem man sich ihr Elend zu Nutze macht, sie erniedrigt und dann, zerrüttet, dem Hunger preisgibt." . . .

Das zweite Urtheil ist von neuerem Datum und wir finden es in der Beilage zu 288 der „Allg. Ztg." in einem „die „„Gironde"" über die Sittenlosigkeit von Paris" überschriebenen Artikel. Die „Gironde", ein durch seine besonnene und selbständige Haltung ausgezeichnetes Provinzialblatt, hatte eine Reihe von „Briefen eines Provinzbewohners aus Paris" veröffentlicht. In dem zehnten und letzten dieser Briefe nun, welcher den Inhalt der übrigen theilweise zusammenfaßt, heißt es:

„Leben Sie wohl, mein Herr! Dies ist mein letzter Brief. Ich kann es hier nicht mehr aushalten. Ich weiß nicht, unter welchem Stern und in welchem Dunstkreise man hier lebt, aber ich fühle etwas Unehrenhaftes um mich herum; ich athme nicht mehr, ich ersticke! Ich kehre darum eiligst zur freien gesunden Luft meines Dorfes zurück, um dort die Seele mir wieder rein zu waschen. Was ist aus dem Paris von ehemals geworden! Aus jenem Paris, welches dachte, welches sprach, welches weit in die Ferne strahlte, das jeden Tag der Welt ein Werk, eine Wahrheit, eine Freiheit, eine Entdeckung zuwarf? Ach! Es denkt nicht mehr, es träumt nicht mehr, es weiß selbst nicht mehr, oder scheint nicht mehr zu wissen, was es in den Tagen seiner Größe, in denen seines Glaubens an sich selbst geglaubt, erkannt, gethan oder gesagt hat. Es hat seine Seele ausgelöscht, oder hat sie durch einen vorübergehenden Windstoß auslöschen lassen. Was ist in diesem Augenblick von all dem Feuer, all dem Licht der Vergangenheit noch übrig? Nichts, wenn nicht hie und da aus Vergeßlichkeit der Reflex eines frühern Ruhms, der letzte Strahl einer untergehenden Sonne. Das Genie Frankreichs hat seine Entlassung genommen, und wie in dieser Welt immer, so hat der Aberglaube den Glauben ersetzt; das abgetretene Genie hat zunächst den drehenden Tischen, dann dem Medium, dann den Geistern, dann Barnum, dann dem „schwarzen Doktor" — ich wage nicht hinzuzufügen: dann dem Dr. Véron — das

*) Die Liebe. Von J. Michelet. Uebersetzt v. F. Spielhagen. 2. Auflage. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1859.

Wort überlassen. Das erste Volk der Erde (?) denkt nur daran, ein lustiges Leben zu führen, und es scheint nur ein Feldgeschrei zu haben: Vergnügen wir uns, und spotten wir über uns selbst! Cras enim moriemur. In gutem Französisch: après nous le déluge! Und während dessen schlägt die Stunde und geht vorüber, ohne daß sie jemals ein Wort spräche, das der Erinnerung werth wäre. Suchen Sie in gleichviel welcher Richtung des Geistes, nirgends werden Sie am Horizont irgend ein Talent auftauchen, irgend eine Idee erscheinen sehen. Treten Sie irgendwo ein, z. B. in ein Lesekabinet — doch nein, die Lesekabinete sind verschwunden, ich kenne nur noch eins, in einer Gallerie des Odeon, beinahe unter freier Luft. Ich sah darin im Vorübergehen einen Graukopf, den letzten französischen Leser, und am betrübten Ausdruck seines Gesichts glaubte ich einen ehemaligen Minister des öffentlichen Unterrichts zu erkennen. Treten wir dann, in Ermanglung eines Lesekabinets, in einen Buchhändlerladen: was werden Sie auf den Brettern ausgestellt finden? Eine abständige Schandliteratur, von einem Alkovenduft durchzogen, auf satinirtes Papier gedruckt und im glacirten Rosa-Einband: die Geschichte der Liebe, die Geschichte der Pompadour, die Geschichte der Dubarry, die Courtisane auf dem Thron, die königliche Würde der Courtisane. Frln. Mogador benutzt die Muse des Ehestands, um uns ihr „öffentliches“ Leben zu erzählen, und Frln. Rigolboche überliefert uns die Geheimnisse ihrer Persönlichkeit mit obligater Photographie als Belegstück. Nur eine solche Hautgout-Literatur hat noch Erfolg. Ein Schmutzroman hat in einem Anlauf es binnen einem Jahr bis zur 14. Auflage gebracht! Und wissen Sie, durch welche geniale Inspiration? Wegen einer nächtlichen Scene, die dem Leser durchs Schlüsselloch gezeigt wird. Solche cynische Poesie kann allein noch die kalte Phantasie der schönen Dame des Faubourg St. Germain und der Chaussee d'Antin entflammen. Wenn meine Frau während meiner Abwesenheit diesen Roman gelesen hätte, so würde ich bei meiner Rückkehr die Wiedereinführung des Ehescheidungsgesetzes verlangen."

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

|| Würzburg, 26. Nov. Während der letzten acht Tage erschien neben der Oper blos das Lustspiel auf unsrer Bühne und in letzterem dominirten die drei Zwerge. Habt ihr die Zwerge schon gesehen? Das war die Frage, der man kaum entgehn konnte, im Wirthshaus, im Comptoir, im Bureau, kurz wo immer man mit Bekannten zusammentraf. Zwerge hier, Zwerge dort, überall erschallt das Lob der Zwerge; man mußte wohl hinein gehen und die Wunder-Menschen schauen, um nur Ruhe zu bekommen, und nicht als Abderit verschrien zu werden. Und man ging hinein oder wurde hineingeschoben, denn bald reichten die Thüren nicht aus für den Andrang der Schaulustigen, und man sah und gaudirte sich im Schweiß seines Angesichts, und dankte seinem Schöpfer, wenn man mit heiler Haut wieder heraus war — aber ich hätte noch viel mehr darum gegeben, wenn's hätte seyn müssen, das war doch hundert und aber hundertmal zu hören trotz der ausgestandenen Plage. Und was war's denn nun, was die guten Würzburger mit solcher magnetischer Gewalt zu den Zwergen hinzog? Rezensent ist kein Freund von sog. Absonderlichkeiten und Raritäten, die wohl manchmal auf dem Theater sich präsentiren und die Bühne herunterwürdigen; denn diese soll nur der Kunst gewidmet seyn, nicht für Fratzen und Seiltänzer-Sprünge sich hergeben. Aber eine ganz andere Bewandtniß hat es mit diesen Zwergen: sie sind Künstler im vollen Sinn des Worts, und daß sie dabei auch so niedlich klein sind, erhöht wohl die Wirkung ihrer Komik, ist aber keineswegs der einzige oder Haupt-Faktor derselben, wie wohl Mancher, bevor er sie sah, vermuthet haben mag. Wir haben schon neulich bei Besprechung ihres ersten Auftretens der Feinheit und Wahrheit ihres Spiels die gebührende Anerkennung gezollt; es würde uns zu weit führen, wollten wir die Stücke, in denen sie seitdem sich noch zeigten, alle einzeln durchgehen, und an jedem derselben diese Behauptung rechtfertigen. Die beste Begründung derselben findet sich wohl in dem stets unverminderten, ja wachsenden Zudrang des Publikum, der sicher nicht in dem Maß und nicht so nachhaltig sich gestaltet hätte, wenn die Zwerge blos der Schaulust eine oberflächliche Befriedigung gewährt, wenn ihre Leistungen nicht einen guten gehaltvollen Kern gehabt hätten. Den Höhepunkt derselben bildete die Aufführung von Lumpaci Vagabundus, den wir auf hiesiger Bühne noch nie so trefflich, mit so vollendeter, durchschlagender Komik gesehen hatten, als diesmal. Der Anklang, den sie gefunden, bewog die Künstler, ihren Aufenthalt hier zu verlängern und gestern Abend neben einem neuen Stückchen mehrere der neulich schon gegebenen zu wiederholen, wobei sie nicht minderen Beifall ärnteten, als bei der ersten Aufführung.

Literarische Notiz.

* Im Verlag von Theodor Fischer in Kassel ist eine Sammlung Gedichte von Adam Aster unter dem Titel: „Ernste Stimmen“ erschienen, welche wir als passende Festgabe zur bevorstehenden Weihnachtszeit bestens empfehlen können. Mit Recht hat der Verfasser diese Gedichte ernste Stimmen genannt: jedes derselben hat einen Bibelspruch, der ihm als Motto vorgesetzt ist, zum Gegenstand, und so werden uns die ernsten, tröstlichen Wahrheiten des Evangelium in würdiger, poetischer Form vorgeführt, einerseits (soweit wir beim Durchblättern des Buches bemerken konnten) ohne irgend welchen konfessionellen Unterschied hervorzuheben, anderntheils mit anspruchsloser und doch so ansprechender Einfachheit, gleich weit von Ziererei wie von schwächlicher Sentimentalität entfernt. Auch die Ausstattung des Buchs in Druck und Papier ist sehr schön.

Miscelle.

Varnhagen v. Ense erzählt in seinen „Tagebüchern“: Der vorletzte Großherzog von Mecklenburg, Friedrich Franz, hat während seines Lebens, berechnet man, an der Spielbank zu Dobberan wohl 6 Mill. Thlr. verloren. Einst hatte er Alles verloren, und ein Töpfermeister, der zugleich spielte, ebenfalls; da sagte der Herzog (er war noch nicht Großherzog) zum Töpfer: „Ja, lieber Meister, was fangen wir nun an?“ „O, das ist ganz einfach“, versetzte dieser, „Ew. Durchlaucht schreiben eine Kontribution aus und ich drehe wieder Töpfe.“

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 96. Sonntag den 1. Dezember **1861.**

Prolog

zu der Festvorstellung im Würzburger Stadttheater am 50. Geburtsfeste Sr. Maj. des Königs,

gedichtet von S. Gätschenberger, gesprochen von Frau Ernst und Fräulein Wulff.

Der Friede:

Schon lange Fremdling auf der armen Erde,
Ist eng der Raum, wo mir das Gastrecht lacht,
Noch immer hält die droh'nde Hand am Schwerte,
Der neid'schen Staaten Mißtrau'n strenge Wacht.
Das Morgen zeigt nicht fröhliche Geberde:
Die Völker sind zur Freiheit nicht erwacht,
Und Glück und Wohlstand, Einigkeit und Frieden
Sind fromme Wünsche nur der Welt hienieden.

Europa's Garten roh wird er zertreten,
Hesperien's Aepfel sind jetzt Erisfrucht,
Es wollen ärnten dort, die niemals säten
Und Gottes schönster Boden ist verflucht.
Italien rafft sich auf in seinen Nöthen,
Verhallend stirbt sein Ruf, der Hülfe sucht:
Die heuchelnd kamen, „um euch zu befreien",
Dem Untergang nur konnten sie euch weihen.

Denn der jetzt herrscht mit frevelndem Erkühnen,
Unstäten Blicks auf ungewissem Thron,
Wird nie die Sünden seines Stammes sühnen,
Dem Völkerglück stets klang als bitt'rer Hohn,
Doch seine Saat wird nimmer fröhlich grünen,
Auch ihn ereilt einst seiner Thaten Lohn
Und bald (ich ahn' es) wird die Mitwelt sprechen:
„Ein solcher Thron der mußte so zerbrechen!"

Ach! ringsum auf der weiten Erdenfläche
Verjagte man mich armen Frieden schon.
Es droht der Ungar und es grinst der Czeche,
Gerüstet steht das stolze Albion.
Und immer hofft noch, daß sich einmal räche
Polonia's Unglück, auch der Polensohn,
Selbst über'm Meer in transatlant'schen Reichen
Erstirbt die Freiheit unter Brüderleichen.

Wohl mir! daß ich nach langen Pilgerreisen
Solch schön Asyl, so holde Heimath fand!
Es soll von hier mich keine Macht mehr reißen,
Wo man der Eintracht solche Kränze wand.
Das Leben eilt in friedlichsten Geleisen,
Wo Fürst und Volk so innig Hand in Hand;
Hier lacht das Glück, das süßeste der Kronen:
In Fried' und Eintracht mit dem Volk zu wohnen.

Geschmückt seh' ich die Hütten, die Paläste,
Mir scheint, ein hoher Feiertag brach an.
Es schmückt sich Alles wie zu einem Feste
Und Alles jubelt, was nur jubeln kann.
Von allen Seiten nahen frohe Gäste:
Belehr' mich holde Jungfrau, sag' mir an:
Weßhalb dies schöne Fest und warum heute
So frohe Herzen und so wahre Freude?

Die Jungfrau:

Du fragst mich, was dies frohe Fest bedeute,
Woran ein jedes Herz mit Freuden denkt?
So wisse: Fünfzig Jahre sind es heute,
Seit Gott den König seinem Volk geschenkt,
Den Fürsten, seines Landes Stolz und Freude,
Der segensreich der Bayern Loos gelenkt,
Und der vereint mit seiner Geistesblüthe
Des einen Ahnherrn Muth, des andern Güte.

Wie seine Ahnen hält er treu zum Spruche:
„Das ganze Deutschland soll es immer seyn!"
Ob uns der Feind auch zu zerspalten suche,
Des Scheyern Heeresschild bleibt rein
Und ehrenvoll in der Geschichte Buche
Und uns erhalten bleibt der Rhein.
Das schönste Loos hätt' Max sich gern beschieden:
Deutschland zu einen, das sich lang gemieden.

Die Völker wollen endlich jetzt gesunden,
Im wilden Strudel gährt die wilde Zeit.
Das Wort der Einigung bleibt ungefunden
Und Fürsten, Völker trennt der Streit.
Bei uns sind diese Stürme überwunden,
Auf Bayern blickt man rings mit Neid:
Ob Max auch herrscht auf alt ererbtem Throne,
Errungen hat er sich die Bürgerkrone.

Wo Max erblickt das Schöne und das Gute,
Er zieht's hervor, er pflegt's im Vaterland.
Das Wahre schirmt er stets mit hohem Muthe,
Mit Recht wird er der Musen Schirm genannt.
Ob es verkannt, ob es verachtet ruhte,
Sein Scharfblick hat das Richtige erkannt,
Und ob der Sturm auch der Parteien tose,
Parteilos schützt das Edle er, das Große.

Drum laßt uns jetzt mit Klang und Tanz und Singen
Den Tag begeh'n, der uns so festlich lacht,
Und Bayern's Schutzgott mög' ihn wiederbringen
Noch viel' Decennien in erhöhter Pracht.
Und aus der fernsten Hütte soll Dir dringen
Ein Dank, vom Volk aufrichtig dargebracht:
„Nimm hier den Lorbeer, dieses Ruhmeszeichen,
Das dankend Dir Bavaria's Völker reichen!"

Französische Urtheile über die französischen Sittenzustände.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Wenn Sie jetzt von der Literatur zur Bühne übergehen, so werden Sie finden, daß auch hier die „halbe Welt" (demi-monde, die den Luxus der höheren Stände getreu kopirt, den Zügel der Sitte aber um so schlaffer hält), wenn nicht diese ganze „halbe Welt", die öffentliche Neugierde befriedigt. Die Scene zeigt unseren Blicken nur noch die Geheimnisse der unterhaltenen Frau. Junge, kaum von dem Kloster emanzipirte Mädchen wohnen an der Seite ihrer Mütter unerschrocken dem Todeskampf einer Lorette bei, und vergießen über deren Herzeleid zwei oder drei Thränen auf ihr Wappen besticktes Battisttaschentuch. Was sag' ich — Herzeleid! Auch das Herz ist bereits für die Bühne überflüssig geworden: man schreibt nur noch die Stücke für die Waden und Knie der Schauspielerinnen oder, besser gesagt, um ihre Körperformen und Strumpfbänder zu zeigen. Wenn die Kunst Racine's und Molière's nur noch ein wenig fortfährt, die Frauen vom Knöchel aufwärts zu entblößen, so wird man auf den Brettern bald nur noch eine babylonische Ausstellung lebender Bilder sehen. Sie haben ohne Zweifel die Indiscretionen Léotards gelesen und Sie haben also sehen können, welche schrecklichen Verheerungen in der weiblichen Einbildungskraft seine, durch die so verschiedentlichen Uebungen am Trapez, in ihrer ganzen Fülle bloßgelegten schönen Muskeln angerichtet haben. Die ganze Kunst spricht dieselbe Sprache und zieht am gleichen Strang wie das Theater. Ehemals suchte unsere Generation, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, in einem Gemälde das Dramatische, die Idee. Heute ist es die verbotene Frucht, es ist die nackte Frau, welche die Menge in der Gemälde-Ausstellung anzieht. Sehen Sie die Masse, welche sich dort drängt? Man muß Platz in der Kette nehmen, um endlich einen Blick auf das Bild werfen zu können. Was ist sein Vorwurf? Es stellt Phryne vor dem Areopag, oder Phryne bei Alcibiades, oder Leda in reducirter Schwimmtoilette dar, welche mit einer Hand einen Schwan liebkost und mit der andern zeigt, wovon selbst Diderot's Prosa in einer Anwandlung schamhafter Entmuthigung zurückschrecken würde."

„Die Photographie glaubt es noch der Malerei zuvorthun zu müssen. Wohin Sie mit Ihrer Frau oder Tochter am Arm gehen, finden Sie auf ihrem Wege an den Schaufenstern eine Berühmtheit des Entrechat, in kurzen Röckchen mit dem Bein über den Kopf photographirt oder, noch besser, eine hochbusige Frau, deren Fülle aus dem Schnürleib herausquillt. Und wenn Sie ein Stereoskop als Uhrgehänge treffen, hüten Sie sich, durch die Linse zu sehen: wer weiß, in welche schlechte Gesellschaft Sie Ihre Neugierde führen würde; und was würde es erst seyn, wenn nicht die Furcht, die Züchtigkeit des Sergeant de Ville zu verletzen, dem Photographen einige Zurückhaltung auferlegte! Suchen Sie ein bestimmtes Symptom, um die Zunahme der immer wachsenden Entsittlichung dieser Epoche des Schlaraffenthums zu messen? Sehen Sie nur hin, folgen Sie mir Schritt vor Schritt, zählen Sie, wenn Sie können, einfach diese Vervielfältigung der Cafés. Von der Madelaine bis zur Bastille ist die ganze Linie der Boulevards nur noch eine Reihe von Cafés, Café an Café, Estaminet an Estaminet, und das Trottoir von Tischen und Stühlen unter vorspringenden Sonnenzelten eingenommen. Es scheint, daß die Hälfte der Pariser Bevölkerung weder mehr einen Herd, noch Häuslichkeit, noch Gemüth, noch Pflichtgefühl für die Familie hat; daß sie nur noch im Café lebt, mit dem Ellenbogen auf der Marmorplatte, in tiefsinniger Betrachtung vor einem Dominobrett, oder in Verzückung vor einem Glas Runkelrübenzucker-Branntwein. Und da fällt mir ein, daß erst gestern in meiner Straße, hart an meiner Thür, die Spekulation einen ganzen Garten überdeckt und daraus ein unübersehbares Café gemacht hat; in dieser Tabagie, so groß wie manches deutsche Herzogthum, rekelt sich bequem die Jugend des lateinischen Viertels, bunt durch einander mit einer anderen Jugend in Unterröcken, und vergißt inmitten dieser, von allen kombinirten Miasmen der Cigarre und der Anisettes geschwängerten Luft, daß Frankreich auf sie seine Hoffnung setzt, und zerstört ihre Seele, wie die Chinesen, im Opiumrausch."

„Aber die unendliche Reihe von Cafés genügte nicht; es bedurfte doch einer Vervollkommnung — des Café Chantant. Das ist ein Café mit einer Rabatte von Frauen verziert, die von dem Scheitel abwärts halb entblößt sind. Es sind verdorbene Malibrans in Balltoilette, welche nach der Reihe mit einer Schnapsstimme leichtfertige Couplets singen, und sie noch leichtfertiger singen würden, wenn nicht der rauhe, immer kommende und gehende Stadtsergeant, mit dem Degen an der Seite, die öffentliche Moral durch sein fortwährendes Patrouilliren beschützte. Aber es gibt eine Einrichtung der Gegenwart, welche die Bevölkerung noch mehr entsittlicht, es sind die Lokale, wo man in Liqueur eingemachte Pflaumen verkauft. Sie fragen mich vielleicht, was das ist? Haben Sie das letzte Rundschreiben des Stadtpräfekten gelesen? In diesem Falle haben Sie vielleicht dunkel begriffen, daß es eine Kneipe ist, die man durch den Namen Caboulot gebrandmarkt hat. Es ist eine Kneipe, die nach außen vergoldet und deren Comptoir nach innen mit Marmor von Carrara und, um die Kunden anzulocken, einer mit Bändern geschmückten Dame in einem Lehnsessel verziert ist. Man hat mir erzählt, daß zur Zeit Louis Philipp's eine kluge Frau, die man Mutter Moreau nannte, vom Himmel einen besonderen Beruf empfangen hatte, Reineclauden einzumachen. Sie eröffnete einen Laden am Ende des Pont neuf, und hatte nach kurzer Zeit einen Zulauf wie die Galette des Théatre du Gymnase. Sie hatte Glück, pflanzte ihre Kundschaft fort, und Frankreich zählt in Folge dessen eine Dynastie mehr: die Dynastie der Mutter Moreau."

Der Erfolg der in Branntwein eingemachten Pflaumen rief natürlich eine Konkurrenz hervor. Man sah hie und da eine neue Mutter Moreau aufsprossen, aber seit einiger Zeit vermehrt sich die Mère Moreau überall, um ganz Paris zu überfluthen. Von Straße zu Straße sieht man sie aus der Vergangenheit auftauchen, und des Abends sieht man

ihr Schaufenster im Gaslicht leuchten mit allen, blauen, grünen und rosa Farben, vollgethürmt mit allen möglichen gezuckerten alkoholischen Giften in Pokalen, Flaschen und Krystallphiolen. Wie soll man diese Ueberfluthung mit Pflaumen in Branntwein erklären? Welchem Gott des Zorns verdankt man diese neue Plage Egyptens? Ich habe eine Menge verschiedener Erzählungen in dieser Beziehung gehört. Ich will Ihnen eine nach der andern mittheilen, ohne dafür jedoch irgend eine Verantwortung zu übernehmen. Die erste Hypothese schreibt der afrikanischen Armee die Initiative der jetzt zur Gewohnheit gewordenen Zerstreuung durch Alkohol zu. Wenn nach heftiger Anstrengung gegen einen Beduinenstamm ein Detachement ein Blockhaus tief in der Metidscha besetzte, so begreifen Sie wohl, daß diese brave, für den Marsch und das Gefecht gemachte Garnison, ans andere Ende der Welt verbannt, eingeschlossen wie in einer Zelle, von ihrer Heimath fortgeschleudert, unter einem bleiernen Himmel, in einer glühenden Luft, in einer todten leblosen Ebene, ohne Bewegung, mit keiner andern Zerstreuung als dem Auftauchen einer Staubwolke oder einer Rauchsäule am fernen Horizont, — Sie begreifen wohl, sage ich, daß der französische Soldat leicht dem Heimweh verfiel und, um seine Traurigkeit zu verscheuchen, ein Alibi im Alkohol und vor Allem im Absynth suchte. Aber der Absynth wird bald, nachdem er, ursprünglich wie die Pfeife nur eine geborgte Quelle der Fröhlichkeit gewesen, zur zweiten Natur. Von der afrikanischen Armee ist er nach Frankreich übergesiedelt, und hat sich dort ohne Zweifel in festerer Weise eingebürgert als die Freiheit."

„Nach einer zweiten Hypothese haben die hohen Weinpreise den Pariser Arbeiter zum Alkohol geführt, und er würde in Zukunft von der geistigen Erregung der Flasche zur brutalen Trunkenheit des Engländers übergehen."

„Die Flamme des Gifts verbrennt sein Blut, die französische Race nimmt ab, fortdauernd muß man das Militärmaß herabsetzen.... Ein gelangweiltes Geschlecht hat einen neuen Industriezweig, den Caboulot, erfunden, d. h. den Verkauf der Pflaume und des Chinois, der zu Liqueur eingemachten Pomeranze, gekrönt durch ein kaum bekleidetes Frauenzimmer, schön wie Astarte, die zu lachen und zu trinken liebt wie eine Chanson Beranger's; „mit rundem Arm und wohlgeformtem Bein", immer wie in der Chanson Beranger's, und die lacht und singt, und einschenkt und anstößt, und dann hinter dem Vorhang verschwindet .... und der Caboulot hat sich vermehrt wie der Stamm Abrahams, und der Hr. Polizeipräfekt ist so gütig zu bemerken, daß die Jugend dabei entartet."

„Und doch hängt der Caboulot von derselben Verwaltung ab wie die Kneipe; und um eine Kneipe zu eröffnen, wie um ein Journal zu gründen, bedarf man einer Ermächtigung der Gewalt; aber während diese fast immer dem Schriftsteller, der ein Organ der Oeffentlichkeit gründen will, die Erlaubniß dazu verweigert, ertheilt sie dieselbe im Gegentheil, ohne zu zahlen, jedem Branntweinschenker, der ein neues Caboulot mit einer Frau als Köder gründen will. Gleichwohl bietet, wenn man Gift mit Gift vergleicht, das scharfe Gift des Absynth zum mindesten ebenso viel Gefahr als das blos figürliche des Tintenfasses. Wir fordern keine Zwangsmaßregeln, weder präventive noch restriktive, gegen die Industrie des Caboulot, ebenso wenig wie gegen jeden andern Handel. Wir billigen sicher das Gefühl, die Rückkehr zur Sittlichkeit, welche das Rundschreiben des Polizeipräfekten veranlaßt hat. Aber wir können uns keiner Täuschung über die Wirksamkeit seines Reglements zum Schutze der Gesundheit und Unschuld der Jugend hingeben. Die Polizei wird ohne Zweifel die Paradedame (la demoiselle de cérémonie) zwingen, ein Busentuch zu tragen, und der Kunde wird künftig seinen Chinois nehmen, ohne zu lachen oder zu singen, aber man wird trotzdem von einer Seite des Comptoirs zur andern schlüpfen und die Entsittlichung wird ihren Weg fortsetzen."

„Der Caboulot ist keine Ursache, er ist nur eine Wirkung; man kann ein Symptom des Uebels unterdrücken, aber das Uebel selbst wird fortbestehen; denn es ist Folge eines allgemeinen Zustandes des Geistes, der seine Krankheiten hat wie die Traube. Der Polizeipräfekt sucht die Liederlichkeit im Pokal; er sollte sie im Herzen des Trinkers suchen, von dort muß man sie verjagen, aber wie, durch welches Mittel? Der Geist bedarf der Uebung wie der Körper; das lehrt die Erfahrung wie der Arzt. Wer den ganzen Tag auf dem Stuhl hockt, verfällt in Mattigkeit, und bald in Krankheit. Wer seinen Geist stagniren läßt wie stehendes Wasser, zerfällt der geistigen Fäulniß wie die Türkei. Es gibt für die Seele nur eine Hygiene, nur eine Gymnastik, das ist die ewige Freiheit, die ohne Aufhören den Gedanken durch Presse und Tribüne in Athem erhält. Man bessert eine Leidenschaft nur durch eine andere, und ich meines Theils ziehe die der Vaterlandsliebe der Leidenschaft des Absynths vor. Vor Kurzem sagte mir der sich zum Konservatismus neigende Arzt eines demokratischen Faubourg von Paris, indem er mit dem Bändchen in seinem Knopfloch spielte: „1848 war in meinem Viertel die Trunksucht ganz verschwunden, aber es ist besser, ein Volk mit Schnaps als mit Politik zu benebeln." Ich sah den Arzt an, er sprach ernsthaft."

Dieser in vieler Beziehung merkwürdige Artikel ist mit Eugène Pelletan unterschrieben. Wünschen wir, daß dem wackern Mann sein Freimuth nicht theuer zu stehen kommt!

(Ztg. f. Nordd.)

Der große Meerestunnel zwischen Dover und Calais.

London, 23. Nov. Ein neuer Plan zur Tunnelirung des Kanals ist aufgetaucht; ein Mr. Chalmers hat ihn der Regierung vorgelegt. Dies gibt mir eine willkommene Gelegenheit, Ihnen einen kurzen Ueberblick über die verschiedenen Projekte zu geben, die zu gleichem Zweck erdacht wurden. Die Zahl aller bisher bekannt gewordenen Pläne beläuft sich, so viel ich weiß, auf zwölf, die sich wiederum in drei Hauptgruppen theilen, in Straßen, die durch die Erde, durch das Wasser und durch die Luft gehen: Erd-Tunnel, Wasser-Tunnel, Brücken. Von diesen zwölf Projekten sind sechs französischen und sechs englischen Ursprungs. Sie alle hier zu beschreiben, würde zu weit führen und die Leser ermüden; einiger aber möcht' ich doch Erwähnung thun, um Ihnen zu zeigen, bis zu welchen Kühnheiten (vielleicht bis zu welchen Phantastereien) man sich hier versteigt. Das eine Projekt rührt von einem Herrn de Gamond her und besteht darin, daß mit Hülfe der Cementirkunst — die man, wenn ich nicht irre, im Hafen

von Marseille schon ähnlich großartig benutzt hat — dreizehn künstliche Felseninseln im Kanal angelegt werden sollen. Diese Felseninseln bohren sich natürlich durch ihr eignes Gewicht tief in den Meeresgrund hinein, und nachdem auf diese Weise eine solide Verbindung zwischen Meeresgrund und Meeresoberfläche gewonnen ist, will man anfangen, diese künstlichen Inseln von oben her bis in beliebige Meergrundstiefe zu durchbohren. Einmal unterm Niveau des Meeresgrundes mit Hülfe dieser Bohrungen angelangt, soll nun an 13 Stellen zugleich die Tunnelirung beginnen. Der Zweck dieser 13 Inseln ist klar. Man erschrak mit Recht vor dem Gedanken, die ganze Strecke zwischen Dover und Calais zu tunneliren, und erkannte doch zugleich die Unmöglichkeit, die Arbeit an verschiedenen Stellen unterwegs, d. h. also durch das Wasser hindurch, vornehmen zu können. Mit Hülfe der 13 Inseln würde es sich, da die Entfernung zwischen Dover und Calais höchstens 26,000 Schritt beträgt, also um die Herstellung von 13 Tunnels à 2000 Schritt handeln. Louis Napoleon soll sich diesem Plane vorzugsweise geneigt gezeigt haben. Zwei andere Pläne gehen darauf aus, eine Art Riesen-Tubular-Brücke, stückweis, zu versenken. Dies Projekt bietet zwei große Schwierigkeiten dar, einmal die Versenkung der Röhren (die, weil sie hohl sind, wie Schiffe schwimmen und nur durch Oberdruck gewaltsam nach unten geschafft werden können), dann vor Allem die Verfestigung und Ineinander-Rietung der einzelnen Theile. Der Erfinder dieses Planes soll sich dahin geäußert haben, daß es leicht seyn würde, diese Rietung auszuführen, sobald man eine hinreichende Anzahl von Personen fände, die eine halbe Stunde unter Wasser leben könnten! Noch ein Plan, vielleicht derjenige, der am bekanntesten geworden ist, will eine Brücke bauen. Er beginnt mit Aufführung von 190 Brückenpfeilern, deren Umfang am Meeresgrunde 300 Fuß im Quadrat betragen, nach oben hin aber sich pyramidenartig (im Winkel von 75°) zuschrägen soll, und zwar so, daß diese Pfeiler, 40 Fuß über der Meeresfläche, noch 150 Fuß im Quadrat messen. Auf diesen Felsen-Fundamenten werden dann Thürme aufgeführt von 100 Fuß Durchmesser und 260 Fuß Höhe, auf deren höchster Höhe die Tubular-Brücke selbst, ähnlich wie die zwischen Wales und Anglesea, laufen soll. — Der neue Chalmers'sche Plan nun, der viel von sich sprechen macht, ist eigentlich nur eine Wiederaufnahme des Projektes Nr. 2. Er will, am Grund des Meeres hin, große Röhren legen, stark genug, eine Eisenbahn zu tragen und unterscheidet sich von seinen betreffenden Vorgängern nur dadurch, daß er vorgibt, zur Versenkung und Verfestigung der Tuben (Röhren) praktikablere Mittel gefunden zu haben. Welchem Plane der Vorzug gebührt, soll ich nicht verrathen, und in gleicher Lage mit mir werden sich Viele befinden. Die Kosten der verschiedenen Unternehmungen sind eben so verschieden wie die Projekte selbst. Das theuerste fordert 87,400,000 Lvr., also ungefähr 611,800,000 Thlr. oder das 5- bis 6fache der jährlichen Preußischen Staats-Einnahmen. Das billigste fordert bloß 10 Mill. Lvr., also gegen 70 Mill. Thlr., wofür es gewiß nicht zu haben ist. (N. Pr. Z.)

Würzburger Stadttheater

Donnerstag, 28. Novbr. Aus Anl
Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs wurde heu
Weber's bekannte und immer beliebte Jubel-Ou
einem recht passenden Prologe (von Herrn G
vorangeschickt; den Schluß dieses Prologes bildet
volles Tableau (Huldigung der verschiedenen E
dessen ausgezeichnetes Arrangement Hrn. Direkte
allgemeine Anerkennung in rauschendem Applau
vorrufen gezollt wurde. Hierauf folgte die
dine" von A. Lortzing. Man mag diesem
leicht nicht ganz ohne Grund vorwerfen, daß
Oper sich auf ein ihm fremdes Gebiet des E
Romantischen verstiegen habe, und daß sich des
an Bestimmtheit in Styl und Charakter des hero
gegenüber dem komischen und sentimentalen Theil
mehreren Nummern ausspreche; immerhin findet
als den reichbegabten Meister der Töne mit
Gefühl neben einer heitern Komik, geschickt in
und reich an Erfindung der herrlichsten und ge
lodien. — Die Aufführung war sehr befriedigen
die Rolle des Knappen „Veit" im Vergleich zu
Rollen besser besetzt seyn dürfen; denn Hr.
eine Stimme, die wenig ausgibt, heute auch
war und überhaupt wenig Portamento hat,
weiß er nicht mit Vortheil und mit Vortrag z
her kommt es, daß seine Leistungen immer etw
erscheinen müssen. Doch müssen wir zu seiner
erwähnen, daß sein Spiel heute, wenn auch n
von Mängeln, doch viel besser als in seinen fr
war. Ausgezeichnet waren dagegen die Leistun
Carina; Frln. Barth, HH. Lang und S
welche reichlich Beifall ernteten. Bezüglich
glauben wir bemerken zu dürfen, daß es zweck
würde, wenn am Schluß des 3. Aktes das a
schwinden und Versinken „Kühleborn's" mit „U
samer geschähe und dadurch das Fallen des Vor
einträte. Auch wurde im 4. Akt vor der S
Wolkenvorhang früher aufgezogen, als es nach
sition seyn sollte.

Literarische Notiz.

• „Silas Marner, der Weber von Ravelon"
Eliot, übersetzt von Jul. Frese (Verlag von Franz
lin). Es ist das innerhalb Jahresfrist das dritte
lesenden Publikum bereits rühmlichst bekannten Ve
wir in diesen Blättern Erwähnung thun. In eine
Rahmen gefaßt, als bei „Adam Bede" und der „M
ist das Bild, das uns hier vorgeführt wird; aber
Charakteristik, die uns dort anzog, dieselbe Feinhei
in der Schilderung des geistigen Entwicklungsgangs
tritt uns hier entgegen und bewirkt, daß Vorgänge
alltäglich und geringfügig vorkommen möchten, in
Lichte erscheinen. Der arme Weber von Ravelon
äußerlich so einförmig dahin floß, wird eben dadurch
das Buch einmal zur Hand genommen hat, eine
sönlichkeit, von der er sich nicht gerne mehr trennt,
zu welchem Ende sein Schicksal kam.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Kar

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 98. Sonntag den 8. Dezember 1861.

In der Prairie verirrt.

(Schluß.)

Einigermaßen gekräftigt durch diese dürftige Mahlzeit, prüfte ich meine Lage mit größerer Kaltblütigkeit als bisher. Es blieb mir nur ein einziger Entschluß übrig; ich mußte diese menschenleere Einöde verlassen. Mein Leben hing davon ab; je eher daher, desto besser. Aber welche Richtung hatte ich einzuschlagen? Das war das erste Problem, das mir zur Lösung vorlag. Ich sah nach der Sonne; sie war dem Untergehen nahe und wollte schon hinter dem Rand des Gebirgs verschwinden. Wir waren also westwärts gereist, um die verhängnißvolle Gegend zu erreichen, und um San Antonio de Bezar wiederzugewinnen, mußte ich ostwärts gehen. In der baumlosen Ebene bot sich nichts dar, das ich als festen Zielpunkt hätte annehmen können, und mein Schatten war daher mein einziger Kompaß. Meine Wanderung ging ostwärts; daher mußte ich immer Sorge tragen, daß Vormittags mein Schatten hinter mir, Nachmittags vor mir blieb. Außerdem gedachte ich meine Augen immer auf einem Punkt der Landschaft festzuhalten, um nicht von der geraden Linie abzuweichen. Ich brach daher auf, indem ich mir einen Zielpunkt wählte und ging darauf los, ohne links oder rechts abzuschweifen. So wanderte ich den ganzen Tag lang. Als die Nacht kam, hatte ich immer noch die grenzenlose Ebene vor mir, aber ich hatte wenigstens die Gewißheit, nicht von dem richtigen Wege abgewichen zu seyn, und das war ein großer Trost. Ich schlug mein Lager auf, ehe es ganz Nacht wurde, um Wasser zu suchen und Schnecken zu sammeln. Während der beiden ersten Tage fand ich diese beiden Stärkungsmittel ohne große Mühe; aber vom dritten Tage an wurden das Wasser und die Schnecken sehr selten und verschwanden bald ganz. Hunger und Durst fingen wieder an mich zu quälen, und ich mußte die gerade Linie verlassen, um Nahrung und Wasser zu suchen.

Von Zeit zu Zeit hörte ich ein Geräusch, wie einen fernen, dumpfen Donner, und dann kam eine Heerde wilder Pferde herangesprengt, die aber scheu bei mir vorbeiflog und verschwand, ehe ich Zeit fand die Flinte anzulegen. Dann und wann scheuchte ich auch einen Hirsch auf, aber leider stets außer Schußbereich. Mehrere Flüge Kraniche segelten hoch über mir durch die Lüfte und ich schoß nach ihnen. Obgleich ich glaubte, das Schrot auf ihr Gefieder schlagen zu hören, fiel doch kein einziger herunter. Das waren die einzigen lebenden Wesen, denen ich begegnete, mit Ausnahme der Hornkröten, widerwärtiger Thiere, die mir zu allen anderen Zeiten einen unüberwindlichen Ekel eingeflößt haben würden. Aber der Hunger quälte mich; ich bot alle Kraft auf, die ich noch übrig hatte, und ging nach diesem häßlichen Wild auf die Jagd.

Ich darf jedoch nicht vergessen, von den Coyoten zu sprechen. Diese Thiere folgten mir stets in einer gewissen Entfernung, fortwährend bereit, über mich herzustürzen und mich in Stücken zu reißen, sowie ich vor Mattigkeit hinsank. Ich wendete alle Mittel auf, um sie in den Bereich meines Gewehres zu locken, aber es blieb Alles vergebens; sie waren zu schlau und mißtrauisch, um sich von meinen Listen täuschen zu lassen. Sie folgten mir Schritt für Schritt und schienen meinen Tod vorauszusehen. So oft ich mich umwandte, um zu sehen, ob ich den Schatten immer noch hinter mir hätte, sah ich sie stets in einer gewissen Entfernung folgen, und die ganze Nacht hörte ich die Raubthiere mich mit ihrem schrecklichen Geheul umkreisen. Auch die Hornkröten hörten auf, wie das Wasser und die Schnecken. Je weiter ich in der Prairie vordrang, desto mehr griffen mich Ermüdung, Hunger und Durst an. Aber immer noch schleppte ich mich fort. Das Geräusch, mit dem ein Kranich aufflog, schlug an mein angespanntes Trommelfell wie Donnerrollen und durchschütterte mein schwaches Gehirn. Die Ausdünstungen der Erde berauschten mich wie zu starke Parfüme; von dem Hauche des Windes wankte ich wie ein Betrunkener. Seltsame Hallucinationen fingen zuweilen an, meine Sinne zu berücken. Ich glaubte auf der Prairie ein Kriegsheer mit vielen bunten Farben zu sehen; ich erblickte in der Ferne große, in der Sonne glänzende Seen; trügerische Sinnentäuschung, die sich immer mehr von mir entfernte, sowie ich mich ihr zu nähern suchte.

Aber hauptsächlich des Nachts nahm Alles rings um mich phantastische Gestalten an. Die Sterne schossen mit Pfeilen nach mir, der Mond zeigte mir die Zähne; ich fror, ich zitterte, es war mir, als ob ich in ein Eismeer getaucht wäre, und das Geheul der Wölfe nahm ich für das Tosen der Wellen und des Sturmes. Das Blut kochte mir in den Adern und dennoch waren meine Eingeweide eiskalt, als ob sie schon im Tode erstarrt wären. Dann kam es mir vor, als wäre ich in zwei Stücke geschnitten, mein Rumpf war nicht mehr vorhanden, und ohne ihn bewegten sich meine Beine vorwärts. Dann weckten mich die Qualen des Hungers wieder aus meinen halbbewußtlosen Träumen, ich fühlte mich von blinder Wuth ergriffen und warf mich verzweiflungsvoll in das Gras nieder. Aber dennoch sprang ich immer wieder auf und wanderte weiter; denn die Bewegung

verminderte einigermaßen meine Schmerzen. Es war eine mir unerklärbare Erscheinung, daß mein geschwächter Körper von Zeit zu Zeit seine Kraft und seine Elasticität wiedergewann, wenn ihn, von meiner Phantasie heraufbeschworen, ekstatische Visionen täuschten. In den Augenblicken, wo ich den Schmerz vergaß, sah ich, wie in einem Zauberpanorama, die glücklichsten Scenen meines frühern Lebens vor mir sich entrollen. Aber aus diesen Träumen erwachte ich wieder zum Leben, und zu welchem Leben!

So wanderte ich noch zwei lange Tage! Meine Flinte hatte ich immer noch behalten, aber ihre Schwere drückte mich nieder und verursachte mir bittere Qualen: manchmal bildete ich mir ein, daß die Schulter, auf der ich sie trug, bis auf den Knochen aufgerieben sey. Mehr als einmal kam ich in Versuchung, mich der schweren Bürde zu entledigen; aber immer widerstand ich; denn ich konnte den Gedanken nicht ertragen, ungerächt zu sterben und wollte, wenn ich auf Comanchen stieß, wenigstens kämpfend fallen. Außerdem besaß ich in dem Gewehr das einzige Mittel, die Coyoten fern zu halten, und nichts erschien mir gräßlicher, als die Aussicht, diesen wilden Thieren zur Beute zu fallen.

Halbtodt von Hunger, Durst und Ermüdung fühlte ich mich unfähig, länger gegen mein widriges Schicksal anzukämpfen, als ich plötzlich in der Ferne etwas erblickte, was mir wie eine Baumgruppe erschien. Bei diesem Anblick raffte ich alle meine noch übrige Kraft zusammen, ich vergaß einen Augenblick alle meine Leiden und eilte mit dem freudigen Rufe: „Wasser! Wasser! Wasser!" auf die Gruppe los. Der Boden hob sich wellenförmig, und nach Verlauf einer Stunde hatte ich die nächste Bodenwelle erreicht, die mit Gestrüpp bedeckt war, und erblickte an ihrem Fuß eine die Sonnenstrahlen zurückspiegelnde Fläche. Es war ein Bach! Ich warf meine Flinte hin, um rascher laufen zu können und stürzte mich wie ein Wahnsinniger in das heißersehnte Wasser. Wiederholt tauchte ich den Kopf bis an die Schulter in dasselbe. Aber entsetzlich! Das Wasser war salzig wie Meerwasser. Bei dieser schrecklichen Entdeckung stieg mir das Blut in den Kopf, Alles drehte sich im Kreise und bewußtlos sank ich auf die Erde hin.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Die Kälte des Wassers, in welchem ein Theil meines Körpers lag, weckte mich endlich aus dieser Erstarrung. Wie ich wieder zur Besinnung kam, fühlte ich mich ruhiger, als ich seit mehreren Tagen gewesen war; es wurde klarer in meinem Geiste und dennoch waren alle Hoffnungen verschwunden. Ich glaubte es wenigstens und diese Gewißheit gab mir meine Kaltblütigkeit zurück. Ich dachte an die unerhörten Anstrengungen, die ich zur Erhaltung eines so elenden Daseyns gemacht hatte, und dabei zuckte ein verächtliches Lächeln um meine Lippen. „Ist es nicht Wahnwitz", sagte ich zu mir, „sich so gegen ein unabwendbares Schicksal zu sträuben? Ich füge mich und will sterben. Was ist übrigens der Tod Anderes, als Schlaf und das Ende aller Leiden?"

Nur noch ein letztes Verlangen fühlte ich, nämlich auf weichem Moose ausgestreckt, im Schatten hoher Bäume, sanft zu verscheiden. Freilich gehörte dazu noch eine äußerste Anstrengung und ich versuchte sie; aber meine Schwäche war zu groß und zu wiederholten Malen sank ich zusammen und blieb dann eine Weile liegen. Aber der Wunsch, auf dem Moosbett zu sterben, gewann so sehr über jeden andern die Ueberhand, daß ich noch auf Händen und Knien fortkroch und so doch endlich die Baumgruppe erreichte, nachdem ich unterwegs noch mein weggeworfenes Gewehr wieder mitgenommen hatte. Ich wollte in Frieden sterben, und die Flinte war mir unentbehrlich, um die Coyoten fern zu halten.

Unter einem der großen Bäume, auf grünem Rasen, den Kopf an die bemooste Rinde gelehnt, die Flinte neben mir, streckte ich mich aus. Meine Augen schlossen sich, eine unbeschreibliche Mattigkeit bemächtigte sich meiner. Ich fühlte, daß ich nicht wieder aufstehen würde, und dennoch war ich glücklich. Meine Schwäche hatte auch das Fieber gemildert und es war nur von ihm der angenehme Rausch zurückgeblieben, der meinen Geist wie in Traumesbanden gefangen hielt. Liebliche Wesen umschwebten mich; die Wolken thaten sich auf und Engelsgesichter blickten lächelnd auf mich herab. Ein Sonnenstrahl bahnte sich einen Weg durch das dichte Laub des Baumes, unter dem ich lag und traf mein Gesicht. Das glänzende Licht zwang mich, die Augen aufzuschlagen und ich blickte in die Höhe.

Grade über mir, höchstens 5 — 6 Fuß, stand ein Reh, halb in den Zweigen versteckt. Bei diesem Anblick verschwand meine Resignation, das Gefühl der Wirklichkeit kehrte zurück und mit ihm die Liebe zum Leben. Wenn es mir gelang, das Thier zu tödten, so wurde es mir vielleicht doch noch möglich, Bexar zu erreichen. Ich dachte einige Augenblicke über die Mittel nach, mich des Rehes zu bemächtigen, und mein Entschluß war bald gefaßt. Mein Gewehr lag neben mir und ich konnte mich dessen bedienen; aber würde ich auch die gehörige Kraft dazu besitzen? Ich versuchte es und seltsam genug, obgleich vorher zu schwach gewesen war, um nur einen Finger zu bewegen, konnte ich auf einmal meine Waffe mit ziemlich fester Hand ergreifen und auf das Wild anschlagen, ohne es durch eine unnütze Bewegung zu verscheuchen.

Ich drückte ab, der Schuß ging los und in demselben Augenblick fiel das Reh todt auf meine Brust. Ich richtete mich sofort zum Sitzen auf, zog mein Messer und zerschnitt das Thier in kleine Stücken, die ich ganz roh, ohne jede Zubereitung, hinunterschlang. Mit den Kräften kehrte das Vertrauen zurück; ich sprach halblaut ein kurzes, aber inbrünstiges Gebet, voll Dank gegen die Vorsehung, deren göttliche Hand ich in dieser unverhofften Hülfe erkannte, und streckte mich wieder auf dem Moose aus, wo ich in tiefen Schlaf versank.

Vierundzwanzig Stunden dauerte dieser Schlummer, so weit ich wenigstens nach der Sonne urtheilen konnte. Ich verzehrte die Reste des Rehes und fühlte mich im Stande, meine Wanderung fortzusetzen. Als ich aufzustehen versuchte, war es mir, als ob ich an den Boden gefesselt wäre; aber durch eine übermenschliche Anstrengung bezwang ich meine Schmerzen und stand bald aufrecht. Nur mit wankenden Schritten konnte ich gehen, aber ich verlor die Hoffnung nicht.

Nachdem ich zwei Stunden marschirt war, sah ich von weitem drei Reiter, die eine Heerde vor sich her trieben. Dieses Zusammentreffen überraschte mich nicht, ich erwartete es fast; denn ich hatte Gott wieder vertrauen gelernt und war überzeugt, daß er mich nicht verlassen würde, seitdem er mich aus der letzten Noth errettet hatte. Die drei Reiter kamen mir entgegen, und ich erkannte in ihnen Mexikaner. Ueberzeugt, daß ich durch sanfte Mittel nichts von ihnen erlangen würde, versteckte ich meine Flinte unter mein Jagdhemd und ließ sie bis auf gute Flintenschußweite herankommen. Als

sie ungefähr dreißig Schritt von mir waren, schlug ich auf sie an. Ganz erschrocken machten sie Halt und zeigten Lust umzukehren und im Galopp davon zu reiten; aber wir Amerikaner hatten uns bei den feigen Mexikanern so in Respekt gesetzt, daß sich die Drei eines Andern besannen und zitternd stehen blieben, als ich ihnen zurief, mich herankommen zu lassen, wenn sie nicht niedergeschossen seyn wollten. Ich ging jetzt auf sie zu und nöthigte den von den drei Reitern, der mir das beste Pferd zu haben schien, abzusteigen und mich im Sattel Platz nehmen zu lassen. Dann winkte ich ihnen mit der Hand Lebewohl zu und ließ sie, ganz verblüfft über das Abenteuer, zurück.

Das Traben des Pferdes, auf dem ich jetzt saß, verursachte mir bald fürchterliche Qualen; ich sank fast in Ohnmacht und da ich kaum wußte, was ich that, ließ ich die Zügel fallen und ergriff mit beiden Händen den Sattelknopf.

Ich erinnere mich noch, daß mich unsere Schützen am Thore von Bexar empfingen und daß eine Stimme ausrief: „Der arme Junge, ich glaubte nicht, daß ich ihn wiedersehen würde!"

Man hob mich vom Pferde und legte mich auf ein gutes Bett, wo meiner sorgliche Pflege wartete. Ich war gerettet.

Von meinen Begleitern auf dem Jagdzuge nach dem San-Saba-Gebirge waren zwei im Gefecht mit den Comanchen geblieben, einige Andere hatte man für todt auf dem Platze zurückgelassen und einer war in die Hände der Indianer gefallen und an den Folgen der Scalpirung gestorben. Ich war also noch recht glücklich davongekommen.

Der Bataillons-Koch.

Humoreske aus dem Militärleben

von

C. A. König.

Es war ein trüber, winterlicher Herbstmorgen. Die Offiziere und Unteroffiziere hüllten sich dicht in ihre Mäntel, und suchten den eisigen Hauch des Nordost, der schneidend über die Wälle fegte, so gut als möglich fern zu halten; nur den Musketieren, die stumm und geduldig auf dem ihnen angewiesenen Fleckchen stehen mußten, wurde das Vergnügen, den rauhen Gesellen vorbeipfeifen zu hören, ganz und ungehört zu Theil. Hier und da, wenn das Kommando: „Rührt Euch!" gegeben wurde, versuchten es zwar einige, durch heftiges mehrmaliges Uebereinanderschlagen der Arme, und emsiges Stampfen des Fußbodens mit den unteren Extremitäten, die Cirkulation des halb erstarrten Blutes wieder zu beschleunigen, doch nützte dieß nur wenig, die Mehrzahl von ihnen fügte sich deßhalb ruhig in das Unvermeidliche und tröstete sich mit den Gedanken, daß das Exerziren ja ein Ende nehmen, und alsdann ein tüchtiger Schluck Feuerwasser den inneren Körper rasch wieder erwärmen und beleben würde.

In der Bataillonsküche, deren vergitterte Fenster einen dichten grauen Dampf ausströmten, war es doch etwas gemüthlicher. Wenn auch die nassen, kalten Steinplatten den Füßen eben keinen angenehmen Aufenthalt boten, so hauchten doch die großen Oefen eine nicht zu verachtende Wärme, und die beiden riesigen Kessel ein wenn auch eben nicht liebliches, doch immerhin erträgliches Aroma aus.

Das leuchtete dem Musketier Ritter, der an einem dieser Kessel, in welchem die Bohnensuppe für dreihundert Mann wallte, stand, wie es schien, ebenfalls ein; denn nach einem flüchtigen Blick auf den gegenüber liegenden Wall und die gerötheten Nasen seiner Kameraden, die dort die eiskalten Flinten handhabten, ergriff er wieder mit einem leisen Schaudern die große Rührstange und fuhr damit emsig in der Suppe herum. „Es mag nun seyn, wie es will," murmelte er, „hier ist es doch besser, als da oben, und ob sie mich auch „Küchenhammel" und „Kessel-Calefaktor" nennen, möchte ich doch nicht mit ihnen tauschen." — „Ritter, lasse Er die Bohnen nicht anbrennen!" schrie in diesem Augenblick der Unteroffizier, der die Aufsicht in der Küche führte. „Ich glaube wahrhaftig, es ist schon geschehen, he?" — „Gott behüte," erwiderte der Musketier, „ich rühre ja, daß mir der Arm lahm wird." —

— „Na, ich will es Ihm auch nicht rathen, wenn Er sich ein solches Vergehen zu Schulden kommen ließe, könnte Er, statt in Urlaub, in's Loch spazieren. — Heiliges Gewitter," fuhr er näherkretend fort, „wann hat Er seinen Küchenanzug zuletzt gewaschen? An dem ist ja kein Grund mehr zu finden; schämt Er sich denn nicht, mit solchen Kleidern in der Küche zu stehen? Mit der Ofenzange sollte man Ihn nicht anfassen, Er infamer Dreckhammel, aber warte Er, das soll mir anders werden!" — Ritter ließ diesen Zornausbruch kaltblütig über sich ergehen, solche Ausdrücke und Titel waren in der Küche etwas Alltägliches, ihm längst Gewohntes, und mochten sie noch so derb ausfallen, er zuckte nur leicht die Achseln darüber und ging mit unerschütterlicher Gemüthsruhe seinen gewohnten Weg fort. Auch jetzt rührte er ruhig weiter und begnügte sich damit, einen etwas verächtlichen Blick auf den Vorgesetzten zu werfen, welcher trotzdem, daß er schon seit zwei Jahren die Aufsicht in der Küche führte, noch immer spindeldürr war. —

„Herr Gott, der Major!" schrie der Unteroffizier plötzlich, indem er mit seinem Geschäft, das Fleisch in Portionen zu vertheilen, inne hielt, „er steuert auf unsere Küche zu, Gott sey uns gnädig!"

„Daß der Wütherich auch gerade heute kommen muß!" brummte Ritter, „der Henker mag es wissen, nirgend hat man Ruhe!"

Kaum waren die Worte über seine Lippen, als der Gefürchtete auch schon eintrat. „Mohrenelement", donnerte er, „wer unter euch Schmutzfinken läßt das Essen anbrennen? Ihr Sakraments-Faullenzer habt wohl Lust, im Arrest etwas von Eurem überflüssigen Fett zu verlieren, na wartet, das Vergnügen kann Euch zu Theil werden! He, Unteroffizier, wie heißt das Kameel, das dort im ersten Kessel rührt?" — „Musketier Ritter von der 4. Kompagnie", antwortete der Gefragte, indem er einen Versuch machte, dem Major, der ihn um einen Kopf überragte, in's Gesicht zu sehen. — „Brust heraus! Kopf in die Höhe, Unteroffizier! Glauben Sie, in der Küche sey keine militärische Haltung zu beobachten? — Ritter, trete Er hieher!" — Zögernd kam der Gerufene, nachdem er die Rührstange einem Kameraden übergeben hatte, heran. Der Major betrachtete ihn lange, und mit jeder Sekunde wurde sein stierer Blick glühender. Endlich platzte er heraus: „Hat wohl je ein Mensch ein solches schmutziges fetttriefendes Ungethüm gesehen? In unseren zi-

vilisirten Ländern gewiß nicht, da müßte man bei den Hottentotten suchen, wenn man zu diesem Fettkoloß ein Pendant finden wollte! — Komm Er mit, seine Kompagnie exerzirt da oben auf dem Walle; ich will Ihn seinen Hauptmann vorstellen, der wird Freude an Ihm haben!" — Der Hauptmann v. Großmann hatte die Kompagnie in einzelnen Abtheilungen seinen Unteroffizieren übergeben, welche ihr Möglichstes leisteten, den Musketieren militärische Haltung, Stellung und Griffe beizubringen, wobei sie es gelegentlich nicht verschmähten, außer ihren Kraftausdrücken auch hier und da noch eine kleine Nachhülfe mit der Faust oder den schwerbestiefelten Füßen anzuwenden. Der Hauptmann selbst stand mit seinem Feldwebel und dem Secondelieutenant v. Steinhauer in einer Redoute, und erzählte einige seiner Erlebnisse aus dem jüngsten Manöver.

Er war ein kleiner hagerer Herr, der ganz und gar nicht in die Uniform zu passen schien. Dies schien er auch selbst zu fühlen, wenigstens verriethen die etwas herabhängende Unterlippe und die scheuen Blicke, die er häufig um sich warf, eine gewisse Aengstlichkeit, als bange ihm davor, einmal in den Fall kommen zu können, von seinem Degen, der sich gegen die Beine seines Eigenthümers stets sehr störrig und widerspenstig zeigte, einen anderen als friedlichen Gebrauch machen zu müssen. Er hatte vor seinen Vorgesetzten einen sehr großen Respekt, und dazu das Unglück, daß er in ihrer Gegenwart stets in Verwirrung gerieth. Dieß gab natürlich bei Paraden und Besichtigungen manchen Anlaß zu falschen Kommando's und sonstigen Fehlern, und aus diesen entsprangen hinwiederum zahlreiche Vorwürfe und mitunter recht derbe Wischer. Der Hauptmann steckte diese geduldig ein, und da er Rache dafür an seinen Vorgesetzten nicht nehmen konnte, so machte er seinem gerechten Grimme den Untergebenen gegenüber Luft; die Folge davon war, daß der Hauptmann schon in Furcht gerieth, wenn er die Epauletten eines Stabsoffiziers in der Ferne schimmern sah, seine Leute aber durch die vielen ungerechten Quälereien unwillig und mißgelaunt wurden. Daß er selbst an dem Starrsinn seiner Leute, den diese bei jeder Gelegenheit an den Tag legten, die Schuld trug, sah der Hauptmann nicht ein; je schlechter seine Kompagnie exerzirte, desto mehr Dienst gab er ihr und verminderte denselben auch selbst dann nicht, wenn einmal eine Parade tadellos von Statten gegangen war. In Folge dessen blieb die 4te Kompagnie die schlechteste des Regiments, und sowohl der Oberst als auch der Major ließen dieß dem Hauptmann und den Leuten deutlich fühlen.

Der Hauptmann hatte eben eine kleine Episode aus dem Manöverleben erzählt, als der Feldwebel um die Ecke der Redoute spähte, gleich darauf aber wieder den Kopf zurückzog und seinem Vorgesetzten die Ankunft des Majors, dem ein Gemeiner folge, ankündigte. Das Antlitz des Hauptmanns überzog Leichenblässe, er machte einen Versuch, seinem Körper eine militärische Haltung zu geben, der jedoch vollständig mißglückte, und schon hatte er den verzweifelten Entschluß gefaßt, sich mit schleunigen Schritten vom Walle zu entfernen, um dem Gestrengen auszuweichen, als dieser plötzlich vor ihm stand.

„Also hier trifft man die Herren?" begann der Major, einen entrüsteten Blick auf den bestürzten Hauptmann werfend, „die Soldaten müssen sich die rauhe Herbstluft um die Nasen pfeifen lassen, und die Herren Offiziere kriechen in die Ecken. Ich werde morgen mit dem Herrn Kommandanten darüber sprechen, ob hier nicht einige heizbare Wachthäuser angelegt werden können," fuhr er, den riesigen Schnurrbart streichend, sarkastisch fort; „es wäre Jammerschade, wenn einem der Herren Offiziere meines Bataillons das Unglück begegnete, während der Uebung auf dem Walle zu erfrieren." — Der Hauptmann wagt es nicht, seinen Blick zu erheben, er zog die Schultern zusammen, ließ den Kopf auf die Brust sinken, und erwartete so in demüthiger Stellung die weitere Entladung des Gewitters, welches drohend über seinem Haupte hing. Lieutenant und Feldwebel wollten sich entfernen, doch ein Wink des Majors gebot ihnen, zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

ſſ Würzburg, 5. Dez. Es gibt Leute, die für ihr Geld einmal herzlich lachen wollen, wenn sie ins Theater gehen, und es gibt wieder Andere, die für ihr Geld recht tüchtig erschüttert werden wollen. Für Solche von dieser letzteren Gattung war das gestrige Schauspiel, „Treue Liebe" von Ed. Devrient ganz gemacht, und obendrein geht die Geschichte, nachdem man fünf Akte hindurch gründlich erschüttert und gerührt worden ist, ganz gut aus; „sie kriegen sich" und die gefühlvollen Zuschauerinnen können sich getrost die vorher vergossenen Thränen aus den Augen wischen und vergnügt nach Hause gehen. Mehr kann man doch nicht verlangen! Mehr aber leistet das Stück auch nicht: dem Effekt ist in demselben alles Andere: Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und guter Geschmack geopfert. Warum erkennt Ferdinand die todt geglaubte Braut im ersten Akt nicht, wo er ihr auf Armeslänge nahe steht? Blos damit noch 4 Akte angehängt werden können. Warum nicht im zweiten, im vierten Akt? Gleiche Frage, gleiche Antwort. Die armen Seelen müssen ja erst die vorgeschriebenen fünf Akte durchgequält werden, bevor sie in den Hafen der Glückseligkeit einlaufen dürfen. Jedermann, auch ein Kind muß es von Anfang an wissen, daß Marie Ferdinands todtgeglaubte Braut ist; nur er, der arme Mann, der mit der Nase hundertmal darauf gestoßen wird, nur er merkt es nicht, bis im 5. Akt endlich ihm das Licht in aller Form aufgesteckt wird! Dazu ist der salonmäßige Dialog, der gleichsam den Grund bildet, auf dem die ganze schauerlich-romantisch-sentimentale Geschichte geschildert wird, großentheils so alltäglich platt, fad und trivial, daß man sich oft eines gewissen Ekels nicht erwehren kann. Das Stärkste in diesem Punkt wird im 5. Akt geleistet, wo Ferdinand, eben im Begriff, seiner zweiten Braut die ernsteste, folgenschwerste Erklärung zu machen, doch noch Zeit und Lust findet, mit dem Kammerherrn über dessen Reitpferd seichte Witze zu machen. Das Stück war neu einstudirt worden; das wäre es, unsres Bedünkens, nicht werth gewesen. Der gute Geschmack wird dadurch wenigstens sicher nicht gefördert. Die Aufführung war befriedigend; sehr gut spielten namentlich Frln. Wulff (Marie) und Frln. Barth (Kammermädchen).

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 99. Mittwoch den 11. Dezember 1861.

Der Bataillons-Koch.

(Fortsetzung.)

„Sie sind Menage-Offizier“, hob der Letztere nach einer Weile wieder an, „es scheint mir aber, als ob Sie die Küche eben nicht fleißig besuchten. Heute Morgen wandelte mich einmal die Lust an, einen Blick hinein zu werfen und ich danke Gott, daß ich es gethan habe. Hier“, fuhr er fort, indem er auf den Musketier Ritter zeigte, der einige Schritte hinter ihm stand und wie Espenlaub zitterte, „bringe ich Ihnen einen Vogel aus jenem Käfig. Sehen Sie das Ungethüm einmal an, und wenn Ihnen nur der geringste Theil von Phantasie geblieben ist, werden Sie sich einen Begriff davon machen können, wie es in dem Käfig aussehen muß, in dem solche Schmutzfinken nisten. — Nun? — Hauptmann von Großmann, ich ersuche Sie, den Kerl anzusehen!“

Der Hauptmann schaute auf, wandte aber alsbald seinen Blick entsetzt wieder ab, denn in dem dastehenden Musketier hatte er sofort einen Mann von seiner Kompagnie erkannt.

„Sie werden zugeben, Herr Hauptmann, daß es ein schönes Exemplar ist, schade, daß sich hier keine Maler-Akademie befindet, ich würde den Millionenhund auf acht Tage her kommandiren, damit die Herren Maler, die zur Reise weder Zeit noch Geld haben, sich einen Begriff von einem Eskimo machen könnten. — Feldwebel, bringen Sie den Kerl einmal her, er hat mehr Fett auf seinem schmierigen Rocke, als das ganze Bataillon in einer Mahlzeit verzehrt!“ — Der Feldwebel lächelte Ritter nichts weniger als freundschaftlich zu, faßte ihn unsanft in's Genick und brachte ihn vermittelst einiger Stöße in den Rücken näher. „So — halt!“ kommandirte der Major, „drei Schritt von meinem Leibe! Nun betrachten Sie den Kerl, meine Herren, gleicht er nicht einem lebenden Fettklumpen? Die fuchsigen Haare, die kleinen Augen, die Backen, die eines Posaunenengels würdig wären, die schmierigen Pavianspfoten, das Alles glänzt, als ob der Kerl sich auch noch mit Fett eingerieben hätte! Wahrhaftig, wenn der einmal als Reservist in seine Heimath zurückkehrt, werden die Leute glauben, die Kompagnie, bei der er gestanden hat, wäre eine große Mästungsanstalt! Freilich können sie nicht wissen, daß dessen Eingeweide das Fett, welches für hundert und fünfzig Musketiere bestimmt war, tagtäglich verschlungen haben! Und nun betrachten Sie seinen Anzug, — das soll ein Küchenanzug seyn! Die Stiefel sind vielleicht vor einem Jahre zum letztenmal gewichst worden, Rock und Hose sehen aus, als habe man sie schwarz färben gewollt und um einige Minuten zu früh aus dem Farbkessel genommen, und die Mütze, — nein, die Mütze! Feldwebel, thun Sie mir den Gefallen und bringen Sie die Mütze einmal.“ — Der Feldwebel faßte das benannte Bekleidungsstück behutsam an, wandte es einigemal um und übergab es dem Major.

„Heiliges Gewitter“, fuhr dieser auf, „Hauptmann, solche Mütze muß man also in Ihrer Kompagnie finden? Wenn ich nicht wüßte, daß dieser Eskimo bei der Infanterie, leider Gottes bei meinem Bataillon, diente, ich zerbräche mir vielleicht den Kopf darüber, welcher Truppentheil die Ehre hätte, diesen Mastochsen sein zu nennen; da sehen Sie einmal her, die ganze Mütze, Tuch und Futter, eine Farbe, eine einzige fettglänzende Kruste, sogar das ursprüngliche Weiß in der Kokarde ist pechschwarz.“

„Und Sie als Menage-Offizier dulden einen solchen Schmutzfinken in der Küche? Ich begreife das nicht, jeder Soldat muß ja einen wahren Abscheu hegen, einen Löffel von der Suppe zu essen, welche er aus den Händen dieses Orang-Utang empfängt; und dazu ist er ein Mann von Ihrer Kompagnie! — Aber ich sehe, ich werde wohl einmal dreinfahren müssen, und das soll jetzt geschehen! Ich werde von heute an täglich die Küche besuchen und wehe dem, der mir nochmals Anlaß zu solchem Aerger gibt! — Heute Nachmittag um 3 Uhr will ich die Mannschaft Ihrer Kompagnie im Appellanzuge, mit sämmtlichen Waffen und Bekleidungsgegenständen in der Hand, sehen: — da wird manche schöne Drilljacke zum Vorschein kommen, von den Halsbinden, die bei jenem Ungeheuer auch ein Muster von Propreté seyn muß, gar nicht zu reden!“ —

— Der Major hatte rasch gesprochen, und mit jedem Satze sein Zorn sich gesteigert, eine dunkle Purpurröthe übergoß sein Antlitz, und er machte nun eine kleine Pause, um sich zu erholen. — „So“, fuhr er nach einer Weile fort, indem er seine noch immer glühenden Augen fest auf den Musketier Ritter richtete, der barhaupt, zitternd vor Kälte, dastand, „trete Er einen Achtelszoll näher! Ich glaube wahrhaftig, den Kerl friert's, das Fett ist Ihm gewiß geronnen, na, schadet nichts; wir werden's wieder flüssig machen. Feldwebel, nehmen Sie den Kerl mit, in die Küche kommt er nicht mehr, die Herrlichkeit hat ein Ende, lassen Sie ihn gehörig reinigen, und wenn er's selbst nicht kann, kommandiren Sie sechs Mann, die ihm helfen, — mit Sand und Stroh wird's wohl gehen. Sobald seine Hautfarbe wieder an's Tageslicht gekommen ist, wandert er in Arrest, und zwar für fünf Tage, wegen fahrlässiger Behandlung königlicher Mon-

tirungsstücke und fortgesetzter Unsauberkeit; alsdann tritt er in die Kompagnie zurück. Daß Sie von nun an Ihr besonderes Augenmerk auf den Kerl richten werden, Herr Hauptmann, das habe ich wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen. — Adieu!" —

Der Hauptmann athmete erleichtert auf, schaute dem mit großen Schritten davoneilenden Vorgesetzten eine Weile nach und wandte sich alsdann zu dem Delinquenten, der, von den Fäusten des Feldwebels gefaßt, mit der Miene eines verurtheilten Verbrechers vor ihm stand.

„Er infamer Hallunke", donnerte er ihn an, „wie kann Er es wagen, sich in einem solchen unvorschriftsmäßigen, unsauberen Anzuge vor dem Herrn Major zu zeigen? — Na, warte Er, ich werde Ihn kuranzen, daß Er bald wieder so mager seyn soll, wie ein Droschkengaul! Urlaub will Er haben? Ich werde Ihm Urlaub verschaffen, aber nicht um nach Hause zu spazieren, sondern in's Loch, — heute heraus, morgen wieder hinein, Er soll Freude an dem Tanz haben! — Feldwebel, führen Sie den Kerl ab und nehmen Sie sofort sechs Mann mit, denn ohne Hülfe wird die Fettkruste von seinem Elephantenleder nicht weichen!"

Der Angeredete zeigte grinsend seine Zähne, suchte sechs stämmige Musketiere aus und verließ mit der kleinen Gesellschaft den Wall, um ein Experiment vornehmen zu lassen, dem Ritter mit unbesiegbarer Angst entgegenging.

* * *

Der fünftägige Arrest war abgebüßt und Ritter verließ, mit allerdings etwas bleichen, eingefallenen Wangen, das dumpfe Lokal und meldete sich bei dem Feldwebel. „So", sagte dieser, nachdem er einen prüfenden Blick auf seinen Untergebenen geworfen hatte, „das scheint etwas geholfen zu haben, — die erste Fettlage ist fort, mit der Zeit werden die anderen auch schwinden und seine dürren Knochen wieder zum Vorschein kommen! Es muß Ihm doch eigentlich angenehm seyn", fuhr er grinsend fort, „daß er auf dem kürzesten Wege von dem Fettüberflusse befreit wird, und somit seine Unbeholfenheit verliert; — na, gelenkig wird Er schon werden, wenn Er einige Tage auf dem Walle herumgetanzt hat. — Eine tröstliche Nachricht kann ich Ihm noch geben, nämlich daß Er vom Unteroffizier Zange von Reveille bis Zapfenstreich, und wenn nöthig, auch noch etwas länger, vorgenommen wird! Er kennt doch den Unteroffizier Zange? Der spaßt nicht und wird bald wieder Leben in Ihn bringen! — Jetzt scheere Er sich in seine Stube!" — „Herr Feldwebel", — begann Ritter schüchtern. — „Nun was ist? Was will Er?" — „Wie ist es mit dem Urlaub?" — „Bomben und Granaten, ist Er verrückt geworden? Glaubt Er wirklich, es fiele jetzt noch Urlaub für Ihn ab? Nein, das ist doch zu toll, warum will Er denn eigentlich Urlaub haben? Lasse Er einmal hören, wie weit seine Verrücktheit schon vorgeschritten ist; — wahrscheinlich bildet Er sich ein, Er solle zum deutschen Kaiser gewählt werden, he?"

Ritter sah den Vorgesetzten verlegen an. „Meine Schwester hat in der nächsten Woche Hochzeit", stotterte er. — „Oh! — Also deßhalb? Na, Seine Schwester wird doch wohl Ihn nicht heirathen, daß Er dabei zugegen seyn muß? Glaubt Er, deshalb würde er Urlaub bekommen? Nein, guter Freund, den Gedanken schlage Er sich nur aus Seinem dummen Schädel, — und wenn Er selbst heirathen müßte, versteht Er, müßte, — Urlaub bekäme Er drum doch nicht!" — Ritter ließ sich aber so rasch nicht abweisen. „Wenn der Herr Feldwebel," begann er wieder, „die Güte haben wollten, mir behülflich zu seyn, ich wäre gewiß nicht undankbar."

„Dank? — Ich verlange von Ihm keinen Dank; meinetwegen mag Er zum Hauptmann gehen und Sein Glück versuchen, aber komme Er nicht mit einem solchen unsinnigen Grunde! Wenn Er nichts Besseres zu ersinnen weiß, kann Er nur ruhig hier bleiben! Ich will übrigens sehen, was ich in der Sache thun kann."

Ritter ging hinaus, trat keck in die Stube unter seine lächelnden Kameraden, die ihn wie ein Wunderthier betrachteten, und setzte sich alsdann hin, um Helm und Säbel zu putzen.

Während dieser Beschäftigung erfuhr er, daß die Kompagnie vier Wochen hindurch Tag für Tag mit ihren sämmtlichen Sachen auf Appell mußte. „Und das Alles, sagten die Kameraden mit zornigen Seitenblicken, „wegen einem Küchenschmutz." An Ritter prallte dieser Vorwurf ab; mochten sie sagen, was sie wollten, brummte er, wenn er nur Urlaub erhielte, das Andere ging ihn dann ja nichts mehr an. Urlaub aber mußte er haben, denn nicht nur die Hochzeit seiner Schwester machte ihm denselben so sehr wünschenswerth, es trat noch der Umstand hinzu, daß am Sonntage nach der Hochzeit in seinem Dorfe das Schützenfest gefeiert wurde, und das durfte er doch nicht versäumen! Er war früher dabei einer der Hauptthelden gewesen, beim Stangenklettern, Sacklaufen, überhaupt bei allen Volksbelustigungen, die bei dieser Gelegenheit stattfanden, hatte er sich unter den Siegern befunden und manchen Groschen dadurch verdient. Freilich, derzeit war er gelenkiger als jetzt, doch meinte er, das sey kein Grund, deßhalb jetzt ganz von der Theilnahme an diesen Belustigungen abstehen zu müssen.

Endlich hatte er Helm und Säbel geputzt, rasch wusch er sich, kämmte die Haare recht glatt, verwandte eine außerordentliche Sorgfalt auf die Herstellung der vorschriftsmäßigen Haken, die vom Ohre auf's Auge zu liegen mußten, bürstete Rock und Hose sauber ab, legte Helm und Säbel an, und begab sich alsdann mit etwas bange pochendem Herzen in die Wohnung des Hauptmanns. — — —

Der Hauptmann v. Großmann hatte seinen Mittagsschlaf beendet. Mit einem tiefen Seufzer erhob er sich von dem alten gichtbrüchigen Kanapee, welches seine Freude über diese Erleichterung durch ein lautes Krachen kundgab, und trat vor den Spiegel, wie es schien, um die Linien zu beobachten, die ein lange anhaltendes Gähnen in seinem Gesichte zog. Dann ergriff er seine lange Pfeife, holte aus einem kleinen Wandschränkchen die gegossene Tabaksdose und ein zweiter Seufzer entfuhr ihm, als er durch einen Griff in dieselbe den unbedeutenden Vorrath seines Tabaks wahrnahm. „Wo das noch hinaus soll, das weiß ich wahrhaftig nicht," murmelte er, während er die Pfeife stopfte, „heute ist erst der zwanzigste und schon sind Geld und Tabak zum Teufel! — Was nun? — Pumpen? Damit hat's gute Wege, das hat schon längst aufgehört. Darben? — Das ist hart, sehr hart; — nicht rauchen dürfen, nein, das ertrage ich nicht! — Ja das Leben ist schön, aber kostspielig! Und dazu dieser tolle Major," fuhr er fort, als er die Pfeife angezündet und sich wieder auf's Kanapee gesetzt hatte, „ich möchte gern wissen, weßhalb der immer auf mir herumreitet!" Der Hauptmann schien dies Geheimniß enträthseln zu wollen, denn er hielt lange, in tiefes Nachdenken versunken, die Augen stier auf das Portrait Sr. Majestät, wel-

ches ihm gegenüber hing, gerichtet, plötzlich aber sprang er auf. „Nein," rief er, während er die Dampfwolken im raschern Tempo als bisher vor sich hinblies, „nein, das wird bald zu toll, und ich schweige nicht länger! Er ist Mensch, ich auch, er ist Offizier, ich bin es gleichfalls; gleiche Brüder, gleiche Kappen, und wenn er auch mein Vorgesetzter ist, darum hat er doch nicht das Recht, auf mir herumzureiten, wie auf einem Lastthiere! Das nächstemal, wenn er wieder so mit mir abfährt, wie derzeit bei der Küchengeschichte, werde ich ebenfalls mitsprechen, der Eisenfresser, der Herr Major v. Hirschhorn, soll doch erfahren, daß der Großmann kein altes Weib ist." — Der Hauptmann hatte bei diesem Selbstgespräch ein immer heftigeres Tempo angenommen; mit großen Schritten ging er in seiner Stube auf und ab und stieß dichte Dampfwolken vor sich hin. Plötzlich blieb er stehen. „Nun, was gibt's?" fuhr er den eintretenden Burschen an. — „Der Musketier Ritter wünscht den Herrn Hauptmann zu sprechen." — „Ritter? Ritter? Ah, das ist ja der Hallunke, der — na, lasse ihn kommen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch St. Louis.

(Die Leven. — „Plattdeutsche Jungen." — Amerikanische Spieler. — Der Bruder einer armen Schwester. — Die Hundertdollarsbrüder. — Die Polizei. — Die deutsche Gesellschaft. — Frenchtown. — Leasegrund. — Die Wirthshäuser. — Barkeeper.)

„Zustände in Amerika", illustrirt vom Grafen A. Baudissin (Altona bei Menzel), nennt sich ein eben erschienenes, durch die Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung von Land und Leuten anziehendes Buch, das eine Frucht vielseitiger Studien amerikanischen Lebens und Treibens ist. Graf Baudissin beobachtet scharf und streng und nimmt kein Blatt vor den Mund. Dies Buch bietet besonderes Interesse bei dem jetzigen Bürgerkrieg, da es uns Aufschluß gibt über manche soziale Verhältnisse, in denen der Grund desselben wurzelt. Der Verfasser liefert so viel Material zur Beurtheilung der sozialen Zustände in Amerika, daß es uns nach Lesung des Buches auffällig erscheinen mußte, wie in einem Lande, von so verschiedenen Elementen belebt, dessen Institutionen den Barbarismus und den Parteihaß zu solcher Entartung emporkommen lassen konnten, die unabweisliche Krisis, die rächende Nemesis so lange zurückzuhalten war. Der Verfasser verhehlt übrigens nicht, daß er die Schattenseite der nordamerikanischen Zustände schildern wollte, zu dem Zweck, der Auswanderung dahin ein Ziel zu setzen — ein Geständniß, an das man sich beim Lesen des Buchs zuweilen wohl erinnern dürfte, so treffend sonst an und für sich auch seine Schilderungen seyn mögen. Aus seinen Skizzen heben wir heute die lebendige Schilderung des Straßenlebens in St. Louis heraus. „Ein Advokat Schmidt, — ein geborner Ungar — war in St. Louis mein bester und liebenswürdigster Umgang," erzählt der Graf. „Bald nach meiner Ankunft sagte er zu mir: Ich schlage Ihnen vor, die verschiedenen Stadttheile der Reihe nach zu besuchen. Lassen Sie uns erst die Leven, dann die Mainstraße, die Carandoiet Avenue und die Frenchtown besuchen. Dort sehen Sie die Leven. Es ist dies der Landungsplatz der der zahlreichen Dampfboote, welche den Missouri, Mississippi Ohio und Arkansas befahren. Durchschnittlich gehen täglich zehn bis zwölf schwer beladne Boote ab, während eben so viele ankommen. St. Louis versorgt den untern Mississippi mit Lebensmitteln und holt Zucker, Kaffee, Reis und andere Produkte des Südens herauf, welche es auf den eben erwähnten Flüssen wieder verschifft. Sie begreifen, daß dies ein außerordentlich bedeutender Handel ist und daß mit der Zunahme der Bevölkerung in Missouri, Kansas und Nebraska der Handel in St. Louis eine außerordentliche Ausdehnung gewinnen könnte, wenn Missouri ein freier Staat wäre.

Sie sehen hier tausende und abertausende von Arbeitern. Fast kein einziger ist geborner Amerikaner. Es sind Deutsche, Irländer, Franzosen, Spanier, Dänen, kurzum Leute aus allen Theilen der Welt. Ebenso ist es mit den Arbeitern auf den Dampfschiffen. Außer den Kapitäns und Steuerleuten werden Sie kaum einen einzigen Amerikaner auf den vielen hundert Dampfschiffen sehen, welche unsere Flüsse befahren. Die Neger sind Heizer, Köche, Barbiere, Aufwärter und, wie Sie sehen, auch Maulthiertreiber. Diese Arbeiter verdienen sich täglich einen bis zwei Dollars; ja, in sehr heißen Tagen, wo der Sonnenstich viele Leute tödtet, erhalten sie wohl drei bis vier Dollars. Man sollte glauben, daß sie bei diesem bedeutenden Verdienste bald wohlhabend würden, dem ist indessen nicht so. Die Plattdeutschen sind fast die einzigen Arbeiter, die sich etwas ersparen; die andern vertrinken und verjubeln ihren Lohn fast ohne Ausnahme in den Bierhäusern. Sehen Sie sich um; längs der ganzen Leven sind Bierlokale wie Schwalbennester neben einander. Jeder Trunk kostet 5 Cents, und wer zwanzig Mal in einem Tage trinkt, hat einen Dollar verzehrt. Bei harter Arbeit und bei 33 bis 35 Grad Hitze hat aber der Mensch das Bedürfniß zu trinken; das Wasser ist ungenießbar, deswegen wird Bier und Whiskey getrunken. Sie sehen also, daß die hohen Arbeitslöhne nur Chimäre sind, weil die Lebensbedürfnisse so enorm theuer sind, daß ein starker Arbeiter in Einem Tage, ohne gerade ein Säufer zu seyn, den ganzen Verdienst in Bier vertrinken kann. Von all' den Arbeitern, die sie hier beschäftigt sehen und die wahrlich an den Salzsäcken und Zuckerkisten schwer genug zu schleppen haben, sind sicherlich keine hundert, welche im Stande wären, ihre Rückreise nach Europa zu zahlen. Von ihren magern Löhnen in der Heimath konnten sie ihre Ueberfahrt bestreiten, von den hohen Löhnen in Amerika ersparen sich nur sehr wenige etwas.

Während Schmidt sprach, war ein Leben und eine Thätigkeit auf dem Flusse und an beiden Ufern, die mich wirklich in Erstaunen setzte. Fahrboote fuhren unausgesetzt über den Mississippi nach dem Illinoisufer, Kohlen, Lebensmittel, Kisten und Kasten wurden eingeladen und ausgeladen, Wägen ohne Zahl kamen und gingen, Schaaren von Menschen strömten auf und ab. Nie hatte ich eine solche rege Thätigkeit gesehen, und wenn ich mir vorstellte, daß vor fünfzig Jahren die Indianer hausten und vor zwanzig Jahren nur kleine Ruderschiffe hin- und herfuhren, wo jetzt eine Weltstadt ihren Handel über das Stromgebiet der größten Flüsse der Erde betrieb, konnte ich nicht unterlassen, den Unternehmungsgeist und die Energie der Amerikaner, welche diese Wunder hervorgezaubert hatten, zu preisen. Hier, wo keine Zollschranke, keine Hafen-Inspektoren, kein deutscher Bundestag waltete, schwangen sich arme unbemittelte Deutsche zu Millionären auf und beschäftigten hunderte von Menschen, deren jeder so viel verdient wie ein

preußischer Premier-Lieutenant. Menschen mit nothdürftiger Schulbildung, die in Lüneburg nur eine Kaste höher standen als die Haidschnucken, in Mecklenburg mit den Dreschflegeln rangirten, in Preußen Du genannt und mit Kommisbrod gelabt wurden, in Kurhessen gar nicht in Betracht kamen und in Schleswig-Holstein deutsche Räuber titulirt wurden — solche Menschen beherrschen den Mississippi und Missouri trotz des Hasses der Amerikaner, trotz des schlechten gefährlichen Fahrwassers, trotz der Sklaverei, trotz ihrer Unkenntniß der englischen Sprache, trotz ihrer unbedeutenden Geldmittel, trotz der Konkurrenz, die ihnen von allen Seiten gemacht wird.

Wir traten in einen großen Biersalon, wo wir eine Menge anständig gekleideter Herren, theils mit Karten-, theils mit Billardspiel beschäftigt fanden. Sie schienen der bessern Klasse anzugehören, sprachen gewählt, benahmen sich anständig.

„Das sind Spieler," sagte Schmidt. „Spieler von Profession; Betrüger, Gaudiebe, Hallunken vom reinsten Wasser. Sie treiben ihr Gewerbe auf folgende Weise: Drei von ihnen fahren regelmäßig mit jedem Dampfboote ab. Durch ihr einnehmendes Wesen gewinnen sie das Vertrauen eines Unerfahrenen, bieten ihm ein Spiel an und betrügen ihn. Amerikaner finden am Kartenspiel nicht das Vergnügen, wie wir Europäer. Sie spielen nur Hazardspiele und da drei Spieler, die gegen einen Vierten zusammenhalten, offenbar im Vortheil sind, versteht es sich von selbst, daß sie ihr Opfer regelmäßig ausplündern. Wollen Sie mir wohl glauben, daß jeder dieser Menschen sechs- bis achthundert Dollars in Gold bei sich führt? Wollen Sie mir glauben, daß fast jeder seine Maitresse hält? und daß die Hälfte von ihnen eine Mordthat auf dem Gewissen hat? Sie haben von den Quellen des Mississippi bis nach Orleans ihre regelmäßigen Diebs- und Spitzbuben-Quartiere, sind mit allen Kapitäns und Steuerleuten bekannt und bilden ein Korps, das seine eigenen Gesetze und Erkennungszeichen hat. Mit ihnen stehen in Verbindung die Brüder einer armen Schwester. Die Brüder armer Schwestern reisen auf Dampfschiffen und halten sich hier an der Levee auf. Sie machen Bekanntschaft mit wohlhabend und gutmüthig aussehenden Familienvätern, heucheln tiefe Melancholie und erzählen nicht ohne reichliche Thränen, daß sie eine arme Schwester in Boston oder Baltimore haben, zu der sie der Telegraph gerufen, um den letzten Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Leider fehlt es ihnen an Geld. Sie haben eine werthvolle goldene Uhr, die 300 Dollars werth ist; sie wollen sie für fünfzig Dollars versetzen, sind aber fremd, kennen Niemanden, dem sie ihre wahnsinnige Herzensangst mittheilen mögen. Darauf zieht der gutmüthige Familienvater die Börse, leiht auf die Uhr fünfzig Dollars; der glückliche junge Mann vergießt Thränen und eilt nach seiner Spelunke an der Levee zurück." Und die Uhr? Ist von Tombak, genau drei und einen halben Dollar werth. — Eine andere Bande, die Hundert-Dollars-Brüder, spielen ebenfalls eine Rolle. Es geht ein Hundert-Dollars-Bruder am Hafen spazieren, macht sich an einen Fremden, ist höflich und zuvorkommend und fragt: wohin reisen Sie? — „Nach Memphis," antwortet der Fremde. — „Mit welchem Boote?" — „Mit H. Lukas." — „Das trifft sich ja vortrefflich; ich reise auch mit dem H. Lukas nach Memphis und erwarte mit Ungeduld meine Familie."

Jetzt kommt ein feingekleideter Herr, naht sich dem Hundert-Dollars-Bruder und präsentirt unter vielen Entschuldigungen eine Rechnung von fünfhundert und achtzig Dollars für ein Fortepiano, welches soeben verladen wurde. — „Mit Vergnügen," erwidert der Angeredete und zahlt sechs Noten, jede zu hundert Dollars. „Bitte mir zwanzig Dollars zurück."

Der Fortepianohändler ist untröstlich, er hat keinen Dollar in der Tasche. Der fremde Herr, der die gespickte Banknotentasche sieht, macht den Vorschlag, die achtzig Dollars vorzuschießen. Das will der Hundert-Dollars-Mann nicht. Er gibt dem fremden Herrn eine Hundertdollarsnote, läßt sich achtzig in Gold und Silber herauszahlen und wird schon auf dem Boote Gelegenheit finden, den Rest von zwanzig Dollars in Empfang zu nehmen. Kaum ist dies Geschäft beendet, so eilt der Mann mit der Hundertdollarsnote auf eine Dame zu, die er für seine Frau ausgibt, und verschwindet im Gedränge. — Und die Banknoten? Sind falsch. Und die Rechnung für das Fortepiano? Ist falsch. —

„Aber um des Himmels Willen, gibt es hier keine Polizei, die dergleichen Betrüger — und wie Sie sagen — Mörder arretirt?" frug ich Herrn Schmidt.

„Freilich haben wir Polizei, aber was für eine. Jedes zweite Jahr wird der Mayor der Stadt erwählt. Ist er Demokrat, so ernennt er lauter Demokraten zu Polizisten; ist er Nativist, so jagt er die Demokraten aus dem Amte und setzt Nativisten an ihre Stelle; kommt nach zwei Jahren ein Republikaner an die Spitze der Stadtverwaltung, so werden wieder lauter Republikaner angestellt. Sie sehen also, daß unsere Polizeimannschaft eine ewig wechselnde ist, und daß die guten Leute es nicht der Mühe werth finden können, sich mit Arretirungen schlechten Gesindels abzugeben, weil sie keinen Tag sicher sind, nicht entlassen und dann der Rache des Gesindels überliefert zu werden. Weil sich auch ordentliche Leute auf eine so unsichere Anstellung nicht gern einlassen, besteht unsere Polizei zum großen Theil aus dem Auswurf des Pöbels."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aus Berlin berichtet die „Gerichtszeitung": „Der Ernst einer Sitzung hoher Beamten hierselbst wurde unlängst durch kurze Heiterkeit unterbrochen. In der Berathung kam auch die Dappenthal-Angelegenheit zur Sprache, wobei des Kaisers Ludwig Napoleon Erwähnung geschah und der Versicherungen seiner Liebe zum Frieden. „Diese Liebe", sagte Graf X., „ist in der That hie und da sehr stark; sie kennt keine Grenzen."

Die Baronin von Prokesch-Osten (Fräulein Goßmann) tritt außer dem Theater in Berlin standesgemäß auf. Bei einem Diner, das Frau Birch-Pfeiffer ihr zu Ehren gab, erregte ihre Toilette die Bewunderung sämmtlicher anwesender Damen. Die Frau Baronin sprach bei Tische so wenig als möglich vom Theater, erzählte aber desto mehr von ihrem Aufenthalte in Konstantinopel, wo sie die Ehre hatte, dem verstorbenen Sultan vorgestellt zu werden. Auch einige Harems öffneten sich der Schwiegertochter des österr. Internuntius, und Omer Pascha machte sich ein Vergnügen daraus, ihr seine Lieblingsfrau vorzustellen.

Druck und Verlag der [illegible] Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl [illegible]

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 100. Sonntag den 15. Dezember 1861.

Der Bataillons-Koch.

(Fortsetzung.)

Gleich darauf trat Ritter ein. „Was will Er?" donnerte der Hauptmann ihn an. — „Ich melde mich aus Arrest zurück!" — „Ah so, na, ich hoffe, das Brummen wird Ihm gut gethan haben! Er weiß doch schon, daß Er von heute ab in die Compagnie zurücktritt?" — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" — „Schön — ich werde Ihn von nun an meiner besonderen Freundschaft widmen und namentlich jeden Morgen Seine Ohren revidiren, ob sie rein gewaschen sind. Dienst hat Er von Tagesanbruch bis Zapfenstreich, Kommißbrod, gutes Mittagsbrod und Geld werden Ihm geliefert, was will Er mehr? Ich hoffe, Seine Gesundheit wird sich durch das Exerziren kräftigen, und Seine Glieder wieder gelenkiger werden. — Na, jetzt scheere Er sich hinaus, und melde Er sich in der Kaserne beim Unteroffizier Zange, der wird Ihm schon zeigen, wo Barthel den Most holt!"

Bei den letzten Worten zeigte er mit der Pfeifenspitze auf die Thüre, doch machte der Musketier noch keine Miene, der Aufforderung Folge zu leisten. — „Nun, was will Er noch? Hat Er noch etwas auf Seinem Herzen? Na, nur heraus damit!" — Ritter sah seinen Vorgesetzten lange verlegen an, endlich stotterte er: „Ich bitte um Urlaub!" — „Waaaas?" schrie dieser, „Urlaub? Er unverschämter Mensch! Urlaub? Niederträchtige, freche Seele! — Urlaub!" Der Hauptmann stieß diese Worte einzeln, abgebrochen heraus, aus seinem dunkelrothen Antlitz leuchteten die kleinen Augen wie glühende Kohlen, doch, nachdem er seinen Untergebenen eine Zeitlang angestiert hatte, schien sein Zorn sich nach und nach zu legen, er ging einigemal im Zimmer auf und ab, zündete die Pfeife wieder an und blieb alsdann vor Ritter stehen. „Ich will doch hören," fuhr er fort, wie weit Seine Frechheit geht, — weshalb will Er Urlaub haben?" — „Meine Mutter ist krank, Herr Hauptmann!" — „So? die Krankheit sollte ich kennen, wahrscheinlich hat Sein Vater bei der bevorstehenden Kartoffelernte ein Paar Fäuste zu wenig, das wird die ganze Krankheit Seiner Mutter seyn, he?" — „Herr Hauptmann" — „Still geschwiegen, wenn ich spreche! Nein, der Grund zieht nicht, auch will ich Seinen Eltern nicht den Schabernack anthun, ihnen einen faulen, schmutzigen, nichtswürdigen Sohn auf den Hals zu schicken. Er würde Seinem Vater eine schöne Hülfe seyn, — Kann Er sich denn eigentlich noch bücken? Ich glaube es nicht, wie wollte Er also Kartoffeln auflesen können? Vertilgen kann Er sie, das will ich Ihm gerne glauben aber arbeiten? — Nein, guter Freund, das geht nicht, wenn Er auch so flink und mager wie ein Windhund wäre, Urlaub bekäme Er doch nicht, versteht Er? Und nun mache Er, daß Er hinauskommt! Heraus! Herrrrrraus!" — Bei den letzten Worten hatte der Hauptmann einen Stuhl ergriffen, und Ritter flüchtete sich so rasch er konnte hinaus, denn daß sein Vorgesetzter im Stande war, ihm diesen Stuhl an den Kopf zu werfen, daran zweifelte er keinen Augenblick. — Einen kräftigen Fluch murmelnd, stieg er die Treppe hinunter und schon war er im Begriffe, auf die Straße zu treten, als ihn der Bursche des Hauptmanns ansprach.

„Der Alte ist ja fuchswild," hob dieser an, „was wolltest du von ihm?" Ritter sah den Burschen verdutzt an, er wußte nicht, sollte er sich mehr ärgern darüber, daß dieser gelauscht hatte, oder über die Ungerechtigkeit, daß man kleine Diebe hängt und große laufen läßt, denn der Johann war so schmutzig, ja noch schmutziger, als er weiland an dem Tage, an welchem er auf höheren Befehl deshalb in's Loch wandern mußte. Schon war er im Begriff, ihm eine grobe Antwort zu geben, als er in dem geöffneten Burschenzimmer, welches zu ebener Erde lag, eine Schnappsflasche auf dem Tische entdeckte. Dieser Anblick beruhigte ihn, er trat ein, warf seinen Helm auf den Tisch und setzte sich. Johann bot ihm einen Labetrunk an, und Ritter schüttete nun sein Herz aus.

Als er geendet hatte, dachte der Bursche einen Augenblick nach. „Wenn der Alte seine bösen Stunden hat," sagte er endlich, „dann ist kein Auskommen mit ihm, zu anderen Zeiten kann man ihn um den Finger wickeln. Ich möchte dir gerne helfen, weil du mein Landsmann bist, aber wie?" — „Ja, wie?" echote Ritter. — „Kommt es dir auf einige Groschen nicht an?" — „Wenn ich Urlaub erhalte, gewiß nicht." — „Na, dann warte, laß mich die Sache einmal überlegen; — der Alte hat keinen Tabak und kein Geld mehr, das weiß ich, und eine gute Cigarre geht ihm über Alles, willst du ein Kistchen Cigarren für acht Thaler anwenden?" — „Gewiß, gerne!" — „Na, dann laufe rasch nach dem Markt und hole bei Schmitz zwei Cigarren von Nr. 11, das Stück kostet einen Silbergroschen, verstanden? Für das Weitere lasse mich sorgen, aber rasch, ehe der Alte herunterkommt."

Ritter lief so rasch er konnte, und kehrte auch bald darauf mit den Cigarren zurück. „So," sagte Johann, „nun gehe ruhig in die Kaserne; wenn du Urlaub bekommst, werde ich's dir heute Abend sagen."

Der Musketier nahm noch einen Schluck und verließ dann das Haus. Nach einer Weile zündete Johann eine der Cigarren an, nahm den Degen des Hauptmanns und putzte das Gefäß desselben. Eben war er damit fertig, als sein Herr die Treppe hinunterpolterte. „Nun?“ fragte dieser, in das Burschenzimmer tretend, „warum bringst du meine Sachen nicht herauf? Du weißst ja, daß ich gleich Dienst habe. — Teufel,“ fuhr er nach einer Weile fort, während der er den Degen umgeschnallt hatte, „du rauchst ja feine Cigarren, woher hast du die?“

Johann sah seinen Herrn mit einem pfiffigen Lächeln an. „Bemerken der Herr Hauptmann das jetzt erst?“ fragte er. „Von diesen Cigarren hatte mir im vorigen Jahre mein Landsmann Ritter ein Bündelchen aus Urlaub mitgebracht, zufällig fand ich heute Morgen noch zwei davon in meinem Schranke; — wenn der Herr Hauptmann die andere haben wollen, steht sie gerne zu Diensten.“ Der Hauptmann nahm die Cigarre, betrachtete sie lange und hob sie dann an die Nase.

„Feines Kraut!“ murmelte er, „von der Sorte möchte ich einige Tausend haben.“ — „Wenn der Ritter einmal in Urlaub geht,“ erwiderte Johann, „könnte ich für den Herrn Hauptmann ein Kistchen mitbringen lassen.“ — „Ritter? — Ritter?“ — „Der Musketier Ritter von unserer Compagnie, sein Oheim besitzt eine Tabakfabrik.“ — „Ach so, da könnte er ja ein Kistchen davon kommen lassen; — ich will's gerne bezahlen,“ meinte der Hauptmann, der die Cigarre noch immer wohlgefällig beschaute.

„Ich glaube nicht, daß das geht,“ erwiderte der Bursche in gleichgültigem Tone, „ich habe dem Ritter schon früher einmal diesen Vorschlag gemacht, er sagte aber, wenn er nicht selbst in der Fabrik die Cigarren aussuchte, schickte man ihm nur ganz geringe Sorten.“

Der Hauptmann sah lange nachdenkend zum Fenster hinaus, dann setzte er seinen Helm auf und zog die Handschuhe an. „Na, lege die Cigarre eben auf den Tisch,“ sagte er, „ich werde dir später einige dafür zurückgeben.“ — „Oh, das ist nicht nöthig,“ erwiderte Johann; „übrigens erinnere ich mich, daß der Ritter mir vor acht Tagen gesagt hat, er würde vielleicht in diesem Herbste in Urlaub gehen, dann könnte er ja ein Kistchen mitbringen.“ — Der Hauptmann wandte sich um und schaute seinen Burschen lange prüfend an, doch schien sein Verdacht, wenn er einen solchen hegte, an der gleichgültigen Miene Johann's abzuprallen. „Na, ich will nicht hoffen,“ versetzte er, „daß du mit dem Kerl unter einer Decke liegst, es würde dir auch nichts nützen, denn Urlaub bekommt er nicht, basta!“

Damit verließ er das Zimmer, Johann lächelte vor sich hin, „er hat angebissen,“ murmelte er, „das Andere müssen wir abwarten.“

Einige Stunden später saß der Hauptmann in Schlafrock und Pantoffeln wieder auf seinem Sopha. Er hatte die Cigarre angezündet und sog begierig das feine Aroma derselben ein.

„Famoses Blatt,“ murmelte er, „herrliches Kraut! Hätte der Schmierfinke nicht die Attake mit dem Major gehabt, könnte er meinetwegen absegeln, aber jetzt geht es nicht! — Was geht nicht?“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während der er gedankenvoll die zerbrochene Glaskugel seiner Lampe angestiert hatte, „gewiß geht's!“ Er sprang auf, um seine Wanderung durch's Zimmer anzutreten. „Ich habe die Berechtigung, eine gewisse Anzahl Leute in Urlaub schicken zu dürfen, und so lange ich Chef der Compagnie bin, kann mir Niemand mein Recht streitig machen. Was geht mich der Major an, und übrigens weiß er auch vielleicht den Namen des Mannes nicht mehr, den er in Arrest geschickt hat. Im Grunde genommen, kann es mir auch ganz einerlei seyn, ob er ihn weiß oder nicht; wenn ich dem Manne wegen dringender Gründe Urlaub gebe, wird es dem Major nicht einfallen, den Kerl aus der Heimath zurückholen zu lassen.“ Der kleine Herr blieb stehen, zog noch einmal kräftig an der Cigarre, blies den Dampf durch die Nase und schellte. — „Der Musketier Ritter soll herkommen,“ sagte er, als Johann erschien, „er hat heute Mittag um Urlaub angefragt, ich will seine Gründe hören.“

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch St. Louis.

(Schluß.)

Doch hier sind wir in der Mainstraße. Stellen Sie sich vor, daß diese Straße über zwei Meilen lang ist, und daß Haus an Haus Engros-Geschäfte abgemacht werden. Die Trottoirs sind mit Kisten und Fässern bedeckt, weil die Häuser die ungeheure Masse von Waaren nicht fassen können; in manchem dieser Häuser sind zwanzig bis dreißig Clerks, die jährlich über eine Million Waaren verkaufen. Der bei weitem größte Theil dieser Kaufleute besteht aus Deutschen, und ich könnte Ihnen über hundert Engros-Händler nennen, die noch vor fünfzehn Jahren keinen heilen Rock auf dem Leibe hatten. Es ist sonderbar genug, daß diese Deutschen fast sämmtlich Plattdeutsche sind, und daß sie gerade der ungebildeten Klasse angehören. Die gebildeten adeligen Deutschen dienen als Portiers, Schreiber, Clerks und Buchhalter bei Leuten, die in Bezug auf Bildung unter ihnen stehen. Traurig ist, daß unter den deutschen Kaufleuten Amerika's nicht mehr Bildung und Kunstsinn zu Hause ist. Wir haben Leute mit einem Kapital von mehreren hunderttausend Dollars, die ebenso geizig, ebenso engherzig sind, wie sie waren, als sie in Osnabrück den Pflug führten. Sie bauen sich ein hübsches Haus, geben ihrer Frau ein seidenes Kleid, trinken auch wohl ein Glas Bier — aber für Musik, Theater, Kunst, Wissenschaft, Belletristik haben sie keinen Sinn. Ihre Kinder wachsen als Amerikaner heran und thun sich mit dem Gelde der Eltern eben so groß, wie junge Barone in Deutschland sich auf den Adel ihres Vaters etwas einbilden. Der wohlhabende Amerikaner ist nobel, wo es sich um Geld handelt. Er behandelt seine Clerks anständig, hilft einem armen Teufel auf die Beine, unterschreibt anständige Summen für Verunglückte und Hilfsbedürftige — unsere Deutschen sind im Allgemeinen das gerade Gegentheil.

Da kommen gerade zwei reiche Amerikanerinnen gegangen. Sind sie nicht schön? Elegant gekleidet? Und sehen Sie dort die drei deutschen Frauen. Einfach, unschön gekleidet, tragen sie sich schlecht und sprechen ein Englisch, daß Einem Angst und bange wird. Folgen Sie Ihnen nach Hause. Bei den Amerikanerinnen herrscht Luxus, Eleganz, Nonchalance und Arroganz. Bei den Deutschen blickt überall die Kaffeeschwester, das Osnabrücker Dienstmädchen durch. Daß wir eine Menge gebildeter deutscher Kaufleute haben, deren Damen den ersten Rang in der Gesellschaft einneh-

men, brauche ich nicht zu versichern. Im Vergleich zu den obenerwähnten sind sie aber doch sehr in der Minderheit. Schlagen Sie im Zorn einen Amerikaner ins Gesicht; er wird Sie entweder niederschießen oder Ihnen die Hand reichen, wenn Sie ihn um Verzeihung bitten, und wird Ihnen die Beleidigung nicht nachtragen, wenn Sie aufrichtige Reue zeigen. Treten Sie aber einmal einen „Plattdeutschen Jungen" auf den Fuß. Er schießt Sie nicht nieder — davor sind Sie sicher, aber er verklagt Sie vor dem Friedensrichter und haßt Sie Zeitlebens. Zur Steuer der Wahrheit muß ich aber bekennen, daß der Amerikaner Sie zehn Mal übervortheilt, ehe der Deutsche es nur ein Mal versucht. Der Amerikaner renommirt; hält sich für unüberwindlich, wechselt die Farbe und die Fahne, während der Deutsche treu wie Stahl an seinen Grundsätzen klebt, sie mögen nun gut oder schlecht seyn."

Wir waren während dieses Gespräches die Straße hinaufgegangen und oft vor einem Waarenlager stehen geblieben. Es war ein Gedränge in der Mainstraße, ein Leben und Treiben, Stoßen und Aneinanderrennen sonder gleichen.

„Dies hier ist die Carandolet Avenue", sagte Schmidt. „Hier wohnen die reichen Amerikaner und Deutschen."

Ich war frappirt über die schönen Gebäude und die reizenden Gärten zu beiden Seiten der Straße. Ein Wohnsitz schien mir wünschenswerther als der andere, und es kostete mir Mühe, zu glauben, daß vor zehn Jahren noch nichts als Sümpfe und Senklöcher zu finden waren, wo jetzt eine Häuserreihe sich vor mir ausdehnte, die jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereicht hätte.

„Die Hausplätze werden hier nach dem Fuß Front bezahlt," sagte Schmidt. „In der Mainstraße kostet der Fuß 3000 bis 4000 Dollars; hier in der Carandolet Avenue vielleicht den zehnten Theil und ich finde diesen Preis nicht so unglaublich, wie die Summen, welche für neue Gebäude bezahlt werden. Das Southern-Hotel wird mehrere Millionen kosten, wenn es vollendet ist; wir haben viele Marmorhäuser in der Stadt, die über eine halbe Million zu bauen kosteten, und deren Möblirung allein fünfzig Tausend Dollars in Anspruch nahm.

Wir sind jetzt nahe bei Frenchtown. Sie werden mithin einen Stadttheil betreten, der wesentlich von den bisher gesehenen verschieden ist. Vor zehn, fünfzehn und zwanzig Jahren war hier noch Wald; hin und wieder stand eine Blockhütte, in der ein armer Gärtner wohnte, der in einer Waldecke Gemüse zog. Die armen Gärtner wurden wohlhabend, bauten sich Häuser, und das, was Sie jetzt vor sich sehen, ist ein fast ausschließlich von Deutschen bewohnter Stadttheil. Es mögen hier 30,000 Deutsche wohnen; Sie sehen schon das exklusive deutsche Leben. Da sitzen die Mütter in der offenen Hausthür und stricken; die Männer sprechen laut, lachen, trinken einmal eins, nicken sich zu und laufen mit dem Schurzfell über die Straße. Sie sehen hier keine Paläste, aber alte, miserable hölzerne Häuser neben hübschen dreistöckigen Gebäuden; Bierbrauereien und Fabriken füllen die Atmosphäre mit Steinkohlenrauch, die Kinder sind schmutzig, aber dick und fett. Es wird Sie wundern, wenn ich Ihnen sage, daß diese Häuser nur auf eine gewisse Reihe von Jahren ihren Besitzern gehören, und ich will versuchen, Ihnen das eigenthümliche Verhältniß zu erklären, das hier obwaltet. Die ursprünglichen Besitzer des Grund und Bodens theilten ihr Land in Bauplätze und verleasten (verrenteten) sie auf zwanzig bis dreißig Jahre. Die unbemittelten Deutschen, welche nicht Vermögen genug hatten, das Grundstück sammt einem Hause zu bezahlen, nahmen nun eine Lease und bauten ihr Häuschen. Wer also eine Lease auf zwanzig Jahre hat, muß erstens die jährliche Rente an den Besitzer des Grund und Bodens und nebenher alle Abgaben an Staat und Stadt zahlen, und zweitens nach Ablauf der zwanzig Jahre sein Haus dem Grundeigenthümer übergeben. Wer aber zufällig nicht in der Lage ist, seine Rente oder Abgabe pünktlich zu zahlen, der verliert natürlich sofort sein Haus und muß es gleich dem Eigenthümer abtreten.

Nun aber gehen wir in die rheinische Weinhalle, wenn es Ihnen recht ist, dort gibt es reinen, unverfälschten Wein.

Gesagt, gethan. Schon von Weitem erblickten wir die kleine Kugel mit dem verführerischen Namen, und nach wenig Augenblicken duftete uns ein herrlicher Wein entgegen.

„Mit den Wirthshäusern in Amerika sollten Sie sich auch bekannt machen," sagte Schmidt. „Sie mögen von New-York zu Fuß nach San Francisco wandern, und in jeder „Bar" oder Trinkstube einkehren, an welcher Ihr Weg Sie vorüber führt, und Sie werden nur in der reichen Ausstattung und in der Güte der Getränke und Cigarren, in der Einrichtung selbst aber keine Spur von Abwechslung finden. Wie hier in Amerika nur Ein Modell für Kochöfen, Ein Modell für Aerzte, Ein Modell für Axtstiele, Ein Modell für Tabakspfeifen, Ein Modell für Sensen, Pflüge, Eggen, Thürklopfer, Taschenmesser und Tintenfässer existirt, so existirt auch nur ein Modell für Trinkstuben. Gleich neben dem Eingang ist der Counter — immer braun, entweder polirt oder angestrichen; dahinter zwei Riege, auf denen blaue und weiße Karaffinen stehen mit verschiedenen Liqueuren, einige halbe und ganze Citronen, Karten, Kreidestückchen, Cigarrenkistchen und eine Menge von Biergläsern. Hinter dem Counter sehen Sie immer einen jungen Menschen in Hemdärmeln, den sogenannten Barkeeper, der Ihnen für fünf Cents eine Cigarre, ein Glas Zuckerwasser oder ein Glas Bier gibt. Nur in sehr feinen Barrooms kostet ein Drink oder eine Cigarre zehn Cents. Es bestehen in den Vereinigten Staaten ohne alle Uebertreibung fünfmalhunderttausend Barrooms mit fünfmalhunderttausend Barkeepern; und trotzdem, daß diese Armee aus französischen Marquis, deutschen Baronen, ungarischen Offizieren, italienischen Orgeldrehern, englischen Beefsteaks und dänischen Dannebrogs besteht, sind sie Alle wie über Einen Kamm geschoren. Sie haben ein dichtes Ansehen, ein widerliches Lächeln, einen fetten Hals und ein reines Hemd. Prinz Heinrich amüsirt sich mit dem Kellner Franz — hier in Amerika gibt es eine halbe Million solcher Franze. Sie fassen nichts an, als den Wischlappen, mit dem sie den Countner reinigen, Biergläser, Karten und Cigarrenkisten; hören das ganze Jahr hindurch nichts als: „Bier, Whiskey, Karten, Cigarren", wissen nichts, als wann zuletzt angezapft wurde und studiren nichts als den Banknotendetektor (Verzeichniß falscher Banknoten). Sie sind frech, insolent, dummdreist, renommiren, prahlen mit ihren Liebschaften und gehen ein Mal in der Woche in's Theater. So sind sie Alle ohne Ausnahme; hin und wieder möchten Sie einen treffen, dem eine der obigen Eigenschaften abgeht — etwa ein reines Hemd — aber das sind Rekruten, die in vierzehn Tagen eingeschult seyn werden. Es scheint dieser Menschenklasse auch noch die ewige Jugend eigenthümlich zu seyn; alte Barkeeper gibt es nicht; ich habe nie einen ge-

sehen, der über fünfundzwanzig Jahre gezählt hätte; und doch besuche ich seit zehn Jahren ein und dasselbe Haus, wo ich denselben Barkeeper sehe, der mir vor zehn Jahren einen Drink gab. Wie es möglich ist, daß die gleiche Beschäftigung Menschen der verschiedensten Nationen, Stände und Bildungsgrade so vollkommen gleich machen kann, ist mir ein Räthsel. Lassen Sie die halbe Million Barkeeper der Vereinigten Staaten aufmarschiren in weißen Busenhemden und niedergetretenen Schuhen. Wenn Sie nicht starke Nerven haben, bekommen Sie es mit der Angst zu thun, denn Sie werden glauben, einen und denselben Menschen in fünfmalhunderttausend Busenhemden vorüberziehen zu sehen." — Wir tranken aus und fuhren ins Theater.

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, 12. Dez. Gestern wurde „Lucrezia Borgia" in einer ganz gelungenen und befriedigenden Weise wiederholt; Hr. Schiffbenker hatte wegen Unwohlseyns des Hrn. Lang die Rolle des „Alfonso" übernommen und zur vollsten Zufriedenheit durchgeführt. Bezüglich der übrigen Darsteller ließe sich, wenn man Näheres erwähnen wollte, nur das wiederholen, was bereits bei der ersten Aufführung dieser Oper in diesen Blättern gesagt wurde. Noch gelungener war die heutige Oper „Freischütz", welche zum Besten der Stadtarmen gegeben wurde. Bei der trefflichen Durchführung dieser Oper konnte man so recht ungestört dem Eindrucke der herrlichen Musik sich hingeben und deren Schönheiten bis ins Detail verfolgen, worin man durch mangelhafte Leistungen sonst nur zu oft gestört wird. Frl. Carina hat die Rolle der „Agathe" mit einer Wahrheit dargestellt, daß ihr hiefür nicht minder, wie für ihren seelenvollen mit Gefühlstiefe und Wärme vorgetragenen Gesang wieder allgemeiner Beifall zu Theil wurde. Eben so trefflich hat Frln. Barth das heitere, neckische und der Freundin gegenüber doch so liebevolle „Aennchen" gegeben. Nicht minder verdienten und erhielten auch die beiden Jägerburschen — Hr. Dr. Bletzacher und Hr. Dr. Liebert — reichlichen Beifall. — Die Chöre waren heute besser als bei den früheren Aufführungen. — Im Orchester kommt es so manchmal vor, daß einzelne Stimmen, welche gleiche Noten zu spielen haben, nicht ganz exakt und gleichmäßig zusammenspielen, namentlich zu Anfang der betreffenden Stellen, wodurch immer ein, wenn auch nur unbedeutendes Schwanken entsteht; so war es heute einigemal im ersten Akt, wo Violinen und Viola Achtel zu spielen haben. Im Uebrigen war das Orchester, besonders bei der prachtvollen Ouverture, recht brav. —C.—

|| Würzburg, 14. Dez. Vorigen Sonntag ging wieder einmal Räder's „Robert und Bertram" über die Bühne, ein Stück, mit dem sich, wie die Leser dieser Blätter sich erinnern werden, Recensent nie befreunden konnte. Wenn ihm aber nur die Wahl bliebe zwischen diesem und dem am Dinstag zum Benefiz der Frln. Schunke aufgeführten sog. Volksstück von Hugo Müller „ein moderner Rinaldo", so würde er doch noch lieber dreimal „Robert und Bertram" als einmal letzteres sehen. Wenn es wirklich wahr ist, daß es in Berlin 52mal hintereinander gegeben wurde, so beweist das eben nur, daß der Verfasser den Geschmack des Berliner Publikum oder, vielleicht besser gesagt, einer gewissen Klasse desselben getroffen hat. Daß dieser Geschmack aber nicht der des hiesigen Publikum ist, das hat wohl die mehr als kühle, die mißbilligende Aufnahme gezeigt, die demselben neulich zu Theil ward. Und wir rechnen es den Würzburgern zur Ehre an — mit Recht denken wir —, daß sie sich nicht angezogen fühlen von einem Machwerk, in welchem der Mangel an Gehalt, Anlage und Durchführung durch anstößige Zweideutigkeiten ersetzt werden soll. Mehr Worte darüber zu verlieren halten wir nicht der Mühe werth. Um das Kleeblatt voll zu machen, wurde am Freitag ein neues Lustspiel von Benedix gegeben, das zu den schwächsten Erzeugnissen desselben gehört: die „Krinolinen-Verschwörung." Der Bürgermeister eines Städtchens hat das Tragen der Krinolinen bei 3 Thlr. Strafe verboten, darob große Erbitterung unter den Frauen und Jungfrauen, die sich vermessen, die Wiederwahl des gestrengen Herrn zu hintertreiben. Der Bürgermeister ist in Verzweiflung über die drohende Niederlage; glücklicherweise gelingt es seinem Neffen, noch vor dem Wahltag ihn zu bewegen, daß er verspricht, das Krinolinen-Verbot einschlafen zu lassen, wodurch der Zorn der weiblichen Welt besänftigt und die Wiederwahl seines Onkels gesichert wird. Der Stoff ist zu unbedeutend, um drei Akte genügend auszufüllen, besonders da eine eigentliche Verwicklung nicht gut anzubringen ist und man im Grund von Anfang an voraussieht, wie die Sache ausgeht. Der Dichter war also darauf angewiesen, durch einige komische Scenen und treffende Charakteristik das Stück doch noch einigermaßen pikant zu machen. Das hat er denn auch nach Kräften gethan, ist aber dabei mitunter etwas zu lang und gedehnt geworden. Kurz, man kann das Stück wohl einmal ansehen, öfter aber wird es Einen schwerlich anziehen. Gespielt wurde im Ganzen gut, dem Chor der jungen Damen und Herren wäre jedoch mehr Leben und Natürlichkeit zu wünschen gewesen. Hr. Müller kam von einer Fußreise das Ränzchen auf dem Rücken mit Glacé-Handschuhen zu seinem Onkel; die Wirklichkeit dürfte ihm schwerlich ein Vorbild dazu geliefert haben. Hr. Kustermann (Assessor) war ein recht trauriger Liebhaber, der es schon verdiente, daß seine Gertrud ihm in Wirklichkeit den Laufpaß gegeben hätte.

Miscellen.

„Joseph im Schnee", die berühmte Erzählung von Berthold Auerbach, ist von dem Schauspieler Ludwig Dessoir in Berlin unter dem Titel „Die Waldkönigin" als Drama bearbeitet worden. Die Proben haben bereits in Gegenwart Auerbachs, der den Winter wieder in Berlin zubringt, begonnen und die Aufführung selbst wird demnächst im Viktoria-Theater stattfinden. (Die „National-Zeitung" versichert, daß die Bearbeitung als Drama von Auerbach selbst herrühre.)

•

Von dem literarischen Nachlasse Schlosser's vernehmen wir, daß der handschriftliche durch einen treuen Schüler des Verblichenen, Hofrath Häusser, geordnet wird.

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 101. Mittwoch den 18. Dezember 1861.

Der Bataillons-Koch.

(Fortsetzung.)

Nach Ablauf einer kleinen halben Stunde trat der Musketier ein. „Na, Ritter," begann der gestrenge Herr, „Er hat heute Mittag um Urlaub gebeten, nenne Er mir Seine Gründe, weßhalb er denselben haben will!" — „Meine Mutter ist krank, Herr Hauptmann!" — „So, was fehlt ihr?" — „Sie kränkelt schon lange, und ich befürchte, daß sie die Schwindsucht hat." — „Ja, das ist Alles ganz gut, aber inwiefern ist Seine Gegenwart zu Hause nöthig?" — „Ich bin der älteste Sohn, Herr Hauptmann, und meine Mutter hängt sehr an mir." — „Na, ist Er nach deren Tode vielleicht nöthig bei der Erbschaftsangelegenheit?" — „Auch das, Herr Hauptmann!" — „So! Eigentlich sollte ich Ihm Schmierfinken durchaus keine Begünstigung einräumen, im Gegentheil, es geschähe Ihm ganz Recht, wenn ich Ihn exerziren ließe, daß Er schwarz würde; aber unter diesen Umständen will ich nun einmal ein Auge zudrücken. Wie lange will Er haben?" — „Drei Wochen, Herr Hauptmann." — „Das ist etwas sehr lange, ich will Ihm vierzehn Tage geben, hat Er alsdann Nachurlaub dringend nöthig, kann Er drum schreiben! Rufe Er meinen Burschen!"" — Johann erschien. „Du gehst zum Feldwebel, Johann, und meldest Ihm, daß ich den Musketier Ritter auf vierzehn Tage in seine Heimath beurlaubt habe, er soll den Urlaubspaß morgen früh zur Unterschrift herschicken, verstanden?" — Johann nickte und verließ mit dem Musketier das Zimmer. „Du wirst wohl wissen, was du nun zu thun hast," sagte der Bursche, als sie auf der Straße angelangt waren, „vorab kaufst du am Markt ein Kistchen Cigarren von Nr. 11, ich werde es in einigen Tagen dem Alten übergeben und sagen, du hättest es mir geschickt, verstanden? Wenn der Alte später wissen will, was es gekostet hat, sagst du, du würdest das mit mir schon abmachen; übrigens wird er auch gar nicht darnach fragen."

Ritter versprach das und hielt Wort, am anderen Morgen händigte er dem Burschen ein Kistchen Cigarren ein und zog einige Stunden später mit seinem Bündelchen zum Thore hinaus.

* * *

Der vierzehntägige Urlaub war verstrichen, ebenso rasch der erbetene und erhaltene Nachurlaub von weiteren vierzehn Tagen, und die Stunde nahte, in der Ritter wieder Abschied nehmen sollte von seinen Eltern und Geschwistern. Hätte er seinen alten Posten in der Küche noch bekleidet würde ihm der Abschied gewiß nicht so schwer geworden seyn, doch die Aussicht, den Dienst in der Compagnie wieder mitmachen zu müssen, wollte ihm nicht behagen. Exerziren, Parade, Wachtdienst, Manöver, das Alles waren Dinge, an denen er durchaus kein Vergnügen fand, und schon der Gedanke an diese Strapazen beunruhigte ihn. Er grübelte lange hin und her, wie er es wohl anfangen solle, seine Rückkehr in die Garnison so lange als möglich verzögern zu können, und fand endlich auch ein Mittel, welches er sofort anzuwenden beschloß. Am letzten Tage, an welchem er den Rückweg antreten mußte, blieb er im Bette liegen und klagte über heftige Schmerzen im rechten Beine. Der Arzt, welcher jenen Ort, in dem die Eltern Ritter's wohnten, besuchte, war ein gutmüthiger Mann, der, wie man zu sagen pflegt, das Pulver nicht erfunden hatte; er untersuchte den Kranken sorgfältig und erklärte endlich, daß der arme Junge sehr an Rheumatismus leide, an dem wahrscheinlich der Aufenthalt in der feuchten Garnisonsküche Schuld trage. Mit ruhigem Gewissen stellte er ein Attest aus, daß der Musketier Ritter unmöglich in seine Garnison zurückkehren könne, und als der Regiments-Commandeur hierauf die Weisung einschickte, man solle den Kranken sofort in's nächste Garnison-Lazareth schaffen, wurde der arme Musketier auf einen Karren gehoben, sorgfältig in Stroh und wollene Decken gehüllt und zur nächsten Garnison, die ungefähr eine Stunde von seinem Heimathsdorfe entfernt war, gefahren. Mit schmerzverzerrter Miene kam er dort an, und behutsam trugen ihn seine Brüder und Freunde in den Krankensaal. Gleich darauf stattete ihm der Assistenzarzt einen Besuch ab, doch wagte es derselbe nicht, in diesem höchst bedenklichen Falle ohne Beiseyn des Stabsarztes etwas zu unternehmen; er verschrieb ihm deßhalb vorläufig die erste Medizin, die dem Kranken, sobald er in's Lazareth kommt, so unausbleiblich ist, wie das Amen in der Kirche, und deren Wirkung ihm Tag und Nacht keine Ruhe gönnt.

Ritter schüttete die Medizin unbemerkt aus, legte sich alsdann auf die Seite und schlief fest und ruhig bis an den nächsten Morgen.

Gegen zehn Uhr Vormittags nahte sich der Stabsarzt, ein kleiner sehr beweglicher Herr, der stets einen spanischen Rohrstock bei sich führte, eine große goldene Brille trug und fast jede Minute aus seiner silbernen Tabatiere eine Prise nahm, dem Bette Ritter's.

„Nun, was fehlt Ihm denn?" fragte er, während er in seine Dose griff und den Kranken unverwandt anstierte.

— „Rheumatismus," erwiderte dieser matt. — „Rheumatismus? Ah, das allgemeine Soldatenübel, es wird durch die vierte Form gewöhnlich in acht Tagen kurirt, na, werden schon sehen, wie lange es bei Ihm anhält. Haben Sie den Kranken untersucht?" fuhr er zu dem Assistenzarzt gewendet fort. — „Ja wohl," erwiderte dieser, „eine Geschwulst ist nicht vorhanden, doch empfindet der Mann bei der leisesten Berührung des Beines große Schmerzen." — „Also keine Geschwulst?" — „Nein!" — „Was haben Sie ihm verordnet?" — „Dekokt von Sennesblättern mit etwas Bittersalz." — „Schön, die Medizin kann erneuert werden, geben Sie ihm dazu die vierte Form, ich denke, die Hungerkur wird ihn veranlassen, in einigen Tagen den Heimweg anzutreten."

Damit ging der Stabsarzt weg. — Ritter schien jedoch keine Lust zu haben, den Rückweg zur Garnison anzutreten; trotz der Hungerkur blieb er liegen und seine Schmerzen nahmen mit jedem Tage eher zu als ab. Der Stabsarzt konnte, als dieses nun schon vier Wochen angedauert hatte, die Ausdauer des Kranken nicht begreifen, er beschaute den Kranken einigemal sehr aufmerksam durch seine Brille, nahm vor seinem Bette einige Prisen, schüttelte einigemale sehr nachdenklich den Kopf und stellte schließlich an Ritter das Verlangen, er solle einmal den Versuch machen, aufzustehen. Der Musketier traf unter Aechzen und Stöhnen die nöthigen Vorbereitungen dazu, kaum aber stand er vor dem Bette, als er auch zusammenfiel, und die Lazarethgehülfen waren genöthigt, ihn wieder in's Bett zu heben. — „Ein eigenthümlicher Fall," sagte der Stabsarzt, den grauen Kopf schüttelnd, „wollen das Bein einmal in Werg wickeln."

Aber auch das half nichts, der Kranke stöhnte, so oft der Stabsarzt an sein Bett trat, und der Doktor wußte endlich gar kein Mittel mehr. Schon ging er mit dem Plane um, den Musketier Ritter, „als zu fernerem Militärdienste untauglich", der vorgesetzten Behörde zu melden, und ihn am Krückstocke wieder nach Hause zu schicken, als ein Vorfall stattfand, der über die ganze Sache ein neues nicht geahntes Licht verbreitete.

Eines Nachmittags wandelte nämlich den kleinen Doktor die Lust an, dem Lazareth einen Besuch abzustatten, was er sonst an Nachmittagen nie that. Er ergriff Hut und Stock und schlenderte mit der größten Gemüthsruhe darauf zu. Beim Eintritt in den Krankensaal gewahrte er zu seinem größten Erstaunen, daß die sämmtlichen Betten leer standen, selbst das seines Rheumatismuskranken war verlassen. „Der Tausend," murmelte er, „das ist eine schöne Geschichte, mich soll doch verlangen, wie die abläuft." Er beschleunigte jetzt seine Schritte und durchwanderte sämmtliche Krankenstuben, nirgends aber fand er eine Spur von seinen Patienten.

Endlich trat er in die Gehülfenstube. Aber welcher Anblick bot sich ihm hier dar! Auf dem großen eichenen Tische, der in der Mitte des Zimmers stand, lag ein ziemlich ansehnliches Faß, um welches sich seine Lazarethgehülfen und die sämmtlichen Patienten des Krankensaales geschaart hatten. Der Stabsarzt glaubte Anfangs seinen Augen nicht trauen zu dürfen, saß doch vor dem Krahnen des Fasses sein schwer Erkrankter, der Musketier Ritter, der, seiner Angabe nach, nicht das Bett verlassen, geschweige denn in die Gehülfenstube wandern und dort an festlichen Gelagen Theil nehmen konnte. Der kleine Doktor, bei dessen Erscheinen die ganze Versammlung aufgesprungen war, rückte die goldene Brille dicht vor die Augen, und zog alsdann seine Schnupftabaksdose aus der weiten Rocktasche.

„Das ist ja eine Heidenwirthschaft!" donnerte er endlich und schlug dabei mit dem Rohrstocke einigemal heftig auf den Tisch. „Sind das Lazarethgehülfen, die ihre Kranken verführen, Spirituosen zu saufen?" Kann man die krank nennen, die an solchen Gelagen Theil nehmen?" Das Antlitz des alten Herrn wurde purpurroth, er nahm gravitätisch eine Prise und trat alsdann näher. „Ein Faß voll Bier," fuhr er fort, „lange und kurze Pfeifen, Cigarren, Brod, Wurst und Käse, wahrhaftig Alles, was zu einem ordentlichen Studenten-Commers gehört; aber wartet, ich werde ausräumen in diesem Sodom und Gomorrha, daß Ihr Eure Freude daran haben sollt! Die sämmtlichen Gehülfen und Kranken, die jetzt hier in diesem Zimmer sind, werden morgen der Commandantur gemeldet, damit sie Zeit und Gelegenheit haben, ihren allenfallsigen Katzenjammer auszuschlafen. Ihm," — dabei deutete er mit dem Stock auf Ritter, der in möglichst militärischer Haltung, mit zu Boden gesenkten Blicken, dastand, — „werde ich's auf den Entlassungsschein schreiben, damit Er in Seiner Garnison ebenfalls Sein Theil erhält. Er Sakraments-Simulant! Drei Monate lang hat Er im Bette gelegen und gethan, als ob Er kein Glied rühren könnte, und jetzt steht Er urplötzlich so stramm auf Seinen Knochen, als ob Ihm nie etwas gefehlt hätte! Er ist ja ein durchtriebener Marodeur; wenn über Ihn nicht Standrecht gehalten wird, will ich's loben! Ich werde mein Theil dazu thun, verlasse Er sich darauf! — Jetzt komme Er mit, ich werde Sein Bett einmal visitiren, von der 4ten Form allein kann Er nicht so fett geworden seyn, Er Hallunke!" — Mit diesen Worten faßte der Stabsarzt den Musketier am Kragen und empfand eine sehr große Freude daran, daß derselbe wieder so ausgezeichnet gehen konnte. „He, das geht ja prächtig!" sagte er lächelnd, „na, das freut mich für Ihn, denn von hier bis nach Seiner Garnison hat Er noch manchen Schritt zu thun!" Ritter hatte schon längst eingesehen, daß jetzt Alles für ihn verloren war, er beschloß aus den Trümmern seiner so plötzlich zusammengestürzten Luftschlösser wenigstens so viel zu retten, als er nur konnte. Nachdem er einige Schritte gemacht hatte, begann er zu hinken und ließ sich, als der Stabsarzt davon keine Notiz nahm, auf den Boden fallen. „Mohrenelement," rief der Doktor, „ich glaube wahrhaftig, das Bürschchen will das alte Lied noch einmal anfangen! Was soll das heißen?" wandte er sich zu dem Kranken, der regungslos auf dem Boden liegen blieb.

— „Herr Doktor," erwiderte dieser matt, „ich fühle das alte Uebel wiederkehren! Ich bin gewiß an dieser ganzen Geschichte unschuldig, — heute Mittag hatten die Schmerzen etwas nachgelassen, ich stand deßhalb auf, freute mich, daß ich wieder stehen konnte, machte einen Versuch zum Gehen, und als dieser gut ausfiel, wanderte ich auf den Gang und gerieth so auf die Gehülfenstube, aus der ich mich jedoch wieder entfernen wollte, als der Herr Doktor eben eintraten."

„Sieh, sieh," sagte der kleine Herr, indem er den Kragen etwas fester faßte und dabei mit dem Stock eine ziemlich verdächtige Bewegung machte, „der Kerl besitzt doch Geistesgegenwart. Schade, daß Er nicht etwas mehr Grütze im Kopfe hat, ich glaube, Er könnte hübsche Mährchen schreiben. Aber es nutzt nichts, mag Er nun wollen oder nicht, morgen verläßt Er das Lazareth, steckt Seine Marsch-

route in die Tasche und wandert genau den vorgeschriebenen Weg, der nach Seiner Garnison führt. „Na, nun komme Er mit!" Damit zerrte der Doktor an dem Kragen und brachte unter Beistand einiger Gehülfen, die ihm gefolgt waren, den Delinquenten glücklich auf den Krankensaal.

„So, da wären wir endlich," hob er an, indem er den Schweiß von der Stirne wischte und darauf eine Prise nahm, — „jetzt zur Untersuchung!" —

Auf sein Geheiß nahmen zwei Gehülfen das Bett des Musketiers ab und hobrn die Matratze heraus.

„Ach, da ist ja das Proviant-Magazin!" rief der Doktor erfreut, als die Matratze entfernt war. „Sieh, sieh, ein Stückchen Käse, ein halbes Brod, ein Endchen Wurst und eine Flasche, — potz tausend, was mag die enthalten?" Der alte Herr entkorkte dieselbe und hielt sie dann unter die Nase. „Was der Henker," schrie er entrüstet, „eine Weinflasche voll Medizin? Hm, hm, das wird ja immer verwickelter!" — Der Stabsarzt wurde durch die Entdeckung dieses Umstandes so entrüstet, daß er sich setzen mußte, er prüfte den Inhalt der Flasche, hielt dieselbe gegen das Licht, heftete alsdann seine Brillengläser auf den Kranken und hob in ruhigem abgemessenem Tone an: „Jetzt will ich Ihm etwas sagen, Er infamer Simulant, wenn Er nicht einmal den Galgen ziert, lasse ich mich selbst aufknüpfen! Das hier ist die Medizin, die ich Ihm verordnet habe, Er hat wahrscheinlich jede Woche Besuch von Haus bekommen, die haben Ihm alsdann eine Masse Victualien und eine Flasche Wein zugesteckt und dafür eine solche Flasche voll Medizin mitgenommen, weiß Er, wie man das nennt? Diebstahl und Simulation! Weiß Er, welche Strafe darauf steht? Festungs-Arrest von 3 Monaten bis zu einem Jahre! — Vorerst hätte ich große Lust, Seinen kranken Körper schwarz und blau zu prügeln, damit Er wieder etwas gelenkiger würde, denn das Faullenzen hat Ihm nicht gutgethan. Ich will aber meine Lust bezähmen und mich damit begnügen, die ganze Geschichte haarklein an Seine Vorgesetzten zu berichten, die werden schon mit Ihm umspringen! — Wahrscheinlich hat er auch die Fête auf der Gehülfenstube gegeben, weil Er Hoffnung hatte, als untauglich entlassen zu werden; na, das wird hier noch näher untersucht, und wehe denen, die an dem Complott Theil genommen haben!" —

Der Stabsarzt erhob sich, warf einen zornigen Blick über die Gehülfen, die in ehrerbietiger Entfernung ihn umringten, nahm alsdann nochmals eine Prise und verließ gleich darauf den Saal.

Am anderen Tage wanderte der Musketier, sein Bündelchen in der Hand, die Marschroute und den fatalen Entlassungsschein in der Tasche, zum Lazaretthor hinaus und schlug die Straße ein, die nach seiner Garnison führte. Was seiner dort wartete, das wußte er: die erste Woche konnte er wahrscheinlich auf der Pritsche zubringen, und dann kam der strenge, für ihn jedenfalls noch verschärfte Compagniedienst. Er mußte eine Route von acht Tagen machen, doch schon am vierten requirirte er einen Karren und langte am sechsten wieder vor dem Thore eines Lazareths an. In diesem aber blieb er nur vier Wochen, theils weil er keine Bezugsquellen für Victualien hatte, dann aber auch, weil die Aerzte dieses Lazareths ungleich strenger und schärfer waren. Seinen Entlassungsschein aus dem ersten Lazareth gab er vor, verloren zu haben; hätte er ihn vorgezeigt, wäre ihm die Aufnahme jedenfalls verweigert worden.

(Schluß folgt.)

Das Dappenthal.

Ueber das Dappenthal und die Geschichte des französisch-schweizerischen Streits, der am Anfang dieses Jahrhunderts begann, seitdem nie entschieden wurde und neuestens wieder einen bedenklichen Konflikt herbeigerufen hat, schreibt die „N. Zür. Ztg.": „Das Thal gehörte von Alters her zur Schweiz; es hält 6000 Morgen, meistens Waldboden. Im Jahre 1802 verlangte Napoleon Bonaparte dasselbe, um eine Straße von Morez nach Gex mit Anschluß an die Simplonstraße zu bauen. Dem Verlangen wurde ein Jahr später in Form eines Vertrags entsprochen, und den Waadtländern anderweitige, nie realisirte Entschädigungen in Aussicht gestellt. Im Jahr 1815 beschloß der Wiener Kongreß, mit Akt vom 20. März, die Restitution an die Waadt; dagegen reklamirte die französische Gemeinde Gex, machte großes Aufsehen aus der neuen Straße, die nun trotz den ungeheuren Kosten so gut als verloren sey; dabei wurde behauptet, daß das Thal schon früher zu Frankreich gehört habe und von der Schweiz in gewaltthätiger Weise angeeignet worden sey; kurz es kam dahin, daß die französische Regierung vermocht wurde, bei den alliirten Mächten die unbedingt beschlossene Abtretung wieder rückgängig zu machen. Die vier Mächte (England, Oestreich, Preußen und Rußland) willfahrten dem Wunsch und erklärten mit Akt vom 19. Nov. 1816: daß sie die Berechtigung der Gründe Frankreichs für Nichtabtretung anerkennen, daß sie aber ohne die Zustimmung des schweizerischen Gesandten von der betreffenden Kongreßbestimmung nicht abgehen können, dagegen wirksame Schritte bei der Schweiz thun werden, um deren Verzicht zu erzielen. Während nun Frankreich auf die Wirksamkeit dieser Schritte zählte, verharrte die Tagsatzung auf der Kongreßbestimmung vom 20. März 1815 und gab dabei unumwunden zu verstehen, daß ihre 15 Millionen Kriegskosten wohl eine kleine Entschädigung werth seyen. Man wandte sich direkt an die französische Regierung, und der Herzog von Richelieu gab dem schweizerischen Geschäftsträger, Hrn. v. Tschan, gute Worte: Es sey nicht die Absicht Sr. Majestät, der Schweiz zu nahe zu treten, man habe blos erwartet, daß zwei alt befreundete Nachbarn einander gegenseitig Rücksicht tragen würden; der Besitz des Thals sey für Frankreich unerläßlich, aber der König werde nicht drängen. Ganz anders klang aber die Sprache Talleyrand's. Den 30. Juni 1820 dringt derselbe auf eine endliche Erledigung in der Tagsatzung. Es sey ganz richtig, daß der Wiener Kongreß das Thal der Schweiz zuerkannt habe, dagegen sey über die Beziehungen zwischen Frankreich und der Schweiz nicht damals, sondern erst später durch den Pariser Vertrag vom 30. Nov. 1815 stipulirt worden. Durch diesen letztern Vertrag erhielt die Eidgenossenschaft neue Gebietsabtretungen und verschiedene andere Vortheile, von denen in den Wiener Akten keine Rede war, so z. B. die westliche Abdachung des Jura zur Gränze von Neuenburg und einige französische Gemeinden, die zur Herstellung des unmittelbaren Verkehrs mit der Waadt zu Genf geschlagen wurden. In Folge dieser letztern Konzessionen fanden die vier Großmächte, daß das Verlangen Frankreichs berechtigt sey, indem es auf den gleichen Gründen des Verkehrs fußte, welche auch für die Schweiz geltend gemacht worden waren. Es wäre allenfalls an Genf, die Waadt zu entschädigen, und in diesem Falle dürfte Genf von Frankreich Erleichterungen für den Vertrieb mit Uhren gewärtigen. Frankreich werde nie verzichten. So

stand die Frage in den Zwanzigerjahren, so verhielt sie sich unter der Regierung des zehnten Karls, des Bürgerkönigs, der zweiten Republik und des zweiten Kaiserreichs; die Schweiz hält fest am Wiener Kongreßentscheid, und Frankreich an der nachträglichen Uebereinkunft im Pariser Vertrag."

Prolog

zur XII. Stiftungsfeier der Gesellschaft Liedertafel,

vorgetragen am 14. Dezember 1861.

Wohl haben wir in weihevollen Stunden
Zur hehren Feier des Erinnrungsfestes
So manchmal froh zusammen uns gefunden
Und boten unsrer Lieder Schönstes, Bestes.
Doch heut', wo durch die Welten losgebunden
Ein Sturmhauch weht — kein Friedenshauch des Westes, —
Wo fern zum Kampf die Glocken mahnend läuten,
Heut' hat dies Fest ein eigenes Bedeuten.

Wenn draußen wuchernd Haß und Zwist gedeihen,
So gilt dies Fest friedvollem Dienst des Schönen.
Denn die erhab'ne Kunst, der wir uns weihen,
Wohl spricht auch sie die Kampflust aus in Tönen,
Wohl läßt sie Klänge gellend sich entzweien,
Doch immer nur, um mild sie zu versöhnen,
Und immer gibt sie in verklärter Reinheit
Ein hohes Bild von schön erkämpfter Einheit.

Hört Ihr die Töne, wie empörte Wellen,
Dumpfbrandend an die bangen Herzen schlagen,
In lautem Tosen jetzt am Fels zerschellen,
Jetzt in das endlos Weite brausend jagen? —
Geduld! — Bald wie das Klingen leiser Quellen
Löst sich harmonisch all das wilde Klagen,
Bald hat der Töne Sturmfluth sich geglättet,
Und aus dem Streit den Frieden sich gerettet. —

Und wie die Kunst den Hader mächtig schlichtet,
Das haben wir, die deutschen Sängerschaaren,
Am stolzen Bau, den Nürnberg aufgerichtet,
An seiner Kinder gastlichstem Gebahren
Mehr, als die kühnste Fabel je erdichtet,
Mit Lust genossen und mit Stolz erfahren;
Und wie die Kunst uns Deutsche da entsündigt,
Noch unsern Enkeln sey es froh verkündigt!

Da schlug die Augen auf das deutsche Leben,
Das eben drohte, kraftlos zu beenden;
Da rief, und Antwort ward ihr gleich gegeben,
Die deutsche Liebe selbst ans todten Wänden,
Da fand ein edles Ziel das deutsche Sterben,
Im königlichen Gruß sein höchst Vollenden —
Auf daß im deutschen Banner, Lied und Worten
Versöhnung finde deutscher Süd und Norden.

— Und was wir dort gelobt, wir wollen's halten,
Und fort und fort die heil'ge Flamme nähren,
Jung bleiben wollen wir und doch die Alten,
Und die Verirrung tapfer von uns wehren,
Und wenn wir so das Priesteramt verwalten,
Nicht gilt's, allein die hohe Kunst zu ehren —
Wir schmieden fester so die Bruderbande,
Wir dienen so dem theuern Vaterlande.

Würzburger Stadttheater.

‖ **Würzburg**, 17. Dezbr. Am Sonntag wurde „Preciosa", am Montag Benedix' treffliches Lustspiel „das Gefängniß" gegeben, beide erträglich, doch nicht ganz befriedigend. Ersteres Stück anlangend, so schien es uns, als ob die Darsteller an diesem Abend überhaupt sich nicht recht den Geist und den Schwung des romantischen Drama zu eigen gemacht hätten; es wurde mehr nur so alltäglich heruntergespielt, und das verträgt eine Dichtung, wie „Preciosa", durchaus nicht. Frln. Wulff gab sich in der Titelrolle alle Mühe, doch paßte sie nicht ganz für dieselbe; eben so wenig schien uns Hr. Müller als Zigeuner-Hauptmann am rechten Platz. Dasselbe Bedenken stieg uns auf, als wir im „Gefängniß" Hrn. Ernst die Rolle des Dr. Hagen zugetheilt sahen, und wir glauben, daß sein Spiel dies Bedenken gerechtfertigt hat. Er war sichtlich bemüht, den Doktor, dessen Charakter und Wesen er sich wohl klar gemacht hatte, demgemäß darzustellen; man kann auch nicht sagen, daß er ihn gerade verdorben oder vergriffen habe, aber es war eben doch auch nicht der rechte burschikose, um Aeußerlichkeiten und Formen unbekümmerte Ton, der dieses Musterstück eines kernhaften deutschen Gelehrten kennzeichnet. Hr. Müller spielte den Baron Wallbeck gewandt und fließend, stellenweise aber gar zu leichthin, so daß es an der erforderlichen Nüancirung fehlte. Dies fiel besonders bei den Selbstgesprächen desselben im 1. und 2. Akt, das erste Mal in Gegenwart des Gerichtsdieners, das zweite Mal in Gegenwart des Doktors auf; die Gedanken, die ihm da durch den Kopf fahren, und welche er in abgerissenen Sätzen kund gibt, tauchen einer nach dem andern erst allmälig in ihm auf, müssen also auch so zu sagen stoßweise zum Vorschein kommen, dürfen nicht so rasch heruntergeorgelt werden, als wären sie vorher auswendig gelernt. Wir haben diese Bemerkung schon öfter an Hrn. Müller gemacht, so auch erst neulich wieder in dem Lustspiel „der Krinolinenkrieg"; er ist ein sehr routinirter Schauspieler, aber durch das Bewußtseyn dieser Fertigkeit läßt er sich oft verleiten, die Sache gar zu leicht zu nehmen, wodurch dann sein Spiel ausdruckslos wird, manchmal auch wieder an's Possenhafte streift; es kommt Einem dann ordentlich vor, als wolle er sagen: Für euch ist's schon gut genug. Statt des Hrn. Grelinger hatte Hr. Altmann die Rolle des Gefängniß-Inspektors übernommen, was wir gerade nicht für einen Schaden halten; er hätte übrigens den alten Offizier doch etwas weniger korporalmäßig geben dürfen. Die weiblichen Rollen waren sehr gut besetzt; nur trug Frl. Schütz etwas gar zu stark auf, was auch in „Preciosa" der Fall war.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 102. Sonntag den 22. Dezember 1861.

Der Bataillons-Koch.

(Schluß.)

So zog er denn nach einer fünfmonatlichen Abwesenheit eines Abends in das Thor seiner alten Garnison wieder ein. Manches bekannte Gesicht begegnete ihm; just an dem Thore, durch welches sein Weg führte, hatten die Kameraden von seiner Kompagnie die Wache, und während Einige ihn erstaunt umringten und sich freuten, daß er wieder angelangt war, lächelten ihn Andere recht hämisch an und empfingen ihn mit der in etwas sarkastischem Tone ausgesprochenen Vermuthung, daß er jetzt wohl einige Wochen Ruhe erhalten würde.

Obschon Ritter eine unbefangene Miene zu machen versuchte, pochte ihm doch das Herz gewaltig und bevor er sich in die Kaserne begab, trat er in ein Wirthshaus, um sich dort zuvor Muth zu holen. —

Der Hauptmann von Großmann war eben von einem kleinen Spaziergange zurückgekehrt, er legte Mütze und Degen hin, zog die Uniform aus und den bequemen zerrissenen Schlafrock dafür an, dann langte er die Pfeife vom Nagel, zündete dieselbe an, nahm ein Buch und setzte sich damit auf's Sopha. Er mochte eine Viertelstunde lang dort gesessen haben, als plötzlich die Thüre geöffnet wurde und der Major eintrat. — Der Hauptmann sprang bestürzt auf. „Herr Oberstwachtmeister," stotterte er verlegen, „welchem Umstande habe ich die Ehre Ihres Besuchs zu verdanken?"

— „Einem sehr wichtigen, Hauptmann von Großmann," erwiderte dieser; „Ihnen wird er allerdings nicht sehr angenehm seyn!" — Der Major öffnete die Thüre. „Na, komme Er herein, Er Marodeur," fuhr er fort, „mache Er Seinem Hauptmann das Vergnügen, Ihn von Angesicht zu Angesicht sehen zu können!"

Zögernd trat Ritter in ganz und gar vorschriftswidriger Haltung ein, und die keck auf's rechte Ohr gerückte Mütze wollte durchaus nicht mit der ängstlichen verlegenen Miene des Musketiers harmoniren. Der Hauptmann wechselte die Farbe, als er seinen Untergebenen so plötzlich vor sich stehen sah, und wahrscheinlich um seine Bestürzung zu verbergen, trat er in eine Ecke des Zimmers und vertauschte dort den Schlafrock mit der Uniform. —

Der Major ließ seinen Blick bald auf dem Hauptmann bald auf dem Musketier ruhen, die beide nicht wagten, ihm in's Auge zu sehen und wie zwei auf der That ertappte Verbrecher vor ihm standen, drehte eine Zeit lang an seinem Schnurrbarte und hob alsdann, zum Hauptmann gewendet, mit ruhiger Stimme an: „Ich muß Ihnen jetzt vorab sagen, wo ich diesen Vogel hier gefangen habe. Also ich gehe vor einer halben Stunde in der Stadt spazieren, plötzlich sehe ich vor mir einen Musketier meines Bataillon auftauchen, der, seinem Bündel nach zu urtheilen, das er in der Rechten trug, von Urlaub zurückkam. Der Kerl sah ungemein dienstwidrig aus, die Mütze saß auf einem Ohre, der Säbel war so schlottrig als möglich umgehängt, die Hose voller Schmutz, die Knöpfe, wie ich aus der Ferne schon entdecken konnte, waren fuchsroth und verrostet; das Alles erweckte meine Aufmerksamkeit, und ich ging deßhalb rascher, um dem Hallunken in's Gesicht sehen zu können.

„Daß der Mann dieser mir wohlbekannte Mastochse seyn könnte, ahnte ich nicht, konnte dieß auch nicht erwarten; denn der Kerl gleicht jetzt eher einem Gespenst, als einem Fettkoloß. Beinahe hatte ich ihn eingeholt, als er abbog und in ein Wirthshaus eintrat. Bei der Wendung, die er machte, erkannte ich ihn, und natürlich ging ich ihm in die Kneipe nach. Er hatte sich schon ganz gemüthlich einen halben Schoppen Kornbranntwein kommandirt, doch konnte ich es nicht über's Herz bringen, ihm diesen Genuß ungestört zu lassen. — Der Kerl zog eine jämmerliche Miene, als er mich sah, ich ließ ihm aber zum Ueberlegen nicht lange Zeit. Wir waren allein in der Wirthsstube und so konnte ich ihm ungestört die Mütze etwas vorschriftsmäßiger auf den fuchsigen Schädel rücken, was ich auch nicht versäumte. Bei dieser Gelegenheit entdecke ich, daß der Hallunke das Fischbein aus derselben entfernt hat, ich schlug ihm den Tuchlappen einigemal um die Ohren und habe ihn alsdann hiehergebracht, um ein weiteres Examen mit ihm zu beginnen. — Setzen wir uns!" —

Hauptmann und Major nahmen Platz und letzterer fuhr fort: „Trete Er einige Zoll näher, Er Seebär. Wo hat Er sich, nach seiner Entlassung aus dem letzten Garnisons-Lazareth in B., herumgetrieben?" Der Musketier sah verlegen zu Boden. „Nun? Will Er wohl antworten, soll ich Ihm den Mund öffnen? Antwort! wo ist Er allenthalben gewesen? Seiner Marschroute gemäß sollte Er schon gestern hier eintreffen, warum kommt Er erst heute?"

— „Ich wurde im letzten Quartiere krank und konnte deßhalb heute nicht marschiren," erwiderte Ritter nach einer Weile.

„Er ist ein durchtriebener Simulant!" donnerte der Major, „wo hat Er Heim und Tornister gelassen?" Ritter schaute betroffen auf. „Sie sind zu Hause liegen geblieben, als ich in's Lazareth gebracht wurde," antwortete er zögernd.

— „Millionenhund, Er wagt es, mich zu belügen? Na, Er läßt Seine Rechnung hoch anlaufen, gnade Gott Ihm, wenn sie bezahlt wird! Soll ich Ihm sagen, wo die beiden königlichen Montirungsstücke geblieben sind? Hören Sie einmal zu, Hauptmann, welchen Brief ich heute Mittag erhalten habe." — Der Major knöpfte seine Uniform auf, zog einen Brief aus der Brusttasche, entfaltete denselben und las:

„An das Königliche Bataillons-Kommando ꝛc. ꝛc.

„Ein Königliches Bataillons-Kommando erlaube ich mir von nachstehendem Vorfall in Kenntniß zu setzen. Gestern Mittag erschien ein Musketier von der vierten Kompagnie, der sich Ritter zu nennen vorgibt, in meinem Lokale, setzte sich an die bereits gedeckte Tafel und ließ sich just wie die anderen Gäste bedienen. Nach Tische wollte er sich ohne Bezahlung entfernen, mein Oberkellner hielt den Mann jedoch fest, und es stellte sich nun heraus, daß derselbe keinen Heller Geld besaß. Auf mein Befragen, wie er sich habe erfrechen können, unter diesen Umständen an der Tafel Platz zu nehmen, erwiderte er, daß er sein Geld verloren und dieß erst jetzt erfahren habe. Er hatte Helm und Tornister in der Hand, ich nahm ihm beide Stücke ab und warf ihn dann vor die Thüre.

„Einem Königl. Bataillons-Kommando theile ich dieß mit, damit es darnach seine Maßregeln treffen kann, Helm und Tornister liegen in meinem Hause und sind gegen Bezahlung von zwanzig Silbergroschen für das Essen, sowie fünfzehn Silbergroschen für eine Flasche Wein zurückzuerhalten.

Peter Kratz, Gasthofbesitzer."

Der Musketier war bei Verlesung dieses Briefes erdfahl geworden, das Antlitz des Hauptmanns dagegen überzog Purpurglut, und als der Major geendet hatte, sprang von Großmann auf.

„Halt!" rief der Major, „keine Gewaltthätigkeit! Der verdammte Wirth, der es gewagt hat, einem Soldaten königliche Waffen und Ausrüstungsgegenstände zu entreißen, wird die Folgen seiner unverantwortlichen Handlung bitter erfahren; ich habe ihm gleich nach Empfang dieses Briefes eine Ordonnanz zugesandt, die ihm meine Meinung deutlich kund thun wird. — Was diesen da anbelangt" — dabei zeigte er auf den Musketier — „so ist er jetzt schon reif zum Galgen und der Einsteckung in die Strafsektion wird er nicht entgehen." — Der Major erhob sich.

„Sehen Sie diesen ausrangirten Küchenhammel einmal an, dieses ganz und gar polizeiwidrige Geschöpf hat sein Fett nun verloren, und das ist ihm sehr zuträglich, denn in der Strafsektion darf nicht gefaullenzt werden. Und nun betrachten Sie, wie der Hallunke die Mütze wieder auf einem Ohre sitzen hat, sehen Sie, wie der Säbel an seinem dürren Leibe herunterbaumelt! sieht der Kerl wohl einem Soldaten ähnlich?" — Bei den letzten Worten riß der Major dem Musketier die Mütze von dem Kopfe. „Das Interessanteste an diesem Eskimo ist jedenfalls sein Schädel," fuhr er fort; „die Haare sind seit einem Vierteljahre nicht mehr verschnitten, just wie ein hergelaufener Student sieht er aus mit seinem Polakakopf und den hinter die Ohren gestrichenen Haaren, das heißt, er würde so aussehen, wenn seine Larve einer menschlichen Physiognomie ähnlich wäre, so aber kann ich ihn nur neben einen jener Bänkelsänger stellen, die mit Leierkasten und Mordgeschichten durch die Dörfer ziehen, wenn ich ein Seitenstück zu ihm haben will."

Der Hauptmann gerieth über den Witz seines Vorgesetzten in einen förmlichen Lachkrampf, doch die Freude verging ihm, als der Major mit erhöhter Stimme fortfuhr:

„Daß Sie diesen Menschen in Urlaub schicken konnten, das habe ich nie begreifen können, begreife es auch jetzt nicht; als ich den Namen Ritter seiner Zeit auf Ihrem Rapporte las, fiel es mir nicht ein, den Argwohn zu hegen, der Beurlaubte und der Küchenhammel, den ich in Arrest geschickt hatte, könne eine und dieselbe Person seyn.

„Erst als der saubere Bericht aus dem ersten Garnisons-Lazareth, in welches sich dieses Faulthier einsimulirt hatte, anlangte, fiel mir der Name auf und ich wußte nicht, was ich sagen sollte, als ich von Ihnen meine Ahnung bestätigt hörte. Ich habe Ihnen derzeit meine Meinung über diesen Punkt unverholen geäußert, und nehme dieselbe heute nicht zurück! Ich gratulire zu Ihrem nächsten Avancement! — — Jetzt schellen Sie Ihrem Burschen." Der Hauptmann, bleich wie die Wand und an allen Gliedern zitternd, zog an der Schelle. — „Herr Oberstwachtmeister" — stotterte er endlich. — „Nun, was ist?" erwiderte dieser barsch. „Soll ich vielleicht von einem Ehrengerichte die Gründe näher untersuchen lassen, die Sie bewogen haben, diesem Menschen eine Begünstigung einzuräumen?" — Der Hauptmann biß sich auf die Lippen und schwieg. — „Gehe Er zur nächsten Wache, und lasse Er zwei Mann von dort herkommen," fuhr der Major fort, als der Bursche erschien. Johann warf einen erstaunten Blick auf seinen Kameraden, schüttelte den Kopf und eilte hinaus. Der Hauptmann war an's Fenster getreten, um die Gemüthsaufregung, welche des Majors Worte hervorgerufen hatten, zu verbergen; der letztere wanderte mit großen Schritten im Zimmer auf- und ab.

„Er wird jetzt vorerst einige Tage Ruhe haben," sagte er, sarkastisch lächelnd, indem er vor Ritter stehen blieb; „nachher zieht Er auf einige Monate die Jacke mit den übersponnenen Knöpfen an, dann gibt's Arbeit die Hülle und Fülle, und schließlich, damit Er alsdann nicht aus der Gewohnheit kommt, exerzirt Er bis Er abgeht, Tag und Nacht mit gepacktem Tornister.

„Was Er alsdann später anfängt, das geht uns nichts mehr an, doch soll es mich durchaus nicht wundern, wenn ich einmal durch die Zeitungen erfahre, daß Er irgendwo aufgeknüpft worden ist."

Der Musketier war froh, daß in diesem Augenblick die beiden Leute von der Wache eintraten, denn jede Minute, die er in der Gesellschaft seiner Vorgesetzten zubringen mußte, däuchte ihm eine Ewigkeit. Auf das Geheiß des Majors nahmen die beiden Soldaten den Musketier zwischen sich und führten ihn in den Untersuchungsarrest ab. — — —

Ungefähr vier Wochen später wurde das standrechtliche Erkenntniß über den Delinquenten bekannt gemacht. Es war milder ausgefallen, als der Major erwartet und vorausgesagt hatte, und lautete auf sechs Wochen strengen Arrest.

Der Frühling hatte schon längst seine Blätter und Blüthen über die Lande zerstreut, als Ritter, abgemagert, mit bleichen, eingesunkenen Wangen und matten, erloschenen Augen, das dumpfe Arrestlokal verließ. Der Sommer entschwand, freilich kostete er ihn manchen Schweißtropfen, doch als die Blätter gelb und welk wurden, als der Herbstwind durch die Stoppeln fegte, da durfte auch Ritter die Achselklappen rollen, den Reservestock ergreifen und mit seinen Kameraden zum Thore hinaus, der fernen, schönen Heimath zu, ziehen. Die Prophezeihung des strengen Herrn Majors hat sich aber

bis heute noch nicht erfüllt, denn bis zu dieser Stunde ist der ehemalige Musketier Ritter noch nicht aufgeknüpft worden.

Heinrich Marschner.

Die Trauerkunde vom Tode Heinrich Marschner's wird nicht allein in unserem engeren Vaterlande mit tiefer Theilnahme vernommen werden: ganz Deutschland verliert in ihm einen der genialsten und — was seinem Andenken für uns noch höhere Ehre bringt — der kerndeutschesten Komponisten der Jetztzeit. Marschner wurde zu einer Zeit geboren (im Jahre 1798), wo in dem Leben des Volks wesentlich noch alle die Bedingungen vorhanden waren, deren die Musik bedarf, um ihrer eigensten Aufgabe, das Seelenleben im Ausdruck von Stimmungen darzustellen, zu genügen. Noch waren nicht, wie heute, die Gedanken und die Gemüther ganz vorwiegend den Bestrebungen und Zielen der handelnden Welt, den nationalen und politischen Interessen, den Kämpfen der Parteien zugewandt. Noch war die Masse des Volks mehr auf das innere Leben konzentrirt und nährte hier jene energische Einseitigkeit der Empfindung, wie allein sie die unerschöpfliche Reichhaltigkeit und Tiefe hatte hervorbringen können, die wir in den Tongebilden vor allen eines Mozart bewundern. Den Einflüssen einer solchen Zeit verdankte es Marschner, wenn wir als Geschenk der Natur die Gabe an ihm rühmen können, daß er den Ausdruck der Empfindungen in ursprünglicher Schöpferkraft melodisch und plastisch zu gestalten vermochte. In der Art, wie er es that, ist er der getreue Repräsentant des Entwicklungsganges der Nation geworden. Es würde nicht schwer seyn, nachzuweisen, wie sich in seinen Hauptopern alle eigenthümlichen Richtungen des Volkslebens in seinen verschiedenen Perioden wiederspiegeln.

Marschner war zu Zittau in Sachsen geboren und lebte schon als Knabe mit Eifer der Beschäftigung mit der Musik; bestimmte sich aber doch anfänglich für das Studium der Rechte; ein Zeichen, daß er unter dem Drange der Deutschland in seinem Innersten aufwühlenden Ereignisse keineswegs völlig ohne Neigung blieb, seine Kräfte dem öffentlichen Leben zu widmen. Als er indessen um 1814 auf die Universität nach Leipzig übergesiedelt war, sprach die Stimme seines natürlichen Berufs doch zu laut und er beschloß, sich ganz der Musik zu weihen. Das Studium der Rechte wurde nun mit dem der Komposition vertauscht, und nebenher ging die Uebung mehrer Instrumente, besonders des Klaviers, dessen er bereits um jene Zeit mächtig genug war, um öffentlich auftreten zu können. Im Jahre 1817 führte ihn die Bekanntschaft mit einem ungarischen Grafen, welche er in Karlsbad gemacht hatte, nach Wien und in der Folge nach Pesth, wo er eine Musiklehrerstelle erhielt. Sein produktives Talent machte sich jetzt rasch geltend; die Oper „Heinrich IV." erschien als sein Erstlingswerk. Welchem Vorbilde er bei seiner Entwicklung hauptsächlich gefolgt war, das zeigte sich hier schon deutlich in dem Umstande, daß er dieß Werk vertrauensvoll an Weber überschickte, den Mann, der unter dem Einfluß der patriotischen Stimmung der Befreiungskriege für die specifisch deutsche Empfindungsweise, wir möchten sagen, eine in ihrer anheimelnden Kraft ganz neue musikalische Sprache schuf. Der junge Komponist erhielt von dem Meister die größte Ermunterung, seine Oper wurde zur Ausführung gebracht, und die ihm bezeigte Theilnahme wirkte so auf ihn, daß er selbst (1822) nach Dresden übersiedelte, wo ihm dann Weber eine Anstellung als Musikdirektor verschaffte. Die Frucht seines Aufenthaltes hier waren zwei kleine Opern „der Holzdieb" und „Lucretia". Indessen gab er seine Stellung schon nach vier Jahren wieder auf, um, nachdem er sich mit der Sängerin Marianne Wohlbrück vermählt hatte, nach Leipzig zu gehen (1827); und hier, in künstlerischer Muße, faßte er dann seine gereifte Kraft zu jenen bedeutenden Schöpfungen zusammen, die alsbald den Ruhm seines Namens im Fluge durch die ganze musikalische Welt verbreiteten.

In Marschner's Jugendzeit hatten sich in dem Leben der Nation gewaltige äußere und innere Wandlungen vollzogen. Allmälig, aber stetig war der Uebergang zu der Richtung unserer Tage erfolgt. Wie immer in solchen Zeiten lagen mächtige Gegensätze mit einander im Streit. Das Neue und Gesunde hatte mit veralteten und krankhaften Elementen zu kämpfen; die edelsten Regungen im Volksgeiste wurden, nachdem sie eine kurze Zeit im gewaltigen Drange sich an die Oberfläche gerungen hatten, von den Machthabern und ihren Dienern mit allen Mitteln des gewaltsamen Druckes und des Truges zurückgekämpft, und unter dem Eindrucke einer entsittlichenden Entmuthigung und Verfolgung sogen die nach dem Lichte ringenden Blüthen edelsten Strebens das Gift zersetzender Zweifelsucht und Verbitterung ein. Die Schäden eines solchen Zustandes legten sich bald offen, sie zeigten sich auf allen Gebieten des geistigen und Empfindungslebens; und wie der Sturm gerade die mächtige Eiche faßt, während die Binse am Boden ungeknickt bleibt, so mußten auch vornehmlich gerade die hervorragenden Geister das Ringen feindlicher Kräfte in der nach Neugestaltung strebenden Zeit mit allen ihren die Harmonie der Seele störenden Einflüssen erfahren.

Auch Marschner's musikalische Muse blieb von den trüben Gährungsstoffen nicht unberührt. Das zeigte gleich die erste seiner großen genialen Tonschöpfungen: das nach der Uebersiedelung des Komponisten nach Leipzig vollendete Werk „Der Vampyr". Hier gab sich unmittelbar neben den glänzendsten Vorzügen einer kerngesunden Natur der ganze finstere Dämon der innern Zwiespaltigkeit der Romantik kund, und zwar in einer ursprünglichen Eigenthümlichkeit, wie sie eben nur möglich ist, wenn der Tondichter unmittelbar die eigenste Erfahrung seines Lebens spiegelt. Diesen Mangel zu bekennen, fordert die geschichtliche und kritische Wahrheit; und der Ruhm Marschner's kann den Tadel ertragen; zu reiche Fülle an des größten Lobes Werthem bleibt dem Werke übrig. Wir sind immer der Meinung gewesen, daß wenigstens ein großer Theil des „Vampyr" (wir meinen hauptsächlich den zweiten Akt) das Schönste und Bedeutendste enthält, was der Komponist geschrieben hat, und wir glauben deßhalb, daß derselbe am trefflichsten geeignet ist, den Werth der Vorzüge der Marschnerschen Musik zu erkennen: um so mehr geeignet, als eine Beurtheilung der nach dem „Vampyr" zunächst erschienenen Oper „Hans Heiling" über das Wesen des Komponisten zum gleichen Resultate führen mußte, wenn man auch zugeben mag, daß die letztgenannte Oper in Betreff der Gediegenheit der musikalischen Behandlung und Durcharbeitung noch überlegen ist. Was in der Oper ebenso, wie in dem recitirenden Drama so äußerst selten vereinigt erscheint: idealer pathetischer Schwung und kerniger Humor, das bietet Marschner mit einer Kraft

der Ursprünglichkeit, wie außer Mozart höchstens noch Weber. Da waltet eine Fülle strahlender Gesundheit, ein tiefes kerniges Gemüth, ein echter Volkston, daß wir deutlich sehen, es spricht ein Herz, das nur fühlt im großen Ganzen, ein Geist, der sorgsam geachtet hat auf jeden Pulsschlag des öffentlichen Lebens, der Theil genommen hat an aller Freude wie allem Leid der Nation. Dieser Charakter bahnte denn auch jenen Werken Marschner's den raschesten Eingang in alle Kreise des Volks, und der Komponist konnte nur den Wiederhall der allgemein ihm werdenden Anerkennung darin sehen, wenn er (um 1832) den Ruf als Kapellmeister nach Hannover erhielt. Marschner nahm denselben an, und seit jener Zeit haben wir ihn hier mit Stolz recht eigentlich als den Unsrigen betrachten können; mit um so größerem Stolz, da in seinem künstlerischen Schaffen hier insofern noch ein Fortschritt eintrat, als schon in der zunächst erschienenen Oper „Der Templer und die Jüdin" auch die letzte Spur innerer Mißklänge sich verschwunden zeigte, und der Tondichter hier mit seinen morgenfrischen, ritterlichen Weisen der schwungvolle, begeisterte Sprecher einer zur Thatkraft jugendlich auflebenden Zeit ward. Hier haben wir Marschner bis zu dem Höhepunkte seines Wirkens begleitet. Eine Kritik seiner einzelnen Werke zu liefern, kann natürlich heute nicht unsere Aufgabe seyn. Wir haben nur in den allgemeinsten Zügen eine Skizze seines Entwicklungsganges, eine Charakteristik seines künstlerischen Wesens und seiner Bedeutung für unsere Nation zu geben versucht. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir denn auch den übrigen Opern-Schöpfungen des Meisters („Der Kyffhäuser", „Des Falkners Braut", „Der Bäbu", „Das Schloß am Aetna", „Austin") ebensowenig wie den Instrumental-Kompositionen (Trios, Quartetts u. s. w.), da sie bei vielen unleugbaren und zum Theil großen Schönheiten doch von vergleichsweise untergeordneter Bedeutung sind, hier keine nähere Beachtung schenken. Dagegen müssen wir ganz ausdrücklich noch der Männergesänge Erwähnung thun, da sich gerade in ihnen auf das kernigste der nach allen Richtungen die Volksempfindung belebende Geist des Komponisten ausspricht. Kraftgesänge gleich dem „Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder" werden Sinn und Gemüth erhebend immerdar fortleben im Munde des Volks, gleich wie die Werke „Der Vampyr", „Hans Heiling" und „Der Templer und die Jüdin" auf den deutschen Theatern ihre Stelle behaupten werden, so lange das deutsche Volk dem Genius wahrhaftiger Kunst seine Achtung bewahren wird. Die Hannoveraner aber werden, so hoffen wir, das Andenken des größten der deutschen Künstler, den sie bisher den Ihrigen nennen konnten, durch die Errichtung eines würdigen Denkmals zu ehren wissen. (Z. f. Nordd.)

Würzburger Stadttheater.

Freitag den 20. Dezember. In unserer gegenwärtig an Opern sehr armen Zeit machte es einen sehr wohlthuenden Eindruck, heute wieder einmal eine Oper zu hören und zwar „Zampa oder die Marmorbraut", auf welche man schon seit einigen Wochen wartete. Wenn nun allerdings die Aufführung dieser Oper durch das Unwohlseyn des Hrn. Lang einige Zeit verzögert wurde, so war es doch für das Theater-Publikum, namentlich für die Abonnenten, unangenehm, während dieser Zeit jede Oper entbehren zu müssen; wenn aber das Repertoire unserer Bühne bezüglich der Opern so mangelhaft seyn sollte, daß man währenddem keine andere Oper einschalten konnte, so wäre dieses wirklich schlimm. Was nun die Aufführung anlangt, so hätten bei dieser längeren Pause die Chöre, obgleich wir deren mangelhafte Besetzung besonders des Tenor zugestehen, doch besser einstudirt seyn dürfen. Das Orchester spielte durchaus recht befriedigend; nur im ersten Akt fehlte bei einigen Blasinstrumenten die Sicherheit des Ansatzes und einigemal auch Präzision. Hr. Seyler (Alphons) wollte im ersten Akt gar nicht gefallen, und es war dies auch keineswegs zu verwundern, weil er gar zu gleichgültig, ohne Ausdruck und Vortrag, die Töne meist abgerissen, ohne Verbindung sang; im zweiten und dritten Akt traten diese Mängel weniger hervor, und seine Leistungen wurden deßhalb auch günstiger aufgenommen. Hr. Reuter (Dandalo) war gut; recht brav waren Frln. Barth (Ritta) und Hr. Schiffbenker (Daniel), deren herrl. Duett im zweiten Akt zu den Glanzpunkten der heutigen Aufführung gehörte; wir für unsere Person hätten übrigens gerne darauf verzichtet, alle die sonderbaren Heiligen des Hrn. Schiffbenker zu hören. In die Palme des Abends theilen sich Frln. Carina (Camilla) und Hr. Lang (Zampa), für dessen Stimme übrigens doch manche Stellen etwas hoch waren; was seiner Stimme heute wohl noch in Folge seiner Heiserkeit an Schmelz und Klang fehlte, suchte er durch seinen Vortrag und sein Spiel zu ersetzen. — Schließlich erlauben wir uns an die verehrliche Theaterdirektion die Anfrage, warum bei der heutigen Vorstellung (wie schon seit einiger Zeit stereotyp) der Schluß auf 8 Uhr angegeben war, während sie drei Viertelstunden länger dauerte? Bei einer Oper besonders läßt es sich ziemlich genau berechnen, wann sie aus wird. Und so viel Rücksicht, dächten wir, verdiente das Publikum schon, daß man sich die Mühe gibt, die Dauer der Vorstellungen wenigstens annähernd genau anzugeben. In anderen Städten wird es sogar polizeilich geahndet, wenn die angegebene Dauer der Vorstellungen nicht genau eingehalten wird. Wir wollen dies Verfahren zwar nicht für hier empfehlen, glauben aber um so mehr von der Theaterdirektion erwarten zu können, daß sie aus eigenem Antrieb ihrer Verpflichtung gegen das Publikum nachkommt. —C.—

Miscelle.

Agnese Schebest, die einst gefeierte Sängerin, welche vor vier Jahren bekanntlich Erinnerungen aus ihrem Künstlerleben verfaßte, hat jetzt unter dem Titel „Rede und Geberde" (Leipzig bei Abel) Studien über mündlichen Vortrag und plastischen Ausdruck mit 30 Abbildungen herausgegeben. Als Vortragsform der gegebenen Belehrungen über die Mittel der Gesangs- und Bühnenkunst ist die Gesprächsform gewählt. Die gestellte Aufgabe ist von der Verfasserin jedenfalls mit Sachkenntniß und Ernst behandelt und ihre auf praktische Erfahrung gestützten Winke und Erörterungen können den Novizen der Darstellungskunst mit Recht empfohlen werden, um so mehr, als unsere Literatur auf diesem Terrain eine große Lücke aufweist.

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 103. Mittwoch den 25. Dezember 1861.

Der Hut des Raubmörders.

Aus den Erinnerungen eines Londoner Polizeibeamten.

„Wenn einer von meinen Lesern mitten in der Nacht und in einem abgelegenen Stadtviertel „Hülfe! Hülfe! Mörder! Hülfe!" rufen hörte, so würde er gewiß dorthin eilen. So erging es auch mir. Als ich mich dem Hause näherte, aus welchem der Hülferuf erscholl, sah ich ein Frauenzimmer in einer Nachthaube den Kopf aus dem Fenster eines Wohnzimmers strecken und hörte noch immer ihren Ruf: „Hülfe! zu Hülfe!"

„Was gibt es?" fragte ich.

„Ach, kommen Sie doch geschwind herein! ich bin überzeugt, es sind Mörder im Hause!"

„Dann müßt Ihr mich einlassen! die Thüre ist verschlossen. Holla, öffnet schnell!"

„Ach, ich kann nicht; man würde mich umbringen!"

„Was wollt Ihr damit sagen? Wer hat Euch etwas zu Leide gethan?"

„Ach, mir ist noch nichts geschehen, aber meiner Herrin. Ich bin's gewiß, man bringt sie um. Ich hörte die Streiche und höre noch ihr Röcheln. Horch! können Sie es nicht hören?"

Schwatzen und Parlamentiren half hier nichts. Die Hausthüre nach der Straße erschien mir zu massiv und stark, als daß ich sie leicht hätte eintreten können; so stieg ich denn auf den Zaun, erfaßte die Wasserrinne und schwang mich an derselben so hoch hinauf, daß ich den Fenstersims erfassen konnte; hier packte mich das Mädchen am Rockkragen und half mir vollends in das Zimmer hinein.

„Nun, Mädchen, was gibt es denn?"

„Stille!" droben im obern Stock bringt man meine arme Herrin um!"

„Woher wißt Ihr denn das?"

„Ich hörte die Spitzbuben durch das Fenster der Hinterstube einbrechen und die Treppe hinaufgehen. Aus Angst wagt' ich mich gar nicht zu rühren. Dann hört' ich sie in das Zimmer der Frau hineingehen, konnte vernehmen, wie sie auf dieselbe hineinschlugen, hörte ihr Schreien und dann ihr Stöhnen und Röcheln. Ach du liebe Zeit, wir werden Alle umgebracht werden!"

„Seyd nur stille und zeigt mir den Weg!"

„Oh, nicht um eine Welt! Aber ich will die Thür leise öffnen, dann können Sie sich schon zurechtfinden."

Ich schlich mich leise und vorsichtig die Treppe hinan, und ein Lichtschimmer unter einer Thüre hervor führte mich auf den Schauplatz des Vergehens. Als ich näher kam, hörte ich ein Gerassel von Schlüsseln und ein Poltern wie vom Hin- und Herwerfen von Gegenständen; daher zog ich meinen Stab heraus und machte mich auf eine Rauferei gefaßt.

Noch hatte ich natürlich nicht die mindeste Ahnung davon, mit wie vielen Spitzbuben ich es aufzunehmen haben würde; als ich aber mit der linken Hand ganz leise die Thüre öffnete und hineinblickte, sah ich beim Schein der Laterne, welche einer der Diebe hielt, um sich beim Durchsuchen einer Kommode zu leuchten, daß sie zu dreien waren. Die beiden Anderen dienten als Schildwachen — der Eine bei einer alten Dame, welche im Bette lag, der Andere kehrte den Rücken der Thüre zu, durch welche ich eintrat. Natürlich kam mein Eintritt ganz unerwartet und störte die Spitzbuben in ihrem Geschäft. Der Kerl mit der Laterne sah mich zuerst, da er zufällig das volle Licht seiner Blendlaterne mir gerade zudrehte, als ich meinen Kopf zur Thüre hineinstreckte. „Polizei, beim T—!" rief er. Der Kerl war barhäuptig und streckte mir gerade den Kopf entgegen zu einem Streich, den ich auch führte. Im selben Augenblick fielen aber auch die beiden andern Burschen über mich her, und gaben mir mit einem jemmy (life-preserver, kurzen Stock mit zwei Bleiknöpfen an beiden Enden) oder irgend einem derartigen schweren Instrument einige Streiche auf den Kopf, daß ich bewußtlos niederstürzte.

Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich mich auf dem Fußboden in einem anderen Zimmer, und das junge Frauenzimmer, welches ich zuerst gesehen hatte, wusch mir die Schläfe mit Essig, wobei ihr zwei Polizeidiener zusahen. Ich brauchte lange, bis ich mich nur so weit erholte, um Fragen an die beiden Kollegen richten und ihre Antworten begreifen zu können. Endlich erfuhr ich, daß das Dienstmädchen, nachdem es droben das Stampfen und den Fall eines schweren Körpers gehört, gefürchtet hatte, die Diebe möchten auch mich umbringen, weßhalb sie sich ein Herz faßte, die Hausthüre öffnete, um Hülfe rief und die beiden Polizeidiener einließ. Als diese die Treppe hinaufkamen, fanden sie mich starr und bewußtlos neben dem Bette liegen, worin die alte Dame ermordet lag. Das Treppenfenster war offen gewesen; sie hatten hinausgeblickt, aber nichts zu unterscheiden vermocht, nur bei aufmerksamem Horchen in die Finsterniß hinaus ein Geräusch vernommen, wie wenn jemand über eine Mauer klettere; worauf sie in den Hof hinter dem Hause hinunter eilten, aber schon zu spät kamen, denn die Diebe waren auf und davon. Meine Kameraden

erfuhren erst von mir, daß die Mörder zu dreien gewesen seyen. Einen davon erinnerte ich mich früher schon gesehen zu haben, aber mein Kopf, auf welchem ich eine Beule von der Größe eines Hühnereies hatte, war so verwirrt, daß ich kein klares Erinnerungs-Vermögen mehr hatte. Ich raffte mich auf und wir durchsuchten nun das ganze Anwesen nach Spuren von den Mördern, bei welcher Gelegenheit wir in dem Winkel des hintern Hofes einen alten Hut fanden, der offenbar auf der Flucht verloren worden war. Ich nahm denselben nun sogleich zu mir, in der Hoffnung, den Eigenthümer desselben eines Tages ausfindig zu machen.

Die gewöhnlichen Nachforschungen in den benachbarten Polizeibezirken bezüglich des Erscheinens von irgend welchen verdächtigen Charakteren hatten keinerlei befriedigendes Ergebniß. Den Hut verwahrte ich gut; es war gar nichts Besonderes an ihm, ein ganz gewöhnlicher alter Felbel; allein ich setzte meine einzige Hoffnung darauf, mittelst seiner noch einen nähern Aufschluß über die Urheber jenes Hauseinbruchs mit Raubmord zu erhalten.

Einige Wochen vergingen; meine Beule war vergangen und nur ein gelegentlicher heftiger Kopfschmerz davon zurückgeblieben. Ich hatte zu jener Zeit ein kleines hübsches Wachtelhündchen, welches mir einmal bei Nacht zugelaufen und dessen Eigenthümer noch nicht ermittelt worden war. Dieses Hündchen pflegte ich in meiner Stube einzusperren, wann ich Dienst hatte. Als ich nun eines Tages nach Hause kam, fand ich, daß das Hündchen mit dem Hut gespielt und das Futter herausgerissen hatte, worüber ich natürlich das Thierchen zankte. Wie ich nun das Futter wieder in den Hut stecken wollte, bemerkte ich ein Stück Papier, ganz mit Fett getränkt, das hinter dem Schweißleder steckte, wo ich es vorher nicht bemerkt hatte. Ich nahm es heraus und fand, daß es die von einem Briefe abgerissene Adresse von jemand war, dessen Namen man sich vermuthlich hatte merken wollen; sie enthielt nur die Worte: „Henry Miller, — Street, Salford." Der Name der Straße war unleserlich.

Dieß war wenigstens ein Anhaltspunkt, den ich verfolgen konnte. Der Eigenthümer des Hutes war ohne Zweifel mit diesem Henry Miller bekannt, den ich nun sprechen mußte. Aber wie ihn auffinden? Er wohnte vielleicht gar nicht in Salford, oder war nur vorübergehend dort gewesen, ein Fremder, der dort kurze Zeit zur Miethe gewohnt hatte. Trotzdem reiste ich sogleich nach Manchester und stellte bei den Polizeibehörden die nöthigen Erkundigungen an, ob dort ein Mann jenes Namens bekannt sey, was jedoch nicht der Fall war. Von da begab ich mich nach dem Postamt, wo man mir zwar allen möglichen Vorschub leistete, aber allen Briefträgern doch kein Henry Miller bekannt war. Endlich nach wiederholten Umfragen glaubte ein alter Mann sich dieses Namens entsinnen zu können, und bezeichnete mir ein Haus, woselbst er früher Briefe an diese Adresse abgegeben hatte. Dieses Haus suchte ich nun auf, aber es wohnte niemand dieses Namens dort, noch war derselbe einem der jetzigen Bewohner bekannt. Wieder nach dem Postbureau zurückgekehrt, erzählte ich hier meine Enttäuschung, da gab mir eine zufällig anwesende Person den Rath, mich an einen gewissen Schankwirth zu wenden, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, der älteste Bewohner jener Nachbarschaft war und wahrscheinlich alle Leute gekannt habe, welche in den jüngstvergangenen dreißig Jahren dort gewohnt hatten. Dieser Mann hatte, nachdem er sein Geschäft aufgegeben hatte, eine angenehme kleine Villa in einer Entfernung von einigen Meilen bezogen. Dorthin suchte ich mich nun zurechtzufinden und ward sehr artig empfangen. Er erinnerte sich des Namens Miller; er hatte einem Herrn angehört, welcher ein neuerbautes stattliches Haus in — Street bewohnte, aber aus unbekannten Ursachen schon nach drei Monaten wieder verlassen hatte. Wohin er gegangen, wußte der Herr mir nicht zu sagen; er bezeichnete mir jedoch den Mann, welcher dem genannten Miller den Transport seiner Möbeln besorgt habe und mir möglicherweise genauere Auskunft geben könnte. Diesen Mann fand ich ohne Mühe und erfuhr von ihm, daß Mr. Henry Miller sich nach Atherstone übergesiedelt hatte; er bezeichnete mir ihn als einen wohlhabenden Privatmann ohne Gewerbe, der vermuthlich von seinen Zinsen lebe.

Den alten Hut hatte ich natürlich auf dieser Reise mitgenommen, in meinem Reisesack gutverpackt. Ich begab mich daher nun mit denselben nach Atherstone, und stellte mich Herrn Miller vor, setzte ihm offen und rundheraus mein Anliegen auseinander, und zeigte ihm den Hut und den Papierstreifen mit seinem Namen darauf, welchen ich unter dem Hutfutter gefunden hatte.

„Ich erinnere mich seiner noch ganz gut," sagte er. „Der Hut hat mir gehört, und jenen Streifen Papier mit dieser Adresse hab' ich selber eines Tags dorthin geschoben, wo Sie ihn gefunden haben. Ich reiste damals mit der Eisenbahn nach London, und steckte den Zettel dort hinein, um meinen Hut unter den vielen anderen erkennen zu können, unter die er möglicherweise an den verschiedenen öffentlichen Orten gerathen könnte, welche ich besuchen mußte."

„Und haben Sie den Hut während Ihres Aufenthalts in London verloren?" fragte ich.

„Nein, der Hut ward dort ziemlich herumgestoßen und so schenkt' ich ihn meinem Diener, ehe wir noch London verließen."

„Ist derselbe noch bei Ihnen?"

„O nein, der närrische Kerl verheirathete sich und blieb in London."

„Kennen Sie seine Adresse?"

„Allerdings: er hält das kleine Kaffeehaus in Nr. —, Holborn."

Hiemit war mein Verkehr mit Herrn Miller zu Ende. Es galt zunächst nach London zurückzukehren und seinen früheren Diener aufzusuchen, welcher mir sogleich die erbetene Unterredung gewährte. Natürlich ging ich hier nicht direkt auf meinen eigenen Zweck mit dem Hute ein, sondern sagte: „Ihr früherer Brodherr, Mr. Miller, wünscht aus ganz besonderen Gründen einen Hut wieder herbeigeschafft zu sehen, den er Ihnen damals gab, als Sie aus seinem Dienste traten; der Hut enthält einige wichtige Notizen, welche er jetzt noch einmal einsehen möchte. Ist der Hut noch in Ihrem Besitze?"

„Nein, leider habe ich ihn nicht mehr. Er war mir zu klein, darum veräußerte ich ihn."

— „Vielleicht erinnern Sie sich noch, an wen Sie ihn verkauften?"

„Allerdings, ich vertauschte ihn gegen einige Kleinigkeiten an Hodson, den Gemüsehändler!"

— „Und wo ist dieser Hodson zu finden?"

„Er wohnt droben am Golden Square; seinen Laden kenne ich wohl, aber ich weiß nicht wie die Straße heißt,

wo ein er wohnt. Sie werden sie jedoch leicht finden, denn sie führt gerade aus Klein-Pulteney heraus."

„Das genügt mir; schön' Dank!"

(Schluß folgt.)

Die Auswanderung der Tataren aus der Krimm.

Der Auszug der Tataren und Nogaier aus der Krimm nach der europäischen Türkei hat seit dem April 1860 Verhältnisse angenommen, die nur in dem nicht lange nach der furchtbaren Hungersnoth vom Jahre 1847 erfolgten Exodus der Iren nach der neuen Welt eine Parallele findet. In Rußland hat dieses Ereigniß großes Aufsehen gemacht; in der deutschen Presse ist darüber aber bis jetzt nur Vereinzeltes und Unbestimmtes verlautet. Bei dem lebhaften Interesse der Gegenwart an ethnographischen Fragen werden einige zuverlässige Mittheilungen über diese Vorgänge nicht unwillkommen seyn.

Man wird sich erinnern, daß während des orientalischen Krieges die Franzosen einen Aufruf an die Tataren und Nogaier in der Krimm ergehen ließen, um dieselben gegen die Russen in Bewegung zu setzen. Da sich ein Theil der angesehensten Stammeshäupter in Folge dessen kompromittirt hatte, so war es nicht mehr als billig, daß die Westmächte bei Abschluß des Friedens sich der nun wiederum ihren russischen Drängern anheimgefallenen Stämme einigermaßen annahmen, so daß denjenigen Tataren und Nogaiern freie Hand wurde, auszuwandern, denen die Krimm nicht mehr geheuer schien.

Schon Obermedizinalrath Professor Wutzer aus Bonn, welcher die Dobrudscha im Herbst 1856 bereiste, schreibt in seinem so eben erschienenen ausgezeichneten Reisewerke: „In der Gegend von Karassu wurde damals eine Stadt für die aus der Krimm herübergekommenen Tataren erbaut, zu deren Ausbau die ganze Provinz Dobrudscha Arbeiter und Pferde oder Ochsen liefern mußte." Als Wutzer die entstehende Tatarenstadt besuchte, standen kaum erst hundert bewohnte Häuser und die Zahl der Eingewanderten, besonders aus Kertsch und Eupatoria, berechnete man damals, 1856, auf 18- bis 20,000 Seelen. Karassu selbst ist ebenfalls eine aus früherer Zeit von Tataren bevölkerte Stadt.

Die Dobrudscha ist in der ganzen Welt als ein für Menschen und Thiere unwirthbares Land verrufen und der so unkluge wie unglückliche Zug des bekannten französischen Generals Espinasse zu Anfang des orientalischen Krieges hat eine Menge so düsterer Schilderungen in die Zeitungen gebracht, daß der Ruf dieser Landschaft seitdem vollständig vernichtet zu seyn schien. Die Tataren verfuhren aber, als sie dieses Asyl wählten, keineswegs leichtsinnig, denn die Dobrudscha hat sehr viel Aehnliches mit der Krimm und bietet außerdem noch wesentliche Vorzüge vor den Wohnsitzen, welche die Auswanderer verließen.

Die Tataren sind allerdings nicht die Leute, um ein verwahrlostes Land wieder der Kultur zu erobern: dazu gehören deutsche Fäuste! Aber sie werden in ihrer neuen Heimath nicht schlechter gebettet seyn als in der Krimm, und die türkische Verwaltung wird ihnen jedenfalls mehr Selbstbestimmung gönnen, als es die russischen Militär- und Zivilbehörden, selbst unter dem milden Szepter eines Alexander II., thaten. Denn die Gewohnheit wirkt wie eine zweite Natur und Russen und Tataren lieben einander nicht, obgleich erstere gegen Mohamedaner sonst toleranter als gegen Sektirer der griechischen Kirche, besonders gegen die „Altgläubigen", deren Viele auch an der untern Donau Zuflucht gesucht haben, zu seyn pflegen.

Dieß zur Orientirung: Der Exodus der Tataren und Nogaier hat seit 1855 in immer steigenden Dimensionen fortgedauert und im vorigen Sommer seinen Hochpunkt erreicht. Die Stadt Eupatoria, die den Gegenden, wo die Tataren der Krimm am dichtesten wohnten, den bequemsten Ausfuhrhafen bietet, wurde vom April bis Dezember 1860 nicht leer von Tataren und Nogaiern, welche mit Weibern und Kindern, Pferden und Kameelen, Ochsen und Schafen in langen Reihen heranzogen, um auf türkischen Segelschiffen oder auf Dampfern die Ueberfahrt nach den Mündungsländern der Donau anzutreten. In dem Hafen von Eupatoria allein betrug im Sommer 1860 die Zahl der Auswanderer nicht weniger als 81,240 Männer, Frauen und Kinder, welche von ihren Heerden auch 13,700 Köpfe an Rindvieh, Pferden, Kameelen und Schafen mit an Bord nahmen. Die Auswandererschiffe, meistens türkische, erreichten in diesem Hafen die Zahl von 310, wobei die Dampfer gerechnet sind, welche Auswanderer an Bord nahmen. „Volksmassen", schreibt unser Augenzeuge, „welche auf Nimmerwiedersehen ihre Geburtsstätten verließen und einem ungewissen Schicksal in der Ferne entgegengingen, zogen von allen Seiten durch die Thore der Stadt; sie erschienen mit allerlei Arten von Transportmitteln und Zugvieh. So drängten sie sich durch die engen Straßen von Eupatoria dem Hafen zu. Diese Karawanen zeigten eine ganze Bevölkerung in Bewegung, wie sie alle Habe der häuslichen Einrichtungen, ihr Ackergeräthe, ihre Vorräthe, ihr Geflügel, das nöthige Zuchtvieh u. s. w. mitnahmen, mit einem Worte, es war wie zu den Zeiten der Erzväter. Gleichzeitig ging es ähnlich her in den Häfen von Sebastopol, Theodosia, Kertsch und Berdiansk. Laut ziemlich genauen Zählungen wanderten im Laufe des Sommers 1860 aus sämmtlichen Häfen der Krimm aus 230,000 Tataren und Nogaier beiderlei Geschlechts. Da nun die Gesammtbevölkerung der Tataren und Nogaier auf der Halbinsel 241,000 Tataren und 80,000 Nogaier, also zusammen 321,000 Seelen betrug, so ist gegenwärtig (im Frühjahr 1861) nicht mehr der vierte Theil der Bevölkerung in den vier Steppendistrikten vorhanden, ja die Nogaier sind bereits bis beinahe auf den letzten Mann fort. Wo da und dort noch eine Familie zurückblieb, war nur der ungewöhnlich starke Winter, von welchem in diesem Jahre die Krimm heimgesucht ward, daran Schuld, ja selbst dieser Umstand hätte der Auswanderung keinen Einhalt gemacht, wenn die Schiffer und Dampferkapitäns sich nicht geweigert hätten, in so stürmischer Zeit die Ueberfahrt zu wagen. Mit Staunen beobachteten wir Bewohner von Eupatoria die verzweifelte Hartnäckigkeit, mit welcher die Auswanderer bei Anbruch des Winters, Anfang November, bei Frost, Schnee und Sturm zu Schiffe eilten, wie selbst die Kinder an der Brust, die Greise am Stabe, die Kranken, ja die Sterbenden an Bord gebracht wurden und wie ganze Dorfgemeinden fast in den gewissen Tod gingen. Manche derselben haben denn auch in der That die stürmische Winterfahrt mit dem Leben gebüßt."

Das Merkwürdigste bei diesem Exodus ist der Umstand, daß bei den Tataren seit Einverleibung der Krimm

Alles beim Alten geblieben war; die russischen Behörden ließen ihnen Religion und Sitte unangefochten, sie schafften weder den mohamedanischen Scheriat (das religiöse und bürgerliche Gesetzbuch), noch die Murgis und Beys ab; es stand bei den Tataren Alles so starr und unverändert fest, wie der Tschatyrdagh, der Yaila und die übrigen Bergriesen, zu denen der Steppenbewohner aufschaut: doch kaum hatte die russische Regierung verlauten lassen, das Land stehe offen, Jeder könnte gehen, der nicht bleiben wolle — als das ganze Volk sich erhob und rief: Auf nach der Türkei, auf zu unseren mohamedanischen Brüdern in der Dobrudscha!

Freilich mag, wie unser Gewährsmann aus Eupatoria äußert, das Gerücht, der Czär wolle die Tataren in's Innere Rußlands verpflanzen und sie der Konskription unterwerfen, wesentlich mitgewirkt haben, diese sonst so passiven Naturen zu solchem Entschlusse zu treiben; freilich mögen auch eigennützige Auswanderungsagenten, Schifferheber u. s. w. das Ihrige zu der Aufregung beigetragen haben; immerhin bleibt es charakteristisch, daß diese Menschen die verschriene Dobrudscha und die türkische Paschawirthschaft der russischen Gewalt vorzogen. Wenn man die Auswanderer fragte, wohin sie gehen und ob sie auch wüßten, was ihrer harre, so lautete fast regelmäßig die Antwort: „Wohin wir kommen, wissen wir nicht — wohin Gott uns führt! Wir gehen, weil Alle gehen." — „Und warum gehen denn Alle?" — „Weil Gott es will! Und Gott ist groß!"

Unser Gutsbesitzer in Eupatoria hält den Verlust der Tataren für die Halbinsel für schwer zu verschmerzen: „Alle natürlichen Reichthümer, womit die Hand des Schöpfers die Halbinsel reich gesegnet, wurden von Tatarenhänden eifrig benützt; sie trieben fleißig Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Obstzucht, Gemüsebau, Bergbau, Fischfang und Handel. Sie waren zum großen Theile wohlhabend und manche, besonders Nogaier, haben an baarem Gelde 10-, ja 15.000 Silberrubel mitgenommen, und wenn man nur den geringen Satz von 300 Silberrubel für jede Familie rechnet, so haben die 35,000 Familien, die bereits abzogen, an baarem Gelde, Vieh und anderer Habe mindestens ein Vermögen von 10 Millionen Silberrubel mitgenommen. Dazu kommt jetzt, daß die Regierung den neuen Ansiedlern aus den Gouvernements Olonetz und Omsk, die sie herbeizuziehen sucht, zehnjährigen Erlaß an Steuern anbieten mußte."

Ueber den moralischen Charakter der Tataren schreibt der Berichterstatter des „Courrier d'Odessa" unter Anderm:

„Einer der wichtigsten Glaubenssätze des Islam ist die Enthaltsamkeit von Speise und Trank, die der Gesundheit schaden, also auch Enthaltsamkeit von Branntwein; ebenso ist ihr Familienleben streng nach dem Koran geregelt: die Frauen sind dem öffentlichen Leben entzogen, die Kinder leisten den Eltern unbedingten Gehorsam, die Weiber und Mädchen sind züchtig, anspruchslos, fleißig, und selbst bei Festlichkeiten, Hochzeiten und Dschianen (Versammlungen) wird sehr mäßig gelebt, während bei Frauen der Genuß von Spirituosen wie Gift gemieden wird. Jeder Reisende, der ein Tatarendorf betrat, wird sich des herzlichen Grußes erinnern: Kosche keldy, sesla keldy! (Seyd willkommen, ihr seyd gekommen zu unserer Freude!) Der Tatar empfängt den Gast mit Kaffee, zwei oder drei guten Schüsseln, er breitet Teppiche zum Nachtlager aus, er füttert Diener und Pferde und wenn der Gast am andern Morgen weiter zieht, so würde der Tatar sich beleidigt fühlen, wenn der Fremde nach der Zeche fragte."

Würzburger Stadttheater.

|| **Würzburg**, 24. Dezbr. Possen, Lustspiele und Konversationsstücke haben in den letzten Wochen fast ausschließlich unsere Bühne beherrscht. Wir wollen, wie die Dinge nun einmal stehen, darüber nicht klagen, da für größere, namentlich klassische Dramen die Kräfte des Personals nicht ausreichen, und die Meisten gewiß lieber Geringeres gut, als Bedeutendes schlecht dargestellt sehen. Aber das kann man dann doch verlangen, daß eben wenigstens in der Aufführung dieser leichteren Stücke die billigen Ansprüche des Publikum, das hier ohnedies so langmüthig und nachsichtig ist, wie irgendwo, befriedigt werden. Doch auch da ist nicht Alles, wie es seyn sollte und könnte. Vor Allem kann man doch erwarten, daß ordentlich memorirt und durch die Proben ein fließendes Zusammenspiel vorbereitet wird. Man wird uns keiner Uebertreibung zeihen, wenn wir sagen, daß es in letzter Zeit daran öfters sehr gefehlt hat. Dann ist's freilich kein Wunder, wenn der Souffleur so laut sprechen muß, daß man ihn bis zur Thüre des Parterre hört. Zu Lustspielen und Possen braucht man auch Komiker; neben Hrn. **Denzin**, der in der feineren Komik allerdings Treffliches leistet, soll Hr. **Reuther**, wie es scheint, die niedere Komik repräsentiren. Daß er nicht im Stande ist, diesen Posten auszufüllen, darüber herrscht im Publikum nur **eine** Stimme; zum Ueberfluß wollen wir auf seine neuliche Darstellung des Johann in Nestroy's Posse „die Launen des Glücks" verweisen. Was Hr. Reuther als Komiker, das ist Hr. **Kustermann** als Liebhaber; was für eine Rolle spielte er als Adolph in dem eben genannten Stück, als Lambert in Devrient's „Fabrikant?" Zum Glück war da seine Maske besser als sein Spiel, und man konnte sich doch wenigstens an ersterer etwas schadlos halten für das Ungesalzene seines Vortrags. Wir könnten dies Register der „Nichtgenügenden" sehr leicht noch um unterschiedliche Gestalten vermehren; wir wollen es für jetzt nicht thun, machen auch Niemanden einen Vorwurf daraus, wenn er nicht besser spielt, als er kann; von dem Hrn. Theaterdirektor aber verlangen wir mit Recht, daß er für Leute sorgt, mit welchen sich etwas leisten läßt. Voriges Jahr entschuldigte er sich damit, daß er die Direktion zu spät übernommen habe, um noch ein ausreichendes Personal beschaffen zu können; heuer hat er diese Entschuldigung nicht, aber das Personal ist schlechter als damals. Als dasselbe engagirt wurde, da war wahrlich Zeit genug, es zu prüfen, und Mängel, wie die oben gerügten, lassen sich doch gewiß bald entdecken. Oder gilt etwa der Grundsatz, daß man dem Publikum bieten dürfe, was man mag?

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 104. Sonntag den 29. Dezember 1861.

Der Hut des Raubmörders.

(Schluß.)

Ich traf Mr. Hodson glücklich zu Hause, als ich ihn besuchte; er bestätigte mir, daß er den Hut eingetauscht habe, aber er besaß ihn nicht mehr; er hatte ihn verkauft, er wußte nicht mehr anwen. — „Aber Sie haben doch sicherlich irgend eine Kunde von dem Mann," sagte ich. „Haben Sie ihn nie zuvor oder seither nicht wieder gesehen?"

„O ja," gab er mir zur Antwort; „ich konnte ihn beinahe jeden Tag an meinem Laden vorübergehen sehen. Ich hatte eines Morgens gerade den Hut in der Hand und bürstete ihn ein wenig auf, da trat er herzu und fragte: ob ich den Hut verkaufe. Mir hatte er nicht sonderlich gefallen und ich brauchte keinen; darum sagte ich: 'O ja, für eine halbe Krone ist er mir feil!' und er kaufte ihn sogleich."

„Natürlich paßte er ihm, nicht wahr? Und Sie sahen ihn wohl den Hut auch tragen?"

„Allerdings, er trug ihn stets. Aber seit etwa vierzehn Tagen ist mir der Mann nicht mehr zu Gesicht gekommen."

„Und Sie wissen nicht, wo er zu finden ist?"

„Nein, ich weiß nichts Näheres von ihm, aber ich glaube, mein Nachbar dort drüben könnte Auskunft über ihn geben," sagte er und deutete auf eine gegenüberliegende Schenke.

— „Aber nach wem soll ich drüben fragen?"

„Ah so! daran hab' ich nicht gedacht. Jenun, seinen Namen kenne ich allerdings nicht, aber ich denke, ich kann ihn beschreiben!" sagte er, und wir gingen mit einander hinüber in die Schenke und ließen uns ein Glas Ale geben. Der Gemüsehändler richtete einige bestimmte Fragen an den Schenkwirth, vermöge deren der letztere den Biedermann erkannte, den wir aufsuchten.

— „Ja, ja, ich weiß schon," sagte der Wirth. „Er ist über eine Woche lang nicht hier gewesen, bis er gestern Abend plötzlich wieder kam. Er sagte, er habe krank gelegen; wollte mir einen goldenen Ring verkaufen. Ich kaufte ihn nicht; aber er ließ ihn mir hier, um zu versuchen, ob ich ihn nicht verkaufen könne. Hier ist er."

„Ah," sagte ich, „das ist ein Frauenzimmer-Ring. Ich kenne eine junge Dame, der er, glaub' ich, passen würde; dieser will ich ihn bringen, daß sie ihn ansieht. Wissen Sie den Namen des Eigenthümers?"

— „Seine Kameraden nennen ihn Bob Lester," versetzte der Wirth. „Ich weiß nicht, wo er wohnt, aber ich denke, er wird heute Abend hieher kommen."

„Wollt Ihr ihn zu mir herüberschicken?" fragte der Gemüsehändler.

— „Gerne, — vielleicht könnt Ihr ein Geschäftchen mit einander machen!"

„Höchst wahrscheinlich; — schickt ihn nur herüber."

Ich getraute mir nicht, den Gemüsehändler in's Vertrauen zu ziehen; aber ich hoffte schon durch den Ring zu meinem Zwecke zu kommen. Ich wollte nämlich der Magd der ermordeten alten Dame den Ring zeigen; vielleicht erkannte sie ihn als ein Besitzthum ihrer Herrin. Ich suchte sie auf und führte sie sogleich nach der Schenke. Als man sie den Ring sehen ließ, erkannte sie ihn sogleich für einen, der ihrer verstorbenen Herrin gehört hatte. Es war nun höchst wahrscheinlich, daß Bob Lester einer von den drei Schuften war, welche die alte Dame beraubt und ermordet hatten.

Der Schenkwirth hatte den Auftrag, für den Ring zwei Pfund Sterling zu verlangen; ich wollte aber wo möglich mit dem Eigenthümer selber darum feilschen; darum bot ich ein Pfund zwölf Schillinge dafür, und erbot mich, am Abend eine Antwort abzuholen. Mit dem Gemüsehändler kam ich überein, er solle für mich um den Ring feilschen, denn ich hielt es nicht für rathsam, mich selbst jetzt schon in dieser Angelegenheit zu zeigen. Ich schlug ihm vor, ich wolle in seinem Laden bleiben, während er den Handel abschließe und er solle den Verkäufer des Rings mit herüberbringen, sobald er mit ihm Handels eins geworden sey.

Unserm Abkommen gemäß stellte ich mich um sieben Uhr bei dem Gemüsehändler ein, der nun in die Schenke hinüber ging, während ich in seinem Laden wartete. Eine Stunde verging und er kehrte nicht zurück, und ich begann schon unruhig zu werden, als meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen ward durch einen Volkshaufen auf der Straße, welcher einem von zwei Polizeiern geführten betrunkenen Manne folgte. In demselben Augenblicke kam der Gemüsehändler lachend herbei und sagte: „Der dort ist unser Mann, der den Ring zu verkaufen hat. Er kam ganz betrunken in die Schenke und fing dort einen solchen Skandal an, daß er arretirt wurde, und nun 'brummen' muß."

Ich folgte ihm rasch nach der Polizeistation und machte dem dienstthuenden Inspektor meine Mittheilungen, in Folge deren dieser sogleich den Kerl aussuchen ließ. Wir fanden in seiner Tasche ein kleines leinenes Säckchen, das einige

kleine Geschmeide-Stücke, den Schlüssel zu einem Bramah-Schloß und eine Anzahl Versatzzettel enthielt. In einer andern Tasche fanden wir den Schlüssel einer Zimmerthüre.

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß diese Gegenstände von dem Einbruch und Raubanfall herrührten, bei welchem ich erschienen war, allein ich vermochte in dem Manne keinen von den Dreien zu erkennen, die ich dabei getroffen hatte. In der That war ich bei dem flüchtigen Blicke, den ich auf zwei derselben hatte werfen können, ganz außer Stande gewesen, ihre Züge zu erkennen. Von dem dritten allein hatte ich genug gesehen, um ihn für den Fall, daß er mir begegne, wieder erkennen und die Identität seiner Person herstellen zu können. Ich hinterließ also auf der Station die nöthigen Weisungen, daß man jeden, der etwa vorspreche, um sich nach dem Betrunkenen zu erkundigen, festhalte. Hierauf begab ich mich nach der Wohnung der ermordeten Dame; die Magd erkannte alle die Artikel, welche wir in der Tasche des Trunkenbolds gefunden hatten, als Eigenthum ihrer verstorbenen Herrin, und wir fanden, daß der Bramah-Schlüssel an ein Schreibepult paßte, das der Verstorbenen gehört hatte.

Noch spät in der Nacht sprach ich auf der Station vor und fand hier einen Mann, welcher in Folge meiner Weisungen festgenommen worden war, als er nach seinem Freunde, dem eingesperrten Betrunkenen, hatte sehen wollen. Als ich seiner ansichtig wurde, hatte ich beinahe keinen Zweifel mehr, daß er der Mann war, dessen Gesicht ich in jener Nacht gelegentlich meines Zusammentreffens mit den Raubmördern gesehen hatte.

Am andern Morgen wurden beide vor die Behörde gebracht und des Raubmords und Einbruchs angeklagt, und einstweilen für eine Woche zurückgestellt. Ich hatte zuvor nicht zu ermitteln vermocht, wo diese Männer wohnten, allein sie wurden vor Gericht von mehreren Leuten erkannt und ihre Behausungen leicht entdeckt. Als wir in der Wohnung des zuerst Verhafteten Haussuchung hielten, ward ein vollständiges Handwerkszeug zum Einbrechen gefunden und dazu noch manche andere Gegenstände, welche offenbar nur von Einbrüchen herrühren konnten.

Es war nun noch der Dritte aus der Bande ausfindig zu machen, und die Art und Weise, wie mir dieser in die Hände fiel, ist wirklich merkwürdig. Ich stand nämlich eines Sonntag Abends an dem Schenktische eines gewissen Bierhauses in Albany Street, Regent's Park, trank in aller Ruhe mein Gläschen Ale und sah dem Treiben um mich her zu, als ein schmuckes kleines Dienstmädchen herein kam, um sich ihr Bier für das Abendbrod zu holen, den Bierkrug in der einen, den Hausschlüssel in der andern Hand. Sie äußerte gegen das Schenkmädchen, wie einsam und langweilig sie sich fühle, so allein in dem großen Hause, da die Familie den ganzen Tag abwesend gewesen sey und erst spät am Abend heimkehren werde.

Zwei Männer, welche gleichzeitig mit mir am Schenktisch ihren Gin-Grog tranken, hatten die Aeußerung des plappernden Mädchens ebenfalls mit angehört; und als nun das Mädchen das Bierhaus verließ, folgten sie ihr rasch auf dem Fuße und redeten sie an. Das Aussehen der beiden Bursche gefiel mir nicht, und da mir schwante, daß sie nichts Gutes vorhatten, so fragte ich das Schenkmädchen, ob sie wisse, aus welchem Hause die Magd gekommen war. Sie bezeichnete mir die Nummer eines Hauses in derselben Straße. Ich trank mein Ale aus und ging hinaus, um zu sehen, was die Burschen wohl vorhätten. Als ich dem Hause nahe kam, aber auf der entgegengesetzten Seite der Straße, sah ich das Mädchen vor der Hausthüre mit den beiden Männern plaudern, und nach einiger Zeit gingen sie alle drei mit einander in das Haus. Ich blieb außen vor dem Hause als Wache.

Nach Verfluß von ungefähr einer halben Stunde sah ich die vordere Hausthüre öffnen und wieder zuschlagen; aber niemand kam heraus. Kurz darauf sah ich ein Licht im zweiten Stockwerk und den Schatten eines Mannes, der sich im Zimmer herum zu thun machte. Ich begriff alsbald, was dort vor sich gehe; kehrte daher sogleich nach dem Bierhause zurück und bat, man möge in aller Stille einen Boten nach der Polizeistation schicken und Hülfe holen lassen.

Diese kam auch alsbald an. Nach Verlauf von einer weitern halben Stunde ward die Hausthüre, an welcher wir lauerten, behutsam geöffnet und ein Mann mit einem großen Paket in der Hand wollte heraustreten, als er plötzlich überfallen und nach der Station geschleppt wurde. Wir ließen einen Polizeidiener als Schildwache vor der Thüre zurück.

Als wir unsern Gefangenen durchsuchten, fanden wir so viel Juwelen, Silbergeschirr und andere werthvolle Gegenstände bei ihm, daß man damit einen Laden hätte ausrüsten können. Unter anderm war dabei auch eine Börse aus Frauenhaaren; und da sie die einzige dieser Art war, die ich je gesehen hatte, so merkte ich mir sie ganz besonders; sie enthielt nur ein einziges gekrümmtes Goldstück, eine Drittels-Guinee, welche zu den Seltenheiten gehört, da diese Münze seit vielleicht fünfzig Jahren außer Kurs ist.

Nachdem wir unsern Gefangenen eingesperrt hatten, kehrten wir zu dem Hause zurück. Hier erschien Alles ganz ruhig. Nachdem wir aber einige Zeit gewartet hatten, fiel mir ein, der andere Kerl könnte das Mädchen umbringen oder noch Schlimmeres vorhaben. So pochte und schellte ich denn an der Thüre.

Nach einem längern Verzuge, als mir gerade nothwendig erschien, ward die Hausthüre von dem Dienstmädchen geöffnet. Ich fragte, ob ihr Herr zu Hause sey. Sie verneinte und sagte, es sey niemand im Hause als sie.

„Wo sind die Männer, die du mit dir hereingelassen hast, als du Bier holtest?" fragte ich.

— „Ich habe keine Männer hereingelassen", erwiderte sie in großer Verwirrung; „sie sind fortgegangen."

„Einer ist weggegangen, aber der Andere ist noch hier, und hat sicher nichts Gutes im Sinne."

— „Wie können Sie das sagen? Ich weiß gewiß..."

„Ich weiß gewiß, daß das Haus ausgestohlen worden ist. Wir sind Polizeibeamte und müssen das Haus durchsuchen."

— „Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht...."

„Das werden wir dir bald erklären.".

Wir traten in's Haus und gingen zunächst in die Küche, um hier den andern Schuft zu suchen, allein er war nirgends zu sehen. Wir stöberten lange herum und forschten nach ihm, bis wir ihn endlich in der Wasserbütte fanden, bis an die Kniee im Wasser. Rasch brachten wir ihn nach der Station, aber als wir ihn durchsuchten, fanden wir nichts bei ihm als einen silbernen Löffel.

Ich brachte diese beiden in keinerlei Zusammenhang mit der Ermordung der alten Dame; zufälligerweise aber erwähnte ich der Geschichte dieses Fangs gegen die Magd der Erschlagenen, und als ich von der Börse aus Haar und der verbogenen Drittels-Guinee sprach, rief sie: „Ei, das muß die Börse meiner armen Herrin seyn; sie hatte eine solche, und hat sie mir oft gezeigt. Ich könnte darauf schwören, wenn ich sie sehen könnte."

„Sie sollen sie sehen," sagte ich.

Schon am Montag, als ich die am Sonntag Abend verhafteten Burschen besucht hatte, war mir das Gesicht des einen von den beiden, in dessen Tasche sich die Börse gefunden, als bekannt aufgefallen. Jetzt aber, wo die jüngste Mittheilung des Dienstmädchens der Erschlagenen meinem Gedächtniß zu Hülfe kam, gelangte ich endlich zu dem Schlusse, er müsse derjenige seyn, dem ich einen so verhängnißvollen Schlag versetzt hatte. Ich bat den Divisionschirurgen, seinen Kopf zu untersuchen, um zu sehen, ob er nicht noch Spuren von einer frischen Wunde trage.

Das Ergebniß dieser Untersuchung war ganz zufriedenstellend und entscheidend. Ich hatte nun Gewißheit über meinen Mann, und ein gewisser Beweis, welcher bei der gerichtlichen Verhandlung produzirt wurde, bestätigte dieselbe. Die drei Verbrecher wurden auf die überführenden Beweismittel hin allesammt schuldig befunden, zum Tod verurtheilt und hingerichtet. Aber ich zweifle, ob sie ohne jenen Hut des Raubmörders jemals entdeckt worden wären. —

Das Alter der europäischen Kronen.

Die „Allg. Preuß. Ztg." enthält unter dieser Ueberschrift folgenden interessanten Artikel:

Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg am 18. Januar 1701 die preußische Königskrone auf sein Haupt setzte, war diese jüngste der Kronen Europas die zehnte in der Altersfolge derselben, ungerechnet die von Karl dem Großen im Jahre 800 gestiftete ehrwürdige römisch-deutsche Kaiserkrone, welche erhaben über allen schwebte.

Die älteste unter den damals (im Jahre 1701) noch existirenden christlichen Königskronen war die von Egbert durch Vereinigung der angelsächsischen Reiche im Jahre 827 begründete englische. Dieser folgten, auf Grund des zwischen den Enkeln Karl's des Großen im Jahre 843 geschlossenen Vertrags zu Verdun: 2) die deutsche und 3) die französische, wenn wir nicht letztere aus merovingischen Zeiten herdatiren wollen, wo sie dann freilich allen übrigen in der Anciennetät voranstehen würde.

Die lombardische Krone vom Jahre 562 und die burgundisch-arelatische vom Jahre 888 können, beiläufig bemerkt, hier als blos noch titular nicht in Betracht kommen, ebenso wenig die unselbständige norwegische vom Jahr 1033, die so vielen Wechselgeschicken ausgesetzte und erst im vorigen Jahrhundert erneuerte sizilische vom Jahre 1130, und die böhmische Mediatkrone vom Jahre 1139, und noch weniger die Kronen in partibus von Cypern und Jerusalem.

Das bedeutungsvolle Jahr 1000 n. Chr. brachte drei neue Kronen, nämlich 4) die spanische, zufolge der Vereinigung der Theilkönigreiche Castilien, Aragonien und Navarra; 5) die polnische und 6) die ungarische. Zu diesen gesellte sich bald auch noch 7) die dänische Krone (1015), 8) die schwedische, 9) die portugiesische (1139), und damit schien lange Zeit die Zahl der Planeten, die um die Kaiserkrone kreisten, geschlossen.

Erst sechs Jahrhunderte später hob mit der (10.) Krone Preußens eine neue Schöpfungsära an, in rascher Folge stiegen auf: 11) Sardinien, dessen thatkräftige Dynastie den Hohenzollern, gleichwie drei Jahrhunderte früher in der Fürsten-, so jetzt in der Königswürde nacheilte (1720), 12) Rußland (1721) und 13) die Krone beider Sizilien (1739), welcher das Verhängniß der ominösen Zahl 13 nicht erspart bleiben sollte.

Gleichwie aber Preußens Aufgang das 18., so eröffnet des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation Untergang das 19. Jahrhundert, und aus seinen Trümmern erheben sich fünf neue Kronen: 14) die österreichische (1804); 15) die bairische, welche zwar in ihrer nunmehrigen Erneuerung napoleonischen Ursprungs, aber durch eine mehr als tausendjährige Vorgeschichte sanktionirt ist; 16) die württembergische (1805), 17) die sächsische (1806) und 18) die hannoversche (1814). Diesen reihen sich endlich noch als neueste Kreationen an die Kronen: 19) der Niederlande (1815), 20) Belgiens (1831) und 21) Griechenlands (1832).

Von jenen neun alten Königskronen nun, welchen die preußische sich im Jahre 1701 als zehnte zugesellte, sind inzwischen drei in Abgang gekommen, sodaß nunmehr Preußen die siebente Anciennetätsstufe in dem europäischen Staatensystem einnimmt; eine heilige Zahl, welche die Politiker früherer Zeiten, wo man nur sieben Planeten kannte, unwillürlich zu astrologischen Gleichnissen verlockt haben würde.

Noch wunderbarer ist das Geschick, welches über den Dynastien gewaltet hat, die jene sechs aus der vorpreußischen Zeit allein noch übrigen Kronen trugen. In dem kurzen Zeitraum von kaum mehr als anderthalb Jahrhunderten sind sie bis auf Eine abgegangen, und zwar hat in England die Dynastie inzwischen zweimal gewechselt, in Frankreich und Schweden sogar je dreimal, in Spanien und Portugal aber je einmal: sodaß also das jugendliche Königshaus der Hohenzollern nunmehr — nächst dem bereits im Abgang begriffenen dänischen — der älteste Kronenträger Europas ist.

Die Cisternen von Venedig.

Wenn irgendwo eine gute Versorgung mit Trinkwasser unerläßlich erscheint, so ist das gewiß in Venedig der Fall, das, mitten in den Lagunen gelegen, an die Wissenschaft appelliren muß, um dieses Lebenselement zu gewinnen und sich zu erhalten. Die Gesammtoberfläche der Stadt beträgt 5,200,000 Quadrat-Metres — wenn man die großen und kleinen Kanäle abzieht — auf welche im Jahre durchschnittlich je 82 Kubikcentimetres Regen fallen. Der größte Theil dieses Regens wird in 2,077 Cisternen aufgefangen, von denen 177 dem Staate und 1,900 Privaten gehören und die zusammen eine Kapazität von 202,735 Kubikmetres haben. Der Regenmesser des bischöflichen Seminars zeigt, daß der Regen in hinreichender Menge fällt, um diese Cisternen fünfmal jährlich anzufüllen, was auf den Kopf 24 Litres täglich macht; da aber der zur Reinigung des Wassers bestimmte Sand den dritten Theil der Cisternen ausfüllt, so

reduziren sich diese 24 Litres auf nur 16. So ist das Bedürfniß der Stadt gesichert. Wir möchten nun die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Erbauungsweise dieser Cisternen und das dazu verwendete Material richten, weil man überall den Venetianern nachahmen könnte, die mitten im Meere wohnend, immer ein reichliches, klares und frisches Trinkwasser haben. Die Hauptmaterialien sind Thon und Sand. Man gräbt nur bis auf drei Metres Tiefe in den Boden ein, weil man sonst auf Meerwasser stoßen würde. Die Aushöhlung hat die Form einer umgestürzten Pyramide, deren Basis gegen Himmel steht. Die Wände derselben werden mittels eines Gerüstes aus Eichenholz gestützt, das von der Spitze der Pyramide bis zu ihrer Basis reicht.

Auf dieses Gerüst legt man eine feste Schichte reinen Thons, deren Oberfläche mit großer Sorgfalt geglättet wird, deren Dicke in den größten Cisternen nicht mehr als 30 Centimetres beträgt und die sehr gut dem Andrang des Wassees und den Wurzeln der im umgebenden Boden wachsenden Pflanzen widersteht. In der Tiefe der Aushöhlung stellt man einen runden wie einen Dampfkessel ausgehöhlten Stein, auf welchem man einen cylindrischen Bau vom Durchmesser eines gewöhnlichen Brunnens aus trocknen und gut gearbeiteten Backsteinen errichtet, von welchen nur die untersten mittels konischer Löcher durchbohrt sind. Dieser Cylinder wird bis über das Niveau des Bodens erhoben und mit dem Deckstein eines gewöhnlichen Brunnens geschlossen. Der Raum zwischen ihm und den Wänden der Pyramide wird bis zur Oberfläche mit reinem Meersande ausgefüllt. An jedes Eck der Pyramide stellt man eine Art steinernen Bassins, das mit einem durchlöcherten steinernen Deckel versehen ist; diese vier Bassins sind durch einen aus trocknen Backsteinen erbauten, auf dem Sande ruhenden Kanal untereinander verbunden. Das Ganze ist von dem gewöhnlichen Pflaster bedeckt, welches man in der Richtung der vier Ecköffnungen abschüssig macht. Das auf den Dächern gesammelte Wasser dringt nun in den Sand und durch diesen in den Mittelpunkt des Brunnens, in welchen es durch die kleinen konischen Löcher der untersten Backsteine hineinrinnt.

(N. Münch. Z.)

Würzburger Stadttheater.

Freitag den 27. Dez. „Maurer und Schlosser." Oper von Auber. Die meisten Opern Auber's sind in dem leichten, französischen Konversationsstyl geschrieben und verlangen als sog. „Spielopern" auch ein leichtes, zusammenhängendes und abgerundetes Zusammenspielen der einzelnen Rollen. Allein ehe man noch vom Spielen sprechen kann, muß man bei solchen Konversationsstücken bereits mit dem Memoriren fertig seyn. Aber schon in diesem ersten Erforderniß zeigten sich heute deutliche Mängel; die Folge davon war, daß die Konversation ziemlich holperig vor sich ging, ja manchmal sogar stockte; und dabei fanden es einige der Mitwirkenden, besonders Hr. Dr. Liebert und Hr. Büdinger, nicht einmal der Mühe werth, das, was sie zu sprechen hatten, laut und deutlich zu recitiren, was seinen natürlichen Grund in dem mangelhaften Memoriren hat. Kein Wunder dann, daß an ein präcises, abgerundetes Spiel gar nicht zu denken war. Wenn man nun auch ein gutes Spiel nicht bei Allen verlangen kann, so sollte man doch erwarten dürfen, daß im Memoriren und Deklamiren billigen Anforderungen entsprochen würde. Die darin vorgekommenen Mängel waren aber wohl die Hauptursache, daß die Oper nicht die günstige Aufnahme fand, welche ihr nach der Handlung überhaupt und nach der trefflichen Musik mit den frischen und lebendigen Melodien gebührte. Auch konnte man sich mit den musikalischen Leistungen eher zufrieden geben, wenn auch hier Vieles auszusetzen wäre. Hr. Reuther hat nicht einmal seine kleine Rolle sich sicher einprägen mögen, so daß er im zweiten Akt einmal ganz aus dem Texte kam; Hr. Seyler hatte wieder den matten, unsicheren Ton und Vortrag, den wir schon mehrmals zu rügen Veranlassung nahmen; auch Hr. Dr. Liebert war einigemal nicht ganz sicher und nur an wenigen Stellen so gut, wie er durchaus hätte singen können. Frl. Schütz konnte zwar mit ihren schwachen Stimmmitteln im Quartett und Finale des ersten Aktes nicht aufkommen, sang aber im Verhältniß zu ihrer Stimme das Zankduett im dritten Akt mit Frl. Barth ganz wacker. Frln. Fischer, welche schon in einigen kleineren Rollen, wie auch heute, ganz Befriedigendes leistete, möchten wir nur darauf aufmerksam machen, daß sie nicht die richtige Methode zu singen zu befolgen scheint, die Töne ohne gehörigen Anschlag aus der Brust heraus ausbilden will, dabei aber herausdrückt, bei welcher Art zu singen sie sich selbst wehe thut, indem ihrer Brust und ihrem Athem die Kraft und Ausdauer mangeln muß. Möge sie dieses berücksichtigen, so lange sie es noch mit leichter Mühe verbessern kann.

—C.—

Miscellen.

Nach einer in der Augsburger „Allg. Ztg." mitgetheilten Berechnung sind im Jahre 1860 auf der Welt in runder Zahl 20,000 deutsche Meilen elektrische Telegraphen gezogen, ungerechnet die mehrfachen Leitungen und die unterseeischen Telegraphenlinien; dies würde also dem Vierfachen des Erdumfanges gleichkommen. An Eisenbahnen waren in sämmtlichen Welttheilen 1860 ungefähr 12,500 Meilen im Betrieb; die bedeutendsten Völker erscheinen mit ihren Eisenbahnen in derselben Reihenfolge wie mit ihren Handelsflotten — obenan die Nordamerikaner, Engländer und Deutschland mit 5500, 2200 und 2000 Meilen. Die Gesammtlänge der befahrenen Schienenwege würde schon jetzt mehr als zweimal um die ganze Erde reichen und die bereits vermessenen oder im Bau begriffenen dürften wohl ein Drittel Aequatorlänge haben.

•

(Fidibus.) Zur Erklärung dieses Wortes bringen einige Zeitungen ganz neuerdings wieder eine alte Anekdote von Gundling herbei, der bekanntlich Friedrich Wilhelms I. Hofgelehrter und Hofnarr war. Derselbe soll einst im Tabakskollegium seine Pfeife mit einem Papierstreifen angezündet und dabei seinem Nachbar zugerufen haben: Vide, bos (Sieh her, du Ochse)! Dies kann wohl geschehen seyn, enthält aber keine Erklärung des Wortes. Die einzige unzweifelhaft richtige Ableitung ist fil de bois, Holzfaden; ein langes Stäbchen von Tannenholz, unten mit Schwefel versehen, wie man deren noch jetzt mitunter in Wirthshäusern in Westphalen, Belgien, Lothringen zum Anzünden des Tabaks bereit findet. Fildebos, Fidibos ist provinzielle Aussprache. Gedruckt kommt das Wort zuerst 1736 bei Liscow vor.

•

Druck und Verlag der Stahel'schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.